Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

BERKELEY
LIBRARY
UNIVERSITY OF
CALIFORNIA

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Badische Heimat

Zeitschrift für Volkskunde, ländliche Wohlfahrtspflege, Heimat- und Denkmalschutz
15. Jahrgang * Jahresheft 1928

Karlsruhe

Im Auftrag des Landesvereins
Badische Heimat herausgegeben
von **Hermann Eris Busse**
Freiburg i. Br.

1 9 2 8

Verlag G. Braun in Karlsruhe

Digitized by Google

Inhaltsverzeichnis

Seite

Die Oberrheinischen Lande. Eine geschichtliche Einführung von Franz Schnabel, Karlsruhe 5
Landschaft und Siedlungsbild der Rheinebene zwischen Murg und Pfinz im Wechsel geschichtlicher Zeiten, von Michael Walter, Karlsruhe 21
Rheinwärts. Gedicht von Friedrich Roth, Waghäusel 33
Römische Kultur in der Karlsruher Landschaft, von Otto Homburger, Karlsruhe . . 34
„Karls-Ruhe", von Edgar Freiherr von Rotberg, Karlsruhe 44
Das Karlsruher Residenzschloß, von Hans Detlev Rösiger, Karlsruhe 53
Karlsruher Kunstleben unter Großherzog Friedrich I., von Karl Widmer, Karlsruhe . 63
Heinrich Vierordt, von Rudolf Presber, Berlin 71
Die Baukunst Karlsruhes in zwei Jahrhunderten, von Arthur Valdenaire, Karlsruhe . 72
Lavaterana (Aus Lavaters Tagebüchern) 86
Weinbrenner und Tulla, von Arthur Valdenaire, Karlsruhe 89
Karlsruher Straßennamen, von Franz Heidelberger, Karlsruhe 101
Das Karlsruher Gesellschaftsleben zur Zeit J. P. Hebels, von August Friedrich Raif, Karlsruhe 105
Als stiller klarer See ruht meine Seele, Gedicht von Max Dennig, Oberkirch 112
Das Scheffelmuseum in Karlsruhe, von Wilhelm Zentner, München 115
Das Hans Thoma-Archiv in Karlsruhe, von Josef August Beringer, Mannheim . . 122
Bachbild. Gedicht von Friedrich Roth, Waghäusel 129
Stadterweiterungspläne und Heimatschutz in Karlsruhe, von Hermann Schneider, Karlsruhe 130
Von der Vogelwelt der Karlsruher Landschaft, von Otto Fehringer, Karlsruhe . . . 140
Was d'Schpatze pfeife, Gedicht von Fritz Römhildt-Romeo, Karlsruhe 145
Der Charakter des Karlsruher Rheinhafens, von Emil Pfeiff, Karlsruhe 146
Aus der Geschichte der Dampfschiffahrt auf dem Oberrhein, von Emil Heidelberger, Karlsruhe 157
Die Entwicklung der Industrie in Karlsruhe und Umgebung, bearbeitet vom Badischen Statistischen Landesamt, Karlsruhe 160
Der verdient Himmel. Gedicht von Fritz Römhildt-Romeo, Karlsruhe 164
Die Technische Hochschule, von Franz Schnabel, Karlsruhe 165
Die volkskundliche Abteilung des Badischen Landesmuseums, von Max Walter, Amorbach 172
Die Badische Kunsthalle, von Lilli Fischel, Karlsruhe 183
Aus den Annalen der Landesbibliothek, von Karl Preisendanz, Karlsruhe 191
Nachtbildchen. Gedicht von Heinrich Vierordt, Karlsruhe 200
Das Badische Generallandesarchiv, von Hermann Baier, Karlsruhe 203
Karl Friedrich Drollinger, von W. E. Oestering, Karlsruhe 208
Die Universität zu Durlach, von Adolf Wolfhard, Durlach 213
Zur Geschichte der Ettlinger Schloßkapelle von Augustin Kast, Ettlingen 219
Ettlinger Wasserzeichen. Ein Beitrag zur Geschichte der Papiermacherei von Karl Springer, Ettlingen 232
Das Ettlinger Heimatmuseum, von Otto Brandel, Ettlingen 240
Volkskundliche Streife durch die Hardt, von Arthur Hauer, Karlsruhe 246
Kleine und kleinste Kunstdenkmäler in der Karlsruher Landschaft, von Bernhard Weiß, Karlsruhe 260
Das Badische Denkmälerarchiv und sein Schöpfer Wilhelm Kratt, von Rudolf Proschky, Karlsruhe 267
Städtebau, Literatur und Kunst, Bücherbesprechungen von Hermann Eris Busse, Freiburg i. Br. 279

Ganzseitige Bildtafeln

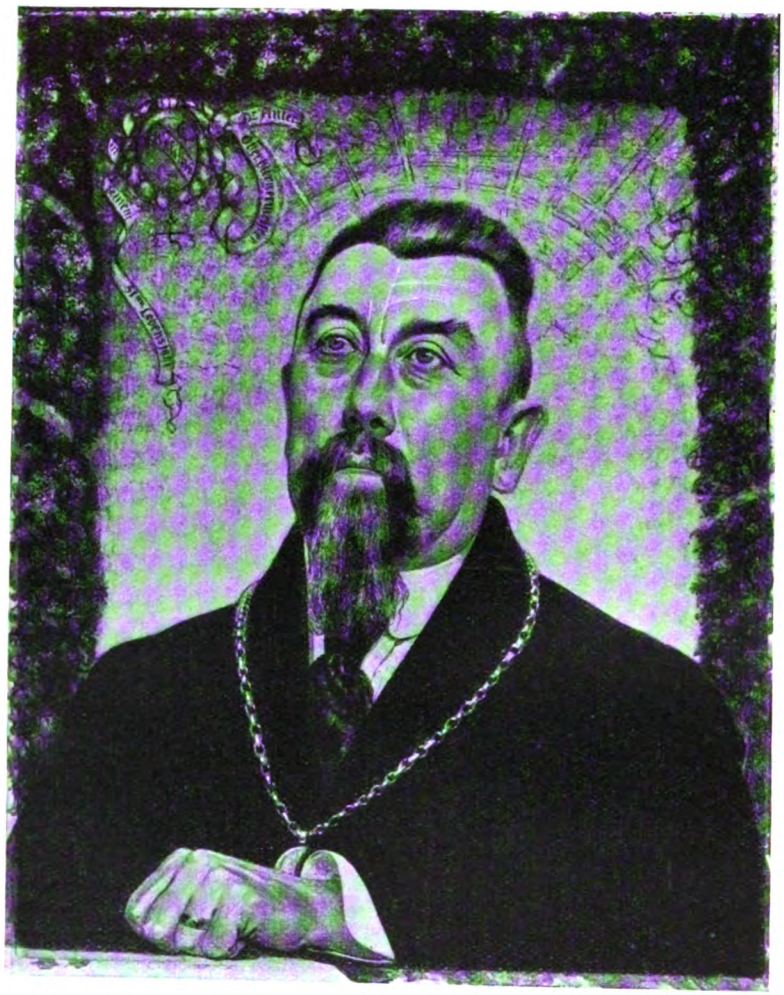
August Babberger / Meine Familie (S. 3). — Hans Adolf Bühler / Bildnis Oberbürgermeister Dr. Finter (S. 4). — Hermann Binz / Studie für Stein (S. 19). — Walter Conz / Stadt am Bodensee (S. 20). — August Gebhard / Rheinebene bei Karlsruhe (S. 61). — Hermann Gehri / Tannenwand (S. 62). — Albert Haueisen / Karlsruher Landschaft (S. 87). — Wilhelm Hempfing / Weiden am Altrhein (S. 88). — Karl Hubbuch / Eingang zum Hans-Thoma-Museum (S. 99). — Hermann Kupferschmid / Karlsruher Rheinhafen (S. 100). — Otto Schneider / Das Quartett (S. 113). — Wilhelm Schnarrenberger / Gruppenbild (S. 114). — Georg Schrehögg / Flora im Karlsruher Stadtgarten (S. 155). — Karl Sedinger / Mädchenbüste (S. 156). — Arthur Valdenaire / Pavillon Ecke Kriegs- und Ritterstraße, erbaut von Weinbrenner (S. 201). — Gustav Wolf / Blick aus dem Atelier (S. 202).

Digitized by Google

Meine Familie
(Ölbild 1920)

August Babberger

Digitized by Google



Oberbürgermeiſter Dr. Finter
(Tempera)

Hans Adolf Bühler

Digitized by Google

DD 801
B11 E3
v. 15-17

Die Oberrheinischen Lande

Eine geschichtliche Einführung von Franz Schnabel, Karlsruhe

Karlsruhe liegt im Mittelpunkt der oberrheinischen Lande, die Bedeutung der badischen Landeshauptstadt ist in dieser ihrer geographischen Lage begründet. In wenigen Menschenaltern ist die Schöpfung fürstlicher Willkür zum naturgemäßen Kerne einer bedeutsamen historischen Landschaft geworden, und sie hat dadurch erwiesen, daß sie doch nicht nur eine „künstliche Stadt" ist und daß der menschliche Wille die Dinge gestalten kann, ihnen nicht nur zu folgen braucht. Diese bedeutsame Funktion, welche der badischen Hauptstadt heute im Zusammenhang der ganzen Landschaft zukommt und von der in den folgenden Aufsätzen dieses Jahresheftes noch öfters im besonderen die Rede sein wird, mag es rechtfertigen, wenn wir dem Karlsruher Jahresheft einen umfassenderen Rahmen geben und zunächst von der unvergleichlichen historischen Landschaft sprechen, aus deren Mitte Karlsruhe spät, aber umso eindrucksvoller erwachsen ist. Wir fühlen uns dabei eins mit den bedeutsamen Überlieferungen unserer badischen Geschichtsforschung, die ihre Aufgabe immer im größeren Zusammenhange begriffen hat, indem sie stets das ganze alemannisch-fränkische Volkstum, wie es an den Ufern des Oberrheins von Basel bis Mannheim und Mainz durch die Gestaltung der Landschaft zusammengefaßt wird, in ihre Forschungen einbezogen hat. Als Franz Josef Mone als erster die Pflege der badischen Geschichte auf der Grundlage der neueren historischen Methode aufbaute, da hat er seine Aufgabe bewußt in diesen größeren Zusammenhang gestellt. Er war — wie die meisten Begründer der modernen Geschichtswissenschaft — als Romantiker zu geschichtlichen Stoffen gekommen, indem er sich für die Größe der mittelalterlichen Welt begeisterte, deren erhabenste Spuren ihm gerade auf dem oberrheinischen Boden und in den alten Klosterarchiven des Schwarzwaldes begegneten. Wir besitzen von ihm ein Jugendbildnis, ein Pastellgemälde im Stile der Heidelberger Romantik, das uns seinen historischen Charakter besser vermittelt, als das bisher ausschließlich veröffentlichte Porträt des in Kämpfen verbitterten und verhärteten Greises; vor jenem Bilde des Jünglings können wir nicht vergessen, daß die Heimatgeschichte dem universalen Geiste der Romantik entstammte und daß sie auch heute noch die gleiche umfassende Aufgabe und Berechtigung besitzt. Franz Josef Mone war Professor an der Universität Heidelberg gewesen, ein Freund und Mitarbeiter des berühmten Friedrich Creuzer, für dessen großes religionsgeschichtliches Werk er die nordischen Religionen bearbeitete; so wurde er ein Kenner des germanischen Altertums, der die Anfänge der germanistischen Wissenschaft neben den Brüdern Grimm mit originalen Forschungen gefördert hat. Seit er dann 1835 Direktor des Generallandesarchivs geworden war, hat er die an anderen Stoffen erarbeitete Methode auf die Geschichte des badischen Landes übertragen und ging nun den spröden und schwierigen Quellen des staatlichen, wirtschaftlichen und kulturellen Daseins mit derselben Liebe und Hingabe nach, mit der er bis dahin

Digitized by Google

Franz Josef Mone. Gezeichnet von Marie Ellenrieder (1835)
(Im Besitze des Generallandesarchives Karlsruhe)

die Dichter des Mittelalters gelesen und betreut hatte. Immer aber faßte er das mittelalterliche Leben, wie es ihm aus den Urkunden und aus den alten Schriften der rheinischen Bibliotheken und Archive entgegentrat, im größten Sinne und mit weitem Blicke auf, um das Bild der ganzen historischen Landschaft zu gewinnen und zu gestalten: die 1850 von ihm gegründete Zeitschrift bestimmte er schon im Titel „für die Geschichte des Oberrheins", und von ihm wie von seinen Nachfolgern in der Leitung der „Zeitschrift" ist in der stattlichen Bänderreihe dieses einzigartigen

Digitized by Google

Repertoriums ein historisches Material zusammengetragen worden, das nun der letzten formenden Gestaltung harrt. Immer aber wird, wer dereinst einmal diese unvergleichliche oberrheinische Landesgeschichte zu schreiben berufen ist, von der letzten und obersten Erkenntnis unserer klassischen Geschichtsforschung ausgehen müssen — daß nämlich der Mensch nicht ohne den Erdboden denkbar ist und demnach die Verbindung zwischen der menschlichen Geschichte und der Landschaft von jeher gerade am Oberrhein die innigste war. Denn die Eigenschaften des Bodens wirken über viele Änderungen des Volkes hinaus fort und treten immer als die gleichen unter den verschiedensten Gewändern hervor.

I.

Den Einfluß der Bodengestaltung auf die Physiognomie von Volk und Land hat Herder zuerst geahnt, die Romantik hat die Lehre näher entwickelt, und die moderne, von dem Karlsruher Friedrich Ratzel ausgebildete Wissenschaft der politischen Geographie hat sie im einzelnen dargelegt und begründet. Die Erkenntnis von der engen Wechselwirkung zwischen Staat und Boden hat insbesondere auch den Blick geschärft für die Erscheinung der historischen Landschaft, die in der Geschichte Italiens ihre reinste Objektivierung gefunden hat und die am feinsten von allen Historikern Jules Michelet am Beispiele Frankreichs zu zeichnen verstand. In jüngster Zeit ist dann auch für Deutschland der Begriff der historischen Landschaft wieder fruchtbar gemacht worden, und es mag in diesem Zusammenhang das Buch des lange in Gernsbach lebenden Albert von Hofmann genannt werden, der in seinem 1921 erstmals erschienenen Werke über „das deutsche Land und die deutsche Geschichte" diese beiden aufs engste zusammengeführt hat und — indem er die Gestaltung des Bodens als wichtige Geschichtsquelle erkannte — die deutsche Vergangenheit und Gegenwart aus ihren geographischen Voraussetzungen verstehen lehrte. Allerdings sind die deutschen historischen Landschaften nicht immer natürlich umgrenzt und in sich vollendet und geschlossen, aber zum wenigsten vom Oberrheine kann man sagen, daß seine politische Entwicklung „in einem für Deutschland seltenen Maße von der Natur des Landes abhängig gewesen ist".

In dem Zusammenhang des mitteleuropäischen Gebirges, dessen Bogen sich von den Ardennen bis zu den Bergen Siebenbürgens erstreckt und dem entlang Deutschland und Österreich erwachsen sind, bildet der lange und tiefe Einbruch der oberrheinischen Tiefebene ein in sich fest und eigentümlich abgeschlossenes Ganze. Und wenn diese Tiefebene trotz ihrer geographischen Einheit im Verlaufe der Jahrtausende doch nur selten und vorübergehend zu politischer Einigung gelangt ist, so geschah dies durch ihre Lage auf der alten Völkerscheide zwischen Gallien und Germanien, im Schnittbereiche der beiden Kulturkreise des Abendlandes, der im Mittelmeergebiet entsprungenen römisch-keltischen und der im mittleren Europa beheimateten christlich-germanischen Kultur; von den beiden Hochrändern der Senke strebten die Völker und Nationen von Osten und Westen immer wieder dem Rheine zu und halbierten das Tal. Das geschah zum ersten Male, als Cäsar hier am Strome — der damit erst in den Gesichtskreis der Geschichte trat — den Vormarsch der Germanen für drei Jahrhunderte aufhielt und als der Rhein dann trotz Limes und Dekumatenland die wahre Ostgrenze Roms in Mitteleuropa bildete; am Rheine, diesem „nassen Graben" entlang zog sich die Wehr der fünfzig Kastelle, von hier aus liefen die großen Straßen des Verkehrs nach Westen, bei jener „Straßenburg", wo der Rheinübergang sich durch die Breusch mit der einzigen natürlichen Straße aus den Vogesen verbindet, wurde 357 der letzte große Sieg der Römer am Oberrhein

Digitized by Google

erfochten. Bald darauf verlor der Strom seine Grenzfunktion, die er der überlegenen Genialität des großen Eroberers Galliens verdankte, und die Staatengründungen der Burgunder in Worms, der Alemannen und der Franken griffen über ihn hinaus; die staatliche und kirchliche Kultur des Karolingerreiches fand zu beiden Seiten des Oberrheines eine Grundlage ihrer Blüte, die Klöster von Reichenau und Murbach und die Königshöfe von Bodman und Königshofen zeugen von den engsten Beziehungen zwischen den beiden Ufern. Noch einmal haben dann die Teilungen unter Karls des Großen Nachfolgern den Rhein zur Grenze gemacht, aber rasch zerfiel das Mittelreich wieder, und so findet die beginnende deutsche Geschichte das obere Rheintal geeint, aber als Außenposten und Grenzmark. Denn der Schwerpunkt des Reiches war mit den Sachsenkaisern nach den ostsälischen Höfen gerückt, der Oberrhein aber gehörte als Vorwerk zum Herzogtum Schwaben, das — wiederum geographisch begreiflich — sich weiter im Innern bildete, geschützt durch das Jurator am Hohentwiel. Das Rheintal aber lag abseits — auch von Westen her überschattet durch das reiche Leben Burgunds — und nur das Emporkommen schwäbischer Grafengeschlechter bereitete eine neue Zukunft vor. Auf dem linken Ufer sind es die Grafen von Egisheim, auf dem rechten aber die Zähringer, die an den Schwarzwaldpässen der Kinzig und Dreisam sich ihre Herrschaft Haslach, die Stadt Freiburg und ihre Stammburg Zähringen erbauten und weiter im Innern, auf dem Schnittpunkte der beiden Übergänge, Villingen gründeten.

Mehr noch als die weltlichen Gewalten ist die Kirche unter den Ottonen durch die Übertragung der königlichen Güter und Gerechtsame gestärkt worden. Die Bischöfe von Worms und Mainz sind es gewesen, die dem im Speyer- und Maingau begüterten salischen Grafengeschlechte die Königskrone verschafften: mit dieser neuen Dynastie, die also eine oberrheinische war, beginnt die große Zeit der oberrheinischen Geschichte, in der sich klarer als irgendwo sonst der Glanz und die Tragik unseres mittelalterlichen Kaisertums spiegelt. Die Salier haben sich in Speyer ihren Dom und in Limburg an der Haardt ihr Familienkloster gegründet; sie haben durch die Erwerbung Burgunds ihre oberrheinischen Stammlande von der Grenzlage befreit, und sie haben dann versucht, im Harz um Goslar sich eine zweite Grundlage zu schaffen. Aber der daraus entbrennende Kampf mit den Sachsen, der sich mit jenem gegen das Papsttum verband, hat sie in der Folge auf ihre ursprüngliche Stellung am Rheine zurückgedrängt. Hier aber kamen ihnen die Mittel des seit der Völkerwanderung eingeschlafenen, allmählich neu erweckten Rheinhandels zugute. Königtum und Rheinstädte standen so zusammen gegen die Kirche; die wirtschaftsgeographische, verbindende Funktion des Stromes drängte die militärische, trennende zurück und vollendete die Einigung des Oberrheins.

Kaiser Heinrich IV. hat mitten in diesen Kämpfen, um sich Südwestdeutschland sicherer zu verbinden, das Herzogtum Schwaben an seinen Schwiegersohn Friedrich von Staufen gegeben: so kamen die Staufer auch in die Rheinebene. Aber indem die militärisch wichtigsten Punkte des Schwarzwaldes bereits im sicheren Besitze der Zähringer waren, gab doch die Bodengestaltung des Elsasses die Möglichkeit, das ganze linke Ufer in gemeinsame Hand zu bringen. Während der Schwarzwald durch seine langen Täler leicht zugänglich ist und zudem mit seinen ausnahmslos westwärts sich ergießenden Abflüssen in der alten Zeit das östliche Rheintal völlig versumpft hat, liegt die Wasserseite der Vogesen umgekehrt gerade auf der dem Rheintal abgekehrten Seite des Gebirges; die Vogesen erfahren also nirgends eine Durchbrechung ihrer Ketten, sie bilden einen geschlossenen Wall, und ihre schwachen Bäche sind um so weniger in der Lage, das Rheintal ungangbar zu machen, weil dieses

Digitized by Google

in der Ill einen natürlichen Abzugsgraben besitzt. So war das linke Ufer für eine einheitliche Gewaltenbildung von vornherein bevorzugt, und die Staufer haben nicht gezögert, sich dieses Vorteils zu bedienen. Ihr Geschichtsschreiber Otto von Freising berichtet an einer berühmten Stelle seiner Chronik, wie der erste staufische Herzog, eben jener Schwiegersohn Heinrichs IV., von seinem Schwaben herkommend den Rhein überschritt und nun längs des Rheinstroms hinabziehend durch Anlage einer Burg nach der anderen mit jedem Bau dessen Umgebung unterwarf: „Der Herzog Friedrich schleppt am Schweife seines Rosses stets eine Burg mit." Dieser Erzählung entspricht noch heute die Menge von Burgruinen am Rande der Vogesen und der Haardt, auf ihren Klippen und Vorhügeln. Barbarossa hat mit dem Familienbesitz dann das Reichsgut vereint, das Festungssystem ausgebaut und eine straffe, streng militärische Verwaltungsorganisation eingerichtet. Zahlreiche schwäbische Ritter wurden als Burgbesatzung, als Hofbeamte und Domänenverwalter angesiedelt: das ist jene Ministerialität, die von ihren oberrheinischen Burgen auszog, um die im königlichen Dienste und durch das nahe Frankreich gebildete höfische und ritterliche Kultur zu verbreiten und um mit ihrem Schwerte und ihrer Klugheit die weltweite Politik der Hohenstaufen in Italien und Sizilien durchzuführen. Der Trifels bei Annweiler mit seinen Nebenburgen, dem Scharfenberg und dem Anebos, diese Zentralstelle der staufischen Macht, erinnert an die größten und an die düstersten Tage unserer mittelalterlichen Geschichte; denn Marquart von Annweiler hat in einem langen und verzweifelten Kampfe die Rechte des staufischen Hauses in Sizilien verfochten, und Conrad von Scharfenberg war Zeuge der Ermordung Philipps von Schwaben und führte dann die Schätze des Trifels und die Tochter des Ermordeten dem Welfen Otto IV. zu.

Das Weltreich auf oberrheinischer Grundlage brach allerdings mit dem großen Verzweiflungskampfe Kaiser Friedrichs II. zusammen. Die Ministerialität hatte schon in der Thronzeit unter Philipp von Schwaben ihre Burgen aus Verwaltungsbesitz zu Lehensbesitz erhalten — aus Dienstmannen waren auch rechtliche Reichsritter geworden; aber dem letzten Staufer war es nochmals gelungen, das elsässische Burgensystem neu zu festigen. Doch die Bedrängnisse in Italien ließen ihn immer mehr königliche Rechte an die geistlichen und die weltlichen Fürsten preisgeben, und als die kaiserliche Macht zerbrach, zersplitterte auch die Einheit des rheinischen Landes, die einmal wenigstens unter den Staufern Wirklichkeit werden zu wollen schien und die unter glücklicheren Zusammenhängen vielleicht auch die Grundlage für die Entwicklung eines starken deutschen Königtums hätte geben können. Nun aber mußte gerade das Rheintal den Rückschlag und die völlige Zersplitterung des Reiches am schlimmsten an sich verspüren. Auf dem rechten Ufer starben zur gleichen Zeit die Zähringer Herzöge aus; der große Besitz dieses Geschlechtes von Städtegründern, das sich vom Breisgau über Alpen und Jura bis nach Burgund gedehnt und einige Augenblicke die Möglichkeit eines großalemannischen Staates gewiesen hatte, wurde unter die Fürstenberger und Freiburger zerteilt. Und das linke Ufer, das zur Staatenbildung besonders geschaffen, eben deshalb den Königsbesitz gerundet hatte, ward nun gerade darum zersplittert. Die Ministerialität wurde das eigentliche Opfer der großen Katastrophe, in deren Verlauf sie noch mehrmals verhängnisvoll eingriff; ihr Führer, der große Bolanden, ließ sich während des Interregnums von dem den Rhein heraufkommenden deutschen König Richard, dem Engländer, das Reichskämmereramt verleihen, ja es scheint, daß er ihm seine Tochter verheiratet hat. Der Sieg des Fürstentums aber war nach dem Zusammenbruch des Königtums nicht mehr aufzuhalten, und der Reichsadel war seit-

Digitized by Google

dem erledigt. Ohne politische Aufgabe und Macht, wurden die Nachkommen jener glänzenden Dienstmannen der staufischen Zeit rasch genug Raubritter; ihre Burgen, die durch die großartige Organisation Barbarossas im geschlossenen System einer ebenso vollständigen Reihe von Städten entgegengestellt waren, wurden eben dadurch zu einer Gefahr für den Verkehr. So entsteht hier am Oberrhein am frühesten jener Gegensatz von Bürgertum und Feudalität, von Kapital und Grundbesitz; der Oberrhein wird das klassische Land des Kampfes zwischen Adel und Städtetum.

Die Städte ihrerseits, aus den staufischen Festungen hervorgegangen, waren nach dem Untergang der Hohenstaufen Reichsstädte geworden — allerdings solche minderen Rechtes, denn sie unterstanden dem kaiserlichen Vogt in Hagenau. Es waren ihrer zehn, die zu dem Städtebunde der Decapolis zusammentraten. Freilich bedeutete es die Schwäche dieses Bundes, daß der stärkste Platz des Landes, Straßburg, ihm nicht zugehörte und sein eigenes Leben als freie Reichsstadt führte. Daß sich aber wenigstens in Straßburgs Kultur- und Kunstgeschichte der geistige Zusammenhang der oberrheinischen Lande auch noch in den Zeiten des sich auflösenden Reiches erhielt, dafür sei zum mindesten der Erbauer des Münsterturmes, der Schwabe Ulrich von Ensingen genannt.

Wenn diese politische Zersplitterung nun im oberen Elsaß nicht so vollständig wurde wie im unteren— wo nur die Herren von Hanau-Lichtenberg und die Pfälzer stärkere Gewalten darstellten —, so ist dies dem Emporkommen der Habsburger zu danken: diese wurden im Sundgau die eigentlichen Erben der Staufer, wie sie im Breisgau und in der Schweiz den Zähringer Besitz allmählich an sich brachten. Ihr Stammsitz war an einer der geographisch und militärisch günstigsten Stellen des Oberrheines errichtet: an der Aare-Wutachlinie, die den Weg über den Jura nach dem Schwarzwald und die Straßen in die Alpen nach Zürich und Burgund öffnet und wo schon die Römer, diese großen Strategen, ihr Lager von Windisch angelegt hatten. Die Grafen des Klettgaues hatten hier ihre Küssaburg errichtet, die Habsburger setzten die Festung Waldshut daneben. Von hier aus hatten sie noch in staufischer Zeit elsässisch-breisgauische Gebiete erworben; jetzt gelang ihr Ausbau in großem Stile, so daß noch einmal die Möglichkeit einer neuen Zusammenfassung am Oberrheine erwuchs. Rudolf von Habsburg hat mit Klugheit und Tatkraft die Lage begriffen, die sich hier beim Ende der Staufer bot, und er hat den wilden Kampf um das staufische Erbe und um die „Präponderanz am Oberrhein" zu seinen Gunsten gewendet. Es kennzeichnet die territorialen Bedürfnisse des habsburgischen Besitzes und zugleich den klaren militärischen Blick Rudolfs von Habsburg, daß er erkannte, wie sein Weg nur über das Bistum Basel gehen konnte; denn nur vom Rheinknie aus, so ward jetzt zuerst deutlich, war der Oberrhein zu einigen, hier war „der einzige Punkt, von welchem aus alles zu beherrschen gewesen wäre". Im Feldlager von Basel traf Rudolf die Nachricht seiner Königswahl; sie hat sein Geschlecht zu weltweiter Wirkung emporgeführt, aber den Schwerpunkt von Macht und Interesse in den Osten Deutschlands verlegt. Gewiß haben die Habsburger gerade auch mit den Mitteln ihrer königlichen Autorität die Vorlande abzurunden und mit dem östlichen Besitz zu verbinden gestrebt; aber sie scheiterten als Landesherren und als Könige an dem heldenhaften Widerstande der reichsfreien Bauern und der reichsfreien Städte der Schweiz, und gerade auf den Anschluß Basels, dem sogar Mühlhausen auf der westlichen Flanke und Schaffhausen auf der östlichen folgte, legten die Schweizer mit ihrem klaren Blick den größten Wert: zu Basel ist dann 1499 auch der Frieden geschlossen worden, der die Freiheit der Eidgenossen endgültig sicherte, aber auch die Zersplitterung des Oberrheins besiegelte.

Digitized by Google

In dem Ablauf der deutschen Geschichte bedeutete diese Entscheidung den letzten schweren Schlag. Denn es setzte gerade zu dieser Zeit der Aufstieg Frankreichs aus mittelalterlicher Ohnmacht ein, das französische Königtum begann den Kampf um die Ausdehnung seiner von Habsburg umfetzten Nord- und Ostgrenze. Indem es den Habsburgern aber mißlungen war, ihre vorderösterreichischen Lande zu einigen und mit dem östlichen Besitze zu verbinden, hing nun das ganze oberrheinische Gebiet gewissermaßen in der Luft: so ward es nochmals und endgültig das Opfer der deutschen Geschichte und mußte die Beute des westlichen Nachbarn werden. An gelegentlichen Versuchen einer verspäteten Einigung hat es nicht gefehlt. Kaiser Maximilian I., auch in anderer Hinsicht ein Mann auf der Wende der Zeiten, straffte noch einmal die Besitzungen seines Hauses am Oberrhein zusammen, erneuerte die althabsburgische Zentralverwaltung in Ensisheim und vereinte, als er dem deutschen Reiche seine berühmte Kreiseinteilung gab, die beiden Rheinufer in dem „oberrheinischen Kreise". Dies entsprach auch durchaus noch dem Stande der territorialen Entwicklung jener Zeit, indem die linksrheinischen Bistümer und auch manche Territorialherren, wie Hanau-Lichtenberg, weite Besitzungen jenseits des Stromes besaßen und umgekehrt immer mehr rechtsrheinisch angesessene Herrschaften sich in das Elsaß hineinzwängten: gar nicht zu reden von den habsburgischen Besitzungen selbst und von der Kurpfalz. Die oberrheinische Lebensgemeinschaft bestand in der Tat auch kulturell noch fort, als das französische Königtum seinen Marsch nach Osten begann und dabei seinem Streben durch Erinnerungen an die keltische Zeit und durch die Lehre von der Grenzfunktion des Flusses einen eigenen Stil zu verleihen strebte. Man kennt die einzelnen Etappen dieses Vormarsches, der schließlich unter Ludwig XIV. seine weiteste Ausdehnung erhielt. Wieder war wie in römischer Zeit der Rhein Reichsgrenze geworden, und aus den gleichen Beweggründen, die einst zum Bau des Limes geführt hatten, legten die Franzosen ihre Hand auf die Brückenköpfe am jenseitigen Ufer, auf Breisach, Freiburg und Philippsburg. Die Geschichte auch des pfälzischen Erbfolgekrieges ist, zum einen Teile wenigstens, aus diesen geographischen Verhältnissen des Oberrheins zu erklären, auch dieser Krieg sollte das französische Aufmarschgebiet erweitern und die Wege öffnen helfen durch die Senke des Kraichgaus und die Pässe des Schwarzwaldes, damit die französischen Heere die große Donaustraße gewinnen könnten ins Herz von Österreich. Die Habsburger ihrerseits mußten Wien verteidigen am Rheine, und so ist das oberrheinische Land im 17. und 18. Jahrhundert unaufhörlich Kriegsgebiet und Schlachtfeld gewesen: bevor die Schlachten an der Donau geschlagen wurden, mußte im Höllental und an der Kinzig gefochten werden, und das österreichische Standlager in Heilbronn diente ebenso sehr dem Schutze des Kraichgauüberganges wie die Stollhofener oder die Ettlinger Linien.

Die dauernde Besetzung der Brückenköpfe ist den Bourbonen versagt geblieben, aber im Elsaß ließen sie sich frühe nieder: sie traten in die habsburgischen Vogteirechte ein und haben diesen Rechtstitel mit List und Gewalt auszuwerten verstanden; sie haben — da die Umgehung die größte Gefahr jeder Flußverteidigung ist — eine Festungskette von Nordfrankreich an die Saar und von da nach Landau und rheinaufwärts bis Breisach und Hüningen gezogen: imposante Zeugen von Vaubans Zeitalter, aus deren Reihe Fort Louis hervorragt, gebaut aus den Steinen von Barbarossas prunkvoller Pfalz zu Hagenau. Hinter diesem Walle aber genoß die elsässische Landschaft des ruhigen Schutzes unter französischer Herrschaft, während das gegenüberliegende Ufer von der Geißel des Krieges unaufhörlich zerschlagen ward. Daß es trotzdem, inmitten der allgemeinen Zerstörung seiner mittelalterlichen

Digitized by Google

Bauwerke und in der unaufhörlichen Bedrohung durch die überlegenen Nachbarn, dennoch unsterbliche Werke der Barockkunst in seinem offenen Lande erstellt hat, bleibt eine denkwürdige Tatsache, von der am deutlichsten Rastatt, die Residenz des Türkenlouis, mit ihrer Vereinigung von militärischen und künstlerischen Erinnerungen spricht.

Die Politik der Bourbonen ist nach ihrem Niedergange von der Revolution und dem Kaiserreiche nochmals aufgenommen worden — mit der neuen Parole von den „natürlichen Grenzen", und in größerem Stile, als Richelieu und Ludwig XIV. es jemals sich hatten träumen können. Durch das politisch-militärische System des Rheinbundes wurden auch die Schwarzwaldpässe und die Donaustraße für Frankreich gesichert und Österreich vom Rheine zurückgeworfen. Und schon wurde nun gerade von Frankreichs Seite die alte, wirtschaftsgeographische Bedeutung des Stromes emporgehoben, und was den Staufern nicht gelungen war, glückte dem französischen Imperator: zum ersten Male in seiner Geschichte ward der ganze Rhein zu einer politischen und wirtschaftlichen Einheit zusammengefaßt. Und als dann das napoleonische Empire versank, da ward zwar die von den Bourbonen gewonnene Grenzfunktion des Oberrheines wieder hergestellt, aber die napoleonische Schöpfung des geeinten rechten Oberrheinufers blieb bestehen. Die Habsburger wollten nicht wieder in die Nachbarschaft Frankreichs, und dies rettete den territorialen Bestand des von Napoleon geschaffenen Großherzogtums Baden. Die Dinge hatten sich nun also so gestaltet: die langen Jahrhunderte der mittelalterlichen Geschichte hatten das von der Natur für eine Staatenbildung begünstigte linke Rheinufer zeitweise geeint, während das rechte durch seine Naturgestaltung nicht dazu hatte gelangen können. Dadurch war das Elsaß vom Reiche geographisch abgelöst worden, ehe es politisch verloren ging. Nun war das rechte Ufer doch noch zur Einigung gelangt, und wenn unter den vielen Dynastien dieser Landschaft gerade die Zähringer Markgrafen zu dieser Aufgabe ausgewählt wurden, so sind die historischen Gründe dafür mehr in individuellen Besonderheiten der Rheinbundszeit zu suchen, als in einer der oberrheinischen Geschichte immanenten Entwicklung. Immerhin gehören auch die besonderen Schicksale der badischen Markgrafschaften in eine Geschichte der Einigung des rechten Oberrheins. Es mag erinnert werden an die zahlreichen Teilungen des Mittelalters, bis schließlich ein Erbvertrag die beiden Häuser in Pforzheim und Baden-Baden begründete. Dann kam die Zeit der Wanderung vom Gebirge in die Ebene, nach Durlach und Karlsruhe und nach Rastatt, bis schließlich Karlsruhe der Überlebende wurde und dann auch die anderen Herren unter seinen Hut brachte, die geistlichen und die weltlichen Fürsten, den habsburgischen und den wittelsbachischen Besitz. Der Gedanke, daß von hier aus der ganze Oberrhein noch einmal geeint werden könnte, tauchte wohl manchmal auf; aber das Los ist dann anders gefallen.

II.

Als Ergebnis unseres historischen Überblickes stellt sich uns also ein merkwürdiger Gegensatz dar, in welchem am Oberrhein die Regelmäßigkeit der Natur — diese für eine deutsche Landschaft geradezu erstaunliche Klassizität und Symmetrie von Ebene und Gebirge — zu der Zersplitterung der historischen Entwicklung sich befindet. Und diese Zersplitterung war nicht nur eine politische, sondern sie brachte im Laufe der Zeit auch eine Auflösung des wirtschaftlichen Zusammenhanges und eine Lockerung des kulturellen und völkischen Bandes, bis sich jene bunte Fülle zwerghafter Bildungen und Bilder ergab, die das oberrheinische Land für die Volkskunde so anziehend, für die Romantik so ergiebig und für das staatliche Leben so

Digitized by Google

Johann Gottfried Tulla
(Nach einer Lithographie im Besitze des Generallandesarchives Karlsruhe)

ohnmächtig machte. Dieses Land wurde, wie Riehl gesagt hat, „das Paradies der deutschen Kleinstaaterei", das klassische Land der kleinen Reichsstädte mit ihrem ganzen Mittelalter von Zunftbräuchen, Volksfesten und von bescheidener Stadtwirtschaft, und so blieb es bis tief hinein in das Zeitalter der Aufklärung und der entstehenden modernen Volkswirtschaft. Es war auch das klassische Land des kleinen Reichsadels und des völlig zersplitterten Bauernbesitzes, das Land der Willkür in Forst und Weide und Acker, das Land der zahllosen Mauten und des gehemmten Verkehrs. So liegt für den Oberrhein die große Zeit auch seiner Landschaft durchaus in jenen Jahrhunderten, wo er die Einheit des mittelalterlichen Reiches an

Digitized by Google

seinen Ufern versammelte: was nachher kommt, ist bunt und vielfältig, doch verehrungswürdig freilich nur für jene Art von Volkskunde, die jeden Brauch — und sei er auch ein Mißbrauch — für heilig hält, weil er von den Vorfahren stammt und das physische Gesetz des Beharrens — oder der Trägheit — beweist. Erst das 18. Jahrhundert bringt mit Flurbereinigung und Bauernbefreiung und mit der beginnenden Auflösung der Zünfte in das Bild von Land und Stadt Bewegung und Aufstieg — doch freilich zu spät, so daß dann die Geschichte von Deutschlands Industrialisierung, entgegen dem Willen ihres großen Propheten Friedrich List, eine langsame Durchdringung mit fremdländischem Geiste wurde.

Am klarsten enthüllt diesen Ablauf der Entwicklung die Geschichte des Stromes, der für unsere Landschaft noch immer die Voraussetzung ihres ganzen Lebens gewesen ist. Der Oberrhein zeigt ja erst seit der Durchführung der Tullaschen Korrektion das heutige Bild eines die Wasser rasch zu Tale leitenden Kanales. Vorher — und bis hinauf in die Anfänge geschichtlicher Zeiten, wo das Rheintal sich durch gewaltigen Einbruch gebildet hatte — war der Oberrhein ein Wildstrom, der bis zur Murg in zahlreichen Armen breit und träge dahinfloß, seinen Lauf fortwährend ändernd, so daß eine Stadt wie Breisach bald linksrheinisch lag und bald rechtsrheinisch. Unterhalb der Murg war der Lauf geschlossener, aber er floß in scharfen Krümmungen dahin, die unaufhörlich an den Ufern nagten, wohl auch plötzlich den Weg änderten; es ist bekannt, daß darum alle alten Siedlungen unserer nächsten westlichen Umgebung hoch über der Niederung des Rheines auf dem alten Hochufer errichtet sind — man sehe auf der Karte die Linie vom Rastatter Schloß bis zur Kirche von Knielingen —, und es ist erst kürzlich beim Tullajubiläum an die Umsiedlung Daxlandens im 17. Jahrhundert erinnert worden und an die Zerstörung so mancher Siedlung in der Niederung und wie sie später binnenwärts wieder aufgebaut wurde. Im Rheingau hören dann plötzlich die Serpentinen auf, der Rhein verbreitert sich, weil das Wasser am Durchbruch durch das Gebirge sich staut. So hat der Oberrhein und seine Tiefebene — wir verstehen darunter immer wieder in geschichtlich-geographischem Sinne den Lauf von Basel bis Mainz — in all den Jahrhunderten, mit denen die deutsche Geschichte zu rechnen hat, einen vollkommen anderen Anblick geboten, als heute: daß schließlich die Durchstiche gemacht, zahlreiche Krümmungen trocken gelegt, wertvolles Acker- und Wiesenland gewonnen wurde, ist die letzte große Veränderung, die im Bilde der oberrheinischen Ebene geschehen ist. Eine Geschichte der Karlsruher Landschaft aber muß an diese Korrektion immer wieder anknüpfen, weil nur so der historische Oberrhein rekonstruiert werden kann. Er zeigt ein von Überschwemmung, Versumpfung und Fieber heimgesuchtes Tal, dessen höchste Erhebung in der Mitte eine wenig fruchtbare Düne ist, während das Getreide auf dem Rande des Hochufers wächst und die tiefer liegenden Stellen von Flußarmen durchzogen werden — in der Niederung des Rheines und am Gebirgsrande, wo Bruchsal, Bruchhausen oder Wiesloch noch an die Sümpfe erinnern.

Frühe begannen die Versuche, Eigentum und Leben gegen die schädigenden Wirkungen von Strom und Feuchtigkeit zu verteidigen. Der patriarchalische Absolutismus des 17. und 18. Jahrhunderts begann die Sümpfe im Osten trocken zu legen und zog die „Landgräben"; er nahm auch den Kampf mit dem Rheine auf, aber die politische Zersplitterung verhinderte gemeinsames Vorgehen, jeder einzelne folgte nur seinem Interesse, oft auf Kosten des Nachbarn. Erst Napoleon brachte die Einigung des Oberrheines im System des Empire und schuf für Tulla die Möglichkeit des Bauens. Napoleons Sturz hat dann das Werk zwar verzögert, aber der entscheidende Antrieb war doch gegeben. Für die Geschichte der oberrheinischen

Digitized by Google

Landschaft bedeutete die Durchführung eine Sicherung gegen Wassergefahr und eine Gewinnung wertvollen Kulturbodens. Und dies war der Zweck des großen Korrektionsplanes gewesen, mochte auch daneben die oberrheinische Schiffahrt über die Nachteile des Werkes klagen, das dem Rheine ein zu großes Gefäll gegeben und die Bergfahrt für diese Zeiten des erst bescheiden einsetzenden Dampfschiffverkehrs unmöglich gemacht habe. Die Korrektion war als reines Landeskulturwerk gedacht, und in dieser Weise hat sie die oberrheinische Landschaft entscheidend umgestaltet.

Außer der Niederung und den Sümpfen besaß die Landschaft, wie erwähnt, von Anfang an das fruchtbare Ackerland auf dem Hochufer und die Sanddüne in der am höchsten gelegenen Mitte. Es ist ja ein Märchen, das längst widerlegt ist, daß erst die Römer den Ackerbau an den Rhein gebracht und daß sie hier nur undurchdringlichen Urwald vorgefunden hätten. Gewiß war das hercynische Waldgebirge, wie die Römer den Schwarzwald bezeichneten, für sie dunkel und düster, aber es ist eine aus der Antike stammende und mit modernen romantischen Anschauungen vermengte, falsche Vorstellung, die sich die alten Germanen als Waldvolk denken möchte. In Wahrheit gab es auch am Oberrhein, wie die prähistorischen Funde beweisen, schon lange vor Cäsars Zeiten längs des Hochufers waldlose Steppenbezirke, die weder durch Rodung noch durch Waldbrennen entstanden sein können, sondern richtige Urstätten der Siedlungen darstellen, auf denen der frühe germanische Getreidebau seine Pflege fand. Und wenn die Germanenscharen, die Cäsar am Oberrhein besiegte, allerdings nicht seßhaft gewesen sind, so war es eben, weil es Wanderzüge waren, die auf der Suche nach neuen Wohnstätten sich befanden. Wie hoch entwickelt der Ackerbau bei den Germanen in Wirklichkeit war, zeigt ja vor allem die Tatsache, daß nachher die Alemannen, als sie am Oberrhein sich festsetzten, eine neue Getreideart, den Spelz, mitbrachten, dessen Anbau heute noch ausnahmslos auf das alemannische Siedlungsgebiet sich beschränkt und darum eine besondere Eigentümlichkeit der oberrheinischen und der schwäbischen Landschaft darstellt.

Nichtsdestoweniger war die Waldmasse auch am Oberrhein trotz jener waldlosen Streifen noch bis ins Mittelalter hinein ungeheuer — und nicht nur auf dem Gebirge, sondern auch in der Ebene, zumal auf dem mittleren Höhenrücken. Denn die Hauptquelle seines Lebensunterhaltes war für den Germanen freilich nicht der Ackerbau, sondern die Viehwirtschaft, und zwar besonders die Schweinezucht. Der Wald aber — und er wurde ja durch die Rodungen der Mönche allmählich verringert — diente noch bis weit über das Mittelalter hinaus als Weide. So wissen wir denn, daß die deutsche Landschaft am Oberrhein bis in die letzten Jahrhunderte allerdings wesentlich anders ausgesehen hat als die heutige. Zwar der Schwarzwald hat schon in vorgeschichtlicher Zeit seine Edeltannen getragen, im übrigen aber überwog durchaus der Laubwald und zwar — eben im Zusammenhang mit der Schweinezucht — der Eichenwald: die Eiche ist die eigentliche germanische Baumart, neben der die Linde nur als einzelstehender Baum vorkam und die Buche recht selten war. Aber schon im frühen Mittelalter setzt der Rückzug der Eiche ein, der seitdem in unserer Gegend nicht aufgehört hat: die verschiedensten Ursachen haben im Laufe der Zeit zusammengewirkt, um diesem altgermanischen Baum, der uns heute wie ein Symbol der knorrigen Vorzeit erscheint, fast völlig aus der oberrheinischen Landschaft zu verdrängen. Anfangs war es der verstärkte Brennholzbedarf, der die Buche empfahl, zumal sie auch für die Mast in Betracht kam: noch heute haben wir „Eichelberge", die mit Buchen bewachsen sind. Dann wurden beide, Eiche und Buche, in der Neuzeit durch die Kiefer besiegt; das mittelalterliche Landschaftsbild des Oberrheins hat diesen Baum, der heute in den Hardtwaldungen bei weitem überwiegt, über-

Digitized by Google

haupt noch nicht gekannt, er ist von auswärts importiert worden und verdankt seine rasche Ausbreitung den besonderen politischen Verhältnissen der neueren Geschichte. Die Kriege des 17. Jahrhunderts, die unaufhörlich gerade die oberrheinische Ebene immer wieder zum Schauplatz sich aussuchten, hatten mit dem Waldbestand fürchterlich aufgeräumt, viel war verbrannt, anderes in dem Stellungskrieg jener Zeit verbaut worden; und nach den Friedensschlüssen mußten die Fürsten außerordentliche Schläge und Verkäufe zur Abzahlung der Kriegskosten anordnen. Als nun der Wiederaufbau zu Anfang des 18. Jahrhunderts begann, da hatte man nicht nur den zerstörten Wald wieder herzustellen, sondern auch viel Ackerland, das durch den Rückgang der Bevölkerung verödet war, wurde damals in Wald verwandelt. Man bevorzugte aber die raschwüchsige und ertragreichere Kiefer, und wo die Blößen unbestockt blieben, siedelte sich diese mit ihrem fliegenden Samen leicht an. Schließlich kam dazu noch die fürstliche Jagdleidenschaft jener Zeiten: die Kiefer wurde bevorzugt, weil sie weniger unter dem Verbiß des Wildes leidet als die Laubhölzer.

Den endgültigen Sieg der Kiefer über Eiche und Buche entschied aber die Rheinkorrektion; sie bewirkte ein Sinken des Grundwasserspiegels, so daß auf dem ohnehin dürftigen Dünenboden die anspruchsvolleren Laubhölzer nicht mehr gedeihen konnten. Die natürliche Veredelung des Waldbodens durch das Laub wurde zudem immer seltener, seit die Agrarpolitik des 18. Jahrhunderts die Abschaffung der Waldweide einerseits und den Anbau von Handelsgewächsen auf Kosten des Getreidebaues andererseits durchgeführt hatte: denn beides zwang zur Ausnutzung der Streu des Waldes. Die Kiefer aber ist genügsamer, und sie war auch wertvoller geworden als die Buche, die nur als Brennholz verwendbar und durch die Kohle ersetzt wurde; so kamen viele Ursachen zusammen, daß die Kiefer siegreich vordrängte im Landschaftsbilde um Karlsruhe. Formen und Farben der Landschaft sind damit andere geworden, als ehedem.

Neben Bodenkultur und Vegetation geben die Formen der Siedlungen dem Landschaftsbilde sein Gepräge. Auch die oberrheinische Landschaft kennt die altgermanische Siedlungsart des Haufendorfes und der Gemengelage; was ihr jedoch besonders eigen ist, das ist die Mischung fränkischer und alemannischer Dorfanlagen. Die Grenze zwischen Franken und Alemannen war ja nach dem Siege des Chlodwig die Oos-Murg-Linie geworden, aber Ortsnamen, Mundart und Siedlungsform zeigen, daß die Grenze natürlich nur sehr bedingte Geltung und Dauer besaß. Die oberrheinische Landschaft zeugt davon in Dorfanlage und Bauernhaus auch heute noch: sie besitzt das fränkische Gehöft — mit seinem großen, den Giebel der Straße zukehrenden Wohnhaus, dem gegenüberliegenden Stall und der Scheune im Hintergrund — nicht nur am Neckar und im Odenwald, sondern auch im oberen Elsaß und im Breisgau; und sie läßt alemannische Weiler und Einhäuser hinabsteigen bis gegen den Main. Wie weit übrigens die Einzelformen des Bauernhauses in die Frühzeit zurückreichen, steht dahin: ursprünglicher Besitz ist die Anlage sicher. Und neben Dorf und Haus kommen mit der Entwicklung der Grundherrschaft in das oberrheinische Landschaftsbild schon bald das Kloster und die Burg. Die Formen der Burgen sind ja verschieden genug gewesen, aber man hat vergebens nach landschaftlichen Unterscheidungen gesucht. Und die Klosterbauten vollends gehörten der großen internationalen Kunst, deren Trägerin die Kirche war; die Mönche sind es gewesen, die nach antiker Tradition den Steinbau neben die Holzhäuser der Bauern gesetzt, und die Benediktiner sind es auch gewesen, die Garten- und Weinkultur erneuert und den Wald gerodet haben; der erste Verkehr mag um Klostermauern erblüht, die frühesten Städte auf ihrem Boden erwachsen sein.

Digitized by Google

Freilich besaß der Oberrhein seine Römerstädte, die wenigstens auf dem linken Rheinufer die Stürme der Völkerwanderung überdauert hatten. Und es ist ja überhaupt durch die tiefgreifenden Forschungen der jüngsten Zeit erwiesen worden, daß die Kluft, die man bisher zwischen Antike und Mittelalter durch die Völkerwanderung geschehen ließ, keineswegs bestanden hat; die meisten Kulturgüter der Römer haben auch am Oberrheine den Einbruch der Alemannen überdauert und sind vielfach in späterer Zeit unter veränderten Verhältnissen in die Kultur des Mittelalters eingegangen. Immerhin sind die Städte des rechten Ufers, anders als die großen Städte des linken, ausnahmslos mittelalterliche Neugründungen; denn den Alemannen war die städtische Lebensweise ungewohnt. Über den Anfängen des mittelalterlichen Städtewesens lagert ja auch heute noch so manches Dunkel, aber wir wissen doch immerhin, daß die drei ältesten Städte unseres Gebietes, — Villingen, Freiburg und Konstanz — aus dem Markte als Handelsstädte erwachsen sind und daß sie zugleich auch an strategisch wichtigen Punkten erbaut wurden; denn der Handel und die Kriegszüge nahmen dieselbe Straße. Ganz anders steht es mit Breisach, das dem umliegenden Lande den Namen gegeben: es war eine natürliche Burg schon zu Römerzeiten und wurde eine mittelalterliche Festung durch den Bischof von Basel und die Hohenstaufen, bis es mit so vielem anderen Besitz die Beute der Habsburger wurde, denen ja auch Waldshut seine Entstehung verdankt.

Die Staufer sind im Elsaß und die Habsburger mit den Zähringern im Breisgau als Burgen- und Städtegründer großen Stils aufgetreten: so haben sie der oberrheinischen Landschaft ein neues malerisches Motiv eingefügt. Wir kennen die Gewundenheit der mittelalterlichen Straßen, mit ihren Ecken und Winkeln, Überhängen, Lauben und Erkern, den spitzen Giebeln und Türmchen, dem fortwährenden Wechsel von Licht und Schatten. Und den Städten folgten die Landstraßen, die nun die Landschaften zu durchfurchen begannen; der Oberrhein ist dank seiner Lage auf der Grenzscheide der Völker schon bald ein wichtiges Durchgangsland für Verkehr und Handel geworden. Der Kraichgau und die Zaberner Steige — uralte prähistorische Völkerwege — belebten sich aufs neue, und über dem Rheinstrome, am Abhange des Gebirges, zog ja schon die römische Hochstraße entlang, die „Bergstraße", die klug das versumpfte Tal vermied. Der Oberrhein wurde in den Zeiten der Italienfahrten der Vermittler zwischen den Städten des Mittelmeeres und dem Norden: durch Burgund, das zum Reiche gehörte, oder über den Septimer kam man nach Basel oder Rorschach; die Blüte von Konstanz, Schaffhausen und Straßburg beruhte auf dieser Gunst der Lage. Und daß der Oberrhein trotz Windungen und Zerteilungen im Mittelalter eine Zeit der Blüte seiner Flößerei und seiner Marktschiffahrt sah, zeigen in unseren Museen noch heute die zahlreichen Erinnerungen der Schiffergilden, von deren frühester, römischer Vorläuferin der Neptunstein in Ettlingen erzählt.

Der Untergang unserer Kaiser, verbunden mit dem Siege der Fürsten, hat dann freilich auch die Rheinstraße in Ketten gelegt; der politischen Zersplitterung folgte die Maßlosigkeit der Rheinzölle auf dem Fuße und eine lange Periode langsamen Niederganges, bis zu Beginn der Neuzeit die Straßen verwahrlost und verödet und der Verkehr künstlich unterbunden war. Jeder lebte nur seinem nächsten Interesse, betrachtete die Zölle als Rente, und manche Gegend ließ auch wohl absichtlich ihre Straße in Schlamm und Staub zergehen, um so durchmarschierende Truppen von sich abzulenken. Es ist oft geschildert worden, wie selbst die große Bergstraße oder die uralte Völkerstraße des Kraichgaues im Löß verkamen und wie die Taxis'sche Post in den Tagen Karls V. die deutschen Verkehrswege nochmals neu schaffen mußte,

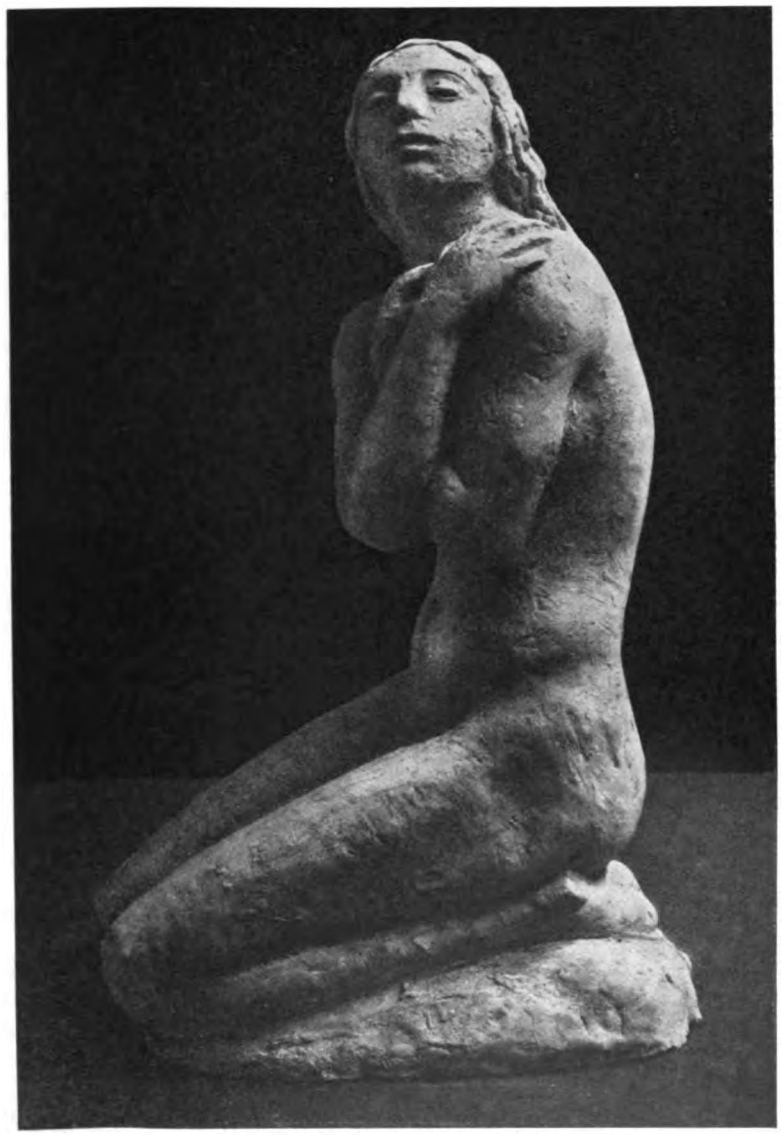
Digitized by Google

als sie ihren großen Kurs von Innsbruck nach Brüssel einrichtete und durch den Kraichgau führte. Der Sieg der partikularen Gewalten hatte auch auf diesem Gebiete die deutsche Kultur weit hinter die Stauferzeit zurückgeworfen.

Und doch gehörte nun einmal die Zukunft den Landesherren. Diese haben abermals die oberrheinische Landschaft verwandelt und schließlich durch ihre Kunststraßen sogar die Verkehrsnöte zu überwinden begonnen. Dem Getreidebau, der nun schon anderthalb Jahrtausende alt geworden, stellten sie den Anbau der Handelsgewächse zur Seite; Kartoffeln, Tabak, zuletzt die Zuckerrübe wurden von ihnen eingeführt. Die sorgsame Agrarpolitik der kleinfürstlichen Physiokraten brachte auch die Futterpflanzen statt der bisherigen Weide: die Brache, die seit Anfang die Landschaft gekennzeichnet hatte, hörte jetzt auf, und statt ihrer dehnten sich nun die Kleefelder. Zu gleicher Zeit und vorher haben die Territorialherren auch die „Erziehung zur Industrie" für die oberrheinischen Lande begonnen; Städte wie Mannheim und Frankenthal, Pforzheim und Durlach, Lörrach und Mühlhausen erhielten ihr modernes Gepräge. Mochte es nun Spedition oder Luxusgewerbe oder die Textilfabrikation sein, überall schuf der fürstliche Merkantilismus mit Hilfe der Kolonisten neue Sitze. Und nicht nur als der größte Grundherr und als der erste Unternehmer hat das moderne Fürstentum im Lande gewirkt: auch sein Lebensstil und sein Kunstwille haben die oberrheinische Landschaft gestaltet. Dieses Fürstentum hat die Burgen verlassen und drunten in der Ebene die Schlösser und Gärten angelegt, deren im klassischen Geiste gebildete Formen zu diesem Lande der mittelalterlichen Stadtbilder so seltsam kontrastieren und doch auch wieder sich harmonisch und fein der Buntheit der deutschen Landschaft anzupassen vermochten. Und diesen noch heute von dem Reichtum und Glanze des Barock erfüllten Residenzstädten der geistlichen und weltlichen Fürsten reiht sich zuletzt die Erbin von ihnen allen an, die Stadt Weinbrenners, die in ihrem geschlossenen, römisch-strengen Aufbau landschaftlich und künstlerisch so recht das Abbild des nach dem Muster eines französischen Cäsarentums gebildeten, straff zentralisierten Rheinbundstaates darstellt. Alle diese Residenzstädte stehen in der oberrheinischen Landschaft als die Zeugen jener letzten großen, einheitlichen Kulturepoche, die das Abendland gesehen hat. Dann kam auch für den Oberrhein das Jahrhundert der Industrialisierung, und es hat trotz aller vereinzelter Versuche der künstlerischen Gestaltung doch die Einheit in Lebensstil und Landschaft zerbrochen. Aber in einer Beziehung hat es allerdings die Linie der historischen Entwicklung weitergeführt: es hat den Zug vom Gebirge in die Ebene, den das spätere Mittelalter begonnen und das moderne Fürstentum machtvoll weitergeführt hatte, schließlich vollendet. Sehr schön hat Friedrich Ratzel, der unserer Landschaft der feinste Künder ihres historischen Bildes gewesen ist, diesen Weg einmal beschrieben, wie die alten Burgen, Kirchen und Schlösser, von den hohen Punkten, von denen sie zu Schutz und Augenlust einen weiten Bereich überblicken konnten, im Laufe der Jahrhunderte mit ihren umliegenden Siedlungen in die Ebene hinabgestiegen sind und wie in Jahresringen das Wachstum nach unten und außen sich ausbreitet. So steigen wir in Baden und Heidelberg von den Römertürmen zu den alten Burgen und von diesen zu den neuen Schlössern hinunter, und sehen heute die einst am Berghang aufgebaute Stadt breit in die Ebene der Oos und des Neckars hinausziehen.

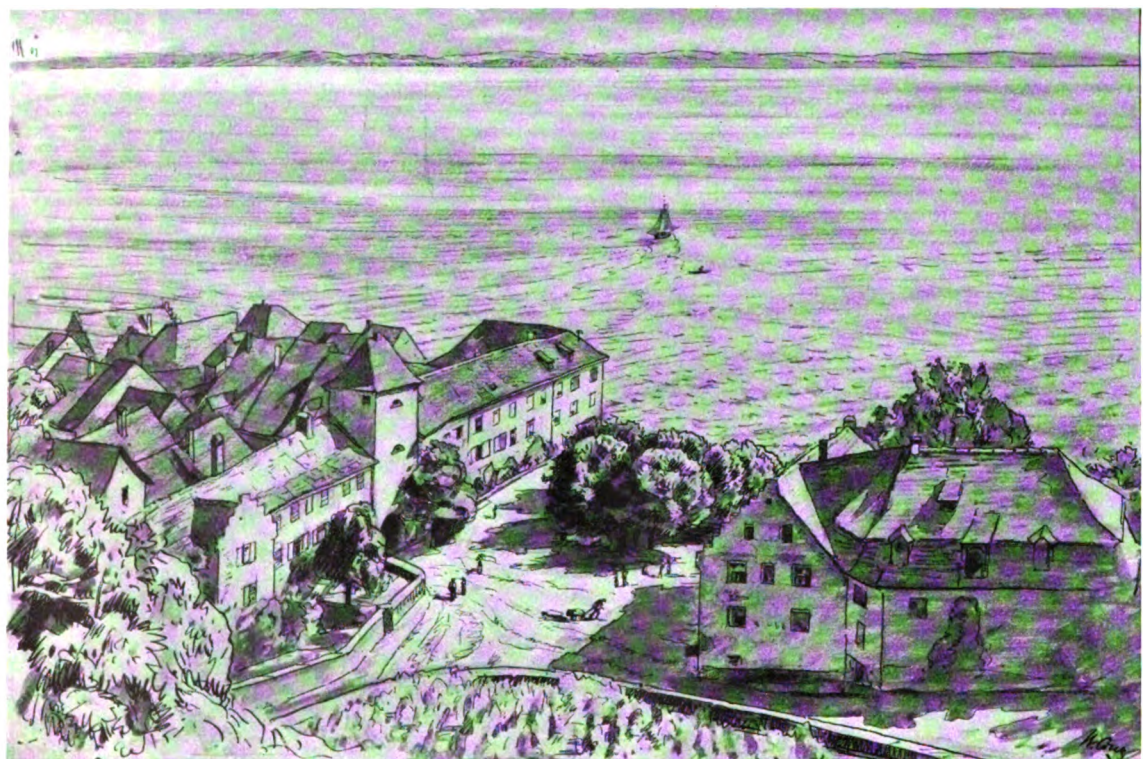
Es ist eine einheitliche Entwicklung in der Tat in der Geschichte unserer Landschaft zu finden. In dem Bilde dieser historischen Landschaft spiegelt sich der Werdegang unseres deutschen Volkes wie kaum in einer anderen Landesgeschichte.

Digitized by Google



Studie für Stein — Hermann Binz

Digitized by Google



Stadt am See
(Getönte Federzeichnung)

Walter Conz

Digitized by Google

Landschaft und Siedlungsbild der Rheinebene zwischen Murg und Pfinz
im Wechsel geschichtlicher Zeiten

Von Michael Walter, Karlsruhe

Die Rheinebene zwischen Murg und Pfinz bildete bei der alten Gaueinteilung den Ufgau, d. h. den oberen Gau; denn sie war der südlichste der fränkischen Gaue. Sein landschaftliches Gepräge erhält dieses Gebiet durch eine zonale Längsgliederung, die es in vier Streifen zerlegt, welche sowohl in ihrer landschaftlichen Erscheinung wie in ihrer kulturgeographischen Bedeutung je eine geographische Einheit für sich darstellen. Diese vier Längsbänder sind: die Vorbergzone, das Bruchgebiet, der Kiesrücken, von den Geologen Niederterrasse genannt, und die Rheinniederung. Wir wollen nun jedes dieser Gebiete in seiner geographischen Eigenart kurz kennen lernen.

Die Vorbergzone

Die Vorbergzone setzt sich an den Abhang des Schwarzwaldes an. Sie beginnt nördlich der Murg als ein breites Band am Austritt der Murg in die Rheinebene, wird gegen Norden zu immer schmäler und verschwindet gegen Durlach hin fast ganz, so daß das Bruchgebiet an einigen Stellen bis an den Gebirgshang herantritt.

Ihre besondere Bedeutung erhält diese Zone dadurch, daß sie mit Löß bedeckt ist. Er bedingt ihren terrassenförmigen Aufbau, ihre pflanzengeographische Eigenart und ihre Fruchtbarkeit. Die Wasserarmut, die sonst den Lößgebieten eigen ist, kommt nicht stark zur Geltung, weil am Gebirgsrande zahlreiche Quellen austreten, die dem Vorgelände in der Regel genügend Feuchtigkeit zuführen. Wo einmal die Bächlein zu tief in das weiche Material eingeschnitten sind und es oben für den Anbau zu trocken wird, da decken Buchenbestände das Gelände. Aber dies ist verhältnismäßig selten der Fall, und bezeichnenderweise stößt der Wald meist nur da bis an das Bruchgebiet vor, wo sich die Grenzen zweier Gemarkungen treffen, so daß der Wald wohl mehr der weiten Entfernung von der Siedlung als der geringen Fruchtbarkeit des Bodens seine Erhaltung verdankt. Die Vorbergzone ist vorwiegend Ackerland. Nur wo die Bäche und Flüsse aus dem Gebirge herauskommen oder die am Gebirgsrande hervorsprudelnden Quellen die nächste Umgebung befeuchten, ist Wiesengelände. Hier schaffen dann das Dreigestirn von Wasser, Wiese und Wald jene landschaftlich hübschen Plätzchen, die der Wanderer so gerne aufsucht; die Hedwigsquelle bei Ettlingen und der Weiher bei der Lochmühle sind Beispiele hierfür. Früher spielte der Rebbau auf den Vorbergen eine große Rolle; er ist aber immer mehr zurückgegangen und hat dem Obst- und Gartenbau, vor allem aber dem Getreidebau, Platz gemacht. Die Milde des Klimas drückt sich besonders in den vielen Pfirsichbäumen um Ettlingen aus, die mit ihren roten Blüten ein schönes Frühlingsbild hervorzaubern.

Digitized by Google

Da die Vorbergzone einerseits vom Gebirgsrand und andererseits vom Bruchgebiet begrenzt wird, also von zwei Geländestreifen, die von Natur aus verkehrsfeindlich sind, so muß sich der Verkehr in ihr zusammendrängen; sie ist die Verkehrslinie der Bergstraße. Darum zogen schon in vorgeschichtlicher Zeit die Wege durch dieses Gelände, im Mittelalter war es das Hauptverkehrsgebiet, wie noch manche alte Weganlage zeigt. Wenn es heute anders geworden ist, so sind zwei Ursachen hieran schuld: die Städte Karlsruhe und Rastatt haben die Straßen vom Gebirgsrande hinweggezogen und die neuzeitliche Straßenbaukunst war in der Lage, diesem Zuge Folge zu leisten und die Hemmnisse des Bruchgebietes zu überwinden. In den Jahren 1739 bis 1742 wurde unter Umgehung aller Randdörfer von Ettlingen aus die gerade Straße nach Rastatt gebaut, und 1770 wurde Ettlingen mit Karlsruhe verbunden; die alte Bergstraße hatte von jetzt an in der Hauptsache nur noch Bedeutung für den Nahverkehr. Beim Bau der badischen Hauptbahn wurde die Abziehung des Verkehrs vom Gebirgsrande noch weiter verstärkt; führt doch die Eisenbahn in einer Entfernung von 2 Kilometer selbst an Ettlingen vorbei. Nimmt man eine Karte mit der Darstellung der Römerstraßen zur Hand, so sieht man, wie alle Römerstraßen zwischen Murg und Pfinz in Ettlingen zusammenlaufen. Für die Eisenbahnen ist, wie die badische Eisenbahnkarte zeigt, dieser Treffpunkt nach Karlsruhe verlegt worden. Die alte Verkehrsbedeutung dieser Zone ist an den zum Schutze und zur Überwachung der Straßen bestimmten Burganlagen erkennbar. Oberhalb Malsch war die Burg Waldenfels, bei Ettlingen stand etwas zurück über dem Tal der Alb Fürstenzell, der Maiblümlesberg bei Wolfartsweier trug eine Burg oder wenigstens einen Wachtturm ebenso der Turmberg bei Durlach. Sie alle haben längst ihre Aufgabe erfüllt und liegen nun in Trümmern; nur von der Burg des Turmberges sind noch Reste vorhanden, die anderen sind zum Teil spurlos verschwunden.

Ein so fruchtbares Gelände und so gutes Verkehrsgebiet mußte den Menschen zur Gründung von Siedlungen veranlassen. Ettlingen und Grötzingen sowie wohl auch Malsch sind die ältesten Gründungen. Wir dürfen sie dem 4. und 5. Jahrhundert n. Chr. zuweisen. In allen dreien hatte das Kloster Weißenburg im Elsaß namhaften Besitz; es hat wohl auch den Weinbau hier eingeführt oder gefördert. In Ettlingen hat das Kloster sich schon früh einen Verkehrsmittelpunkt geschaffen und darum auch für die Verleihung des Marktrechtes Sorge getragen, dem dann später das Stadtrecht folgte. Heute noch erinnert der Turm in dem Ettlinger Stadtwappen an die „Weiße Burg" jenseits des Rheines und ist ein deutliches Wahrzeichen dafür, daß schon dortmals der Rhein keine Grenze war. Die übrigen Siedlungen in der Vorbergzone sind Ausbausiedlungen der folgenden Jahrhunderte. Das zeigen ihre Namensformen, die bei einigen lange schwankten, die späte urkundliche Erwähnung und auch die Gestaltung der Gemarkung, aus deren Grenzverlauf man oft noch recht deutlich ersehen kann, daß sie aus der Gemarkung des älteren Mutterdorfes nachträglich herausgeschnitten wurden. Die jüngeren Siedlungen sind: Bischweier (1288 Bischofswilre), Niederweier (1278 Niderwilre), Oberweier (1102 Oberenwilri), Waldprechtsweier (1065 Albrechteswilre), Oberweier bei Ettlingen (1295 Bebenwilre), Ettlingenweier (1100 Owenswiler), Wolfartsweier (1260 Wolvoldeswilere) und Sulzbach (1115 Sulzbach).

Außer dem Verschwinden der Burgen auf den Höhen und der Verlegung und Neuanlage von Verkehrswegen hat sich das Siedlungsbild in der Vorbergzone seit dem 13. Jahrhundert nicht mehr stark geändert. Am Gebirgshang sind einzelne Gasthäuser, am Waldrand Villen, bei der Hedwigsquelle der Hedwigshof (um 1900)

Digitized by Google

hinzugekommen, und am Waldrande bei Wolfartsweier entstand im Jahre 1897 eine Munitionsfabrik.

Abgegangen sind nur wenige Siedlungen, so Mittelweier, nordwestlich von Oberweier im Amt Rastatt. Heute erinnert nur noch der Flurname Mittelberg an die einstige Siedlung. Es scheint nur ein kleiner Weiler gewesen zu sein; denn 1683 werden nur fünf Familien darin genannt. Bedeutender war das abgegangene Dorf Eichelbach bei Muggensturm; vielleicht ist die Margarethen-Kapelle bei Muggensturm der letzte Rest davon. Eichelbach war Pfarrdorf. Sein Untergang wurde dadurch herbeigeführt, daß der Besitzer des Ortes, Graf Heinrich von Eberstein, im Jahre 1298 die Bewohner nötigte, nach dem benachbarten Muggensturm zu ziehen. Was ihn zu dieser Verlegung bestimmt hat, ist nicht bekannt. Es müssen aber wichtige Gründe gewesen sein; denn er dringt auch in das Kloster Herrenalb, seinen Gutshof in Eichelbach ebenfalls nach Muggensturm zu verlegen. Weitere abgegangene Siedlungen, die vermutlich zwischen Ettlingen und Rastatt lagen, sind Leistelingen, Frierlinde und Gesuendi. In Leistelingen hatte das Kloster Weißenburg Besitzungen und in den zwei anderen die Domkirche in Speier. Die genauere Lage dieser drei Orte ist bis jetzt noch nicht bekannt. Vielleicht ließen sich durch Nachprüfung alter Veraine und Flurnamen noch Anhaltspunkte für ihre einstige Lage finden.

Das Bruchgebiet

Das Bruchgebiet ist eine flache Niederung, die sich in wechselnder Breite zwischen die Vorbergzone und der Kiesplatte der Niederterrasse hinzieht. Man hat diese Niederung früher für einen Rheinarm gehalten und ihn als „Ostrhein" bezeichnet. Die neueren geologischen Untersuchungen haben aber gezeigt, daß keine typischen Rheingerölle in ihr enthalten sind, sondern sie nur Ablagerungen aufweist, die von den Bergen des Schwarzwaldes oder aus dem Kraichgauer Hügellande stammen. In dieser Niederung haben sich dereinst von der Kinzig bis zur Kraich alle aus dem Schwarzwalde und dem Kraichgauer Hügellande kommenden Flüsse gesammelt und sind im heutigen Kraichunterlauf dem Rheine zugeflossen. Dieser Fluß war also ein Seitenstück zur Ill auf der linken Rheinseite. Man nennt diesen ehemaligen Fluß jetzt Kinzig-Murgfluß. Von dem Gebirge her brachten die einzelnen Zuflüsse ziemlich Schuttmaterial mit sich. Mit dem Eintritt dieser Flüsse in die Rheinebene verloren sie ihr bisher starkes Gefälle und damit auch ihre Transportkraft. Das Geröllmaterial wurde deshalb in der Form eines Schuttkegels am Rande der Vorbergzone abgelagert. Diese Schuttkegel wuchsen immer weiter in das Bruchgebiet hinein, wie man dies bei Alb und Pfinz deutlich erkennen kann. Der Kinzig-Murgfluß war wegen seines geringen Gefälles nicht imstande, diese Schuttkegel fortzuschaffen, vielmehr wurde er durch sie gezwungen, immer mehr nach Westen auszubiegen. Sein eigenes Bett wurde durch die Zuführung neuen Schuttmaterials ständig höher gelegt, und so mag es bei Hochwasser vorgekommen sein, daß er nach dem Rhein zu überfloß und den Kiesrücken durchriß. Das Gelände um Rastatt macht ganz den Eindruck eines solchen Durchbruchs. Mit diesem Durchbruch war aber der Unterlauf entwurzelt, die Wassermassen desselben verringert, sein Bett mußte zum Teil versumpfen. Das dem Murgdurchbruch zunächst liegende Stück des Kinzig-Murgflusses kehrte infolge der tieferen Eingrabung des Murgunterlaufes seine bisherige Laufrichtung um und fließt jetzt nach Süden, also entgegen dem Hauptgefälle der Rheinebene. Doch die Murg hat nicht vermocht, sich dieses Stück des ehemaligen Kinzig-Murgflusses, den Federbach und den Bruchgraben, dauernd anzu-

Digitized by Google

gliedern, sondern der Federbach umfließt den Südrand der Kiesplatte in einem Abstand von 2 Kilometer von der Murg und wendet sich dann am Rande des Hochgestades in der Rheinniederung nach Norden. Zwischen Malsch und Muggensturm hat das geringe Gefälle im Gebiet der Wasserscheide innerhalb des Bruchgebietes zur Vertorfung geführt und zeitweise zu Torfstich Veranlassung gegeben. Unterhalb Malsch verliert die alte Flußniederung ihren einheitlichen Charakter; flache Kiesrücken, teils mit Wald bestanden, teils als Ackerfeld benützt, schieben sich als Inseln ein, schmale Rinnen zweigen vom Hauptarme ab. Der Schuttkegel der Alb drängte den Flußlauf weit nach Westen, so daß breite Gebiete der Niederterrasse zwischen Bruchgebiet und Vorbergzone zu liegen kamen; doch ein Seitenzweig fand als Seegraben wieder den Weg zur Vorbergszone zurück. Die Hauptniederung zieht zunächst nach Norden, um dann in der Beiertheimer Allee und in der Gegend des alten Karlsruher Bahnhofes nach Osten umzubiegen, der Pfinzniederung zwischen Rintheim und Durlach entgegen. Die Mulde der Beiertheimer Allee und die Kanäle im Bereich der Rangierbahnhofanlage und der umliegenden Gärten sind die letzten Reste des alten Flußlaufes, und der schwarze Boden in den Mittelbruchgärten ist ein Beweis, daß es auch hier zu Vermoorungen kam. Hier drückte der Schuttkegel der Pfinz den Wasserlauf nach Westen; darum kam es zu Wasserstauungen, Versumpfungen und Überschwemmungen. Auffallend ist, wie sich die Alb am Beginn dieses Stauungsgebietes plötzlich fast rechtwinkelig nach Westen wendet, das Bruchgebiet verläßt und den Kiesrücken durchbricht und zwar zunächst zwischen Beiertheim und Grünwinkel in einer ziemlich gradlinigen Strecke. Man glaubt, daß hier eine künstliche Ableitung vorliegt und schreibt sie den Römern zu. Die Ableitung der Alb hat aber noch nicht die volle Entwässerung des Sumpfgebietes zwischen Alb und Pfinz gebracht; das Gebiet um das Kloster Gottesaue blieb auch weiterhin versumpft. Als nach Aufhebung des Klosters hier ein Schloß entstehen sollte, wurde im Landgraben ein zweiter Ableitungsgraben geschaffen. Die Stauung des Kinzig-Murgflusses durch die Pfinz war auch deshalb so stark, weil bei ihr von den, den eigenen Schuttkegel umfließenden Armen der südliche die Hauptwassermasse führte. Er mußte aber dem Schuttkegel stark nach Südwesten ausweichen und so den Abfluß von Süden her hemmen. Der nordöstliche Arm hat sich als der kürzere heute stärker eingetieft und nur durch eine Wehrmauer an der Trennungsstelle beider Arme in der Nähe des Grötzinger Bahnhofes kann künstlich verhindert werden, daß nicht der nördliche Arm, der sich bald in Gießbach und Beungraben trennt, die ganzen Wassermassen der Pfinz an sich reißt. Gelänge ihm dieses, dann hätte Durlach aufgehört, an der Pfinz zu liegen. Weiter nordwärts liegt der Hauptteil des Bruchgebietes außerhalb des Teils der Rheinebene, der hier zur Betrachtung steht; es kommen für uns nur noch jene Niederungsstreifen in Betracht, welche durch die Pfinz selbst und einige ihrer Seitenarme gebildet werden. Auch da schieben sich einzelne flache Kiesrücken als Inseln in die Niederung ein.

Wohl ist heute der Kinzig-Murgfluß aus dem Bruchgebiet verschwunden, wenn aber nach der Schneeschmelze oder bei langanhaltendem Regen der Grundwasserspiegel der Ebene steigt, dann füllt sich die Niederung wieder wie in vergangenen Zeiten mit Wasser, und das ganze Gelände verwandelt sich in eine Seelandschaft, wie man dies im September 1927 wieder beobachten konnte. In kühlen Herbstabenden lagern sich lange Nebelschwaden über der feuchten Niederung und zeigen den alten Flußlauf an.

Der kulturelle Wert des Bruchgebietes ist gering. Die Niederungen sind fast durchweg Wiesengelände, das aber wegen seiner zu großen Feuchtigkeit zur Ver-

Digitized by Google

sumpfung neigt und saures, wertloses Gras hervorbringt. Wegen des geringen Gefälles sind Entwässerungen meist schwer durchzuführen. Die eingelagerten Kiesinseln tragen entweder Wald oder sind dem Ackerbau dienstbar gemacht.

Dieses Sumpfgelände setzt auch der Anlage von Verkehrswegen große Hindernisse entgegen. Straßen und Eisenbahnen können nur auf Dämmen durch das Gebiet hindurchgelegt werden, sonst setzt man sie der Gefahr aus, daß sie immer wieder unbenützbar sind, weil sie wochenlang im Wasser stehen. Früher hat man versucht, Wasserwege statt der Landwege hier anzulegen. Der Steinschiffkanal, der um 1770 entstand, verband die Pfinz mit dem Landgraben und sollte der Herbeischaffung von Bausteinen für Karlsruhe aus den Steinbrüchen im Pfinztal dienen. Ein zweiter Wasserweg war der Floßgraben, der die Alb mit dem Landgraben verband. Auf ihm wurden im Jahre 1801 Langholzstämme aus dem Albtal durch den Landgraben nach dem Rheine geflößt. 1764 war sogar der Plan aufgetaucht, durch das Bruchgebiet von Bischweier aus einen Kanal zu bauen und so Murg und Alb wieder miteinander zu verbinden, um einen Floßweg zu schaffen.

Die Verkehrsfeindlichkeit des Bruchgebietes brachte es mit sich, daß sich in der Hauptsache nur Schutzsiedlungen und Siedlungen, welche die Einsamkeit suchen, in ihm niedergelassen haben. Es waren in erster Linie Tief- oder Wasserburgen, die hier entstanden, so Rüppurr (1109 Rietburg, 1260 Rietbure), das Haus im Ried oder Sumpf, eine Wasserburg, die heute, wenn auch in veränderter Form und mit anderem Zweck, noch vorhanden ist; Bruchhausen, das feste Haus im Bruch oder Sumpf, das im Jahre 1150 Liutfried erbaute; bei Staffort, der steten oder ständigen Furt, hatte eine Wasserburg, von der heute nur noch der Burghügel in der Niederung links der Pfinz erkennbar ist, einen alten Übergang zu überwachen; auch Muggensturm besaß eine Wasserburg, und Durlach hat seine Entwicklung zur Stadt wohl auch mit dem Umstande zu verdanken, daß es im Niederungsgebiet leicht verteidigt werden konnte. Bis in die neuere Zeit herein hat das Wasser des Bruchgebietes bei Verteidigungen eine Rolle gespielt, waren doch die Ettlinger Linien beim St. Nepomuk so angelegt, daß im Bedarfsfalle die ganze Niederung unter Wasser gesetzt werden konnte. Die Einsamkeit der Lage hat des Benediktinerkloster Gottesaue hier gefunden, das im Jahre 1110 gegründet wurde. Da St. Benediktus die Berge liebt, wären Zisterzienser, die großen Wasserbaumeister des Mittelalters, in diesem Sumpfgelände eher am Platze gewesen. Auf dem Platze von Stutensee sollte zunächst ein Fischsee angelegt werden, 1652 entstand ein Gestüt und Karl Friedrich ließ eine Mustermeierei schaffen und ein Schloß in dieser ländlichen Abgeschiedenheit bauen.

An Gruppensiedlungen liegen im Bruchgebiet oder an seinen Rändern Rauental bei Rastatt, Muggensturm, Bruchhausen, Rüppurr, Bulach, Beiertheim, Durlach, Rintheim, Hagsfeld, Büchig, Blankenloch, Staffort, Spöck, Neuthard und Friedrichstal. Daß Bruchhausen, Rüppurr, Staffort und wahrscheinlich auch Muggensturm und Durlach der Schutzlage im Sumpf ihre Entstehung und Entwicklung verdanken, wurde schon gesagt. Muggensturm wird einigemale Stadt genannt. Seine Wasserburg und seine Entwicklung zur Stadt sind wohl dem Umstande zuzuschreiben, daß es an einer Stelle liegt, an der das Bruchgebiet nur eine geringe Breite besitzt. Bevor Rastatt die Verkehrswege sammelte, haben sich an dieser Stelle die Bergstraße von Süden her mit der Straße vom Murgtal getroffen; auch nach den Siedlungen und der sie verknüpfenden Straße am Hochgestade führten Wege hinüber. Wie wichtig dieser Übergang über das Bruchgebiet war, zeigt auch der Umstand, daß trotz der geringen Breite der Niederung von kaum einem Kilo-

Digitized by Google

meter auch auf der Oſtſeite eine Siedlung lag, das ſchon oben genannte, jetzt abgegangene Eichelbach, das wohl deshalb nach Muggenſturm verlegt wurde, um nur einen Punkt in dieſem Übergangsgebiet verteidigen zr müſſen. Eine ähnliche Doppelſiedlung iſt Bulach und Beiertheim; ſie liegen da, wo die Alb in die Kiesplatte eintritt. Beiertheim iſt ein unechter Heim-Ort; denn die älteſten Formen ſind Burdam und Burtan, was Haus am Damm oder Haus im Tann oder Wald bedeuten kann. Der Ort gibt dem ſiedelungsgeſchichtlichen Forſcher manche Rätſel auf. Nach einer alten Überlieferung ſollen ſeine Bewohner zum Teil aus fremdem Lande ſtammen. Zwei Tatſachen ſind dabei beachtenswert. In den Jahren 1482 und 1484 tritt der Name Winden hier auf, im zweiten Falle mit der Beifügung im Winkel (letzteres ein Waldnamen beim Waſſerwerk). Sollte es ſich hier um eine Wendenniederlaſſung handeln? Sodann iſt weiter beachtenswert, daß der ſüdöſtliche Teil der alten Beiertheimer Gemarkung Dammerſtock heißt, vor fünfzig Jahren noch ein Waldgebiet, in welchem Heinrich Vierordt verſunkene Glocken läuten läßt[1], heute ein Kleingartengebiet, das wieder beſiedelt werden ſoll. Dammerſtock iſt aber nichts anderes als die im Laufe der Jahrhunderte entſtellte Form von Dagemaresdung, einem Orte, der im Jahre 1110 bei der Beſitzangabe und Grenzbeſtimmung des Kloſters Gottesaue erwähnt wird. Der Name Dagemar weiſt nach Norden. Die Endung dung oder donk bedeutet ſoviel als Erhöhung in einem ſumpfigen Gelände, was für den Dammerſtock vorzüglich paßt. Dieſe Endung kommt in Baden im ganzen 17mal in Orts- oder Flurnamen vor, hiervon liegen 16 in der Umgebung von Sinzheim bei Bühl; ſoweit es Flurnamen ſind, bezeichnen ſie abgegangene Siedlungen. Dung iſt mehr im Niederdeutſchen gebräuchlich; wir dürfen deshalb annehmen, daß die Gründer der „Dung"-Siedlungen aus dem Norden kamen. Vielleicht handelt es ſich um Zwangsſiedler aus karolingiſcher Zeit. Wenn ſie aus Niederſachſen ſtammen, dann brauchen wir uns nicht zu wundern, daß ſie gerade die Kiesinſeln der Niederung für ihre Siedlungen auswählten; denn ſie ſuchten nur das, was ihnen aus ihrer Heimat bekannt und vertraut war. Die Sage von fremden Siedlern in und um Beiertheim ſcheint alſo nicht ohne tatſächlichen Hintergrund zu ſein. Die Angelegenheit wäre einer gründlichen Unterſuchung wert. Auch Rintheim iſt wohl ein unechter Heim-Name; denn der Ort heißt im Jahre 1110 Rintdan. Bei einigen der Bruchgebietſiedlungen kann man im Zweifel ſein, ob ſie dem Bruchgebiet oder der Kiesplatte zuzurechnen ſind. In der Regel liegen die Dörfer ſelbſt als Randſiedlungen an der Grenze zwiſchen Bruchgelände und Kiesrücken oder Kiesinſeln. Dieſe Lage iſt beſtimmt durch den Baugrund und die Waſſerverhältniſſe. Sie bedingt die langgeſtreckte, zeilenförmige Anordnung der Dörfer. Spöck iſt vermutlich an einem Knüppeldamm an der Pfinz angelegt worden; denn der Name geht auf das Wort „Spachen" = Holzſcheit zurück. Durch in den Sumpf eingelegte Holzſcheite oder Prügel wurde früher und in manchen Gegenden heute noch ſumpfiges Gelände gangbar gemacht. Die Gemarkungen dieſer Bruchranddörfer ſind in der Hauptſache, insbeſondere inſoweit ſie Ackerfeld ſind, aus den Waldungen der Kiesplatte und der Kiesinſeln herausgerodet. Bei Hagsfeld, dem alten Habichtsfeld, bei Blankenloch, dem Ort an der blanken, d. h. der glänzenden Lache und bei der jüngſten Dorfſiedlung dieſes Gebietes, dem 1699 durch franzöſiſche Emigranten gegründeten Friedrichstal, erkennt man dieſe Entſtehungsweiſe recht deutlich. Auch die Flurnamen deuten vielfach altes Waldgebiet auf heutigem Ackergelände an. So war alſo das

[1] „Als wie verſunken in dem Sumpf, klingt klagend eine Glocke". Heinrich Vierordt, „Der Dammerſtock", Bad. Heimatbüchlein.

Digitized by Google

Bruchgebiet in seiner Niederung sumpfiges Wiesengelände, auf seinen eingelagerten Kiesinseln und auf seinen erhöhten Rändern Waldgebiet. Darum suchen wir hier vergebens ältere Siedlungsnamen; die Ingen-Orte fehlen ganz, und wenn wir beachten, was über Beiertheim und Rintheim gesagt wurde, auch die Heim-Orte.

Eigenartig sind oft die Gemarkungsverhältnisse. Zunächst fällt auf, wie die größeren Siedlungen ihren Besitz den Bach- und Flußläufen entlang vorschieben, so hat Muggensturm noch unterhalb der Gemarkung Rauental ein Stück Bruchwald und Bruchwiesen, die Gemarkung von Ettlingen reichte bis zur Jahrhundertwende bis an die Alb bei Beiertheim, und die heutige Weiheräckersiedlung steht auf altem Ettlinger Boden, Gemarkungsteile von Grötzingen und Durlach finden sich noch unterhalb Hagsfeld und bei Büchig. Offenbar wollte man lange am Wasser Eigentumsrechte haben, um Einfluß auf seine Ausnützung vor allem für Bewässerungszwecke zu bekommen. Manchmal befinden sich im Bruchgebiet oder auf seinen Kiesinseln Gemarkungsteile von Gemeinden, die am Gebirgsrande oder gar auf der Hochfläche liegen, so hat Waldprechtsweier einen abgesonderten Gemarkungsteil im Torfstichgebiet zwischen Muggensturm und Malsch und einen zweiten bei Bruchhausen, Ettlingenweier besitzt losgelöst von seiner Gemarkung einen Teil einer Kiesinsel südlich von Bruchhausen. Dort hat auch die auf der Hochfläche liegende Gemeinde Schluttenbach ein großes Gebiet von Bruchwiesen. Diese Gemarkungsbruchstücke sind wohl die Folge einer späteren Aufteilung von alten Markgenossenschaften.

An abgegangenen Siedlungen wurden im Bruchgebiet oder am Rande desselben bereits Dagemaresdung und Eichelbach erwähnt. Das in der Nähe von Rastatt abgegangene Hirschbühl dürfen wir vielleicht in der Gegend von Rauental suchen, wo am Hochgestade noch der Name Hirschgrund vorkommt. Der Ort Bruch, der mit Staffort zusammen im Jahre 1260 genannt wird, lag vermutlich südlich von Staffort, wo das Niederungsgelände heute noch Bruch heißt, und wo das etwas höher gelegene Gelände zwischen Pfinz und Heglach „Hochstätt" genannt wird, ein Flurname, der häufig auf ehemalige Siedlungen hinweist.

An Neusiedlungen sind im Bruchgebiet nur zwei zu erwähnen, das Wasserwerk der Stadt Karlsruhe am Westrande des Durlacher Waldes, und die chemische Fabrik an seinem Südrande. Diese Fabrik stand ursprünglich in der Nähe der Südstadt, mußte aber vor etwa 100 Jahren an ihre jetzige Stelle verlegt werden. Sie hat sich in neuerer Zeit in ein landwirtschaftliches Gut umgewandelt.

Die Niederterrasse

Die Niederterrasse umfaßt jenen flachen Kiesrücken, der sich zwischen dem Bruchgebiet im Osten und der Rheinniederung im Westen ausdehnt. Sein Untergrund besteht aus Kies und Sand, seine Oberfläche ist in der Hauptsache eben; nur hie und da hat der Wind zu einer Zeit, in welcher der Wald noch fehlte, den Sand zu Dünen zusammengeweht, die eine kleine Abwechslung in die einförmige Ebene bringen. Die etwas über die Niederungsgebiete der Umgebung herausragende Lage und der kiesige Untergrund bringen es mit sich, daß das ganze Gebiet trocken ist. Das nötige Gebrauchswasser muß in tiefen Brunnen aus dem Grundwasserstrom heraufgeholt werden. Infolge dieser Trockenheit fehlen die Wiesen ganz; das Gelände ist entweder mit Wald bedeckt oder dient als Ackerfeld. Der Boden ist besonders für den Anbau von Roggen und Kartoffeln geeignet. Nach der Getreideernte wird als Nachstoppelfrucht die Weißrübe angepflanzt, die in der Viehwirtschaft das fehlende Wiesenheu ersetzen muß. Da die Weißrübe noch im Herbste geerntet wird,

Digitized by Google

so gestattet derselbe Acker im Jahre zwei Ernten. Nördlich von Karlsruhe spielt in einer Reihe von Gemeinden der Tabakbau eine große Rolle; auf der Gemarkung Friedrichstal sind 54 Proz. des gesamten Ackerlandes mit Tabak bepflanzt. Friedrichstal dürfte mit dieser Zahl unter allen Gemeinden des Deutschen Reiches an erster Stelle stehen; ihm folgen in Baden Staffort mit 21 Proz., Spöck und Neuthard mit je 16 Proz. Auch Büchenau, Blankenloch, Graben und Rußheim pflanzen noch in nennenswertem Umfang Tabak. In neuerer Zeit hat die Spargelkultur in starkem Maße Eingang gefunden. Die Anbaufläche von Spargeln beträgt in Hochstetten und Graben über 10 Hektar; außerdem bauen Teutschneureut, Eggenstein, Linkenheim und Liedolsheim ziemlich viel Spargeln. In Forchheim, Bulach, Mühlburg, Neureut, Linkenheim, Graben, Blankenloch deuten heute noch Flurnamen wie Weinäcker, Weingartenfeld, Weingarten, Wingertäcker, Wingertfeld, Wingert auf alten Weinbau hin. Heute ist der Rebbau ganz aus der Ebene verschwunden. Was menschliche Tatkraft und der neuzeitliche landwirtschaftliche Betrieb selbst auf diesem scheinbar unfruchtbaren Boden zu leisten vermögen, das zeigen die auf diesem Gelände nach dem Weltkriege entstandenen zwei neuen Großbetriebe, das gegen 120 Hektar große Versuchs- und Lehrgut der Landwirtschaftskammer auf dem ehemaligen Forchheimer Exerzierplatz, das neben dem Getreidebau sich neuerdings auch dem Tabakbau zugewandt hat und zum Sitz des deutschen Tabakforschungsinstituts geworden ist. Der zweite neue Betrieb ist das Webersche Gut bei Muggensturm, wohl der umfangreichste und besteingerichtete Gemüsegroßbetrieb Badens, der 1925 angelegt wurde und jetzt rund 150 Hektar umfaßt. Hier werden auf einer sonst wenig ertragreichen Fläche hauptsächlich Tomaten, Erbsen, Bohnen, Spargeln, Frühkartoffeln und Mirabellen angepflanzt. Beide Betriebe zeigen, was aus Deutschlands Boden bei intensivem Betriebe und rationellster Bewirtschaftung herauszuholen wäre.

Das trockene und ebene Gelände der Kiesplatte ist ein ausgezeichnetes Verkehrsgelände. Hier haben die Römer schon ihre Straßen durchgeführt, die spätere Zeit ist ihnen gefolgt, das zeigt vor allem auch das Eisenbahnnetz.

Für die Siedlungen kommen vor allem der West- und Ostrand des großen Waldgebietes in Frage, das die Mitte bedeckt. Aber auch das Waldgebiet selbst hat siedlungsgeographische Bedeutung erlangt, nachdem im Jahre 1715 in ihm K a r l s r u h e gegründet wurde. Die Gründung war ein Niederschlag aus jener Zeit, in der man den Wald und die Ebene für Neusiedlungen bevorzugte, und in der man einen Raum benötigte, in welchem sich geradlinige Straßenzüge und geometrisch einfache Siedlungspläne ohne große Hindernisse verwirklichen ließen. Daß Karlsruhe, das ursprünglich nur als Ruheplätzchen im Walde gedacht war, sich zur Großstadt entwickeln konnte, lag daran, daß neben der Fürstengunst, der politischen Entwicklung des Landes und der Niederbrennung der alten Städte in der Nachbarschaft durch die Franzosen 1689, die neue Siedlung günstige Boden- und Raumverhältnisse bot. Der gute und billige Baugrund setzte der baulichen Entwicklung und Erweiterung keine Schranken, lediglich nach Osten hin bedeutet das alte Bruchgelände eine gewisse Hemmung; die Industrie hatte genügend Raum zur Niederlassung und Entfaltung, und die Ebene setzte der Herbeiführung und Zusammenziehung der Verkehrswege kein Hindernis in den Weg. So sammelten sich an diesem Punkte bald alle Straßen und Eisenbahnen der Rheinebene, sowohl die Bergstraße wie die Rheinstraße und außerdem noch der Ost-Westweg. Der Kiesboden der Rheinniederung ermöglichte auch den Anschluß an den Rhein. So konnte Karlsruhe im Laufe der Zeit die Aufgaben der Städte am Gebirgsrande und am Rheine gleichzeitig übernehmen und darf sich mit Recht Karlsruhe a m R h e i n nennen.

Digitized by Google

Außer Karlsruhe hat sich keine größere Siedlung im Waldgebiet entwickelt. Wohl gab es einmal eine Zeit, in welcher die obere Hardt, d. h. das Gebiet des Hardtwaldes südlich von Karlsruhe, eine Reihe von Kleinsiedlungen aufwies. Anscheinend war dieses Waldgelände dem Zisterzienserkloster Herrenalb überlassen worden. Die Zisterzienser führten in den ersten Jahrhunderten ihres Bestehens streng die Regel durch, sich selbst durch ihrer eigenen Hände Arbeit zu ernähren. Sie gründeten zu diesem Zwecke in den ihnen überlassenen Sumpf- und Waldgebieten landwirtschaftliche Guts- und Musterhöfe, die sog. Grangien, die sie in Eigenwirtschaft führten. Solche Wirtschaftshöfe entstanden auch im Hardtwalde, so der Lindenhardhof im Süden; er wird im Jahre 1266 zum ersten Male im Besitze Herrenalbs erwähnt, umfaßte 800 Morgen, hatte durch seine Farren- und Widderhaltung einen fördernden Einfluß auf die Landwirtschaft der benachbarten Dörfer; nach der Aufhebung des Klosters ging der Hof allmählich ein. Die umliegenden Dörfer stritten einige Zeit um den Besitz des Geländes. Da machte der Staat dem Streite dadurch ein Ende, daß er als Rechtsnachfolger des Klosters das ehemalige Hofgebiet an sich zog und es wieder dem Walde überließ. Heute erinnert nur noch der Waldname Lindenhard südlich von Bruchhausen an den einstigen klösterlichen Gutshof. Am Westrande des Waldes lag der Hardhof; er war nicht so groß; denn er umfaßte nur etwa 80 Morgen. Sein Schicksal war das gleiche wie das des Lindenhardhofs. An ihn erinnert noch die Waldbezeichnung Hardhofschlag, östlich von Mörsch. Nur ein herrenalbischer Wirtschaftshof hat sich bis heute erhalten, nämlich Scheibenhardt. Dieser Hof war besonders gut ausgebaut und besaß sogar eine eigene Kirche. Als aber die Markgrafen in der Nähe einen Weiher anlegten, von dem aus das Hofgelände zeitweilig unter Wasser gesetzt wurde, entstanden Streitigkeiten. Die Mönche wurden des Hofes überdrüssig und vertauschten ihn an die Stadtgemeinde Ettlingen gegen ein Stück Wald im Albtale. Nachdem Ettlingen aus demselben Grunde viel Streit und Ärger um dieses Hofes willen gehabt hatte, kam er ganz in markgräflichen Besitz. Er wurde zu einem Wasserschloß umgebaut und ist heute Erziehungsanstalt und landwirtschaftliches Gut. Weiter südlich vom Lindenhardhof stand der Ziegelhof, der das Schicksal des Lindenhardhofes und Hardhofes teilte. Das Gelände, auf welchem einst diese drei Höfe standen, bekam gegen Ende des 18. Jahrhunderts nochmals siedlungskundliche Bedeutung. Man wollte dortmals auf dem Ödland dieser Höfe ein Dorf gründen, das den Namen Neumalsch führen sollte. Aber nur für die Erstellung eines Wirtshauses fanden sich genügend Bewerber, der weitere Ausbau unterblieb. 1810 wurde der Plan erneut aufgenommen, aber auch diesmal meldeten sich nur Wirte. Dann sollte das in der Rheinniederung gelegene Dettenheim hierher verlegt werden, doch die Dettenheimer zogen das Gelände um Altenbürg bei Bruchsal vor und gründeten dort Karlsdorf. Als 1820 sich etwa 90 evangelische Familien aus der unteren Hardt in Neumalsch niederlassen wollten, da zerschlug sich der Plan an den Kosten, weil die Erstellung einer evangelischen Kirche notwendig gewesen wäre. Heute erinnert nur noch der Name Neumalsch an der Landstraße an diese neuen Besiedlungsversuche, und der Schafhof beim Bahnhof von Malsch ist noch eine Erinnerung an die Zeit, wo die Zisterziensermönche die Schafzucht und im Anschluß daran den Wollhandel und die Weberei in großem Umfange betrieben und damit den Grund legten zu der Bedeutung, die einst Ettlingen als Wollmarkt und Malsch in der Schafzucht hatten. Der Wiederbesiedlungsgedanke ist aber für die Südostecke des Hardtwaldes nicht erloschen. Als der badische Staat vor dem Kriege nach einem geeigneten Gelände für eine neue Irrenanstalt suchte, wurde schließlich das Gelände westlich von

Digitized by Google

Muggensturm dafür ausgewählt. Dort sollte eine Stadt für 3000 Bewohner mit zahlreichen Einzelgebäuden entstehen. Am 1. August 1914 wollte man mit dem Bau beginnen, da kam der Weltkrieg und vereitelte den Plan. Jetzt hat das Webersche Gut mit seinem Gemüsebaubetrieb den alten Musterwirtschaftsgedanken der Zisterzienserm önche von Herrenalb wieder aufgenommen; am Westrande tat dasselbe die Landwirtschaftskammer auf dem Forchheimer Exerzierplatz und im Norden der Staat auf dem Gute in Scheibenhardt. Man sieht also auch in der Siedlungsgeschichte, wie sich die Ereignisse wiederholen, und wie sich das Gesetz von der Kontinuität der Siedlungen selbst auf scheinbar ungünstigem Boden bestätigt.

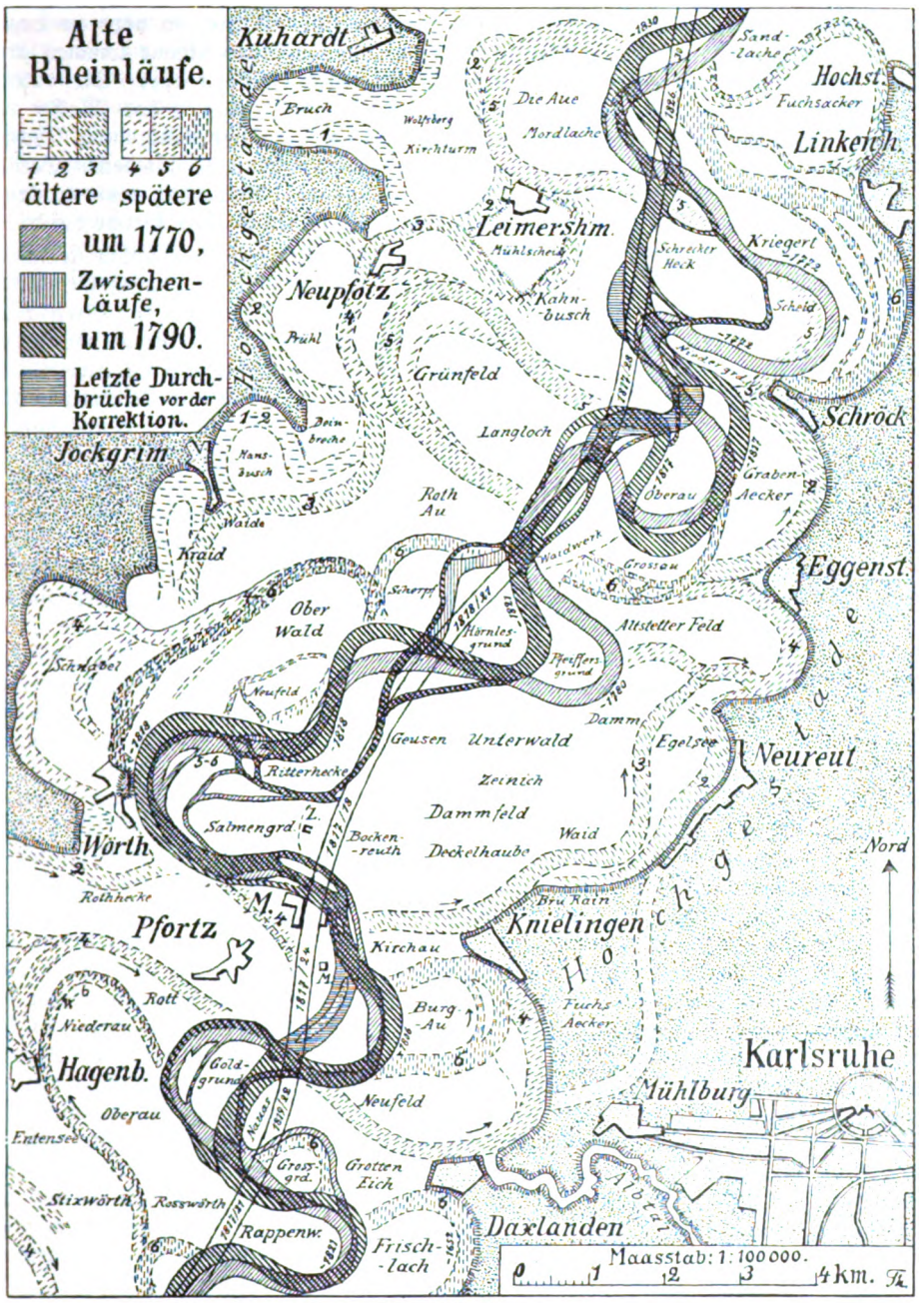
Das Hauptsiedlungsgebiet der Niederterrasse sind aber ihre Ränder im Osten und Westen. Die östlichen Randsiedlungen sind schon beim Bruchgebiet kurz besprochen worden; die ältere und bedeutendere Reihe sind die Siedlungen am Westrande. Die Kante des Hochgestades gibt einen guten Baugrund, jetzt frei von Überschwemmungsgefahr. Die eigentümlichen Vorsprünge zwischen den einzelnen Bogen des alten Rheinlaufes gegen die Rheinniederung boten gute Schutzlagen. Die Grenzlage zwischen einer wasserreichen Niederung mit Wiesen und einem trockenen Hochgestade mit Ackerland gab den landwirtschaftlichen Siedlungen eine gute Unterlage. Vor der Rheinkorrektion, als an manchen Stellen die Mäander des Rheines noch am Hochgestade nagten und besonders bei Hochwasser das Ufer unterwühlten, da war die Lage am Steilrande nicht ohne Gefahr. Es fanden Abbrüche statt, und Häuser und Kirchen stürzten in die Tiefe; besonders Bickesheim und Daxlanden wurden von diesem Schicksal betroffen. Tullas Werk hat diese Gefahr für die Orte auf dem Hochgestade für immer beseitigt. Das Alter vieler Orte drückt sich schon in ihrer Namensform aus: Knielingen, Otigheim, Bietigheim, Durmersheim, Bickesheim, Mörsch, Forchheim, Linkenheim. Auch Daxlanden, Schröck (das heutige Leopoldshafen), Eggenstein, Hochstetten und Graben werden schon früh genannt. Neureut ist eine Rodungssiedlung des Klosters Gottesau und Welschneureut eine Gründung französischer Flüchtlinge aus dem Ende des 17. Jahrhunderts. Wie Friedrichstal an der Ostseite des Waldes, so hat es sich an der Westseite seine Gemarkung in der Hauptsache aus dem Hardtwald herausgerodet. Nach dem Weltkriege hat Welschneureut durch neue Rodungen am Waldrande seine Anbaufläche weiter vergrößert.

Die Hauptänderung im Siedlungsbild dieser Landschaft hat das starke Wachstum von Karlsruhe, seiner Vororte und der von ihm abhängigen Industrieorte gebracht. Mühlburg, Beiertheim, Rintheim, Grünwinkel, Rüppurr und Daxlanden sind eingemeindet worden, selbst Ettlingen hat Teile seiner Gemarkung an Karlsruhe abgetreten.

Die Rheinniederung

Sie stellt das in der Nacheiszeit aus der Niederterrasse herausgewaschene Rheintal dar. In zahlreichen Windungen hat sich der Rhein sein Bett geschaffen und am Steilrande hohlkehlenartige Einbuchtungen und scharfe Vorsprünge herausgearbeitet. Die Windungen waren ständigem Wechsel unterworfen. Sie schnitten sich immer wieder selber ab; Inseln und Halbinseln, von Rheinarmen, Altrheinen und Tümpeln umgeben, entstanden und vergingen. Die ganze Niederung wurde bei starker Wasserführung überschwemmt und mit feinem Sand und Schlamm bedeckt. Tümpel mit Schilfrohr, sumpfige Niederungen mit Seggen, Auewälder mit Weidengebüsch, erhöhte Sand- und Kiesinseln mit lichten Föhrenbeständen und Laubholz bedecken das

Digitized by Google



Hochgestade und Rheinniederung bei Karlsruhe mit den Veränderungen des Rheinlaufs und der Rheinkorrektion. Aus H. Thürach, Erläuterungen zur geologischen Spezialkarte von Baden, Doppelblatt Karlsruhe-Daxlanden, Nr. 50/51, Seite 14

Digitized by Google

Gelände; kulturfähiges Land wird in tieferen Lagen als Wiese, in höheren Lagen als Ackerfeld genützt. Trotz der Rheinkorrektion und der Rheindämme kommen aber immer wieder bei starker Hochwasserführung Überschwemmungen vor. Sie rühren zum Teil daher, daß infolge des hohen Wasserstandes des Rheines das Wasser der seitlichen Zuflüsse hinter den Dämmen gestaut und so die Niederung unter Wasser gesetzt wird. Aus der Tatsache, daß in der Niederung sich an verschiedenen Stellen Grabhügel finden, darf man den Schluß ziehen, daß die Niederung einst trockener war. Auch die frühe und reichere Besiedlung in geschichtlicher Zeit spricht dafür.

Das Siedlungsbild der Niederung hat sich im Laufe der Zeit völlig geändert. Nördlich von Karlsruhe bis Rußheim liegt nur noch ein Dorf, Liedolsheim, in der Niederung. Rußheim ist nur scheinbar eine Niederungssiedlung; in Wirklichkeit liegt oder lag es ursprünglich auf einem stehengebliebenen Inselberg des Hochgestades und ist erst später, als dieser Hügel stark unterwaschen und unbegreiflicherweise auch noch durch Sandgruben angegriffen wurde, etwas in die Niederung hineinverlegt worden. Der Kirchhof liegt heute noch auf diesem Reste des Hochgestades; die Kirche lag bis zum Jahre 1876 dort, wurde aber dann wegverlegt, weil sie gefährdet war. Früher lagen in der Niederung zahlreiche Ortschaften, so Frekanstetten, Wanesheim, Befrisse, Austatt, Dettenheim und weiter nördlich noch Knaudenheim; südlich von Karlsruhe bis an die Murg sind Atenherd, Meerfeld und jenseits der Murg Dunhausen und Mussenheim abgegangen; vielleicht darf man Hithelinhofen im Hiltinger Grund auf Gemarkung Mörsch und Bremehe im Bremengrund bei Au a. Rh. suchen. Es sind also weit mehr Dörfer verschwunden, als heute noch vorhanden sind. Beachtenswert erscheint, daß man die abgegangenen Orte in Bezug auf die Zeit des Abganges in zwei Gruppen unterscheiden kann. Eine große Zahl ist schon sehr frühe verschwunden; sie werden schon seit dem 12. und 13. Jahrhundert nicht mehr erwähnt oder nur noch als Hof, während die andere Gruppe erst im 16. bis 19. Jahrhundert untergeht. Nun ist oben schon darauf hingewiesen worden, daß in früheren Jahrhunderten die Überschwemmungsgefahr wenigstens in dieser Gegend noch nicht so groß war. Man wird also den Abgang dieser Dörfer nicht ohne weiteres oder wenigstens nicht allein der Hochwassergefahr zuschreiben dürfen. Die Nachprüfung des Urkundenmaterials ergibt, daß in einigen dieser abgegangenen Dörfer das Zisterzienserkloster Maulbronn Besitzungen hatte. Wenn Zisterzienser in schon besiedelten Gebieten Besitz erhielten, so haben sie die vorhandenen Dörfer eingehen lassen und aus den Gemarkungen Wirtschaftshöfe gemacht. In Frekanstetten wird 1177 eine Grangie oder ein Gutshof von Maulbronn erwähnt, 1248 tritt uns ein solcher bei Liedolsheim entgegen; auch in Schröck, dem heutigen Leopoldshafen, wird ein solcher genannt. So kann man die Vermutung aussprechen, daß bei dem früheren Abgang das „Bauernlegen" der Zisterzienser eine Rolle gespielt hat. Die Abgänge in neuerer Zeit zeigen insofern eine bemerkenswerte Erscheinung, daß sie flußaufwärts früher erfolgten, so um Rastatt im 16. Jahrhundert, um Philippsburg aber erst im 18. und 19. Jahrhundert. In Knielingen klagt man in neuester Zeit über eine starke Zunahme der Versumpfung der Wiesen. Diese Verlegung der Hochwasser- und der Überschwemmungsgefahr flußabwärts rührt wohl daher, daß der wildstromartige Charakter des Rheines vom oberen Teil der Rheinebene weiter nach unten gewandert ist. Damit trat dann auch, wie die geologischen Untersuchungen zeigen, eine Vermehrung der Geschiebeführung ein. Das Strombett wurde erhöht. Damit vergrößerte sich die Hochwassergefahr, und die Menschen wurden zur Verlegung ihrer Siedlungen genötigt; Knaudenheim erstand als Huttenheim auf dem Hochgestade und Dettenheim wurde als Karlsdorf wieder aufgebaut.

Digitized by Google

Das Gelände der Rheinniederung ist verkehrsfeindlich. Deshalb sind auch hier, ähnlich wie im Bruchgebiet, Wasserburgen entstanden, so bei Graben, Rußheim, Durmersheim, Bietigheim, Elchesheim und wahrscheinlich auch bei Knielingen, wie der Flurname Burgau vermuten läßt. Heute sind diese Tiefburgen alle verschwunden, nur hie und da zeigt noch eine kleine Erhöhung die ehemalige Lage an.

Der Auelehm der Niederung hat an verschiedenen Orten Ziegeleien ins Leben gerufen, nicht immer zum Segen der Landschaft; denn die entstandenen Lehmgruben füllten sich mit Wasser, und das Gelände ist häufig für weitere kulturelle Ausnützung verloren. Die kleineren unter diesen Ziegeleien sind vielfach wieder vom Erdboden verschwunden, erhalten geblieben sind nur jene, welche ihren Betrieb auf die heutigen Anforderungen umgestellt haben.

Außer diesen Großziegeleien sind an Neusiedlungen der Hafen und das Hofgut bei Maxau zu erwähnen. Die Überfahrtsstellen über den Rhein haben im Laufe der Zeit manchen Wandel erfahren. Das bei Au a. Rh. abgegangene Meerfeld hatte einst eine Fähre und Zollstätte; die Mönche von Weißenburg benutzten die „Var" von Daxlanden, um nach ihren rechtsrheinischen Besitzungen zu kommen. Eine alte Zoll- und Überfahrtsstelle war bei Schröck. Deshalb wurde auch hier, als die Dampfschiffahrt auf dem Rheine eine Rolle zu spielen begann, der erste Rheinhafen für Karlsruhe angelegt und der Ort 1833 in Leopoldshafen umgenannt. Als die Eisenbahn einen beschleunigteren Verkehr brachte, wurde der Hafen näher an die Stadt heranverlegt, so entstand Maxau als Rheinhafen und zugleich als Rheinbad. Die Jahrhundertwende brachte endlich durch einen Stichkanal und einen Hafenbau den unmittelbaren Anschluß von Karlsruhe an den Rhein.

Die bedeutungsvollste und nachhaltigste Änderung im landschaftlichen und wirtschaftlichen Bilde der Rheinniederung brachte aber die Rheinkorrektion, das Werk des genialen Ingenieurs Tulla, das im Jahre 1817 zwischen Daxlanden und Knielingen begonnen wurde. So steht der Mensch als mächtiger Faktor nicht nur in der Gestaltung des Siedlungsbildes sondern auch des Landschaftsbildes vor uns, und es bewahrheitet sich auch hier, was Sophokles sagt: „Vieles Gewaltige lebt, doch nichts ist gewaltiger als der Mensch."

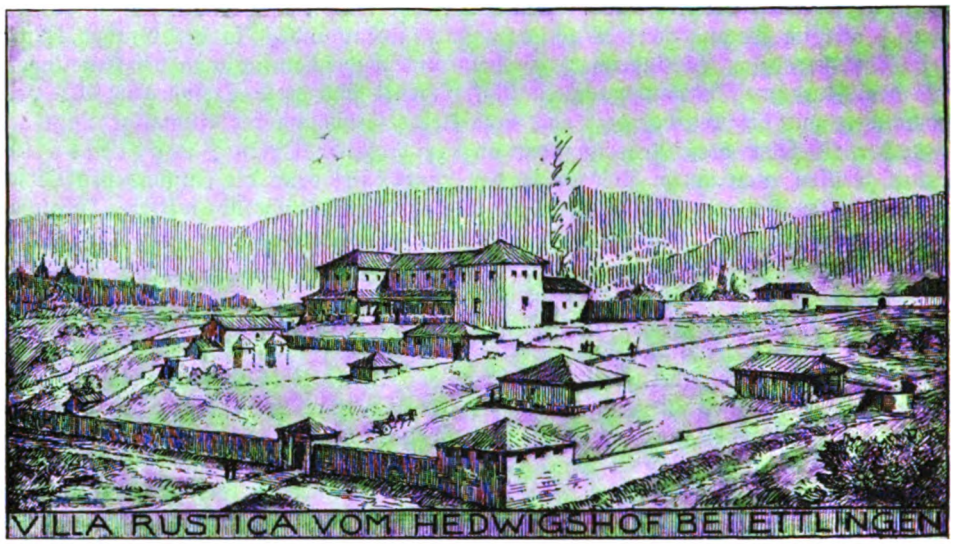
Rheinwärts

Von Friedrich Roth, Waghäusel

Der Nebel sperrt die Sicht auf wenig Schritte.
Wir wandern fürbaß stets dem Rheine zu.
Uralte Weiden kauern stumm am Wege.
Ein Nebelhorn fällt tönend in die Ruh. —

Da pocht das Herz uns vor Erwartung schneller.
Der Pappeln edle Wächterfront taucht auf.
Heil uns! Der blinde Schleier reißt und jauchzend
sehn wir des heiligen Stromes Silberlauf.

Digitized by Google



1. Römiſcher Gutshof am Hedwigshof. Schaubild, gezeichnet von Prof. Dr. Wulzinger

Römiſche Kultur in der Karlsruher Landſchaft

Von Otto Homburger, Karlsruhe

I.

Wenn auch durch die Stürme der Völkerwanderung das meiſte von dem, was während der zweihundertjährigen Beſetzung die Römer in unſerm Lande geſchaffen haben, zerſtört worden iſt und ſichtbare Spuren ihrer koloniſatoriſchen Tätigkeit ſich in der kulturellen und künſtleriſchen Entwicklung der darauffolgenden Epochen kaum nachweiſen laſſen — ganz im Gegenſatz zu den Verhältniſſen im galliſch-franzöſiſchen Nachbarreich —, ſo kann doch in einem Sammelheft, das ſich die Aufgabe geſtellt hat, die Vergangenheit der Karlsruher Landſchaft zu beleuchten, auf eine Darſtellung der Römerzeit nicht verzichtet werden; die Geſchichte der fremden Eroberer und ihres Anhangs iſt mit der der einheimiſchen Bewohner ſo eng verflochten, daß beides ſich nicht trennen läßt und nur auf Grund gemeinſamer Quellen, der Bodenfunde, behandelt werden kann. Aus dieſen, von jeher reichlich fließenden Quellen iſt ſeit dem 18. Jahrhundert von eifrigen Heimatforſchern und Archäologen geſchöpft worden; insbeſondere die raſch aufeinanderfolgenden Veröffentlichungen von Naeher[1], Bonnet und Schumacher[2], mit mei-

[1] J. Naeher, Die Umgebung der Reſidenz Karlsruhe 1884; derſ., Die baulichen Anlagen der Römer in den Zehntlanden 1883 (und Bonner Jahrbücher 79, 1885, S. 28 ff.).

[2] A. Bonnet, Vorgeſchichtl. Funde aus der Umgegend von Karlsruhe, herausgegeben und ergänzt von K. Schumacher in Veröffentlichungen des Karlsruher Altertumsvereins III, 1902, S. 38 ff. — Vgl. auch die umfaſſenderen Darſtellungen bei K. Schumacher in der Feſtſchrift zur Feier des 50jährigen Beſtehens des Römiſch-Germaniſchen-Centralmuſeums in Mainz 1902, S. 30 ff. und Ernſt Fabricius, Die Beſitznahme Badens durch die Römer, Neujahrsblätter der Badiſchen Hiſtor. Kommiſſion N. F. 8, 1905.

Digitized by Google

sterhafter Klarheit zusammengefaßt in Wagners Regestenwerk[1], haben die Umrisse einer Geschichte von Karlsruhes Umgebung zur Römerzeit festgelegt. Zahlreiche überraschend glückliche Funde der letzten Jahre haben weitere Einblicke gewährt[2], und wenn hier, auf knappstem Raum, eine Skizze gegeben wird auf Grund unserer Kenntnisse von heute, so müssen wir uns klar darüber sein, daß vielleicht schon der Zufall des morgigen Tages weiteres Material zutage fördern und unser Wissen erheblich bereichern wird.

2. Weihrelief, gef. in der Albsiedlung Grünwinkel (Badisches Landesmuseum)

II.

Ähnlich wie heute eine dem Lauf des Rheins parallele, in Karlsruhe gabelartig sich spaltende Schnellzugsstrecke gekreuzt wird von einer kaum minder wichtigen Route, die Ost und West des Kontinents verbindet, so wurde das Land zur Römerzeit durchzogen von einer von dem Truppenlager Mainz heraufgeführten Straße, die von Heidelberg bis Oos in zwei Arme geteilt war, und von einer Querlinie, die den Zweck verfolgte, Gallien mit den östlichen Provinzen des Römerreichs zu verbinden. Wo diese den Rhein überschritten hat, ist noch nicht festgestellt, doch deutet eine bei Au, Amt Rastatt, errichtete Meilensäule darauf hin, daß in der Gegend dieses Ortes, dessen Bedeutung durch den Fund von drei Viergöttersteinen bekräftigt wird, die wichtige Stelle gelegen hat[3]. Weiter östlich ist ihr Verlauf gesichert durch Dammreste bei Busenbach, Reichenbach, Langensteinbach, zwischen Ellmendingen und Pforzheim[4]. Daß sie angelegt worden ist, bald nachdem der Legat Cn. Cornelius Clemens um das Jahr 74 n. Chr. seinen Vormarsch von Straßburg durchs Kinzigtal nach Rottweil angetreten und damit die Okkupation des rechtsrheinischen Gebietes in die Wege geleitet hat[5], ergeben die Funde aus etwa 15 Brandgräbern, die im Laufe des

[1] Ernst Wagner, Fundstätten und Funde in Baden II, 1911, S. 49 ff.

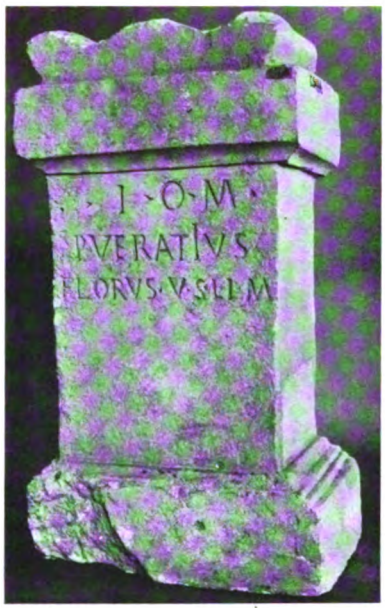
[2] Siehe die Berichte des Verfassers in der „Pyramide" (Wochenschrift zum Karlsruher Tagblatt) vom 23. XII. 1923 (über Grünwinkel) und in „Pyramide" vom 17. VII. 1927 (über Berghausen, St. Johann bei Ettlingen, Grünwinkel und Knielingen); ferner in „Germania" XI, 1928, S. 142/3. Dazu Ernst Wahle, Ein römerzeitliches Dorf in Grünwinkel, in der „Pyramide" vom 20. XI. 1927.

[3] Wagner a. a. O., S. 49/50.

[4] Vergl. den Aufsatz von Wolfgang Fischer, Die Römer im Enz- und Pfinzgebiet, Badische Heimat 1925, S. 20 ff.

[5] Fabricius a. a. O., S. 36 ff.

Digitized by Google



3. Altar mit Weihinschrift, gef. bei Daxlanden (Badisches Landesmuseum)

letzten Jahres westlich Ettlingen, bei der Kapelle St. Johann (Gemeinde Mörsch), gehoben worden sind, nahe der Stelle, wo das Zusammentreffen jener Straße mit einer von Rastatt hergeführten Nebenstraße angenommen werden muß[1]. Die Form von einigen der ins Grab mitgegebenen Krüge und eine bildverzierte Schüssel aus der roten „Terra sigillata", die in einer der südfranzösischen Töpfereien zu Beginn der Regierung des Kaisers Vespasian (69—78 n. Chr.) verfertigt sein mag, beweisen, daß hier in der Nähe frühzeitig eine Siedlung angelegt worden ist, und zwar von Kolonisten, in deren Besitz sich ausgezeichnetes Ton- und Bronzegerät befand[2]. Weiter östlich, am Schnittpunkt der wichtigen Ost-West-Verbindung mit der von Heidelberg den Bergen entlang ziehenden Straßenlinie, deren Verlauf in dieser Gegend durch die Aufeinanderfolge zahlreicher Bautenreste gesichert erscheint, lag am Austritt der Alb aus den Bergen ein „vicus", der wohl als Hauptort der Gegend angesehen werden kann. Über ein halbes Dutzend eng beieinanderliegender Fundstellen bestimmt seine Lage; es ist der südöstliche Teil des heutigen Ettlingen[3]. Nicht weit von hier, albaufwärts, wird die Stelle gelegen haben, wo die berühmte Sandsteinplatte mit dem Bild des Neptuns gefunden wurde. Die interessante Inschrift lautet in deutscher Übersetzung: „Zur Ehre des Kaiserhauses dem Gott Neptun (geweiht). Der Schiffergilde hat Cornelius Aliquandus (das Denkmal) von dem Seinigen geschenkt." (Abb. Wagner II, Fig. 69). Über die mannigfachen Irrfahrten dieses Weihedenkmals, das im Lauf des 16. Jahrhunderts zweimal verschleppt wurde, damit der archäologischen Sammelleidenschaft erst des Kaisers Maximilian, dann Albrechts V. von Bayern Genüge getan werde, lese man bei Wagner nach; jedenfalls muß der Stein, der jetzt mit einer langen, von dem Ettlinger Humanisten Hedio verfaßten Widmung versehen, am Ettlinger Rathaus einge-

[1] Für das römische Straßennetz in Karlsruhes Umgebung vgl. Otto Ammon, Karlsruher Altertumsverein, Heft I, 1891, S. 53 und desselben Berichte in der Bad. Landeszeitung vom 20. XII. 1884 und 1885 passim.

[2] Die Funde sind ausgestellt in dem neugegründeten Bezirksmuseum Ettlingen.

[3] Das Fundarchiv des Bad. Landesmuseums besitzt eine Zusammenstellung (in Maschinenschrift) der Straßenreste und Fundstätten im Bezirk Ettlingen (mit zahlreichen Plänen), die Vermessungsrat Scholze 1926 äußerst gewissenhaft ausgearbeitet hat. Die Liste der zahlreichen Münzfunde auf Ettlinger Boden, die K. Bissinger in „Funde römischer Münzen im Großherzogtum Baden" (1889 und 1906), Nr. 139, zusammenstellt, ist zu ergänzen durch drei Mittelbronzen von Vespasian, Trajan und Faustina d. J. und eine Kleinbronze des Magnentius (350—353 n. Chr.!), die auf dem rechten Albufer gefunden wurde (Pforzheimer Straße Nr. 8) und wie Scholze wohl richtig annimmt, dorthin verschleppt worden ist. (Das vollständige Verzeichnis der Münzen verdanke ich dem verdienten Pfleger des Ettlinger Bezirks, Herrn Karl Springer, in dessen Familienbesitz sich die Stücke befinden).

Digitized by Google

mauert ist, als Kopie der Renaissancezeit angesehen werden[1]. Hoffentlich wird die bevorstehende Kanalisation Ettlingens weiteren Aufschluß über den Umfang dieses Ortes geben, der nach der Völkerwanderungszeit, in der merowingischen Periode, aufs neue besiedelt wurde[2].

Es liegt nahe, eine entsprechende Siedlung bei Grötzingen, am Ausgang der Pfinz in die Rheinebene, anzunehmen; daß auch hier eine Querverbindung die römische Bergstraße geschnitten hat, wird durch die zahlreichen Baureste des Pfinztals und durch kürzlich bei Berghausen entdeckte Gräber[3] wahrscheinlich gemacht, aber sichere Anhaltspunkte fehlen; die schönen Grabfunde, die zusammen mit dem Grabstein des „hundertjährigen Veteranen" im Lauf des vorigen Jahrhunderts in die staatlichen Sammlungen verbracht wurden (Wagner II, Fig. 84, 85), stammen von einer nahezu 1000 Meter pfinzabwärts gelegenen Stelle, die schon zur Gemarkung Durlach gehört. Dagegen sind wir im Lauf der letzten fünf Jahre, bei Anlage der Karlsruher Albsiedlung, gut unterrichtet worden über eine römische Ortschaft, die sich, südlich von Mühlburg, auf beiden Seiten der Alb am Hochgestade ausgedehnt hat, in einem Umkreis, dessen Mittelpunkt heute die aus dem eng benachbarten Grünwinkel hierher verlegte Kapelle bildet[4].

4. Diana Abnoba, gef. beim „Kühlen Krug" (Karlsruhe) (Badisches Landesmuseum)

Schon längst vermutete man, daß an dieser Stelle die westliche der beiden von Heidelberg-Neuenheim ausgehenden Nordsüdstraßen die Alb überschritten hat[5]; die Entdeckung der Siedlung, von der einige Spuren schon früher am südlichen Ufer zutage getreten waren, hat hier nahezu Gewißheit gebracht. Von besonderer Bedeu-

[1] 1748 wurde in einem Keller am Fuß des Schloßbergs zu Baden-Baden ein 2. Exemplar dieses Denkmals gefunden, das von vielen als das verschleppte Original angesehen wird. Gegen diese Annahme sprechen verschiedene Eigentümlichkeiten der Schrift, die Frage bleibt also einstweilen ungelöst (s. Germania Romana 2. Auflage IV, S. 39 und Tafel XV, 8).

[2] Über Reihengräberfriedhöfe in der Nähe des Gasthofs Hirsch (weitere Funde 1924) und auf den Äckern gegen die Gutleuthauskapelle hin vgl. Wagner II, S. 68 69.

[3] Fundstücke im Bad. Landesmuseum.

[4] Vgl. Anmerkung 2 auf S. 35.

[5] Nördlich von Mühlburg, in der Verlängerung der Hardtstraße, ist im Hardtwald der geradlinige Verlauf dieser Straße auf lange Strecken hin von dem Ingenieur Otto Ammon festgelegt worden, vgl. Anmerkung 1 auf S. 38.

Digitized by Google

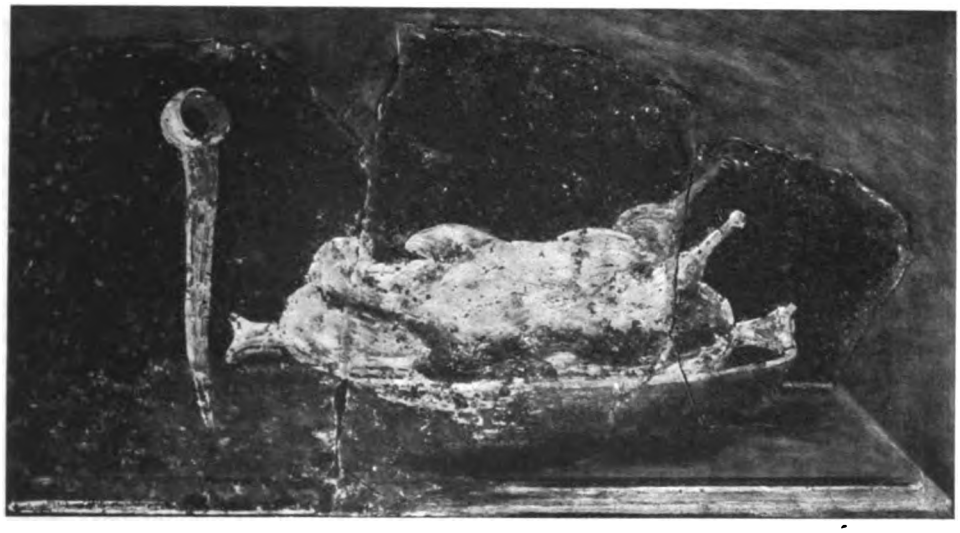
tung war die Freilegung eines Töpferofens und dreier Ziegelöfen, von denen einer durch das großzügige und verständnisvolle Eingreifen der Karlsruher Stadtverwaltung erhalten werden konnte, dann vor allem der letztjährige Fund eines mit zwei Gott-

5.6. **Juno und Minerva auf einem Viergötterstein**, aus Schöllbronn
(Badisches Landesmuseum)

heiten geschmückten Weihreliefs, auf den wir zurückkommen werden (Abb. 2). Über die Art der Wohnbauten konnte leider — abgesehen von den Mauern eines Kellers[1] und von äußerst primitiven Gruben mit Lehm- und Holzwänden — bis jetzt nichts mehr festgestellt werden. Die Feldbebauung auf leicht abschüssigem Gelände hat offenbar das meiste abgetragen. Dagegen wurden von dem Friedhof, der auf der höchstgelegenen Stelle der auf der Alb umflossenen Halbinsel angelegt war, noch etwa 60 Gräber freigelegt, andere sollen schon früher beim Bau der ersten, hier errichteten Häuser zerstört worden sein. Die Formen der zahlreichen Grabbeigaben lassen

[1] Wahle a. a. O. Pyramide vom 20. XI. 1927.

Digitized by Google



7. Stilleben (Gebratenes Huhn). Ausschnitt aus Wandmalereien eines römischen Gutshofes zu Wössingen (Badisches Landesmuseum)

erkennen, daß die Siedlung bald nach Anlage der um 80—90 n. Chr. durchgeführten Straße entstanden ist und das ganze 2. Jahrhundert hindurch bewohnt war, um 200 verstummen die Zeugnisse allmählich.

Verfolgen wir weiter abwärts die Alb, so stoßen wir zunächst bei Daxlanden auf die Fundstelle eines Votivsteins, der dem Juppiter von einem Publius Veratius Florus geweiht worden ist und durch den klaren, einfachen Aufbau und die Anordnung der Schrift aus der Reihe der vielen ähnlichen und späteren Stücke der Landessammlung vorteilhaft absticht (Abb. 3) und weiter nördlich gelangen wir — im Tiefgestade — zu dem schon vielfach besprochenen römischen Friedhof westlich Knielingens[1], der erstmals von Professor Rott 1911 untersucht worden ist und dann wieder 1927 überraschend reiche Ausbeute an Grabbeigaben geliefert hat[2]. Über die Stelle, wo die hier Bestatteten gewohnt haben, ist noch ebensowenig etwas ermittelt wie über die Zugangswege dieser Anlage, aber es ist mit Recht darauf hingewiesen worden, daß die für unsere Gegend so ungewöhnlich frühen Typen der Keramik an ein über den Rhein vorgeschobenes Fort denken lassen; eine früher von mir ausgesprochene Ansicht über verhältnismäßig kurze Dauer der Besetzung muß dahin berichtigt werden, daß etwa zwei Drittel der — neuerdings freigelegten — Gräber schon dem 2. Jahrhundert n. Ch. angehören.

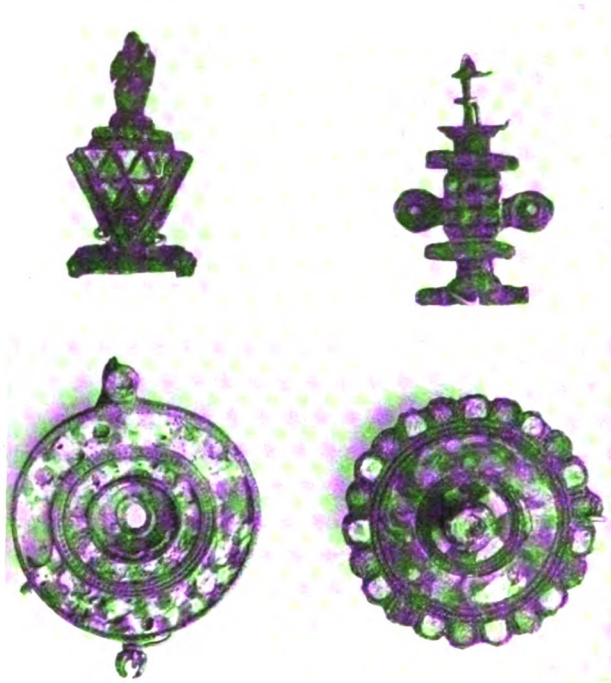
Viel wesentlicher als durch die wohl sehr vereinzelten Ortschaften wurde das Bild der Landschaft bestimmt durch die zahlreichen Guts- und Bauernhöfe (Abb. 1), die den Straßen entlang verteilt, von altgedienten Soldaten errichtet und bewirtschaftet wurden. Typisch dafür ist die Häufung solcher Gehöfte auf beiden Seiten der Bergstraße in der Umgebung des vicus Ettlingen[3]; Bedingungen für die

[1] Wagner-Rott, Römisch-German.-Korrespondenzblatt V, 1912, Seite 55. — 6. Bericht der Römisch-German. Kommission des Archäologischen Instituts 1910/11, S. 129.

[2] S. Anmerkung 2 auf S. 35.

[3] Siehe Wagner II, S. 70, 72, 71, 69, 64. — Eine lehrreiche Zusammenstellung der römischen Meierhöfe, die im rechtsseitigen Rheintal den Gebirgsrand begleiten, gibt Karl Schumacher in der in Anmerkung 2 (S. 34) angeführten Festschrift, S. 36 ff.

Digitized by Google



8. Römische Emaillefibeln aus der Umgebung von Karlsruhe
Oben: Neureuth—Ablsiedlung Grünwinkel Unten: Weingarten—Durlach
(Badisches Landesmuseum)

Wahl war die Nähe von Wasser und Weideland, sicher aber spielten auch ästhetische Momente mit; gehört doch der Blick von dem erhöhten Waldsaum in die Ebene hinab — sei es oberhalb Ettlingenweiers oder im Umkreis des Hedwigshofs — zu den schönsten Natureindrücken, die unsere Gegend bietet, und unwillkürlich wird der Beschauer beim Anblick des erst leise sich senkenden und dann bis zum Wald ansteigenden Wiesengeländes östlich Rüppurr an die Weiträumigkeit südlicher Landschaften erinnert. Einer der stattlichen Gutshöfe, nicht nur der Gegend, sondern des kolonisierten Gebietes überhaupt, ist die hier gelegene „villa rustica" (beim Hedwigshof), die schon von Weinbrenner 1802 aufgenommen wurde und neuerdings von Professor Karl Wulzinger nochmals untersucht worden ist, wobei sich einige für das Verständnis der Anlage wesentliche Berichtigungen ergaben[1] (Abb. 1). Während die einzelnen Teile des Wohngebäudes, dessen Fundamente jetzt nur noch stellenweise vorhanden sind, bei anderen derartigen Gutshöfen sich schärfer herausschälen lassen[2], treten das Badgebäude und ein kellerartiger Bau, der wohl als Heiligtum zu erklären ist, klar in Erscheinung; nach den Weinbrennerschen Zeichnungen zu schließen, befand sich in letzterm, neben deutlich erkennbaren Wandsäulen, einer jener wohl für liturgische Zwecke bestimmten Steintische, wie sie auch in Ettlingen, Ettlingenweier und in Mörsch aufgefunden wurden[3].

[1] Es gelang Professor Wulzinger festzustellen, daß die Ausmaße des Gutshofes genau das Doppelte der irrtümlich bei Wagner (II, Fig. 68) angegebenen Maße betrugen. Über die Ergebnisse der Ausgrabung berichtet Karl Springer im Mittelbadischen Kurier am 16. X. 1926. Die Fundstücke gelangten in das Bezirksmuseum Ettlingen.

[2] Vgl. etwa den römischen Gutshof im Hagenschieß, Badische Heimat XII, S. 23, Fig. 2.

[3] Der vorzüglich erhaltene, auffallend hohe Steintisch aus Mörsch (Wagner II, Fig. 71) wurde 1845 inmitten von „weitverzweigtem Mauerwerk" gehoben. Weiter südlich, ebenfalls am Hochgestade und im Bereich des heutigen Dorfes, stieß man auf einen Viergötterstein; zieht man weiter den Fund von zwei römischen Urnen mit Brandresten im Süden des Ortes und den großen Münzfund von 1894 in Betracht (Sammlung Springer, Ettlingen, — Bissinger a.a.O. 135b), so liegt es nahe, einen größeren Gutshof hier anzunehmen, der westlich der Römerstraße Heidelberg—Mühlburg—Rastatt gelegen hat, dagegen fehlt noch jeder Anhalt für den Verlauf der vermuteten West-Oststraße Lauterburg—Au a. Rh. (?)—Ettlingen—Cannstatt (Manuskript Scholze, S. 21).

Digitized by Google

III.

Die Frage, was die auf zahlreichen römischen Steindenkmälern dargestellten Figuren bedeuten, hat von jeher die Bewohner unserer Gegend beschäftigt; im Mittelalter schrieb man ihnen teuflische Kräfte zu und baute die Dämonen ein in die Außenwände der Kirchen, um sie zu bannen[1]. Wie sich das antiquarische Interesse an diesen Dingen in der Renaissance gestaltete, lehrt die Geschichte des Ettlinger Neptunsteins, auf die bereits oben angespielt wurde, und in den folgenden Jahrhunderten sammelten die Markgrafen im Garten ihres Schlosses zu Durlach eifrig die aus dem Lande herbeigeholten Bildwerke. Auch für die moderne Wissenschaft liefern all diese zahlreichen Götterbilder mit samt den Weihinschriften ein unschätzbares Material, dessen Erforschung uns aufklären soll über die religiösen Vorstellungen der damaligen Bewohner, der fremden Kolonisten und Kaufleute sowohl wie der Einheimischen. Die bekannten griechisch-römischen Gottheiten wie Juppiter, Juno, Minerva, Neptun oder rein römische Bildungen wie Victoria und Fortuna (Kleinsteinbach) sind ohne weiteres zu erkennen; schwieriger dagegen gestaltet sich die Deutung der keltischen und germanischen Götterfiguren, denn sie sind geschaffen von römischen Künstlern und Steinmetzen nach dem Bild, das ihnen von eigenen mehr oder weniger verwandten Gottheiten vorschwebt, und in das sie nun den fremden Begriff kleiden. So verbergen sich hinter dem zahlreich dargestellten Mercur Vorstellungen wichtiger einheimischer Götter, deren Bedeutung uns nicht überliefert ist. In Nöttingen, wo er wie an vielen Orten des östlichen Gallien mit Rosmerta gepaart auftritt, hat er die Rolle des Handelsgottes bereits übernommen[2]. Der in Gallien so überaus häufige Gott mit dem Hammer, über dessen Wesen und Name noch immer die Ansichten auseinandergehen, ist auf der obenerwähnten Platte der Albsiedlung dargestellt in der Gestalt des Totengottes Pluton oder des ägyptischen Serapis, während seine Begleiterin die Attribute der Unterwelts- und Erdgöttin Proserpina trägt (Abb. 2). Eine völlig entsprechende Gestalt führt auf einem aus Sulzbach (Amt Ettlingen) stammenden Stein (Wagner II, Fig. 74) den Namen Aerecura, einer Göttin, die im benachbarten Cannstatt und in Rottenburg mehrmals mit gleichen Attributen begegnet[3]; ihr Kult ist offenbar von der Adria in unsere Gegend verpflanzt worden. Den mit ihr gepaarten Gott stellt die Inschrift des Sulzbacher Reliefs als Dispater vor: dies ist der Name jenes italischen Totengottes, der von Julius Caesar in seinem Werk über den gallischen Krieg auf den mythischen Stammvater der Gallier übertragen worden ist und in der modernen Wissenschaft wiederholt als Bezeichnung für den keltischen Hammergott Aufnahme fand.

In der weitern Umgebung Karlsruhes (Königsbach, Stettfeld, Büchig, Amt Bretten) begegnet häufig eine weibliche gallische Gottheit, Epona, die Schützerin der Pferde, die auf dem Roß seitlich sitzend dargestellt wird (Wagner II, Fig. 92,

[1] So noch heute in Durmersheim, Söllingen, Königsbach, Gräfenhausen (Oberamt Neuenbürg).

[2] Über „die Götterverehrung im römischen Germanien" unterrichtet Friedrich Drexels grundlegender Aufsatz im 14. Bericht der Römisch-Germanischen Kommission 1922. Vgl. ferner Karl Schumacher, Siedelungs- und Kulturgeschichte der Rheinlande II, Die Römische Periode, Seite 298 ff. und Germania Romana, 2. Aufl. 1928. IV, Die Weihedenkmäler (Köpp); über Juppitergigantensäulen außerdem Hertleins gleichnamiges Buch (1910).

[3] Haug und Sixt, Die römischen Inschriften und Bildwerke Württembergs, 2. Aufl., 1914, Nr. 124–126 und 270–275.

Digitized by Google

103, 158), und die keltische Heilgöttin Sirona lernen wir wenigstens aus der Inschrift einer Bronzeplatte kennen, die angeblich aus Maximiliansau stammt (wahrscheinlich aber mit einer bei Lampertheim gefundenen Tafel identisch ist). In der Gestalt der jungfräulichen Diana tritt auf einem bei der ehem. Militärschwimmschule gehobenen Stein Abnoba, die Göttin des Schwarzwaldes auf (Abb. 4)[1]. Auf den zahlreich gefundenen Viergöttersteinen sind in den meisten Fällen Juno, Minerva und Hercules dargestellt, an vierter Stelle tritt in unserer Gegend neben Mercur mehrfach Apollo[2]. Wie aus einigen besser erhaltenen Denkmälern anderer Landesteile hervorgeht, bildeten diese Viergöttersteine den Sockel von schuppenbedeckten Säulen, die bekrönt waren mit dem Bild des Juppiter, wie er zu Pferde, in den Händen Lanze oder Blitz haltend, hinwegsprengt über ein schlangenfüßiges Wesen in Menschengestalt. Daß auch hier volkstümliche Gottheiten, etwa Vertreter des „befruchtenden Himmels und der empfangenden Erde" mit den Augen des in seiner Bilderwelt lebenden Römers gesehen sind, wird uns nach dem Vorherigen nicht mehr wundern[3].

Belege für die überall im Römerreich sich ausbreitenden orientalischen Kulte bieten das in den mittelalterlichen Ruinen des Turmbergs gefundene Bronzefigürchen der ägyptischen Isis (Abb. Wagner II, Fig. 86) und ein Kopf des persischen Lichtgottes Mithras, der erst vor wenigen Tagen in Ettlingen zum Vorschein kam.

IV.

Wir haben es bisher unterlassen, irgend etwas zu äußern über den künstlerischen Wert der besprochenen Denkmäler, seien es Skulpturen oder Wandmalereien oder Werke der angewandten Kunst, wie Schmuckstücke und das zahlreiche Gebrauchsgerät aus Bronze, Eisen, aus Glas und Ton. Daß bei Werken, die für eine Grenzprovinz bestimmt waren oder dort verfertigt worden sind, keine allzu großen Erwartungen gehegt werden dürfen, liegt auf der Hand, trotzdem finden sich auf allen Gebieten vereinzelte treffliche Arbeiten, von denen des engen Raumes wegen nur einige hier herausgegriffen werden dürfen. Die schlanken, in Haltung und Bewegung auffallend gut ausgewogenen Gestalten auf dem Viergötterstein aus Schöllbronn (Abb. 5/6) gleichen im Stil so sehr entsprechenden Denkmälern aus Pforzheim und Maulbronn, daß der Gedanke an eine gemeinsame Werkstatt nicht abzuweisen ist[4], auch einer von den drei bei Au a. Rh. gefundenen Steine erhebt sich über das handwerkliche Durchschnittsmaß (Wagner II, Fig. 53). Von der breiten impressionistischen Malweise der späten Antike, wie sie aus den Gemälden Pompeis bekannt ist, geben wohlerhaltene Freskenreste aus einem römischen Gutshof bei Wöffingen ausgezeichnete Proben (Abb. 7); dargestellt sind im üblichen Rahmen geometrischer Dekorationsweise Stilleben von Speisen, wie Hühner, Vögel, ein Schinken, alles überraschend durch die Naturtreue und Frische, mit der es gesehen ist[5]. Von Kleinbronzen ist das Fragment eines Isisfigürchens bereits ange-

[1] Eine Weihinschrift für Diana trägt ein Altar, der in der nahen Albsiedlung (Grünwinkel) neben dem Zweigötterrelief 1927 gefunden worden ist.

[2] Au a. Rh., Mörsch, Schöllbronn.

[3] Der Juppiter-Gigantenreiter aus Kleinsteinbach ist besprochen und abgebildet von Wolfgang Fischer, Badische Fundberichte I, 1925, S. 24.

[4] Beide abgebildet bei K. F. Stähle, Urgeschichte des Enzgebiets, Tafel 5, Tafel 7.

[5] Veröffentlichungen des Karlsruher Altertumsvereins 1895, S. 19 ff. (Ernst Wagner).

Digitized by Google

führt worden; vermutlich handelt es sich ebenso um ein Importstück wie bei dem schönen Eimer aus St. Johann (Ettlingen) und bei den vier nebenan abgebildeten köstlichen Bronzefibeln mit Emailanlage, die bei Neureuth, Grünwinkel, Weingarten und Durlach gefunden worden sind und alle dem 2. Jahrhundert n. Chr. angehören (Abb. 8), während bei Knielingen und Muggensturm schöne Scharnierfibeln aus der Frühzeit der Okkupation sich erhalten haben (Wagner II, Fig. 62). Das so berühmte römische Glasgeschirr ist vertreten durch Bruchstücke von „Rippenschalen" (Grünwinkel, Kleinsteinbach) und kantige Flaschen verschiedener Form (Grünwinkel, Berghausen und Knielingen). Zu einer äußerst seltenen Gattung gehören drei römische Tonlämpchen mit dem Kopf eines bärtigen Gottes, die man einem Bewohner der Albsiedlung ins Grab mitgegeben hat (Abb. 9). Die bekannten Manufakturen Süd- und Mittelgalliens, des Elsaß und des pfälzischen Rheinzabern haben nacheinander das vielgebrauchte Sigillatageschirr geliefert, dessen Bildschmuck mehr und mehr die unerfreulichen Folgen flüchtiger und kunstloser Bearbeitung zeigt, wie sie sich überall in der Provinz den offenbar sinkenden Ansprüchen der Benutzer anpaßte. Als Produkte einheimischer Töpfereien dagegen dürfen wir die bei St. Johann und Berghausen auftretenden grauschwarzen Gefäße mit „Besenstrichverzierung" ansehen und die hart gebrannten, an Formen älterer Kulturen angelehnten Urnen ansehen, die so zahlreich in den Brandgräben der Albsiedlung gefunden worden sind. So taucht auch in unserer Landschaft, wenn schon schüchtern und später als in anderen, weiter nördlich gelegenen Gegenden des Rheintals, die bodenständige Kultur zur Zeit der römischen Besetzung aus dem Dunkel hervor. Man wird aber nicht fehlgehen, wenn man annimmt, daß das Land bei Eintreffen der fremden Kolonisten und Soldaten nur dünn besiedelt war.

9. Römische Tonlampe
gef. in der Albsiedlung Grünwinkel
(Bad. Landesmuseum)

V.

Schon um die Mitte des 3. Jahrhunderts drängen von Norden und Osten her Germanen, nachdem sie den großen Grenzwall erstürmt hatten, in unsere Gegend ein; wie weit die Zerstörung hier, wo der Eroberer kaum durch irgendwelche Befestigungen aufgehalten wurde, vorgeschritten war, ist schwer zu sagen; jedenfalls treffen wir die Siedlungen der alemannischen und fränkischen Bewohner, die nach Ablauf der Völkerwanderung sich in der Rheinebene niederlassen, vielfach an den gleichen Orten an, die römischer Zivilisation ihren Ausbau verdankten; da und dort erzählen noch heute Namen von Fluren und Wegen von jenen Fremdlingen, die aus allen Teilen der „Alten Welt" zusammengeholt, zwei Jahrhunderte hindurch unserer Heimatlandschaft das Gepräge gaben.

Digitized by Google

Markgraf Karl Wilhelm von Baden-Durlach, der Gründer von Karlsruhe

„Karls Ruhe“

Von Edgar Frhr. v. Rotberg, Karlsruhe

Von Geschlecht zu Geschlecht hat sich im Badnerland die freundliche Erzählung vererbt, die sich um den Hergang bei der Entstehung der Landeshauptstadt webt: Karl Wilhelm, Baden-Durlachs regierender Markgraf, dessen Residenz in Durlach war, kommt beim Weidwerk im Hardtwald von seiner Begleitung ab, verirrt sich im weiten Forst, sinkt unter einer mächtigen Eiche in Schlaf und macht zur Erinnerung an die köstliche Ruhe, die er an diesem Ort gefunden, sein Traumbild zur Wirklichkeit, das ihm ein Jagdschloß in einsamer Waldstille vorgeführt hatte. Und dieses Waldschloß ist dann zur Keimzelle der neuen markgräflichen Residenz, des heutigen Karlsruhe, geworden.

Scheidet man die Dichtung reinlich von der Wahrheit, so wird man bei einiger Überlegung zur Erkenntnis kommen, daß ein wirkliches Verirren des von einem mehr

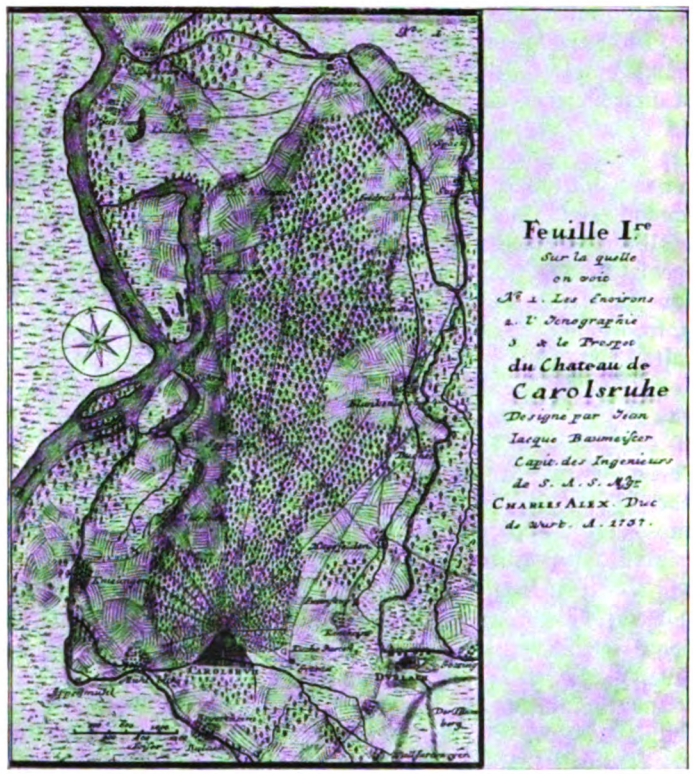
Digitized by Google

oder minder vielköpfigen Gefolge begleiteten Landesfürsten an jener Stelle des Hardtwaldes so gut wie unmöglich war. Einmal deshalb, weil der Markgraf Karl Wilhelm dazumal nichts weniger als ein unbeholfener, etwa auf Führung durch sein Jagdpersonal angewiesener Sonntagsjäger war, der die Jagd nur so nebenher, vielleicht gar als lästige Repräsentationspflicht betrieb, sondern ein wald- und weidwerkgewohnter, durchaus erfahrener und selbständiger, im übrigen auch persönlich unerschrockener und kraftvoller Mann, der in seinem Lieblingsrevier jeden Baum und jeden Schleichpfad kannte und in seinen Feldzugsjahren schon manch eine bei weitem schwierigere Situation hinter sich gebracht hatte. Außerdem aber befand sich dieses große Waldgebiet damals schon längst nicht mehr im Zustand einer Wildnis, denn es war, wie aus jeder topographischen Skizze jener Zeit ersichtlich ist, nicht nur selbst bereits von Straßen und Wegen durchzogen, sondern es reichte mit seinem südlichen Teil bis unmittelbar an die wohl immer belebte Landstraße heran, die von Durlach her über Kloster Gottesaue und Schloß Mühlburg dem Rheine zu führte. Auch wissen wir, daß es schon damals Waldwärterhäuser und etliche Schenken dort gegeben hat, in denen die Förster, Fuhrleute, Holzarbeiter täglich zukehrten. Und endlich: Man führte beim Jagen doch nicht umsonst das Horn, das einem Jeden die Möglichkeit des Wiederzusammenfindens bot, wenn wirklich einmal der eine oder andere der Weidgenossen — und gar der hohe Jagdherr in Person — sich von der Jagdgesellschaft wegverloren haben sollte.

Nein, das Verirren des Markgrafen ist hübsche Romantik, die als reizvolles Beiwerk zu dieser Überlieferung ihre unbestrittene Lebensberechtigung hat, nicht aber zu unmöglichen Vorstellungen über die damalige Beschaffenheit des Hardtwaldes, das Wesen des Weidwerks jener Zeit und namentlich auch über die Person dieses fürstlichen Jägers und Stadtgründers führen darf. Es wäre sehr wohl denkbar und würde ganz dem Zeitgeist entsprechen, wenn etwa bei einer Rast der Markgraf sich etwas abseits von seiner Begleitung der Ruhe hingegeben hat; und warum sollte er da nicht auch einen guten Schlaf getan haben können? Auch der Schloßtraum könnte in einer ähnlichen Gestalt wirklich geträumt worden sein. Doch so oder so — tatsächlich soll der Markgraf gleich nach dem Erwachen zu seiner Umgebung geäußert haben, er habe noch nie so köstlich wie an diesem Plätzchen geruht, hier und nirgends anders müsse sein Waldschlößchen erstehen, in der er Einsamkeit und Erholung finden könne. So wäre die Karlsruher Gründungssage geradezu ein Schulbeispiel dafür, wie in derartigen Volkserzählungen nüchterne Vorgänge und Märchenphantasie zu dauerhaftem Bestande ineinanderfließen.

Gerade über diesen Markgrafen und seine in mancher Hinsicht so merkwürdige Städtegründung laufen so viele verzerrte Darstellungen um. Er war bekanntlich eines der 11 Kinder des Markgrafen Friedrich Magnus von Baden-Durlach und der Holstein-Gottorpschen Prinzessin Maria Augusta, war 1676 in Durlach zur Welt gekommen, erhielt die sorgfältige Erziehung seines Standes in besonders hohem Maße, studierte dann an der Utrechter Universität Geschichte, Politik und Rechtswissenschaft, suchte die großen englischen Handelsstädte auf, kehrte hierauf nach Holland zurück und reiste während zweier weiterer Jahre durch Italien, Schweden und Norddeutschland. So hatte also der von Haus aus mit guter Begabung ausgestattete junge Prinz nicht nur eine wertvolle wissenschaftliche Lebensgrundlage erhalten, sondern es waren ihm, dem geweckten, empfänglichen Jüngling, die denkbar besten Gelegenheiten zum Kennenlernen von Verhältnissen geboten, die unendlich weit über diejenigen seines kleinbescheidenen Heimatländchens hinausgriffen. Dann war der

Digitized by Google



Umgebung von Karlsruhe. Übermalter Kupferstich (1737)
(Generallandesarchiv)

lebensfrische Markgraf in die Reichsarmee eingetreten, war ein kühner junger Offizier, der sich unter seinem Badener Onkel Türkenlouis mehrfach durch persönliche Tapferkeit und Tüchtigkeit hervortat, zweimal verwundet und ausgezeichnet wurde, auch in allen ihm später zufallenden militärischen Dienststellungen durchaus seinen Mann stellte und — das war der Brauch der Zeiten — rasch den hohen Rang eines kaiserlichen Generalfeldzeugmeisters erstieg.

Bekanntlich war Karl Wilhelm in seinen guten Jahren eine so auffallend schöne, edle männliche Erscheinung, daß Schöpflin die originelle Beschreibung von ihm gab, bei diesem Manne habe die Natur wirklich nicht gewußt, was sie aus ihm machen solle, einen Amor oder einen Herkules; und so habe sie eben beides zusammengeschaffen. Nun, dieser beneidenswerte Vorzug hätte schon bei einem gewöhnlichen Sterblichen ausgereicht, um ihm manches Herz zufliegen zu lassen. Dazu trat aber dann noch der Nimbus, der dazumal jeden von Geburt hochstehenden Menschen umgab, kam sein eigener Feuergeist, seine Hinneigung zu allem, was schön und heiter, großzügig, lebensbejahend und glanzvoll war, mochten es nun die Künste sein, die Architektur oder die Natur, trat seine Freude an Frohsinn und Freiheit, seine Liebe zum Weidwerk und zu Tieren, sein Gefallen an weiten Gärten mit edlen Pflanzen und herrlichen Bäumen und — aber nicht zuletzt — sein eigenes heißes Herz fürs ewig Weibliche! Soll ihn darum eine Nachwelt richten, die zu erheblich schlimmeren

Digitized by Google

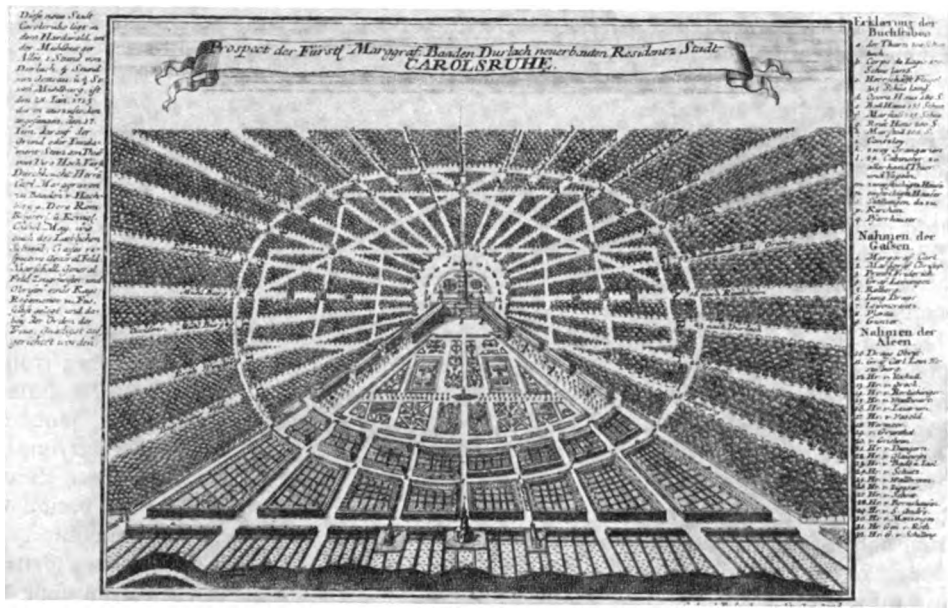
Dingen nachsichtige Augen zudrücken muß? Die andere Wagschale dieses reichen Schönheitslebens hat überdies einen gewichtigeren Inhalt aufzuweisen.

Als der Vater 1709 die Augen schloß, empfing ernsteste Verantwortung den nun im 33. Lebensjahr stehenden Sohn auf dem Thron des Baden-Durlacher Ländchens. Erschöpft, verarmt, ja teilweise verwüstet, litt es bitter unter den Folgen der Franzosenvorstöße und der Durchmärsche, zu deren Opfern auch die Karlsburg gehörte, der Regierungssitz dieser markgräflichen Linie. Durlach selbst war ein Ort von noch nicht 3000 Seelen, das ganze Gebiet der Markgrafschaft mit Pforzheim und dem Pfinztal, der Hardt bis nach Graben als dem Unterlande, mit den Herrschaften Hochberg, Rötteln, Badenweiler und Sausenberg als Oberland, zählte auf 29 Quadratmeilen etwa 70 000 Bewohner.

Da ist es natürlich, daß der weit in der Welt herumgekommene junge Markgraf, diese ganz auf Aktivität, auf Schaffensdrang eingestellte Natur, angesichts der trostlosen Verfassung des ihm zugefallenen Erbes den Wunsch hegte, den von seinem Vater begonnenen Wiederaufbau der Residenz nicht nur bald vollendet zu sehen, sondern auch, daß er darüber hinaus noch Erweiterungs-, Verbesserungs- und Verschönerungsabsichten in sich trug. Aber wenn Geldmangel schon die bisherigen bescheidenen Bauarbeiten zum Stocken gebracht hatte, so war es auch auf der anderen Seite verständlich, daß Stadtverwaltung und Bürgerschaft die großen Bau- und Gartenpläne des neuen Herrn nicht als wirkliche Bedürfnisse anerkannte, sondern in ihnen nichts weiter als kostspielige Liebhabereien sah, die man nun einmal nicht zum „Existenzminimum" Serenissimi zählen konnte und daher durchaus nicht auf den Gemeindesäckel übernehmen wollte. Hier also der Markgraf, der hochgemute, feingebildete, weitschauende junge Fürst, dem nichts widerwärtiger war als Engigkeit, Bedenklichkeit, Knausern, und dort die ja ganz naturnotwendig nur aufs pflichtmäßige Sparen und aufs Kleinbürgerliche abgestimmte Stadtverwaltung. Das konnte sich gegenseitig niemals verstehen, war wie Wasser und Feuer und mußte zwangsläufig zu ewigen Reibungen und Verstimmungen führen. Was war da natürlicher als daß diese daseinverengenden Schwierigkeiten auf derjenigen Seite, die Macht und Möglichkeit zur Durchsetzung ihrer Wünsche besaß, die Sehnsucht nach dem freieren Leben in der stillen Weite des Waldes immer brennender werden ließen? Nach einer Wohngelegenheit, von der aus man seinen Regierungspflichten nachkommen, dabei aber ein angenehmes, schönheitserfülltes Leben führen und wohl auch einmal den Panzer der steifen Etikette und der Prüderie ablegen konnte, der den Fürsten in Gegenwart seiner ernsten, ihm immer fremder werdenden Gemahlin in der Karlsburg dauernd umgab; wo man also der armseligen Enge der ganz kleinen Residenz entrückt war und seinen Liebhabereien nachhängen konnte, seiner Freude an Tulpen, Hyazinthen und Orchideen, die man von netten jungen Gärtnerinnen pflegen lassen würde, an guter Musik und Tanz, an Theater und gutgeführter Jagd! Kurz, wo man eben in tiefen Zügen frei atmen konnte!

Doch darf man auch die sehr viel ernsteren Erwägungen keineswegs übersehen, die der Markgraf neben der Berücksichtigung seiner ganz persönlichen Lieblingswünsche angestellt hat, so zwar, daß sie schließlich den Ausschlag gegeben zu haben scheinen. Darüber berichtet der hochgelehrte zeitgenössische Durlacher Prorektor Malsch, derselbe, dessen in lateinische Verse gefaßte Beschreibung des Gründungsvorganges im Grundstein des Schloßturmes niedergelegt ist. Auch danach war der sehnliche Wunsch nach einem seiner Residenz nahen ruhigen Wohnplatz, an dem er sich von den Mühen und Drangsalen der Kriege erholen und sammeln und auf seine persönlich-tätige Art

Digitized by Google



Karlsruhe (1720) (Generallandesarchiv)

den Wiederanstieg seines Landes nachdrücklich leiten konnte. Ein derartiger Erholungssitz lag ja außerdem ganz im Brauch der damaligen Zeit, eine zweite Garnitur der offiziellen Residenz gehörte mit zu den Erfordernissen einer auf ihr Ansehen haltenden Hofhaltung, ebenso wie ja ein reicher Marstall, Pflanzenhäuser und Tiergärten, Jagd und Jägerei und selbst auch ein wohlassortiertes weibliches Beiwerk als Dinge betrachtet wurden, durch die ein barocker Hof erst sein Relief erhielt. Den letzten Entschluß zum Schloßbau aber hat Karl Wilhelm dessen ungeachtet, aus rein praktischen Überlegungen heraus gefaßt, deren eine auf sanitärem, die andere auf finanziellem Gebiete lag. Durlach war ein höchst ungesundes Pflaster; es war umgeben von Sumpfgelände und steckte zu Zeiten tagelang in dichtem Nebel, Mängel, denen schon Friedrich Magnus abzuhelfen gesucht hatte, indem er den schlammigen Stadtgraben teilweise überpflanzen, Abzugskanäle schaffen und den begonnenen Wiederaufbau der Karlsburg höherziehen ließ. Diese Neuanlage, bedeutend weiträumiger als bisher, aber erst zu einem Drittel vollendet, war nun auf einem toten Punkte angelangt. Der Markgraf, der trotz seiner großzügigen Art durchaus kein oberflächlicher Wirtschafter war, hatte bald erkannt, daß man hier ins Uferlose kommen müsse, wollte man den Bau im gleichen Ausmaß zu Ende führen; zu minderwertigem Flickwerk aber konnte sich ein Bauherr wie gerade dieser am allerwenigsten verstehen. Bei dieser Sachlage war ein völliger Neubau, in bescheidenem Umfang und aus billigem Material, zweifellos das Rationellste, und so ist es die Aussicht auf eine buchstäbliche Verbindung des Nützlichen mit dem Angenehmen gewesen, die die Dinge so hat kommen lassen wie sie gekommen sind.

Hätte Malsch es nicht noch ausdrücklich betont, so wäre es schon allein nach alledem ganz klar, daß in jenem Stadium eine gänzliche Fortverlegung der Residenz von Durlach oder gar die Absicht einer Stadtgründung in die markgräflichen Ge-

Digitized by Google

dankengänge nicht hereingespielt hat. Erst viel später, nämlich als sich bereits das Bewohnen des neuen Waldsitzes „Karls Ruhe“[1] als ein wohlgeratenes Unternehmen anließ, erst dann ist auch der Stadtgedanke aufgetaucht und wurde vom Markgrafen ausgiebig gefördert. Aber von einer „Laune“ zu sprechen, welcher Karlsruhe seine Entstehung verdanken soll, ist mindestens in dem Sinne irreführend, als es sich ja nicht im Entferntesten um einen unter Augenblicksstimmungen zustandegekommenen Entschluß gehandelt hat, sondern um das schließliche Ergebnis einer langjährigen Entwicklung von Wünschen, Plänen, äußeren Anlässen und Erwägungen, kurz um Vorgänge in einer schöpferischen Seele, wie sie jeder Künstler an sich kennt und wie sie Goethe meint mit seinem:

Oft wenn es erst durch Jahre durchgedrungen,
Erscheint es in vollendeter Gestalt.

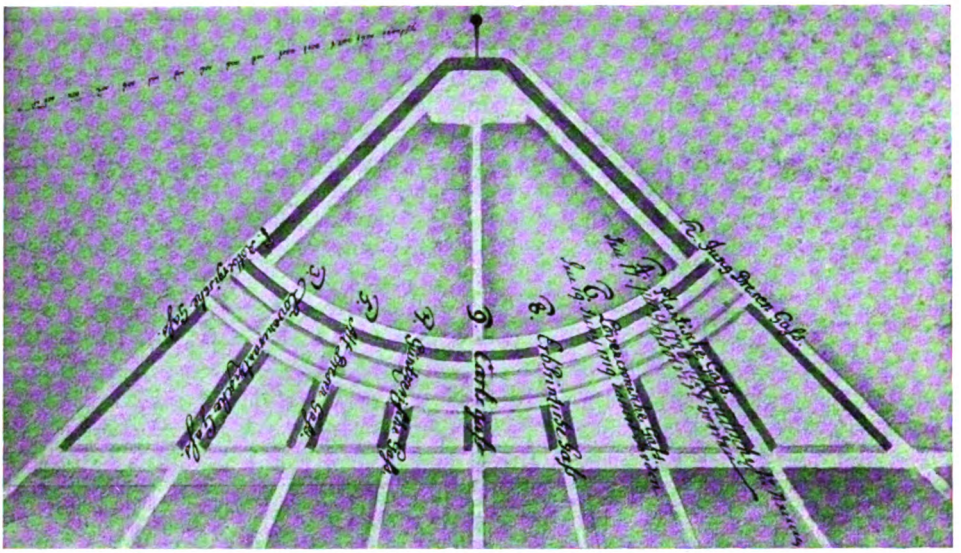
Wie weit der ursprüngliche Gedanke zurückgreift, ergibt sich aus der aktenmäßig feststehenden Tatsache, daß der Markgraf schon als Erbprinz auf einer seiner Wiener Reisen von seiner späteren Absicht der Erbauung eines Sommersitzes gesprochen hat. Als er damals in der Baden-Durlachischen Gesandschaft in Ulm übernachtete, hat er seiner Begleitung das ihm Vorschwebende sogar mit einigen Bleistiftstrichen erläutert.

Den Bauplan selbst hat Karl Wilhelm mit Hilfe tüchtiger Baumeister bekanntlich selbst entworfen. Als Material war ausschließlich Holz gewählt und zwar nicht allein weil auf die Finanzlage des Landes Bedacht zu nehmen und das Holz an Ort und Stelle überreichlich vorhanden und so wertlos war, daß man die nichtgebrauchten Stämme nicht erst abtransportierte, sondern in die Erde vergrub. Vielmehr haben für den Holzbau noch andere Rücksichten gesprochen, die der zeitgenössische „geistreiche Abenteurer“ v. Pöllnitz in seinem in Briefform verfaßten Reisebericht über seinen Besuch am Karlsruher Hofe 1730 mitgeteilt. Auf die Äußerung seines Erstaunens, daß weder das Schloß noch die es umgebenden Häuser aus Stein, ja nicht einmal aus Backstein errichtet seien, hat ihm der Fürst persönlich die Auskunft gegeben: „Ich wollte mir einen Ruhesitz schaffen und bauen, ohne meine Untertanen zu belasten. Hätte ich Backstein verwendet, so würde mich das unendlich mehr gekostet haben und ich hätte meine Bauten nicht vollenden können, ohne eine außerordentliche Steuer meinem Lande aufzuerlegen. Ein weiterer Grund ist die Lage meines Landes, das jeden Augenblick Kriegstheater werden kann. Ich bin nicht imstande, hier einen festen Platz herzustellen. Ich könnte ihn nicht einmal mit Mauern umgeben. Würde es Ihnen danach vernünftig erscheinen, wenn ich viel Geld für einen Ort aufgewendet hätte, den ich jederzeit in Brand gesteckt sehen kann, wie ich mein Haus in Durlach und meine anderen Häuser, die die Franzosen in Asche legten, verbrennen sah? Ich bin ein kleiner Herrscher, ich habe ein Haus gebaut nach meinen Verhältnissen und ich ziehe vor, daß man mir sagt, ich sei schlecht untergebracht und habe keine Schulden, als daß man von mir sage, ich hätte ein prächtiges Schloß, aber viele Schulden.“

Diese Ausführungen entsprechen ganz den gesunden Anschauungen des Markgrafen. Nur schade, daß manche der übrigen Aufzeichnungen, die Pöllnitz über seinen Karlsruher Gastaufenthalt gibt, mehr den Eindruck der Oberflächlichkeit, als den der gewissenhaften Berichterstattung machen. Denn neben manchem gehaltvollen Urteil weiß er so viele Interna zu erzählen, daß man füglich fragen muß, wie es wohl einem Fremden bei kurzem Aufenthalt möglich gewesen sein soll, derartige Einblicke in die

[1] Der allgemein gebräuchliche Name des Markgrafen war nur Karl, gelegentlich auch Karl III.

Digitized by Google



Erster Entwurf des Straßenfächers von Karlsruhe mit den Straßennamen nach den ersten Rittern des Ordens der Treue
(Haus- und Staatsarchiv Orden der Treue), Aquarell im Generallandesarchiv

Einzelheiten nicht nur des Lebens des Markgrafen, sondern auch der Verwaltung, der Finanzen u. dgl. zu gewinnen, und man muß auseinanderhalten, was etwa nur der Wunsch, interessant zu sein, in diese Feder hat laufen lassen.

Eine starke Stunde von Durlach entfernt und mitten im Walde — an jener Stelle, an der die Sage den Schloßtraum spielen läßt — ließ der Markgraf einen weiten Platz freischlagen. Inzwischen hatte er sich für den Akt der Grundsteinlegung zum Schloßturm, der den Angelpunkt des ganzen Baukomplexes darstellte, eine besondere Zeremonie ausgedacht, die in der Stiftung eines Ordens ihren Höhepunkt erreichen sollte. Wieweit in letzterem eine Absicht lag, ist schwer oder gar nicht zu ergründen; vielleicht erklärt sich die der Ordensfrage beigelegte Wichtigkeit damit, daß über den Bau nachgerade alles im Reinen war und die Ordensangelegenheiten gewisse Neuheitsreize enthielten. Tatsächlich ist unter Beobachtung feierlichster Formen zuerst die Ordensstiftung und erst dann, unter geistlicher und der Assistenz der neuen Ordensritter, die Grundsteinlegung vorgenommen worden. Aber auch die entgegengesetzte Annahme kann nicht widerlegt werden, nämlich die, daß gerade die Mitwirkung des Glanzes des neuen Ordens beim zweiten Akt, diesen besonders herausheben sollte.

Nachdem alles bis ins einzelne festgelegt und der 17. Juni 1715 endgültig zum großen Tage ausersehen war, ritt der Markgraf mit Herolden, Fanfaren und Pauken, mit Hofstaat, Gefolge und Eskorte und begleitet von einer Schar besonders zugezogener Gäste von der Karlsburg nach dem Hardtwald hinüber, und ließ nun die Feier sich mit aller Pracht abspielen, die er dieser Hof- und Staatsaktion beigelegt sehen wollte. Und mag der heutige Mensch noch so sehr lächeln über all das wichtige Getue, noch so abfällig diesen Zeit- und Kraft- und Geldaufwand kritisieren, das waren eben die Formen, die das zeremonielle Barock bei solchen Vorgängen rundweg verlangte, Dinge, ohne welche Derartiges einfach nicht denkbar war.

Digitized by Google

Hier freilich entsprachen sie nicht allein dem Brauch, wie auch der Natur dieses schönheitsfrohen Fürsten, sondern man irrt kaum mit der Annahme, daß der Markgraf mit ihrer besonderen Unterstreichung nebenher noch bestimmte Absichten verfolgt hat. Durch die ganze Art der Aufmachung hat er wohl geradezu ostentativ von der ihm lästigen Durlacher Kleinwelt abrücken, hat vielleicht vor aller Öffentlichkeit die Unabhängigkeit seines Willens dartun und mit der vollendeten Tat beweisen wollen, daß nun eben diejenigen den Kürzeren zögen, die ihm Steine in den Weg gelegt oder in seine Absichten auch nur dreinzureden versucht hatten.

Die Zeremonie begann mit der Verlesung der Stiftungsurkunde des Ordens durch den Ordenssekretär Geheimen Rat zur Glocken. In ihr wurde verkündet, der Markgraf wolle der Grundsteinlegung dadurch besonderen Glanz verleihen, daß er einen Orden stifte, dem der Name der Treue zugelegt sei. Dann wurden ihm in silberner Schale die Ordensabzeichen überreicht und der Ordenssekretär rief die Ritter auf, die nun kniend aus der Hand des Fürsten den Orden empfingen. Hierauf stellten sie sich zur Seite des Stifters auf, und geleiteten ihn zum Grundstein des Schloßturmes, der mit einem Gebet des Hofpredigers und einer „wohlabgefaßten" Ansprache des Hofmarschalls die feierliche Weihe empfing.

Die Ausführung des eigenartigen hölzernen Schlosses mit seinen ebensolchen Anbauten, von den Landschaften durch pflichtmäßige Beisteuern gefördert, schritt rasch voran; es entstanden die besonderen Liebhabereien des Markgrafen, der berühmte Lustgarten mit den Pflanzenhäusern und den prachtvollen Blumenbeeten, die bald als vorbildlich galten und von weither den Besuch der ersten Größen der Blumenzucht erhielten, es entstand der Tiergarten, die Kioske und Pagoden, und schon in den nächsten Jahren hatte sich diese neue markgräfliche Waldresidenz zu einer so ausgedehnten Anlage entwickelt, daß es nötig wurde, die Verbindungswege zu einem regelrechten Straßensystem auszugestalten. Und da konstruierte der Markgraf zirkelmäßig den für die Stadt noch heute charakteristischen Straßenfächer, den er von seinem Schloßturm ausgehend über diesen Teil der Rheinniederung entfaltete, und zwischen dessen Rippen die junge Siedlung in ihrem Weiterwuchs sich einzubetten hatte, die Siedlung, die damit den Charakter eines bloßen Schloßkomplexes verlor, und mit ihren gleichartigen, gleichmäßig in gedämpftem Rot gestrichenen Holzhäusern, holländischen Stils, das Aussehen eines ausgedehnten Walddorfes bekam. Ganz aus den zwingenden Verhältnissen heraus, ohne das absichtliche Zutun ihres Schöpfers, hat so die ursprüngliche Schloßgründung zur Folge gehabt, daß im Anschluß an sie die Stadt entstand, die der Markgraf nun tätig und zielbewußt durch seine bekannten Privilegien förderte, indem er immer mehr „Gewerbe, Manufakturen und Hanthierungen" einführte, den neu Zuziehenden, weitgehende Vergünstigungen gewährte, die Verwaltungszweige seines Hofhalts und immer mehr Regierungsstellen von Durlach herüberzog, bis „Karls Ruhe" nach einigen Jahren auch offiziell zur Residenz erhoben wurde. Auch diese Wandlungen lagen ganz im Zug der Zeit; sie waren wie eine Mode, von der sich die Regierenden ganz gern anstecken ließen, die großen wie die kleinen. Daß aber auch speziell das Karlsruher Vorbild bis in all seine eigenartigen Einzelheiten hinein und selbst bis auf die Namengebung 30 Jahre später in Schlesien eine getreue Kopie erhalten hat, ist nur wenig bekannt. Dem Residenzschloß, das der Herzog Karl Christian von Württemberg-Öls im Jahre 1751 seinem kurz vorher ebenfalls mitten im Walde erbauten Jagdschloß anreihte, und das er gleichfalls Karlsruhe taufte, hat der Baden-Durlacher Vorgang als Muster gedient.

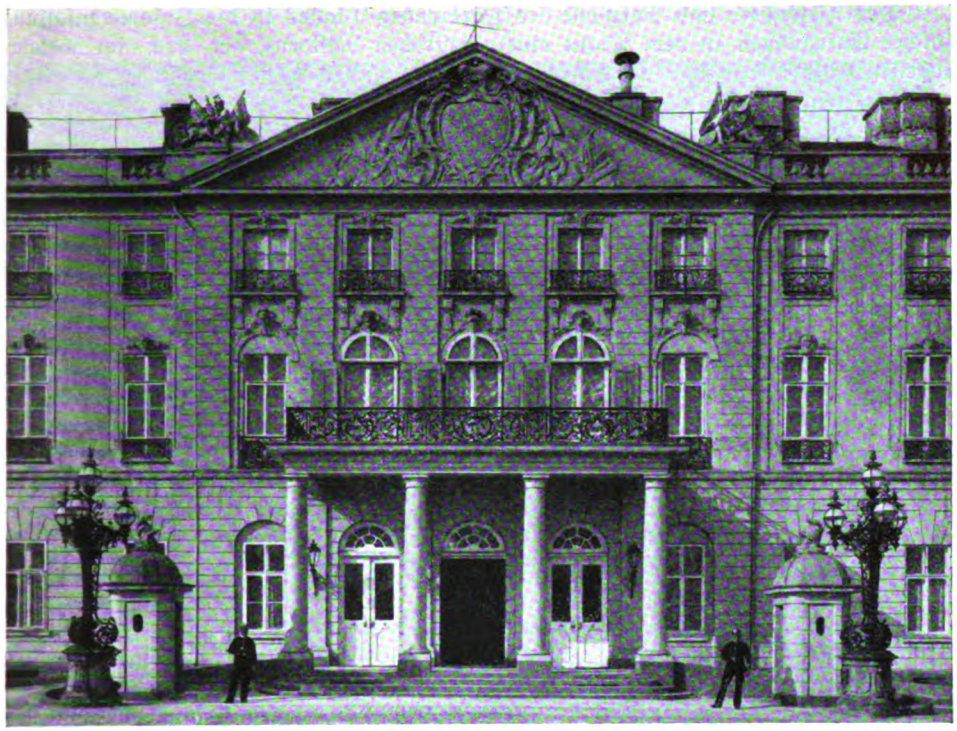
Digitized by Google

In die absonderliche Fächergestalt, die der werdenden Stadt gegeben wurde, der Strahlenform, die der moderne Städtebauer verwirft, und die in so starker Betonung allerdings in keinem anderen Stadtplan wiederkehrt, ist schon viel hineingeklügelt, über sie schon viel gestritten und geschrieben worden. Denn über den eigentlichen Ursprung des Fächergedankens ist nichts Authentisches auf uns gekommen; die poetische Deutung, die ihr Schöchlin in seinem 1853 gedruckten Gedicht mit der sentimentalen Erzählung von dem Fächer, den die Markgräfin verloren und der Markgraf wiedergefunden habe, macht keinerlei Ansprüche an die Wahrscheinlichkeit.

Selbst psychologisch hat man das Strahlenbild unserer Straßen zu deuten versucht, nämlich als der gar nicht anders mögliche Ausdruck eines so selbstherrlichen Charakters, wie desjenigen des Stadtgründers, der sich selbst als die Sonne seiner Welt vorgekommen sei, deren Lichtstrahlen die übrige Menschheit beglückten, von dessen Wohnsitz daher auch alle Straßen zu den Untertanen hinausführen mußten, aber erst nachdem sie den Kreis seiner treuen Räte, Beamten und Diener durchdrungen hatten.

Wie dem auch sei, für die Weiterentwicklung der neuen Stadt sowohl als auch des ganzen Staatswesens ist Karl Wilhelm mit seinem gesunden Menschenverstand und seiner regsamen Kraft schlechthin die Seele gewesen. Allerdings war bei der streng absolutistischen Handhabung des Regiments der prompte Vollzug seiner Anregungen, Wünsche und Befehle um so mehr eine Selbstverständlichkeit, als ein Säumiger für jeden Tag seiner „Saumsal“ ½ Gulden Geldstrafe zu zahlen hatte. Man sieht den fleißigen Markgrafen in alle, aber auch alle Gebiete selber eindringen, sieht ihn unentwegt in die Rädchen des eigenartigen Getriebes eingreifen, über dessen Gang heute mancher überlegen schmunzelt. Es war ihm unbeschadet seiner leichten, gelegentlich auch überleichten Lebensart heilig ernst um den Dienst an seinem Lande, und wenn man sich in die Art seiner Arbeit vertieft und dabei beobachtet, welche fortschrittlichen Reformen ganz allein auf sein Konto zu buchen sind, wie er organisierte und überall persönlich nach dem Rechten sah, wie er bei aller Großzügigkeit auch das Kleinste nicht nebensächlich behandelte, wie ihm keine Mühe zu groß war, so kann man die Parallele nicht ablehnen, die zwischen ihm und dem König Friedrich Wilhelm I. von Preußen gezogen wurde, dem bekannten Schöpfer des gewissenhaften gediegenen Berufsbeamten, der in die zuverlässige Pflichterfüllung seinen höchsten Ehrgeiz setzt, und kein anderes Interesse kennt als dasjenige seines Dienstes am Staat und dessen Wohlfahrt. Schade, daß in Baden-Durlach die Kleinheit der Verhältnisse diesem schwungvollen Geiste nicht die Möglichkeiten gelassen hat, deren er für seine ganze Auswirkung bedurft hätte. Aber auch so schließt die Bilanz dieses Lebens mit einem schönen Plus: es war die strenge, große Hand dieses Amor-Herkules, die die Vorbedingungen für die ersprießliche Entwicklung des badischen Staates unter seinem Nachfolger und Enkel Karl Friedrich geschaffen hat, demjenigen, der dem Denkmal des Gründers von Karlsruhe die Inschrift gab, in der er sich selbst nur als den Fortführer dieses Werkes bezeichnet.

Digitized by Google



1. Schloßmitte von der Stadtseite phot. W. Kratt, Karlsruhe

Das Karlsruher Residenzschloß

Von Hans Detlev Rösiger, Karlsruhe

Des Markgrafen Karl Wilhelm von Baden-Durlach Gründung, Schloß und Stadt Karlsruhe, hat immer wieder Freunde von Kunst und Geschichte, Städtebauer und Kunsthistoriker beschäftigt. Was daran als besonders, als einzigartig auffiel und anzog, war aber mehr die eigentümliche Idee des Gesamtplanes als die künstlerische Leistung des Schloßbaues an sich. Vielfach hat man geforscht nach den Quellen einer so ungewöhnlichen Planung, und es hat so das Karlsruher Schloß Anlaß gegeben, zu weit in die Vergangenheit reichenden Untersuchungen. Doch ist es nicht gelungen, ein unmittelbares Vorbild zu finden. Ein Zusammenhang mit den Idealstadtplänen der italienischen Renaissance ist zweifellos da. Die dort entwickelten Gedanken waren aufgenommen worden von den Theoretikern der neuen Befestigungskunst. Die als regelmäßiger Stern entworfene Festung mit Radialstraßen von einem Platz in der Mitte zur Umwallung war vielfach ausgeführt worden und war allgemein bekannt. Auch die Anregungen, die von der Gartenkunst Le Nôtres mit ihren Alleesternen in den Waldbezirken von Versailles ausgehen konnten, sind durchaus zu beachten (Brinckmann).

Digitized by Google

Das Besondere und Reizvolle des Karlsruher Planes ist die Zusammenfassung solcher Anregungen zu dem Plane einer fürstlichen Residenz, der doch im wesentlichen wohl von dem symbolischen Gehalt dieser Idee bestimmt wurde.

Der um 1700 fixierte Typus eines fürstlichen Herrschersitzes der Barockzeit ist das mit seinen Flügeln weit ausladende Schloßgebäude am Rande der Stadt, das mit seinen Höfen sich gegen diese öffnet, mit der stadtabgewandten Seite in engster Beziehung zum weiten Garten steht. Wenn auch nicht im größten Maßstab, so doch in fast vollkommener Klarheit der Absicht haben wir eine solche Residenzanlage in Rastatt vor Augen — entworfen und ausgeführt wenige Jahre bevor Karl Wilhelm den Entschluß faßte, Durlach zu verlassen.

Schon als Erbprinz soll Karl Wilhelm ein Gegner gewesen sein der Art, wie sein Vater, Markgraf Friedrich Magnus, das zerstörte Durlacher Schloß wiederaufbauen wollte. Angeeifert durch die Großartigkeit der Rastatter Pläne hatte dieser in Durlach einen Schloßbau von großen Maßen begonnen. Aber da man an der Lage der alten Karlsburg festhalten und möglichst große Teile ihrer noch aufrecht stehenden Mauern zum Neubau benutzen wollte, so konnte von vornherein etwas völlig Befriedigendes im Sinne der Zeit nicht entstehen. Weder zur Stadt noch zum Schloßgarten konnten klare axiale Beziehungen hergestellt werden, weil eben die alte Karlsburg in einer Ecke der Stadt, seitlich zur Hauptstraße liegend, und eingeengt durch die unmittelbar um das Schloß herumziehende Befestigung keinen Raum für eine freie künstlerische Entwicklung bot.

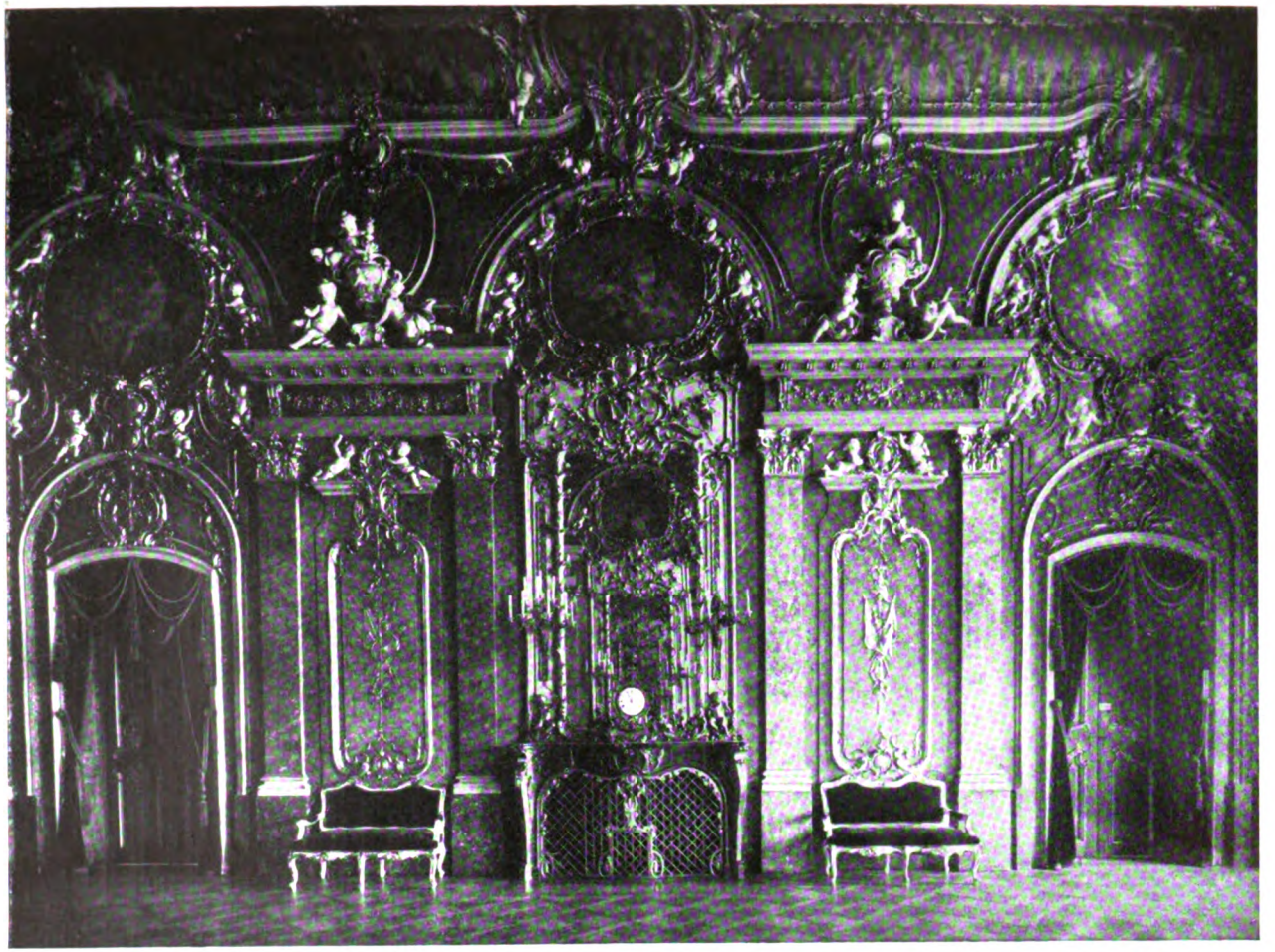
Als Karl Wilhelm zur Regierung kam und die Überlegungen begannen, wie das schon in den Anfängen steckengebliebene Bauwesen in Durlach weitergeführt werden könnte, hatte er wohl zunächst die Absicht, diesen Grundfehlern irgendwie abzuhelfen. Wir hören von dem Plan, eine Vorstadt anzulegen, und dürfen wohl annehmen, daß sie in axialer Beziehung zum Schloß gedacht war. Aber die Schwierigkeiten, solche Absichten durchzuführen, nicht weniger als die Abneigung, den Riesenkomplex des Schlosses nach den Rossischen Plänen fertig zu bauen, werden Karl Wilhelm bald bewogen haben, von allem Bauen in Durlach abzustehen und nach dem anderwärts häufig gegebenen Beispiel auf Neuland etwas minder Anspruchvolles, aber seinen Wünschen besser Entsprechendes zu schaffen.

Vielleicht wollte er wirklich zunächst nur ein „Favoritschlößchen" inmitten eines ausgedehnten Jagdgebietes errichten. Aber wenn je diese Absicht ernsthaft bestanden haben sollte, muß sie sehr bald wieder aufgegeben und die Gründung einer neuen Residenz beschlossen worden sein. Das Gründungsjahr 1715 ist bekannt.

Im Mittelpunkt eines Kreises, von dem aus 32 Schneisen in den Wald ausstrahlen, wurde ein stattlicher Turm aufgeführt und südlich davon das eigentliche Schloßgebäude errichtet: Der Mittelbau mit der Front nach Süden, mit zwei langen Flügeln, die in stumpfem Winkel nach vorn geknickt daran anschlossen. Südlich vor dem Schloß, auf der Stadtseite, wurde der Garten angelegt. Die Hauptzufahrt zum Schlosse ging seitlich am Garten vorbei durch die Waldhornstraße.

Die ganze Anlage ist durchaus originell, sie trägt ein stark persönliches Gepräge nach dem Willen und den Wünschen des Bauherrn, von dem wiederholt berichtet wird, daß er sein eigener Architekt gewesen sei. Es ist wohl möglich und wahrscheinlich, daß Karl Wilhelm sich mit den im Karlsruher Gesamtplan niedergelegten Ideen schon jahrelang vorher getragen hat, wenn auch die Überlieferung in diesem Punkt auf etwas schwachen Füßen steht. Die Beschäftigung mit architektonischen Dingen war zu jener Zeit an den Höfen ganz allgemein. Als nach den Zerstörungen des

Digitized by Google



2. Marmorsaal des Schlosses phot. W. Kratt, Karlsruhe

Digitized by Google

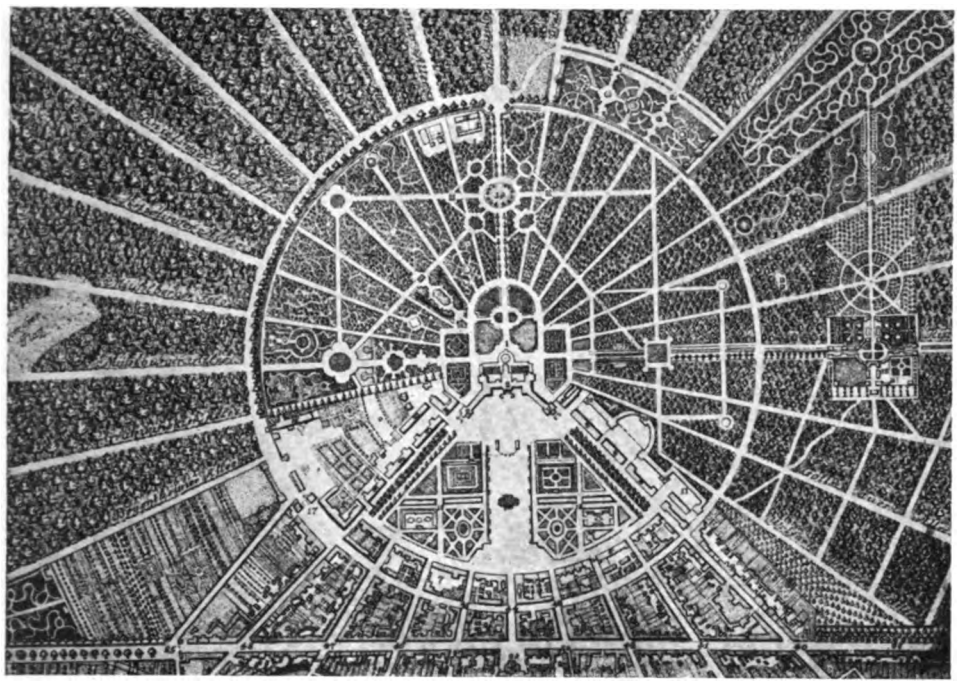
orleanischen Krieges die Landesfürsten am Rhein vor der Aufgabe standen, die Städte ihrer Herrschaften wieder aufzubauen, konnte man fast überall auf lang erwogene Pläne zurückgreifen, um den Wiederaufbau im Sinne der neuen Anschauungen von Stadtbaukunst ins Werk zu setzen. So können wir sicher sein, daß auch Karl Wilhelm, der ja seines Vaters weit zurückreichende Pläne über eine Regulierung von Durlach kennen mußte, sich über diese Fragen seine eigenen Gedanken gemacht hatte.

Der ausführende Architekt von Karlsruhe, Jakob Friedrich von Batzendorf, spielt dabei keine irgendwie wesentliche Rolle, er hat nur auszuführen gehabt, was ihm vorgeschrieben wurde, und seine Fähigkeiten und künstlerische Schulung bleiben weit unter dem, was sonst in der Zeit von 1715 erwartet werden darf. Von Beiziehung fremder Architekten zur Beratung, wie sie sonst damals üblich war, hören wir im Falle von Karlsruhe gar nichts. Karl Wilhelm wollte *seine* Pläne durchführen.

Ein Blick von der Höhe des Umgangs auf dem Dach des Schloßturmes zeigt besser als lange Überlegungen theoretischer Art, was der Markgraf gewollt hat. Er wollte im Mittelpunkt seines Wirkens stehen und dem sinnfälligen Ausdruck geben. Da liegt unter uns das weit sich dehnende Jagdgebiet, der Garten, die Stadt, durchzogen von den vom Turm ausstrahlenden Schneisen und Straßen. Um den Fürsten stehen im Kreis die Getreuen des Hausordens, nach denen die Straßen und Schneisen benannt wurden. Das alles spricht so unmittelbar, daß ein Suchen nach Vorbildern nichts Neues dem Bilde hinzufügen kann. Das Ganze ist der eigenen Eingebung Karl Wilhelms, fürstlichem Selbstgefühl entsprungen. Auch die Durchführung beweist, daß fremde Vorbilder dabei eine geringe Rolle gespielt haben. Die Architektur des Schlosses ist primitiv im Äußern wie im Innern. Nichts von der hochentwickelten Art der Grundrißdisposition der Franzosen, nichts auch von der künstlerisch bedeutenden Haltung etwa des Rastatter Schlosses. Dem Markgrafen kam es nur auf die Durchführung seines Gedankens mit einfachen Mitteln an; schnell fertig werden war offenbar mit die Hauptsache. Auch in den Gärten herrscht durchaus sein Geschmack. Verstößt schon die Lage des Hauptgartens zwischen Schloß und Stadt gegen jede anerkannte Regel, so zeugt erst recht die Durchbildung im Einzelnen von den persönlichen Neigungen Karl Wilhelms, der als echter Blumenfreund sich dem monumentalen Stil Le Nôtres nicht unterwerfen mochte. Es ist ein richtiger Blumengarten, der in den einzelnen Abteilungen ausgestattet ist mit Treib- und Gewächshäusern aller Art, mit Tierkäfigen und Vogelhäusern, mit Wasserbecken, die vor allem als Aufenthalt für allerlei Wasservögel dienen. Was im französischen Garten jener Zeit so wesentlich ist, der Hintergrund der Waldbosketts, vor allem auch der durch weite Ausblicke erzielte Eindruck der Unendlichkeit, fehlt hier gänzlich; nur zwei Alleen fassen die Anlage ein, den Hintergrund bilden Schloß und Zirkelhäuser. Die Einzelheiten bunt, bizarr manchmal, aber fröhlich und voll sorgloser Unbekümmertheit um große einheitliche Wirkung. Nichts von höfischer Steifheit, ein heute fast kindlich anmutender, ganz persönlicher Geschmack spricht sich aus, der sich durch Regeln von der Erfüllung seiner Lust an farbigem Leben nicht abhalten läßt.

Vom Schlosse Karl Wilhelms steht heute, von einigen schmückenden Zutaten abgesehen, nur der Turm noch in der Hauptsache unverändert da. Im Innern sind nur seine beiden untern Geschosse umgestaltet, die oberen, vor allem das letzte, sind noch in der ursprünglichen Aufteilung erhalten. Ein Kamin und eine Anzahl Wand-

Digitized by Google



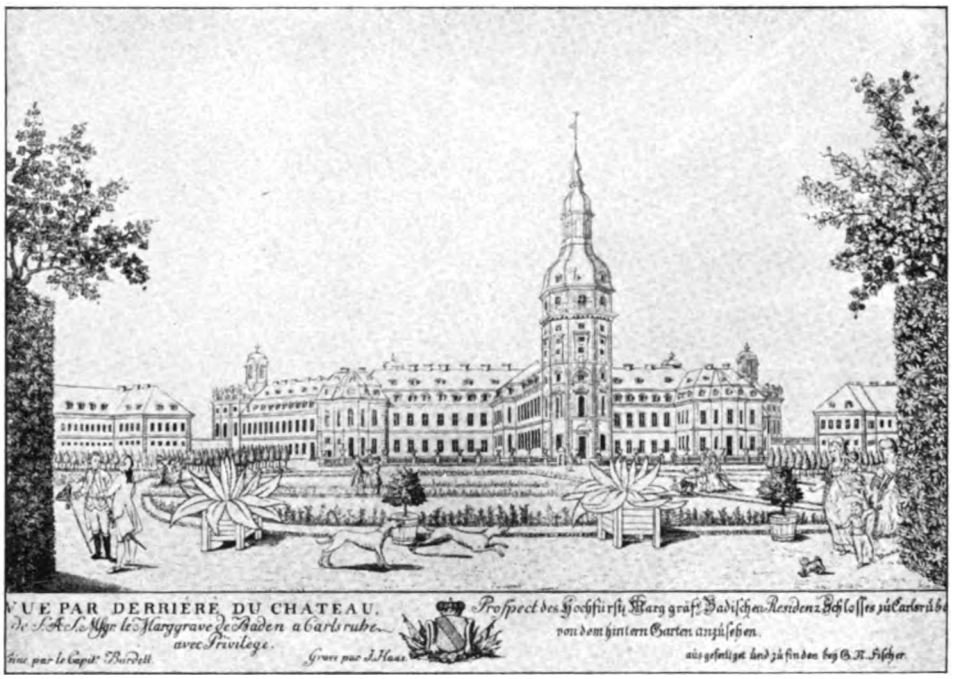
3. Plan der Schloßanlage etwa 1780

konsolen geben noch ein Bild der kräftig barocken Formgebung. Entgegen der Darstellung Gutmanns ist auch der Turmhelm, wohl einschließlich der Laterne, alt. Baudirektor Müller hat 1785 nur die oberen, allzu barocken Teile, abgebrochen und nach außen der welschen Haube des unteren Teils durch Auffüttern die jetzige Form gegeben. Das alte Dachprofil ist darunter erhalten, der ganze sorgfältig gezimmerte Dachstuhl sonst unberührt.

Die ganze Anlage blieb so unverändert bis zum Tode ihres Schöpfers im Jahre 1738. Die Jahre der Regentschaft während der Minderjährigkeit des Enkels Karl Friedrich sind voll von Klagen über Verfall in Schloß und Gärten. Eingreifende Maßnahmen wurden aber hinausgeschoben; an allen Ecken und Enden wurde gespart und nur das Allernotwendigste bewilligt. Der neue Herr sollte selbst entscheiden und bestimmen können.

Aber erst im Jahre 1748 ging man ernstlich daran, zu überlegen, was mit dem als durchaus unzeitgemäß empfundenen Schlosse werden solle. Bezeichnend für die wenig gefestigte Lage der ganzen Neugründung Karlsruhe ist doch, daß sogar der Gedanke erwogen wurde, die Residenz wieder nach Durlach zurückzuverlegen. Dieser Gedanke wurde zwar mit Rücksicht auf die Bewohner der neuen Stadt verworfen. Es vergingen aber noch vier Jahre, bis sich Karl Friedrich schlüssig geworden war. Diese Jahre waren ausgefüllt mit einem Hin und Her von Überlegungen, Vorschlägen und Entwürfen. Ganz anders als sein Großvater war Karl Friedrich in seinem Verhältnis zur Kunst, unselbständig ist vielleicht zuviel gesagt, aber doch viel abhängiger von den herrschenden Kunstanschauungen. Der Sieg der französischen Architektur war um 1750 vollständig, das Geschmackvolle war maßgebend, die fran-

Digitized by Google



4. Ansicht des Schlosses von Norden vor 1785 (Stich)

zösische Auffassung von höfischer Lebenshaltung war unbedingt anerkannt, die Zeit origineller Einzelpersönlichkeiten, wie sie das 17. Jahrhundert hervorgebracht hatte, war vorüber. Es konnte sich also nur darum handeln, das für Karlsruhe Richtige zu finden. Der Weg dazu war für alle die baulustigen kleineren Fürsten jener Tage klar. Man befragte die benachbarten und befreundeten Höfe, die eigene Architekten besaßen, ließ diese kommen und Entwürfe vorlegen und suchte so allmählich dem näherzukommen, was wünschenswert und möglich schien. War man so weit, suchte man zur letzten Beruhigung des künstlerischen Gewissens die Billigung des Geplanten durch Paris.

All die verschiedenen Stadien des Planens und Beratens kann man in der Gutmannschen Geschichte des Schloßbaues nachlesen. Die Aufgabe reizte zu eigenartigen Lösungen, die in einer ganzen Reihe von Entwürfen niedergelegt sind. Die Namen Retti, Pedetti, de la Guépière bezeichnen die verschiedenen Versuche. Aber es widerstrebte der nüchternen und sparsamen Natur Karl Friedrichs, sich auf so weitschichtige und kostspielige Unternehmungen einzulassen. Sein Ziel war wohl von Anfang an, möglichst viel des Bestehenden zu erhalten, um so an Kosten zu sparen. Wieweit dabei auch das Gefühl der Pietät gegen das Werk seines Großvaters mitgespielt hat, läßt sich natürlich nicht sagen.

Balthasar Neumann hat ihm die Vorschläge gemacht, auf denen die endgültige Lösung der „Generalrenovation" sich aufbaut. Als einmal im Prinzip feststand, daß man mit einem tiefgreifenden Umbau auskommen könnte, ging es verhältnismäßig schnell an die Ausführung. Der als Leiter des Bauwesens in Aussicht genommene Herr von Kesslau reiste nach Paris zu dem von Retti empfohlenen Pariser

Digitized by Google

5. Blick vom Fasanengarten im Winter phot. W. Kratt, Karlsruhe

Architekten de la Guépière, um sich dort in der Architektur zu vervollkommnen, und unter der beratenden Oberleitung de la Guépières erst von Paris, später von Stuttgart aus hat dann das Karlsruher Schloß seine heutige Gestalt empfangen.

Langsam, sehr langsam ging der Bau vonstatten. 1752 begonnen, wurde das Werk erst 1774 im Wesentlichen beendet. Es wurde gebaut nach einem sorgfältig aufgestellten Finanzplan, den man gewissenhaft einhielt, um dem Lande keine unerträglichen Lasten aufzubürden.

Vom alten Bau Karl Wilhelms wurde die Hauptmasse beibehalten, die Flügel aber beträchtlich gekürzt, das obere Stockwerk entschieden erhöht, durch Pavillons der ganze Bau gegliedert, dem Mittelteil auf der Stadtseite durch ein drittes Stockwerk mehr Bedeutung und Fernwirkung gegeben. Zwischen Turm und Schloß wurden das Haupttreppenhaus und in zwei Stockwerken Säle eingeschoben und so der Turm mit dem Hauptbau organisch verbunden.

Die Dekoration des Innern reicht nicht an die Glanzbauten der Zeit heran. Ein zartes feines Rokoko ohne aufwändig repräsentative Haltung zeichnet die erhaltenen Räume aus. Eine Reihe von Sälen wurde in den fünfziger Jahren des neunzehnten Jahrhunderts erneuert, weniger fein in Form und Farbe, aber doch so, daß sie den verdachtlosen Beschauer über die Zeit ihrer Entstehung zu täuschen vermögen. Auch der Klassizismus Weinbrenners hat seine Spuren in einigen Räumen hinterlassen.

Etwa gleichzeitig mit dem Schloßumbau begann die Umgestaltung des hinteren Schloßgartens. Daß diese Umgestaltung im Stil des englischen Landschaftsgartens schon damals erfolgt sein sollte, wie Gutmann angibt, ist unrichtig. Die Zirkelhäuschen Karl Wilhelms, in denen Tiere und Vögel, eine Art Menagerie, gehalten

Digitized by Google

wurden, waren 1748 abgebrochen worden; sie waren zerfallen, und die Neigungen der neuen Schloßherren gingen nach anderen Richtungen. Es wurde ein Blumengarten angelegt, das Parterre wesentlich erweitert und die Hauptachse bis zum Ausgang in den Wildpark räumlich stärker betont. Kleinere Abteilungen wurden als Heckengärten in den anschließenden nordwestlichen Quartieren zwischen den Waldstücken angelegt. Schon damals wurden in den äußeren Gartenteilen gegen die Ahamauern zu die Waldpartien zwischen den Schneisen durch die eigentümlich ornamental geführten Schlängelwege aufgeteilt, die als erste spielerisch verwendete Form des englischen Gartenstils in die formale Gartenkunst des Rokoko übernommen wurden. Die Felsenvertiefung und der chinesische Garten gehen in jene Zeit zurück. Das chinesische Haus, dessen gitterumrahmte Plattform noch erhalten ist, wurde 1754 errichtet.

Die Umgestaltung des an das Schloß anschließenden Teils des hinteren Schloßgartens im Stil des Landschaftsgartens ist aber erst in den neunziger Jahren des 18. Jahrhunderts erfolgt, auf einem Stich von 1796 erscheint zum erstenmal die Wiese, wie wir sie heute noch sehen. Nur in den nächstgelegenen Teilen des Fasanengartens sind noch die Linien der Gartenanlage aus der Zeit Karl Wilhelms zu erkennen. Länger blieb der ursprüngliche Schloßgarten vor dem Schloß erhalten, wenn auch in vereinfachter Form. Die bizarren Gartenhäuschen, Volieren, Tierkäfige verschwanden. Aber auch das Ganze wurde als unzeitgemäß betrachtet, und es werden jahrelang Pläne erörtert, wie man diese große Fläche umändern könnte. Doch erst nach Karl Friedrichs Tode unter Großherzog Karl verschwanden die letzten Reste und machten der von Zeiher geschaffenen Anlage Platz, wie wir sie heute vor uns sehen. Die Orangerien wurden verlegt. Die noch stehenden im Botanischen Garten sind ein früher und interessanter Versuch des Glas-Eisenbaus von Hübsch.

Es würde zu weit führen, wollten wir uns an dieser Stelle in Einzelheiten der Schloßbaugeschichte einlassen. Das wird ja in Bälde, soweit die Gutmannschen Forschungen ergänzungsbedürftig sind, im staatlichen Denkmälerwerk geschehen. Es genügt festzustellen, daß wir im Karlsruher Schloß ein Beispiel haben dafür, wie in langer, durch glückliche Umstände begünstigter Arbeit aus einer anspruchslosen, aber als Idee wertvollen originellen Anlage ein Schloßkomplex von eigenartiger, fein abgewogener Haltung entstand, wo jeder Schritt dazu angetan war, die Besonderheit der Lage deutlicher zu entwickeln. Es lag im Zuge des philantropisch gestimmten Absolutismus Karl Friedrichs, daß er durch Umgestaltung des Schloßgartens in eine der Öffentlichkeit gewidmete Anlage die Beziehungen zwischen Schloß und Stadt freier und dabei künstlerisch enger gestaltete. Erst nach Beseitigung des ursprünglichen Schloßgartens wurden die in der ersten Anlage in der Idee enthaltenen Beziehungen zwischen Schloß und Stadtplan recht wirksam, rückte das Schloß näher an die Stadt heran.

Der vornehm schlichte Zug, der dem Karlsruher Schlosse eignet, er entspricht durchaus dem Wesen der Fürstengeschlechter, die seit den Tagen Karl Friedrichs hier gelebt haben. Ihrer wird gedenken, wer die heute zum Museum gewordenen Räume durchwandelt. Auch in unsern veränderten Zeiten wird die Erinnerung an den offenen, menschlich liebenswürdigen Geist, der hier gewaltet hat, nicht vergessen werden. Der Strom des Lebens geht heute an dieser stillgewordenen Stätte vorüber, aber wir empfinden noch immer den Reiz, der über dieser letzten Schöpfung fürstlichen Bauens in Baden liegt.

Digitized by Google

Rheinebene bei Karlsruhe
(Ölbild)

August Gebhard

Digitized by Google

Die Tannenwand
(Pinselzeichnung)

Hermann Gehri

Digitized by Google

Aus dem Zyklus vom Barmherzigen Samariter — Johann Wilhelm Schirmer

Karlsruher Kunstleben unter Großherzog Friedrich I.

Von Karl Widmer, Karlsruhe

Die Geschichte von Karlsruhe als Kunststadt fällt in eine Zeit, in der das Mäzenatentum noch zu den großen Aufgaben der Fürsten gehörte. Unsere heutigen Hauptstädte sind die noch fortlebenden Zeugen dieser Zeit. Mit ihren einst von Fürsten gegründeten und von Fürsten unterhaltenen Pflanzstätten künstlerischer Kultur sind sie die wichtigsten Mittelpunkte des deutschen Kunstlebens geworden. In diesem Sinne sind fast alle unsere heutigen Kunststädte mehr oder weniger als persönliche Schöpfungen von Fürsten zu betrachten.

Bei einer Stadt wie Karlsruhe, die ihr ganzes Dasein dem Willen eines Fürsten verdankt, und für die der Hof immer eine wichtige Lebensbedingung geblieben ist, macht sich diese Tatsache besonders deutlich fühlbar: die Geschichte des Karlsruher Kunstlebens bewegt sich in Wellen, die mit der gesamten Entwicklung der Stadt parallel gehen, und deren Höhepunkte jeweils durch die Regierungszeit eines kunstsinnigen, um die Blüte seiner Hauptstadt besonders verdienten Monarchen bezeichnet sind.

Eine erste solche Welle aufblühender Entwicklung beginnt mit der Regierung Karl Friedrichs. Künstlerisch ist sie gekennzeichnet als eine Blütezeit der

Digitized by Google

Prophet Hans Canon

Baukunst und fällt mit der großen Aufgabe der Stadterweiterung am Ende des 18. und Anfang des 19. Jahrhunderts zusammen. Schon in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts hat in diesem Zusammenhang das ausgehende Barock in seinem Übergang zum Klassizismus in dem Karlsruher Louis-seize-Stil eine künstlerisch höchst bedeutende Form des Zopfstils hervorgebracht (Kleine Kirche, Schwedenpalais von Wilhelm Jeremias Müller usw.). Den Höhepunkt dieser Entwicklung, und damit den Höhepunkt der Karlsruher Baugeschichte überhaupt, bezeichnet aber am Anfang des 19. Jahrhunderts die Tätigkeit von Friedrich Weinbrenner. Die von ihm geschaffene Empirestadt, das klassische Alt-Karlsruhe, ist eines der großartigsten Denkmäler alter Städtebaukunst. Freilich konnte eine solche Stadt als Kunstwerk auch nur in einer Zeit entstehen, in der der Städtebau vor allem als eine künstlerische Aufgabe betrachtet wurde und ein kunstsinniger Fürst noch die Macht besaß, einem großen Architekten mit der Aufgabe dafür auch die Mittel und die Freiheit des künstlerischen Handelns zu gewähren. So ist das Weinbrennersche Alt-Karlsruhe zugleich zu einem Ruhmesdenkmal Karl Friedrichs und seines Zeitalters geworden.

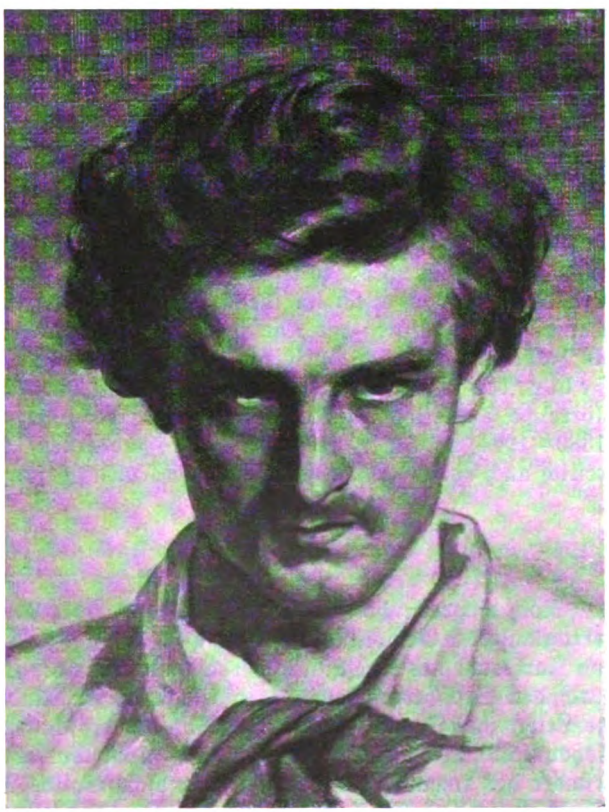
* * *

Auf die große Zeit Karl Friedrichs und Weinbrenners folgte eine längere Periode des Stillstandes. Als einer reinen Hof- und Beamtenstadt fehlten Karlsruhe die natürlichen Bedingungen der Entwicklung durch Handel und Industrie. Dafür lagen die Möglichkeiten des Aufstiegs für sie auf anderem Gebiet. Als Hauptstadt und Sitz des Hofs war Karlsruhe dazu berufen, zu einem Mittelpunkt geistiger Kultur, zur ersten Kunststadt des Landes zu werden. Freilich bedurfte es dazu wieder der Förderung durch einen mächtigen und zielbewußten Willen. Es ist das Verdienst der spätern Großherzöge, die Bedeutung dieser Aufgabe erkannt und die Stadt, deren Bürgerschaft die eigene Initiative dazu fehlte, von sich aus auf diesen Weg geführt zu haben.

Digitized by Google

Den ersten Schritt dazu hat Großherzog Leopold getan. Er gründete 1836 die Karlsruher Kunsthalle. Sie war zunächst dazu bestimmt, die alten, in Jahrhunderten gesammelten Kunstschätze seines Hauses dem Volke zugänglich zu machen. Zugleich sollte sie aber auch durch Ankäufe neuer Werke der lebenden Kunst dienen. Ihr Erbauer ist Heinrich Hübsch. Hübsch vertritt eine eklektische Richtung der Baukunst, die zwischen romantischem und klassischem Kunstgeist auszugleichen suchte, und damit noch eine Nachblüte der Karlsruher Architektur zeitigte. Seine Kunsthalle ist dafür ein charakteristisches Beispiel aus seiner Reifezeit. Hübsch suchte im Zusammenwirken der Architektur mit der Malerei und Bildhauerei in Karlsruhe auch einen Boden für die Wiederbelebung der Monumentalkunst zu schaffen. Zur Ausmalung der Kunsthalle wurde deshalb der große Maler der Romantik, Moritz von Schwind, nach Karlsruhe berufen. Als dieser aber sein Wandgemälde im Treppenhaus der Galerie: die Einweihung des Freiburger Münsters vollendet hatte, verließ er 1844 Karlsruhe wieder und siedelte dauernd nach München über.

Der eigentliche Schöpfer von Karlsruhe als Kunststadt wurde Großherzog Friedrich I. Von persönlicher Kunstliebe wie vom weitblickenden Verständnis für das Interesse seiner Hauptstadt beseelt, sah er in der Förderung der Künste von Anfang an eine der vornehmsten Aufgaben seines Herrscheramts. So begann unter ihm wieder eine große Zeit öffentlicher Kunstpflege, die diesmal Theater, Musik und bildende Künste zugleich umfaßte, und durch die Karlsruhe als die jüngste unter den deutschen Kunststädten manche ältere und berühmtere Rivalin an Bedeutung rasch überflügelte.



Selbstbildnis — Anselm Feuerbach

Das Theater befand sich beim Regierungsantritt Friedrichs I. in einem Zustand argen künstlerischen Zerfalls. Seit dem Theaterbrand von 1847 fehlte es selbst an einem Raum für würdige Aufführungen. Schwerer aber als alles wog der Mangel an einer leitenden Persönlichkeit, die imstande war, die zersplitterten Kräfte des Karlsruher Musik- und Theaterlebens zusammenzufassen und zugleich das Publikum zu höheren Kunstansprüchen zu erziehen. Großherzog Friedrich fand

Digitized by Google

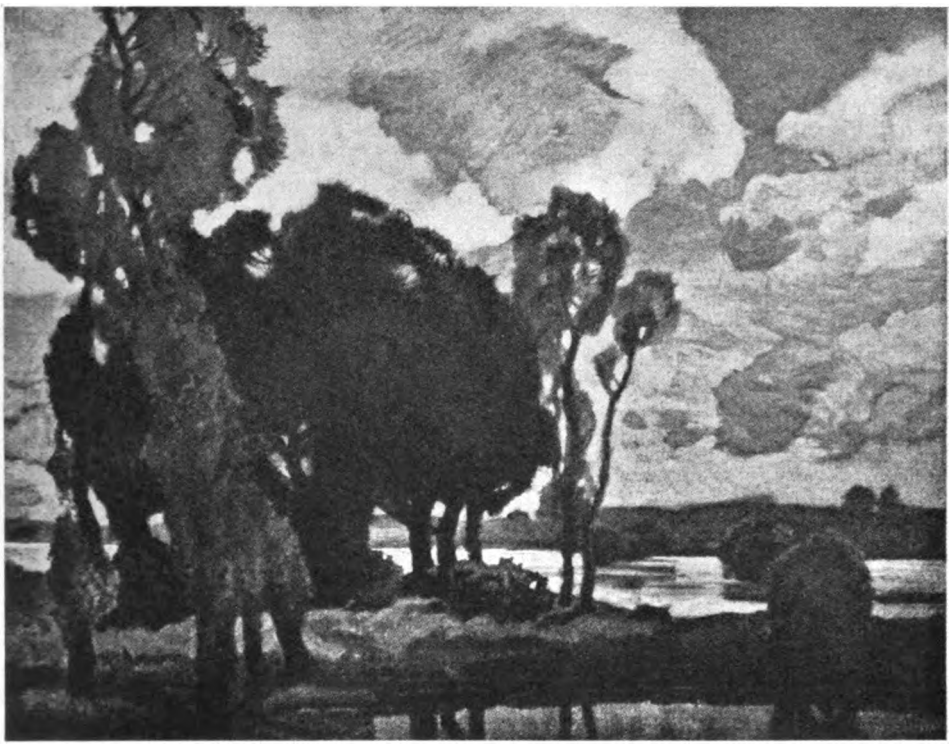
Holländisches Dorf — Gustav Schönleber

diesen Mann in Ludwig Devrient, den er 1852 von Dresden als Theaterdirektor nach Karlsruhe berief. Gleichzeitig wurde das neue, nach den Plänen von Hübsch erbaute Hoftheater fertig. Devrients eigene Tätigkeit umfaßte vor allem das Schauspiel. Seine Hauptaufgabe stellte er sich in der Ausbildung eines einheitlichen und streng geschulten Ensembles, womit er sich das Organ für die mustergültige Darstellung des klassischen Dramas schuf. Die Stärke der künstlerischen Leistungen, denen das Karlsruher Theater unter ihm seine Berühmtheit als Schauspielbühne verdankte, lag vor allem im Gesamtspiel. Noch unter Devrients Leitung beginnt aber auch der Aufstieg der Karlsruher Oper. Schon 1864 kam Hermann Levi als Kapellmeister nach Karlsruhe. Auf Levi folgte Dessoff und auf Dessoff Felix Mottl. In der Zeit dieser drei großen Dirigenten entwickelte sich jene glorreiche Tradition der Karlsruher Oper, die unter Mottls langjähriger Tätigkeit (1880—1904) in der Interpretation des modernen Musikdramas ihren glänzenden, freilich auch etwas einseitig im Wagner-Kultus befangenen Höhepunkt erreichte.

* * *

Noch eingreifender als beim Theater war die Aufgabe, die sich der junge Großherzog auf dem Gebiet der bildenden Kunst stellte. Hier beginnt die Geschichte von Karlsruhe als Kunststadt überhaupt erst mit der Gründung der Malerschule durch den Großherzog, aus der die Karlsruher Akademie hervorgegangen ist. Als ihr Leiter und Organisator wurde 1854 der größte deutsche Landschafter seiner Zeit, Johann Wilhelm Schirmer, aus Düsseldorf berufen. Schirmer ist der Begründer des romantischen deutschen Landschaftsbilds, hat aber später in Italien und Paris unter dem Einfluß von Claude Lorrain eine Wandlung durchgemacht, die ihn wieder mehr dem Klassischen näherte. In dem Jahrzehnt seiner Karlsruher

Digitized by Google



Dachauer Moorlandschaft — Ludwig Dill

Tätigkeit hat er die Hauptwerke seines klassisch-romantischen Stils: die biblischen Landschaftszyklen der Karlsruher und Berliner Galerie geschaffen.

Um Schirmer sammelte sich alsbald auch ein größerer Schülerkreis, dem seit 1859 auch der junge Hans Thoma angehörte. Von fremden Künstlern, welche die Anziehungskraft der jungen Kunststadt damals nach Karlsruhe führte, ist vor allem der große Porträtist Hans Canon zu nennen. Ohne dem Lehrerkreis der Kunstschule anzugehören, hat er in den sechziger Jahren durch seine überlegene, an Rubens geschulte Maltechnik die jungen Talente an sich gezogen; auch Hans Thoma schloß sich ihm damals an.

Der enge Zusammenhang zwischen Karlsruhe und Düsseldorf, der durch Schirmer angeknüpft war, wurde noch stärker befestigt, als 1858 Schirmers Freund Carl Friedrich Lessing als Galeriedirektor nach Karlsruhe berufen wurde. Lessing galt zu seiner Zeit als einer der größten Historienmaler Deutschlands. Dieser Ruhm erscheint freilich unserm heutigen Urteil durch seine trockenen Geschichtsbilder nicht mehr gerechtfertigt. Auch war der große persönliche Einfluß, den Lessing in Karlsruhe ausübte, nicht zum Segen des Karlsruher Kunstlebens. Lessing war u. a. die Seele der Künstlerintrigen, die eine Berufung Anselm Feuerbachs trotz der Gunst des Hofs unmöglich machten.

* * *

Digitized by Google

Schirmer als Maler und Hübsch als Architekt hatten mit ihrem gemeinsamen klassisch-romantischen Kunstideal der Karlsruher Kunst noch eine gewisse Einheit der geistigen Grundrichtung gegeben. Als beide 1863 starben, hörte diese Einheit auf. Was mit dem Zerfall der alten Stile überall eingesetzt hatte, vollzog sich auch hier: der geistige Zusammenhang der Künste untereinander löste sich. Baukunst, Malerei und Bildhauerei gingen ihre eigenen Wege.

In Karlsruhe behielt dabei die vom Großherzog gegründete Kunstschule auch fernerhin ihre Bedeutung als Mittelpunkt des Kunstlebens. 1863 war ihr Wirkungskreis durch die Einrichtung einer Bildhauerklasse erweitert worden. In der Malerei dauerte der Zusammenhang zwischen Karlsruhe und Düsseldorf in dem gegenseitigen Austausch künstlerischer Kräfte noch längere Zeit fort. Eine neue Epoche aber brachte 1880, im Todesjahr Lessings, die Berufung von Gustav Schönleber.

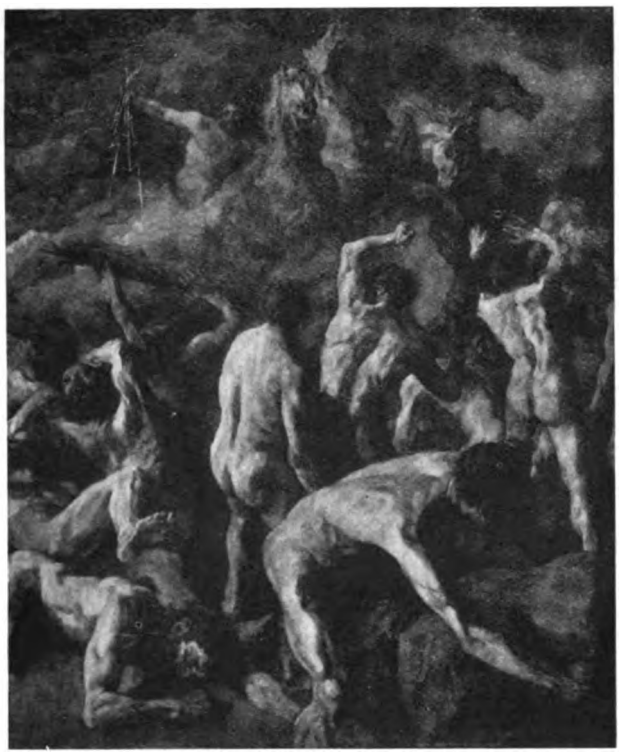
Durch Schönleber bekam zunächst die Landschaftsmalerei wieder ihre überwiegende Bedeutung innerhalb der Karlsruher Kunst. Als Schüler Liers verpflanzte er die moderne Stimmungslandschaft von München nach Karlsruhe, wo sie mit ihrer frischeren Naturauffassung und feineren Beobachtung der durch Licht und Atmosphäre beeinflußten Farbe bald die Düsseldorfer Tradition überflügelte und damit auch in die Kunstschule neues Leben brachte. Als Meister des malerischen Handwerks war Schönleber auch ein ausgezeichneter Lehrer. Aus seiner Schule ist mit der Zeit eine ganze Generation namhafter Landschaftsmaler hervorgegangen. Auch als Organisator und Berater des Großherzogs hat er dem Karlsruher Kunstleben wertvolle Dienste geleistet. Als auf seine Anregung später Leopold von Kalckreuth nach Karlsruhe berufen wurde, gründete Schönleber mit ihm zusammen den Künstlerbund, ein Art Karlsruher Sezession. Eine Hauptaufgabe des Bunds war die Pflege der graphischen Künste. Der Karlsruher Radierverein wurde ins Leben gerufen, und zur Wiederbelebung des künstlerischen Steindrucks wurden die Kunstwerkstätten des Karlsruher Künstlerbundes gegründet.

Die Anregungen, die von der künstlerischen Atmosphäre der Stadt ausgingen, begannen ihre Wirkungen jetzt aber auch über den Kreis der Kunstschule hinaus geltend zu machen. In Karlsruhe schlug das im letzten Jahrzehnt des vergangenen Jahrhunderts neu aufblühende Kunsthandwerk kräftige Wurzeln. Eine führende Rolle spielte dabei, wie überhaupt in der Entwicklung des modernen Kunsthandwerks, die Keramik. 1900 ließ der Hof für den Maler Wilhelm Süs eine kleine keramische Werkstätte erbauen, aus der die Großherzogliche Majolikamanufaktur hervorgegangen ist. Sie war anfangs als eine Künstlerwerkstätte im eigentlichen Sinn gedacht, in der Maler und Bildhauer ihre Entwürfe in den Techniken der alten Fayence- und Majolikakunst selbst ausführten. Auch Hans Thoma gehörte damals zu ihren eifrigen Mitarbeitern.

Als Keramiker hat auch Max Läuger seine künstlerische Laufbahn begonnen. Noch heute steht die Keramik im Kern und Mittelpunkt seines Schaffens. Von ihr ausgehend hat er sich ein wahrhaft universales Feld künstlerischer Kulturaufgaben erschlossen und mit seinem feinen Kulturgeist befruchtet, auf dem seine großen Schöpfungen der Baukeramik (Wandbrunnen in der neuen Stadthalle zu Mülheim an der Ruhr) und der Städtebaukunst (öffentliche Gartenanlagen zu Baden-Baden u. a.) die Höhepunkte seiner künstlerischen Entwicklung bezeichnen.

Die Architektur hatte inzwischen in Karlsruhe ähnliche Wandlungen durchgemacht wie auch anderwärts. Auf die Nachblüte der klassisch-romantischen Baukunst von Heinrich Hübsch war das künstlerische Leben mehr und mehr in dem ge-

Digitized by Google



Titanenkampf — Wilhelm Trübner

lehrten Formalismus der historischen Schulen vertrocknet. In Karlsruhe war in den siebziger und achtziger Jahren Joseph Durm der Hauptvertreter der damals herrschenden Renaissancerichtung. Gegen Ende des Jahrhunderts begann aber auch in der Karlsruher Architektur wieder ein frischeres Leben zu erwachen. Von der Hochschule aus verbreitete der Gotiker Karl Schäfer eine gründlichere Auffassung vom Geist und Wesen alter Baukunst. Sein begabtester Schüler ist Friedrich Ratzel. Ratzel hat namentlich an die Formen der deutschen Renaissance und des deutschen Barocks angeknüpft und das Prinzip ihrer malerisch gruppierenden Bauweise mit wahrhaft künstlerischem Geist auf die Aufgaben des heutigen Stadthauses angewandt (Generallandesarchiv).

Gleichzeitig brach sich in Karlsruhe aber auch eine ausgesprochen moderne Richtung der Baukunst Bahn. Ihr bedeutendster Vertreter ist Hermann Billing. Seine Hauptwerke, das Kieler Rathaus und die Freiburger Universität, hat Billing freilich außerhalb Karlsruhes geschaffen. In Karlsruhe selbst setzte sich die neue Bewegung hauptsächlich auf dem Gebiet des städtischen Wohn- und Geschäftshauses durch. Ihre zahlreichsten und originellsten Beispiele finden sich unter den Einfamilienhäusern in den neuen Stadtteilen des Westens. Bevor sich allerdings die junge Bewegung abklären und den festen Boden einer einheitlichen Entwicklung finden konnte, kam der Krieg und machte der Bautätigkeit in Karlsruhe vorläufig überhaupt ein Ende.

* * *

Digitized by Google

An der Kunstschule, die 1892 zur Akademie erhoben wurde, hatte der frische Aufschwung, der mit Schönleber eingesetzt hatte, während der neunziger Jahre ebenfalls neue entscheidende Impulse empfangen. Seit 1895 wirkte Leopold von Kalckreuth hier als Nachfolger Claus Meyers. Durch ihn kam ein freierer, vom Geist des modernen Naturalismus durchwehter Zug jetzt auch in das Figurenbild. Als Kalckreuth 1899 Karlsruhe wieder verließ, traten Hans Thoma und Ludwig Dill in die Lücke. 1903 folgte als dritter Wilhelm Trübner.

Mit der Berufung dieser drei Künstler, mit der zugleich drei Landeskinder auf der Höhe ihres Ruhms in die badische Heimat zurückkehrten, trat die Karlsruher Akademie in die eigentliche Glanzzeit ihrer Geschichte. Der Künstlerkreis, der jetzt hier versammelt war, bezeichnete eine Repräsentation deutscher Kunst, wie sie damals keine zweite deutsche Akademie aufzuweisen hatte.

Thoma war seit Böcklins Tod unbestritten der größte deutsche Künstler im Sinn jener erzählenden Richtung der Malerei, die mit einem stilvollen Realismus den geistigen Gehalt einer poetisch verklärten Weltbetrachtung verbindet und damit zugleich in Form und Geist den Zusammenhang mit der Kunst der alten Meister — bei Thoma mit einem starken Einschlag des Heimatlich-Volkstümlichen — festhält. Als Thoma nach Karlsruhe kam, hatte er die Höhe des Lebens schon überschritten. Als Hauptwerk seiner Spätzeit entstand hier der große Christuszyklus, den er für das Thomamuseum der Kunsthalle gemalt hat.

Im Gegensatz zu Thomas poetisch-künstlerischem Universalismus war Trübner Maler im engsten Sinn. Seit er sich von jener noch etwas altmeisterlichen Kultur der Farbe, welche der kostbare Gewinn seiner Gemeinschaft mit Leibl gewesen war, losgesagt und sich dem extremen Impressionismus angeschlossen hatte, galt er in weiten Kreisen der deutschen Kunstwelt als der größte Maler unter den „Modernen". Man bewunderte vor allem die Bravour seiner Primamalerei, mit der er technisch die Probleme des Pleinairismus bewältigte. Dadurch hat er auch als Lehrer eine mächtige Stellung gewonnen: die Trübnerschule beherrschte bis zu seinem Tod die Entwicklung der Karlsruher Malerei in der jüngsten Generation.

Durch Ludwig Dill — der seit Thomas und Trübners Tod als der bedeutendste Überlebende diese Glanzzeit der Akademie vertritt — bekam zugleich die Landschaft durch eine ihrer markantesten Richtungen wieder verstärktes Gewicht in der Karlsruher Kunst. Das Charakteristische von Dills Landschaftskunst: das Herausholen des rein Bildmäßigen aus der Natur, der große, gleichsam architektonisch komponierende Stil und die zurückhaltende Vornehmheit der Farbe, kommt in seinen Dachauer Landschaften am persönlichsten zum Ausdruck. Während Dill als Maler bei dem exklusiven Charakter seiner Kunst naturgemäß weniger in die Breite als in einem engern Kreis von Anhängern wirkte, hat er als Organisator auch eine für die Allgemeinheit wichtige Tätigkeit entfaltet. So konnte er u. a. die reichen Erfahrungen, die er als langjähriger Präsident der Münchner Sezession gesammelt hatte, in den Dienst der großen internationalen Kunstausstellung stellen, mit der die Künste im Jahr 1902 das fünfzigjährige Regierungsjubiläum des Großherzogs feierten.

* * *

So hatte das Werk Großherzog Friedrichs, als es in das neue Jahrhundert eintrat, seine Lebenskraft in einer fünfzigjährigen Entwicklung bewährt. Das persönliche Verhältnis des Fürsten zur Kunst hatte sich allerdings im Lauf dieser Zeit

Digitized by Google

in vielen Dingen gelockert. Vor allem war die Kunst selbst Wege gegangen, denen er in seinen spätern Lebensjahren nicht mehr folgen konnte. Auf die aktive Begeisterung seiner Jugend war im Alter der modernen Entwicklung gegenüber eher ein Gefühl der Resignation gefolgt. Aber gerade darin bewies er, wie echt und selbstlos sein Kunstinteresse war. Nie hat er gewalttätig in das Kunstleben eingegriffen. Jene Toleranz, die als Ausfluß einer reifen Lebenserfahrung und wahrhaft humanen Natur mit den Jahren immer mehr als Grundzug seines Handelns hervortrat, hat er auch der Kunst gegenüber gezeigt. Im Vertrauen auf die überlegene Sachkenntnis seiner künstlerischen Ratgeber hat er sich der Notwendigkeit des Neuen stets gefügt, auch wo ihm das Neue persönlich unsympathisch war. Damit aber hat er dem Karlsruher Kunstleben den größten Dienst erwiesen, den er ihm im Alter erweisen konnte: er hat ihm die Freiheit gelassen, sich auf eigene Füße zu stellen. Was das bedeutete, sollte schon die nächste Zukunft zeigen, als bald nach dem Tod Großherzog Friedrichs die Krisis über Deutschland hereinbrach, welche die Kunststadt Karlsruhe besonders schwer traf und sie vor die Aufgabe stellte, sich künftighin ohne die Gunst eines Hofs und eines kunstsinnigen Fürsten aus eigener Kraft in dem großen Wettkampf der deutschen Kunststädte zu behaupten.

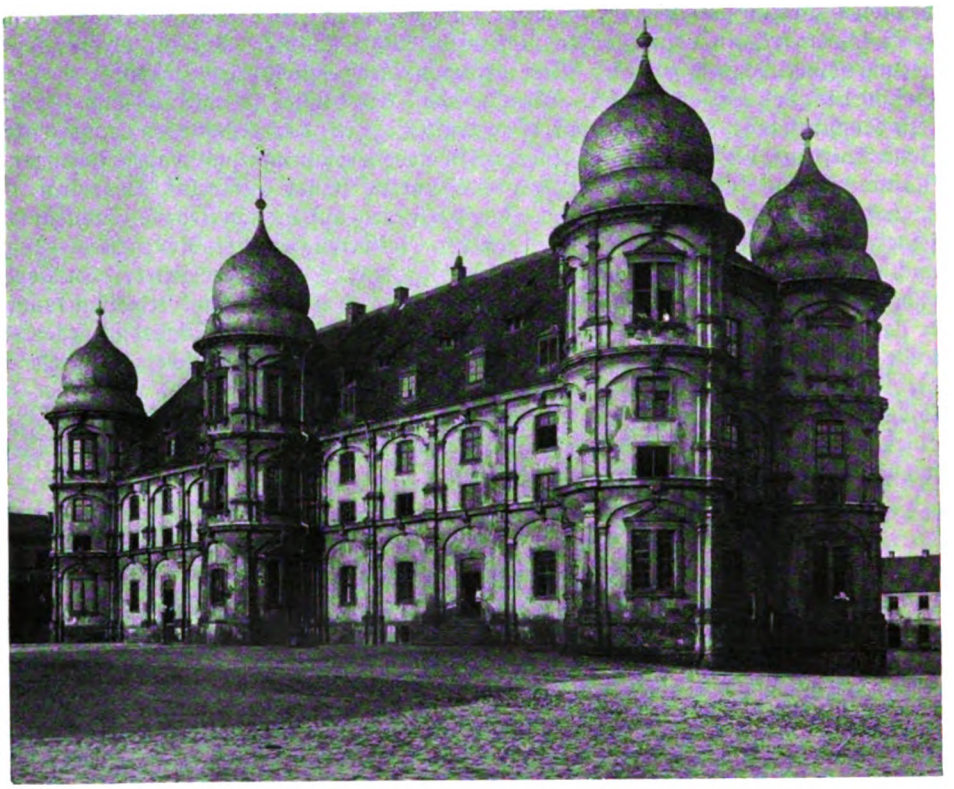
Heinrich Vierordt[1]

Dem Dichter Heinrich Vierordt habe ich eines Tages einfach meinen Besuch gemacht, ohne dazu aufgefordert zu sein. Ich hatte Balladen von ihm gelesen, die ich famos fand. Fühlte seine Verehrung für Platen aus seinem Schaffen, die ich mit ihm teilte; und hatte gehört, daß er ein etwas eigenbrötlerischer, aber liebenswürdiger Junggeselle sei. Ich fand vor der herrlichen Büste des Antinous zwischen vielen Erinnerungen aus Italien und Griechenland einen in seiner schwarzen Kleidung ein wenig an einen katholischen Priester erinnernden Poeten sitzen, der so ziemlich dem entsprach, was ich mir damals unter einem Dichter, wie er sein sollte, vorstellte. Ein Mann, in den besten Jahren, glatt rasiert, mit dem Profil eines römischen Cäsaren, weit gereist, viel belesen, sicher in den Formen, keinem Brotberuf untertan und sichtlich — ohne jede Protzerei, ja eher zur Bedürfnislosigkeit geneigt — in den unbewegten guten Verhältnissen eines Sohnes aus bester Familie. Er nahm mich sehr gütig auf, ließ sich von meinen Liebhabereien, auch von meinen heimlichen poetischen Arbeiten berichten. Erzählte in seiner gewählten, famos pointierten Weise Reiseerlebnisse ernster und humoristischer Art. Er wußte als intimer Freund der Familie Freiligrath und des Kerner-Hauses in Weinsberg ebenso wie als Wanderer durch Italien und genauer Kenner der schönen Heimat der Troubadours Interessantes zu berichten, ließ mich aus seinen Erinnerungen Intimes aus dem Leben Scheffels hören, der damals noch — zwei Jahre nach seinem Tode — so eine Art Nationalheiliger oder Staatsheros des badischen Landes war, und dessen würdiges Denkmal auf dem Kunstschulplatz vorbereitet wurde. Die Glücksumstände hatten diesen feinsinnigen Balladendichter, der, aus einer Offizierfamilie stammend, ganz und allein den Künsten zugewendet war, in einer Weise ausgestattet, daß es ihm als einem der wenigen Glücklichen gestattet war, unabhängig von dem Gedanken an Broterwerb, nur seinen Schönheitsdurst in den Ländern der Antike und der Romantik stillend, ein in edlem Sinne freies Leben zu führen. Als er im Alter den großen Zusammenbruch des Vaterlandes miterleben mußte und selbst schon in den Jahren wohlverdienter Ruhe schwer davon betroffen wurde, hat sich der Verwöhnte in Vornehmheit auf die einfachen Verhältnisse eingestellt, ohne etwas von seiner Schönheitsfreude und seinen Idealen preiszugeben.

Aus dieser ersten flüchtigen Berührung des Primaners mit dem Balladendichter ist allmählich, als der Unterschied der Jahre keine Rolle mehr spielte, eine Freundschaft geworden, die heute noch Bestand hat. Rudolf Presber

[1] Aus „Rudolf Presber / Aus der Jugendzeit", Pyramide, Wochenschrift zum Karlsruher Tagblatt, Nr. 27, 1928.

Digitized by Google



1. Schloß Gottesaue phot. W. Kratt, Karlsruhe

Die Baukunst Karlsruhes in zwei Jahrhunderten

Von Arthur Valdenaire, Karlsruhe

Bevor die im Jahre 1715 gegründete Schloßstadt „Carolsruh" entstand, ja bevor man mit dem ersten Spatenstich einsetzte, lag die Gesamtanlage dieser Stadt in der Idee schon fest. Diese Idee ging aus von Einem, der in der abstrakten Klarheit geometrischer Gebilde, in der Regelmäßigkeit gewachsener Kristalle, der im Strahlenkranz des Lichts höchste Schönheit sah. Was den Theoretikern der Renaissance, wie Filarete, Scamozzi, Peret u. a. in ihrem Verlangen nach mächtigen, harmonisch gefügten Massen einer Zentralanlage als Ideal eines schönen, vollendeten Stadtkörpers, was den Architekten des Barock als sinnfälliger Ausdruck eines Fürstensitzes vorgeschwebt hatte, war in dieser nach einem sinnvollen Plan entstandenen Anlage Karlsruhe verwirklicht worden.

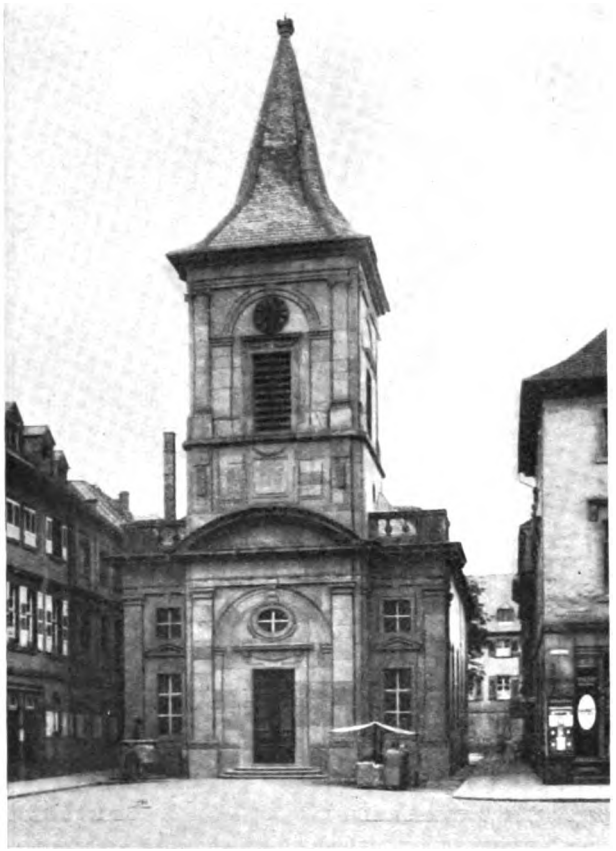
Von der Gründung der Stadt bis zum Jahre 1870, etwa 150 Jahre also hindurch, vollzog sich der Ausbau Karlsruhes entsprechend seinem klassisch gebildeten Stadtgrundriß im allgemeinen nach gleichen Gesetzen. Mit dem Untergang des Absolutismus und dem aufkommenden Liberalismus jedoch änderten sich mit den sozialen und

Digitized by Google

2. Häuser aus dem „Dörfle“

3. Hofbauamt (erbaut 1754)

Digitized by Google



4. Kleine Kirche (erbaut von Müller 1776) phot. W. Kratt, Karlsruhe

politischen Voraussetzungen auch die ästhetischen Richtlinien des Stadtbaus und der Baukunst, die, von der alten Tradition sich loslösend, einer historischen Stilarchitektur verfiel. Nichtsdestoweniger hat die Baukunst in Karlsruhe, trotz den der Klassik abgewandten Stilrichtungen in den letzten Jahrzehnten, ihren klassischen Grundzug im allgemeinen bewahrt.

Karlsruhe war zuerst als Hofkolonie gedacht und hatte als solche nur den Zweck, um den neugeschaffenen Fürstensitz Menschen zur Ansiedlung heranzuziehen. Weder wirtschaftliche noch strategische Absichten waren für den Ausbau maßgebend. Daraus ergab sich von vornherein ein ganz bestimmtes architektonisches Gepräge, ein ganz bestimmtes höfisch-bürgerliches Milieu.

Von wem die Idee der strahlenartigen Anlage der Stadt ausging, ist nicht bekannt. Vielleicht vom Markgrafen Karl Wilhelm selbst, der, im Zivil- und Militärbauwesen bewandert, auch sonst in alle städtebaulichen und architektonischen Aufgaben leitend eingriff. Zur Zeit der Gründung der Stadt lag das Bauwesen in den Händen des Ingenieurs und Leutnants Friedrich von Batzendorf und des Baumeisters Schwarz. Die Bauweise fast aller Gebäude, des Schlosses wie der ersten, damals am Marktplatz erstellten Monumentalbauten, des Rathauses, Gymnasiums, der Konkordien- und der reformierten Kirche, war auf äußerste Sparsamkeit und einfachste Formgebung gestellt. Bei dem großen Vorrat an Holz wurde fast alles in Fachwerk erstellt, das glatt verputzt wurde. Im übrigen legte der Markgraf Wert darauf, „die Häuser seiner Stadt in einer äußerlichen zierlichen Gleichheit aufgestellt zu sehen". In ihrem Aufbau lehnten sich die Wohnhäuser an ein Modell, die Grundform eines Mansardhauses an, das der Fürst von seiner holländischen Reise mitgebracht und eingeführt haben soll, und waren in der Farbe des holländischen Backsteinbaus einheitlich rot gestrichen, was Karlsruhe damals den Namen einer „roten Stadt" eintrug. Vorerst zwar bildeten die mit ein- und zweistöckigen Wohnbauten zwischen dem Schloßplatz und der Mühlburger Allee (Kaiserstraße) ausgebauten Straßen noch keine zusammenhängende Baublöcke, sondern waren zuweilen von Höfen, Obst- und

Digitized by Google

5. Mühlburgertor (erbaut von Weinbrenner 1821) phot. W. Kratt, Karlsruhe

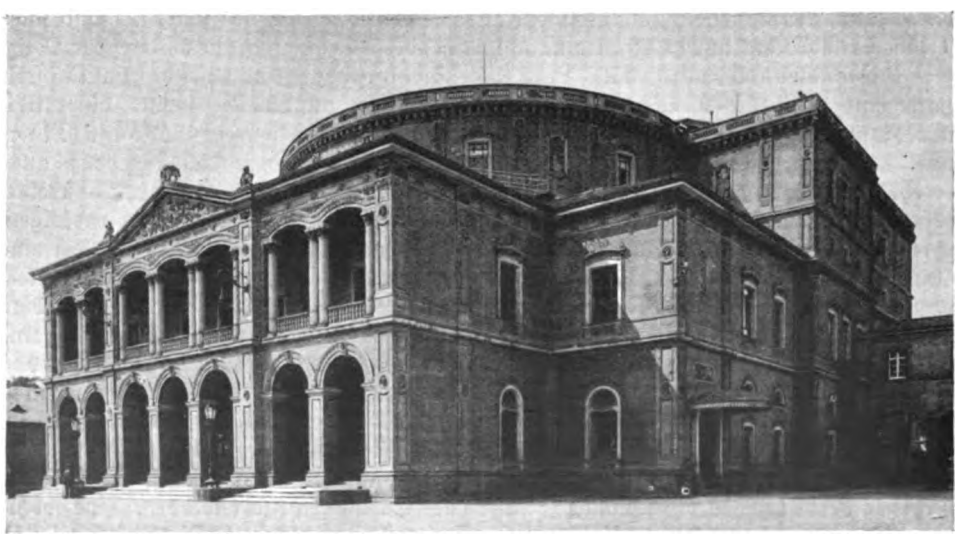
Gemüsegärten unterbrochen, die den idyllischen Charakter des Stadtbildes erhöhten. Auf dem Schloßplatz entfaltete eine üppige Gartenkunst, umrahmt von den Schloßbauten und den Arkadenhäusern der Stadt, ihre Schönheiten, hier waren mit Geschmack allerlei Lust- und Orangeriehäuser erbaut und ergötzliche Wasserkünste mit reichem Figurenschmuck angelegt.

Der Baustil der Gründungszeit der Stadt war einfach und flächig, von einem heitern, anmutigen Grundzug, leicht beschwingt, zierlich in der Gliederung und von einer weichen Körperlichkeit. Die Mansarddächer ergaben weiche Umrisse, die Aufbauten der Türme waren schlank und rank geschweift. Trotz der schlichten und sachlichen Formgebung lag in allem eine ansprechende Wärme und ein malerischer Reiz.

Die anfangs lebhafte, kurz nach der Stadtgründung einsetzende Bautätigkeit hatte bald nachgelassen, nachdem die Wohnbedürfnisse für eine bestimmte, einer kleinen Hofhaltung entsprechende Anzahl Menschen befriedigt waren. Erst als Markgraf Karl Friedrich, der Enkel des Stadtgründers, Karlsruhe zur Residenz ausersehen hatte und demzufolge für seine Hauptstadt ein würdigeres Aussehen anstrebte, läßt sich eine bemerkenswerte Fortführung des Ausbaus der Stadt weiter verfolgen. Die von dem Fürsten im Jahre 1752 erlassenen Baugesetze bezweckten vor allem eine Umwandlung der hölzernen Bauweise in der Stadt in eine steinerne nach einem von dem Architekten von Keßlau aufgestellten Modell. Um der Bürgerschaft dies modellmäßige Bauen zu erleichtern, wurden sogenannte Baugnaden erlassen, eine Einrichtung, wie sie damals ähnlich von Friedrich dem Großen beim Ausbau von Potsdam eingeführt worden war. Die ersten nach dem neuen Modell erstellten Häuser erstanden in der Nähe des Schloßplatzes, in der Waldhornstraße und im östlichen Zirkel. Die Bautätigkeit wuchs namentlich nach dem Anfall der Baden-Badenschen Markgrafschaft zusehends, neue Wohnviertel mußten eröffnet und die Grenzen der Stadt über die Lange Straße nach Süden erweitert werden. Eine wohlgeordnete, großzügige Bauweise, die vor allem auf Gediegenheit, Einheitlichkeit und Gleichmaß abzielte, war eingeleitet worden. Außer der Stadt bekam damals auch

Digitized by Google

6. Portal der Kunsthalle (ausgeführt vom Bildhauer Reich) phot. W. Kratt, Karlsruhe



7. Landestheater (erbaut von Hübsch 1851/53) phot. W. Kratt, Karlsruhe

Digitized by Google

8. Alter Bahnhof (erbaut von Eisenlohr 1842)

9. Sammlungsgebäude (vollendet von Berckmüller 1871)

Digitized by Google

10. Viererbibad (erbaut von Durm 1873)

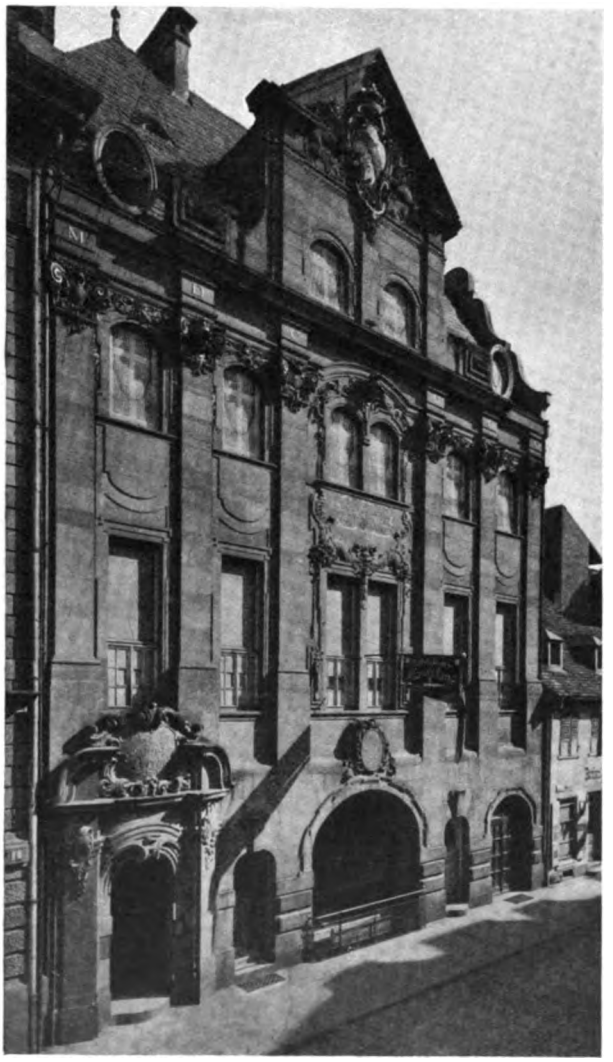
11. Festhalle (erbaut von Durm 1877)

Digitized by Google

12. Kriegerdenkmal für die Gefallenen 1870/71 (ausgeführt von Volz)

13. Schmieberſches Palais (erbaut von Durm 1882)

Digitized by Google



phot. W. Kratt, Karlsruhe

14. Kunstvereinsgebäude (erbaut von Ratzel 1900)

das Schloß eine neue architektonische Fassung, es wurde in den Jahren 1752 bis 1785 solider ausgeführt und vor allem im Innern umgebaut und neu hergerichtet.

Die bedeutendsten Vertreter des Karlsruher Barockstils sind Leutnant Friedrich von Keßlau und Wilhelm Jeremias Müller, der im Jahr 1771 die Leitung der öffentlichen Bauangelegenheiten des Landes übernahm und nicht nur am Schloßbau, sondern auch mit einer Reihe größerer öffentlicher Bauten, wie mit der Anlage des Durlacher Tors und des Jagdzeughauses (1779) dem alten Spital (1787) und der Kleinen Kirche, hervorgetreten ist. Seine zurückhaltende, etwas klassisch überhauchte Architektur, die durch Pilaster, Rustika und flaches Rahmenwerk eine reichere Ausbildung erfuhr, kennzeichnet eine feine Kultur des Putzes und der Flächenbehandlung, weiches Relief und ansprechende Fülle.

Gegen Ende des 18. Jahrhunderts ging die Bautätigkeit in Karlsruhe stark zurück. Die französische Revolution und die ungünstige, um die Wende des Jahrhunderts bestehende politische Lage verhinderten die Ausführung aller städtebaulichen und architektonischen Projekte, wie die des Marktplatzes, zu dessen Anlage eine Reihe Architekten Pläne gefertigt hatten. Der Ausbau dieses bedeutenden Platzes, wie überhaupt der aller neu eröffneten Straßen, die allüberall offene Bauplätze aufwiesen und unfertig dalagen, hätte noch Jahrzehnte beansprucht — da traten Ereignisse ein, die die Entwicklung ungewöhnlich vorwärts trieben und mit einem Schlag alle vorliegenden Entwürfe der Vollendung entgegenführten — Karlsruhes bedeutendster Bauabschnitt, sein Ausbau durch Friedrich Weinbrenner begann.

Karlsruhe, das nach 1800 durch die Gunst Napoleons und im Sturm der Weltereignisse zur Hauptstadt eines bedeutend vergrößerten Mittelstaates geworden war,

Digitized by Google

15. Eingang zur Baischstraße (erbaut von Billing 1903) phot. W. Kratt, Karlsruhe

bedurfte den neuen Bedürfnissen entsprechend einer Erweiterung seines Stadtgebiets, brauchte neue Verwaltungsgebäude, Kirchen, Paläste und Wohnbauten. All diese Aufgaben wurden Weinbrenner in die Hände gelegt, der im Jahre 1801 Müllers Nachfolger geworden war.

Weinbrenner führte den Ausbau Karlsruhes streng klassisch mit einem durch die Antike geläuterten Formwillen im Sinn der halbausgeführten Fächeranlage durch, frei und neuartig in der Gestaltung des Räumlichen und doch der Tradition treu. Sein Ziel dabei war, die Stadt architektonisch und städtebaulich als künstlerische Einheit durchzubilden. Er stellte für die Wohnbauten bestimmte Modelle auf, nach welchen gebaut werden mußte. Im lebendigen Rhythmus der Gliederung, gleich und streng gegurtet, gesimset und gestrichen, reihte sich so Haus an Haus zu einheitlich gestalteten Baublöcken, schlossen sich Straßen und Plätze zu einem einheitlichen Stadtbild zusammen. Alles ward gleichsam einem großen räumlichen Gestaltungswillen, einer strengen Architektonik, die mit den einfachsten Mitteln auskam, unterworfen.

Die bedeutendste Schöpfung Weinbrenners, ein überragendes Dokument des klassizistischen Stadtbaues in Deutschland, ist die Anlage der Karl-Friedrich-Straße, der via triumphalis Karlsruhes. Im Jahre 1800 begann man mit der Ausgestaltung des Rondellplatzes, 1804 mit der Erbauung der Häuser am Marktplatz, 1816 wurde die Evangelische Stadtkirche, 1825 das Rathaus fertig. Weiterhin entstanden um die gleiche Zeit die von Weinbrenner entworfenen Bauten des Hoftheaters (1808)

Digitized by Google

16. Ostendorfs Wohnhaus

und der Stephanskirche (1814), ferner das Markgräfliche Palais (1814), das Erbprinzenschlößchen, das Palais des Markgrafen Friedrich und die Münze (1826).

Der großzügige und klassische Geist der Weinbrennerschen Architektur war noch lange lebendig, denn mit dem bisherigen, straff durchgeführten Stadtbau war eine Grundlage geschaffen, die auch weiterhin in den nächsten Jahrzehnten bestimmend blieb. Der Wohnbau behielt zunächst seine klassische Haltung bei. Nach und nach aber wurde das Relief der verputzten Hausfassaden, die horizontal mit Gurten und breiten durchlaufenden Mäander-, Akanthus- oder Palmettenfries gegliedert wurden. flacher und zierlicher. Eine renaissancistische Färbung kommt auf, eine Vorliebe für das flache Dach und ein lebendigeres Aufteilen der Fläche in kunstgewerblich dekorativem Sinne. Und zuletzt bricht sich ein neues Stilprinzip Bahn, das unter Verwendung mittelalterlicher Bauformen, Wahrheit des Materials und Sichtbarmachung der Konstruktion fordert. Diese, die Klassik zersetzende, romantische Architektur veränderte farbig und stilistisch das einheitliche Stadtbild Karlsruhes, brachte eine neue Note in seine Architektur.

Der Stil der romantischen Baukunst, die in Karlsruhe mehr im Monumentalbau als im Privatbau zur Geltung kam, wird bestimmt durch die aus Weinbrenners Bauschule hervorgegangenen Architekten Heinrich Hübsch, Friedrich Eisenlohr und Joseph Berckmüller. Hübsch, der die altchristliche Baukunst und die italienische Renaissance seinem Gestalten zugrunde legte, baute 1828—1833 das Finanzministerium, 1833—1835 die Technische Hochschule, 1836—1845 die Kunsthalle, 1851—1853 das Landestheater und anschließend hieran die großartige Anlage der Orangerie. Der Gotiker Friedrich Eisenlohr ist bekannt durch den im Jahre 1842 erbauten Bahnhof.

Im Gegensatz zu dieser, nach romantischen Ideen gestaltenden Bauweise nähert sich die Architektur Berckmüllers, dessen großzügig angelegter Friedrichsplatz zum Besten gehört, was nach Weinbrenner geschaffen wurde, einerseits der klassischen Form und der starken Raumkunst seines Meisters, andrerseits bildet sie bereits einen Übergang zur folgenden Periode des Renaissancismus, der Architektur und Kunstgewerbe von nun an bis zum Jahre 1900 beherrscht.

Der Hauptvertreter dieser Neurenaissance ist Joseph Durm, der Schöpfer einer Reihe bedeutender Stadt- und Staatsgebäude. Seine ersten in Karlsruhe entstandenen Bauten, wie das 1873 ausgeführte Vierordtsbad, die Synagoge, die 1874 bis 1876 erstellten Friedhofsbauten und die 1877 erbaute Festhalle, zeichnen sich durch

Digitized by Google

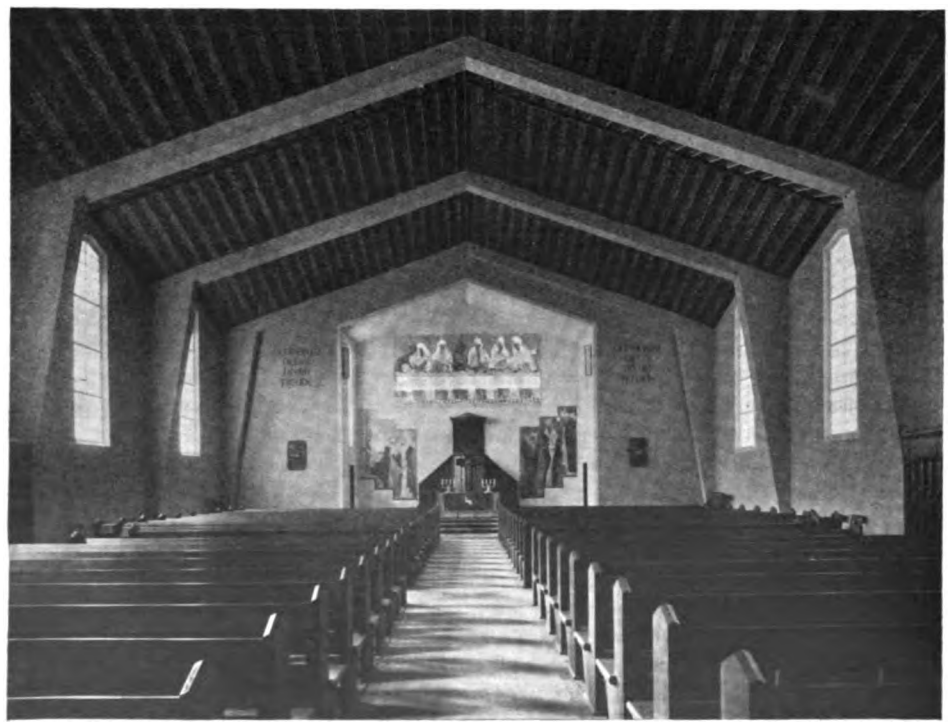
17. Der neue Bahnhof (erbaut von Stürzenacker 1913) phot. Kunstverlag Geschw. Moos, Karlsruhe

schönes Ebenmaß und eine maßvolle Tektonik aus, seinen in späteren Jahren entstandenen Schöpfungen dagegen, dem Palais Schmieder (1882), dem erbgroßherzoglichen Palais (1891—1897) sowie dem 1899 am Marktplatz erbauten Bezirksamt fehlt infolge der äußerlichen Häufung des Fassadenschmucks eine geschlossene harmonische Wirkung. Auf gleichem Boden wie Durm steht Stadtbaurat Strieder, der mit mehreren Schulhausbauten, der Anlage des Schlachthofes und des Städtischen Krankenhauses in besonderer Weise hervorgetreten ist.

Das von einer lebendigen Überlieferung lostgelöste, historisch-wissenschaftlich sich auswirkende Bauen in einem konventionellen Renaissancestil, wurde vor allem für den Wohnhausbau nachteilig. Obschon neben mittelmäßigen Leistungen auch manch Gutes entstand, so wurde im Laufe der Zeit der Stil des Karlsruher Bürgerhauses, trotzdem man mit allen möglichen Formenphrasen der deutschen Renaissance und der Gotik zu variieren suchte, vor allem bei den damals durch Bauspekulation massenhaft emporwachsenden Miethausfassaden, immer äußerlicher und ausdrucksloser. Das Straßenbild wurde durch ein unruhiges, übertriebenes Aufgliedern der Bauten und Aufputzen mit Ornamenten und Motivchen aufgelöst. Das Gefühl für Raum war verlorengegangen. Und wenn auch unter dem lebendigen Einflusse des Gotikers Karl Schäfer und des hochbegabten Friedrich Ratzel eine Gesundung im Bauwesen im Sinne alter heimischer Tradition sich vorzubereiten schien, so hatten doch das willkürliche Durcheinandermischen historischer Bauformen und der Formenschwall des Jugendstiles auf das architektonische Bild der Stadt eine verhängnisvolle Auswirkung. Gewiß kam vereinzelt, unter dem Einfluß begabter Baukünstler wie Billing und Moser, namentlich auf dem Gebiet des Wohnbaus manch Reizvolles und Eigen-

Digitized by Google

18. Tulla-Schule (erbaut von Beichel 1914/15)



19. Inneres der Matthäuskirche (erbaut von Alker 1927; Wandgemälde von Babberger)

Digitized by Google

artiges zustande. Aber es entstanden in jener Zeit Wohnviertel, deren sinnlosen, mit einer ungezügelten Willkür sich auslebenden Fassadenarchitektur gegenüber die Bauweise der als unschön verschrienen Südstadt geradezu vornehm und klassisch dasteht.

Die Zeit um 1900 war in Karlsruhe ungewöhnlich reich an interessanten und bedeutenden Bauaufgaben. Neben dem Ausbau ausgedehnter, neu erschlossener Wohnviertel im Westen Karlsruhes entstand eine Reihe Geschäfts- und Bankhäuser in monumentaler Fassung im Kern der Stadt. Ferner baute Moser in den Jahren 1897 — 1900 die Christuskirche am Mühlburger Tor und 1905—1907 die Lutherkirche an der Durlacher Allee, Meckel die Bernhardus-kirche am Durlacher Tor und Schroth die Bonifatiuskirche in der Weststadt. Weiterhin entstanden damals die von Beichel ausgeführte Goethe-, Lessing- und Tullaschule, die von Beck entworfene Gewerbeschule am Spitalplatz sowie das von Stürzenacker im Jahr 1913 erbaute neue Bahnhofsgebäude und endlich die zu Beginn des Weltkrieges vollendete Ausstellungshalle mit dem Konzerthaus.

20. Grenadierdenkmal
Entwurf von Gruber und Gutmann; Bildhauer Dietrich

Während sich der Formalismus im Jugendstil austobte, setzte zugleich eine Bewegung ein, die in dem Anknüpfen an die alte Tradition die Pflege heimatlicher Bauweise sich zum Ziele setzte. Wenn man dabei auch zunächst von einer mehr malerischen Bauweise ausging, wie sie in heimatlich-ländlichen Städtebildern zum Ausdruck kam, so erkannte man doch bald, daß dies Malerische dem Charakter des klassischen Karlsruhe widersprach, und daß im Hinblick auf eine architektonische Einheit im Stadtbau man von der grundlegenden Architektur eines Weinbrenner wieder ausgehen müsse. Die ersten Baukünstler, die diesen Anschluß an den gegebenen Grundstil der Stadt wieder herzustellen suchten, waren Seyrauer und Ostendorf. Während Seyrauer in der großartigen Anlage des Haydnplatzes bewußt alte Bauformen aufnahm und modernem Geschmacksempfinden anpaßte, gab Ostendorf mit seinen Architekturtheorien und vorbildlichen Wohnhausbauten in der seit 1911 erschlossenen Garten-

Digitized by Google

stadt Rüppurr eine neue Grundlage. Der Anschluß an die heimische Architektur war damit gefunden, und eine freie, moderne Klassizität hatte sich Bahn gebrochen, wie sie bei den ersten nach dem Krieg entstandenen Stadtanlagen und Bauten, wie im besonderen bei Sackurs Ingenieurbau und Großmanns Rheinischer Creditbank ihren Ausdruck fand. Und wenn für die heutige puristische Architektur der reine Zweckgedanke für das Bauen maßgebend geworden ist, so hat sie seitdem die Grundlage der Tradition nicht wieder verlassen und ist von diesem Wege, dem Prinzip eines zweckmäßigen, einfachen und einheitlichen Gestaltens, wie es einst zu Weinbrenners Zeiten angestrebt ward, nie wieder abgewichen.

Lavaterana

Lavaters Tagebücher. Sonntag, den 19. Juli 1774:

„Etwan nach 5 Uhr langten wir in Carlsruh an; eine sehr regular gebaute Stadt, mit einfachen breiten Straßen. Die gemeinen Häuser sind weder hoch noch schön. Wir stiegen beim Erbprinzen oder dem Posthause ab. Ich frug bald Herrn Hofr. Schlosser nach. „Er werde wohl nicht im Lande sein". „Die Frau Hofrätin doch?" „O jo!" Ich ging gleich hin, begierig Göthens Schwester zu sehn...."

Den 20. Juli. Nachmittags 3 Uhr ging ich mit Böckmann aufs Schloß. Wir warteten in dem Antischamber und besahen die Schlachtengemählde. Der Erbprinz Carl kam heraus, rot und bordiert, mit einem blauen Bande, ein prächtig schöner vollkommener Mann stolzen Blickes. Tiefes Aug unter hoher gewölbter perpendicularer Stirne... Der Markgraf: rot scharlach und bordiert. Der erste Anblick war markgräflich, etwas trocken, doch sogleich herablassend. Er fragte mich von der Porträtmahlerei, von des Markgrafen unvollkommenen, ihm nachteiligten Portraiten durch geglaubte Verschönerungen... Die Frau Markgräfin: prächtig und majestätisch, wie ich die russische Kaiserin mir vorstellte. Eine wohl gewachsene, männliche, etwa 50jährige Dame, ihr hohes Haupthaar mit Brillanten besetzt, ein rotes Ordensband, ein Stern mit Brillanten, ein tiefes festes Aug unter einer hohen perpendicularen Stirn, eine treffende Sprache, gesetzgebterisch, königlich. Doch war sie höflich mit mir, hollte uns eins ihrer Pastellgemählde, ein nacktes Weibsbild, hinter ihr Cupido, den Pfeil schießend, ein herrliches Stück, ein wahres Meisterstück."

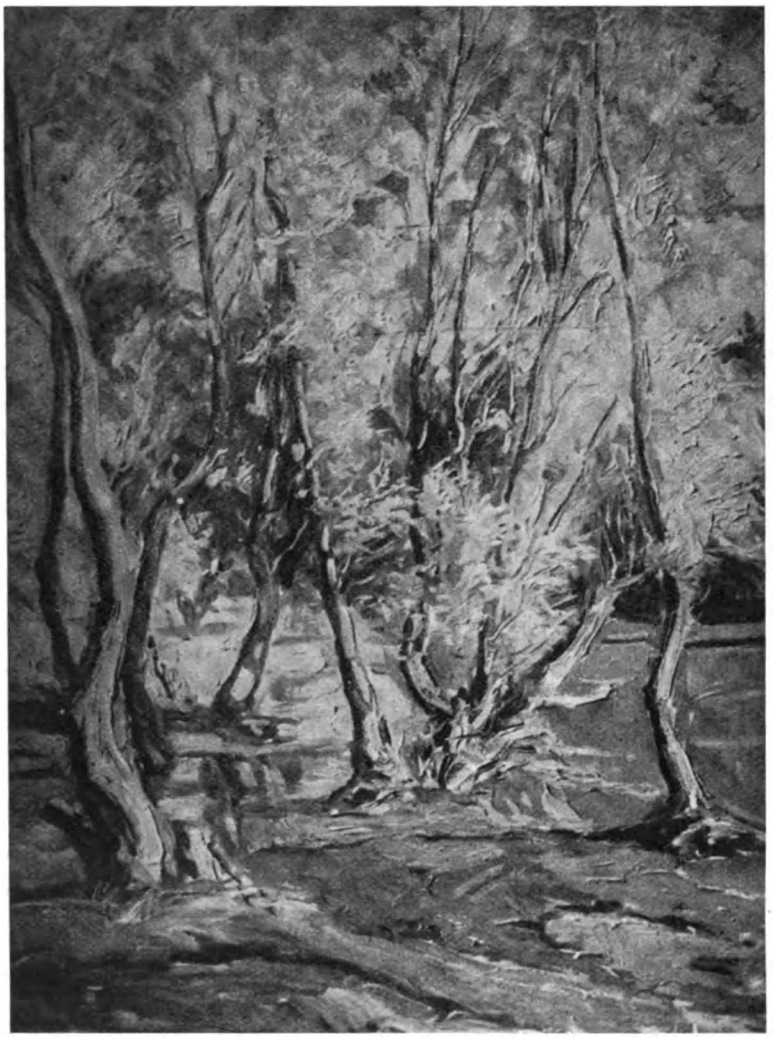
Freitag, 5. August. „Bett, erbärmliche Nacht. Konnte bis 3 Uhr kein Aug zutun, schwitzte, und biß mich am ganzen Leib so schrecklich, daß ich glaubte, ich müsse mich ganz wund kratzen. Alle Geduld wollte mir ausgehen." ..... Den 6. Aug. „6 Uhr auf, balbiert. Cremor tartari genommen zur Abkühlung. Wanzen gefunden, Herr Böckmann kam, lud mich zu sich ins Haus ein. Von Klopstoks Ruf nach C. als Hofrath, nahm ihn an." Sonntag, 7. Aug. „Ach, abermal eine Plagenacht vom Ungeziefer in Böckmanns Haus, doch nun überstanden, und izt mit etwas heißem Kopf auf. Höre Vögel-Gesang, sehe das Markgräfliche Schloß und den Garten vor mir, schneide nun die Feder und versuche meine Predigt anzufangen... Es schlägt 5 Uhr... an der Predigt fort bis um 6 Uhr .... ging durch den Schloßgarten, ums Schloß herum vorn nach dem Fasanengarten, durch die heißen sonnenreichen Cirkel von Carlsruh, kam endlich in den kühlen schattigten Gang. Ich sitz am Boden, an einem ebenen einsamen Weg unterm Schatten wehender Buchen, und habe vile mit beißenden Insecten zu kämpfen: habe wol schon ein halb Dutzend Schwillen, will aber doch hier noch eine Weile ruhen und fortarbeiten...." Nach Tisch: „Ich aß wenig und ging bei Zeiten von Tisch, um noch die Predigt zu vollenden. Balbieren. Wanzen aus dem Kleid weggetan!" Nachts: „Herzlicher Abschied von allen. Nur's Bett in Boden, aus Furcht vor Wanzen. Noch etwas Tagebuch und nach 11 Uhr entschlafen, und wol geschlafen. Adieu."

Digitized by Google

Karlsruher Landschaft
(Federzeichnung)

Albert Haueisen

Digitized by Google



Weiden am Altrhein
(Ölbild)

Wilhelm Hempfing

Digitized by Google

1. Ettlinger Tor

Weinbrenner und Tulla

Von Arthur Valdenaire, Karlsruhe

Die Baukultur des badischen Landes in ihrer gesamten Auswirkung im vorigen Jahrhundert geht aus von zwei Männern, Weinbrenner und Tulla — Weinbrenner, dem größten badischen Baumeister zu Beginn des 19. Jahrhunderts, Tulla, dem bedeutendsten Ingenieur seiner Zeit, bekannt durch das gigantische Werk der von ihm eingeleiteten Rheinkorrektion. Die Entwicklung des badischen Bauwesens ist ohne die Erscheinung eines Weinbrenner, die des Ingenieurwesens ohne Tulla nicht denkbar, beiden gebührt das Verdienst, dem Lande, Stadt und Dorf das Gepräge einer hohen Kultur gegeben und die ungeordnete Landschaft zu einem gepflegten Garten umgewandelt zu haben.

Die Begabung der beiden, die in Karlsruhe geboren zusammen das dortige Gymnasium besuchten, war in ihrer Jugend schon erkannt worden. Da es in Baden damals keine höheren Bauschulen gab, gingen sie zur weiteren Ausbildung ins Ausland, wobei ihr Studium vom badischen Staate unterstützt wurde, Weinbrenner nach dem Süden, wo an den Stätten der antiken Kunst sich seine Architektur zum Klassizismus läuterte, Tulla nach Norddeutschland, wo er sich auf allen Gebieten der Technik, im Salinen-, Bergwerk- und Flußbau, tiefgehende Kenntnisse erwarb. Im Spätjahr des Jahres 1797 wurden Weinbrenner und Tulla in den badischen Staatsdienst eingestellt.

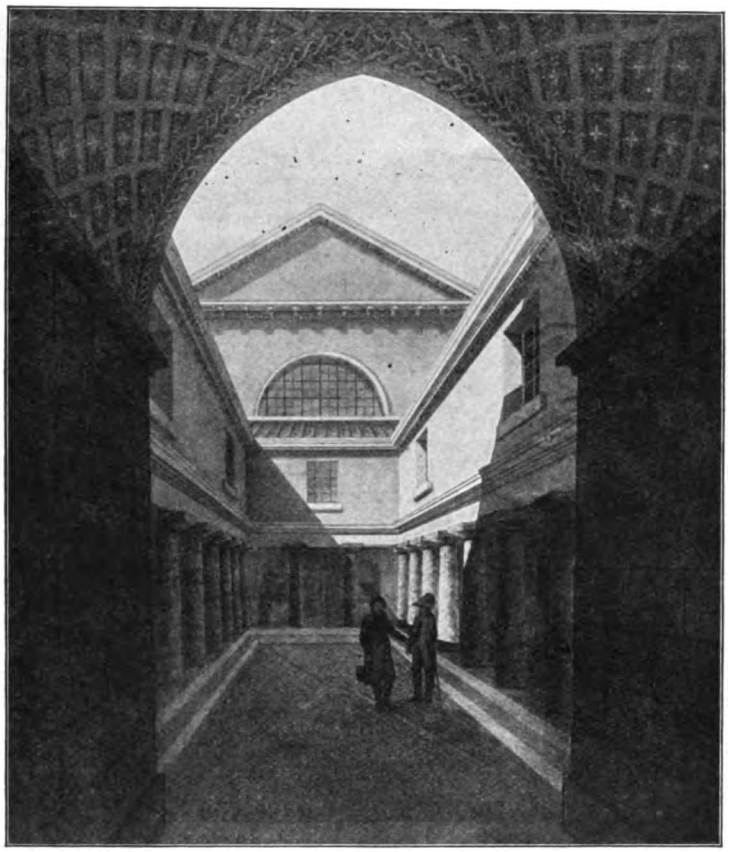
Man hatte sich in den beiden nun zu kenntnisreichen Baumeistern herangereiften jungen Männern nicht getäuscht. Mit einer ungewöhnlichen Energie erfaßten sie

Digitized by Google

2. **Friedrich Weinbrenner**, gezeichnet von Albert Haueisen

die Aufgaben ihrer Zeit. Diese Aufgaben, die anfangs, solange die Markgrafschaft nur die baden-durlachischen und baden-badenschen Lande umfaßte, auf einen verhältnismäßig kleinen Wirkungskreis beschränkt waren, hatten nach der bedeutenden Vergrößerung Badens nach 1800 ein ungewöhnliches Ausmaß angenommen. Sie verbreiteten sich über ein Gebiet, das nicht mehr zwischen der Acher und der Pfinz, son-

Digitized by Google

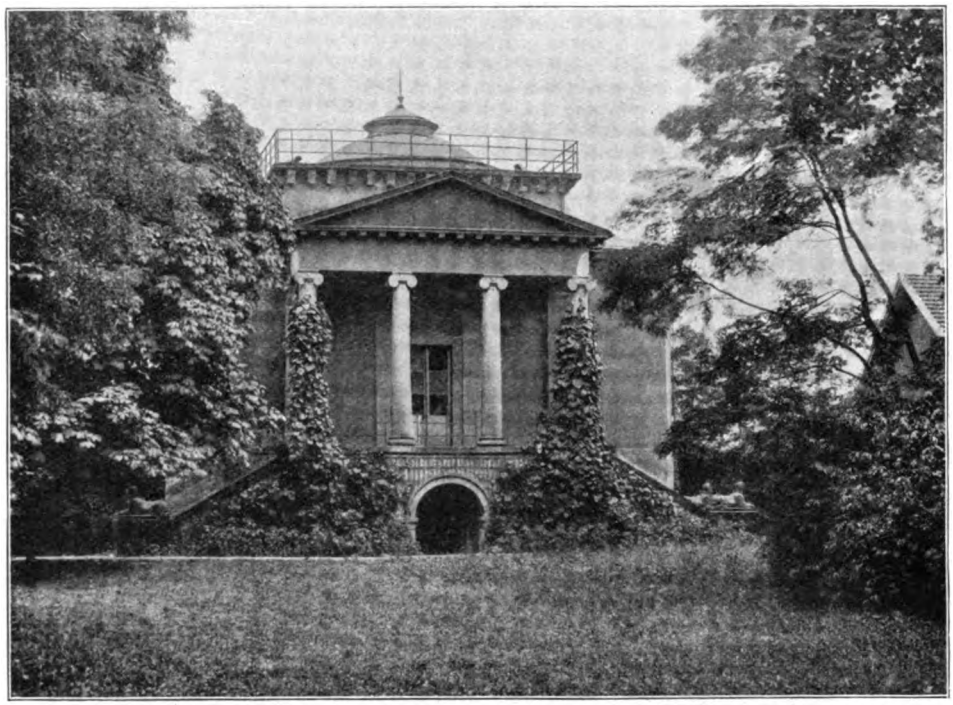


3. Hof der Synagoge

dern vom Bodensee bis zum Main sich ausdehnte. Die neue Lage schuf neue Bedürfnisse, Kulturaufgaben von ungeahnter Tragweite erstanden, erforderten ein Disponieren und eine Planung auf weite Sicht.

Als Weinbrenner seine Tätigkeit begann, waren ihm nicht allein der Ausbau der ganzen Stadt Karlsruhe und die Aufführung der Monumentalbauten übertragen, sondern auch die Leitung der öffentlichen Bauangelegenheiten des ganzen Landes ihm in die Hände gegeben. Dies erforderte eine durchgreifende Neugestaltung des Bauwesens, vor allem aber die Heranbildung eines im neuen Geiste erzogenen und mit einer modernen Baugesinnung erfüllten Architekten- und Handwerkerstandes. „Bei meiner Rückkehr nach Karlsruhe", schrieb einmal der Künstler, „sah ich mich ganz isoliert, von Künstlern und geschickten Bauhandwerksleuten entfernt, und mußte mir daher bei der Ausführung meiner Gebäude erst nach und nach die nötigen Gehilfen bilden und herbeizuschaffen suchen. Die Ausübung meiner Kunst ist daher der Anpflanzung eines noch nicht urbaren Feldes zu vergleichen, dessen Bearbeitung zwar mehr Mühe und Arbeit als ein anderes kostet, welches aber auch für die Kultur um so empfänglicher ist." Die verbrauchte Syntheſe des Barocks, wie sie sich in der bisherigen Bauweise ausgewirkt hatte, erschien ihm nicht mehr lebensfähig. Die

Digitized by Google



4. Lusthaus im Garten des Markgräflichen Palais

Zeit, die von neuen Gedanken und neuen Zielen kündete, forderte einen zeitgemäßen Ausdruck. „Edle Einfalt und stille Größe" der Antike wurden Vorbilder für das künstlerische Gestalten, das antike Schönheitsideal wurde zum Ausdruck der von jener Zeit geliebten Eigenschaften. Diese von einem modernen Stilwillen bedingten Anschauungen durch Schrift und Wort sowie durch sein künstlerisches Wirken lebendig zu machen, war Weinbrenners höchstes Streben. Er berief gleichgesinnte Maler und Bildhauer in die Residenz, die bei der Ausführung der von ihm erstellten Bauten im neuen Geiste mitarbeiteten, und deren Wirksamkeit den neu gewandelten Geschmack unter die Bürgerschaft trug. Durch Herausgabe von Architekturbüchern verbreitete er seine baukünstlerischen Ideen, auf dem Gebiet des Stadt- und Wohnbaues war er, der zweite Gründer der Stadt Karlsruhe, geradezu bahnbrechend, ein kühner Neuerer, wo er städtebauliche Probleme löste. Sein Vorbild war ähnlich erzieherisch wie Schinkels Tätigkeit im Norden.

In ähnlicher Weise wirkte sich das Schaffen Tullas aus. Als ein Ingenieur von einem klaren, durchdringenden Verstand und von ungewöhnlicher Tatkraft, hat er, unterstützt von dem fortschrittlichen Wirken eines klugen Fürsten, im Verlauf von drei Jahrzehnten das badische Ingenieurwesen auf eine bemerkenswerte Höhe gebracht und für die Entwicklung des Fluß- und Straßenbaues eine gefestigte Grundlage geschaffen. Sein scharfer Blick für das Wesentliche, die Gründlichkeit und unbeugsame Willenskraft in der Durchführung einer baulichen Aufgabe, seine überragenden Kenntnisse auf allen technischen Gebieten hatten ihn zu außergewöhnlichen Ingenieurtaten befähigt, die in dem gigantischen Werk der Begradigung des Rheins

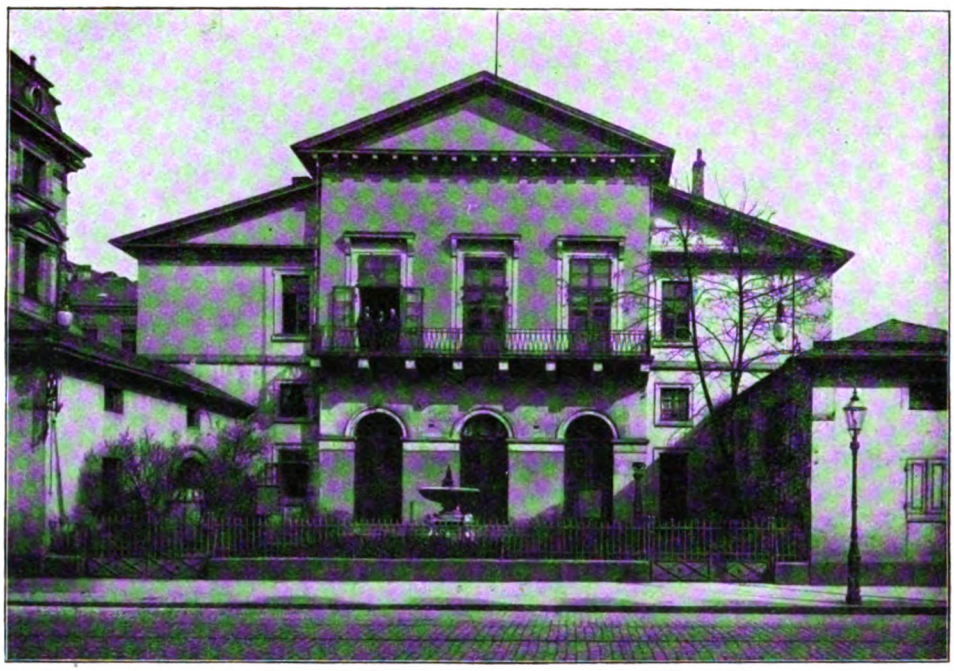
Digitized by Google

5. Erbprinzenschlößchen phot. W. Kratt, Karlsruhe

ihre Krönung fanden. Hier war in zähem Ringen und kühner Entschlossenheit eine Tat zustande gekommen, deren segensreiche Wirkung sich über das ganze Land ausdehnte, und durch die der Rhein zu dem bestgeleiteten Fluß Europas ausgebaut worden war. Mit der Einführung von wohldurchdachten Straßen- und Flußbauordnungen und dem Ausbau der Flüsse und Straßen aber verbreitete sich über Baden eine Kultur, durch die Verkehr, Schiffahrt und der Wert des Bodens sich außerordentlich erhöhten.

Eine solche Fülle von Kulturaufgaben, wie sie damals entstanden und zu lösen waren, erforderte eine bedeutend zu erweiternde und straff organisierte Bauverwaltung. Unzählig sind Weinbrenners und Tullas Vorschläge und Versuche zur Bildung einer durchgegliederten Bauverwaltung. Weinbrenner, in dem sich die Fähigkeiten einer Künstlernatur, eines Kulturprofessors und Organisators in gleichem Maße vereinten, schwebte eine nach einheitlichen Grundsätzen über das ganze Land verzweigte Bauverwaltung mit einem in Karlsruhe gebildeten „Kulturzentrum" vor. „Um bei der bevorstehenden Bauorganisation", äußerte er sich einmal in einer Eingabe vom 24. März 1808, „zugunsten des Staates und zur Kultur der Baukunst nach einem gemeinschaftlichen Ziele zu wirken, wäre es zu wünschen, daß das hiesige Bauamt als das Zentrum für Kultur und Zweck seiner gehörigen Sphäre nach angesehen werde, daß sich von hier aus die Hauptstrahlen verbreiten." Und auch das Ingenieurwesen, das trotz verschiedenen im Laufe der Jahre unternommenen Umbildungen an dem Mangel einer Zentralisation litt, bedurfte einer strafferen Durchbildung. „Soll in Baden", erklärte Tulla in einem im Jahre 1810 gehaltenen Vor-

Digitized by Google



6. Haus des Generals v. Beck phot. W. Kratt, Karlsruhe

trag, „der Wasser- und Straßenbau nach Regeln der Kunst geführt und dadurch Zweckmäßigkeit und Kostenersparnis bewirkt werden, so ist die Organisation eines eigentlichen Ingenieur-Corps nothwendig. Für ein solches Corps ist aber eine Direktion erforderlich, welche das Ganze leitet. Ohne eine solche Direktion aber wird, wie seither, jeder Ingenieur in dem ihm vorgezeichneten Wirkungskreis die Arbeiten nach seinen Ansichten behandeln, mithin kein System in den ganzen Geschäftsgang kommen." Zwölf Jahre später erst verwirklichte sich Tullas vorgeschlagene Zentralisation des Ingenieurwesens, nachdem auch die Bemühungen Weinbrenners sich nach und nach erfolgreich durchgesetzt hatten.

Ein weiteres Erfordernis für eine einheitliche Baukultur im Lande waren die Gründung und der Ausbau von Bauschulen, nicht allein von höheren Bauinstituten, sondern auch von gut geleiteten Handwerkerschulen. Es entsprang einem persönlichen Antrieb Weinbrenners, daß er unmittelbar beim Beginn seiner Tätigkeit in Karlsruhe eine eigene Bauschule gründete, in die er junge begabte Architekten einstellte und im neuen Zeitgeist heranzog. Diese erste badische höhere Bauschule ward grundlegend und für eine einheitliche Baukultur im Lande richtungweisend. Ihre besonderen Vorzüge aber lagen nicht nur in ihrem logisch aufgebauten Lehrgang und der straffen künstlerischen Erziehung, sondern auch in der überragenden Persönlichkeit des Lehrers selbst, der von unten an als Handwerker begonnen und sich im Laufe der Zeit die vielseitigste künstlerische Bildung zu eigen gemacht hatte. Aus dieser Anstalt gingen keine einseitigen Könner hervor, sondern Menschen von tiefem Wollen und hoher Bildung, ernste Künstler, die den Grundstock einer neuen Generation bildend, im Geiste ihres Meisters weiterarbeiteten.

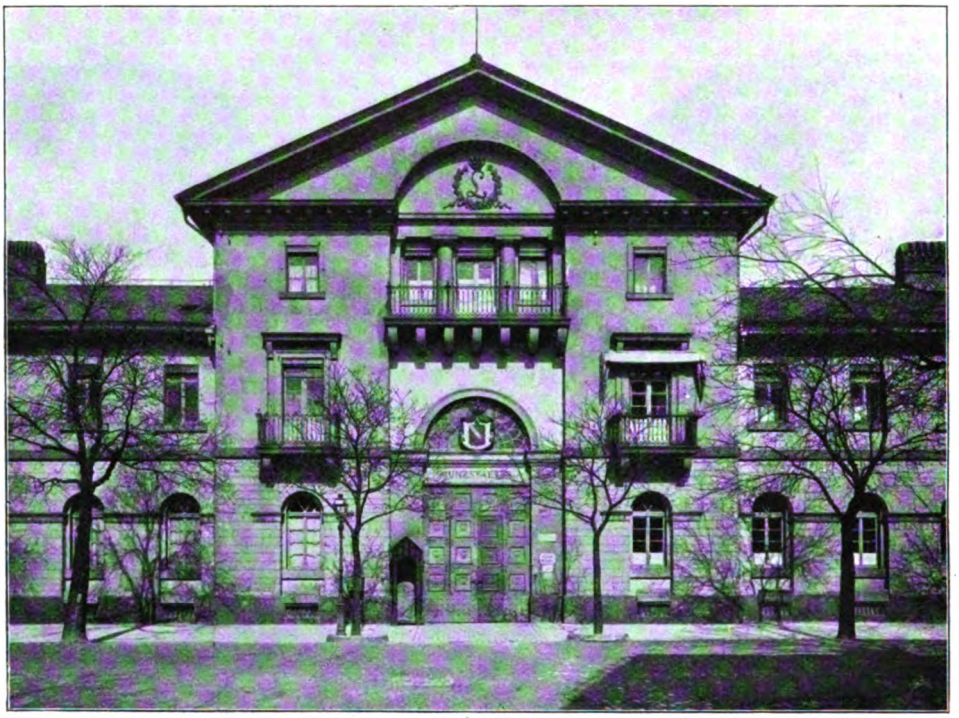
Digitized by Google

7. Entwurf Weinbrenners zum Ausbau der Kaiserstraße

8. Das Innere der evangelischen Stadtkirche phot. W. Kratt, Karlsruhe

Die Abbildungen 1, 3, 4, 6 und 9 sind dem Werk „Friedrich Weinbrenner“ von Arthur Valdenaire entnommen und vom Verlag E. F. Müller in dankenswerter Weise überlassen worden, ebenso Abbildung 2 vom Verlag G. Braun aus „Friedrich Weinbrenner“, Briefe und Aufsätze, herausgegeben von Arthur Valdenaire.

Digitized by Google



9. Die Münze phot. W. Kratt, Karlsruhe

Die Ingenieurschule Tullas erfuhr, bis ein bestimmtes Lehrsystem für sie gefunden war, verschiedene Umwandlungen. Bei der Reorganisation der Universität in Heidelberg hatte Karl Friedrich den dortigen Lehrstuhl für Mathematik Tulla angetragen. Tulla hielt jedoch im Interesse der Zentralisation die Errichtung einer besonderen von ihm geleiteten Ingenieurschule in Karlsruhe ratsamer, da „hier der Zusammenfluß aller vorkommenden Arbeiten" des Landes sei, wo „die Geschäfte von den Eleven nach ihren individuellen Kräften ausgefertigt werden könnten". Mit dieser bewußten Absonderung des Ingenieurstudiums von der Universität hatte die Gründung einer nach dem französischen Vorbild der École politechnique organisierten Ingenieurschule greifbare Gestalt angenommen. Ihre Gründung vollzog sich am 19. Juni 1807. Da jedoch nicht nur die Studierenden der Ingenieurschule, sondern auch Weinbrenners Bauschüler in den mathematischen Elementarfächern zu unterrichten waren, tauchte 1808 der Gedanke auf, Tullas und Weinbrenners Schulen in einem Institut zu vereinigen. Nachdem die Schüler in den elementaren Fächern ausgebildet sind, heißt es in einem von den beiden Männern zu diesem Vorschlag verfaßten Gutachten vom 2. März 1809, „wollen wir die weitere Bildung der Eleven beyder Fächer sehr gerne übernehmen, daß ich der Oberbaudirector Weinbrenner nicht allein die Eleven der Architectur, sondern auch die des Ingenieur-Fachs in der Baukunst, ich der Major Tulla aber, nicht allein die Eleven des Ingenieur-Fachs, sondern auch die der Architectur in den besondern und gemeinschaftlichen Wissenschaften unterrichte". Diese Vereinigung der beiden Schulen ließ jedoch noch viele

Digitized by Google

10. Murgbrücke bei Laufenburg (erbaut von Tulla)

Jahre lang auf sich warten und vollzog sich erst durch die am 7. Oktober 1825 erfolgte Gründung der polytechnischen Schule in Karlsruhe, der Zentralanstalt für das ganze Land.

Obwohl Weinbrenner und Tulla in Angelegenheiten der Bauverwaltung, der Schule und vor allem bei gemeinsamer Bearbeitung bedeutender städtebaulicher Probleme sich begegneten, so waren sie doch nicht durch eine engere Freundschaft miteinander verbunden, obschon sie, man könnte sagen, Nachbarn waren — Weinbrenners Haus am Ettlinger Tor lag nur zwei Häuserlängen von der am Rondellplatz gelegenen Wohnung Tullas entfernt. Dem gegenseitigen Verhältnis des Ingenieurs zum Architekten war, wie es oft der Fall ist, durch eine gewisse Zurückhaltung Grenzen gesetzt. Ja Tulla soll, wie gesagt wird, Weinbrenner nicht besonders hold gewesen sein, ihn für einen eingebildeten Menschen gehalten haben, der alles besser wissen wolle und anspruchsvoll auftrete. Auch sonst fühlte sich Tulla Weinbrenner gegenüber zurückgesetzt. „Als ich ohnlängst mit dem Oberbaudirektor Weinbrenner gemeinschaftliche Geschäfte in Baden hatte," meldete er am 19. Juli 1811 in einem Dienstbericht, „rechnete ich wie derselbe 7 fl. Diät an, welche mir aber nicht passiert, sondern auf 6 fl. reduziert wurden. Meinem Fach nach sollte der Fall eher umgekehrt seyn und ich eine höhere Diät als der Oberbaudirektor Weinbrenner zu beziehen haben, und meinem Standpunkt wenigstens eben so viel."

Die von Weinbrenner und Tulla gemeinsam bearbeiteten Projekte betrafen vor allem städtebauliche Aufgaben, wie beispielsweise den Plan einer Kanalanlage von Karlsruhe nach dem Rhein und den Ausbau der Karlsstraße als großangelegte

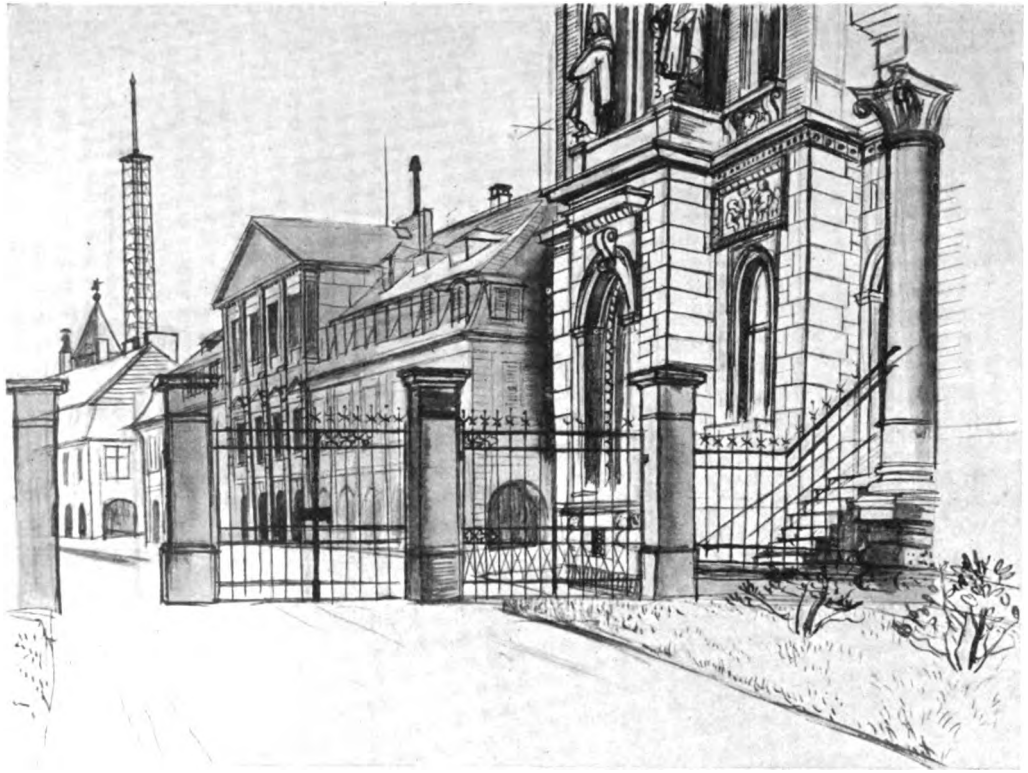
Digitized by Google

11. Murgbrücke bei Laufenburg, Straßenseite (erbaut von Tulla)

Kaufhausstraße, ferner die Anlage einer Wasserleitung von Durlach nach Karlsruhe und die Verteilung der Badequellen in Baden-Baden. Wenn auch der Bebauungsplan und der Ausbau Karlsruhes fast in allem in Weinbrenners Händen lagen, so hat sich auch Tulla, vor allem wo es sich um Kanalisierungen handelte, mit städtebaulichen Fragen auseinandergesetzt und seine Ideen in einem bedeutsamen Entwurf über die Fortführung der Stadtanlage nach Süden über die Kriegsstraße hinaus einmal niedergelegt. Ausgehend von dem starken Eindruck, den er auf seinen Reisen von der Anlage holländischer Städte mitgenommen hatte, wollte er in das gleich gebaute Stadtbild Karlsruhes als belebendes Element Wasserläufe und mit Bäumen bepflanzte Grachten einfügen. So zeigt seine die Fächeranlage fortsetzende und mit einem halbkreisförmigen Grüngürtel umgebene Stadterweiterung außer der vollendeten Abstufung von Verkehrs-, Geschäfts- und Wohnstraßen, von Miethaus- und Villenvierteln eine großartige Anlage von offenen, durch die Alb und Murg gespeisten Kanälen, in einer Vollendung des städtebaulichen Organismus, wie sie großzügiger nie wieder erdacht worden war. Es ist bedauerlich, daß dieser bewundernswerte Plan bei der Stadterweiterung in den folgenden Jahren mißachtet und unverwendet beiseitgelegt worden ist.

Das von Weinbrenner und Tulla gewollte „Kulturzentrum" indessen hat im Laufe der Zeit eine andere Gestalt angenommen, als es zuerst erdacht war. Als Weinbrenner starb, da war wohl durch die Gründung der Hochschule in Karlsruhe und die Bildung einer organisierten Bauverwaltung ein gewisser Mittelpunkt geschaffen, aber sein Traum, die Künste mit dem Blut der Antike, mit ihrer Größe und klassischer Schönheit zu durchdringen, sollte sich nicht erfüllen. Tullas Ideen indessen wirkten befruchtend auf die Kultur des Landes, das Ingenieurwesen entfaltete sich in einer ungeahnten Weise. Weinbrenner, der Architekt, stand am Ende einer alten, abgeschlossenen Baukultur, Tulla, der Ingenieur, am Ausgangspunkt einer neuen Epoche, des Zeitalters der Technik.

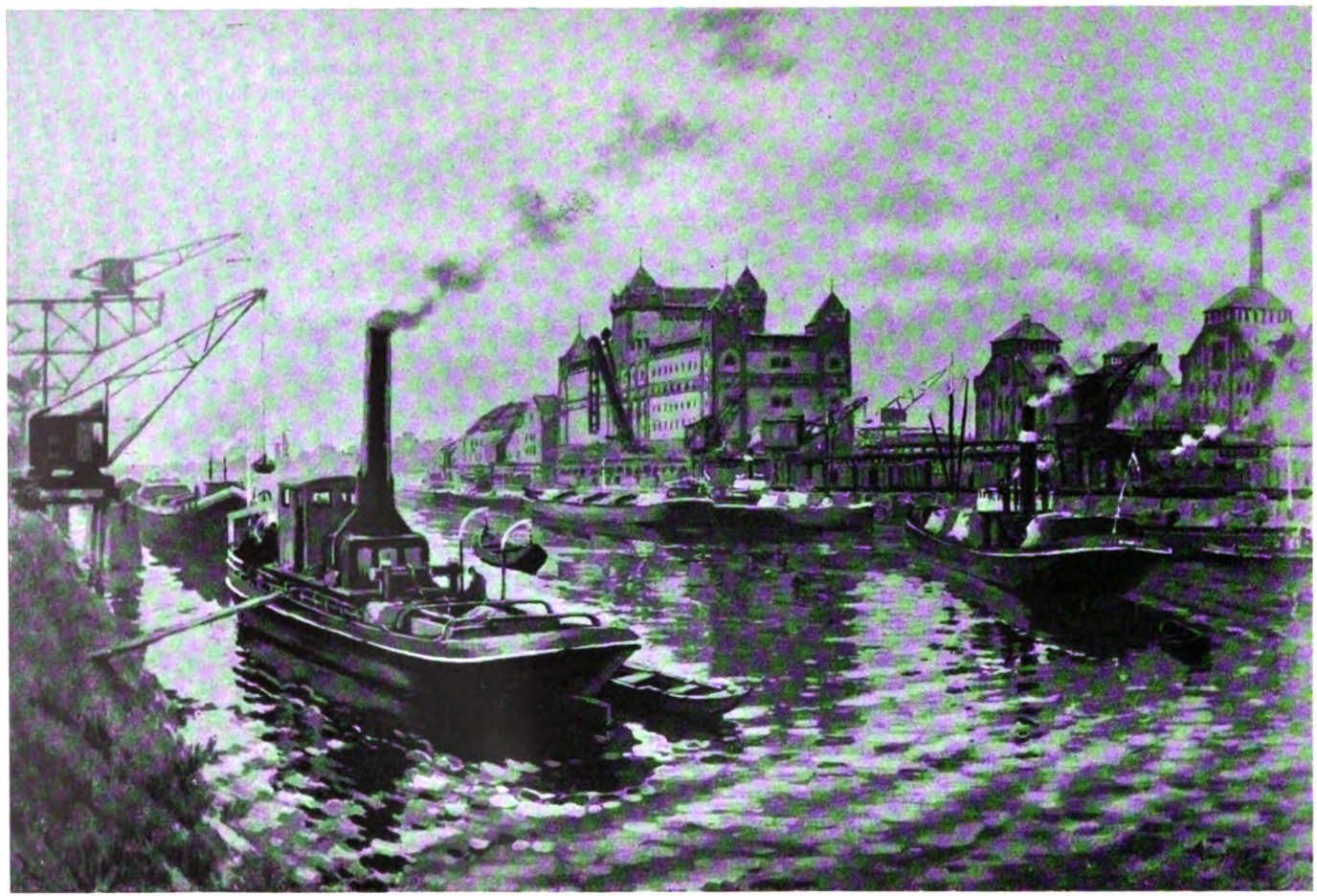
Digitized by Google



Eingang zum Hans Thoma-Museum
(Rohrfederzeichnung)

Karl Hubbuch

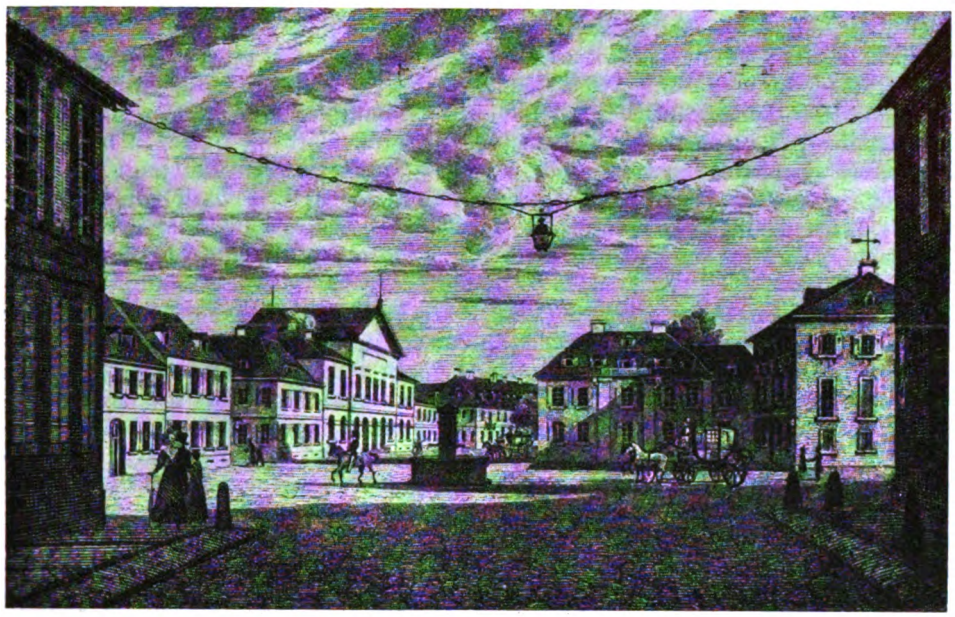
Digitized by Google



Karlsruher Rheinhafen
(Ölbild)

Hermann Kupferschmid

Digitized by Google



Die frühere Linkenheimer Straße (jetzige Hans Thomastraße)

Karlsruher Straßennamen

Von Franz Heidelberger, Karlsruhe

Als der Gründer der Landeshauptstadt im Jahre 1715 zur feierlichen Grundsteinlegung des Schlosses sich an der Stätte, wo Karlsruhe erstehen sollte, eingefunden hatte, wurde, um das Vorhaben der Stadtgründung „desto mehrers zu solennisieren", der „Ritterorden der Treue" gestiftet. Aufgenommen wurden in diese Gemeinschaft solche Persönlichkeiten, von deren „Treue und wahrhafter Ergebenheit" Markgraf Karl Wilhelm sich besonders versichert hatte, nämlich Markgraf Christoph, Geheimer Rat, Hofmarschall und Ordenskanzler Leopold Melchior von Rotberg, Kammerjunker und Hauptmann des baden-durlachischen Kreisregiments zu Fuß Christoph Wilhelm Drais von Sauerbronn, Oberstallmeister Philipp Jakob Löw von Löwenkranz, Kammerjunker Friedrich Mainhard Planta von Wildenberg, Oberstleutnant von der Garde und Kammerjunker Ludwig Friedrich Drais von Sauerbronn, Kammerjunker und Intendant des Batiments Heinrich Franz Adolf Buchelle von Löwencron, Hofrat und Kammerjunker Johann von Güntzer. Ferner wurde der Hausorden der Treue dem damals noch nicht zwölfjährigen Erbprinzen Friedrich, der bei der Ordensstiftung nicht anwesend war, verliehen.

Auf Antrag des Herrn von Güntzer wurden beim Ordensfeste 1718 die Straßen der neu gegründeten Stadt nach dem Ordensherrn und den ersten Ordensrittern benannt. In Betracht kamen die neuen Gassen der Fächerstadt, die strahlenförmig vom Schlosse ausgehen, von der heutigen Waldstraße bis zur Waldhornstraße. Die jetzige Karl Friedrich-Straße erhielt nach dem Ordensherrn den Namen

Digitized by Google

Karl-Gasse, die übrigen Straßen, aufgezählt in der Richtung von Westen nach Osten, bekamen folgende Bezeichnungen: die Rotbergische-, Löwenkranzische-, alte Draisen-, Güntzerische-Gasse und östlich der Karl-Gasse die Erbprinzische-, die Löwencronische-, die Plantische- und die junge Draisen-Gasse. Auffallenderweise ist hierbei der erste Ordensritter, Markgraf Christoph, nicht berücksichtigt worden. Indessen wurde die Benennung der Straßen bald geändert, wie sich aus späteren Stadtplänen ergibt. Die Reihenfolge war, von der heutigen Waldstraße an bis zur Waldhornstraße aufgezählt, hiernach folgende: Plantische-, Drais'sche-, Graf Leiningen'sche-, Markgraf Christoph-, Markgraf Karl-, Prinz Friedrich-, Rotberg'sche-, Günther'sche- und Löwenkranz'sche-Gasse.

Diese Straßennamen erfuhren zwischen den Jahren 1737 und 1759 wieder eine Änderung. Eine demokratischere Namengebung löste die bis dahin geltende aristokratische ab. Weist der Stadtplan aus dem zuerst genannten Jahre noch die alten Namen auf, so zeigt ein solcher aus dem zuletzt angegebenen Jahre die gänzlich abgeänderten Namen „nach den in denselben stehenden vornehmsten Wirtshäusern". Nunmehr gab es eine Ritter-, Lamm-, Bären-, Kreuz-, Adler-, Kronen- und Waldhornstraße. Bei zwei Straßen wurde von der Benennung nach Gasthäusern Umgang genommen: die Herrenstraße erinnert noch heute an die Herren vom Hausorden der Treue, und die Waldstraße, die nur auf der östlichen Seite bebaut war und auf der Westseite an den Wald grenzte, erhielt hiernach ihren Namen. Die Bärengasse bekam später die Bezeichnung Schloßstraße. Als solche ist sie, zunächst südlich des Marktplatzes, auf einem Stadtplan vom Jahre 1817 benannt. Im Jahre 1844 wurde ihr sodann der Name nach dem ersten Großherzog von Baden, Karl Friedrich, beigelegt.

Da sich die Landeshauptstadt gegen Ende des 18. Jahrhunderts und in der Zeit Weinbrenners im Anschluß an die alte Stadtanlage im wesentlichen nur in der Verlängerung der ursprünglich vorhandenen Straßen südwärts ausdehnte, wurde auch der Bestand an Straßennamen erst infolge des weiteren Ausbaus der Stadt im 19. Jahrhundert einigermaßen vermehrt. Die Auswahl der Straßenbezeichnungen weist keine Besonderheiten auf. Indessen erhielten, vor allem im letzten Drittel des vergangenen Jahrhunderts, in allen Stadtteilen verschiedene Straßen an Stelle der früheren neue Benennungen.

In der Mittelstadt hieß die heutige Sofienstraße ehedem Neuthorstraße. Am Namenstag der Großherzogin Sofie erfolgte im Jahre 1864 die feierliche Einweihung der neubenannten Straße. Das Karlsruher Schlachthaus befand sich früher in der vormals Schlachthausstraße geheißenen Leopoldstraße, die ihren jetzigen Namen zu Ehren des gleichnamigen Großherzogs im Jahre 1874 übernahm. Die Rüppurrerthorstraße bekam 1871 die Bezeichnung Schwanenstraße nach einem dort befindlichen Gasthaus „Zur Schwane".

Der frühere Vordere Zirkel heißt seit 1874 Schloßplatz, der heutige Zirkel führte ehedem die Benennung Innerer Zirkel. Die Verbindungsstraße zwischen Kaiser- und Amalienstraße, westlich der alten Infanteriekaserne, an deren Stelle jetzt das Hauptpostgebäude steht, wurde vormals Kasernenstraße genannt. Diese erhielt in dankbarem Gedenken an die namhaften, der Stadt gemachten Schenkungen des Grafen Douglas bei Verkauf des von ihm erblich übernommenen Langenstein'schen Gartens — zwischen Stephanien-, Hirsch-, Kaiser- und Karlstraße — die Bezeichnung Douglasstraße.

Im Jahre 1872 richteten die Bewohner der Grünwinkler Allee an den Gemeinderat das Ersuchen, dieser Straße die Benennung Bismarckstraße zu geben.

Digitized by Google

Zwar tauchte in den Zeitungen damals der Vorschlag auf, die Straße in Erinnerung an die friedliche Tätigkeit, die während des Krieges 1870/71 in den dort befindlichen Lazaretten geherrscht hatte, Friedenstraße zu nennen. Der Landesherr entschied zugunsten der Benennung nach dem ersten Reichskanzler, während die heutige Friedenstraße ihren Namen auf Wunsch des Erbauers von Friedeburg bekam.

1879 gab man der bis dahin als Langestraße geführten Hauptstraße der Landeshauptstadt anläßlich der Feier der goldenen Hochzeit Kaiser Wilhelms I. und der Kaiserin Augusta die Bezeichnung Kaiserstraße. Die Bürgerstraße wurde ehemals Kleine Herrenstraße genannt, die zwischen Kreuz- und Lammstraße hinziehende Lyzeumsstraße wurde auf den Namen unseres alemannischen Dichters und Schriftstellers Hebelstraße getauft, als das Gymnasium vom Marktplatz weg in die Bismarckstraße verlegt worden war. Zwischen dem ehemaligen Markgräflichen Palais am Rondellplatz und der Kronenstraße zog sich die Hospital- oder Spitalstraße hin, deren Name in Markgrafenstraße geändert wurde. Der durch sie, die Adler- und Steinstraße gebildete frühere Holzmarkt bekam zu Ehren des durch reiche Stiftungen für das Städt. Krankenhaus, das sich vormals dort befand, sehr verdienten Kammerrats Christoph Friedrich Lidell die Benennung Lidellplatz. Die zwischen Kronen- und Waldhornstraße laufende frühere Querstraße wurde mit der Fasanenstraße unter einem Namen vereinigt und die Durlacherthorstraße als Durlacherstraße bezeichnet. Von der Kapelle des aufgegebenen alten Friedhofs erhielt die Landgrabenstraße ihren Namen Kapellenstraße.

Im Osten hieß die Durlacher-Allee einstens Durlacher Landstraße, im Westen wurde der Name der Mühlburger Landstraße durch Kaiser-Allee ersetzt. Im Süden erfuhr der Reutelweg am ehemaligen Schützenplatz 1873 zum Andenken an den verstorbenen Kanzleirat Wielandt, der an hiesige Wohltätigkeitsanstalten namhafte Summen vermacht hatte, seine Änderung in Wielandtstraße. Die Bleichstraße bekam ein Jahr später auf Antrag ihrer Bewohner mit höchster Genehmigung den Namen Luisenstraße. In der neueren Weststadt wurde der Schwimmschulweg zur Erinnerung an Generalfeldmarschall Graf York von Wartenburg Yorkstraße getauft. Im Stadtteil Mühlburg erfolgte nach der Eingemeindung eine Namensänderung für die Straßen, die mit solchen in Karlsruhe gleichlautende Bezeichnungen führten, in Hardt- und Marktstraße.

Aus der engen Begrenztheit der ehemals kleinen ständischen Schloßstadt und Residenz führen uns die Karlsruher Straßennamen, entsprechend der Entwicklung der Landeshauptstadt, in neuerer Zeit mehr und mehr heraus, um hinzuweisen auf die lebendige Anteilnahme unseres Stadtwesens am geistigen, künstlerischen, wirtschaftlichen und politischen Leben unseres großen Vaterlandes. Mangelte es im 19. Jahrhundert an einer bestimmten Großzügigkeit der Straßennamengebung, so hat die Stadtverwaltung in neuerer Zeit sichtlich dafür Sorge getragen, eine planlose Straßenbenennung zu vermeiden und die Namen nach größeren Gesichtspunkten zu wählen. In der Oststadt wurden verschiedene Straßen auf die Namen bekannter Mitglieder des zähringisch-badischen Fürstenhauses getauft: nach den Zähringern Bertold, Rudolf, Bernhard, Ludwig-Wilhelm, Georg-Friedrich und Karl-Wilhelm. Neu vorgesehen sind u. a. am Fasanengarten die Hansjakob-, Emil Gött-, sowie die Hölderlinstraße und in der Nähe des neuen Friedhofs Straßenbezeichnungen, die das Gedächtnis unserer Landsleute Wessenberg, Eichrodt und Frommel festhalten, während auf der ehemals Rintheimer Gemarkung die Namen bedeutsamer Politiker den Straßen ihre Benennungen geben werden: Bennigsen, Lasker, Richter, Fieser, Heimburger, Wacker, Fehrenbach, Bebel und Lassalle.

Digitized by Google

In der Südstadt sind die Namen berühmter Geschichtsschreiber und Forscher in Straßenbezeichnungen festgehalten in der Ranke-, Sybel-, Häußer-, Treitschke-, Gervinus-, Scherr-, Winkelmann-, Mommsen- und Rotteckstraße. In der Südweststadt finden wir Namen von Klang aus der Geschichte der Landeshauptstadt und des Badnerlandes in der Mathy-, Redtenbacher-, Klauprecht-, Boeckh-, Bürklin-, Nokk-, Brauer-, Putlitz- und Vorholzstraße und weiter bedeutende Chemiker wie Bunsen, Liebig, Weltzien und die Baumeister Weinbrenner, Hübsch und Eisenlohr in Straßennamen verewigt. Zwischen diesen Straßengruppen wird die Stadtanlage unseren großen bildenden Künstlern ein Denkmal setzen. In Aussicht genommen sind Straßenbezeichnungen nach Peter Vischer, Adam Krafft, Veit Stoß sowie Holbein, Lukas Cranach, Dürer, Grünewald, Hans Baldung, Rubens, Rembrandt, Schwind, Feuerbach, Böcklin, Lenbach, Menzel, F. Keller, Trübner, Schönleber und Volkmann. Westlich des neuen Bahnhofes begegnen uns in Straßennamen mittelalterliche deutsche Stämme, Herrscherhäuser, in Sage und Geschichte bedeutsame Bezeichnungen: Alemannen, Franken, Karolinger, Sachsen, Salier, Hohenstaufen, Welfen, Habsburger, Hohenzollern, Teutoburg, Hohentwiel, Kyffhäuser und Wartburg.

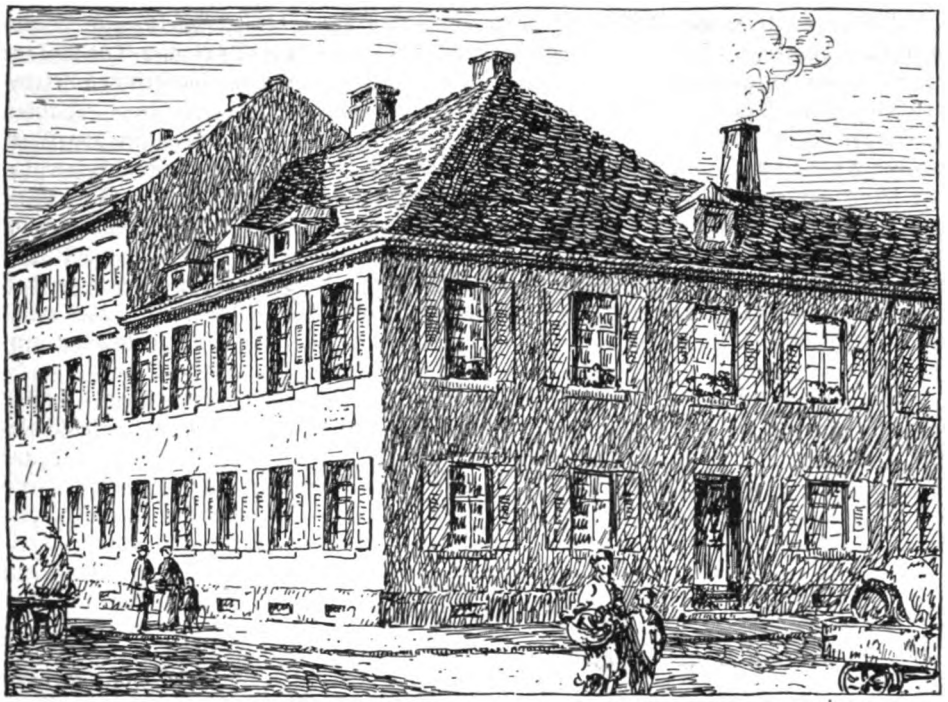
In der Weiherädersiedlung wurden die Straßennamen nach Flüssen und Bergen des Badnerlandes und im Dammerstockgelände nach deutschen Städten gewählt. Auf den Charakter der Gartenstadt weisen die dortigen Namen Asternweg, Blütenweg, Erlenstraße, Heckenweg, Holderweg, Resedenweg, Rosenweg, Tulpenstraße, die ebenso wie die dortigen Straßenbezeichnungen nach badischen Gauen ein einheitliches Gepräge zeigen. Der weitere Ausbau des Straßennetzes wird die Reichsstraße in der Richtung nach Mühlburg in die Ebertstraße überführen. Anschließend werden westlich der Yorkstraße die Görres-, Wilhelm Kolb-, Ludwig Frank-, Anton Geiß-, Rathenau- und Erzbergerstraße neben der Lameystraße an führende deutsche und badische politische Persönlichkeiten erinnern.

Die Weststadt hat südlich der Kaiserallee unseren großen Dichtern Lessing, Goethe, Schiller, Körner, Uhland, Scheffel und in neuester Zeit Gellert, Klopstock, Herder und Grillparzer ein Denkmal gesetzt. Nördlich der Kaiserallee sind die Namen hervorragender Naturforscher, Ärzte und Techniker wie Grashof, Helmholtz, Hertz, Koch und Virchow vertreten und anschließend die gefeierter Tonkünstler wie Beethoven, Mozart, Weber, Bach, Brahms und weiter Gluck, Händel, Haydn, Schubert, Schumann und Richard Wagner zur Straßenbezeichnung benutzt. Nördlich davon werden sich die Siegfried-, Brunhilden-, Kriemhilden-, Gunther-, Hagen-, Rheingold-, Parsival-, Tristan-, Isolde-, Tannhäuser-, Lohengrin-, Meistersinger- und Felix Mottl-Straße anschließen.

Im Stadtteil Mühlburg wurden die Städtenamen Berlin, München, Stuttgart, Dresden und Straßburg zu Straßenbezeichnungen gewählt.

Aus den angeführten Beispielen ergibt sich die erfreuliche Tatsache, daß die Stadtverwaltung auch bei den neuesten Straßennamen auf sinnvolle und für neue Stadtgebiete möglichst planmäßige Benennungen Wert legt, um, anknüpfend an die heimische und deutsche Geschichte und Kultur, sich nicht nur zu den Großtaten unseres Volkes und zu dem Glauben an dessen Zukunft zu bekennen, sondern um dadurch auch ein tunlichst rasches Zurechtfinden zu ermöglichen. Denn die nach großen Gesichtspunkten genommene Straßenbenennung bedeutet auch eine erhebliche Erleichterung des Verkehrs in der modernen Großstadt.

Digitized by Google



In diesem Hause wohnte Hebel bis zu seinem Tode

Das Karlsruher Gesellschaftsleben zur Zeit J. P. Hebels

Von August Friedrich Kaiſ, Karlsruhe

Hebels Wirksamkeit in Karlsruhe fällt in die folgenreichste Zeit der Stadtgeschichte: es verwandelte sich damals die kleine bescheidene Fürstenresidenz in die Landeshauptstadt eines mittelgroßen deutschen Staates, des Großherzogtums Baden. Als Hebel zum erstenmal als vierzehnjähriger Gymnasiast im Jahre 1774 den Karlsruher Boden betrat, besaß die Stadt wenig mehr als 3000 Einwohner; als er am 22. September 1826 starb, zählte sie gegen 18 000. Mit diesem Bevölkerungszuwachs veränderte sich das Leben in der Stadt und die Zusammensetzung der Gesellschaft. Der wachsenden Bedeutung entsprechend, erhielt Karlsruhe auch einen anderen äußeren Anblick: aus der idyllischen Spätbarockresidenz, deren fruchtbarste Baumeister Herr von Keßlau und Jeremias Müller waren, entstand durch Stadtplanerweiterung, durch Neu- und Umbauten die Stadt des Empire, die Weinbrennerstadt, die ihres einheitlichen Stiles wegen weithin berühmt war, so daß Goethe an Johann Heinrich Voß schreiben konnte: „Karlsruhe ist der Ort, wo allein das Rechte zu finden ist."

Digitized by Google

Bis gegen 1800 war Karlsruhe immer noch von der radialen Wald- und Waldhornstraße begrenzt. Die Lange Straße hatte 1772 durch die Durlacher-Tor-Anlage ihren schönen Ostabschluß erhalten, und bildete, wenn man vom südöstlichen Kleinkarlsruhe, dem Dörfle, absieht, im wesentlichen noch die Südgrenze des bebauten Geländes. Nur die Kronenstraße war schon über die Lange Straße hinausgeführt und der Ausbau der Hauptachse der Stadtanlage, der heutigen Karl-Friedrich-Straße, war schon geplant, aber noch nicht in Angriff genommen. Am Platze der Pyramide stand noch die lutherische Konkordienkirche und das alte, 1724 erbaute Gymnasium, wo Hebel Schüler war und von 1792 an als Lehrer wirkte, war noch an der östlichen Ecke vom Marktplatz und heutiger Kaiserstraße. Erst 1805 fand der Umzug in das Lyzeumsgebäude statt, das, die neue evangelische Stadtkirche flankierend, als wichtiges Bauglied in den großartigen Weinbrennerschen Plan der Platzgestaltung einbezogen war[1].

Bei seinem ersten vierjährigen Aufenthalt als Schüler des Gymnasiums illustre in Karlsruhe, bekam Hebel naturgemäß keinen allzutiefen Einblick in das gesellschaftliche Leben der Stadt, denn sein Verkehr beschränkte sich auf die Mitschüler und auf die Familien einiger Professoren und Beamten, bei denen er einen Freitisch hatte und wöchentlich „herumaß“[2]. Er wohnte im Hause des Subdiakonus August Gottlieb Preuschen, Herrengasse 5, einem einstöckigen Mansardenhaus. In seiner Freizeit strich er in der waldreichem Umgebung umher, kam manchmal über Knielingen hinaus bis an den Rhein und lernte die Reize der ebenen Landschaft kennen.

Als Hebel im Dezember 1791 seine Lehrerstelle am Gymnasium in Karlsruhe antrat, glaubte er nicht, daß diese Stadt sein dauernder Wohnsitz bleiben werde. Sein Wunsch war eine Pfarrei in seiner Heimat. In der frischen Erinnerung an die charaktervolle, kräftige Landschaft des Oberlandes erschien ihm die Karlsruher Umgebung matt und reizlos. Was ihm schließlich Karlsruhe zur zweiten Heimat machte, waren die Menschen, die hier lebten und wirkten. Er schloß sich zunächst als echter Alemanne an seine Landsleute an, die in Karlsruhe durch ihren natürlichen Zusammenhalt eine Art von Markgräfler Gmai bildeten. Es waren meist Beamte, Professoren und Kollegen Hebels, „Herzen, die ihn verstanden und mit ihm eins waren“. Der engste Kreis traf sich täglich beim Oberkirchenrat Sander zum Mittagessen, und ein erweiterter Kreis abends im Wirtshaus zum Bären, einem zweistöckigen Fachwerkhaus an der Ecke der Bärengasse und Langen Straße, da wo heute die Filiale der Darmstädter Bank steht. „Unser Verein umfaßte die meisten guten

[1] Hebel bezog 1808 als neuer Direktor die an der Kirchgasse erbaute Wohnung, die zum Lyzeumsgebäude gehörte. Im Erdgeschoß lagen die Schulräume, im Obergeschoß die Wohnungen der Lehrer und Professoren.

[2] Bei Kirchenrat Professor Mauritii und auch bei Hofrat Brauer, dem späteren Direktor des Ministeriums für auswärtige Angelegenheiten, durfte Hebel wöchentlich je einmal zu Mittag essen. Hebels Gymnasialdirektor war Johann Christian Sachs, der Verfasser der Badischen Geschichte. Als Schüler der oberen Klassen in die Societas latina aufgenommen, hatte Hebel den aus Jena berufenen Professor, späteren Geh. Kirchenrat Zittel zum Lateinlehrer; in den naturwissenschaftlichen Fächern den gleichfalls aus Jena kommenden bekannten Physiker Böckmann. Zu den in den siebziger und achtziger Jahren in Karlsruhe lebenden geistigen Größen zählte noch der Hofbibliothekar Molter, der Prinzenerzieher Geh. Hofrat Dominikus Ring; außerdem der Latinist und Graecist Bouginé, die Mathematiker Wucherer und Sander, alle drei am Karlsruher Gymnasium; ferner Professor Koelreutter, ein tüchtiger Botaniker, der sich durch physiologische und biologische Arbeiten damals europäischen Ruf erworben hat. Zu nennen wäre noch der Kanzelredner Walz, dessen Predigten im Druck erschienen. Vgl. „Aus dem literarischen Karlsruhe“ von Karl Obser. Karlsruher Zeitung 1901, Nr. 95.

Digitized by Google

Köpfe, welche Karlsruhe damals besaß und wurde eine Quelle eines lebhaften und heiteren Ideenaustausches", so sagt das Mitglied des Oberländer Tisches, Friedrich August Nüßlin, der spätere Direktor des Mannheimer Gymnasiums. Neben Hebel und Sander trug vor allem der weitgereiste und gelehrte Professor Gmelin, der bekannte Botaniker und Verfasser der Flora Badensis, zur Unterhaltung bei. Auch der spätere Minister Winter gehörte dazu. Der einzige Norddeutsche, der nach 1800 in der oberbadischen Gesellschaft aufgenommen wurde, war ein Sohn von J. H. Voß, der auf Goethes Anraten bei Weinbrenner Architektur studierte. Im Rheinischen Hausfreund findet sich der Niederschlag manch lustiger Geschichte, die beim Wein und Tabak zum besten gegeben wurde. Infolge des Wegzuges mehrerer Mitglieder löste sich die Gesellschaft im Bären auf. Am 27. August 1803 schreibt Hebel an Nüßlin, der damals Lehrer in Genf war: „Die Philister und Gnoten, die Friseurs und Stallknechte, die Glasträger und Scheuernkrämer sollten Sie jetzt im Bären auf den Stühlen sitzen sehen, wo einst wir Heroen saßen."

Im Drechslerschen Kaffeehaus[1] bildete sich um Hebel bald ein neuer geselliger Kreis, zu dem auch Weinbrenner zählte. „Drechsler war damals das von den gebildeten Männern von Karlsruhe besuchte Kaffeehaus" (Nüßlin 1805). J. H. Voß, der im Herbst 1804 seinen Sohn in Karlsruhe besuchte, verkehrte dort täglich und traf mit Hebel zusammen. Es bildete sich in jenen Jahren eine eigentümliche Mode der Unterhaltung heraus. Man erzählte sich nicht nur lustige Geschichten, sondern beschäftigte sich gerne mit Rätselraten. An einer bekannten Briefstelle äußerte sich Hebel: „Das Charadenwesen ist hier zur Sucht geworden. Drechslers Kaffeehaus sah eine Zeitlang aus, wie eine Börse. Wo man hinsah, zog einer ein Papierlein aus der Tasche, oder hatte eins in den Händen und studierte dran, oder tauschte eins mit dem Nachbar aus" (1804 an Zenoides). Hebel gab sich geradezu leidenschaftlich diesem Vergnügen hin. Zahllos sind die von ihm aufgezählten Rätsel in Reimen. 1825 noch veranstaltete Hebel selbst eine Sammlung, welche in seine Werke überging. Hofapotheker Schrickel, Medizinalrat Bär, Kirchenrat Gockel, Lyzeumsprofessor Peterson, Professor Doll, Direktor der Pagerie, traten als Verfasser von gereimten Charaden mit Hebel in Wettbewerb[2]. Kein Name blieb verschont, weder Weinbrenner, noch er selbst. Er stellte sich gelegentlich selbst vor: „Ich helfe Kisten laden, doch mach ich auch Charaden." Es ist bekannt, daß der aus Rom zurückkehrende, gichtkranke Ludwig Tieck, trotz seiner Romantik eine nüchterne humorlose Natur, froh war, als er Karlsruhe hinter sich hatte, weil er bei seinem Mittagstisch im Erbprinzen und auch sonst überall in der Gesellschaft auf die Charadenleidenschaft stieß.

Daß so bedeutende Männer, wie Hebel und Weinbrenner, in jener Zeit der gewaltigen geschichtlichen Ereignisse ein geradezu kindliches Vergnügen an diesen harmlosen Rätselscherzen haben konnten, hat man nicht ohne Unrecht darauf zurückgeführt, daß es in der gebildeten Gesellschaft nicht nur schmerzlich aussichtslos, sondern durchaus verpönt war, über das politische Zeitgeschehen zu sprechen. Streng waltete die Zensur. Politik war Angelegenheit der Fürsten und ihrer Diplomaten, eine Biertischpolitik gab es nicht. So beschäftigte sich der abgedrängte Geist in seinen Mußestunden mit dem witzigen Spiel, Rätsel zu ersinnen. Wie sehr übrigens

---

[1] Das Drechslersche Kaffeehaus stand Schloßplatz 8. Vgl. Funk. Pyramide 30. Mai 1920. Es war von 1790–95 im Besitz des Wirts Nägele. Auch die Lesegesellschaft hatte darin ihre Lokalitäten. Durch Kauf kam es an den Kaffeewirt Drechsler.

[2] G. Längin, Der Rätselkampf in Hebels Karlsruher Freundeskreis. Aus J. P. Hebles ungedruckten Papieren, 1882.

Digitized by Google

selbst die mündliche Kritik auf dem neutralen Gebiete der Kunst und des Theaters das Mißfallen des Hofes erregen konnte, zeigte der Vorschlag des Rats Herzberg, der mit dem Hoftheater zu tun hatte, man solle die besseren Theaterbesucher durch den Cafétier Drechsler auf das Unschickliche ihres Schimpfens über die Vorstellungen aufmerksam machen. Das Zischen im Hoftheater galt geradezu als eine Beleidigung des Hofes.

Die Freude am Charadenwesen dauerte bis gegen 1815. Allmählich rückte allerdings für Hebel die Drechslersche Kaffeehausgesellschaft in den Hintergrund, und der Verkehr im Museum trat an ihre Stelle. Seit 1808 trug die Lesegesellschaft den Namen Museum[1]. Es diente dem geistig geselligen Verkehr der gebildeten Stände in Karlsruhe. Der Mitgliederkreis war nach unten hin streng begrenzt. Nur was bei Hof und im Staat oder im öffentlichen Leben der Stadt eine Rolle spielte, war vertreten. Auch der Adel und die Offiziere. Handel und Gewerbe aber hatten keinen Zutritt, denn „Krämer und Professionisten" waren ausdrücklich ausgeschlossen. Nur der bekannte Verleger Macklot war Mitglied. Er trug aber auch den Titel Hofrat. Außer der guten Bibliothek bot das Museum glänzende Feste. Es veranstaltete Bälle und bei Schnee lustige Schlittenfahrten. Ein anschauliches Bild des gesellschaftlichen Lebens im Winter 1813/14 gibt der Brief Hebels an Zenoides: „Wenn der Überlauf der hiesigen Winterbelustigung nach dem Wiesental flösse, ich glaube, ihr würdet alle toll. Wir sinds. Letzten Sonntag Theater, Montag Redoute im Komödienhaus und Ball beim französischen Gesandten. Dienstag Komödie. Mittwoch Ball im Badischen Hof. Donnerstag Grundlegung des neuen Museums und Schmaus im alten von 110 Gedecken. Freitag Theater, Ball beim bayrischen Gesandten und im Museum." Nach der endgültigen Erhebung Karlsruhes zur Landeshauptstadt — denn eine zeitlang trat die einstige kurfürstliche Residenz Mannheim als gefährliche Rivalin auf — war der Mitgliederstand durch die vielen zugezogenen Beamten so angewachsen, daß ein eigenes Gesellschaftshaus gebaut werden mußte. So entstand der bekannte Weinbrennerbau mit seinem schönen Festsaale und den wohnlichen Nebenräumen und Lesezimmern. Er war bis zu seiner Zerstörung durch den großen Brand 1916 eine Zierde der Stadt. Bei den Einweihungsfeierlichkeiten am 9. Dezember 1814 war Hebel nicht dabei. Er plaudert darüber mit Gustave Fecht: „Es verdreußt mich die große Anstalt und Pracht. Denn es ist alles fürstlich eingerichtet und so vornehm, daß ich nicht wüßte, vergnügt zu sein. Auch scheu ich die Menge und das Gedräng, die seidenen Schuh und Strümpfe, die Tageszeit abends um 6 Uhr". Es war allerdings ein glänzendes Fest. Der Präsident des Museums, Kammerherr Freiherr von Fahnenberg, empfing die Großherzogin Stephanie, Markgrafen Ludwig und Gräfin Amalie von Hochberg. Nach der Festrede und der Cantate wurden die Räume besichtigt, dann begann der Ball, der um 10 Uhr von dem Festmahl unterbrochen wurde; erst um halb drei Uhr morgens entfernte sich die Großherzogin mit ihrem Gefolge. In der Museumsgesellschaft berührte sich auch fernerhin der Hof mit den oberen Ständen des Bürgertums. Trotz-

[1] Sie wurde 1784 von dem Hof- und Stadtvikar Christian Friedrich Rinck gegründet und hatte zuerst ihren Leseraum beim Löwenwirt Nägele, im oberen Stockwerk seines Hauses, das im „Pfannenstiel", d. h. in der östlichen Altstadt in der Nähe des Durlacher Tores lag. Später mietete sie 2 Stockwerke im Kaffeehaus Drechsler. Die große Mitgliederzahl veranlaßte 1808 den Kauf eines Hauses, an der Nordostecke des Marktplatzes, an der Stelle des alten Gymnasiums. 1813 erfolgte die Erbauung eines eigenen Hauses nach Weinbrenners Plänen. Vgl. Karl Widmer, Zur Geschichte der Karlsruher Museumsgesellschaft. Pyramide 1925 Nr. 8.

Digitized by Google

dem war das Museum unter scharfer Polizeizensur. Der stramme Polizeidirektor Haynau, der schon Anfang 1815 den Geist der Karlsbader Beschlüsse vorahnend vertrat, fand einen doppelten Beweis, daß die gut badische Museumsgesellschaft „seit dem Besitze eines eigenen Hauses nichts Geringeres beabsichtige, als eine gegen den Staat gerichtete Tendenz zu nehmen". Denn erstens hatte er in der Museumsbibliothek eine Abhandlung über den Freiherrn vom Stein entdeckt, die für die Polizei eine „Schmähschrift" war, und zweitens wagten die Damen, allerdings auf Veranlassung der Großherzogin Stephanie, bei den Festen eine Nationaltracht zu tragen, ein einfaches weißes Kleid mit gelb-roter Schärpe. National und revolutionär galten aber damals gleich. Die großherzogliche Regierung sprach dem übereifrigen Polizeidirektor ihr Mißfallen aus und erteilte ihm einen Verweis.

Unter der Ägide des Großherzogs erhielt das geistige und gesellschaftliche Leben der Stadt einen neuen Mittelpunkt durch die Eröffnung des Hoftheaters 1808. Der Bau war ebenfalls von Weinbrenner und erregte nicht nur durch seinen Stil, sondern auch durch seine technischen Neuerungen die Aufmerksamkeit in ganz Deutschland. 1847 wurde er bekanntlich ein Raub der Flammen. Man spielte natürlich schon früher in Karlsruhe Theater. Im Ostflügel des Schlosses selbst befand sich bis zum Umbau durch Keßlau ein Theatersaal. Aber ein vom Hof geleitetes und regelmäßig subventioniertes Theater kam trotz einiger Versuche nicht zustande. Man schloß meist kurzfristige Verträge mit den Direktoren von Schauspieltruppen. Sie spielten um die Mitte des 18. Jahrhunderts in einem budenartigen Komödienhaus gegenüber dem „goldenen Lamm". Die Hofgesellschaft führte dann und wann Liebhaberkomödien in der mittleren Orangerie auf, die den Vorplatz des heutigen Landestheaters einnahm. Der Schauspieldirektor Simon Koberwein erhielt 1782 die Erlaubnis, für seine Truppe den großherzoglichen Bauholzschuppen, der am Linkenheimer Tor etwa gegenüber dem heutigen Hans-Thomastift stand, zum Theater einzurichten. Dieses Gebäude wurde späterhin besser ausgebaut und war bis 1808 das Karlsruher Komödienhaus[1]. Hebel kannte es in- und auswendig, denn er war ein großer Theaterfreund. Am 30. Oktober 1808 fand die Einweihung des neuen Hoftheaters statt. Wie Hebel schreibt, eröffnete Schauspieldirektor Vogel das Haus mit dem zweiaktigen Singspiel „Das Waisenhaus" von Spindler. Aber das Karlsruher Publikum benahm sich auffallend zurückhaltend, und die Schauspielerin Frau Leonhard, für die Hebel viel übrig hatte und die in Straßburg hoch gefeiert wurde, behandelte man „sehr kaltsinnig". Einen hinreißenden Erfolg feierte dagegen Madame Händel, die in der zweiten Novemberwoche 1808 vier Gastspiele gab. Hebels Beziehungen zu ihr sind bekannt: wie er ihre Kunst bewunderte, wie in seinen Briefen das Vergnügen nachzittert, das er im persönlichen Verkehr mit ihr empfunden hat, wie sie sich für seine alemannischen Gedichte interessierte und wie sie bei ihrem zweiten Aufenthalt 1809 den im Theater anwesenden Kirchenrat in wonnige Erregung versetzte, als sie ihn beim Vortrag seiner Gedichte von der Bühne herab mit leichter Abänderung des Textes mit den Worten anredete: „Es isch kei Sie, es isch en Er". „Was sagen Sie, eine Schauspielerin und ein Kirchenrat in Gegenwart des Großherzogs ..... und vieler Fremden! Ist schon sowas einem Kirchenrat passiert? Mir noch nie." (An Hause, 29. Oktober 1809.)[2]

[1] Vgl. Dr. W. Bauer, Das Karlsruher Schauspiel im 18. Jahrhundert. Pyramide 1925 Nr. 4 und 5.

[2] Auf die Madame Händel-Schütz fällt übrigens ein besonderes Licht durch die „Erinnerungen" von Heinrich Anschütz (Wien, 1846), der sie in Nürnberg sah und ebenfalls ihr begrenztes, aber ungewöhnliches Talent bewunderte. „Die engen Verhältnisse einer

Digitized by Google

Der gebildete Mittelstand, zu dem Hebel gehörte, erhob sich über der breiteren Schicht des Karlsruher Volkes, „einem trüben Gemenge zufälliger Bestandteile" Varnhagen von Ense). Anders äußert sich Brunn in seinen Briefen über Carlsruhe (Berlin 1791): „Es sind im ganzen genommen sämtlich ein sehr braver Schlag von Menschen .... Sie sind sehr gefällig, mitteilend und zuvorkommend."

Die Karlsruher Lebensführung war im ganzen ziemlich bescheiden, denn die vielen kleinen Beamten, Diener und Angestellten spürten bei ihrer kärglichen Besoldung stark den Druck der Zeit. Fleisch gab es meist nur Sonntags, die ärmeren Kreise nährten sich von Mehlspeisen und Kartoffeln, im Sommer aber von Gemüse und Obst, das sehr billig war. Der Genuß von Kaffee galt als kostspielig, um so lieber trank der kleine Bürger ein Glas Wein. Der Klassengeist trennte zwar die Hofgesellschaft vom Bürgertum, aber nicht den gebildeten Bürger vom einfachen Mann, und so konnte noch der Hofrat neben dem Handwerksmeister am selben Tische sitzen. An sommerlichen Sonn- und Feiertagen wanderten die Karlsruher Bürgerfamilien in die Umgebung, zum nahen Augarten, zum Promenadenhaus (in der Kriegsstraße), nach Mühlburg oder Beiertheim, nach Gottesau oder nach dem Schlößchen in Durlach. Überall gab es gute, billige Wirtschaften, oft auch Tanzmusik. Die bessere Gesellschaft ging wohl auf dem vom Hofgärtner Hartweg in englischem Geschmack angelegten Spazierweg durch das Beiertheimer Wäldchen zum Stephanienbad, dem 1817 erstellten Weinbrennerbau. Übrigens stand seit 1810 schon im Sommer ein Wagen bereit, der die Badegäste vom Ettlinger Tor zum Albbad führte. Hebel mied im allgemeinen die lärmende Gesellschaft in der Natur. Er war ein rüstiger Fußgänger, mehr als einmal ist er von Karlsruhe aus auf den Dobel gewandert. 1816 stiftete Hebel ein Frühlingsfest, das jedes Jahr im Verein weniger Freunde den gleichen Verlauf nahm: um 7 Uhr früh fuhr man nach Ettlingen, dann ging man zu Fuß ein Stück ins Albtal und frühstückte unter freiem Himmel, und zwar Schinken, Monatsrettich, Butter, Käse und Wein. Nach einem Umweg in die Berge wurde das Festmahl um ein Uhr in Ettlingen eingenommen. Sonntags spazierte Hebel gerne nach Beiertheim. Die wundervoll sommerliche Morgenstimmung ist in einer schönen Briefstelle an Gustave Fecht festgehalten (20. Mai 1807) „.... fromm und gerührt kann ich auch sein, wenn ich den ganzen Sonntagmorgen in Beiertheim im Hirschen, im Grasgarten unter den Bäumen im Freien bei einem halben Schöpplein Roten und Butterbrot in der Sonntagsstille, unterbrochen von Glockengeläut und Bienensumsen, sitze und im Jean Paul lese ..."

Dann und wann gab es Ereignisse, an denen die ganze Bevölkerung jubelnd teilnahm, wenn ein gekröntes Haupt zu Gast war, wenn ihm zu Ehren die breiten gradlinigen Weinbrennerstraßen in nächtlicher Illumination erstrahlten, oder wenn ein Ballon aufstieg, was es manchmal seit des Physikers J. L. Böckmanns Versuchen (1784) zu sehen gab[1].

Häuslichkeit konnte sie selbst in viermaliger Ehe nicht ertragen lernen. Ihr ganzes Leben neigte zu dem Abenteuerlichen und Exzentrischen." Als die Weitgereiste schließlich auf der Bühne kein Glück mehr hatte, „erwählte sie die Profession einer Hebamme, wofür sie seltsamerweise eine leidenschaftliche Vorliebe zeigte". Interessant ist, daß sie mit dem Nürnberger Volksdichter Grübel denselben Kultus trieb wie mit Hebel: sie lud ihn ein, trug seine Gedichte vor, umarmte und küßte ihn. Dabei war der in Verlegenheit gesetzte Mundartdichter ein biederer Flaschnermeister und damals schon ein alter Mann.

[1] Ballonaufstiege fanden statt: 1801 von Drechsler, 1803 von Traitteur, 1812 von Bittorf. Vgl. A. Kistner, Ballonaufstiege in Alt-Karlsruhe, Pyramide 1925 Nr. 6.

Digitized by Google

Mit der eigentlichen Hofgesellschaft kam Hebel nur ausnahmsweise, und dann meist amtlich oder halbamtlich in Berührung. Sie bestand aus dem Adel, den Gesandten fremder Höfe und den zahlreichen großherzoglichen und markgräflichen Hofhaltungen. Varnhagen von Ense, von 1816—1819 preußischer Geschäftsträger am badischen Hof, schildert seine Eindrücke von der Karlsruher Gesellschaft in seinen Denkwürdigkeiten und Briefen. Die Stadt selbst aber gefiel ihm gut, vor allem die breiten Straßen und stattlichen Läden. Aber in den vornehmen Kreisen vermißte er jene Art von norddeutscher Geselligkeit nach Berliner Zuschnitt, die kurze, unangemeldete Nachmittagsbesuche mit Tee und anregendem Gespräch verlangte. Er mokierte sich über die gründliche süddeutsche Art, die nur die förmliche Einladung zu ausgiebigem Abendessen kannte, wozu man in festlicher Kleidung erscheinen mußte. Der liberal gesinnte Gesandte suchte auch gelegentlich außerhalb der Uniformen und Hofchargen mit literarischen Größen Verkehr anzuknüpfen. So mit dem geistlichen Ministerialrat Ewald, einem fruchtbaren Schriftsteller und Jugendfreund Goethes, und auch mit Hebel, der ihm gegenüber aber ziemlich zurückhaltend gewesen zu sein scheint. Varnhagen selbst äußert sich über Hebel: „Er kam nicht in den Kreis des Hofes und der hohen Hofgesellschaft, er liebte seine freien Nachmittags- und Abendstunden beim Schoppen Wein unter guten Freunden und Genossen hinzubringen, die er durch seine launigen Erzählungen anmutig ergötzte." Jung-Stilling, den berühmten Augenoperateur und frommen Mystiker, traf Varnhagen als sterbenden Mann an. In der Hofgesellschaft selbst gedieh eine Menge von Klatsch, den Varnhagen eifrig verfolgte, obwohl er sich über ihn lustig machte.

Ein neues Feld der Beobachtung lieferte ihm das entstehende Verfassungsleben. Damals rückte Karlsruhe mit einem Schlage in den Mittelpunkt des politischen Interesses von ganz Deutschland. Die ersten Tagungen des Landtags fanden im Schlosse statt, dann am Rondellplatz, später im Museum. Am 16. Oktober 1820 geschah die feierliche Grundsteinlegung zum badischen Ständehaus, wobei Hebel den Großherzog mit einer Ansprache begrüßen mußte. Varnhagen war einer der wenigen Gesandten, der den aufsehenerregenden Verhandlungen in der Zweiten Kammer sprachlich folgen konnte, denn es redete der Oberländer alemannisch, der Mannheimer pfälzisch und der Bauländer ostfränkisch. Das badische Volk erschien ihm „reif und verständig". Die bedeutenden badischen Beamten, wie Nebenius und Winter, machten einen großen Eindruck auf ihn, obwohl er sie in seinen Gesellschaftskreisen nicht antreffen konnte, da sie bürgerlich waren. Der weitsichtige Politiker Freiherr von Liebenstein wurde sein Freund. Von Hebel, der kraft seines Amtes als Prälat der evangelischen Landeskirche in der ersten Kammer einen Sitz hatte, sagte Varnhagen, daß er „nicht die nötige praktische Gewandtheit entwickele".

In diesem neuen politischen Leben, das jetzt kräftig in Karlsruhe einzudringen begann, fand sich Hebel nicht ganz zurecht. Er gehörte innerlich der älteren Zeit des aufgeklärten Despotismus an und war gewohnt, im Wunsche des Fürsten sein Gesetz zu sehen. Er war auch nicht besonders ehrgeizig, mit den hohen Herrschaften in Berührung zu kommen. „Daß ich die Bekanntschaft mit der Welt nicht suchte, weiß Straßburg, und von dort her ist's wenigstens der Königin von Württemberg nicht geschrieben worden, was sie veranlaßte, mich in Baden sprechen zu wollen ..." (an seinen Straßburger Freund Hause am 10. August 1817).

Der Kirchenrat hat den Dichter erschlagen, meinte einmal Herr von Liebenstein; die mannigfachen Amtslasten suchten im älteren Hebel das Menschliche zu erdrücken, aber das gelang nicht, denn noch zwei Jahre vor seinem Tode hören wir sein

Digitized by Google

liebenswürdiges Bekenntnis: „Es ist gar herrlich, so etwas Vagabundisches in das Leben zu mischen. Es ist wie der Fluß in dem Tal, man fühlt doch auch wieder einmal, daß man ein freier Mensch ist, wenn man wie der Spatz alle Abend auf einem andern Ast sitzen kann. Das ist es, was den Bettler groß und stolz macht, wenn er sich selbst und seinen Beruf recht versteht. Ich habe diese Glücklichen schon oft beneidet, und gebe gerne denen, die es aus Grundsatz sind. Es gibt keine andere Philosophie."

Meldete sich auch schon langsam der scharfe politische und wirtschaftliche Geist der kommenden Zeit, der die brave Untertanengesinnung und die alte Ordnung der Gesellschaft zu erschüttern drohte, so trug doch das feinere geistige Leben in Karlsruhe immer noch jenen Charakter der Menschlichkeit, der so schön aus Hebel spricht und den man immer meint, wenn man von der „guten alten Zeit" redet.

Als stiller klarer See ruht meine Seele . . .

Von Max Dennig, Oberkirch

Als stiller klarer See ruht meine Seele
Und spiegelt in sich rings die bunte Welt,
Die heitern Wolken und die liebe Sonne,
Den grünen Wald, die Blumen auf dem Feld.

Der Erde Schönheit will er wieder geben,
Doch plötzlich über ihn weht kühl der Wind
Und kräuselt wirr die Bilder durcheinander,
Was rein und klar war, macht er stumpf und blind.

Er jagt in meines Herzens stillen Frieden
Gedanken trüb wie dunkle Schatten ein,
Und unter ihrer Geißel wogt die Seele,
Der stille See, gepeitscht von wilder Pein.

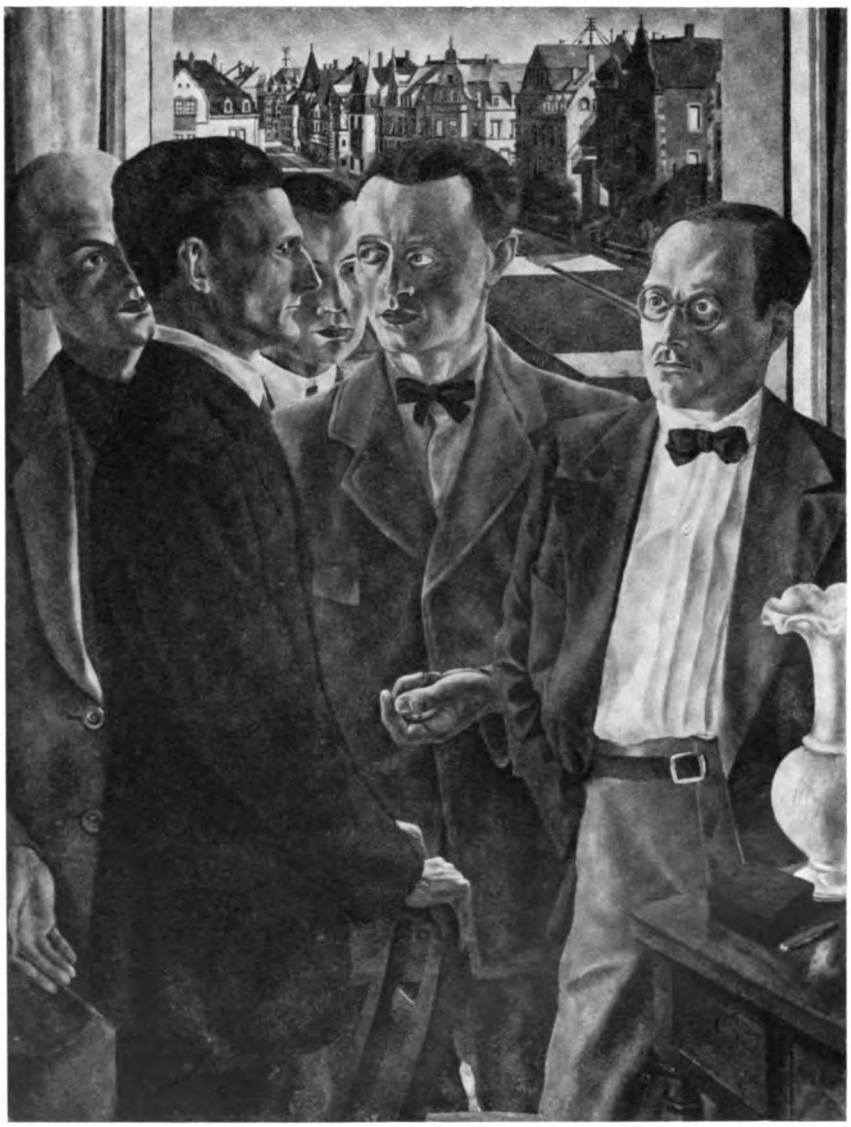
O Herr, laß' Ruhe meiner Seele werden
Und hind're, daß in Dunkelheit sie fällt,
Sie möchte sich als klarer See dir öffnen
Und immer spiegeln deine schöne Welt.

Digitized by Google

Quartett
(Original Majolika)

Otto Schneider

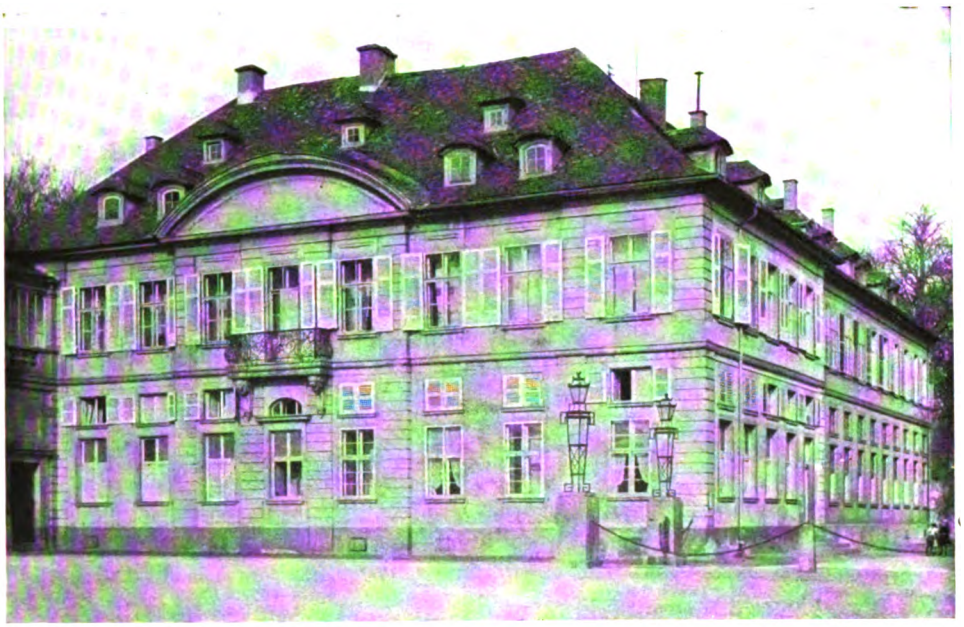
Digitized by Google



Gruppenbild 1923 — **Wilhelm Schnarrenberger**

(1. Schnarrenberger, 2. Wingler
3. Kölmel, 4. König, 5. Rößler)

Digitized by Google



1. Das Scheffelmuseum in Karlsruhe

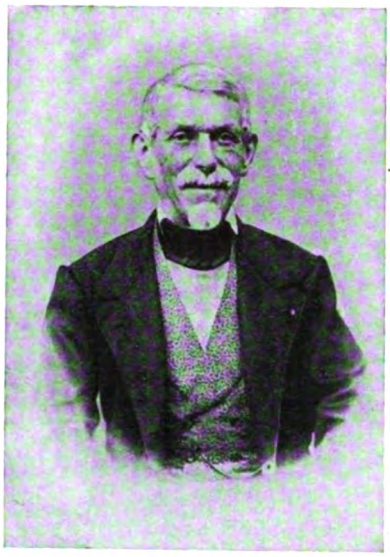
Das Scheffelmuseum in Karlsruhe[1]

Von Wilhelm Zentner, München

Bevor ich den Leser zu einem kurzen Gang durch die Räume des Karlsruher Scheffelmuseums und zur Besichtigung seiner reichen Schätze einlade, mag zunächst noch ein, wie mich dünkt, notwendiges Wort über das viel erörterte Verhältnis des Dichters zu seiner Vaterstadt vergönnt sein. Man weiß, daß Meister Josephus nicht immer sehr liebevoll, mitunter sogar in recht eindeutiger Weise von der badischen Residenz gesprochen hat. Zwar wird man die zahlreichen Äußerungen aus der Studentenzeit, die Karlsruhe als langweilig, träge, steif und verbeamtet charakterisieren, als Ausdruck einer jugendlichen Sturm- und Drangstimmung, die jedem Fortschritt auf geistigem und politischem Gebiete aus voller Brust zujubelte, nicht allzu tragisch nehmen dürfen: das übersprudelnde Temperament des Jünglings, dessen ungestümes Freiheitssehnen in der Büroluft der durch den Hof und die Beamtenschaft in ihrer Wesensart bestimmten Hauptstadt lediglich die Brutstätte jenes traurigen Schreiber-Philisteriums witterte, das er aus tiefster Seele verabscheute, ließ in plötzlichem Überwallen wohl manchen Tadel in die Feder oder auf die Lippen fließen, dessen Verallgemeinerung der reife Mann

[1] Die Abbildungen überließ uns in dankenswerter Weise das Scheffelmuseum in Karlsruhe. — Vgl. auch Badische Heimat 1918/1919, 5./6. Jahrg., S. 137/150 „Aus Viktor Scheffels Elternhaus", Alt-Karlsruher Erinnerungen an des Dichters Mutter und Gattin von Auguste Kilian-Lufft — und Jahresheft Badische Heimat „Der Untersee" 1926, 13. Jahrg., S. 144/148 „J. V. v. Scheffel und Radolfzell" von Wilhelm Zentner.

Digitized by Google



2. Scheffels Vater
(Nach einer Photographie)

2a. Scheffels Mutter
(Nach einer Photographie)

sicherlich abgelehnt hätte. Zudem, ich spreche hier aus Erfahrung, gehört es nun einmal zu jedem echten „Karlsruher", daß er sich hin und wieder über den Ort, der ihm Wiege war, tüchtig ausläßt; solches Schmälen ist vielleicht nichts anderes als ein Schuß verschlagener Liebe, die sich auf diesem etwas eigenartigen, aber psychologisch nicht unergründlichen Wege Luft macht.

Bedeutend schwerer wiegen in der Tat jene zum Teil sehr bitteren Verlautbarungen über Karlsruhe aus des Dichters späteren Lebensjahren. Mit jenem oben erwähnten Karlsruher „Raunzertum" allein kommen wir hier nicht mehr durch. Zu tief hatte Scheffel unterdessen die alte Urmütterweisheit der Bibel am eigenen Leibe spüren müssen, daß der Prophet in seinem Vaterlande nur wenig oder zum mindesten erst verhältnismäßig spät etwas gilt. Und als sich endlich jene späte Geltung auch in Karlsruhe durchgesetzt hatte, da war des Dichters so überaus reizbarem, zum Schwernehmen der Dinge geneigtem Gemüte bereits eine Wunde geschlagen, die nicht mehr vernarben wollte.

Trotzdem erweisen die lebensgeschichtlichen Tatsachen, daß es zwischen Scheffel und seiner Vaterstadt, wenigstens äußerlich, niemals zu völliger Trennung gekommen ist. Die Beziehungsfäden zwischen beiden erfahren wohl zeitweise Lockerung, abgerissen sind sie keineswegs. Selbst der „Einsiedler am See", dem es zur Gewißheit geworden war, daß er nicht mehr für Welt und Menschen tauge, kehrte nach monatelangen Sommeraufenthalten auf seinem Eiland Mettnau im Winter meist wieder in sein Elternhaus an der Stephanienstraße zurück, dessen magischer Zauber darin gründete, daß es ihm in allen Stürmen und Enttäuschungen seines Erdenwallens stets ein letztes rettendes Asyl geblieben war. Dies Haus bildete so recht eigentlich das Bindeglied zwischen dem Ekkehard-Dichter und seiner Vaterstadt. Wie keine zweite Stätte auf Erden hat es ihm den Begriff der Heimat verlebendigt. Hatte er doch in seinen Mauern, in dem großen Garten, der sich nach dem nahen Hardtwalde zu anschloß, die glücklichste Zeit seines Lebens, eine sorglos sonnige

Digitized by Google

3. Scheffels Elternhaus (Nach einem alten Stich)

Jugend, verbracht. Das „grüne Stübchen“ im Obergeschoß, der breitschattende Ahorn vor seinem Fenster — all dies waren Dinge, von dem schwebenden Glanz kostbarer Erinnerungen überbreitet, die dem Dichterherzen, je mehr das Dasein mit der Erfüllung seiner Blütenträume kargte, nur um so unersetzlicher und lebensnotwendiger erschienen. Wie alle Menschen alemannischen Geblütes brauchte Scheffel, der trotz seiner Wanderlust durchaus keine Vagantennatur war, einen festen Grund, in dem er wurzeln konnte. Und deshalb bestand zwischen ihm und seinem Karlsruher Vaterhause eine gefühlsmäßige Beziehung, wie wir sie in ähnlicher Urverbundenheit nur bei ganz wenigen Schaffenden wiederfinden. Spürt man jenem tieferen Sinne, der jedem Künstlerleben eingesenkt ist, genauer nach, dann begreift man, daß es doch keine Zufallslaune blindwürfelnden Schicksals war, wenn Scheffel in diesem Hause und nicht auf Seehalde die Augen zu ewigem Schlummer schloß: im Gegenteil, es war der notwendige Schlußakkord, in den dieses Dasein ausklingen mußte. Mag der Dichter Scheffel an den oberrheinischen Gestaden, im geliebten Hegau und am lieblichen Untersee zu Hause gewesen sein, der Mensch Scheffel hat sein Karlsruher Heimatrecht in keiner Phase seines Lebens dauernd preisgegeben.

Und so hat die badische Landeshauptstadt den Dichter mit vollem Recht als einen der Ihren beansprucht. Ihrem Zusammenwirken mit dem Staatsministerium, des Kultus und Unterrichts und der Direktion des Badischen Landesmuseums sowie der zielbewußten Geschäftsleitung des Deutschen Scheffelbundes e. V. ist es zu danken, daß zum hundertsten Geburtstage des Meisters im Jahre 1926 das „Deutsche Scheffelmuseum“ in den Räumen des ehemaligen Residenzschlosses seine Pforten öffnen konnte. Man darf wohl behaupten, daß hier dank dauernder Leihgaben aus dem Besitze der Familie von Scheffel und der Stadt Karlsruhe sowie durch den im Jahre 1927 getätigten Erwerb der umfangreichen Sammlung Breitner die Hauptsumme von Scheffels Lebensdokumenten und der weitaus größte Teil seines Dichternachlasses vereint ist. Um Sammlung und Sichtung dieses wertvollen Materials hatte sich schon vor Jahren Werner Kremser große Verdienste erworben; er ist der eigentliche Begründer des Scheffelarchivs, das zur Zeit von Dr. Reinhold Siegrist, dem jungen, in den letzten Monaten verheißungsvoll hervorgetretenen Karlsruher Dramatiker, betreut wird.

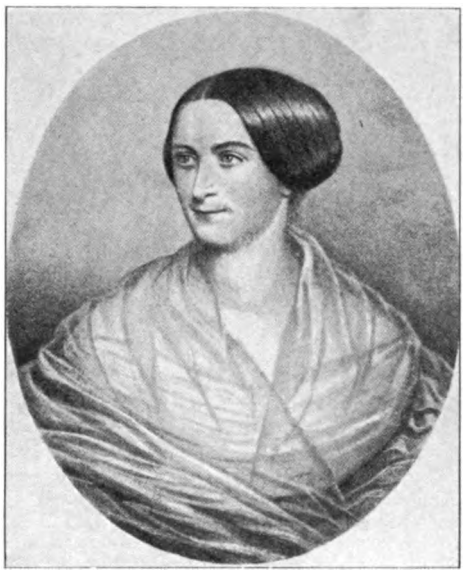
Beginnen wir bei unserer kurzen Aufzählung der Schätze des Museums mit den Zeugnissen zur Familiengeschichte, so finden wir zunächst Bilder von Gengenbach, vom väterlichen Stammhaus dort, des ferneren vom Geburtshaus der Mutter im schwäbischen Oberndorf, dann der Großmutter Katharina Krederer und der beiden Eltern. Von der Hand der poesiebegabten Frau Major zeigt die Sammlung ein Gedicht sowie ein Dramenmanuskript. Aquarelle der Galeriedirektoren Kunz und C. Frommel, Gemälde von Moritz von Schwind und Feodor Dietz, die sämtlich dem Elternhause des Dichters freundschaftlich verbunden waren, lassen erkennen, wie

Digitized by Google

4. Scheffel als Student

manche wertvolle Anregung von dieser Seite her den früherwachten zeichnerischen Neigungen Josephs und seiner ebenfalls auf diesem Gebiete sehr veranlagten Schwester Marie zuströmen mußten. Mit Interesse blättern wir in den uns erhaltenen Skizzenbüchern des Knaben, die Anfang der vierziger Jahre durch die ersten Tagebücher ergänzt werden. Frühzeitig hielt nämlich der akkurate Vater seinen Sohn zur Niederschrift von Reiseaufzeichnungen an. Deren erste sind in einem Notizbüchlein aus dem Jahre 1841 erhalten, das in ziemlich trocken registrierender Weise, die mitunter von Bleistiftzeichnungen unterbrochen wird, den Verlauf einer Sommerreise nach München, Salzburg und Tirol meldet. Aus diesen kurzen Aufzeichnungen geht hervor, daß der Knabe schon damals in München Schwanthalers und Kaulbachs Atelier betreten hat. Den tiefsten Eindruck auf den Fünfzehnjährigen aber scheinen in jenen Tagen die Burgen und Schlösser des Inntals sowie die Hofkirche in Innsbruck hinterlassen zu haben. Im Jahre 1842 begann Joseph dann ein allgemeines Tagebuch zu führen, damit „dieses helfen möge, immer mehr die Fehler zu lehren und in dem Streben nach Vollkommenheit zu fördern". Gute Vorsätze, die anscheinend auf Veranlassung der Mutter zur vorläufigen Durchführung gelangten. Wir erfahren aus diesen täglichen Notizen, mit welch gespannter Aufmerksamkeit man in Karlsruhe den Bau der immer näher an die Residenzstadt heranrückenden Eisenbahn verfolgte, wie regen Anteil der Residenzler an allen Ereignissen des großherzoglichen Hofes nahm, aber auch an den bewegten Verhandlungen der Kammer. Als echter Karlsruher Jüngling erging sich auch der junge Scheffel Sonntag vormittags bei den Klängen der „Parade" auf dem Schloßplatze und war desgleichen ein eifriger Besucher der Karlsruher „Messe", wo vor allem eine Schlangenbude

Digitized by Google



5. Scheffels Schwester Marie

schaudernde Bewunderung erregt. Die Sommerferien 1842 führten Vater und Sohn an den Bodensee und tief in die Ostschweiz hinein. Damals hat Joseph bereits den Hohentwiel erstiegen und ist auch auf dem Säntis bis zum Waldkirchlein und zur Ebenalp vorgedrungen. Aus wenig späteren Tagen stammt auch das erste uns erhaltene Bild des Dichters: es zeigt ihn als Abiturienten des Karlsruher Gymnasiums im Kreise seiner Schulkameraden (1843). Scheffel wurde damals die Auszeichnung zuteil, als „primus omnium" die Abschiedsrede zu halten. Auch deren Reinschrift wird im Karlsruher Scheffelmuseum verwahrt. Als Thema waren Theodor Körners Dichterworte gewählt worden:

„Wenn die Stunde sich naht zum ernstlichen Eintritt ins Leben,
scheue nicht Arbeit und Kampf, wage dich kühn in den Streit."

Zahlreich sind auch die Dokumente, welche die Studentenzeit betreffen. Da sind zunächst die Briefe ans Elternhaus aus München, Heidelberg und Berlin und von den zahlreichen Wanderfahrten, die in jene Zeit fallen. Daß Joseph trotz der Wonnen burschenschaftlichen Lebens auch seine Studien nicht vernachlässigte, bezeugen seine sauber geführten lückenlosen Kollegshefte. Einen breiten Raum nehmen auch hier wieder Tagebücher mit ausführlichen Reisebeschreibungen und die Skizzenbücher ein. Schwester Marie liefert ebenfalls anmutige Proben ihres Zeichen- und Maltalents in künstlerischem Wettstreit mit dem Bruder. An die auf der Universität geschlossenen, aber ein Leben überdauernden Freundschaftsbünde mahnen Briefe und Bilder von Friedrich Eggers und Karl Schwanitz. Aus Scheffels Episteln an den letzteren sowie den 1848/49 entstandenen politischen Aufsätzen geht hervor, wie stark und tief den jungen Dichter die Probleme der Demokratie und Parlamentarismus beschäftigten, und wie ehrlich und ernsthaft er um deren Bewältigung gerungen hat.

Mit dem Jahre 1850 und der Übersiedelung nach Säckingen erfolgt dann eine entschiedene Wendung ins Poetische. Das Museum zeigt eine Reihe von großen

Digitized by Google

6. Blick ins Scheffelmuseum

und gut ausgeführten Zeichnungen aus der Umgebung der Waldstadt, verwahrt desgleichen die Urschriften der köstlichen „Säckinger Episteln", in denen das dichterische Talent zu erster wesenhafter Verlautbarung plötzlich hervorbricht. Reiche Ausbeute, insbesondere an zeichnerischen Entwürfen, findet der Scheffelfreund dann aus dem Jahre des Aufenthalts in Italien (1852). Und daneben das Manuskript des „Trompeters von Säckingen" sowie die zum Verständnis der Entstehung so bedeutsamen Briefe von Capri ans Elternhaus. Daß Meister Josephus an seinen Dichtungen ungemein gefeilt hat, offenbart mehr noch als die Trompeter-Urschrift das im Museum ausgelegte Konzept des Alt-Heidelberg-Liedes, das eine Menge von Korrekturen aufweist und damit anzeigt, wie sehr die endgültige Fassung Ergebnis eines heißen Ringens um Form und Gestaltung darstellt. Nicht ohne innere Ergriffenheit wird man vor dem Ekkehard-Manuskript stehen, der einzigen ganz großen Konzeption Scheffels, die von dem Gunstgeschenk der Vollendung bekrönt war. Ein Hauch von Tragik weht um die gewaltigen Fragmente des Wartburgromans, die sich einerseits als eine ungeheuere Aufhäufung von Material, Vorstudien und Notizen präsentieren, zwischen deren Auftürmung sich der Dichter förmlich eingemauert hat, andererseits aber doch auch ahnen lassen, daß noch viel von der Forschung, Entzifferung und Enträtselung ungehobenes dichterisches Edelmetall in den schier unergründlichen Schächten dieser von Verbesserungen übersäten Bruchstücke schlummert. Etwas über-

Digitized by Google

sichtlicher wirkt das ebenfalls im Scheffelmuseum aufbewahrte Fragment der Novelle Irene di Spilembergo, dessen Ausführung durch den jähen Tod der überaus geliebten Schwester Marie (1857) unterbunden wurde. Die Veröffentlichung dieses reiche poetische Werte bergenden Manuskripts scheint mir eine der vordringlichsten Aufgaben der Scheffel-Forschung zu sein.

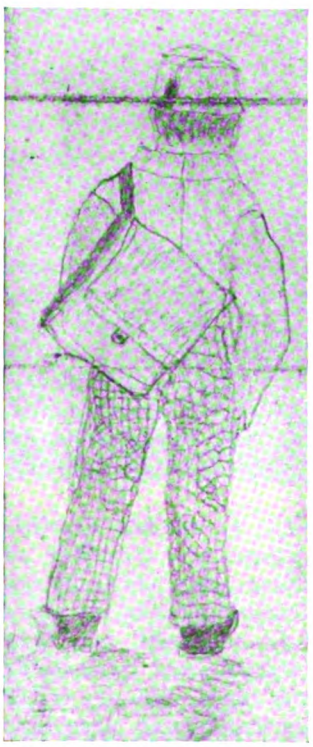
Aus Scheffels späteren Lebensjahren, die mehr der Sichtung und Verwertung des bereits Geschaffenen als neuer Produktion gewidmet waren, liegen als wesentliche Scheffel-Dokumente vor allem die Illustrationen zu des Dichters Werken von Anton von Werner vor, die in engster freundschaftlicher Fühlung mit dem Meister entstanden sind und deswegen wohl als Verwirklichung unmittelbarster Intentionen zu gelten haben. Eine große Anzahl der Wernerschen Originale zum Trompeter, Ekkehard, Juniperus, Gaudeamus und den Bergpsalmen sind im Museum ausgelegt, daneben mehrere Bildnisse des Dichters von des Malerfreundes Hand und Briefe als Zeichen des regen Gedankenaustausches zwischen beiden, der sich bis in Scheffels letzte Erdentage erstreckte. Von deren Ausklang zeugt eine Reihe von Bildern von der „Mettnau", des Dichters kleiner Besitzung an den Gestaden des Radolfzeller Sees, die Meister Josephus, zum Teil in Begleitung seines Sohnes Viktor, als Landmann, Jäger uff. dem Auge des Beschauers sichtbar werden lassen. Beachtenswert sind ferner die vielen Dokumente und Ehrengeschenke, die von jener großen Verehrung Kunde geben, deren sich der Ekkehard-Dichter schon zu Lebzeiten zu erfreuen hatte, etwa der zum fünfzigsten Geburtstage gefertigte Schrank und jene zahlreichen Stiftungen, aus denen hervorgeht, wie humpenfreudigen Widerhall gerade die Liedersammlung des „Gaudeamus" gefunden hatte. Ihr fröhlicher Klang verschwingt schließlich vor der Totenmaske des Dichters, die ebenfalls im Besitze des Museums ist; von Scheffels Nachruhm künden die Reproduktionen der verschiedenen Scheffel-Denkmale sowie der Entwurf zum Karlsruher Scheffel-Denkmal. Eine reichhaltige Bücherei verwahrt die Erstdrucke und Prachtausgaben der einzelnen Werke sowie die wichtigste Scheffel-Literatur.

Gewiß, das Karlsruher Scheffelmuseum hat den Wunsch so manchen Scheffel-Freundes, des Dichters Nachlaß, die Zeugnisse seines Lebens und Schaffens an einem Orte gesammelt und verwahrt zu sehen, in Erfüllung gehen lassen, es hat zudem der Scheffel-Forschung, die vielleicht gerade in den letzten Jahren in ein neues Stadium getreten ist, weil man die innere Tragik dieses so ganz und gar nicht „lustigen" Dichterlebens aufspürte, die Möglichkeit neuer Arbeit, neuer Erkenntnisse gegeben, aber seine Leitung sieht damit seine Aufgabe noch lange nicht als erfüllt an. An dem weiteren Ausbau wird rastlos gearbeitet; man trachtet nach lebendiger, nie in musealer Trockenheit erstarrender Wirkung. Schon hat man sich einige Hebel-Dokumente zugelegt, und so steht zu hoffen, daß im Laufe der kommenden Jahre jener Gedanke Verwirklichung fände, der als Zukunftsziel den Gründern und Stiftern vorschwebte: ein Badisches Dichtermuseum. Damit würde in der Tat nicht allein das geistige Erbe Scheffels gewahrt, daraus vermöchten auch der gegenwärtig schaffenden und wirkenden Generation wertvolle Anregungen zuströmen in einer unerläßlichen Befruchtung der Gegenwart durch die Vergangenheit. Vor allem aber sollte dadurch die Aufmerksamkeit der Allgemeinheit auf Sinn und Bedeutung des geistigen Schaffens hingelenkt werden, was in diesen Tagen des technischen Rausches, der Überschätzung materieller Güter, des gesteigerten, bis zur Raserei gestrafften „Tempos" und des daraus hervorschießenden Rekordwahnsinns gleichbedeutend wäre mit einer Besinnung auf sich selbst, mit einer Heimkehr in das ewige Reich des Herzens, in dem alles reine und wahre Menschentum beheimatet ist.

Digitized by Google

Das Hans Thoma-Archiv in Karlsruhe

Von Josef August Beringer, Mannheim



H. Thoma als Schulknabe
(Zeichn. von Hilarius Th. um 1850)

Bald nach dem im vollendeten 85. Lebensjahre erfolgten Hinscheiden Hans Thomas (am 7. November 1924) trat der damalige Leiter des Bad. Kultusministeriums, Dr. Hellpach, an die Hinterbliebenen des Meisters mit der Anregung heran, ob sich aus dem Nachlaß des Heimgegangenen ein Archiv einrichten lasse, das den eigenartigen und in hochgeschwungener Kurve verlaufenden Lebens- und Schaffensgang des großen deutschen Meisters auch in seinen intimeren und verborgeneren Zügen darzulegen geeignet sei. Die Erben des Meisters und die mit ihnen verbundenen Freunde und Kenner seines Lebenswerkes nahmen diesen Gedanken gerne auf und versprachen, nach ihren Kräften zur Verwirklichung der Idee beizutragen. Ein aus den Erben, den Vertretern des Kultusministeriums und den Sachwaltern der Thomaschen Hinterlassenschaft, sowie sonstigen mit Thomas Lebenswerk vertrauten Mitgliedern bestehendes Kuratorium wurde gebildet und beauftragt, die nötigen rechtlichen und künstlerischen Grundlagen für das Archiv zu schaffen, die archivalischen Materialien beizubringen, zu ordnen, aufzustellen und im Benehmen mit dem Kultusministerium der Öffentlichkeit zugänglich zu machen. Es stand von vornherein fest, daß das neu zu errichtende Künstlerarchiv weder mit dem bereits in Frankfurt a. M. bestehenden, aus persönlicher Stiftung der mit Thoma befreundeten Familie Küchler hervorgegangenen „Thoma-Sammlung und -Archiv" in Wettbewerb treten, noch auch eine Wiederholung des von Thoma 1909 an das Großherzogliche Haus und an das Land Baden gestifteten Thoma-Museums in der Landeskunsthalle sein durfte. Das Frankfurter Archiv mit der Sammlung von etwa 40 Thoma-Werken, vielen persönlichen Andenken und dem gesamten kritischen Material über Thoma trägt im wesentlichen die Züge seiner Frankfurter Schaffenszeit (1873 bis 1899). Das Karlsruher Thoma-Museum enthält in den Werken aus der gesamten Schaffenszeit des Meisters die äußern Züge des unvergleichlichen Künstlertums (1859—1920). Es galt nun, diese großen Schaffensumrisse mit innerem Leben zu erfüllen, neben dem Künstler den großen Menschen Thoma aufzuzeigen und die Eigenart und Einzigartigkeit der Thomaschen Kunst aus den Grundlagen seiner

Digitized by Google

Mutter Thoma von H. Th. 1862

raſſiſchen Abſtammung, ſeiner geiſtigen, ſeeliſchen und künſtleriſchen Begabung darzutun, die ſein Schaffen berührenden oder beeinfluſſenden Einwirkungen ſichtbar zu entwickeln, kurz, alle die im Poſitiven oder Negativen bildſamen Kräfte offenzulegen, die ſich in Thomas Werk als Maler und Graphiker, als Künſtler und Schriftſteller, als religiöſen und ſozialen Denker in Bild, Schrift und Wort auswirkten. Auch im Leben eines Großen iſt das Erleben von anſcheinend Kleinem bedeutungsvoll, wirkſam und ausdrucksfähig, weil in der ſeeliſchen Umprägung alle ſinnenfällige Erfahrung ins Bedeutende wächſt und um ſo ſtärker und wahrnehmbarer im Ausdruck wird, je größer und ſtärker die künſtleriſche Perſönlichkeit, je leidenſchaftlicher ihr Geſtaltungsdrang, je reiner und unmittelbarer ihre Geſtaltungskraft iſt. Die im vorbildlichen Stoffe liegenden Naturwerte werden im künſtleriſchen Verwandeln zu Kunſt-, ja zu Lebenswerten von nachwirkender Bedeutung, die um ſo nachhaltiger ſind, je mehr ethiſche Werte den künſtleriſch-formalen beigegeben werden können. Bei Thoma und ſeinem Lebenswerk liegen die Urquellgründe für das Künſtleriſche und Ethiſche ſeines Schaffens in der heute vielfach durch Kulturſchutt überdeckten Volkstümlichkeit. Thomas reine und durch keine Scheinkultur abgelenkte Natur ſchöpft nicht aus dem Wiſſen und Wähnen der Zeiten, ſondern aus kindlich unſchuldsvollem Fühlen der Volkskräfte, die in der reinen Raſſe, in der Seele der keuſch bewahrten Heimatwelt und in dem göttlichen Segen des warmen Familienlebens verankert ſind. Thoma hat allzeit den Mut und das Selbſtvertrauen beſeſſen, auf dieſen Fundamenten ſein Werk aufzubauen, und ſo iſt er der Sieger im Wirbelſturm der Meinungen um Kunſt und Leben geblieben.

Der Eingangsraum zum Thoma-Archiv im Gebäude der Landeskunſthalle, Hans-Thoma-Str. 2, bringt in drei Schaukaſten die Entwicklung Thomas von ſeiner Kindheit an aus Familie und Heimat Bernau bis zum Abſchluß der Wanderjahre in München. Wir ſehen in Photographien und Originalzeichnungen die Mutter und Schweſter, die Verwandtſchaft; — der Vater ſtarb zu früh, als daß uns ſein Weſen und ſeine Erſcheinung im Bilde hätten überliefert werden können. Eine Stammtafel

Agathe Thoma von H. Th. 1862

Digitized by Google

Schluchsee (1859) Aufnahmezeichnung f. d. A. v. H. Th.

klärt über die Herkunft väterlicher- und mütterlicherseits bis in die vierte Ahnenreihe auf und berührt auch die Blutsverwandtschaft mit den Künstlern Winterhalter aus Menzenschwand. Die Heimatwelt, das Geburtshaus und die rührende Einfachheit der Geburtsstube und der Wohnräume werden ersichtlich; aber ebenso die warme Liebe, die den heranwachsenden Hans Thoma umgab und ihn vor der verhärtenden Armut bewahrte. Rührend das erste Bildnis des Schulknaben Hans, aufgezeichnet von seinem früh verstorbenen Bruder Hilarius; ebenso der erste Brief des Knaben Hans Thoma an seinen Bruder; dann die stattliche Vettern- und Basenschaft der genialischen Familie. Die ersten Kunstversuche des späteren „Kalendermachers" Thoma bestehen in fleißigen Nachzeichnungen des Dreizehnjährigen nach Monatsbildstöcken aus einem Kalender. Daneben liegen die ersten Bildniszeichnungen in Kopien nach Bildern und in Naturnachbildungen, frühe Tier- und Pflanzenstudien und Zeichnungen aus dem politischen Leben der 48er und 50er Jahre. In den 50er Jahren beginnen auch die entschiedenen Hinwendungen zur Kunst in großen, stimmungsvollen Zeichnungen und Anfängen in der Ölmalerei. Man sieht, wie die anscheinend verunglückten Lehrzeiten in Furtwangen und Basel doch die Richtung auf den Lebensberuf festlegten. Die starken Zeichnungen, die zur Aufnahme in die neugegründete Kunstschule zu Karlsruhe führten, entwickelten sich in stürmischem Tempo zur Künstlerschaft. Malproben und Skizzenbücher aus den 60er Jahren beweisen das.

Damit treten wir in das Atelier Thomas ein, das fast genau noch in der Einrichtung so gehalten ist, wie es bei Thoma in seinen letzten Schaffensjahren war. Es ist ein Werkraum, der das Wesen und den Charakter des Meisters kennzeichnet: Arbeit auf allen Gebieten künstlerischen Schaffens. Frühe und letzte Malproben,

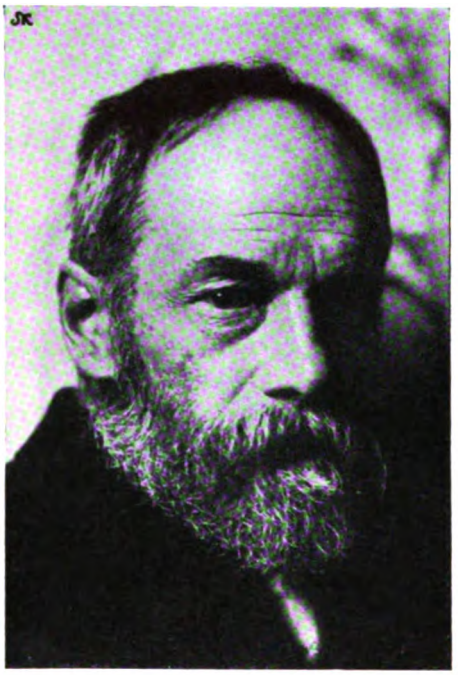
Digitized by Google

Falkau (1862) v. H. Th.

dekorative Entwürfe für Majolika, Webereien, Lithographiesteine, Algraphieentwürfe, Radierplatten mit den Landschaftsnotizen für Radierungen, Glasmalereien, Malgeräte und Zeichnungen, Gemäldeentwürfe, Modelle, Steindrucke an den Wänden und auf den Staffeleien. Auch die Plauderecke mit Bildnissen von Gattin und Freunden, Musikinstrumente und Kristallgerippe deuten auf die zwischen Realitäten und Phantasiegebilden sich bewegenden Gestaltungsfähigkeiten Thomas hin. Am Treppenaufgang sind die von Thoma im „Immerwährenden Kalender" niedergelegten „Wochentagregenten" aufgereiht, die jeden Tag zu einem Festtag der Arbeit machten und die Tagesarbeit mit weihevollem Ernst segneten. Im großen Atelierschrank werden die Malwerke des Meisters, in Photographien und Nachbildungen nach Jahren geordnet, und auch sonstige Nachbildungen Thomascher Werke aufbewahrt.

Das Zimmer über dem Atelier umfaßt die Beziehungen Thomas zur Welt während seiner Frankfurter und Karlsruher Meisterschaft. Die Frankfurter Zeit ist durch die Bildnisse der damaligen Freunde gekennzeichnet, unter denen Kulturträger der Zeit, wie Bayersdorfer, Eiser, Langbehn (der Rembrandt-Deutsche), Thode und Cosima Wagner, Großherzog Friedrich I. und Großherzogin Luise hervortreten, aber auch Künstler, wie Schirmer, V. Müller, Scholderer, Bracht, Lugo, H. Ludwig (der Lionardo-Forscher), Eysen, v. Pidoll, Steinhausen, zu bemerken sind. In Karlsruhe beginnt auch die literarische Tätigkeit Thomas breitern Raum im Schaffen einzunehmen; auch die Pflege der Kunst im Volke tritt in den Landtagsreden hervor. Urschriften, Zeichnungen, Notiz- und Skizzenbücher liegen in den Schaukasten auf und führen allmählich gegen den Abschluß des Lebens und Schaffens hin; fertige und unfertige Arbeitsproben, Arbeitsgeräte, die Arbeitshand im Abguß und Aufnahmen aus den letzten Tagen Thomas und seiner Bestattung schließen das Bild des unendlichen Schaffens und bedeutenden Lebens des Meisters seines Geschickes.

Digitized by Google



Otto Scholderer

Dr. Otto Eiser

In den Schränken ist die Bücherei gesammelt, teils von Thoma selbst geschrieben, teils von Thoma benutzt, teils über ihn und seine Kunst handelnd. In den Untersätzen der Schaukasten befindet sich, nach Jahren geordnet, das gesamte kunstkritische Material von den frühesten Zeiten bis in unsere Tage, und der letzte Bibliothekschrank enthält alle Kataloge, in denen Thoma-Ausstellungen verzeichnet sind. Der Ehrenschauschrank umfaßt alle Anerkennungen und Auszeichnungen in Urkunden, Diplomen, Ehrenzeichen, Orden und Ehrenmappen, die Thoma zuteil geworden sind.

An den Wänden des Archivraumes sind Landschaften, Studien, Akte und Gruppen von Thomas Hand, sowie die Bildnisbüsten und die Totenmaske verteilt, womit sich der Ring des Schaffens und Gestaltens einer mehr als 60jährigen Arbeitszeit schließt.

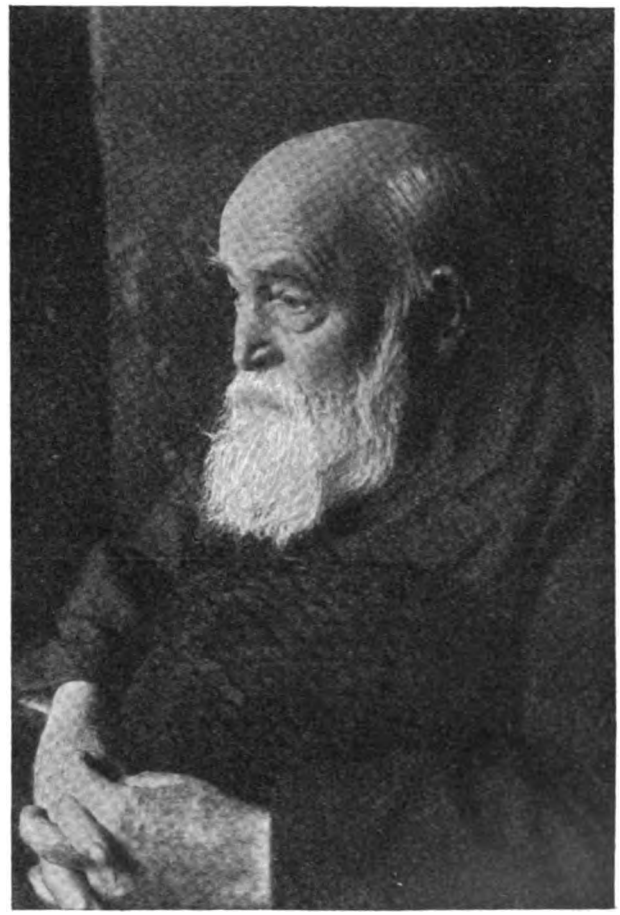
Idee und Inhalt des Thoma-Archivs zu Karlsruhe ergeben seine Bedeutung. Sowohl die aufgelegten Dokumente bildlicher und schriftlicher Art, wie auch die Schaffensproben lassen den außerordentlichen Lebens- und Entwicklungsgang des einzigartigen Künstlers und Menschen Hans Thoma erkennen. Ein großartig Schicksalhaftes wird hier sichtbar. Aus trüber badischer Zeit — in den erregten Zeiten vor und nach den 48er Revolutionsjahren — wächst in aller Stille und Zurückhaltung ein Künstler und Mensch heran, der, nach dem glänzenden Aufstieg Deutschlands, in seiner schwersten Zerrüttung, Schmach und Bedrücktheit nach der Niederlage im Weltkriege und nach der staatlichen Umwälzung wie ein Stern des Friedens und wie ein Hort der Ordnung über Deutschland schwebte. Die stille Werkstatt des Künstlers, der es je und je abgelehnt hatte, an dem Treiben des Marktes, an dem Streit der Interessen und den Kämpfen des Lebens Anteil zu nehmen, wurde zu

Digitized by Google

Arbeitsecke im Atelier (1920)

Agathe Thoma im Arbeitszimmer

Digitized by Google



Hans Thoma (letzte Aufnahme)

einem Tempel, aus dem in Milde und Gelassenheit künstlerische Werke der Erhebung und Schönheit, sowie aufrichtende und tröstliche Worte zur Versöhnung und Begütung hervorgingen. In diesen Räumen wurden zu den Kunst- und Künstlerkämpfen die Worte geprägt: „Die Kunst geht nicht nach Brot, die Kunst ist selber Brot." So tief und lauter hatte sich dem Meister Hans Thoma die künstlerische Arbeit im Werk an der deutschen Kultur umgeprägt. Er, der aus der edlen Armut gekommen war, die nicht verhärtet, weil sie von der Liebe getragen und durchwärmt wird, er, der durch jahrzehntelange Verkennung und Verfolgung, durch Not und Entbehrung hindurchgegangen war, hat im Reichtum seines Schaffens und im Glück seiner unermüdlichen Arbeit, die vor keiner Aufgabe zurückschreckte, volles Genügen gefunden und letztlich reichen Erfolg in irdischen Gütern und in höchsten Ehrungen und Anerkennungen errungen. Als auch diese in den Stürmen der Nachkriegszeit zergingen, und als die hohen Jahre seine Kräfte lähmten, hat er keine Bitternis empfunden. Ihm war das große Glück zuteil geworden, von der Liebe und dem Dank eines ganzen Volkes, ja, über dessen Grenzen hinaus auch von andern Nationen

Digitized by Google

getragen zu sein. Noch vier Tage vor seinem Scheiden aus den wirren Zeitverhältnissen ward ihm die tiefempfundene Genugtuung, acht seiner Werke — mehr denn von jedem andern deutschen Künstler — als die eines typischen Vertreters deutschen Kunstschaffens in einem französischen Lesebuch für Mittelschulen wiedergegeben zu sehen. Thoma hatte nicht nur Deutsche seine deutsche Kunst sehen gelehrt, er hat in seiner frühen Zeit der 70er und 80er Jahre die angelsächsische Welt und am Ende seines Lebens sogar die gallische zu seiner Kunst bekehrt. Heute ist Thomas Kunst durch ganz Deutschland, ja, über die ganze Welt verbreitet. Sein Schrifttum ist bei allen Ständen, bei allen Parteien und in allen Schichten des Volkes gekannt und geschätzt. Der ethische Zug seines Denkens und Schaffens und Tuns ist allen ein „Wohlgefallen, die eines guten Willens sind". In seinen sinnbildlichen Gestaltungen hat er die in Jahrhunderten bewährten Wahrheiten und Weisheiten mit Klarheit sichtbar gemacht. Werke und Worte klingen zusammen mit dem ganzen Tun seines Lebens, was in den alten Volksvers gefaßt ist:

Demut hat mich lieb gemacht,
Lieb hat mich zur Ehr gebracht,
Ehre hat mich stolz gemacht,
Hochmut stürzt ins Elend nieder,
Elend drückt in Demut nieder,
Demut gab mir alles wieder.

Thomas Leben, sein Werk in der Kunst, sein Schrifttum ist die lebendigste Bekräftigung des biblischen Wortes: „Gott ist im Schwachen mächtig." Wer etwa sein dem Tageserfolg abgewandtes Leben und Schaffen als das Tun eines „Einsamen", oder gar eines Eigenbrötlers abschwächen und verkleinern will, der mag sich des Spruches erinnern: Der Starke ist am mächtigsten allein. Hans Thomas Lebensgang ist darin vorbildlich. Um dieser nachahmenswerten Vorbildlichkeit willen ist neben dem sieghaften Kunstwerk des Thoma-Museums im Thoma-Archiv der Weg zu den stillen, zu den geheimen Kräften gewiesen, die in Thoma zur Weltgeltung geführt haben. Sie könnten kurz in wenige Worte zusammengefaßt werden und heißen: Treue zu sich, allzeit lautere Gesinnung, redliche und unermüdliche Arbeit und nicht zuletzt das Vertrauen in die ewigen Mächte.

Bachbild

Von Friedrich Roth, Waghäusel

An der hohen Pappel
weht des Himmels Fahne
silbergrau.

Freundlich schlängelt sich das
helle liebe Bächlein
durch die Au.

Stille Weiden netzen
ihren Fuß in seinem
kühlen Tau

und am Ufer tanzt die
schlanke Fee Libelle
sammetblau.

Digitized by Google

1. Der Marktplatz um das Jahr 1832

Stadterweiterungsprobleme und Heimatschutz in Karlsruhe

Karlsruhe, die Stadt der Rheinebene

Von Hermann Schneider, Karlsruhe

Alt-Karlsruhe ist, architektonisch gesehen, die Stadt Weinbrenners, städtebaulich: die Fächerstadt, die Stadt der Ebene, die Stadt im Grünen. Karlsruhe als Stadt der Ebene ist Verunstaltungen gegenüber unendlich viel empfindlicher als Städte wie Heidelberg und Freiburg, deren äußeres Bild nahezu unverwüstlich von der umgebenden Natur in Verbindung mit einem überragenden Baudenkmal weithin beherrscht wird. Karlsruhe außerdem als verhältnismäßig junge Stadt mit noch wenig Geschichte hat es deshalb doppelt nötig, das alt Überkommene vor Zerstörung zu schützen und die neue Stadt aus der alten so zu entwickeln, daß sie sich auch noch als Großstadt ebenso organisch aufbaut wie vor hundert Jahren die Stadt Weinbrenners und, wie diese fein empfunden in Wald und Garten der Rheinebene sich einfügte, auch im Zeitalter des Verkehrs als ein Ganzes sich mit der umgebenden Landschaft verbindet.

Nicht immer im Wandel der Zeiten war man sich darüber einig, daß die Schöpfungen Weinbrenners das Köstlichste dessen sind, was Karlsruhe in seinen Baudenkmalen zu bewahren hat. Als um die Jahrhundertwende das heutige Bezirksamt an der Südostecke des Marktplatzes in dem damaligen Stil öffentlicher Gebäude ohne jede Rücksicht auf das bestehende Platzbild erstellt wurde, da sollen sich Sachverständige

Digitized by Google

2. Der Marktplatz im Jahre 1928 mit neu hergerichteter Sparkasse

3. Ettlinger Torplatz nach dem Vorschlag von Prof. Dr. H. Billing

Digitized by Google

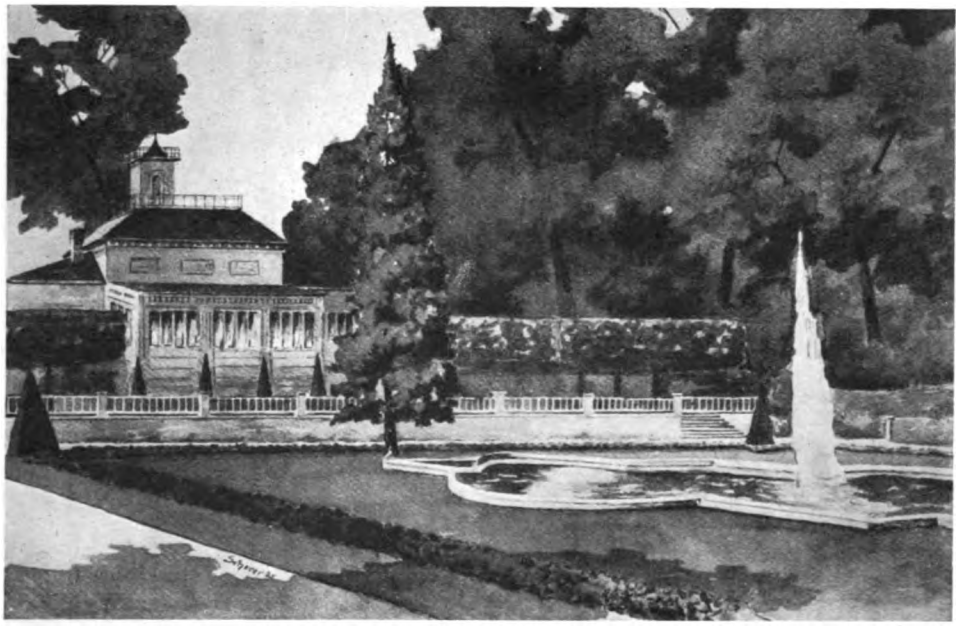
4. Ausschnitt aus der Waldringstraße

5. Ausschnitt aus einem Jugendspielplatz im Hardtwald

in dem Wunsche einig gewesen sein, es möchten dem Bezirksamt noch viele solcher Bauten am Karlsruher Marktplatz folgen und die alten langweiligen Weinbrennerbauten ersetzen. Die heutige Zeit, deren Kunstempfinden durch die Not geläutert ist, denkt darüber anders. Heute steht der ernste Wille, am Karlsruher Marktplatz nicht nur Stadtkirche und Rathaus, sondern auch die übrigen Bauten in ihrer einfachen Vornehmheit zu erhalten und wenn nötig wiederherzustellen, unumstößlich fest. Da, wo nahe der Kaiserstraße wirtschaftliche Interessen mit diesem Willen in Widerstreit zu treten drohen und zum Teil schon üble Folgen gezeitigt haben, ist der Weg gefunden, die Erfordernisse der Geschäftslage, nach innen und außen, mit Ausdrucksformen Weinbrennerscher Baukunst in einer Weise zu berücksichtigen, daß das dem Platze eigene Gepräge in keiner Weise beeinträchtigt, viel eher noch vertieft wird.

Der Marktplatz als Höhepunkt des städtebaulich bedeutendsten Straßenbildes der Stadt, der Weinbrennerschen Karl-Friedrich-Straße, kann hiernach für die nächste Zukunft als gerettet angesehen werden. Weniger gut steht es demgegenüber vorerst noch mit dem südlichen Abschluß der Straße, dem Ettlinger Tor. Das Weinbrennersche in großen Formen gehaltene Torgebäude ist in den siebziger Jahren dem Verkehr zum Opfer gefallen, es wurde abgebrochen, Neues an seiner Stelle ist bis heute nicht verwirklicht. Unmittelbar südlich der Stelle des früheren Tors breitet sich das seit 1914 brachliegende, zum größten Teil unbebaute Gelände des alten Personenbahnhofs aus und trennt die südliche und südwestliche Stadt vom Stadtinnern. Die hier vorliegende Bauaufgabe wird als „Ettlinger-Tor-Frage“ in Karlsruhe seit bald 30 Jahren erörtert. Lange Zeit schien es, als ob der Streit über das Wie wichtiger sei

Digitized by Google



3. Amalienschlößchen im Nymphengarten

als die rettende Tat. Erst vor 4 Jahren ist es möglich geworden, Fachwelt und Bürgerschaft auf einen von Oberbaurat Professor Dr. Hermann Billing aufgestellten Plan grundsätzlich zu einigen, und erst vor wenigen Monaten, an Hand des Billingschen Vorschlags die neuen Baufluchten im Gebiet des Ettlinger Tors amtlich festzustellen; noch aber fehlen die Mittel, den Plan rasch zu verwirklichen.

Das neue Ettlinger Tor ist nun nicht mehr ein einfaches Torgebäude wie dasjenige Weinbrenners, sondern, entsprechend der heute weit über das Tor hinaus entwickelten Stadt ein „Ettlinger-Tor-Platz", dessen wuchtige an die Weinbrennerschen Formen fein anklingende Bauten das würdige Gegenstück sind zu dem am Nordende der verlängerten Karl-Friedrich-Straße den Schloßplatz begrenzenden früheren Residenzschloß. Hier steht noch der alte Schloßturm aus der Gründungszeit der Stadt, in dem strahlenförmig die neun Straßen der alten Fächerstadt von Süden her zusammenlaufen, und von dem nach Norden, Osten und Westen weitere Strahlen, über die ganze Windrose gleichmäßig verteilt, als schnurgerade Alleen den Hardtwald durchschneiden. Ein gütiges Geschick hat es gefügt, daß dieser Wald, in den vor etwas mehr als 200 Jahren die alte Stadtanlage eingeschnitten wurde, vor dem Zugriff gewinngieriger Hände bewahrt geblieben ist. Er bildet heute auf eine Erstreckung von fast 3 Kilometern die nördliche Begrenzung des Stadtkerns und erfüllt diesen bis tief ins Innere mit eigenem Reiz. Ihm ist es mit in erster Linie zu verdanken, daß Karlsruhe auch heute noch den Ruf einer Grünstadt genießen darf. Diesen Wald vor Zerstörung zu schützen und der Karlsruher Bevölkerung auf alle Dauer zu erhalten, ist eine ernste Pflicht, der sich kein seiner Verantwortung bewußter Führer städtischer Bauentwicklung jemals wird entziehen dürfen. Glücklicherweise kann dies auch ohne das Opfer irgend nennenswerter geldlicher Vorteile des Grundstückseigentümers, des badischen Staates, geschehen. Die Bauentwicklung von Karlsruhe geht ihren natürlichen Kräften nach nicht in den Hardtwald nach Norden, sie drängt vielmehr

Digitized by Google

7. Der Turmberg bei Durlach

mit aller Kraft gegen Westen nach dem Rhein, wie auch in östlicher und namentlich südlicher Richtung über den Bahnhof hinweg nach dem Gebirge. Der seit etwa Jahresfrist aufgekommene Gedanke, den Hardtwald zum Vorteil der Staatskasse zu Villenplätzen auszuschlachten, beruht nicht nur auf der völligen Verkennung überragender öffentlicher Gesichtspunkte, er ist auch rein privatwirtschaftlich betrachtet ein Irrtum und entbehrt jeder auf nüchterner Wirklichkeit, d. i. den natürlichen Kräften bauwirtschaftlicher Entwicklung aufgebauten Grundlage, so daß, von allem anderen ganz abgesehen, auch nicht einmal Gründe fiskalischer Art beigebracht werden könnten, derartiger Roheit irgendwie Raum zu geben.

Die in dieser Richtung dem Hardtwald augenblicklich drohende Gefahr muß deshalb wohl in ganz kurzer Zeit als Seifenblase zerplatzen, trotzdem wird die Erhaltung des Waldes endgültig erst dann gesichert sein, wenn über ihn in ganz bestimmter Weise ein für allemal zugunsten der Erholung suchenden Bevölkerung verfügt ist: Nach einem groß angelegten, zum Teil schon in der Ausführung begriffenen Plan soll eine Waldringstraße, die sich über der Westendstraße und einer neuen Ostendstraße als Halbkreis von 2 Kilometer Durchmesser auf dem Mühlburger und dem Durlacher Tor aufbaut, das ganze große Waldgebiet aufs schönste und wirkungsvollste mit dem Stadtinnern verbinden. Diese Waldringstraße soll gleichzeitig ein dem Schloßpark nördlich vorgelagertes 176 Hektar umfassendes Waldstück abgrenzen, das, durch die vom Schloßturm ausgehenden Alleen natürlich aufgeteilt, zur Aufnahme von Spiel- und Sportplätzen in Form natürlich in den Wald ein-

Digitized by Google

gesprengter saftig grüner Rasenflächen bestimmt ist. Dieser „Sportpark Hardtwald“ (der Ton liegt auf „Park“!) ist die Synthese zwischen der von der früheren Zeit bevorzugten ausschließlichen Waldeinsamkeit und dem heutigen stürmischen Drang nach Spiel und Sport in freier Natur. Als Spielplatzanlage steht er in scharfem Gegensatz zu den vielgenannten und vielleicht nicht ganz mit Unrecht als protzig verschrienen Kampfbahnen anderer Großstädte; er dient nicht der Schaulust der Massen, sondern Seele und Leib der heranwachsenden Jugend, er zerstört nicht die schöne Waldesnatur, sondern hebt sie. Einmal fertiggestellt, ist er das unüberwindliche Bollwerk im Besitz der Karlsruher Bevölke-

8. Platzbild aus Ettlingen

9. Aus dem Albtal

Digitized by Google

10. Die Rheininsel Rappenwört im Hochwasser phot. A. Supper

rung gegen Gefahren jeder Art, die dem Bestand des Hardtwaldes jemals erwachsen könnten.

Die Waldringstraße, wurzelnd in den beiden Hauptsammelpunkten innerstädtischen Verkehrs, dem Mühlburger Tor und dem Durlacher Tor, wird sich einmal mit der Kaiserstraße und einem auf ihr südlich aufgebauten Verkehrszug der Kapellenstraße, Kriegsstraße und Amalienstraße zu einem städtebaulichen Gefüge von seltener Kraft und Geschlossenheit zusammenfügen, wenn man sich entschließen kann, die heute an der Herrenstraße stumpf endigende Amalienstraße durch den Nymphengarten hindurch bis zur Kriegsstraße fortzusetzen. Fraglich könnte hier nur sein, ob damit nicht auch unerträglich viel zerstört und dem Moloch Verkehr das mehr als hundert Jahre alte Idyll des Karlsruher Nymphengartens allzu diensteifrig geopfert würde. Gewiß, der immer stärkere Verkehr zwischen den beiden Toren, die immer dringlichere Entlastung der Kaiserstraße vom Durchgangsverkehr, wie schließlich auch Lebensnotwendigkeiten des neuen Stadtgebiets am Ettlinger Tor sind es in erster Linie, die den Gedanken der Verlängerung der Amalienstraße durch den Nymphengarten haben aufkommen lassen, und vielleicht müßte man aus Rücksichten des Verkehrs an diesem Gedanken auch dann festhalten, wenn seine Verwirklichung tatsächlich den Wert, den der Nymphengarten heute in sich schließt, nachhaltig zu schädigen geeignet wäre. Die beabsichtigte Lösung ist indes derart, daß auch an Gemütswerten vielleicht nicht nur kein Verlust, sondern viel eher noch ein Gewinn aus ihm erhofft werden darf. Der Garten wird allerdings durch die Straße in 2 Teile, einen größeren nördlichen mit dem Erbprinzenschlößchen und einen kleineren südlichen mit der Nymphengruppe, getrennt, die Gesamtanlage wird aber, nach Niederreißung der Mauer an der Ritterstraße und nach Anlage geeigneter Wegverbindungen, durch Hinzunahme des westlich angrenzenden Palaisgartens an Größe und Geschlossenheit

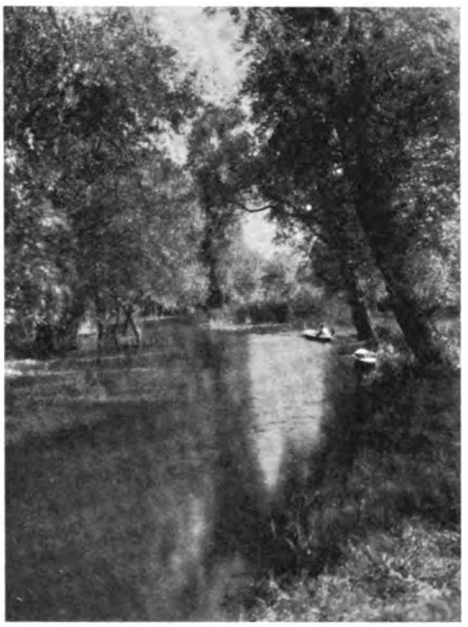
Digitized by Google

11. Altwasser auf der Rheininsel Rappenwört phot. A. Supper

erheblich gewinnen; das Erbprinzenschlößchen, das heute in eine viel zu bescheidene Rolle gedrängt erscheint, wird Mittelpunkt eines neuen größeren Parks, der, weithin anziehend und ausstrahlend zugleich, einen viel größeren Teil der Karlsruher Bevölkerung erquicken wird als der bisherige kleine vom Verkehr abgeschlossene Nymphengarten.

Die Verlängerung der Amalienstraße durch den Nymphengarten aus Rücksichten des Verkehrs wird so zu einer wertvollen Verbesserung im Netz der Karlsruher Grünanlagen, das zu erhalten und planvoll auszubauen, mit zum Wichtigsten gehört, was bei der Fortentwicklung der Stadt zu beachten ist. Hier liegt noch ein weites Feld sorgfältiger, liebevoller und zäher Arbeit, durch die Karlsruhe Versäumnisse und Rücksichtslosigkeiten früherer Zeiten wieder gutmachen und seinen Ruf als Grünstadt sich aufs neue erdienen muß. Gleichwie ein freistehendes Haus zusammen mit seiner landschaftlichen Umgebung ein untrennbares Ganzes bildet, ebenso stehen die Häuser einer ganzen Stadt nicht auf sich allein, die Landschaft, aus der sie herauswächst, ist ein wesentliches Stück der Stadt selbst und für ihren Aufbau den Gebäuden durchaus gleichwertig. Nicht unabhängig von der umgebenden Landschaft darf die Stadt entwickelt werden, sondern nur in innigster Verbindung mit ihr, nicht zerstören darf das Werk der Menschen die lebendige Natur, die gebaute Stadt k a n n und m u ß sich vielmehr mit ihrer Landschaft verschmelzen und deren Reize eher noch steigern, als sie vernichten. Wälder und Wiesen sollen von außen her tief in den Kern selbst noch der Großstadt vorstoßen, Grünwege aus dem Stadtinnern überall hin ins Freie führen. Ein großes, zusammenhängendes Netz von Grünstreifen in Verbindung mit Parkanlagen, Wasserläufen, Wäldern und Wiesen soll die ganze Stadt durchziehen, Licht und Luft zwischen die Häusermassen führen und ihren Bewohnern Gesundheit und Lebensfreude bringen, in klarer Form die Ränder der Stadt festlegen und selbst noch im Stadtinnern die Schönheiten der umgebenden Natur widerspiegeln.

Digitized by Google



12. Aus dem Kastenwört phot. A. Supper

Diese nahezu selbstverständlichen Forderungen waren in Karlsruhe noch in den sechziger Jahren in fast vollkommener Form erfüllt. Erst im letzten Drittel des vorigen Jahrhunderts hat man geglaubt, sie unter technisch wirtschaftlichen Gesichtspunkten übersehen und vernachlässigen zu dürfen. Karlsruhe ist heute im Osten in beinahe ununterbrochener Bebauung über Durlach an die Vorberge des Schwarzwaldes (Turmberg) angelehnt, sein Südrand ist von der Ausmündung des Albtals kaum mehr als 3 Kilometer entfernt, im Westen gar hat es sich in stürmischer Entwicklung den Rhein erobert. Aber das Gefühl des Karlsruhers, in einer Stadt zu wohnen, die sich an das Gebirge anlehnt und zugleich von den Wellen des Rheins bespült wird, kann nicht lebendig werden, solange die Eisenbahnanlagen, die in geschlossenem Ring von Osten über Süden bis nach Westen die Stadt umschließen, ihn ebenso vom Gebirge wie vom Rhein abtrennen. Der Karlsruher Generalbebauungsplan will diesen Ring sprengen, will in der künftigen Entwicklung der Eisenbahnanlagen den Weg freigemacht wissen, im Osten und Süden nach dem Gebirge und nach dem Rhein im Westen. Wenn einmal nach Verlegung des jetzt dem Personenbahnhof südlich vorgelagerten Verschubbahnhofes und nach entsprechender Änderung auch der Bahnanlagen des Westens ununterbrochene Grünverbindungen aus dem Stadtinnern über Durlach nach dem Turmberg und über Ettlingen ins Albtal ziehen, und eine einzige große Grünanlage entlang dem Albfluß

13. Altrheinmündung phot. A. Supper

Digitized by Google

14. Der Altrhein phot. A. Supper

über Grünwinkel und Daxlanden in den Rheinwald und an den Rheinstrom selbst führt, dann wird der Karlsruher wissen, daß seine Stadt sich tatsächlich an das Gebirge anlehnt, dann wird er sich der Schönheiten seiner Rheinlandschaft selbst noch im Stadtinnern bewußt sein, dann wird er nicht mehr daran zweifeln können, daß seine Stadt recht günstig gelegen ist, daß sie zwar die Stadt der Ebene, jedoch der Rheinebene ist und als solche aus beiden Quellen, durch die dieser Garten Mitteleuropas gespeist wird, gleichermaßen Nahrung zieht, aus dem Gebirge ebensosehr wie aus dem Rheinstrom. Die Rheinlandschaft mit der Insel Rappenwört als Mittelpunkt wird es vor allem sein, die in ihrer großartigen Weltabgeschiedenheit und der wundervoll unberührten Natur ihrer Wälder und Wasserläufe einen unerschöpflichen Quell schönster Lebensfreude ihm aufschließen wird. Der „Rheinpark Rappenwört" wird Karlsruhe mit der Natur der Rheinlandschaft aufs engste verbinden und ihm den Rhein, so wie das schon um die Jahrhundertwende durch die Anlage des Rheinhafens wirtschaftlich geschehen ist, auch in seinen seelisch-sittlichen und gesundheitlichen Kräften auf alle Zeiten erschließen. Karlsruhe inmitten der Rheinebene, am Fuße des Schwarzwalds und am Rhein — Karlsruhe, die junge einst durch Fürstenlaune entstandene Stadt, braucht sich nur zu wehren, das für sich zu nehmen, was die gütige Mutter Natur ihm bietet, dann ist Karlsruhe auch landschaftlich noch lange nicht die letzte unter den schönen Städten des Rheins.

Im Zusammenhang mit der vorstehenden Arbeit verweisen wir auf die ausführlichen Veröffentlichungen des Verfassers: 1. Generalbebauungsplan der Landeshauptstadt Karlsruhe in Baden. — 2. Spiel und Sport im Karlsruher Generalbebauungsplan. Der Sportpark Hardtwald. — 3. Die Grünpolitik im Karlsruher Generalbebauungsplan. Der Rheinpark Rappenwört. — 4. Das Ettlinger Tor in Karlsruhe. — 5. Die Amalienstraße in Karlsruhe. — 1, 4 und 5 vom Verlag C. F. Müller, Karlsruhe, 2 und 3 unmittelbar von der Stadtverwaltung Karlsruhe zu beziehen.

Digitized by Google

Junge rotrückige Würger im Nest — phot. E. Aichele

Von der Vogelwelt der Karlsruher Landschaft

Von Otto Fehringer, Karlsruhe

Wie erfreut muß der Fremde sein, der vom Lauterberg herab Karlsruhe überschaut! Kein langweiliges Häusermeer, sondern ein anmutiges, ganz mit Grün durchwirktes Stadtbild bietet sich seinen Blicken dar. Keine Großstadt im üblen Sinne, aber eine große Park- und Gartenstadt. Nicht nur Grün innerhalb der Stadt, sondern auch ganz in Grün gebettet. Ein vielgestaltiges Landschaftsbild! Im Osten ganz nah die blau schimmernden Schwarzwaldberge, im Norden das dunkle Band des Hardtwaldes, im Süden die fruchtbare Rheinebene, die wie ein Obstgarten daliegt, und im Westen der lange, dichte Rand der Auwälder, hinter denen man den Rhein weiß.

Beim Hinabsteigen wird der Naturfreund keine Enttäuschung erleben: eine reichhaltige Vogelwelt belebt die zahlreichen schönen Grünanlagen innerhalb der Stadt. Aus den vielen Gärten jubeln die Schwarzplättchen und klappern die Zaungrasmücken. Außer dem unvermeidlichen Buchfink hört man den rätschenden Grünling und den klirrenden Girlitz, denen auch schon wenige Straßenbäume genügen. Allüberall schallt der tiefe, melodische Gesang der Amsel, der oft sogar den Straßenlärm übertönt. Wer es noch nicht glaubt, daß die Amsel ein Stadtvogel geworden ist, dem wird es hier geradezu aufdringlich in die Ohren gesungen. Leider schätzen die Menschen diesen schönen Gesang viel zu wenig, weil sie ihn zu oft hören! Auch die Singdrossel steht am Beginn einer ähnlichen Umwandlung vom scheuen Waldvogel zum Stadt-

Digitized by Google

bewohner. Allerdings wird es ihr hier leicht gemacht durch das reiche Grün. Ihre rhythmischen Rufe erfüllen Park und Garten.

Zu den schönsten Anlagen gehören Schloßpark, Stadtgarten und Friedhof, und naturgemäß bergen sie das reichste Vogelleben. Auf der Spitze eines Bäumchens singt die kleine Braunelle ihr anspruchsloses Liedchen. Im nächsten Augenblick stürzt sie senkrecht hinab ins grüne Dickicht zum Versteck des Weibchens. Ohne Scheu läßt sich die Nachtigall beobachten. Unbekümmert um die Menschen schluchzt und flötet sie voller Leidenschaft. Entzückt lauscht das Ohr dem unbeschreiblich schönen Rotkehlchenlied, das so leise und geheimnisvoll anfängt und mit einer reichen Perlenkette von Tönen schließt. Jede Strophe eine Neuschöpfung. Aus den Kronen der Bäume schallt der abwechslungsreiche Gesang des Gelbspötters, dieses sprudelnden Sprachmeisters, dessen Weisen oft wie gesprochene Worte klingen. Unten im Gebüsch sein winziger Gegenspieler, der drollige Zwerg unter den Vögeln, der Zaunkönig. Er huscht mit stolz gestelltem Schwänzchen durchs Gestrüpp. War's eine Maus oder ein Vogel? Daß die winzige Kehle ein solch kräftiges Lied herausschmettern kann! Zum Schwarzplättchen und der Zaungrasmücke gesellt sich hier die Gartengrasmücke, dieser mausgraue, unscheinbare Sänger mit dem vollen, melodischen Geplauder.

Zaunkönig beim Nest phot. E. Aichele

Was ist denn da im Fasanengarten los? Meisen schimpfen, Kleiber warnen, Drosseln tickſen, Grasmücken tacken, Rotkehlchen schnickern, Nachtigallen rätschen! Wir gehen dem vielstimmigen Gezeter nach und entdecken die Ursache in einem Waldkauz, der totunglücklich sich an einem Stamm drückt und gern weit fort wäre in seinem sicheren Versteck, woraus er aufgestöbert wurde.

Von den Dachfirsten herab ertönt überall in der Stadt das gepreßt klingende Liedchen des Hausrotschwanzes. Nicht die Menschen ziehen ihn an, sondern ihre Bauwerke, die ihn an seine ursprüngliche Felsenheimat erinnern. Hoch über dem Dächergewirr sausen Scharen von Mauerseglern umher, mit schrillem Schrei erfüllen sie die Luft. Diesen ruhelosen, unermüdlichen Fliegern, den „Schwalben" der Städter, vergeht der ganze Tag „im Fluge". Die eigentlichen Schwalben, Rauch- und Mehlschwalben, beleben mehr die ländlich gebliebenen Vororte.

Die Stadt liegt so sehr in Grün gebettet, daß man den Übergang zum umgebenden Wald kaum merkt. So hört man den Trauerfliegenschnäpper, diesen ausgesprochenen Waldvogel, schon in den Straßen am Hardtwald. Dort lebt auch schon der rotrückige Würger. Seinen selteneren Verwandten, den Rotkopfwürger, trifft man auf dem Wege nach Daxlanden, dort sogar in mehreren Paaren. Noch seltener ist hier der große Raubwürger, den man südlich der Stadt, im Feld- und Obstgartengelände finden kann. Hier brüten außerdem noch Distelfinken, Girlitze, Ammern und Lerchen.

Digitized by Google

Teichrohrsänger brütend phot. E. Aichele

Teichrohrsänger am Nest phot. E. Aichele

Der nördlich sich anschließende Hardtwald ist noch vogelreich, soweit die schönen gemischten Bestände des Wildparkes mit Unterholz und Wasserstellen reichen. Hier kann man auch den Pirol hören, der seinen klangvollen Namen ruft. Je einförmiger weiter draußen die Bestände werden, desto spärlicher und einförmiger ist auch natürlich die Vogelwelt: Tauben, Spechte, Stare. Über den Wipfeln kreist unser deutscher Adler, der Mäusebussard. Durch das Geäst verfolgt der Baumfalke eine Taube. Aus den Kronen der Nadelhölzer tönt das feine Zirpen der Goldhähnchen und die hellen Lockrufe der Tannenmeisen.

Die weitausgedehnte Stadt reicht mit ihrem ländlichsten Vorort Daxlanden hart bis an das Hochufer des Urstrombettes des Rheines. Von eigenartiger Wirkung ist das plötzliche Abbrechen der Kulturlandschaft mit Feldern und Gärten. Den Abhang hinunter, und man ist im Sumpf und Ried! Auf den Feldern oben trillern noch die Feldlerchen. Zierliche Haubenlerchen trippeln auf dem Wege herum. Im dichten Buschwerke des Hanges brüten Hänflinge, Goldammern und Dorngrasmücken; aber aus dem Röhricht erschallt ein ganz andersartiges Konzert.

Tonangebend ist das knarrende „Karrekiet“ des Drosselrohrsängers, er schimpft wirklich „wie ein Rohrspatz“! Daneben seine kleinere Ausgabe, der Teichrohrsänger. Ihm ähnlich singt der Schilfrohrsänger, aber bei weitem der feinste und abwechslungsreichste Künstler ist der Sumpfrohrsänger, der die Gesänge der Besten täuschend nachahmt. Der Heuschreckenrohrsänger bildet wohl den einförmigsten Gegensatz dazu. Sein Gesang unterscheidet sich schwer von dem Zirpen der Heuschrecken. Rohrammern klettern an den Schilfrohren aufwärts und lassen ihr einfaches Liedchen bis zum Überdruß erschallen. Blaukehlchen singen abwechslungsreich, bisweilen zweistimmig. Aus dem Dickicht des Rohrwaldes erschrecken uns seltsame Urlaute, die bald wie Menschenstöhnen, bald wie das Zankgeschrei kämpfender Wiesel klingen. Nur schwer

Digitized by Google

Bläßhühner im Winter phot. E. Aichele

kann man glauben, daß dies Vogellaute ſind, da man den Künſtler nur ſelten zu Geſicht bekommt. Es iſt die Waſſerralle, die es meiſterhaft verſteht, ſich zu verſtecken. Ebenſo heimlich treibt die Zwergrohrdommel ihr Weſen. Über dem Bruch vollführt die Bekaſſine, die „Himmelsziege", meckernd ihre Balzflüge. Von dem ſchilfumkränzten Waſſer herüber tönt das Bellen der Bläßhühner und der lange Triller der Taucherchen. Gegen Abend wird das Konzert noch volltöniger durch die Fröſche und Kröten, die als Kontrabaß das eigenartige Sumpforcheſter ergänzen. Zwiſchenhinein wird die Harmonie durch das plötzliche Auftauchen einer Rohrweihe, die gaukelnden Fluges das Gebiet nach Beute abſucht, geſtört. Auf den Wieſen vor dem Rheindamm ſingen die Braunkehlchen.

Aber das ſchönſte Vogelparadies erwartet uns an der äußerſten Grenze der Landſchaft, zwiſchen Rheindamm und Rhein. Es ſind die herrlichen Auwälder, die den Strom auf weite Strecken begleiten und die ſtillen Altwaſſer umkränzen. Sie ſind ein Stück Urwaldpoeſie, herübergerettet in unſere Zeit. Das dichte verſchlungene Unterholz, das trotz des gelegentlichen Abtriebes ſofort wieder ſich zuſammenſchließt, und die regelmäßigen Überſchwemmungen erhöhen nur die wilde Romantik dieſer Wälder und ſchützen ihre Urſprünglichkeit.

Dort iſt eine Eiche ganz mit Epheu umſponnen, hier ſchlingt ſich die Waldrebe um eine Ulme, Miſteln wachſen auf Pappeln und Kiefern des Rappenwörth, Hopfen rankt um Erlen und Eſchen, dazwiſchen undurchdringliches Gewirr von Kreuzdorn, Hartriegel, Liguſter, Schlehe und Schneeball. Schwüle Luft laſtet im dämmernden Grün dieſer Wildnis, ſchwer von den Düften der zahlreichen Schattenblumen. An vielen Stellen überwiegt der eindringlich würzige Geruch des Bärlauches, der mit leuchtend weißen Blüten den Boden dicht bedeckt. Und dazu gehört Nachtigallenſchlag, wie im Spätſommer die Schnaken!

Digitized by Google

In dieser üppigen Pflanzenwelt natürlich ein abwechslungsreiches Vogelleben. Hier brütet fast ein Drittel aller in Deutschland nistenden Vogelarten. Gabelweihen kreisen über dem Strom, und wenn man Glück hat, kann man gelegentlich den seltenen Fischadler rütteln sehen. Außer allen bisher erwähnten Vögeln leben im Auwald auch noch solche, die nicht zu den alltäglichen gehören. Dicht über die stillen Wasser saust ein kleiner schillernder Edelstein, der Eisvogel. Mit seinen glänzenden Farben mutet er beinahe fremdländisch an. Am Strande und auf Sandbänken stelzen die Flußuferläufer herum und jagen sich über dem Wasserspiegel. Der Fasan, eigentlich ein Morgenländer, hat hier Heimatrecht erworben und fliegt mit schwerfällig rauschendem Flug durch das dichte Geäst. Zahlreiche Schwanzmeisen durchstreifen den Wald, und eine Weidemeise schlüpft durch die Kopfweiden, die von Überpflanzen dicht umsponnen sind. Der Kuckucksruf erschallt so häufig, daß er fast zur Qual wird, während

Nest des Bläßhuhns phot. E. Aichele

Wendehals phot. E. Aichele

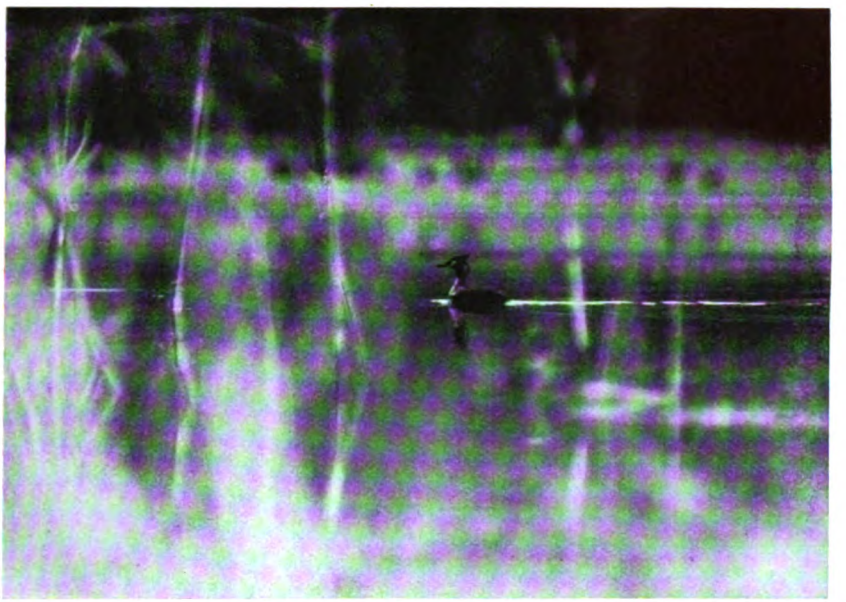
man den hier ebenso häufigen Pirol nie genug kriegt. Das verliebte Gurren der Turteltauben mischt sich in das Gäckseln der Wendehälse. Auf dunklen Wasserflächen leuchten die weißen und gelben Seerosen. Dazwischen schwimmen seltsame Märchenvögel: die Haubentaucher. Auch Stockenten brüten hier. Unbeweglich steht der Fischreiher im Wasser auf der Lauer.

Im Winter finden große Scharen nordischer Enten Zuflucht auf den Wassern, und die reifen Mistelbeeren locken viele Misteldrosseln an, die hier den Winter verbringen.

Interessante Beobachtungen kann man dort im Frühjahr und Herbst anstellen, wenn die großen Wanderscharen der Zugvögel Tag und Nacht hin- und zurückfluten: der Rhein ist eine Hauptvogelzugstraße.

Bei dem großen Artenreichtum in der Vogelwelt ist es eigentlich erstaunlich, daß verhältnismäßig wenig Kleinvögel einer jeden Art anzutreffen sind.

Digitized by Google



Der Märchenvogel Haubentaucher phot. E. Aichele

Das hat seinen Grund u. a. in der übergroßen Menge der Feinde, vor allem der Krähen, Eichelhäher und Elstern, deren natürlicher Feind, der Habicht, leider fast ganz ausgerottet ist.

In der übrigen Karlsruher Landschaft bietet sich eigentlich das gleiche Bild: auch hier eine große Mannigfaltigkeit der Arten, entsprechend der Vielgestaltigkeit der Landschaft, aber leider nirgends viele Vögel von einer Art. Die Möglichkeit zu einem wirklichen Vogelreichtum wäre gegeben. Hier könnte ein wirksamer Vogelschutz Großes leisten.

Was d'Schpatze pfeife[1]

Von Fritz Römhildt-Romeo, Karlsruhe

Im Sommer auf-em Land, da duht-
mer net viel Neu's erfahre,
Un wann mir oft als wochelang
Dann net in Karlsruh ware.

Jetzt hab ich e Erfindung g'macht,
Die mich in Schtand duht setze,
Zu jed're Zeit z'erfahre, was
Die Residenzler schwätze.

Denn was dort drin passiere duht,
Deß wird e jed's begreife,
Deß duhn die Schpatze z'allererscht
Doch von die Dächer pfeife.

So kommt-mer gleich aus allem raus;
Drum muß-mer halt schtudiere,
Wie-mer deß macht, um mit der Welt
Der Anschluß net z'verliere.

Deß war ganz einfach; denn ich hab
Zwei Schpatze groß gezoge,
Die hab ich so dressiert, daß die
Nach Karlsruh 'nei' sinn g'floge.

Un henn mei' Schpatze dort was g'hört
Un hawwe-se's begriffe,
So krieg ich deß in Frauenalb
Dann brühwarm vorgepfiffe.

[1] Aus „Tautropfe", Verlag F. Gutsch, Karlsruhe.

Digitized by Google

1. Rheinhafen Karlsruhe — phot. Bad.-Pfälz. Lufthansa, Karlsruhe

Der Charakter des Karlsruher Rheinhafens

Von Emil Pfeiff, Karlsruhe

In seinen „Aphorismen zur Lebensweisheit" geht Schopenhauer von dem Gedanken aus, daß alles, was den Unterschied im Lose der Sterblichen begründet, sich auf drei Grundbestimmungen zurückführen läßt, auf das, was einer ist, auf das, was einer hat, und auf das, was einer vorstellt. Diese Grundeinteilung einer Betrachtung des Menschen kann meines Erachtens ohne Zwang auch auf seine Werke angewendet werden, vor allem auf die technisch-wirtschaftlichen Betriebe, die er zur Befriedigung bestimmter Verkehrsbedürfnisse ersinnt und erstellt.

Wie bei dem Menschen, so ist es auch bei diesen technisch-wirtschaftlichen Betrieben: das, was einer ist, was einer an sich selber hat, ist zu seinem Lebensglück, zu seiner günstigen Entwicklung stets das Wesentlichste. Es ist hiernach kein müßiges Beginnen, vielmehr ein für die künftige Gestaltung dieser Betriebe bedeutungsvoller Versuch, in ihrer Erscheinungen Flucht den ruhenden Pol, das Wesentlichste, ihren Charakter zu suchen und in richtunggebende Feststellungen zusammenzufassen.

Im besonderen scheint mir das Bedürfnis nach einem solchen Versuch bei der jüngsten technisch-wirtschaftlichen Schöpfung der Stadt Karlsruhe, bei dem Karlsruher Rheinhafenbetrieb, vorhanden zu sein, der bei der Umstellung, die diese Stadt zum Ausgleich der schädlichen Folgen des Weltkrieges aus Selbsterhaltungsgründen vornimmt, je länger desto mehr zu ihrer wichtigsten Lebensgrundlage wird. Dennoch ist der Karlsruher Rheinhafenbetrieb seinem Wesen nach — innerhalb und außer-

Digitized by Google

2. Rheinhafen Karlsruhe, Mittelbecken phot. H. Schmeiser, Karlsruhe

halb der Mauern der Stadt — noch nicht genügend bekannt und daher auch noch nicht in dem Maße in den Dienst der südwestdeutschen Wirtschaft, von Handel und Industrie, von Landwirtschaft und Gewerbe gestellt, das einer kaufmännisch-nüchternen Erwägung als zweckmäßig, ja als vorteilhaft erscheint.

Vom Wesen eines Rheinhafens zu sprechen, ist insofern ein Wagnis, als die öffentliche Meinung bei ihrem an sich verständlichen und schließlich auch begründeten Bestreben, alle Probleme nach Möglichkeit zu vereinfachen, bei der Beurteilung der Rheinhäfen von vornherein davon ausgeht, daß sie im wesentlichen einander gleich sind. Eine derartige Voraussetzung ist aber ein Irrtum, denn bei den wichtigeren Rheinhäfen, zu denen der Karlsruher Rheinhafen gehört, ist es wie in der Natur. Nichts stimmt vollkommen überein. So wenig ein Blatt eines Baumes einem andern Blatt desselben Baumes gleicht, so wenig gleicht im wesentlichen ein Rheinhafen einem andern, auch wenn sie nahe beieinander liegen. Jeder hat ein eigenes Gesicht, jeder eine eigengesetzliche Entwicklung und jeder auch eine besondere Aufgabe.

Das Gesicht des Karlsruher Rheinhafens ist ebenso auffallend und unvergeßlich wie die fächerförmige Gestalt der Karlsruher Altstadt. Sachlich einfach und natürlich, nur vom Zweck bestimmt, zweigen die vorhandenen vier Hafenbecken — wie die Finger von einer Hand — von dem genau von Westen nach Osten gezogenen Stichkanal ab, die möglichen und die geplanten Erweiterungen, von denen ein fünftes Hafenbecken bereits begonnen ist, deutlich erkennen lassend.

Zu der baulichen Eigenart des von Brücken und Schleusen jeder Art freien Karlsruher Rheinhafens gesellt sich eine bei Hafenanlagen selten zu beobachtende

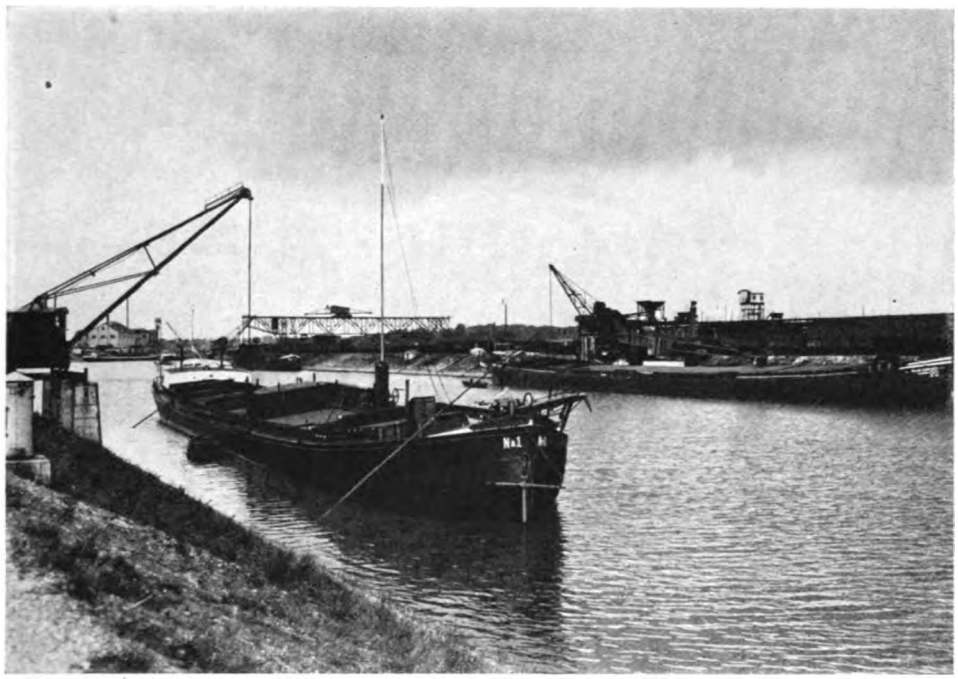
Digitized by Google

2a. Rheinhafen Karlsruhe, Mittelbecken

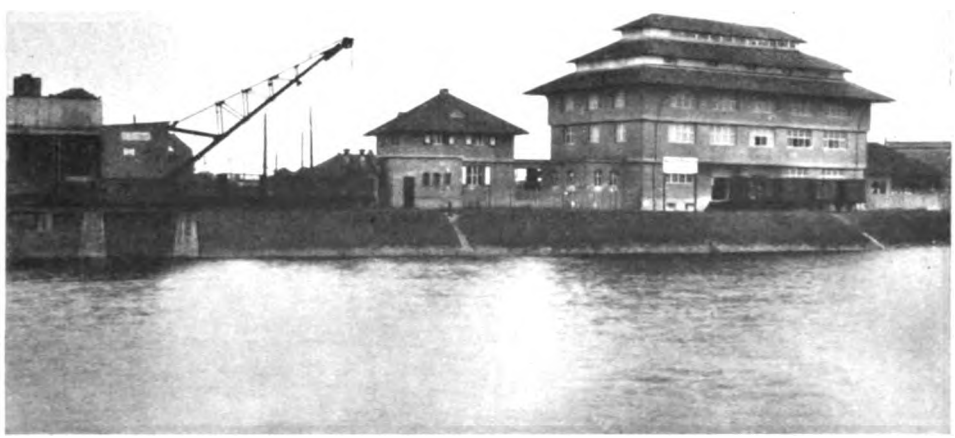
landschaftliche Schönheit. Die Hafenbecken, Straßen und Gleisanlagen, die Fabriken und Umschlagseinrichtungen, die Lagerplätze und Lagerräume, die zusammen das Karlsruher Hafengebiet bilden, liegen in einer von Baumgruppen und Ziergärten belebten, von der Alb, einem kleinen Schwarzwaldflüßchen, reizvoll umsäumten Niederung. Erhöht, auf dem etwas zurückliegenden Hochgestade, umgeben das Karlsruher Hafengebiet freundliche Siedlungen, von denen die im Süden und im Norden, die alten Hardtdörfer Daxlanden und Knielingen, mit der Rheinschiffahrt von jeher verbunden sind. Einen ruhigen, durch seinen prachtvollen, in der Ferne sich verlierenden Verlauf erhebend wirkenden Abschluß findet die aus der typischen, zwischen Wald und Wasser wechselnden Oberrheinlandschaft unvermittelt, daher auffallend hervortretende Stätte der Arbeit und des Verkehrs links des Rheins in der Kette der Vogesen und der Hardt und rechts des Rheins in den Bergkuppen des nördlichen Schwarzwaldes.

Die Eigengesetzlichkeit der Entwicklung des Karlsruher Rheinhafens ist das Ergebnis einer Reihe technischer und organisatorischer Maßnahmen in Verbindung mit politischen und wirtschaftlichen Ursachen und Wirkungen. Von den technischen Maßnahmen haben für diese Entwicklung wie für ihre Besonderheit die wichtigsten Grundlagen gelegt: die von Tulla vorgeschlagene und eingeleitete Rheinkorrektion, die von Honsell erkämpfte und begonnene Regulierung der Oberrheinstrecke Sondernheim—Straßburg und die nach der Erfüllung dieser Voraussetzungen von der Stadt Karlsruhe in Gemeinschaft mit der Wasserbau-, Eisenbahn- und Zollverwaltung geschaffenen, neuzeitlichen Bedürfnissen entsprechenden Anlagen und Einrichtungen.

Digitized by Google



3. Rheinhafen Karlsruhe, Südbecken



4. Rheinhafen Karlsruhe, Kreidemühle und Kittfabrik am Nordbecken

Digitized by Google

5. Überfahrt eines Eisenbahnzuges über die Eisenbahnschiffbrücke bei Maxau, wodurch die Schiffahrt von und nach Karlsruhe unterbrochen wird

6. Ostende der veralteten Eisenbahnschiffbrücke bei Maxau, in der Nähe des Karlsruher Rheinhafens

Digitized by Google

7. Altwasser beim Rheinhafen Karlsruhe

Wasserumschlagsplätze waren in Mittelbaden freilich schon vor dem Bau des Karlsruher Rheinhafens vorhanden. Leopoldshafen, das ehemalige Schröck, und Maxau, ein Hafen auf Knielinger Gemarkung, waren die bedeutendsten von ihnen. Alle waren sie aber unzureichend und mußten es sein, solange nicht der Endpunkt der regelmäßigen Großschiffahrt auf dem Oberrhein von Mannheim-Ludwigshafen nach Straßburg-Kehl verlegt war. Als weitere Kreise die Möglichkeit einer solchen Verlegung anerkannten und der Erfolg der Regulierung ihr eine wirtschaftliche Grundlage gab, da war es eine natürliche Erscheinung, daß diese kleinen, die Güterbewegung nur zersplitternden Häfen und Landeplätze eingingen, der Verkehr des in Betracht kommenden Gebiets sich in einem einzigen Punkte, im Karlsruher Rheinhafen, sammelte und dabei zu einer Stärke anwuchs, die allgemein überraschte, weil mit dem Eintritt dieser Wirkung von keiner Seite gerechnet worden war. Die Möglichkeit zu dieser Verkehrsentwicklung war jedoch schon längere Zeit vorher da, sie schlummerte nur ungesehen bis sie geweckt wurde, wie im Märchen das Dornröschen.

Neben dieser selbsttätigen, von außen her wirkenden Zusammenballung von Kräften, dieser natürlichen Arbeitsvereinigung, ist für die Eigengesetzlichkeit der Entwicklung des Karlsruher Rheinhafens noch eine innere organisatorische Maßnahme von großem Einfluß: die von der Stadt Karlsruhe auf Grund der Erfahrungen älterer Rheinumschlagsplätze von Anfang an erstrebte Zusammenfassung der gleichartigen Hafenbetriebsarbeiten, da eine Teilung dieser Arbeiten eine Verschwendung von Zeit und Geld, eine Verlangsamung von Umschlag und Beförderung und eine

Digitized by Google

8. Altwasser beim Rheinhafen Karlsruhe

Schmälerung des Betriebsertrags bedeutet, die sich letzten Endes als eine Schwächung der Wettbewerbsfähigkeit des ganzen Platzes bemerkbar macht.

Am deutlichsten ist die Wirkung dieses Verwaltungsgrundsatzes beim Umschlagsbetrieb zu erkennen, für den die Regel aufgestellt werden kann: der Stückgutumschlag ist in der Hand der Stadt, während das Massengut vorwiegend von privatwirtschaftlichen Unternehmen umgeschlagen wird. Auch beim Hafenschleppdienst ist diese Zusammenfassung und Rationalisierung von Arbeit wahrzunehmen, wenn auch hierbei — wie auf allen übrigen Gebieten des Karlsruher Rheinhafens — nicht das Gesetz entscheidet, sondern das verkehrswirtschaftliche Bedürfnis und die Zweckmäßigkeit, denn der Hafenschleppdienst ist zwar im Verordnungswege der Stadt vorbehalten worden, diese besteht aber nicht — wie Shylock — auf ihrem Schein, sondern läßt auch eine Mitwirkung der privatwirtschaftlichen Schleppschiffahrtsunternehmen zu, die sich — volkswirtschaftlich betrachtet — im Laufe von fast drei Jahrzehnten wohl bewährt hat.

Für die Eigenart der Entwicklung des Karlsruher Rheinhafens ist ferner noch bestimmend, daß die gekennzeichnete Art von Arbeitsvereinigung nicht mit dem städtischen Hafenbetriebsdienst aufhört, sondern auf den privatwirtschaftlichen Umschlag von Massengut übergreift, und zwar in der Weise, daß sich die Karlsruher Holzspeditionsfirmen — der Not gehorchend, nicht dem eigenen Triebe — zu einer Holzverladegemeinschaft zusammenschlossen, gewiß zunächst aus eigenwirtschaftlichen

Digitized by Google

9. Altwasser beim Rheinhafen Karlsruhe

Gründen, zu einem erheblichen Teil aber auch mit der Absicht, dem auf dem Weltmarkt von der ausländischen Konkurrenz stark bedrohten deutschen Holz den Wettbewerb nach Möglichkeit zu erleichtern.

Daß beim Karlsruher Rheinhafen diese eigenartige, weitgreifende Betriebskonzentration erfolgen konnte und aufrechtzuerhalten ist, verdankt er der Tatsache, daß sein Verkehr keine zufällige Bewegung darstellt, sondern sich auf eine verhältnismäßig sichere Grundlage stützt, auf einen Güteraustausch, der bei allen möglichen und unvermeidlichen Schwankungen dem Karlsruher Rheinhafen doch eine gesunde natürliche Entwicklung gewährleistet und ihm verkehrspolitisch und verkehrswirtschaftlich eine besondere Aufgabe zuweist, eine Aufgabe, die weit mehr seine Eigenart bestimmt als seine kommunalpolitischen und kommunalwirtschaftlichen Zwecke, die in diesem Zusammenhang nicht zu betrachten sind.

Diese besondere Aufgabe des Karlsruher Rheinhafens ist seit Jahren, beim Güterempfang vorwiegend dem Kohlenverkehr zu dienen und beim Güterversand der bedeutendste südwestdeutsche Einladeplatz für Holz zu sein. Diese Tatsache ist zahlenmäßig zu beweisen. Hier genüge, daß von der gesamten Zufuhr des Karlsruher Rheinhafens 1913 rund 72 v. H. und 1927 rund 84 v. H. auf Steinkohlen, Steinkohlenbriketts, Steinkohlenkoks und Braunkohlenbriketts entfielen und der Anteil des Holzes an der gesamten Abfuhr 1913 rund 85 v. H. und 1927 rund 46 v. H. betrug. Der auffallende starke Rückgang bei der Holzabfuhr, das sei beiläufig bemerkt, ist in der Hauptsache eine Folge des außergewöhnlich scharfen Wettbewerbs, den das

Digitized by Google

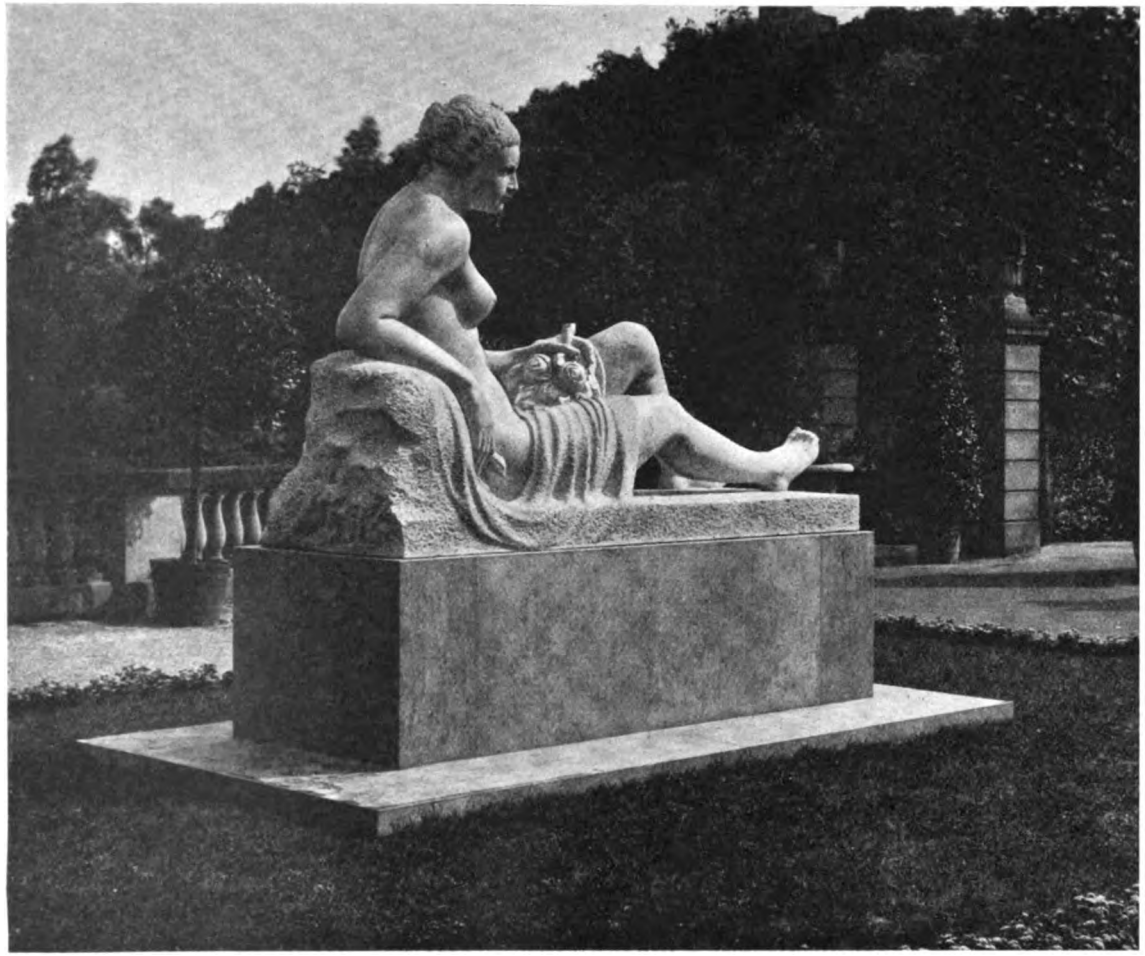
ausländische Holz seit der von dem Weltkrieg herbeigeführten Umbildung der staatlichen, politischen und wirtschaftlichen Gruppierung Europas den Erzeugnissen der deutschen Forstwirtschaft auf dem Weltmarkt bereitet, ein Wettbewerb, der infolge sprunghafter Änderungen und übertriebener Spannungen zweifellos ungesund ist und hoffentlich im Laufe der Zeit — wie ein aus seinem Takt gebrachtes Pendel — wieder in einen gleichförmigen Gang, in einen vernünftigen Gleichgewichtszustand kommt.

Die angedeuteten Verkehrsschwankungen beweisen im ganzen, daß die Sonderaufgabe des Karlsruher Rheinhafens nicht für alle Zeiten feststeht, sondern — wie alles Irdische — dem Wechsel unterworfen ist, und daß die Zusammensetzung und die Stärke des Karlsruher Hafenverkehrs von Kräften bestimmt werden, die teils miteinander, teils gegeneinander wirken und zusammen nur die Zahlen ergeben, die nachträglich die Statistik zusammenstellt und alle, die es angeht, dazu reizt, das Wort Goethes wahr zu machen: „Was du ererbt von deinen Vätern hast, erwirb es, um es zu besitzen."

Die Prüfung dieser Verkehrszahlen und die Beobachtung des Spiels der Kräfte, deren Ergebnis sie sind, lassen überdies deutlich erkennen, daß für die Entwicklung der Eigengesetzlichkeit der Rheinhäfen das gleiche Gesetz gilt wie für die Entwicklung der menschlichen Persönlichkeiten, das Gesetz, das Paul de Lagarde in den Satz zusammenfaßte, daß sich Charaktere bilden an der Arbeit und an den Erfolgen der Arbeit.

Diese Arbeit, ihre Erfolge wie auch ihre Mißerfolge, fesseln die Menschen, die sie verrichten, an die Rheinhäfen im besonderen, wie Freud und Leid sie im allgemeinen an Volk und Heimat binden. Was besinnliche Rheinschiffer glaubhaft von ihrem Strom behaupten, daß er sie nimmer loslasse, daß sie ihn lieben müssen, solange sie leben, das gilt auch von denen, die den Rheinhäfen, ihrem Werden und Wirken, Denken und Wollen widmen. Sie lieben diese technisch-wirtschaftlichen Organismen nicht nur wegen der oberflächlichen, nüchternen Tatsache, daß sie ihnen Beschäftigung und Brot geben, sondern um der tief in ihrer Seele wurzelnden inneren Verbundenheit, um der Schönheit willen, die aus dem großartigen Zusammenklang von Natur und Technik mit Arbeit, aus Wasser und Werk, aus Licht und Luft entsteht. Die Rheinhäfen sind ihnen ein besonders liebes Stück der Heimat, Charaktere, die zurückwirken auf sie selbst, auf ihr Leben und Weben, und aus ihnen selber wetterfeste, sturmerprobte, an Tracht und Wesen, Sinn und Sitte erkennbare, eigenartige Persönlichkeiten bilden, unentbehrliche Glieder dieser Organismen und damit Teile ihrer Heimat, die unser Vater-, Mutter- und Kinderland ist, das solche Charaktere braucht, um aus der Finsternis den Weg ins Licht zu finden.

Digitized by Google



Flora im Karlsruher Stadtgarten
(Marmorplastik)

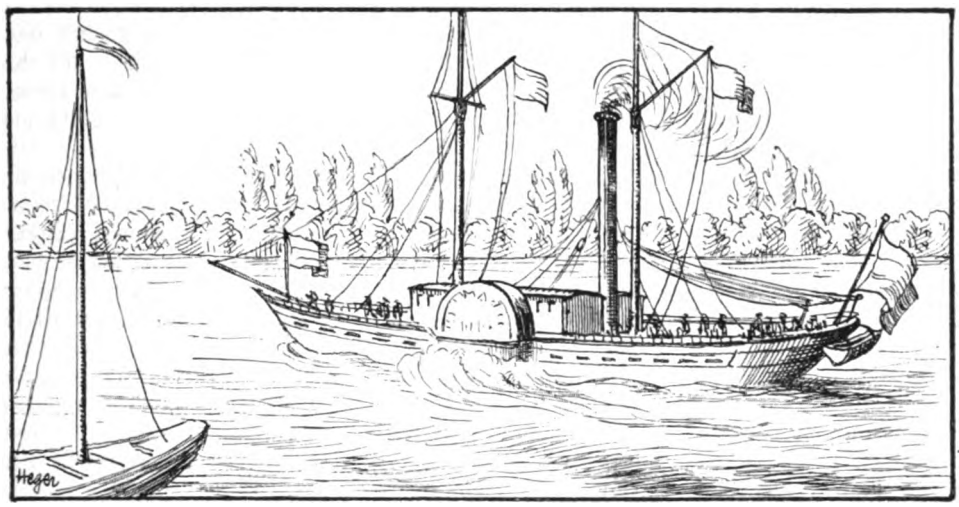
Georg Schreyögg

Digitized by Google

Mädchenbüste
(Stuccoplaſtik)

Karl Seckinger

Digitized by Google



Dampfschiff aus der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts (Federzeichnung v. L. Heger, Karlsruhe)

Aus der Geschichte der Dampfschiffahrt auf dem Oberrhein

Von Emil Heidelberger, Karlsruhe

Die ersten Versuche, die Dampfschiffahrt auf dem Oberrhein in das große Netz wirtschaftlichen Verkehrs einzuflechten, haben eine mehr als hundertjährige Vergangenheit zu verzeichnen. Im Jahre 1825 wurde dem Freiherrn von Cotta in Stuttgart, dem amerikanischen Konsul Church und dem Spediteur Kißling in Rastatt vom Großherzog Ludwig von Baden die Erlaubnis erteilt zur Errichtung einer Aktiengesellschaft, die sich den Betrieb der Dampfschiffahrt auf dem Rhein von Basel bis an die Nordgrenze des Großherzogtums zur Aufgabe stellte. Zwei Jahre später machte das Dampfboot „Ludwig" seine erste Probefahrt. Nach vorgenommenen Verbesserungen unternahm das Schiff 1830 seine nächste Reise, auf der es im Freihafen von Mannheim am 30. Mai von Tausenden von Zuschauern festlich begrüßt wurde. Am folgenden Tage trat es die Fahrt nach Schröck (Leopoldshafen) an, wo Großherzog Ludwig von Baden das neu eingerichtete Dampfschiff in Augenschein nahm. Es wurde indessen August 1831, bis die Karlsruher Handelskammer bekanntgeben konnte, daß der „Ludwig" während dieses Monats alle vier Tage von Mainz in Schröck ankomme und von da jeweils morgens 10 Uhr wieder nach Mainz zurückfahre. Von Karlsruhe aus wurde an den Abfahrtstagen ein regelmäßiger Wagenverkehr nach dem Hafenplatz für Reisende und Güter eingerichtet. Im Jahre 1833 eröffnete die preußisch-rheinische Dampfschifffahrtsgesellschaft ihre regelmäßigen Fahrten auf dem Oberrhein durch Entsendung des Dampfers „Stadt Koblenz" nach dem Hafen von Schröck, wohin der badische Landesherr zu einer Lustfahrt eingeladen war. Zwei Mitglieder des Verwaltungsrats der Gesellschaft, Handelsherren aus Köln, begrüßten den Großherzog, der sodann bei herrlichstem Wetter unter badischer Hauptflagge eine Fahrt stromaufwärts

Digitized by Google

bis gegen Daxlanden unternahm, während eine große Menschenmenge an den Stromufern dem ungewohnten Schauspiel zusah. Damals trugen die Vertreter der Einwohnerschaft von Schröck dem Landesherrn die alsbald gewährte Bitte vor, für ihre Gemeinde und den Hafen den Namen Leopoldshafen führen zu dürfen. Die rheinischen Dampfboote dehnten ihre Fahrten im gleichen Jahre noch bis nach Kehl und Straßburg aus.

Dem wachsenden Verkehr wurde in Karlsruhe durch die Errichtung einer Expedition der Rheinischen Dampfschiffahrt Rechnung getragen, die der Bürger Eduard Koelle leitete. Von seinem Hause, Kreuzstraße 3, ging jeden Morgen ein Wagen, der 24 Personen faßte, nach Leopoldshafen ab. Der Schiffsverkehr nahm alsbald beträchtlich zu, direkte Fahrten von Köln bis Leopoldshafen und Straßburg wurden eingerichtet. Mit Vorliebe bediente sich das Publikum des neuen Verkehrsmittels, denn Eisenbahnen gab es damals in Baden noch nicht. Die steigende Bedeutung des Leopoldhafens kam bei der Agentur Koelle deutlich zum Ausdruck. Hier wurden Schiffsplätze bis nach London verkauft, und zeitweise liefen in den Sommermonaten, wo der Verkehr nach dem Landungsplatze verstärkt werden mußte, täglich 50—60 Pferde der Firma. Im Jahre 1837 wurde der Betrieb der Expedition Koelle von der Oberamtsexpedition fahrender Posten übernommen.

Bereits 1836 war nach zwanzigtägiger Fahrt zum ersten Mal ein Güterschiff aus Holland in Leopoldshafen eingetroffen und eine regelmäßige Verbindung mit Rotterdam eingerichtet worden.

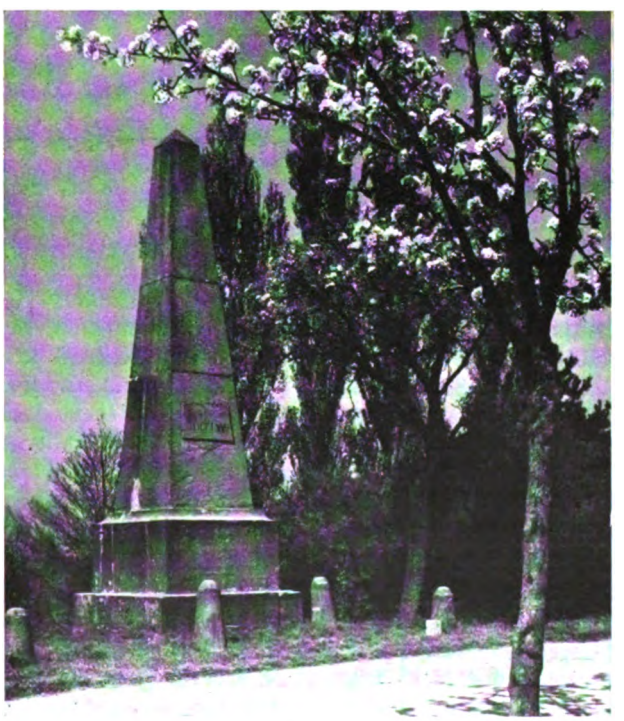
Indessen wurde die technische und sonstige Ausstattung der Personendampfboote mehr und mehr verbessert. Im Oktober 1837 fand in Leopoldshafen ein bedeutungsvolles Fest statt: das größte und schönste neue Dampfschiff der Rheinischen Dampfschiffahrtsgesellschaft, ausgestattet mit Maschinen von 110 Pferdestärken, wurde in Anwesenheit des Hofes und der Behörden auf den Namen „Großherzog Leopold von Baden" getauft. Während der anschließenden Festfahrt des Dampfers bis Daxlanden fand auf dem Schiffe ein von Kölner Patriziern veranstaltetes Festmahl statt. Volksbelustigungen aller Art beschlossen die Feier. Im Jahre 1841 wurde der Rhein bereits von zwei Schiffahrtsgesellschaften auf den Strecken Köln—Straßburg und Mannheim—Basel befahren.

Im Zusammenhang mit der Einrichtung regelmäßiger Dampferfahrten war schon 1833 der Plan erörtert worden, die für Karlsruhe sehr bedeutungsvolle Verbindung mit dem linken Rheinufer durch Bau einer Schiffbrücke bei Knielingen herbeizuführen. Die Regierung war bereit, das Unternehmen einer Aktiengesellschaft zu überlassen, und der Kaufmann Gustav Schmieder in Karlsruhe sammelte Subskriptionen und forderte durch ein Zeitungsinserat zur weiteren Beteiligung auf. Die Uferstaaten Baden und Bayern haben jedoch nachher den Bau der Schiffbrücke selbst übernommen. Im August 1840 fand unter Teilnahme bayerischer und badischer Behörden, in Anwesenheit von Vertretern der Stadt Karlsruhe, von solchen aus Knielingen und aus anderen Gemeinden, sowie von Handel, Zünften und Gewerben die feierliche Eröffnung statt, bei der in einem Festzug Handelsgegenstände und Erzeugnisse der Landwirtschaft mitgeführt, reichhaltig mit Kanonen geschossen und ein Volksfest abgehalten wurde, an dem mehr als 20 000 Menschen teilgenommen haben sollen. Im folgenden Jahr wurde bei der Knielinger Schiffbrücke eine Dampfschiffstation eröffnet. Das angrenzende Gelände erhielt nach dem Markgrafen Maximilian, zu dessen Eigentum es gehörte, den Namen Maximiliansau, der später, als auf der linken Rheinseite das Ufergebiet zu Ehren Maximilians II. von Bayern den gleichen Namen bekam, in Maxau verkürzt wurde. Die spätere Errichtung von

Digitized by Google

Kranen, Lagerhäusern und anderen Bauten daselbst besiegelte endgültig das Schicksal der Rheinstation Leopoldshafen, denn der Verkehr von der Landeshauptstadt nach dem Rhein ging fürderhin zunächst ausschließlich über Maxau. Auch der Plan, einen Kanal vom Rhein nach Karlsruhe anzulegen, wurde damals mehrfach erwogen. In einer öffentlichen Aufforderung zur Zeichnung von Beiträgen für den genannten Zweck aus dem Jahre 1835 hieß es auf die Frage, was Karlsruhe fehle, um eine wirkliche Stadt zu werden, man könne aus dem Munde eines jeden Einwohners vernehmen: „Wasser". Die Anregung, freiwillige Beiträge für eine Kanalverbindung zwischen Rhein und Karlsruhe zu zeichnen, hat denn auch nach einer damaligen Zeitungsnotiz allgemeinen Anklang und freudige Aufnahme gefunden. Der Bau des Karlsruher Rheinhafens ist indes einer späteren Zeit vorbehalten worden.

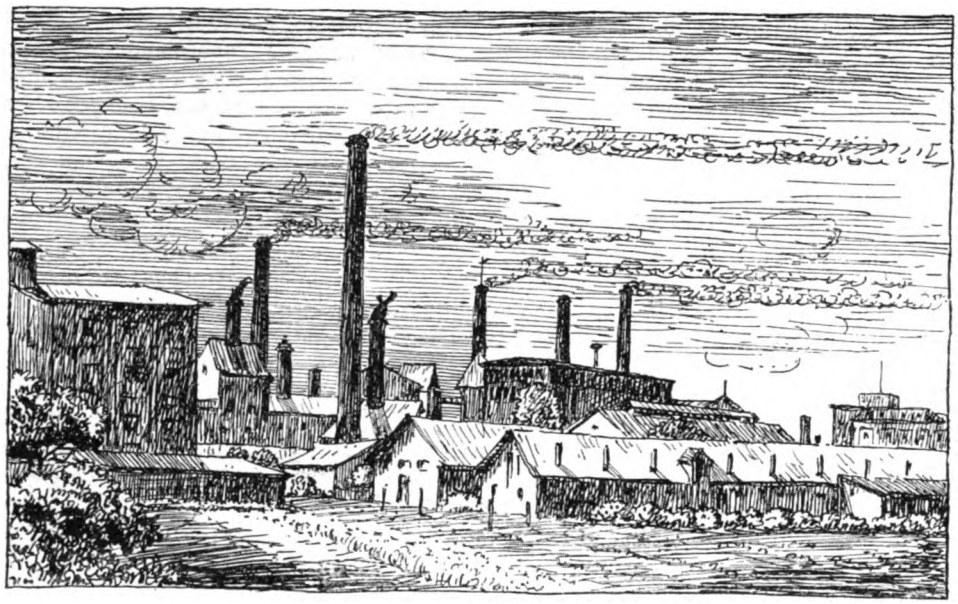
Den vorstehend geschilderten Versuchen, die Dampfschiffahrt auf dem Oberrhein, insbesondere bis Straßburg und Basel, in größerem Umfang durchzuführen, blieb trotz hoffnungsvoller Anfänge letzten Endes der Erfolg versagt. Die Dampfschifffahrt konnte den Wettbewerb mit den auf beiden Seiten des Oberrheins entstehenden Eisenbahnlinien bei der starken Strömung und der geringen Tragfähigkeit der Schiffe nicht aufrechterhalten. Noch in den vierziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts stellten daher die Unternehmungen den Betrieb ein. Erst der Abschluß umfassender Rheinregulierungsarbeiten im ersten Jahrzehnt unseres Jahrhunderts brachte eine Wiederbelebung und stetige Aufwärtsbewegung der Dampfschiffahrt auf dem oberen Laufe des Rheinstroms.



phot. W. Kratt, Karlsruhe

„Bienenvater"-Denkmal bei Leopoldshafen (Adam Lang)

Digitized by Google



Industriegelände Karlsruhe-Grünwinkel

Die Entwicklung der Industrie in Karlsruhe und Umgebung

Bearbeitet vom Badischen Statistischen Landesamt, Karlsruhe

Der Gründung als Residenzstadt entsprechend war Karlsruhe lange Zeit vorwiegend Beamtenstadt. Bald nach der Gründung äußerte Markgraf Karl Wilhelm, „daß er gedenke, um die Annehmlichkeit der Situation durch die Leutseeligkeit zu vermehren, verschiedene nüz- und ehrbare Gewerbe, Manufakturen und Handthierungen allda einzuführen". Etwas gewerbereicher war die Umgebung von Karlsruhe. Ettlingen besaß schon von altersher zwei Papiermühlen, Durlach seit 1723 eine Fayencefabrik. In Karlsruhe kamen gegen Ende des 18. und zu Anfang des 19. Jahrhunderts einige Fabriken hinzu, von überragender Bedeutung waren sie jedoch nicht. Hartleben[1] führt in der Stadt Karlsruhe im Jahr 1815 im ganzen 8 Fabriken auf, nämlich

die Bijouteriefabrik von Oehlenheinz u. Comp., die gegen Ende des 18. Jahrhunderts entstanden ist und über 50 Arbeiter beschäftigte;

die Uhrenfabrik von Dürr, die seit den 70er Jahren des 18. Jahrhunderts in Pforzheim unter der Firma Viela u. Comp. bestanden hatte und nach 40 Jahren nach Karlsruhe übersiedelte; 12 Arbeiter;

die Chaisenfabrik von Reiß gegen Ende des 18. Jahrhunderts gegründet;

[1] Hartleben, Dr. Theodor, Statistisches Gemälde der Residenzstadt Karlsruhe und ihrer Umgebung; Karlsruhe 1815.

Digitized by Google

eine Möbelfabrik mit 16—24 Arbeitern, die 1789 gegründet wurde;
die Tapetenfabrik von Eyth; 1810 gegründet, beschäftigt sie 8 Arbeiter und 2 Lehrlinge;
die Tabakfabrik von Griesbach (um 1760 in Durlach entstanden, 1782 nach Karlsruhe verlegt) mit 50 Arbeitern;
die Tabakfabrik von Sievert, 1803 entstanden, mit 30 Arbeitern;
die Kartenfabrik von Homburger mit 8—10 Arbeitern.

Hierzu kommt noch das Gewerbehaus (Armenhaus), in dem eine Hanfspinnerei und Weberei betrieben wurde.

Auch Demian führt in seinem Buch „Geographie und Statistik des Großh. Baden, Heidelberg 1820, für das Jahr 1820 acht Fabriken für Karlsruhe auf, hierunter ist aber nicht mehr die Sievertsche Tabakfabrik, dagegen eine chemische Fabrik von Salzer für kohlensaures Natrium, salzsaures Kali, Salz- und Salpetersäure usw. Bemerkenswert ist eine Vergrößerung der Fabriken, wie aus einzelnen Arbeiterzahlen ersichtlich ist. So beschäftigten im Jahre 1820 die Tabakfabrik von Griesbach über 80 Arbeiter, die Chaisenfabrik von Reiß nahezu 60 Arbeiter. Auf die erwähnten 8 Fabriken entfielen insgesamt 230 Arbeiter.

In der Umgebung von Karlsruhe bestanden nach Demian im Jahr 1820 folgende Fabriken:

in Durlach	die Fayencefabrik von Benckiser mit 50—60 Arbeitern;
in Grötzingen	die Bleizucker- und Krappfabrik von Seeligmann u. Comp.;
in Grünwinkel	eine Essigsiederei und Stärkefabrik;
in Mühlburg	eine Kaffeesurogatefabrik und die Bierbrauerei und Essigfabrik der Familie von Seldeneck;
in Rüppurr	eine Lederfabrik und eine Wollwäscherei;
in Ettlingen	eine Baumwoll-Maschinenspinnerei, eine Pulverfabrik und zwei bedeutende Papiermühlen.

Im Jahr 1830/31 hat sich nach Heunisch („Geographisch-statistisch-topographische Beschreibung des Großh. Baden", Heidelberg 1833) die Zahl der Fabriken in Karlsruhe auf 12 erhöht; zu den bestehenden kamen 2 Tapetenfabriken (von Halm und von Bruder), eine Schirmfabrik (von Aloße) und eine Tabakfabrik (von Marfels) hinzu.

Der günstige Einfluß des Beitritts Badens zum Deutschen Zollverein (1835) auf die industrielle Entwicklung machte sich im Karlsruher Industriegebiet durch zwei bedeutende Gründungen bemerkbar, nämlich durch die Gründung der Gesellschaft für Spinnerei und Weberei in Ettlingen (1835) und die Gründung der Keßlerschen Maschinenfabrik in Karlsruhe (1836), der nachmaligen Maschinenbaugesellschaft Karlsruhe (seit 1852), des ältesten, heute noch bestehenden Industriebetriebes der Stadt Karlsruhe.

Um die Mitte des vorigen Jahrhunderts (1852) waren in Karlsruhe und Umgebung 17 Fabriken mit rund 2500 Arbeitern ansässig. Da zur selben Zeit in ganz Baden 335 Fabriken mit 12 566 Arbeitern vorhanden waren, entfielen auf Karlsruhe und Umgebung nur 5 v. H. der Fabriken, dagegen ein Fünftel der Arbeiterschaft des Landes. Die bedeutendsten Fabriken waren:

Digitized by Google

Badische Gesellschaft für Spinnerei und Weberei in Ettlingen mit 1468 Arbei-
Maschinenbaugesellschaft Karlsruhe mit 500 Arbeitern;
Franz Buhl, Papierfabrik, Ettlingen, mit 139 Arbeitern;
Christian Griesbach, Tabakfabrik, Karlsruhe, mit einer Tabakmühle in Ettlingen, mit 95 Arbeitern;
Schmieder & Mayer, Eisenbahnwagenfabrik, Beiertheim, mit 90 Arbeitern;
Franz Schäfer, Zündholzfabrik, Durlach, mit 52 Arbeitern usw.

Die größte Zahl von beschäftigten Arbeitern entfiel auf Ettlingen; in seinen vier Fabriken waren 1624 Arbeiter tätig. Karlsruhe (einschließlich Rüppurr und Beiertheim) besaß acht Fabriken mit 774 Arbeitern, Durlach vier Fabriken mit 82 Arbeitern, und Grötzingen eine Fabrik mit 43 Arbeitern. Eingegangen sind inzwischen die Lederfabrik in Rüppurr sowie die Fayencefabrik in Durlach usw., hinzugekommen sind außer den bereits genannten die Badische Gesellschaft für Gasbeleuchtung, Karlsruhe, und die chemische Fabrik von Pauli in Rüppurr mit 35 Arbeitern (Salmiak, salzsaures Kali, Seifen).

Mit den 60er und 70er Jahren des vorigen Jahrhunderts setzt eine rasche industrielle Entwicklung in Karlsruhe und näherer Umgebung ein. Im Jahr 1854 entsteht die heutige Badische Maschinenfabrik vorm. G. Sebold und Sebold & Neff in Durlach, 1857 die Karlsruher Parfümerie- und Toiletteseifenfabrik F. Wolff & Sohn in Karlsruhe, 1860 die Nähmaschinenfabrik Karlsruhe vorm. Haid & Neu in Karlsruhe, 1870 die Junker & Ruh A.-G. in Karlsruhe, 1872 die Maschinenfabrik Gritzner in Durlach, ebenfalls 1872 die heutigen Berlin-Karlsruher Industriewerke A.-G. in Karlsruhe usw.

Anläßlich der im Deutschen Reich stattgefundenen Berufs- und Betriebszählung im Jahr 1882 wurden im Karlsruher Industriegebiet rund 150 Fabriken mit 7600 Arbeitern ermittelt. Auf Karlsruhe selbst (einschließlich Mühlburg, Rüppurr, Grünwinkel, Daxlanden) entfielen 90 Fabriken mit 4600 Arbeitern. Die Residenzstadt hat damit Ettlingen weit überflügelt, das in 13 Fabriken etwas über 1500 Arbeiter beschäftigte. In Durlach waren in 16 Fabriken 780 Arbeiter tätig. Im einzelnen befanden sich unter den Fabriken 19 Eisengießereien, Metall- und Maschinenfabriken, 15 Buchdruckereien, 12 Zigarren- und Tabakfabriken, 12 Steinbruchbetriebe, 12 Bierbrauereien, 10 Möbelfabriken, 8 Ziegeleien, 6 Getreidemühlen, 4 Tonwaren- und Steingutfabriken, 3 Essigfabriken, 3 Papierfabriken, 2 Baumwollspinnereien und Webereien usw.

Die größten Fabriken mit 100 und mehr Arbeitern waren im Jahr 1882 in Karlsruhe und Umgebung:

Spinn- und Weberei Ettlingen, 1117 Arbeiter;
Maschinenbaugesellschaft Karlsruhe, 432 Arbeiter;
Junker & Ruh, Nähmaschinenfabrik, Karlsruhe, 371 Arbeiter;
Gritzner & Co., Nähmaschinenfabrik, Durlach, 300 Arbeiter;
Gebr. Buhl, Papierfabrik, Ettlingen, 208 Arbeiter;
Schmieder & Mayer, Eisenbahnwagenfabrik, 175 Arbeiter;
Haid & Neu, Nähmaschinenfabrik, Karlsruhe, 161 Arbeiter;
Deutsche Metallpatronenfabrik (W. Lorenz), Karlsruhe, 129 Arbeiter;
Christofle & Co., Bijouteriefabrik, Karlsruhe, 110 Arbeiter;
Raph. Dreyfuß & Co., Baumwollweberei, Schielberg, 107 Arbeiter;
Wilh. Elstätter, Glacéhandschuhfabrik, Karlsruhe, mit 101 Arbeitern (205 Heimarbeiter).

Digitized by Google

Mit der Jahrhundertwende verdoppelt sich die Zahl der in Fabriken beschäftigten Arbeiter. Die Zahl der Fabriken mit 20 und mehr Arbeitern beträgt 113, in denen 15 500 Arbeiter beschäftigt sind. Von diesen Fabriken entfallen 60 mit 9000 Arbeitern auf die Stadt Karlsruhe, 14 mit 2400 Arbeitern auf die Stadt Durlach und 11 mit 2000 Arbeitern auf die Stadt Ettlingen. Unter den Fabriken befinden sich 12 Maschinenfabriken mit nahezu 4000 Arbeitern, 3 Munitions- und Zündhütchenfabriken mit nahezu 2600 Arbeitern, 2 Spinnereien und Webereien mit über 1600 Arbeitern, 2 Eisenbahnausbesserungswerkstätten mit nahezu 1400 Arbeitern, 9 Brauereien mit über 700 Arbeitern, 10 Buchdruckereien mit nahezu 600 Arbeitern, 4 Möbelfabriken mit über 500 Arbeitern usw.

Die größten Fabriken waren:

Deutsche Metallpatronenfabrik, Karlsruhe, mit 2273 Arbeitern;
Maschinenfabrik vorm. Gritzner & Co., Durlach, mit 1536 Arbeitern;
Gesellschaft für Spinnerei und Weberei, Ettlingen, mit 1533 Arbeitern;
Maschinenbaugesellschaft Karlsruhe mit 627 Arbeitern;
Junker & Ruh, Nähmaschinenfabrik, Karlsruhe, mit 588 Arbeitern;
Haid & Neu, Nähmaschinenfabrik, Karlsruhe, mit 481 Arbeitern;
Sinner A.-G., Grünwinkel, mit 294 Arbeitern;
Badische Maschinenfabrik A.-G. vorm. Sebold und Sebold & Neff, Durlach, mit 282 Arbeitern;
Deutsche Metallpatronenfabrik, Grötzingen, mit 241 Arbeitern;
Dyckerhoff & Widmann, Zementwarenfabrik, Karlsruhe, mit 238 Arbeitern;
Gebr. Himmelheber, Möbelfabrik, Karlsruhe, mit 201 Arbeitern;
Büling & Zoller, Bauschreinerei, Karlsruhe, mit 200 Arbeitern;
Schmieder & Mayer, Waggonfabrik, Karlsruhe, mit 200 Arbeitern.

Durch die Eröffnung des Rheinhafens erfährt die Karlsruher Industrie eine starke Belebung (1901). Neben bedeutenden Großhandels- und Schiffahrtsbetrieben, lassen sich dort auch große Industrieunternehmungen nieder. Kurz vor Ausbruch des Weltkrieges (1912) zählt das Karlsruher Industriegebiet 154 Fabriken mit je 20 und mehr Arbeitern, in denen insgesamt über 23 000 Arbeiter tätig sind. Auf die Stadt Karlsruhe entfallen hiervon über 92 Fabriken, auf Ettlingen 15 und auf Durlach 10.

Mitte des Jahres 1925, in dem die letzte große Volks- und Berufszählung stattgefunden hat, betrug die Zahl der Fabriken (mit je 20 und mehr Arbeitern) im Karlsruher Industriegebiet rund 170, die Zahl der darin beschäftigten Arbeiter 27 000. Auf die Stadt Karlsruhe entfallen hiervon 110 Fabriken mit über 16 000 Arbeitern, auf die Stadt Durlach 11 Fabriken mit nahezu 5000 Arbeitern, auf die Stadt Ettlingen 17 Fabriken mit rund 3400 Arbeitern.

Der bedeutendste Industriezweig im Karlsruher Industriegebiet ist die Metall- und Maschinenindustrie. Erwähnt sei nur die Herstellung von Nähmaschinen (Haid & Neu, Junker & Ruh, Gritzner, Berlin-Karlsruher Industriewerke), Fahrrädern (Gritzner), Dauerbrandöfen und Gasherden (Junker & Ruh), Kraftmaschinen (Maschinenbaugesellschaft), Werkzeugmaschinen (Schaerer & Cie.), Spezialarbeitsmaschinen (Badische Maschinenfabrik vorm. G. Sebold und Sebold & Neff), Metallwaren (Berlin-Karlsruher Industriewerke) usw. Nächst wichtige Industriegruppen sind die Nahrungs- und Genußmittelindustrie mit der Firma Sinner, die sich auf fast allen Gebieten des Nahrungs- und Genußmittelgewerbes betätigt, den Brauereien Moninger, Schrempp-Printz, Höpfner, Fels usw.,

Digitized by Google

der Tabakfabrik W. Rieger & Cie., usw., die Textilindustrie mit der Gesellschaft für Spinnerei und Weberei, der Badischen Baumwollspinnerei und Weberei und der Kunstwollfabrik Vogel & Schnurmann, die chemische Industrie mit der Weltfirma Wolff & Sohn, die Papierindustrie mit den Firmen Gebr. Buhl und Vogel & Bernheimer.

Alle Erzeugnisse der Karlsruher Industrie erfreuen sich seit Jahren eines guten Rufes und finden in großem Umfang im Ausland Absatz. Wenn auch in der Nachkriegszeit infolge Errichtung von Zollschranken durch fremde Staaten unserer Industrie große Schwierigkeiten erwachsen sind, so ist es unseren Konkurrenten doch nicht gelungen, die deutsche Ware vom Markt zu verdrängen. Hoffentlich werden entsprechend den Verhandlungen auf der Genfer Weltwirtschaftskonferenz die hohen Zollmauern möglichst bald fallen oder zum mindesten auf ein erträgliches Maß abgebaut zu Nutzen und Frommen auch der Karlsruher Industrie.

Der verdient Himmel[1]

Von Fritz Römhild-Romeo

Der Petrus war heut guter Laun',
Deß isch-er Sonntags immer,
Er nemmt en frischer Heil'cheschein,
En Engel macht sei' Zimmer.

Da klopft e Seel an d'Himmelsdhür,
Die isch von Karlsruh komme,
Der Petrus nemmt jetzt grad e Pries
Un denkt, ja klopf du nomme.

„Ach liewer Petrus, laß-me drin
Bei dir im Himmel lewe
Un schenk-mer Flügel, daß ich auch
Als Engel 'rum kann schwewe.

Ich hab' mei Sünde abgebüßt,
Soll ich dann nie genese?
Ich hab-e Frau von Durlach g'hatt,
Von Durlach isch-se g'wese!"

Der Gabriel, der butzt e Weil
Die Jüngschte-Tags-Posaune.
Die ganze Engelschar guckt zu,
Un blast-er, duhn-se schtaune!

Doch wie's halt immer widder klopft,
Da guckt-er aus-em Himmel
Un fahrt den arme Sünder an:
„Was soll dann deß Gebimmel?"

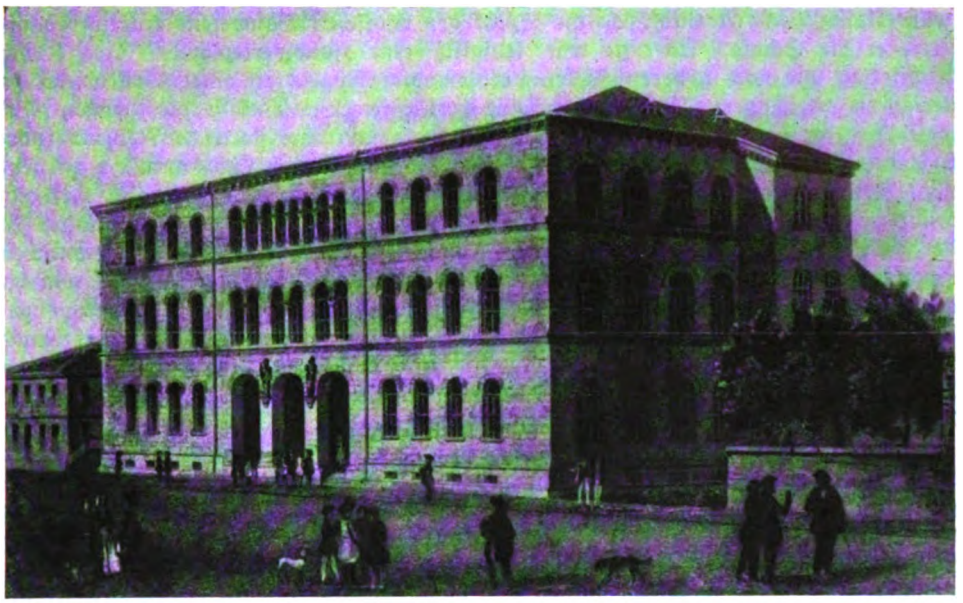
Ich hab mich auf der Himmel g'freut
Un auf der ewich Friede,
Dann endlich hat der Dod e'mal
Von mein're Frau mich g'schiede.

Da isch's-em Petrus wie-en Blitz
Direkt ins Kreuz nei' g'schosse,
Dann hat-er sich bekreuzt, dabei
Sinn seine Träne g'flosse.

„Komm 'rein, du arme Seel, komm 'rein,
Mir heile deine Wunde!
Denn wer e Frau von Durlach hat,
Hatt d'Höll schon üwerwunde!"

[1] Aus „Hypochonder-Gift", Verlag F. Gutsch, Karlsruhe.

Digitized by Google



Die Technische Hochschule (erbaut von Hübsch 1833/35)

Die Technische Hochschule

Von Franz Schnabel, Karlsruhe

Die Karlsruher Technische Hochschule ist die älteste im Gebiete des Deutschen Reiches. Keine der anderen reicht als einheitliche Lehranstalt ein volles Jahrhundert bis zum Jahre 1825 zurück, keine kann auf ein lückenloses Jahrhundert ihres Bestehens herabblicken. Wie die älteste Universität, so besitzt Baden auch die älteste Technische Hochschule im heutigen Reiche, und man kann bemerken, daß die Reihenfolge in der Gründung der ersten Universitäten jener der Technischen Hochschulen entspricht: auf die Sorbonne in Paris folgten 1347 Prag, 1365 Wien, 1386 Heidelberg, während an die École Polytechnique von 1794 sich die Technischen Hochschulen von Prag (1806), von Wien (1815) und Karlsruhe (1825) anreihen. Naturgemäß hat das technische Hochschulwesen seine lange Vorgeschichte, und so ist es begreiflich, daß oft diese oder jene frühe Schöpfung, auch wenn sie mit späteren Instituten im gleichen Lande und am gleichen Orte keine historische Kontinuität gemeinsam hat oder nur den ersten, fragmentarischen Anfang einer späteren Hochschule darstellt, dennoch als Ursprung des technischen Hochschulwesens in Deutschland in Anspruch genommen wird[1]. Auch in Karlsruhe gehen Spezialschulen der Begründung der Technischen Hochschule voraus, und auch hier reichen die Anfänge des technischen Bildungswesens weit in das 18. Jahrhundert hinauf. Am wichtigsten war die Einrichtung der staatlichen „Architektonischen Zeichenschule", die im Jahre 1768 erfolgte. Als 1798 Friedrich Weinbrenner, der

[1] Vgl. meine Schrift „Die Anfänge des technischen Hochschulwesens". Karlsruhe 1925.

Digitized by Google

große klassizistische Architekt, an die Spitze des badischen Bauwesens trat, reorganisierte er die Schule. Aber sie war lediglich eine Handwerkerschule. Um jedoch Architekten, die nach höheren Zielen strebten, die Möglichkeit einer Vollendung zu gewähren, begründete Weinbrenner seine berühmte „Bauschule", die großen Ruf weit über die badischen Grenzen hinaus erlangte und eine stattliche Reihe hervorragender Architekten herangezogen hat. Aus der Schülerliste sind vor allem zu nennen: Friedrich und Christoph Arnold, Hans Voß, Friedrich Dyckerhoff, Heinrich Hübsch, Joseph Berckmüller, Friedrich Theodor Fischer und Friedrich Eisenlohr. In der Bauschule Weinbrenners war in der Tat bereits der erste Teil einer Technischen Hochschule in vollendeter Weise ausgebildet. Allerdings war diese Schule zunächst ausschließlich auf das Können und die Anregungen eines einzigen Architekten gestellt, der als Oberbaudirektor des badischen Staates eine weite und umfassende Tätigkeit entfaltete und der die Schule in erster Linie zur Verwirklichung seiner Bauaufgaben gegründet hatte, zumal deren Umfang allmählich so zugenommen hatte, daß er die Kraft eines einzelnen Mannes überstieg.

Wenn Weinbrenners Bauschule die eine Wurzel der Karlsruher Technischen Hochschule darstellt, so ist die andere Wurzel die von Tulla 1807 gegründete Ingenieurschule. Der geniale Schöpfer der Oberrheinkorrektion war in seiner Jugend von seinem badischen Landesherrn aufs eifrigste gefördert worden, und — dreißigjährig — wurde er noch an die École polytechnique nach Paris gesandt, wo er der Schüler des großen Monge geworden ist. Während des Aufenthaltes in Frankreich, der von 1801—1803 dauerte, entwickelte er zum ersten Male seinen großen und neuen Gedanken einer Korrektion des Rheines nach festem Grundplan; nach Hause zurückgekehrt und zum Oberingenieur ernannt, machte er sich sofort an die Ausarbeitung der ersten Entwürfe. So neu wie der Gedanke Tullas war auch seine Arbeitsweise, die immer nur auf exakter und mathematischer Grundlage aufbaute. Dies veranlaßte den Kurfürsten von Baden, bei der Reorganisation der Universität Heidelberg ihm den dortigen Lehrstuhl der Mathematik anzubieten; es war dabei gedacht, daß er seine Funktionen als Oberingenieur bei der Oberdirektion und als Mitglied des Ingenieurdepartements auch weiterhin ausüben werde, damit Theorie und Praxis vereint blieben und er sich in Heidelberg seine Mitarbeiter bei den großen, von ihm angeregten Strombauten selbst heranbilden könne, ihnen eine gediegene mathematische Vorbildung vermittle. Tulla war von der Notwendigkeit einer solchen systematischen Vorbildung überzeugt, und er entwickelte sie in eindringlichen Worten. Aber er kam zu dem Resultate, daß die Bildungsschule für Ingenieure nicht der Universität Heidelberg und ihrem mathematischen Lehrstuhle angegliedert werden dürfe. Diese Anstalt könne nur in Karlsruhe errichtet werden, im Mittelpunkte des Landes, „weil hier der Zusammenfluß aller vorkommenden Arbeiten ist und die Eleven so bald als möglich zu praktischen Arbeiten gebraucht werden sollen; auch wären selbst in Heidelberg die gewöhnlichen Vorlesungen der Mathematik nicht hinlänglich, Ingenieure zu bilden, sondern man müßte notwendig verschiedene Lehrarten für Ingenieure und diejenigen, welche es nicht werden wollen, wählen, so wie in Frankreich ein Unterschied gemacht wird, wo die Ingenieure in ganz besonderen Schulen gebildet werden". So glaubte Tulla, „daß es für den Staat nützlicher und vorteilhafter sein dürfte, wenn mir statt der Professur zu Heidelberg die Direktion einer Bildungsschule für Ingenieure in Karlsruhe übertragen würde." So entstand der Gedanke der Errichtung einer Ingenieurschule. Nirgends ist so deutlich und aktenmäßig nachzuweisen wie hier, daß das Vorbild der École Polytechnique in Deutschland nicht nur in der wissenschaftlich-mathematischen Grundlegung des Unter-

Digitized by Google

richts, sondern auch in der bewußten Trennung der Technischen Hochschule von der Universität bestand.

Im Jahre 1807 trat die Ingenieurschule ins Leben. Der Gedanke lag nahe, sie mit der Weinbrennerschen Bauschule zu einem Polytechnikum zu vereinen. Aber Weinbrenner widersprach, weil er die mathematischen Kenntnisse, die auf dem Lyceum erworben wurden, als vollauf genügend erachtet für den jungen Architekten und dabei sich voll Stolz auf die Erfolge seiner Schule berufen konnte. In der folgenden Zeit wurde aber das Drängen der emporstrebenden Gewerbestände nach einer Vorbereitungsanstalt für ihre Berufe immer größer: so erfolgte dann durch Erlaß des Großherzogs Ludwig am 7. Oktober 1825 die Errichtung der „Polytechnischen Schule" in Karlsruhe.

Der Erlaß sprach von der „Sorge für die Bildung unseres lieben und getreuen Bürgerstandes und überhaupt eines jeden, der sich den höheren Gewerben widmen, dazu die nötigen Vorkenntnisse, vorzüglich aus der Mathematik und aus den Naturwissenschaften, sich erwerben und deren unmittelbare, in das Einzelne gehende Anwendung auf die bürgerliche Beschäftigungen des Lebens kennenlernen will". Die Polytechnische Schule war dem Ministerium des Innern unterstellt. Sie zerfiel in drei Klassen, jede Klasse in zwei Abteilungen: es waren die allgemeine Klasse als Vorschule, die mathematische Klasse und die Handels- und Gewerbeklasse. Die beiden ersten Klassen zerfielen in eine untere und eine obere Abteilung, die dritte Klasse in eine merkantilistische und eine technische Abteilung. Darüber standen die beiden Fachschulen — nämlich die Ingenieurschule, die wie bisher dem Ingenieurdepartement unterstellt blieb, aber in unmittelbare Verbindung mit dem polytechnischen Institut trat, und ferner die Fachschule für bürgerliche Baukunst, die einen Teil des polytechnischen Institutes bildete. Das Eintrittsalter für die allgemeine Klasse war 13 Jahre, das für die mathematische Klasse 15 Jahre.

Jedoch erst die Reorganisation, die der badische Staatsmann Karl Friedrich Nebenius 1832 durchführte, sicherte den Aufstieg der neuen Schule. In der inneren Verwaltung emporgestiegen, hatte sich Nebenius viele Verdienste um das badische Großherzogtum erworben; in der allgemeinen deutschen Geschichte lebt er mit Friedrich List weiter als der intellektuelle Urheber der Zolleinigung, sein Interesse galt vornehmlich dem Emporkommen des Dritten Standes, als dessen Träger er sich fühlte. Ganz aus den Ideen des wirtschaftlichen Liberalismus war es gedacht, wenn er von der Polytechnischen Schule versprach, sie werde die Vorurteile des Zunftwesens allmählich verschwinden machen, die Gewerbetreibenden immer mehr überzeugen, daß es besser sei, „durch Tüchtigkeit, Geschicklichkeit und durch Vervollkommnung der Gewerbe als durch Zwangsmaßregeln gegen lästige Konkurrenz sich zu sichern". Die Erweiterung und Umbildung, die Nebenius mit der Polytechnischen Schule vornahm, war allerdings grundlegend. Nach seiner Gewohnheit zeichnete er auch bei dieser Verwaltungs- und Organisationsreform seine Gedanken auf und gab sie in Buchform heraus. Als Schüler des Adam Smith ging er dabei von der Überzeugung aus, daß es zwecklos und oft sogar schädlich sei, wenn der Staat durch Eigenbetriebe, Privilegien u. dgl. die Industrie heranziehen wolle. Wohl aber — so führte Nebenius aus — vermag der Staat durch Beförderung der intellektuellen Ausbildung die Grundlegung der Industrie zu erleichtern. Er reklamierte für den Staat das Recht und die Pflicht, die Vorbildung auch der Ingenieure außerhalb des Staatsdienstes in die Hand zu nehmen: bis dahin hatte man nach dem Vorbilde der École Polytechnique meist an die Erziehung staatlicher Baubeamten gedacht.

Digitized by Google

Eine zweite wesentliche Organisationsfrage erörterte Nebenius, als er — unter Berufung auf die gemeinschaftliche wissenschaftliche Grundlage — sich gegen die einzelnen technischen Fachschulen aussprach und ihre Vereinigung zu einer Zentralanstalt konsequent erstrebte. Von hier aus ergab sich für ihn der organische Aufbau der Anstalt. Er war aus einheitlichen Gesichtspunkten entwickelt und streng logisch durchgeführt. Die Polytechnische Schule bestand von nun an aus einer Vorschule, aus zwei allgemeinen mathematischen Klassen und fünf besonderen Fachschulen; diese waren die Ingenieurschule, die Bauschule, die Forstschule, die Höhere Gewerbeschule und die Handelsschule. Die Bauschule ihrerseits hatte zwei Hauptabteilungen, eine Schule der Werkmeister und eine Schule der Architekten. Die Vorschule bestand aus zwei Klassen, jede mit einjährigem Kurs. Voraussetzung für die Aufnahme war das vollendete 13. Lebensjahr. Die Vorschule berücksichtigte zugleich die Bedürfnisse solcher jungen Leute „welche, für ein gewöhnliches, bürgerliches Gewerbe bestimmt, die Polytechnische Schule nicht besuchen, aber eine ihrem künftigen Beruf angemessene, höhere Bildung zu erlangen trachten, als die gemeinen Stadtschulen geben". Sie war also eine Realschule. Für die erste allgemeine mathematische Klasse war das zurückgelegte 15. Lebensjahr Vorbedingung, für die Fachschulen das 16. oder 17. Lebensjahr und die Absolvierung der einen oder beiden mathematischen Klassen. Der wissenschaftliche Stand der einzelnen Fachschulen war sehr ungleich. Am höchsten standen Bauschule und Ingenieurschule, weil sie auf eine große Überlieferung sich stützen konnten. Die Errichtung der Forstschule als Teil des Polytechnikums war eine völlige Neuheit, die sehr lange nirgends Nachahmung fand; sie hing zusammen mit der damaligen Neuorganisation des badischen Forstwesens. Am niedrigsten entwickelt waren Technologie und Maschinenbau, die noch rein handwerksmäßig betrieben wurden. Hier war noch überaus viel zu leisten, und der gewaltige Vorsprung, den England auf industriellem Gebiete besaß, berührte ja in der Tat vor allem diesen Zweig der Technik.

Ferdinand Redtenbacher war es, der das Werk des Nebenius weiterführte. Österreicher von Geburt, hatte er seine Ausbildung an der Wiener Hochschule empfangen, war dann an der Züricher Industrieschule tätig gewesen und folgte im Jahre 1841 dem Rufe nach Karlsruhe. Die „Höhere Gewerbeschule", der er nun angehörte, war die am geringsten entwickelte Abteilung der Hochschule, ihr Unterricht bewegte sich vor allem in der Werkstatt und in sehr handwerksmäßigen Formen, sie umfaßte mit der mechanischen und der chemischen Technik die verschiedensten Unterrichtsgegenstände. Auf Redtenbachers Veranlassung wurde nun die Gewerbeschule geteilt in eine mechanisch-technische und eine chemisch-technische Schule; die erstere hieß von 1860 ab Maschinenbauschule.

Auf diese Weise schuf Redtenbacher sich die unabhängige Domäne zur Ausbreitung der von ihm begründeten Wissenschaft der technischen Mechanik. Seine große geschichtliche Bedeutung besteht ja darin, daß er die Wissenschaft in die Werkstätten der Technik geleitet und die engsten Beziehungen zwischen der theoretischen und der technischen Mechanik hergestellt hat. Er führte in dieser Hinsicht die methodischen Grundsätze der großen Franzosen, eines Carnot, eines Ampère und Poncelet, weiter und wurde für alle Zeiten der Begründer der Wissenschaft des Maschinenbaues. Die Schule erlangte unter seiner Führung Weltruf, ihre Besucherzahl stieg auf die damals unerhörte Anzahl von 360 Hörern, der Neubau von 1859 wurde von ihm eingerichtet. Es war ein erster Triumph seiner wissenschaftlichen Methode, als er für die große Turbine in St. Blasien, die eine zufällige Erfindung war, die Konstruktionsregeln lieferte; sein 1852 erschienenes Hauptwerk über die „Prinzipien der

Digitized by Google

Mechanik" gibt noch heute das beste Bild seiner wissenschaftlichen Persönlichkeit und seiner glänzenden Gestaltungskraft.

Das Geheimnis von Redtenbachers Lehrerfolgen beruhte aber nicht nur in den neuen wissenschaftlichen Prinzipien und in der eindringlichen Form, in der sie dargeboten wurden. In der Aufwärtsbewegung, die der Stand der Ingenieure und die Wertschätzung der Technik im Laufe des 19. Jahrhunderts genommen haben, kommt Redtenbacher eine besondere Stelle zu. Er war erfüllt von dem Glauben seines Zeitalters an die große Mission der Naturwissenschaften und Technik, und er war mit Friedrich List überzeugt, daß der Industriestaat, wenn er von klugen und gebildeten Menschen gezimmert werde, eine höhere Form des Daseins darstelle als der alte Agrarstaat. So steht Redtenbacher neben Friedrich List in der Reihe der großen Erzieher der deutschen Nation: die „Erziehung zur Industrie" haben beide am tiefsten von allen Deutschen ergriffen. Um aber das in dieser Erziehungsarbeit beruhende Problem zu erfassen und anzupacken, mußte man selber ein Mann von weiter und umfassender Bildung sein. Aus seinen überlieferten Briefen kann man noch heute sehen, wie stark sich Redtenbacher unaufhörlich mit philosophischen und geschichtlichen Studien beschäftigte; und wie sehr dies auch seine Berufsarbeit befruchtet und beflügelt hat, erkennt man aus seinem glänzenden Vortrag über die geistige Bedeutung der Mechanik. So betonte er immer wieder das künstlerische Wesen der Technik, so legte er dann auch auf den Ausbau der allgemeinbildenden Fächer an der Karlsruher Hochschule den größten Wert, weil — wie er sich ausdrückte — die „rein technische Berufsbildung mit Vernachlässigung aller humanistischen Studien den Techniker im bürgerlichen Leben isoliere und den ideellen Interessen der Gesellschaft entfremde". Der Lehrstuhl für Geschichte an der Kalsruher Technischen Hochschul geht auf diese Zeit zurück und wurzelt in solchen geistigen Zusammenhängen.

Das Vorbild, das Karlsruhe durch Redtenbachers Wirken und Persönlichkeit gab, wirkte fördernd auf die Ausgestaltung anderer Hochschulen. Am deutlichsten sehen wir dies an der Geschichte der Eidgenössischen Technischen Hochschule in Zürich, die im Jahre 1855 gegründet wurde, und wobei Alfred Escher, der große Züricher Staatsmann, die Statuten entwarf und sich von Redtenbacher durch die Vermittlung seines Schülers Deschwanden beraten ließ.

Redtenbachers Nachfolger in Karlsruhe war Franz Grashof, mit welchem die von Nebenius begonnene und von Redtenbacher weitergeführte Entwicklung des Hochschulgedankens ihre Vollendung erlebte; auch durch ihn blieb das Karlsruher Polytechnikum vorbildlich und führend in der Geschichte des ganzen technischen Hochschulwesens. Er war Lehrer am Berliner Gewerbeinstitut gewesen und hatte sich schon bei der Gründung des „Vereins deutscher Ingenieure" und als der Redakteur der Zeitschrift des Vereins weithin bekannt gemacht unter den Vorkämpfern des Ingenieurberufes. Ein Jahr nach seiner Übersiedlung nach Karlsruhe, 1864, hielt er im Auftrag des Vereins deutscher Ingenieure auf der Heidelberger Jahresversammlung den denkwürdigen Vortrag „über die der Organisation an polytechnischen Schulen zugrunde zu legenden Prinzipien." Er forderte darin, daß die polytechnischen Schulen den Charakter von Hochschulen behaupten oder erstreben müßten, also die Ausbildung für untergeordnete und mittlere technische Berufsstellen im allgemeinen den Gewerbeschulen überlassen sollten. Karlsruhe ging denn auch voran. Schon im folgende Jahre, 1865, wurde das große neue Organisationsstatut erlassen, das dem Polytechnikum die volle Hochschulverfassung mit Berufungsverfahren und Selbstverwaltung brachte und es den Universitäten im Range gleichstellte. Die Verleihung des Namens einer Technischen Hochschule erfolgte erst 1885.

Digitized by Google

Doch die Geschichte einer Hochschule ist nicht die Geschichte ihrer Berechtigungen oder ihrer Organisationsformen. Sie ist auch nicht nur die Geschichte ihres Lehrbetriebes, ihrer Professoren und ihrer Frequenzen, und sie ist am allerwenigsten eine Geschichte ihrer Lehrinstitute. Wer einmal eine umfassende Geschichte der Karlsruher Technischen Hochschule schreiben will, wird an erster Stelle die Bedeutung erfassen müssen, die diese Schule für die Entwicklung von Technik und Industrie des ganzen badischen und oberrheinischen Landes gehabt hat. In den Leistungen von Lehrern und Schülern, ihren Bauten und Anlagen, ihren Erfindungen und Unternehmungen ist die Geschichte dieser Hochschule niedergelegt, und es wäre eine dankbare Aufgabe, ein umfassendes Bild von Badens Gewerbe, Industrie und Technik zu zeichnen, wie es sich unter dem Einflusse der Landeshochschule im Ablauf eines Jahrhunderts entfaltet hat. Man müßte beginnen mit den beiden großen Meistern, die am Eingang unserer Hochschulgeschichte stehen — mit Weinbrenner und Tulla, dem großen Architekten und dem großen Ingenieur. Es wäre von den zahlreichen Bauten des ausklingenden Klassizismus zu sprechen, die weithin in Dörfern und Städten des oberrheinischen Landes zu finden sind, und es wäre vor allem die Landeshauptstadt, die „Stadt als Denkmal" zu schildern, deren ursprungsgemäße, zweckvolle Gewolltheit durch den Stil ihres großen Baumeisters noch gesteigert worden ist[1]. Auch das Nachleben Weinbrenners ist reich an merkwürdigen und überraschenden Wendungen und lohnt eine eingehende Behandlung. Neben dem Stadtbaumeister aber steht der Flußbaumeister als Repräsentant der oberrheinischen Lande und ihrer Hochschule. Tullas Oberrheinkorrektion war ein Landeskulturwerk größten Stiles, das dann gegen Ende des Jahrhunderts seine Ergänzung im Interesse der Schiffahrt fand durch die Oberrheinregulierung von Max Honsell — auch dieser ein großer Ingenieur und badischer Finanzminister, ein gefeierter Lehrer unserer Hochschule. Die Geschichte des Wasser- und Straßenbaues führt aber unmittelbar zur Geschichte der badischen Eisenbahnen, und es sei an dieser Stelle wenigstens die für jene Zeit erstaunliche Überquerung des hohen Schwarzwaldes durch Robert Gerwig genannt.

Die Geschichte der chemischen Industrie Badens ist niedergelegt in den großen Anlagen von Mannheim und Ludwigshafen, denen sich zahlreiche kleinere Unternehmungen anfügen, die aber historisch nicht minder von Interesse sind. Die chemische Forschung an der Hochschule knüpfte an das Laboratorium an, das Weltzien 1851 schuf, und das damals eine epochemachende Leistung darstellte. Denn das Laboratorium, das Liebig 1839 in Gießen als erster in Deutschland eingerichtet hatte, war immer noch bescheiden gewesen. Das Jahr 1860 brachte dann die Begründung der Badischen Anilin- und Sodafabrik, zu der sich enge Beziehungen zu der Hochschule knüpften, in Karlsruhe aber fand unter Weltziens Vorsitz im gleichen Jahre der Internationale Chemikerkongreß statt, der in der Geschichte der Naturwissenschaften berühmt geblieben ist, weil hier Kékulé die heutige Strukturtheorie zum ersten Male entwickelte und siegreich verfocht. Zu den Karlsruher Chemikern gehörte auch mehrere Jahre Lothar Meyer, nach ihm haben dann Engler und Bunte die chemische Technologie von Karlsruhe aus begründet und zu hoher Vollendung geführt. Zuletzt muß noch Heinrich Hertz wenigstens genannt werden, der 1884/88 hier Professor der Physik war und in dem Karlsruher Institut die berühmten Untersuchungen über elektrische Schwingungen und Strahlen ausführte; im Jahre 1925 wurde ihm in

[1] Über „Karlsruhe, die Stadt als Denkmal" habe ich gehandelt in dem Prachtwerke „Karlsruhe", herg. v. O. Berendt. Stuttgart 1926.

Digitized by Google

Karlsruhe anläßlich der Jahrhundertfeier der Hochschule ein Denkmal gesetzt, wie auch Redtenbacher, Grashof und der Kunsthistoriker Lübke öffentliche Denkmäler in der Stadt besitzen.

Es konnten in diesen Schlußabsätzen nur einige wenige Andeutungen gemacht werden, wie bedeutsam die Karlsruher Technische Hochschule in die Entwicklung der Forschung und in die ökonomische Entwicklung des Landes eingegriffen hat. Aber die gewaltige Entfaltung, die das oberrheinische Wirtschaftsleben in den Jahrzehnten nach der Reichsgründung genommen hat, ist ohne diese Hochschule nicht denkbar, und so ist in Erfüllung gegangen, was Nebenius für sein badisches Land erhoffte, als er durch die Organisierung der Polytechnischen Schule die „Erziehung zur Industrie" in neuer Weise begann. Die kommende gewaltige Industrialisierung hatte Nebenius freilich nicht vorausahnen können, und er hätte sie auch schwerlich gewünscht, weil seiner Generation das Ideal des harmonischen Staates vorschwebte. Und sollte jemand meinen, daß es die Wissenschaft profanieren heiße, wenn man ihre und ihrer Pflegestätte historische Bedeutung so ausschließlich nach praktischen Ergebnissen werte, so berufen wir uns demgegenüber auf den Gedanken Fichtes, daß der nächste Zweck der Wissenschaft zwar in ihrer eigenen Entwicklung, der Endzweck aber in dem gestaltenden Einfluß gelegen ist, den sie zur rechten Zeit auf das allgemeine Leben und die ganze menschliche Ordnung der Dinge übt.

phot. W. Kratt, Karlsruhe

Simson, Plastik von Lengelacher, im Palaisgarten

Digitized by Google

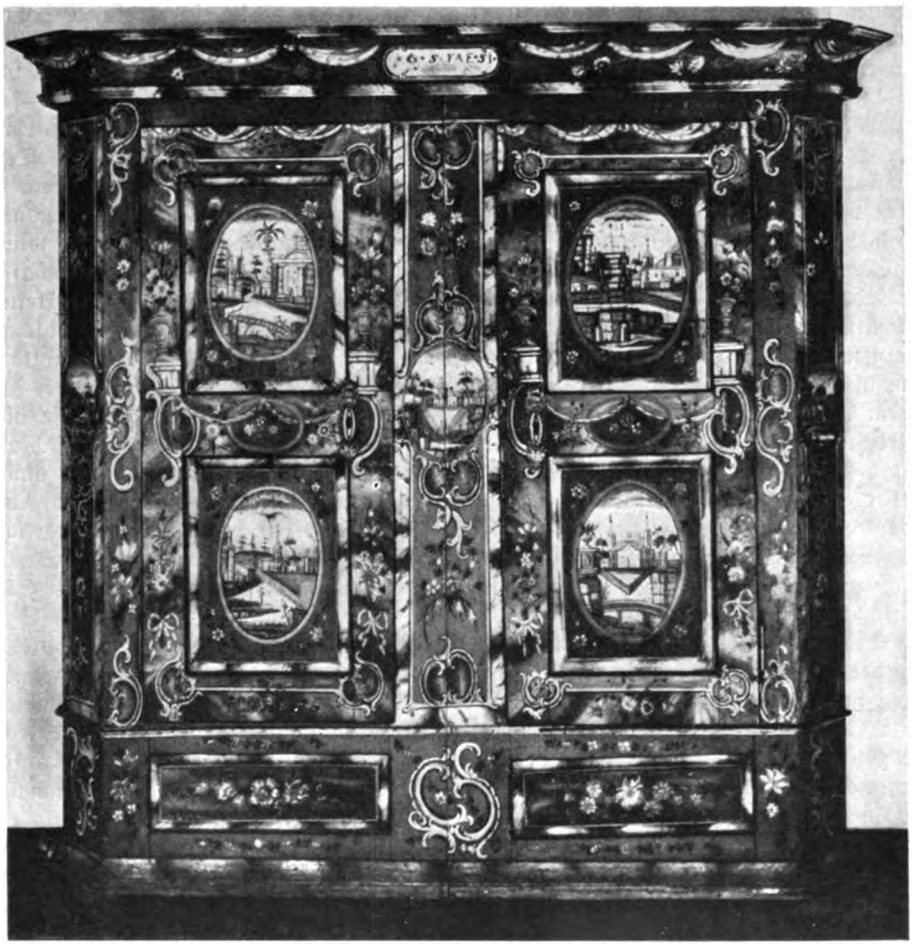
1. Truhe aus der Bodenseegegend

Die volkskundliche Abteilung des Badischen Landesmuseums

Von Max Walter, Amorbach

Das ehemalige Residenzschloß in Karlsruhe, das seit einigen Jahren in seinen Prunkräumen den reichen Schätzen des Badischen Landesmuseums den rechten Hintergrund schenkt, beherbergt in mehr als dreißig Zimmern des obersten Stockwerkes eine volkskundliche Sammlung, die eine unerschöpfliche Fundgrube für jede Betrachtung des badischen Volkslebens und seiner vielfältigen Äußerungen ist. Arbeitet man tagelang in den stillen Stuben da oben und läßt die Museumsbesucher an sich vorüberziehen, so macht man eine merkwürdige Beobachtung: Viele der Durchschreitenden wissen nicht recht, wie sie sich innerlich zu den hier aufgespeicherten Dingen stellen sollen. Irgend etwas in ihrer Seele läßt sie eine ferne Verwandtschaft mit dem Gehalt der in diesen Räumen eingefangenen Welt ahnen, irgendwie sind sie beunruhigt und halb verlegen — ist man es sich doch schuldig, rasch vertraut zu tun — klammern sie sich an Äußerlichkeiten, bleibt ihr Blick haften an einer merkwürdigen Form, an dem frohen Spiel der Farben. Das zeitlich Bedingte, das kultur- und entwicklungsgeschichtlich Zufällige reizt im besten Falle zu leichtem Nachdenken, meist aber nimmt man doch dieser Erscheinungen Fülle hin wie etwa die Trachtenumzüge eines Tschingbum-Festes. Wie selten mag ein Besucher erlebnistrunken in den Räumen verharren, die Brücke von seinem Selbst finden hinüber zu den Menschen, die hinter den Dingen um ihn herum in diesen stillen Stuben lebendig sind. Es ist weiten Kreisen unseres Volkes schwer geworden, zum Urgrund unseres Daseins hinabzusteigen, in den klaren und festgefügten Verhältnissen dieser versunkenen Welt Halt und letztes Erkennen menschlichen Seins zu finden. Und einem Beschauer sind die Dinge in diesen Räumen kuriose Spielereien, dem anderen gesunkenes Kulturgut, ein dritter merkt in ihnen

Digitized by Google



2. Schrank aus Bachheim (A. Donaueschingen)

nur ein Stammeln und denkt vielleicht an die ersten zeichnerischen Versuche seiner Kinder. Jeder aber urteilt mit diesen Teilwertungen fehl. Es laufen wohl unendlich feine und zahllose Fäden zwischen der Kunst in dieser volkskundlichen Abteilung und der „hohen" Kunst in den übrigen Räumen des Landesmuseums hin und her, der Schnüffler mag ordnungsbeflissen Abhängigkeiten aufdecken und je nach seiner Stellung der Volkskunst einen mehr oder minder hohen Rang einräumen: über all diese Äußerlichkeiten hinweg führt nur ein Sichversenken in die seelischen Hintergründe der Werke und ihrer Schöpfer zu einer Erkenntnis der Volkskunst. Vollwertig und ganz in sich ruhend ist das volkskünstlerische Schaffen der Niederschlag selbständiger Lebenskreise unseres Volkes.

Ihre heutige Gestalt hat die volkskundliche Abteilung des Badischen Landesmuseums erst seit wenigen Jahren. Wir verdanken sie der liebevollen Hand des jetzigen Leiters des Landesmuseums, Direktor Dr. Hans Rott, der es in hervorragender Weise verstand, aus den an verschiedenen Stellen zusammengetragenen

Digitized by Google

Schätzen ein nahezu lückenloses, übersichtliches und bei aller in einer solchen Sammlung nicht zu umgehenden Anhäufung auch das Auge befriedigendes Gesamtbild zu schaffen. Gerade beim Aufstellen dieser Dinge liegt Gefühlsseligkeit nahe — verdanken wir doch ihr Sammeln größtenteils den Einflüssen der Spätromantik —, es tut deshalb wohl, wie sachlich und klar alle Gegenstände der Abteilung geordnet sind. Mit Recht schied Dr. Rott viele Gegenstände aus, die in die früheren Teilsammlungen aus den verschiedensten Gegenden Europas hereingekommen waren. Er reihte von ihnen nur die zu Vergleichen notwendigen ein und stellte die Erzeugnisse aus der badischen Heimat in den Mittelpunkt des Gesamtaufbaues. Hierdurch wurde die Sammlung nunmehr zu einem Querschnitt durch das volkskünstlerische Schaffen in Baden; sie ergänzt, schließt und verbindet vielfach die Bestände der kleinen Heimatmuseen im Lande. Während in diesen jeweils nur eine einzelne Landschaft, ja ein noch enger umgrenzter Bezirk zu Worte kommt, treten in der volkskundlichen Sammlung des Karlsruher Museums alle Kulturkreise des badischen Landes auf engem Raume nahe zueinander, und ein Vergleich schenkt zahllose Aufschlüsse über Werden und Sein der Volkskunst in den Landschaften zwischen Bodensee und Main. Leider sind nicht auf allen Gebieten die Bestände gleich lückenlos, man merkt immer wieder, wie jung die Volkskunde als Wissenschaft und ihre Einstellung in den Aufgabenkreis des Museumsmannes ist. Es steht aber zu hoffen, daß bei der tatkräftigen und unermüdlich Neuland erschließenden derzeitigen Leitung der Ausbau der Sammlung weiter fortschreitet und diese damit zu einer der wertvollsten ihrer Art in Süddeutschland wird.

Die Geschichte der volkskundlichen Abteilung des Landesmuseums ist ein Spiegelbild der Geschichte der badischen Volkskunde überhaupt. Erst vor einigen Jahrzehnten nahm man sich an verschiedenen Stellen tastend und vielfach vom Zufall abhängig der volkskünstlerischen Werke an. Nur zögernd betrat man ein Gebiet, dem damals der zünftige Kunsthistoriker auch bei bestem Willen eine Anerkennung nicht abzugewinnen vermochte. Man tat nicht in freier Erkenntnis zielbewußt und planmäßig den Schritt von der hohen Kunst zur Volkskunst, man glitt langsam und häufig erst von Außenseitern geschoben auf dem Umweg über das sog. Kunstgewerbe und die Handwerkskunst zur eigentlichen Volkskunst. Kräftige Anregungen verdankte dabei die Sammeltätigkeit den Neigungen des damaligen Großherzoglichen Hauses und insbesondere der Großherzogin Luise, derer wir vor allem gedenken müssen, wenn wir die stattlichen Bestände an Trachten sehen.

Nebeneinander her begannen im letzten Viertel des 19. Jahrhunderts sowohl die Großherzogliche Sammlung vaterländischer Altertümer als auch das Kunstgewerbemuseum Gegenstände der Volkskunst zusammenzutragen. Unter den starken Nachwirkungen des Klassizismus beschränkte sich erstere bis dahin auf das Sammeln vor- und frühgeschichtlicher sowie römischer Funde. Erst in den 1870er Jahren[1] erwarb man einiges Steinzeug, geschliffene Gläser und Durlacher Fayencen, trat man aus den Kreisen der hohen Kunst in den Wirkungsbereich einer verbürgerlichten Kunst. Ofenkacheln und deren Formen als Sammelobjekte brachen um 1880 schon stärker in das Gebiet der Volkskunst ein. Aber immer noch blieb es bei Einzelstücken, bei Zufallserwerbungen. Im Jahre 1880 erstand man das Modell eines Schwarzwälder

[1] Vgl. Inventar C I der gr. Sammlung vaterländischer Altertümer, nach der Neuordnung 1875—1878 begonnen Oktober 1878 von Konservator der Altertümer Dr. E. Wagner. Herrn Direktor Dr. Rott sage ich auch an dieser Stelle besten Dank für die bereitwillige Überlassung der Bestandsverzeichnisse, der einschlägigen Akten und des Tagebuches des Malers G. M. Eckert.

Digitized by Google

Bauernhauses von dem Karlsruher Maler Georg Maria Eckert, zu dem man damit Beziehungen aufnahm, die den eigentlichen Grundstock zu den heutigen Beständen an Volkskunst gewinnen halfen. 1884 übergab die Großherzogin einen Brautkopfputz aus St. Georgen. In rascher Folge kamen weiter herein Backmodeln, Schwarzwälder Uhren, Schwarzwälder Gläser, Wirtshausschilder usw. 1891 wurden in Friolzheim bei Pforzheim aus dem Hause eines Bauern die köstlichen Wandkacheln gekauft, die heute zu den besten Stücken der Sammlung zählen. Von ihnen aber sagt noch der Katalog „Malereien roh". Der Bann war gebrochen. Am 30. September 1890 erhielt nun der Maler Eckert[1] vom badischen Ministerium der Justiz, des Kultus und Unterrichts den Auftrag, „badische Volkstrachten und Hausgeräte" zu sammeln, insbesondere zur „Komplettierung der aus dem Nachlaß des Malers Tuttine erworbenen Volkstrachten" den Schwarzwald und die Baar zu bereisen. Bis zum Jahre 1899 fuhr Eckert alljährlich wochen- und monatelang im Lande umher; er hatte nicht nur eine glückliche Hand im billigen Einkauf, mehr noch wußte er wahre Kostbarkeiten an volkskünstlerischem Gute aufzutreiben. Von mancher Anstrengung, manchem Mißgeschick, aber auch von großer Sammlerfreude berichtet sein Tagebuch[2], und voll Stolz erwähnt er, daß er mehr als tausend Nummern des Katalogs zusammengetragen habe[3]. Die von Maler Tuttine[4] im Jahre 1889 erworbenen Trachten und Geräte hatten eine weitgehende Ergänzung gefunden.

3. Backmodel aus dem Taubergrund

Auf der so geschaffenen Grundlage wurde in den folgenden Jahren die Sammlung langsam, aber stetig ausgebaut. Ihren letzten und wertvollsten Zuwachs erhielt sie im Jahre 1909 durch den Ankauf einer umfangreichen Sammlung des Fabrikdirektors Oskar Spiegelhalder in Lenzkirch[5]. Spiegelhalder hatte seit den 1890er Jahren „Gegenstände der bäuerlichen Kultur und der Volkskunde des Schwarzwaldes" hauptsächlich in den Amtsbezirken Neustadt, Triberg, Donaueschingen, Bonndorf, St. Blasien, Schönau und Freiburg gesammelt und wie Maler Eckert einen

[1] Über sein Wirken vgl. auch H. Rott, Zur badischen Trachtenkunde im XVIII. und XIX. Jahrhundert, Ekkhart 1925, S. 84 f.

[2] Tagebuch von G. M. Eckert, Landschaftsmaler. Bad. Landesmuseum, P. 1215.

[3] Ebenda S. 63.

[4] Rott, a. a. O. S. 82.

[5] Akten des Gr. Konservators der Altertümer C XVIII betr. vaterländische Trachten und Hausgeräte, ab 1901

Digitized by Google

überraschend feinen Blick für das ureigentliche Gebiet der Volkskunst gezeigt. Der Ankauf seiner Sammlung vermehrte die Bestände um nicht weniger als 1342 Gegenstände. Es ist jedoch bezeichnend, daß man damals für diese Schätze in der Sammlung „vaterländischer" Altertümer keinen Raum fand, noch hielt man römische Scherben dort für wichtiger. Man überließ die Spiegelhaldersche Sammlung und kurz darauf auch die Sammlung badischer Volkstrachten dem Kunstgewerbemuseum.

Das Badische Kunstgewerbemuseum war ein Kind der Großherzoglichen Kunstgewerbeschule. Seit dem Jahre 1875 sammelte diese zu Unterrichtszwecken zunächst Arbeiten nach Entwürfen der Schule[1]. Um 1890 — nach Gründung eines besonderen Kunstgewerbemuseums im Rahmen der Schule[2] — erweiterte man diese Schulsammlung durch Zukauf von Keramiken, vor allem von Fayencen und anderen Gegenständen, wobei — und diese Einstellung läßt sich noch viele Jahre hindurch nachweisen — der Blick auf das „Kunstgewerbliche" gerichtet blieb. Man beschränkte sich keineswegs auch nur auf Erwerbungen aus Baden, man kaufte in weitem Umfange bei Händlern in Nürnberg, Rothenburg usw., ja sogar in Italien und in der Schweiz. In zahlreichen Fällen blieb die Herkunft der erworbenen Gegenstände unbekannt, ein Umstand, der in wissenschaftlicher Beziehung nur zu beklagen ist. Erst im Jahrzehnt vor dem Kriege wandte sich der damalige verdienstvolle Leiter des Museums, Direktor K. Hoffacker, immer bewußter der badischen Volkskunst zu, und in diesen Jahren wurde das Museum zur eigentlichen Sammelstätte badischer Volkskunst.

Nicht vergessen sei noch das Wirken zweier weiterer Maler, die ihre Hauptaufgabe auf diesem Gebiete in einer peinlich genauen Aufnahme der badischen Volkstrachten sahen, und denen wir ein hervorragendes Urkundenwerk aus diesem Teilgebiete der Volkskunst verdanken. Es sind dies der Historienmaler Rudolf Gleichauf[3] und Johann Baptist Tuttine. Ihre zahlreichen Bilder schenken uns einen ausgezeichneten Querschnitt durch die badischen Volkstrachten in der Zeit zwischen 1860 und 1880.

So lag an verschiedenen Stellen, zum Teil sogar aufgestapelt und unzugänglich, ein reicher Stoff an volkskünstlerischem Gute aufgespeichert. Es bleibt ein großes Verdienst Dr. Rotts, daß er bei der Neuordnung des Badischen Landesmuseums nach dem Kriege genügend Raum für einen Zusammenschluß zu finden wußte und endlich auch dieses Gebiet künstlerischen Schaffens als gleichberechtigt neben die übrigen Sammlungen stellte.

Wenn ich auch annehme, daß bisher schon jedes Mitglied des Landesvereins Badische Heimat sich wenigstens ein Mal die volkskundliche Sammlung des Badischen Landesmuseums gründlich angesehen hat, will ich doch einen kurzen Überblick über die derzeitigen Bestände geben, wobei der Zusammenfassung wegen von der Form eines Rundganges Abstand genommen wird.

Einen knappen Einblick in die verschiedenen Hausbauformen Badens gewähren die mit großer Liebe von Eckert hergestellten Modelle eines Odenwälder Bauerngehöftes, eines Schwarzwälder Hauses mit Sägemühle und eines Schwarzwälder Bauernhauses (Raum 108), von denen das erstere ergänzt wird durch ein Aquarell Eckerts (Raum 104/5). Bedauerlich bleibt, daß man Eckert nicht zu weiteren derartigen Arbeiten anregte, ja solche seinerzeit außer Landes gehen ließ. In das Innere von Bauern- und Bürgerhäusern Oberbadens und der Seegegend führt uns eine

[1] Vgl. die einschlägigen Verzeichnisse im Bad. Landesmuseum.

[2] K. Hoffacker, Das Großh. Kunstgewerbemuseum Karlsruhe, Badische Heimat 1. Jahrg. (1914), S. 96—105.

[3] Rott, a. a. O. S. 82.

Digitized by Google

4. Bedrucktes Tuch, vermutlich aus dem Schwarzwald

Reihe von Stuben, die in ihrem ganzen Bestande einschließlich der Wandverkleidungen und der Decken in das Museum eingebaut worden sind. Es sind dies eine behagliche, dämmerige Stube aus Rippoldsried, dem 18. Jahrhundert angehörend (Raum 106), ein Wirtshauszimmer aus Bachheim, ebenfalls aus dem 18. Jahrhundert, mit bemalten Wandvertäfelungen, die auf naturholzfarbenem Untergrunde die fast lebensgroßen Bilder eines Weinbauern, eines Rauchers usw. zeigen, ein Zimmer aus Hagnau um 1600, ebenfalls getäfelt, und eine Gaststube aus dem Rößlewirtshaus in Buchenberg bei St. Georgen, mit überraschend fein in Grau und Blau gestrichenen Holzwänden und Decke. Die Öfen in diesen Stuben legen Zeugnis ab für das hohe Können der Häfner in früheren Jahrhunderten. Der in der Rippoldsrieder

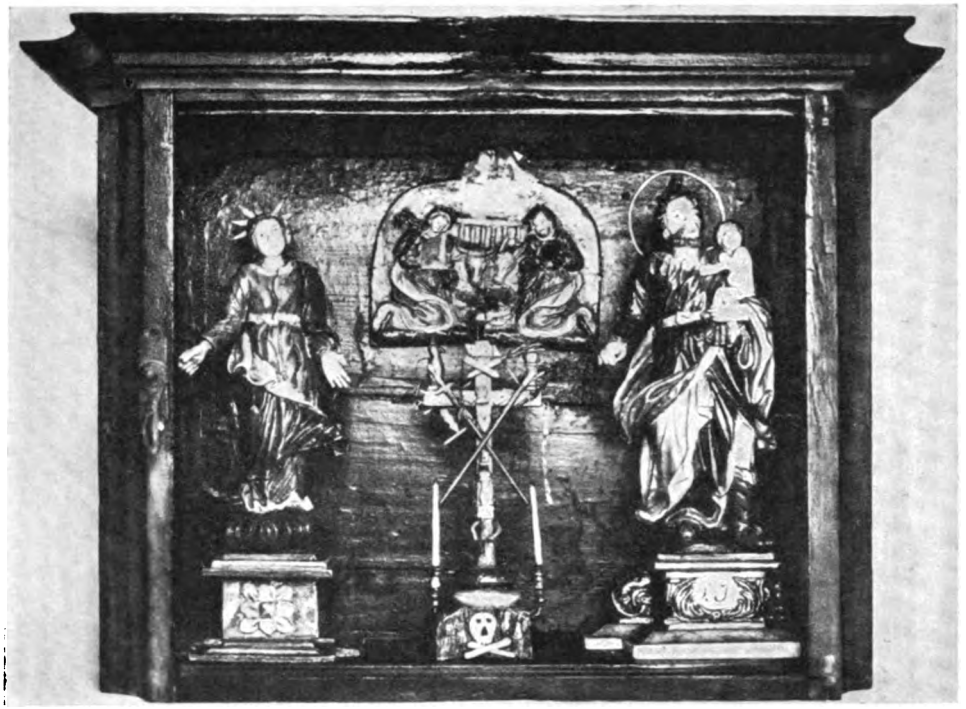
Digitized by Google

Stube aufgestellte Kachelofen aus dem Schwarzwald, blaß blaugrün grundiert und dunkelblau bemalt, trägt auf jeder Kachel ein anderes Motiv, mit dieser Vielheit an Darstellungen ganz der Volkskunst zugehörend. Wir finden als Zeichnungen den Doppeladler, den Jäger, den Hirsch, Blumen in Gefäßen, Häusergruppen usw. Im Gesamteindruck erinnern diese Kacheln an die Wandkacheln aus der Pforzheimer Gegend (Raum 124), die die gleiche Handschrift, den gleichen Mutterboden verraten. Auf dem grünglasierten Kachelofen in der Hagnauer Stube aus dem Ende des 16. Jahrhunderts kehrt neben den Darstellungen der freien Künste mehrmals das Bildnis der Muttergottes als strahlende Himmelskönigin wieder. Weiter von der eigentlichen Volkskunst entfernt sich der Kachelofen aus Kirchhofen bei Freiburg (Raum 111/12), der, dem 17. Jahrhundert zugehörend, mit seinen Maskendarstellungen und naturalistischen Ornamenten unter stärkstem Einfluß der Stilkunst entstand.

Wertvolle Aufschlüsse über die Beziehungen zwischen der Volkskunst und dem in den verschiedenen Landschaften grundlegend andersgearteten Lebensbedingungen und dem darin wurzelnden Volkstum schenkt ein Vergleich der zahlreichen Möbel miteinander. Wahre Prunkstücke haben einzelne Gegenden Oberbadens geliefert. Dort knüpften Handel und Verkehr rascher den Anschluß der Volkskunst an die hohe Kunst, dort belebte der Wohlstand die Tätigkeit des Handwerkers. Mancher reichgeschnitzte Schrank, manche gewichtige Truhe ruhen in Aufbau und Ausstattung fast ganz in der zeitlichen hohen Kunst, der sie vor allem auch in der Zeit ihrer Entstehung nicht nachhinken. Deutlich läßt sich dies auch feststellen an den bemalten Stücken, die, zwar vom Bauernmaler geschmückt, doch erkennen lassen, daß dieser durchaus „modern" sein wollte. Fehlende Schnitzereien ersetzt er durch möglichst plastische Ornamente, er ziert die Füllungen mit Landschaftsbildern oder Heiligendarstellungen, er verwendet Farben, deren Klangwert einer anderen Welt als der des Bestellers entnommen sind. Gemieden wird das leuchtende, lebensbejahende Rot, gern verwendet werden dafür müde und stumpfe Töne, Grau, Braun, ein gebrochenes Grün. Genannt seien hier der Schrank aus Pfohren von 1819 (Raum 97), ein üppig bemalter Schrank aus Bachheim um 1790 (ebenda) und ein Schrank von 1803 aus Hüfingen (ebenda). Schlicht, in ihrer Gestaltung fast ärmlich treten neben sie die Stücke aus dem Odenwald und dem Frankenlande. Es sind Kastenmöbel einfachster Art, höchstens mit einigen profilierten Leisten versehen. Die Malerei an ihnen ist noch zeitlos, in stärkstem Maße ornamental, die Motive beschränken sich in ihrer Auswahl durchaus auf solche, die zum Gemeingut der Volkskunst zählen. Die Blume spielt eine große Rolle. Großen inneren Reichtum aber, unverbrauchte Lebenskraft verrät die Wahl der Farben. Hier griff der Maler noch mit besonderer Vorliebe zum leuchtenden Ziegelrot, das oft die Grundfarbe des Möbelstückes bildet. Diesem Schaffenskreis gehört eines der besten volkskünstlerischen Stücke an, die das Badische Landesmuseum sein eigen nennt: Der Schrank von 1830, den Maler Eckert in Steinbach bei Mudau kaufte[1]. Die Vorderseite des zweitürigen und ziegelrot grundierten Schrankes ist in nicht weniger als fünfzehn einzelne Felder aufgeteilt, die in herber Linienführung, streng und flächig folgende Darstellungen tragen: Männer und Frauen in Zeittracht, Bäume, ein großes Gefäß mit Blütenzweigen, in denen Vögel sitzen, zwei Blumenkronen, Vogelpaare und als besondere Merkwürdigkeit zwei Vögel mit Menschenköpfen. Mehr als ein Rätsel gibt der Schrank auf. An Stühlen besitzt das Badische Landesmuseum leider nur solche aus dem südlichen Teil des Landes. Auffällig ist

[1] Tagebuch Eckert S. 58.

Digitized by Google

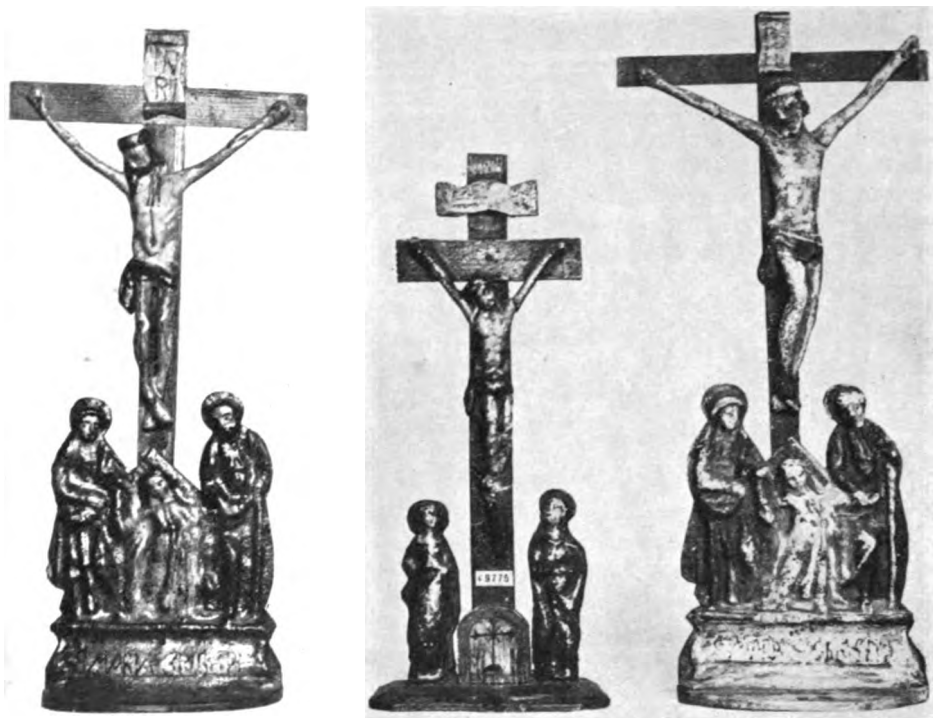


5. Künſterle aus Bernau

dabei die überwiegende Verwendung der gedoppelten Schlange als Motiv für die Lehnen.

Viel Haus- und Arbeitsgerät aus allen Teilen des Landes vervollſtändigen den Überblick über die Innenausſtattung der badiſchen Bauernhäuſer. Die verſchiedenen Formen der Fackelhalter, des einfachſten Beleuchtungsgerätes, werden gezeigt (Raum 98), einfache und doppelte, mit Klammern und Scheren, ein Webſtuhl aus Fahrenbach bei Mosbach und verſchiedene Bändelwebgeſchirre (Raum 98 und 99) erzählen von mühſeliger Heimarbeit, eine vielgeſtaltige Sammlung von Kupfer-, Meſſing- und Zinngeräten (Raum 92) geben heute noch Zeugnis dafür, wie ſehr der alte Handwerker ſeine Arbeit zu beſeelen wußte. In Form und Ausſtattung ſind hier viele Stücke künſtleriſche Leiſtungen, ſeien es Kuchenformen, Becken, Mörſer, Laternen, Leuchter und Ampeln, ſeien es Handwaſchbecken, Beckenſchlägerſchüſſeln, Kannen, Weihwaſſerkeſſel oder Salzfäſſer. Immer iſt höchſte Zweckmäßigkeit oberſtes Geſetz, die Volkskunſt will nichts als ſchmücken, des Lebens Notdurft mit dem Schimmer der Schönheit übergießen. Gleichwertig neben dieſe Metallgegenſtände tritt die Sammlung von hölzernen Modeln (Raum 93), wie ſie die Hausfrau für ihre Springerle und der Lebküchner für ſeine Backwaren brauchte. Offenen Auges griff der Modelſchnitzer für ſeine figürlichen Darſtellungen hinein in das vielgeſtaltige Leben ſeiner Umwelt, keine badiſche Trachtengeſchichte und Kulturgeſchichte darf dieſe bis in Einzelheiten getreu durchgeführten Darſtellungen überſehen. Wir ſtoßen auf Prinz Eugen, der überhaupt in der Volkskunſt des 18. Jahrhunderts häufig dargeſtellt wurde, auf Huſaren und Jäger, auf Tiere und Pflanzen, auf Muſikinſtru-

Digitized by Google

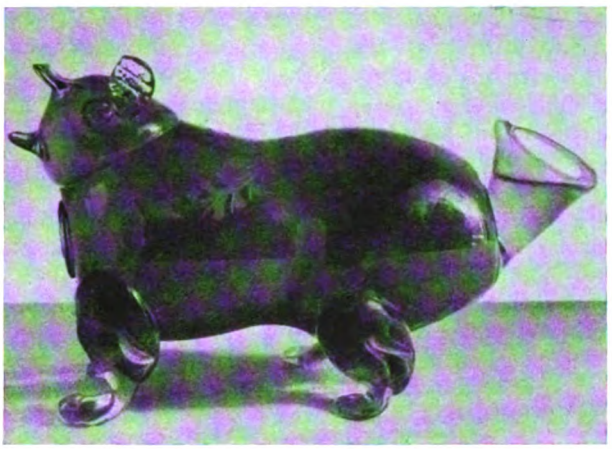


6. Andachtsbilder aus Pfohren, Ettenheimmünster und Bruderhalden

mente, auf Herren und Damen, Bürger, Handwerker und Bauern in vornehmen und Arbeitsgewändern, sehen wieder, wie gern der Volkskünstler religiöse Motive heranholte, die Muttergottes, das Monogramm Christi, das Herz Jesu und einzelne Heilige. Nur selten bringt der Schnitzer die Anfangsbuchstaben seines Namens auf einem Werkstück an, in seinem Denken und Fühlen ganz der Gemeinschaft angehörend, tritt er hinter sein Werk zurück. Auch ein Mangelholz von 1737, vermutlich aus dem badischen Bauland stammend, sei in diesem Zusammenhange erwähnt. An sich nur ein flaches Brett mit Stiel und Knopf fällt es auf durch das Beieinander mannigfacher Gestalten, die im Flachschnitt über seine ganze Oberfläche verstreut sind: Bäume, Blumen und Vögel, ein Jäger, der nach einem Hirsche schießt. Bewegen sich die Lebkuchenmodel in Motivgebung und Ausführung zum großen Teile noch ganz im Schaffenskreis des Handwerkers, der gern „Kunst" geben möchte, so tritt uns in diesem Mangelholz das freie und unbekümmerte, aus der Tiefe quellende Gestalten eines bäuerlichen Schnitzers, eines eigentlichen Volkskünstlers, entgegen.

Wenigstens aufgezählt seien an weiteren Geräten Handkörbe, mit farbigem Leder überzogen, ein Tragkorb aus der Tauberbischofsheimer Gegend, mit Kerbschnittmustern verzierte Kalenderhölzer, Buttermodel, Kaffee- und Gewürzmühlen und viele farbenfrohe, lustige Trögle aus Bernau, Kappel und Neustadt, die meist in Nachbildung von Truhen und Kommoden und unter dem Einfluß der Lackschildmalerei im 18. und 19. Jahrhundert in zahllosen Stücken ins Land hinauswanderten (Raum 93—95). Was man an Gerätschaften zum Spinnen und Garnbereiten brauchte, zeigt Raum 98.

Digitized by Google



7. Schnapsbudele aus Bubenbach oder Wolterdingen

Hier stehen alle Formen der badischen Spinngeräte beieinander, Spinnräder, Hecheln, Garnhaspeln usw.

Auch das weite Feld Schwarzwälder Gewerbefleißes ist durch hervorragende Leistungen in der Sammlung vertreten. Wie einfühlend und formvollendet wußten die Schwarzwälder Glasmacher mit ihrem zähflüssigen Werkstoff umzugehen, wir freuen uns von Herzen an den possierlichen Schnapsbudelen in Tiergestalt, den Leuchtern, Weihwassergefäßen und anderen Kleingeräten, kosten vergnügt den goldenen Humor, der aus den Emailgläsern und -flaschen mit ihren Sprüchen und Darstellungen lacht, erleben in den geschliffenen Waren die Lust am Linien- und Flächenspiel, am Aufglimmen- und Brechenlassen der Lichter nach (Raum 118). Und nicht minder im Schaffen froh gewordenes Leben quillt aus den Erzeugnissen der Schwarzwälder Uhrmacher (Raum 119). Eingebaut ist hier außerdem eine vollkommene Uhrmacherwerkstatt aus Falkau und Altglashütte mit sämtlichen Einrichtungsstücken und Werkzeugen.

Der gleiche innere Reichtum aber leuchtet aus den Werkstücken der Töpfer. Es ist lohnenswert, den feinen Unterschieden im Gesamtschaffen etwa der Kanderner und der Odenwälder Töpfer nachzugehen und ihr Werk zu stellen neben die zahlreichen Vergleichsstücke aus andern Gegenden Deutschlands, die das Landesmuseum bewahrt. Man staunt immer wieder, wie einheitlich in Werkstoff, Form und Schmuck jedes Werkstück zu einem Guß zusammengeschmolzen ist. Aus Ton sind auch die köstlichen Figuren, die unter den Namen „Zizenhausener Figuren“[1] weithin bekannt sind und in ihrer humorgetränkten Eigenart das Werk der Familie Sohn in Zizenhausen darstellen (Raum 121 und 123). In das Gebiet des bewußt einen volkskünstlerischen Ton anschlagenden Schaffens führen die Durlacher und Mosbacher Fayencen (Raum 122).

Nur wenige Sammlungen in Deutschland können sich eines solchen Reichtums an Trachtenstücken rühmen wie das Badische Landesmuseum. Hier werden in fast lückenloser Aufstellung, unterstützt durch die schon erwähnten Bilder badischer Maler, die besten Urkunden zu einer Geschichte der badischen Volkstrachten aufbewahrt. Man

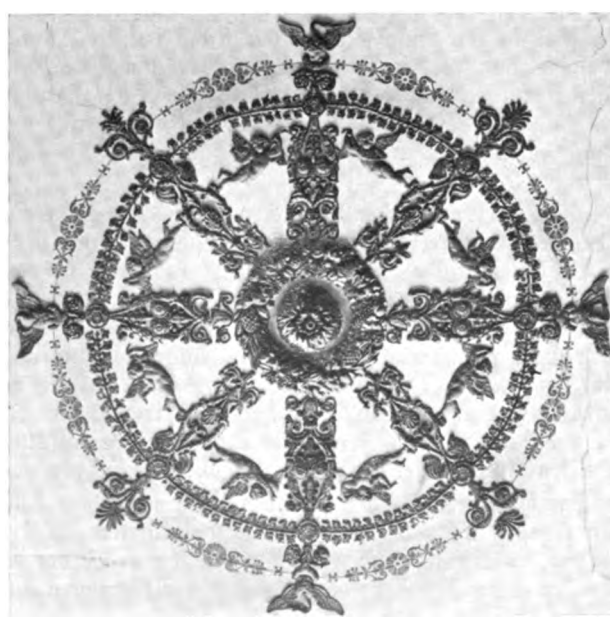
[1] W. Fraenger, Der Bildermann von Zizenhausen, Leipzig 1922 und W. Fraenger, Die Zizenhausener Terrakotten, Oberdeutsche Zeitschrift für Volkskunde 1. Jahrg. S. 109 ff.

Digitized by Google

braucht nicht verkalkter Altertümler zu sein, wenn man bedauernd vor diesen Schätzen steht. Geschwundenes Kulturgut! Neben die Ganztrachten aus dem badischen Lande (Raum 113/114) treten Zusammenstellungen von Brautkronen, Hauben, Gollern, Halstüchern und Gürteln. Einige Fastnachtsfiguren und Palmen zeigen, daß auch im Volksbrauch die Volkskunst sich schöpferisch zu betätigen wußte. Die Schwarzwälder Strohflechterei ist nicht vergessen, die Leineweberei und Zeugdruckerei sind mit sehr guten Stücken vertreten.

Am reinsten aber erkennen wir Wesen und Sein der Volkskunst in den Werken, die dem Glauben und Kult entsprungen sind, im Andachtsbild für Kapelle und Haus, im Kirchengerät (Raum 125/28). Hier weitet sich das Herz im Betrachten dieser Dinge, hier erweist sich, daß auch die Volkskunst ihre Sendung, ihr Muß, ihre letzte Erfüllung in sich trug. Man betrachte die Palmesel, die hölzerne Figur des hl. Wendelin aus Reinhardsachsen, die Känsterle aus dem Schwarzwald, die Krippenfiguren und die Hinterglasbilder, um nur einiges zu nennen.

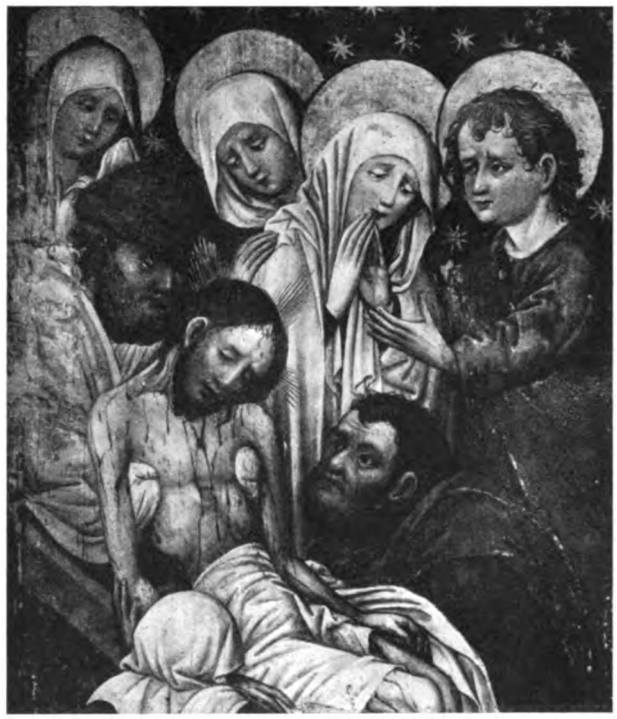
Nur in Stichworten konnte ein Überblick über den Bestand an Volkskunst im Badischen Landesmuseum gegeben werden. Auch die beste Beschreibung wird niemals eigenes Schauen und Erleben ersetzen, zum Schauen aber ist die Sammlung da. Noch ist für viele Besucher die volkskundliche Abteilung des Museums ein Anhängsel; die Zeit wird kommen, in der man allgemein ihre Schätze gleichberechtigt neben die aus der hohen Kunst stellen wird, in der die Erkenntnis durchgedrungen ist, daß in der Volkskunst der Anfang alles Kunstschaffens, der eigentliche Kern aller künstlerischen Äußerungen eines Volkes schlummert.



phot. W. Kratt, Karlsruhe

Deckenrosette im ehemaligen Palais von Haber

Digitized by Google



Grablegung Christi — Oberrheinisch um 1425

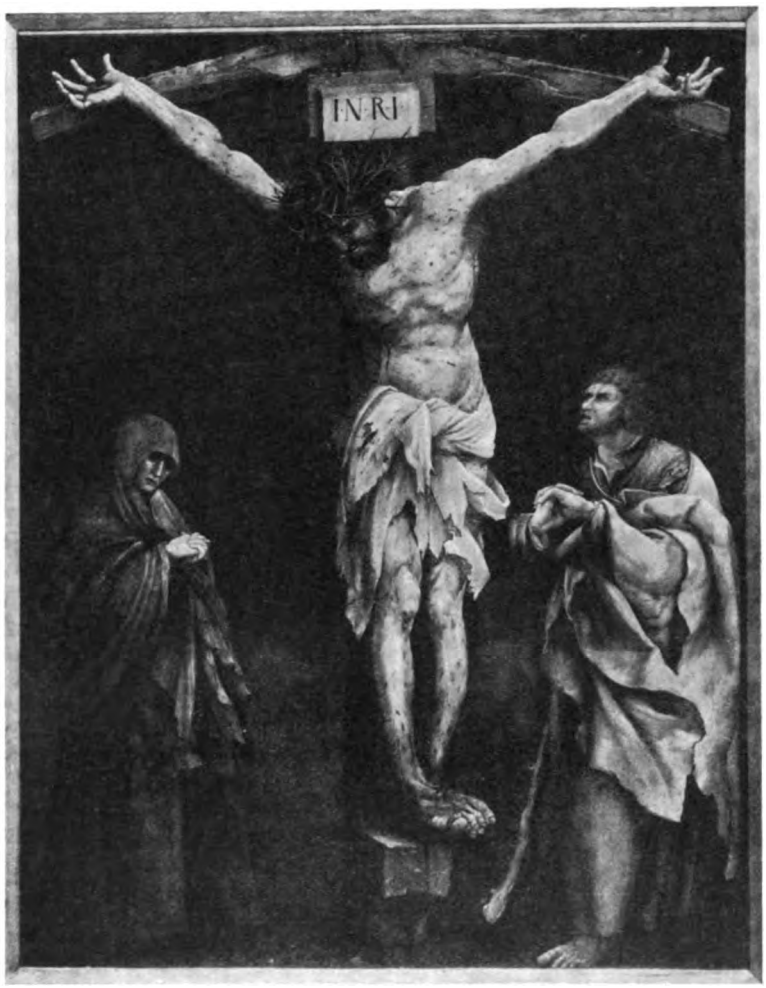
Die Badische Kunsthalle

Von Lilli Fischel, Karlsruhe

Die Badische Kunsthalle, staatliche Gemäldegalerie des Landes Baden, nimmt eine der angesehensten Stellen unter den Gemäldesammlungen Deutschlands ein. Ihren Ruf machen namentlich einzelne ihrer Schätze aus, die sich in allen Abteilungen, die sie besitzt, vorfinden; und ihre europäischen Freunde (die es doch gerade wissen müssen) lieben sie außerdem um einer gewissen Haltung willen, in der sie weitgerichteten Blick und bewußte Pflege des Naheliegenden zugleich erkennen.

In der Tat liegt hierin die Doppelaufgabe des Instituts, ihm mitgegeben bereits in den Bedingungen seiner Entstehung, ihm zugewiesen auch durch seine Stellung: namhafte deutsche Galerie zu sein, die südwestlichste des Reichs, und gleichzeitig führende Sammlung in der engeren badischen Heimat; von europäischen Gesichtspunkten den Rang zu empfangen, und von lokalen Zuspitzungen den Charakter. Ein kurzer Blick auf die Geschichte der Galerie läßt diesen Grundzug als organisch bedingt erkennen. Ihr frühester Bestandteil, die Gemäldesammlung der badischen Markgräfin Karoline Luise, war ursprünglich fürstlicher Besitz. Sie war in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts durch persönliche Initiative der bedeutenden fürstlichen Kennerin

Digitized by Google



Kreuzigung Matthias Grünewald

entstanden und nach ihrem Tode als Grundstock einer Gemäldegalerie in das 1785 errichtete Akademiegebäude am botanischen Garten verbracht worden, das heute noch zur Kunsthalle gehört. In insgesamt etwa 200 Nummern umfaßte sie, entsprechend den künstlerischen Gegebenheiten der Zeit und den Sammelneigungen des Hofs, vorwiegend französische und niederländische Werke dieses und des vergangenen Jahrhunderts, Bestände, aus denen sich der heutige Franzosensaal der Kunsthalle völlig, die holländische Abteilung größtenteils zusammensetzt. Ihnen verdanken wir also nicht nur das bekannte Selbstbildnis von Rembrandt, die unvergleichliche und vielbewunderte Gruppe mehrerer französischer Stilleben von Chardin, sondern auch die meisten der reizvollen Stücke, an denen man bei einem Gang durch die holländischen Kabinette vorbeiwandert, und die — wenn zufällig geöffnete Fenster ihre intimen Ausschnitte des alten Karlsruher Stadtbildes freigeben — mit der gefaßten Einfachheit dieser

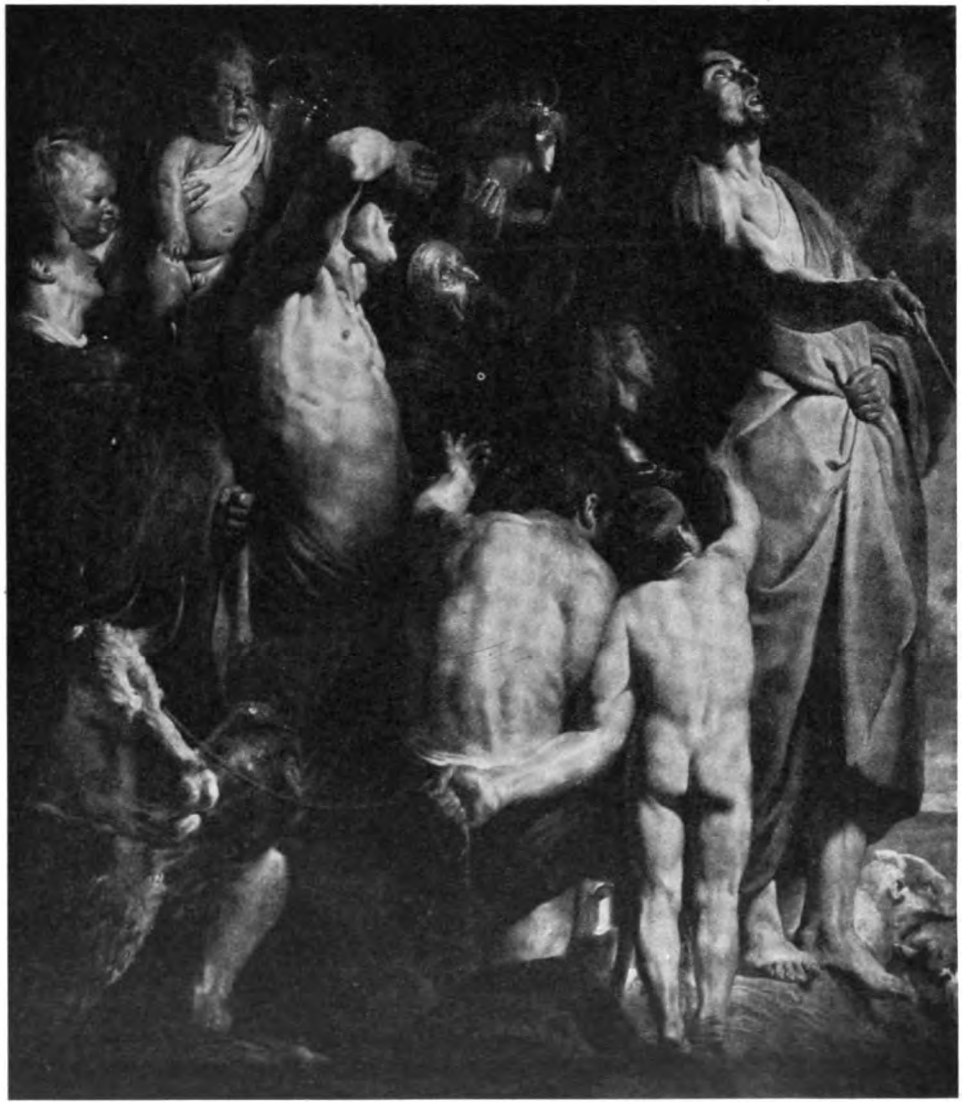
Digitized by Google

Maria und Josef — Hans Baldung Grien

Umgebung eine so reizvolle Verbindung eingehen. Auch die Gemäldebestände des Rastatter Schlosses und der markgräflichen Hofhaltung zu Basel, aus denen die junge Galerie zu Beginn des 19. Jahrhunderts manchen Zuwachs bezog, enthielten neben einzelnen Gruppen deutscher Malerei viel Ausländisches; aus Rastatt stammt ein beträchtlicher Teil unserer vlämischen Gemälde des 17. Jahrhunderts. Von den italienischen Bildern dagegen, unter denen ein frühes florentinisches Altarbild aus der Zeit um 1400 und eine Madonna von Lorenzo di Credi weit hervorragen, sind die meisten um die Mitte des 19. Jahrhunderts als Privatsammlung angekauft worden.

Während somit die Galerie schon in der Gründung Werke von europäischer Wertgeltung enthielt, wurden erst im Verlaufe des 19. Jahrhunderts diejenigen deutschen Abteilungen allmählich geschaffen, in denen wir heute die lokalen Schwerpunkte der Sammlung erblicken. Die Produktion des Oberrheins, wie die künstlerische Fruchtbarkeit Süddeutschlands überhaupt, kulminiert in zwei Hauptepochen: zuerst im 15. und um die Wende zum 16. Jahrhundert, ein zweites Mal dann im 19. Jahrhundert, während zwischen der Mitte des 16. und 18. Jahrhunderts die überlieferten Dokumente der Malerei höchst spärlich sind. Drei Säle im Herzen des heutigen Galeriebaus verdeutlichen in drei Generationsstufen die altdeutsche Tafelmalerei Süddeutschlands und der badischen Gegenden. Eine Anzahl anonymer Tafeln,

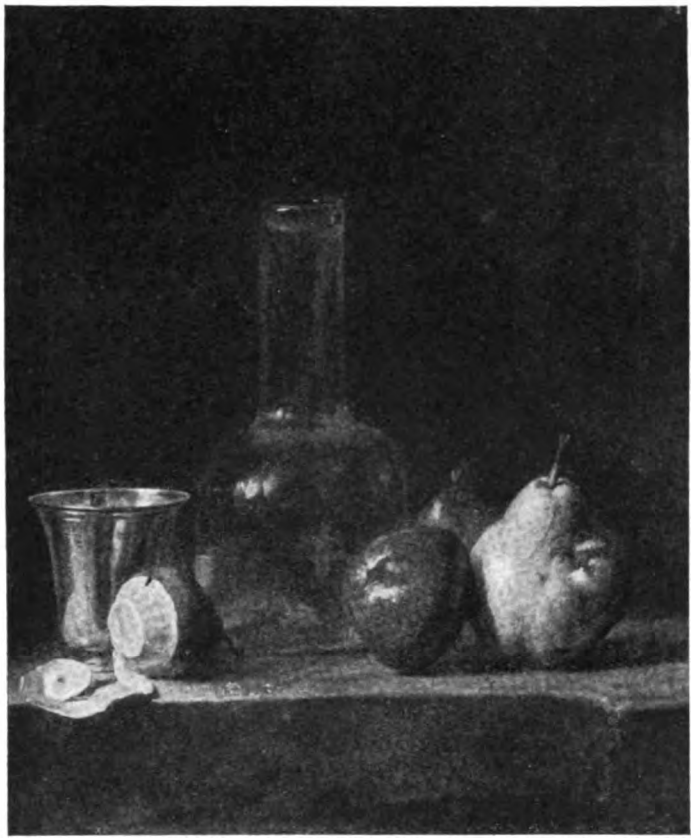
Digitized by Google



Moses ſchlägt Waſſer aus dem Felſen — Jacob Jordaens

zum geringeren Teil ſäkulariſiertes Gut, zum größeren Beſtandteile der 1854 erworbenen Privatſammlung Hirſcher, Altarteile aus dem ehemaligen Thennenbach in Baden, aus Konſtanz, Salem, Lichtental, Kehl und der Freiburger Gegend, zeigen alle Etappen der Entwicklung zwiſchen dem Frühſtil der Malerei nach 1400 und der breiten Wirkung der Perſönlichkeit Schongauers, der gegen 1500 vom Oberrhein her ganz Süddeutſchland beeinflußt hat. Als führende oberrheiniſche Meiſter nach der Jahrhundertwende ſind Hans Baldung Grien, der Meiſter von Meßkirch, und Hans Holbein d. J. mit einer Reihe von Werken vertreten. Strigel, Zeitblom und

Digitized by Google



Stilleben J. B. S. Chardin

Schaffner, neben einer Reihe anonymer Werke, bringen daneben die benachbarte schwäbische Malerei zum Wort, und es treten hinzu die mächtigen Tafeln des Tauberbischofsheimer Altars von Matthias Grünewald, die zierliche Kostbarkeit etwa einer Madonna von Lukas Cranach, um mit weiteren andern der reichen Individualität dieser Zeit vollen Nachdruck zu verleihen.

Nach langer Zeit, erst gegen 1760, lassen sich mit Hilfe der neuesten Forschung wieder zahlreichere Namen und Werke aus unserer Gegend sammeln. In der Kunsthalle vereinigt das sogenannte grüne Kabinett in Werken von Dathan, Melling und Ferdinand Kobell Anfänge einer Darstellung jener zwar nicht führenden, aber doch höchst liebenswerten Epoche süddeutscher Malerei, eine kleine Gruppe, die man baldigst weiter auszudehnen hofft. Die Bestrebungen dieses gedämpften bürgerlichen Spätrokoko gehen unmittelbar in die frische Bewegsamkeit des frühen 19. Jahrhunderts über, die gerade bei uns infolge glücklicher Umstände und verständiger Förderung manchen charakteristischen Vertreter gefunden hat. Von deutschen Werken dieser Zeit besitzt die Galerie eine durch neuere Erwerbungen günstig ergänzte Abteilung der eigentlichen Nazarener, mit Overbeck, Veit, Settegast und andern, samt einer nazarenischen Kartonabteilung; an Einzelwerken der deutschen Romantik Hauptbilder von J. A.

Digitized by Google

Selbstbildnis Rembrandt

Koch und Moritz von Schwind, die zu den populärsten Stücken der Kunsthalle gehören. Ihnen schließen sich die süddeutschen Landschafter des beginnenden Jahrhunderts an, die ein klares und feines Naturgefühl mit so charakteristischer Sachlichkeit zum Ausdruck bringen: der jüngere Kobell vor allem, die Heidelberger Gruppe der Fries, Schmitt, Issel und Koester, in der Folge dann die badischen Hofmaler der ersten Jahrhunderthälfte, namentlich Kuntz, Frommel, Helmsdorf, Kirner.

In den Jahren 1837—46, unter Großherzog Leopold I., dessen Privatsammlung nach seinem Tod ebenfalls in den Besitz der Galerie überging, war der längst beabsichtigte Neubau der Galerie an der heutigen Hans-Thoma-Straße durchgeführt worden; mit Anbauten aus den Jahren 1897 und 1908 ergibt er den jetzigen Gebäudekomplex des Hauses. Von großer Bedeutung für die Weiterentwicklung der Sammlung wurde auch die 1854 vollzogene Gründung einer badischen Akademie der bildenden Künste; durch sie wurde die Stadt Karlsruhe von neuem ein Zentrum bedeutender künstlerischer Produktion, aus dem die Galerie sich um wesentliche neue Bildergruppen bereichern konnte und auch in der Gegenwart weiterhin bereichert. Hier entfalteten Schirmer und seine zahlreichen Nachfolger eine umfangreiche und bedeutende Tätigkeit, in ihrem Kreise wirkten Feuerbach und Canon, und hier bildeten sich Thoma und Trübner, die letzten und größten einheimischen Künstler im ausgehenden 19. Jahrhundert. Sie alle werden im Thomamuseum von 1908, im Schirmer-, Feuerbach- und Trübnersaal, die bei der verdienstvollen Neuordnung von

Digitized by Google

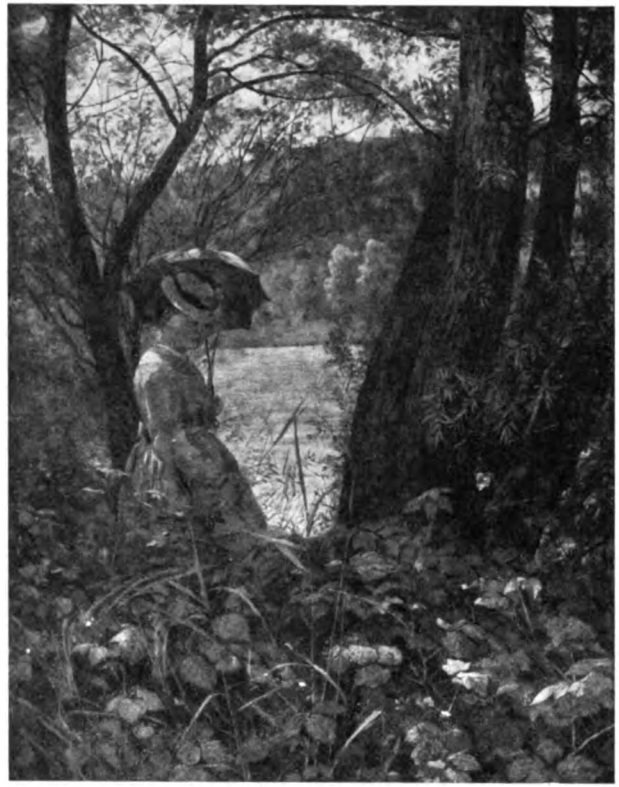
An der Alb bei Karlsruhe — J. W. Schirmer

1920 als eigene Abteilungen gebildet wurden, als Badener mit Stolz genannt. Freilich kam Schirmer als gereifter Künstler nach Karlsruhe, freilich war Feuerbach mit seinem Land verfeindet und empfing Thoma die entscheidende Bestärkung seines malerischen Realismus durch Courbet in Paris; während Trübner, der kaum je Fremdes aufnahm, ja Süddeutschland fast nicht verließ, neben Thoma weniger als Einheimischer denn als den weiteren Bereichen großer deutscher Malerei angehörig empfunden wird; — Widersprüche, die man sich vor Augen halten soll, um absondernde Einstellungen zu vermeiden, die gerade im Gebiet der Kunst so gefährlich sind. Wenn allerdings ein Badener der ist, der uns das Land, dessen Luft er atmete, durch seine Augen neu gestaltet zeigt, so war es Thoma in stärkstem Maß und für ein einziges Mal, ebenso und nicht zufällig zu gleicher Zeit, wie Hodler der Maler der Schweizer Atmosphäre geworden ist.

So stellt die Badische Kunsthalle die Geschichte der Kunst und die Kunstgeschichte des eigenen Landes dar, und trägt alle Verpflichtungen dieses besonderen Zusammenwirkens. Der engere Bezirk heimatlicher Leistung steht hier in unmittelbarer Verbindung zum weiteren Kreis der großen Kunst, und empfängt an ihrem Maßstab erst vollen Klang, volle Berechtigung. Am Vorbild der alten, zeitlos gewordenen Werte hat sich jede künstlerische Jugend unseres Landes seit dem Bestehen der Galerie genährt, um dann selbst, im ausgewählten Besten, was sie leistete und leisten wird, als Teil sich ihrem geistigen Ganzen anzureihen.

Digitized by Google

Der Einjährige — Wilhelm Trübner

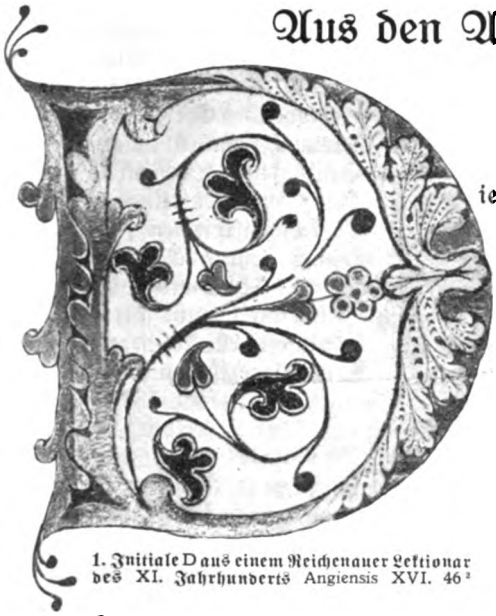


Im Sonnenschein — Hans Thoma

Digitized by Google

Aus den Annalen der Landesbibliothek

Von Karl Preisendanz
Karlsruhe



1. Initiale D aus einem Reichenauer Lektionar des XI. Jahrhunderts Angiensis XVI. 46[2]

Die Badische Landesbibliothek war zu ihrem Namen schon vor einem Jahrhundert berechtigt, als die Büchereien der aufgehobenen Klöster aus der gesamten badischen Landschaft in ihr, der einstigen markgräflichen und großherzoglichen Hofbibliothek zu Karlsruhe, zusammenflossen. Abgesehen von den beiden Universitätsbibliotheken mehr spezialwissenschaftlichen Charakters, bedeutete sie durch diese im einzelnen von den Betroffenen wohl als gewaltsam und schwer empfundene, im allgemeinen aber förderlich zentralisierende Maßnahme die Vereinigung der wichtigsten literarischen Bildungsmittel, wenn sie die großen Sammlungen gedruckter und geschriebener Bücher des badischen Landes in sich aufnahm. Und betrachtet man mit Recht die Klöster des frühen Mittelalters als höchst wirksame Träger der Kultur und Bildung ihres Umkreises, dann war der Zentralsitz ihrer gesammelten Büchereien wohl berufen, Bibliothek des ganzen Landes, eine Landesbibliothek, zu werden. Zunächst freilich konnte die wohltätige Allgemeinwirkung dieses Instituts zur richtigen Entfaltung aller Kräfte noch nicht kommen. Der Begriff einer „Hofbibliothek" überwog durchaus den unbeschränkter Zugänglichkeit, und die vielen neuen Zugänge von Druckwerken und Handschriften aus den eingezogenen Klöstern gehörten nicht im eigentlichen Sinne Volk und Land, sondern dem Fürsten; und die Anstrengung, sie fast alle an einem Ort, in der Residenz, zu vereinigen, entsprang wohl mehr dem Bestreben, die Hofbibliothek zu mehren als eine künftige Bildungszentrale fürs badische Volk zu schaffen. Dieser Gedanke hat sich erst nach und nach Bahn gebrochen, bis er durch die fortschrittliche Änderung der Bibliotheksverhältnisse 1872, wo durch die „Bereicherung mit Staatseigentum" aus der Hofbibliothek eine Hof- und Landesbibliothek wurde, und schließlich durch die noch durchgreifendere des Jahres 1918 zur Selbständigkeit sich durchsetzen konnte.

Zugänglich gemacht haben aber die alten badischen Markgrafen ihre Bibliothek wissenschaftlichen Besuchern schon in den Frühzeiten ihres Bestehens. Johannes Oecolampadius konnte 1528 Philipp I. von Baden nachrühmen, er habe Reuchlins Humanität noch übertroffen, indem er die Klausel seines Vermächtnisses, kein Buch seiner Hinterlassenschaft aus der Pforzheimer Stiftskirche zu entfernen, aufhob: „In erprobter Umsicht hast Du weit zweckmäßigere Anordnungen getroffen: durch sie kommt

Digitized by Google

die Bibliothek nicht um ihren Besitzstand, die gelehrten Benutzer nicht um ihren Gewinn, wenn die Bücher ohne Schaden aus dem Haus gehen und vervielfältigt ... wieder zurückkehren". Dieses Lob des Oecolampadius bezieht sich wohl nur auf einen bestimmten Fall, wo Philipp I. ihm und dem Basler Drucker Andreas Cratander zur Drucklegung seiner Übersetzung des Cyrillus eine Sammelhandschrift aus der Reuchlinschen Bibliothek leihweise überlassen hatte. Aber man wird nach diesem Vorgang annehmen dürfen, der Markgraf habe etwaige ähnliche Gesuche anderer vertrauenswürdiger Gelehrter nicht abgeschlagen. Die gleiche Handschrift wurde übrigens 30 Jahre später wieder nach auswärts versandt, nach München, wo Albrecht V. von Bayern sie für die Hofbibliothek abschreiben ließ[1], und auch Joh. Jac. Fugger in Augsburg erhielt eine Kopie aus diesem Kodex, der als „zerfressen und alterswegen kaum mehr lesbar, doch auch nicht ganz verdorben, und aus der Form gegangen" beschrieben wird. Also zweifellos ein altes, wertvolles Exemplar, das auch vom Tübinger Studiosen Bernhard Haus aus Knielingen zu Abschriftproben für seinen Lehrer Martin Crusius (1580) und Joh. Pistorius benutzt werden durfte. Auch andere, so der Graezist Henricus Stephanus (1586-1587) und der Freiburger Professor Joh. Jac. Beurer (zwischen 1587—1591), fanden Zugang zur markgräflichen Bibliothek, die bald nach 1565 aus Pforzheim, wo sie Heinrich Pantaleon noch im Auditorium Reuchlini sah, nach Durlach übergesiedelt war. Aber nicht immer schlug die liberale Behandlung der Ausleihfrage zum Heil aus: eine Sammelhandschrift mit 19 Nummern, die Reuchlin einst von den Basler Karthäusern gekauft hatte, wurde nach verschiedener Benutzung in Durlach selbst ins elsässische Kloster Maursmünster verliehen und fand den Weg nicht mehr zurück, taucht aber Ende des 18. Jahrhunderts durch die Säkularisation (1793—1795) in der Straßburger Bibliothek auf, wo sie 1870 verbrannte. Es war ein kleiner Papierkodex von 260 Blättern aus dem 13. Jahrhundert, in den sich Mäuse ein ganzes Nest hineingenagt hatten.

2. Einige Handschriften aus Reuchlins Bibliothek. Rechts die große hebräische Bibel, links der Prophetenkodex

Wenn in alten Berichten und Notizen solche Ausleihen und Benutzungen von Handschriften der markgräflichen Bibliothek erwähnt werden, so bezieht sich das immer nur auf Teile der Reuchlinschen Sammlung. Vom ursprünglichen Bücherbesitz der Markgrafen hört man so viel wie nichts. Und doch verfügte wohl schon Philipp I. über seine Bibliothek; denn Oecolampadius bemerkt 1528 in der Widmung seiner Cyrill-Ausgabe an den Markgrafen: „Reuchlin hat sterbend seine Bücher von ansehnlichem Alter Deiner Pforzheimer Bibliothek vermacht . . ." Gern wüßte man, was diese Bücherei enthielt vor ihrer Vermehrung durch die Reuchliniana im Jahr 1523. Keine Bemerkung, kein Eintrag in den alten Beständen der Durlacher

[1] Literarische Beziehungen dieser Art bestanden weiter; am 1. Nov. 1567, also bald nach der Überführung der Bibliothek, wendet sich Markgraf Karl aus Durlach an Albrecht mit der Bitte, ihm seine Paracelsiana, „als nemblich die ganz Theophrastiam oder doch zum wenigsten die Archidoxa ... ein Zeitlang" zu überlassen, damit sie in Durlach eingesehen und abgeschrieben werden könnten. Albrecht solle sie „versecretiert" dem Boten mitgeben, man werde die Werke dann „unverzüglich widerum verwahrt zuschicken". Man hatte aber Karl falsch berichtet; Albrecht besaß keine Paracelsus-Handschriften; auch in den Durlacher Beständen fehlen sie weiterhin. Vgl. O. Hartig, Abh. Bay. Ak. 28 (1917) 3, 168. 345 f.

Digitized by Google

und Baden-Rastatter Handschriften gibt dafür einen Hinweis. Wilhelm Brambach hat schon auf die Beziehungen Philipps I. zum Kloster Hirsau aufmerksam gemacht, dessen „gottesdienstliche Kompetenz zu Pforzheim er übernahm unter Abgabe an die dortige Pfarrei (1522)". Von den Hirsauer Mönchen hat Philipp I. sehr wahrscheinlich die noch erhaltenen wertvollen Handschriften der Bonifatiusbriefe (Rast. 22), des Waltharliedes (Rast. 24), des Manegoldusbuches (Rast. 27) überkommen. Aber diese Codices blieben nicht bei den Büchern Reuchlins, wenn sie je mit ihnen zusammen aufgestellt waren, sondern sie gerieten nach der Teilung der Markgrafschaft (1535) in den Besitz der Bernhardinischen Linie zu Baden-Baden, während das Legat Reuchlins an die Ernestinische Linie kam und 1565 von Pforzheim nach Durlach verpflanzt wurde. Da nun Philipp I. in Baden-Baden residierte, ist es durchaus möglich, ja wahrscheinlich, daß er dort auch eine Bibliothek besaß, selbst wenn er in Pforzheim, nach Oecolampadius' Worten, ebenfalls über eine Bücherei verfügte. Und so könnten bei der Teilung von 1535 die Pforzheimer Bücher der Ernestinischen, die Baden-Badener, unter ihnen die obengenannten Hirschauer Codices, der Bernhardinischen Linie zugefallen sein. Beide „Libereien" hatten dann ihre eigenen, getrennten Schicksale bis 1771, wo sie in der Karlsruher Hofbibliothek wieder miteinander vereinigt wurden. Ihre heutige Aufstellung unterscheidet sie noch nach ihrer Herkunft und zählt 263 „Durlacher", 328 „Rastatter" Handschriften des alten Bestandes, und wieder gesondert von ihnen stehen die Codices aus Reuchlins Vermächtnis, die von einer stattlichen Anzahl im 30jährigen Krieg, wohl nach der Einnahme von Weilderstadt 1642, auf 14 zusammengeschmolzen sind. Anders die Druckwerke: sie sind ohne Rücksicht auf ihre Herkunft dem Gesamtbestand eingereiht, und nur aus gewissen Anzeichen, Einträgen, Einbänden, Signaturen u. ä. läßt sich feststellen, ob ein Buch aus Durlacher oder aus Baden-Rastatter Besitz stammt.

Von keiner der beiden Bibliotheken wissen wir heute so viel, als wir wissen möchten. Die Nachrichten über ihre Schicksale fließen nur spärlich und unregelmäßig. Hin und wieder hört man von Benutzern der Handschriften in Durlach, wo es vor dem Ruin von 1689 nach Du Monts Bericht, eine „Schloßbibliothek gab, deren Decke reich vergoldet und mit höchst sehenswerten Malereien bedeckt war. Ihr schönster Inhalt und Schmuck aber waren doch die 4—5000 Bände; in nächster Nähe außerdem zwei Handschriftenzimmer, in denen alles vom Boden bis hinauf zur Decke aufs trefflichste eingeordnet war" (s. Rott, Kunst und Künstler 137). Von der Bücherei selbst meldet aus der Zeit des Dreißigjährigen Krieges nur ein Nekrolog auf Markgraf Georg Friedrich († 1638), der als eifriger Leser „sampt einem scharpfen Gesicht" geschildert wird, so daß er „keiner Augenspiegel bedörfft und die feinesten Truckh noch selbsten leßen können[1]". Er hat nach seinem anonymen Straßburger Lobredner die Durlacher Bibliothek „in allen Fächern sehr wohl versehen" (in omnibus facultatibus instructissima), und hat sie in der Karlsburg „nechsten Deroselben Gemach, In dem Gewölb genannt, und nur mit einer Wandt und Thüren unterscheiden" untergebracht. Sie war mit „großer Spesa colligirt und jährlich vermehrt", aber „bei noch wehrendem leydigen Kriegswesen also schändlich ruinirt, verderbt und distrahirt worden" (vgl. K. Obser, Zeitschr. Gesch. Oberrh. 52, 1898, 130).

[1] Ihm gehörte die petit gesetzte Biblia verteutscht durch D. Martin Luth: Tübingen 1630, die er nach den genauen Vermerken auf den Vorsatzblättern 1638 zum 59. Mal zu lesen begonnen hat. (L. Bibl. De 36 mit Spuren starker Benutzung, vom Wasser beschädigt); vgl. Hans Rott, Kunst und Künstler 1917, 74 f.

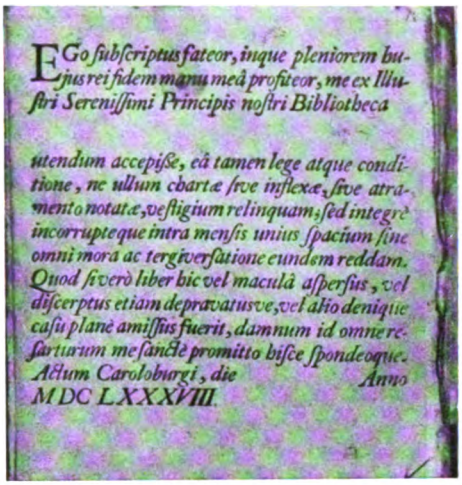
Digitized by Google

3. Zwei Seiten des Waltharilliedes in der Karlsruher Handschrift Rast. 24, XII. Jahrh.

Wie groß der damalige Bibliotheksverlust tatsächlich war, läßt sich für uns beim Fehlen alter Inventare nicht feststellen. Aber jedenfalls war die „Particular"-bücherei Georg Friedrichs in sein Haus zum Drachenfels in Straßburg geflüchtet worden, und Markgraf Friedrich VI. brachte 1674 beim Ausbruch des Kriegs mit Frankreich die Durlacher Hofbibliothek nach dem Badischen Hof zu Basel, wo sie teils bis 1720, teils bis 1765 in Sicherheit blieb, ohne durch den Brand von 1698 Schaden zu nehmen. Auch in dieser Zeit des Exils war die Bibliothek zugänglich; der Markgraf gestattete ihre Benutzung, wie sich aus verschiedenen Tatsachen beweisen läßt. Aus dem Jahr 1688 hat sich ein Exemplar des ältesten uns bekannten Ausleihscheines der Durlacher Bücherei in der Karlsburg erhalten. Er ist, in schöner Kursive gedruckt, lateinisch abgefaßt, ein Hinweis darauf, daß damals eine Buchausleihe meist nur von lateinkundigen Benutzern in Anspruch genommen wurde oder werden konnte. Der Zettel, 16,5 × 20 cm groß, bietet einen zusammenhängenden Text, in dem für den handschriftlich einzufügenden Namen des entliehenen Buches und für das Datum Lücken gelassen sind; gedruckt ist er im Jahr MDCLXXXV, aber zur Benutzung bestimmt fürs Jahr 1688; denn hinter die V hat der Bibliothekar mit Tinte eine vermehrende III (zu VIII) geschrieben. Der Wortlaut dieses Ausleihscheines auf deutsch: „Ich Unterzeichneter gebe zu und gelobe zur volleren Bekräftigung mit eigener Hand, aus der Bücherei unsres erlauchten und erhabnen Fürsten (das und das Buch) zur Benützung erhalten zu haben, unter der Bestimmung und Bedingung, daß ich keine Spur von Eselsohren oder Tintenflecken im Papier hinterlassen, daß ich es dagegen unversehrt und unbeschädigt in Monatsfrist ohne Verzug und Säumnis zurückgeben will. Sollte aber dieses Buch durch einen Flecken beschmutzt, oder gar zerrissen oder demoliert werden oder durch ein Mißgeschick völlig verloren gehn, so verspreche und gelobe ich heilig, diesen Schaden ganz zu decken. Geschehen zu Karlsburg am . . . . 1688." Die Ortsangabe „Karlsburg" weist wohl darauf hin, daß auch damals noch, kurz vor der völligen Zerstörung Durlachs und der Karlsburg am 15. August 1689 durch Melac, Bücher im Durlacher Schloß sich befanden, und daß nur die wertvollen Teile der Bibliothek nach Basel geflüchtet waren. Aber auch dort wurde ausgeliehen. Der „Extractus Drollingerischen Diarie

Digitized by Google

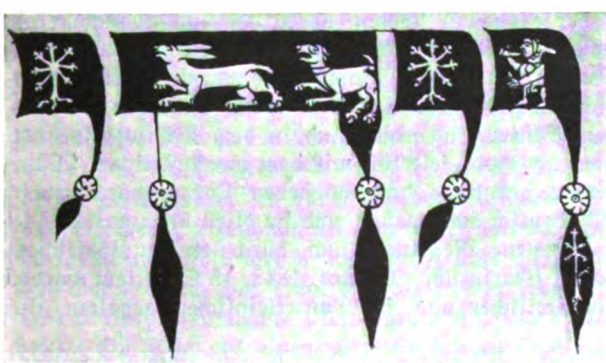
über die von fürſtl. Bibliothec ausgeliehene Bücher anno 1733“ (Gen.-Land.-Arch.) zeigt das. Denn nach ihm wurden „Novembris auf Anſuchen Herrn Kirchenrath Höltzlins in die Kirchen gegeben Biblia Lutheri Teutſch (Lüneburg 1683 in oct. Nr. 2), Marggr. Geſangbuch de Anno 1697 (oct. Nr. 99)“ mit dem Zuſatz: „Sind noch in der Kirche“. Zwei Bücher wurden verliehen an eine Mlle. Dettinger und Jungfer Eleonora (1734, 1735); und ein Erlaß des Markgrafen Karl von 1715 aus der Karlsburg an den Geh. Regiſtratorem Samuel Brodhag zu Baſel geſtattet dem Pfarrer Bauſch zu Bintzen den nachgeſuchten „Zutritt in unſere Baſler Bibliothec Cammer zu Perluſtrirung der darinn befindlicher orientaliſchen Bücher“ unter Vorausſetzung, daß bei ſeinem „Acceß“ Brodhag oder Drollinger anweſend ſei. Auch „möge ihm dann und wann ein ſo anders benötigtes und zu ſeinem Vorhaben dienliches Buch mit nach Hauß gegeben werden“; nur dürfe es nicht „in Vergeß kommen“ und müſſe „nach Gebrauch wieder ohne Schaden behörig überlüffert“ werden, worüber der Pfarrer „auch jedesmal einen Revers von ſich ſtellen“ ſolle.


EGo ſubſcriptus fateor, inque pleniorem hujus rei fidem manu meâ profiteor, me ex Illuſtri Sereniſſimi Principis noſtri Bibliotheca

utendum accepiſſe, eâ tamen lege atque conditione, ne ullum chartæ ſive inflexæ, ſive atramento notatæ, veſtigium relinquam; ſed integrè incorrupteque intra menſis unius ſpacium ſine omni morâ ac tergiverſatione eundem reddam. Quod ſi verò liber hic vel maculâ aſperſus, vel diſcerptus etiam depravatusve, vel alio denique caſu planè amiſſus fuerit, damnum id omne reſarturum me ſanctè promitto hiſce ſpondeoque. Actum Caroloburgi, die Anno MDC LXXXVIII.

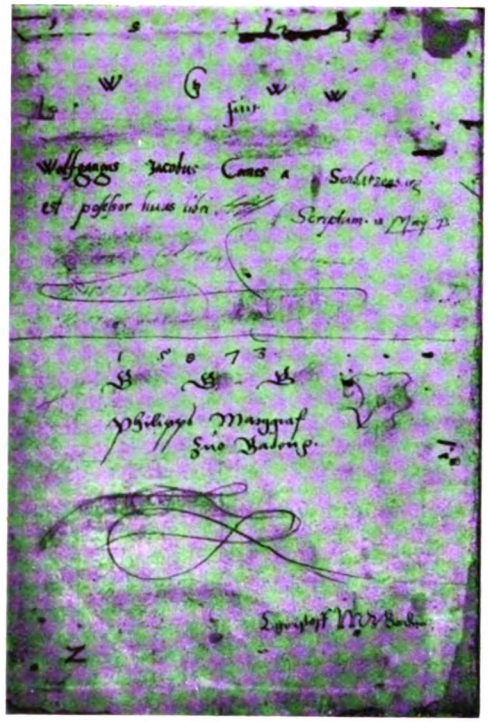
4. Älteſter Ausleihſchein der Durlacher Karlsburg-bibliothek von 1688. Landesbibliothek. Miscell T. 28

Die gleichen Grundſätze wurden eingehalten, als die geſamte Markgräfliche Bibliothek im Karlsruher Schloß vereinigt war; ſchon ſeit 1720 begann man mit der Überführung einzelner Bücher aus Baſel nach der Reſidenz; 1765 war der Haupttransport beendigt. Auch für den neuen Bau der Durlacher Karlsburg war ein Bibliotheksraum im Kavalierflügel vorgeſehen, ein Saal mit zwei Säulenreihen von Corintiſchen oder Joniſchen Colomnen“, geſchmückt mit Gelehrtenbildniſſen und Deckenfresken mit Engelchen, welche Palmen Zweygen, Lohrbeer Cranſe u. a. herab zu geben ſcheinen, als der Virtuoſen Lohn“ (Lefebure 15. März 1700, Gen.L.Arch. Akten Durlach 235). Aber ob je Bücher in ihm untergebracht wurden, läßt ſich kaum feſtſtellen. Jedenfalls gelangte die Baſler Bücherei im Block unmittelbar in die Bibliothek des Karlsruher Schloſſes. Hatte Schöpflin 1766 gerühmt: „Der Zutritt zu dieſer Bücherei ſteht täglich jedermann frei“, ſo beſtätigte das im ganzen nicht lange darauf eine regelrechte Bibliotheksordnung. Zum 1. Januar 1770 wurde F. V. Molter, der damalige Hofbibliothekar, in ſeiner lateiniſchen



5. Aus der großen hebräiſchen Bibel Reuchlins

Digitized by Google



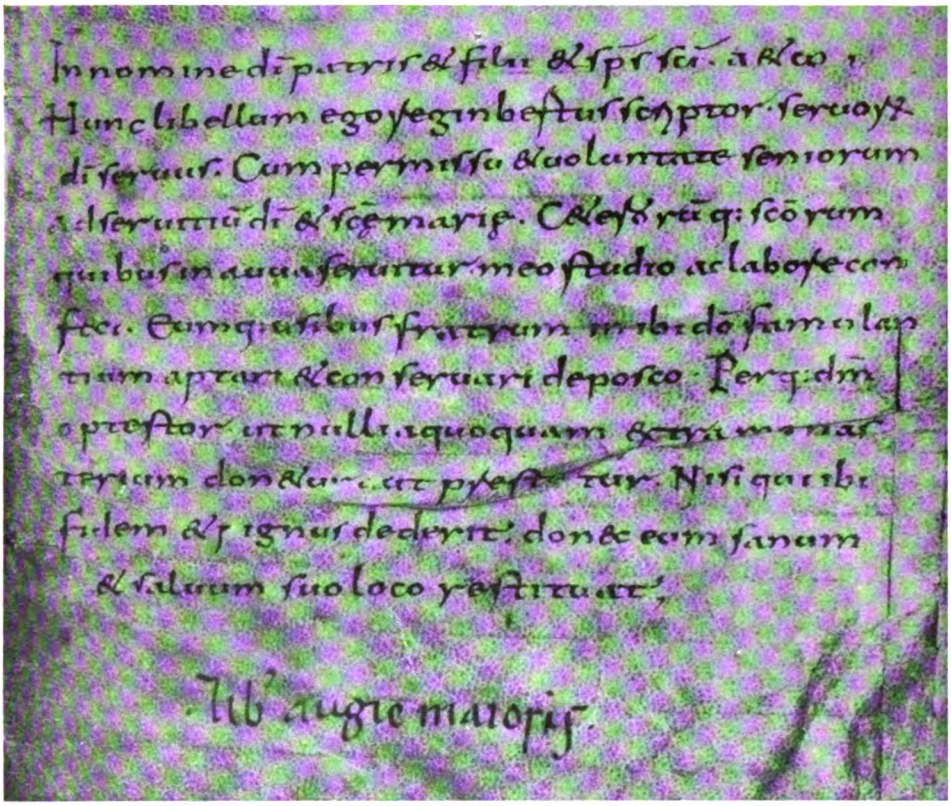
6. Besitzervermerke in der Nürnberger Melusinenhandschrift des Germanischen Museums

Schrift „Über das gelehrte Deutschland“ verkünden, daß die Bibliothek, von ihm „Carolo-Fridericiana“ genannt, Mittwochs und Samstags von 10—12 und 3—5 Uhr geöffnet sei, und unterm 31. Dezember 1770 geht ein lat. Erlaß des Markgrafen Karl Friedrich mit neun Bestimmungen: 1. Öffnungszeiten der Bibliothek (Mittwoch und Samstag). 2. Es ist gestattet, die Bücher aus den Schäften zu nehmen, zu öffnen, zu durchblättern und anständig zu benutzen; dann sollen sie an ihren alten Platz nach der Katalognummer zurückgestellt werden. 3. Auszuleihende Bücher sollen genau ins Ausleihbuch eingetragen werden, einmal nach ihrem Standort, dann unter dem Namen des Entleihers, mit Tagangabe. 4. Wer Bücher ins Haus gebracht zu haben wünscht, muß eine Bestellung in die Bibliothek schicken. 5. Handschriften und seltenere Bücher können nur aus gewichtigen Gründen nach Haus verliehen werden. 6. Wer Bücher aus der Bibliothek erhält, soll sich vor Beschädigung oder gar Verlust hüten; andernfalls muß er sie auf eigne Kosten anschaffen oder Schadenersatz leisten. 7. Nach Monatsfrist sollen die entliehenen Bücher zurückgebracht werden. Wer sie länger zu behalten wünscht, muß eine neue Quittung ausstellen und im Ausleihbuch ein neues Ausleihdatum vermerken lassen. 8. Von allen Druckschriften, die bei Verlegern unseres Landbereichs erscheinen, sollen immer zwei Belege der Bibliothek zugestellt werden. 9. Sollte sich jemand erkühnen, Bücher wider Wissen und Willen des Bibliothekars oder Aufsichtsbeamten zu entfernen, literarischen Diebstahl begehn oder Bücher unter der Hand zu stehlen, gegen ihn soll ausnahmslos schwer nach den Gesetzen vorgegangen werden. Gezeichnet war diese Ordnung von Karl Friedrich, Markgraf von Baden, Aug. Joh. Hahn, Joh. Ernst Bürcklin und F. Molter. Ein klar und übersichtlich gedrucktes Exemplar dieser einfachen, für damalige Verhältnisse ausreichenden Bestimmung, die auch in dem Bibliotheksraum angeschlagen war, hat sich erhalten, am Kopf feierlich mit dem markgräflichen Wappen geschmückt. Eine ähnliche, einfach gehaltene, doch um sieben Paragraphen erweiterte Benutzerordnung[1] wurde 1829 deutsch ausgegeben, und sie blieb bis zum 12. Januar 1843 bestehn, wo sie durch eine neue Regelung[2] und durch ein ausführliches „Statut für die Großh. Hofbibliothek (Karlsruhe, Macklot, 1843, 15 S.) ersetzt wurde, das ungleich bürokratischer, unübersichtlicher und im Ton kleinlicher gehalten ist.

[1] Reglement für den Besuch und die Benutzung der Großh. Hofbibl. Karlsr. d. 23. Apr. 1829. Gez. von Freyherr v. Gayling.

[2] Reglement für den Besuch und die Benützung der Gr. Hof. Bibl.

Digitized by Google



7. Schrift Reginberts, des bedeutenden Leiters der Reichenauer Schreibschule und Organisators der Bibliothek IX. Jh. erste Hälfte. Bestimmung zur Ausleihe von Handschriften

Sachlich aber unterscheidet es sich vorteilhaft in der Hauptsache durch Erweiterung der Besuchszeiten, die auf alle Tage der Woche, 11—12, Mittwochs von 3—5 (bzw. 2—4) Uhr ausgedehnt werden. Die Bibliothek selbst befand sich im Mittelbau des Schlosses „gegenüber der Kapelle", wie sich Joh. Kasp. Malsch, der Beschreiber des markgräflichen neuen Schlosses, 1728 ausdrückt. Er berichtet leider nichts vom Aussehn des Raumes, in dem sie untergebracht war; nur daß sie aus der Kasse des Fürsten und nach seinen Vorschlägen „täglich sich vermehre", und daß ein Arpert zu seiner Zeit Bibliothekar sei, weiß er mitzuteilen. Ein wenig ausführlicher äußert sich 60 Jahre später ein durchreisender sächsischer Theolog, Christ. Gottlieb Schmidt, der in seinen Aufzeichnungen von einer Schweizer Reise von 1787 notiert: „Die markgräfliche Bibliothek ist nicht groß, aber auserlesen, in allen Fächern die wichtigsten Bücher nach des Seneca Regel: non refert, quam multos, sed quam bonos habeas libros (es kommt nicht darauf an, wie viele, sondern wie gute Bücher du hast). Sie steht auf einem ziemlich langen Saal in zwölf zu beiden Seiten angebrachten Vertiefungen oder Kammern. An der Vorderwand einer jeden steht auf einer vergoldeten Konsole ein antiker Kopf, unter denen ein Hercules und ein Traian sich auszeichnen. In der Mitte des Saals unter der mit Stukkaturarbeit verzierten

Digitized by Google

Kuppel, steht ein langer Tisch, um daran zu lesen. Hier, wo die ganze Breite des Schlosses sich öffnet, sind in den vier Winkeln ebenso viele verschlossene Kabinetts zu den Manuskripten, Münzen, Altertümern, Kunstwerken und Kostbarkeiten. Von dem berühmten Reuchlin, der aus Pforzheim, einer kleinen Stadt im Badenschen, die voll Fabriken steckt, sind viel wichtige Werke da, unter andern auch ein äußerst zierlich geschriebener Kodex des Alten Testaments, den ihm der Kaiser Maximilian verehret hat."

Damals hatte die Bibliothek schon seit 15 Jahren einen schönen Zuwachs erfahren: die Bücherſammlung des Hauses Baden-Baden war mit dem Anfall seines ganzen Gebietes an Baden-Durlach (1771) nach Karlsruhe gekommen. Seit der einstigen Teilung auch der markgräflichen Bücher unter die beiden Linien, hört man von den Schicksalen der Baden-Badenschen Bibliothek kaum etwas. Zu den ältesten Zeugnissen aber für ihre Vermehrung gehört eine Handschrift des Nürnberger Germanischen Nationalmuseums, ein Exemplar des sog. Melusinenromans mit Illustrationen vom Jahr 1468 (Hs. 4028 L. 1874). Auf ihrem Innendeckel hat sich der Besitzer so eingetragen (rot): „1573. Philipps Marggraf zuo Baden". Früher hatte sie Wolfgang Jakob von Schwarzenburg gehört (W. G. W W Wolfgangus Jacobus Comes a Schbarzenburg est possessor huius libri. Dabei, von Philipps Hand: „fuit"). Dieser Schwarzenburg († 1618), war Sohn des Grafen Otto Heinrich, den Philipp jenem Konsistorium, das in Baden-Baden für Einführung des Katholizismus sorgte, als Vorsitzenden gab. Auch ein weiterer fürstlicher Besitzeintrag findet sich auf diesem Vorsatz: „L Gristoff Markgr. zu Baden" hat sich unten im Eck mit unbeholfener Schrift verewigt. Die wertvollsten und altertümlichsten Codices dieses Zweigs der markgr. Bibliothek fanden oben schon Erwähnung. In zwei von ihnen, in den Briefen des Bonifatius und im „Buch des Manegoldus", steht der Vermerk „Confistorium" — er weist wohl darauf hin, daß sie einmal in der Bücherei des eben genannten Konsistoriums aufgestellt waren, und ihr theologischer Inhalt mag diese Annahme nur bestätigen. Was sonst an Handschriften von den Markgrafen zu Baden-Baden erworben wurde, hat literarisch und schreibgeschichtlich keine allzugroßen Werte. Die Erwerbungen scheinen auch ziemlich zufällig gemacht zu sein, will man nach den früheren Besitzern urteilen, die da und dort in den Codices notiert sind. Medizin ist reichlich vertreten; aber auch sie nur mit Handschriften neueren Datums. Unter ihnen steht an erster Stelle ein Exemplar des „Maister Ortholff" vom Jahr 1442, das (Rast. 32) abgesehen von dialektischen Abweichungen mit der Münchener Handschrift germ. 4205 übereinstimmt, doch vor ihr einen recht volkstümlichen Traktat mit Besprechungen und Heilsegen voraushat. Schon der alte Joh. Peter Frank hat es gekannt und benutzt, noch als die Handschrift in Rastatt lag, 1769; in seinem „System" VI 1, 1817, 53 Anm., hat er einen Segen gegen Verrenkung sehr mangelhaft abgedruckt, der Volkskundler zur genaueren Untersuchung dieser Rezepte wohl reizen könnte: „Unser Herr Jesus lag vor der Himel Tür. Da gieng sin trutt Mutter herfür. Sij sprach: ‚Trutt Sun und Herr, Wie trüroſt du so ser?' Er sprach: ‚Trutt Mutter mein, Wie möcht ich nymer trurig sein? Ich tratt uff ainen Stain, Da verraindt ich mein Pain.' ‚Waz gebeſt du aim ze Miett, Der dir hilff und ried? Er sprach: ‚Trutt Mutter mein, Himel und Erdrich sy dein' ... Und ummfieng sy mitten. Da engiengi ez im. Also müz ez dir zergan, daz ich mitten gutten Wortten gesegnot in Gotz Namen, dry Patter Noſter und dry Ave Maria" (Bl. 95 r). Vielleicht stammt auch diese Handschrift aus der Sammlung des Augsburger Arztes Georg Hieron. Welsch (1624—1677), aus der Teile in die Rastatter Bücherei kamen.

Digitized by Google

8. Ecke aus dem Reichenauer Handschriftenkabinett
Der Ausschnitt zeigt Pergamentcodices des Klosters, die nach der Größenfolge aufgestellt sind. Die römische Numerierung bezeichnet die pergamentenen, die arabische die papierenen Handschriften nach Anordnung von Fürstabt Martin Gerbert in St. Blasien

Sehr wahrscheinlich gehörten ihr noch mehr Codices an als die durch seinen Eintrag „G. H. Welsch" unzweifelhaft gesicherten fünf Nummern. Sonst sind Jagd-, Kriegs-, Militärwesen, Technik, Kochkunst, auch Astronomie die Hauptzweige, für die man Erwerbungen machte; aus solchen Niederschriften setzt sich die Baden-Rastatter Bibliothek zusammen, die durch etwa 110 türkische Fermane des Osman Pascha 1683 eine nicht unwichtige Vermehrung erhielt.

Die Verhältnisse um die Jahrhundertwende nach der Vereinigung der markgräflichen Büchersammlungen zeigten sich in Karlsruhe der inneren Entwicklung der Bibliothek nicht besonders günstig. Wohl mocht' es nicht an äußerm Zuwachs fehlen durch Kauf und Geschenk: so dedizierte am 5. Februar 1772 der Landrabbiner Weil ein bemerkenswert schönes hebräisches Manuskript von 218 Pergamentblättern mit der Widmung: „Dieses Jüdisches Ceremonien Bett-Buch vom ganzen Jahr, welches ist geschrieben worden 5052 von erschaffung der Welt, nehmlich 1292, hat der hiesige Land Rabbiner Tihas Weil zu einem ewigen Angedenken in die Hochfürstl. Bibliotec in Carlsruhe gegeben." Die Handschrift in alten deutschen Quadratbuchstaben geht

Digitized by Google

unter den hebräischen Liturgica der Landesbibliothek nach Alter und Ausstattung an erster Stelle (K. 309). Aber dauernde Kriegswirren unterbrachen die Arbeiten der Bibliothekare; 1796 entführten die Franzosen unter Delmas eine Anzahl von Karten, Plänen und andern Werken; das Wertvollste war zum Glück nach Ansbach geflüchtet worden, darunter auch die Handschriften, die Friedr. Val. Molter trotz der Ungunst der Zeitläufte inventarisierte. Nicht lang nach der Rückkehr des geflüchteten Guts (1797—1801) fand die Bibliothek eine unerwartete starke und wichtige Erweiterung: die Büchereien der 1803 an Baden gefallenen Klöster, geistlicher und weltlicher Herrschaften kamen zum größten Teil in die Hofbibliothek nach Karlsruhe. Das bedeutete einen sehr beachtenswerten Zugang an ältern Drucken, an Inkunabeln und vor allem auch an Handschriften verschiedensten Alters und Inhalts. So hervorragende Sammlungen wie die des Klosters Reichenau mit 267 Pergament-, 164 Papierhandschriften, von St. Georgen in Villingen mit 111 zum großen Teil deutscher Manuskripte, St. Peter mit 170 Codices ..., sie waren wohl imstand, der Karlsruher bis dahin recht bescheidenen Bibliothek ein ganz anderes Gesicht zu geben und sie nach Besitz von gedruckten wie geschriebenen Werken in die Reihe der ansehnlichen Büchereien Deutschlands zu rücken. Zugleich hat ihre Vereinigung in der Großherzoglichen Bibliothek diese Sammlung in besonderem Sinn zu einer Landesbibliothek gewandelt, in der sich das geistige Rüstzeug der einstigen Hauptbildungsstätten des ganzen heutigen Badner Landes wie in einer Zentrale zusammenfand: erst von ihr aus konnten diese hohen, zu Beginn des 19. Jahrhunderts zerstreut und brach liegenden Werte, Zeugnisse einer arbeitfrohen und fruchtbaren heimatlichen Vergangenheit, wirklich Allgemeingut werden, betreut von wissenschaftlich geschulten Bibliothekaren wie den beiden Molter, Wilhelm Brambach, Alfred Holder. Freilich, bis dieser reiche Zuwachs richtig gesichtet, geordnet, verzeichnet und beschrieben, zum bequemen Gebrauch von Gelehrten und Ungelehrten in gedruckten und handschriftlichen Katalogen inventarisiert war, bis dahin hat es einer schönen Summe von Arbeit und der Zeit fast eines ganzen Jahrhunderts bedurft. Aber ein Blick in die Annalen der Badischen Landesbibliothek zeigt, daß dieses Gemeinschaftswerk einiger Generationen von Bibliothekaren die Mühe lohnte: aus der kleinen Hofbibliothek ist eine Sammlung von fast 280 000 gedruckten und 4830 handschriftlichen Büchern geworden, die ihren Besitz täglich dem ganzen badischen Land nutz- und dienstbar macht.

Nachtbildchen [1]

Von Heinrich Vierordt, Karlsruhe

Es kreuzen sich drei Gassen
Am alten Lindenbaum,
Der Vollmond gießt den blassen
Goldschein aus blauem Raum.

Im Schirme der gerühmten
Stadtscharwacht ist gut ruhn!
Mondhell glühn die geblümten
Schlafröcke von Kattun. —

Die Menschen in den spitzen
Schlafmützen kommen für,
Gespräche haltend sitzen
Sie lang noch vor der Tür.

Nachtwächterhorngeschmetter
Scheucht all ins Bett mit Macht,
Und Nachbar, Bas' und Vetter
Sie wünschen sich: Gut Nacht.

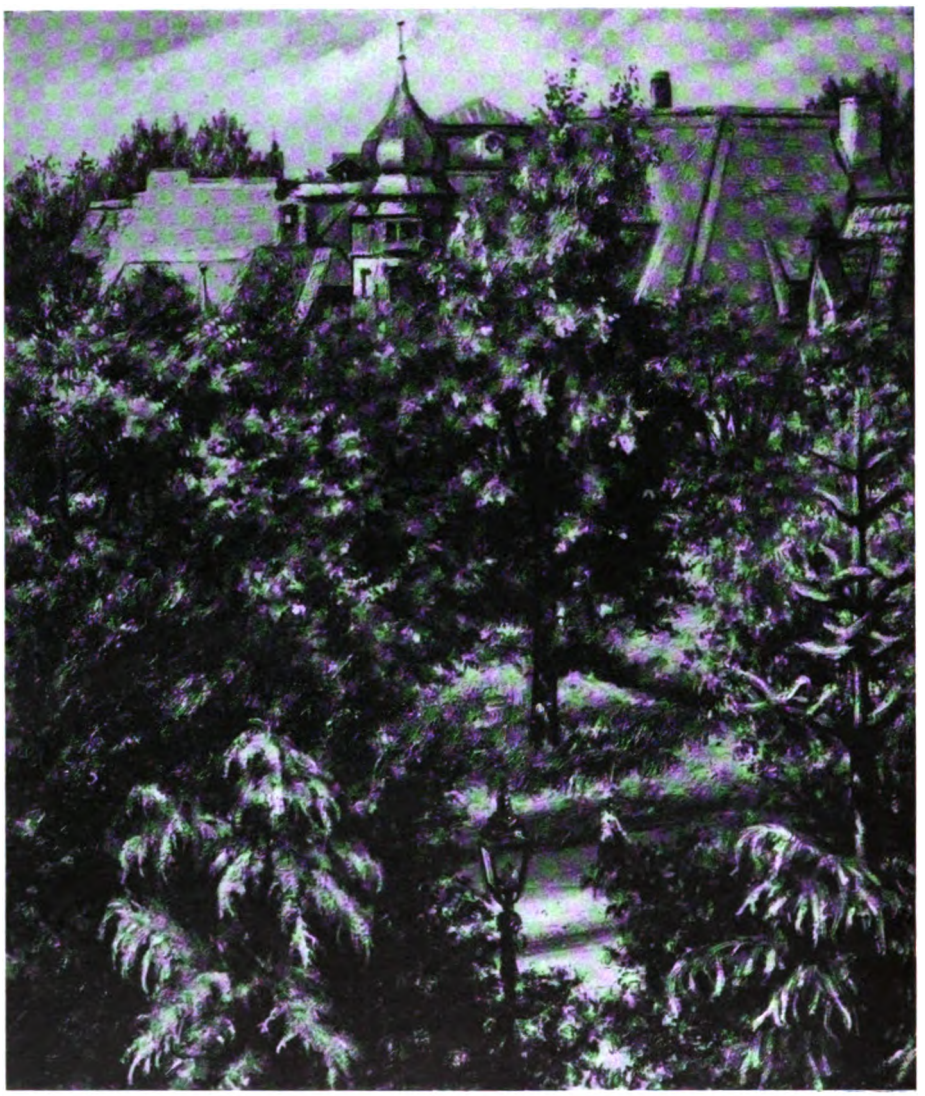
[1] Aus „Ihr glücklichen Augen" von Heinrich Vierordt (Sammlung Deutsche Dichter für Jugend und Volk), Verlag A. W. Zickfeldt, Osterwieck-Harz.

Digitized by Google

Pavillon (Lithographie)
(Ecke Kriegs- und Ritterstraße, Erbaut von Weinbrenner 1802, niedergelegt 1866 und im Schloßgarten aufgestellt)

Arthur Valdenaire

Digitized by Google



Blick aus meinem Atelier
(Ölbild 1927)

Gustav Wolf

Digitized by Google

Ansicht von Karlsruhe (gezeichnet vom Großh. Schloßturm aus) Aquatintastich

Das Badische Generallandesarchiv

Von Hermann Baier, Karlsruhe

Wie die Erfahrung zeigt, weiß auch ein beträchtlicher Teil unserer sog. Gebildeten nicht, was ein Archiv und was eine Bibliothek ist. Drum sei Jedermann zu Nutz und Frommen der Rat gegeben: Wer ein Buch braucht, wende sich an eine Bibliothek; wer Urkunden oder Akten benötigt, an das Archiv, und wer einen Auszug aus einem Kirchenbuch wünscht, an das zuständige Pfarramt.

Das Badische Generallandesarchiv verwahrt, wie sein Name besagt, die Archivalien des Badischen Staates. Die Mannigfaltigkeit seiner Bestände entspricht der Buntgestaltigkeit der Territorien, aus denen der badische Staat zu Beginn des 19. Jahrhunderts gebildet wurde. Den Reichsstädten, die 1803 der badischen Markgrafschaft als Entschädigung überwiesen wurden, verblieben alle Archivalien, die nicht unmittelbar für die staatlichen Aufgaben von Bedeutung waren; daher auch heute noch der verhältnismäßig reiche Bestand der städtischen Archive von Pfullendorf, Überlingen und Offenburg. Die mediatisierten Fürsten und die früheren Angehörigen der Reichsritterschaft behielten ihre Archive ganz. So kommt es, daß z. B. die älteren Archivalien der Orte, die 1803—1806 zum Fürstentum Leiningen gehörten, im Fürstlich Leiningischen Archiv zu Amorbach zu suchen sind. Die Archive der Ritterkantone zog der Staat an sich. Daher befinden sich im Generallandesarchiv die umfangreichen Bestände der Kantone Hegau, Ortenau und Kraichgau und Teile der Archive der Kantone Neckar-Schwarzwald und Kocher. Auf den Besitz der rein geistliche Angelegenheiten betreffenden Archivalien der geistlichen Territorien und Korporationen legte der Staat keinen Wert. Was hiervon sich in die Gegenwart herübergerettet hat, befindet sich, soweit es sich um bischöfliche Gerechtsame handelt, zumeist im erzbischöflichen Archiv in Freiburg i. Br. Fein säuberlich wurde natürlich auch hier die Scheidung nicht immer vorgenommen, oder zumindest scheint es so. So besitzt das Generallandesarchiv die libri spiritualium der Bischöfe von Speyer, die u. a. auch zahlreiche Patronatsangelegenheiten betreffen, die nach Auffassung des Staatskirchentums von Hause aus Zubehör der Ortsherrschaft, also ein weltlich Ding waren.

Digitized by Google

Auf Grund des Friedens von Lunéville mußten die linksrheinische Herrschaften und Orte betreffenden Archivalien an Frankreich abgegeben werden. Das ist geschehen. Es ist also abwegig, z. B. die Archivalien linksrheinischer pfälzischer Orte in Karlsruhe zu suchen. Selbstverständlich wurden Kopialbücher, Handschriften, Protokolle usw. nicht auseinandergerissen. Eine Anfrage in Karlsruhe kann sich also unter Umständen immerhin lohnen. Es müßte aber betont werden, daß es falsch ist zu glauben, wenn in Koblenz, Speyer oder Darmstadt nichts zu finden sei, müßten die Archivalien noch in Karlsruhe sein. Daß die Kopialbücher und Handschriften der Grafschaft Sponheim und die auf die Teilung von 1776 bezüglichen Akten in Karlsruhe sich befinden, dürfte bekannt sein. Herrenalb und Kloster-Reichenbach betreffende Archivalien besitzen wir in ziemlichem Umfang. Mit der Schweiz ist der sonst übliche Austausch nur teilweise erfolgt. Bei den regen wechselseitigen politischen und wirtschaftlichen Beziehungen ist es daher nicht verwunderlich, daß Archivalien sehr bedeutenden Umfangs über schweizerische Orte in Karlsruhe zu finden sind.

Die Bestände des Generallandesarchivs gliedern sich in solche des Haus- und Staatsarchivs und solche des Landesarchivs[1]. Das Haus- und Staatsarchiv zerfällt wieder in die Abteilungen Personalien, Haus- und Hofsachen, Staatssachen, Gesandtschaftsarchive, Reichssachen, Kreissachen und politische Nachlässe. Über die gesamten Abteilungen Reichs- und Kreissachen und über den größeren Teil der Abteilungen Personalien und Haus- und Hofsachen geben die Inventare des Generallandesarchivs Auskunft. Die übrigen Abteilungen sind in den Inventaren bisher nicht behandelt, da sie zum großen Teile auch heute noch aus Akten bestehen, in die die Archivleitung von sich aus nicht berechtigt ist Einblick zu gewähren. Von großer Bedeutung sind die politischen Nachlässe; ja es wird mehr und mehr ein dringendes Erfordernis, derartige Nachlässe für das Archiv zu sichern, da bei der heute üblichen Art des politischen Betriebes gerade die entscheidenden Vorgänge nicht aus den amtlichen Akten, sondern nur aus privatem Material aufgehellt werden können. Dabei ist es ganz selbstverständlich, daß die Archivleitung sich streng daran hält, diejenigen Akten als vertraulich und nicht zugänglich zu behandeln, deren vorläufige Geheimhaltung von der hinterlegenden Familie gewünscht oder verlangt wird.

Eine Ergänzung des Haus- und Staatsarchivs bildet die sog. Repositur der Hofbehörden, d. h. die Akten des Oberstkammerherrenamtes, des Oberhofmarschallamtes, der Generalintendanz der Großh. Zivilliste, der Generaldirektion des Großh. Hoftheaters und der Großh. Generaladjutantur. Die Akten der Großh. Zivilliste und der Generaldirektion des Großh. Hoftheaters bieten wichtigsten Stoff für die Geschichte der Kunstpflege durch den Karlsruher Hof, die Akten der Generaladjutantur für die Teilnahme der badischen Truppen am Weltkriege.

Die Erlaubnis für die Benutzung der Bestände des Haus- und Staatsarchivs bis zum Jahre 1852 erteilt die Archivdirektion, für die jüngeren Akten das Staatsministerium.

Von den reichen Beständen des Landesarchivs eine deutliche Vorstellung zu vermitteln ist nicht leicht. Ein kurzer Wegweiser durch die 404 Urkunden bis 1197 bzw. 1200, durch die 1266 Kaiserurkunden von 1200 bis 1518 und die 310 Papsturkunden von 1200 bis 1302 findet sich im ersten, ein solcher durch die etwa 100 000 sonstigen Urkunden der einzelnen Territorien von 1200 bis 1803 und der etwa 11 000 Urkunden

[1] Ich mache darauf aufmerksam, daß ein kurzer Überblick über die Bestände des Archivs in der Einleitung zum 1. Band der Inventare des Badischen Generallandesarchivs zu finden ist. Erschienen sind bisher 4 Bände (Karlsruhe, Müller. 1901—1911). An eine Fortführung dieses Unternehmens ist leider vorläufig mit Rücksicht auf die großen Kosten nicht zu denken.

Digitized by Google

des Lehen- und Adelsarchivs im vierten Bande der Inventare. Dazu kommen viele Tausende von Urkunden seit 1803 (namentlich auch Erwerbungen durch den Staat) und die Originale der badischen Gesetze. Die ebenfalls im ersten Bande der Inventare behandelten Kopialbücher sind seitdem um etwa 350 Stück vermehrt worden. Hervorgehoben sollen werden die wertvollen Lupfener und die inzwischen durch A. Schulte wissenschaftlich ausgewerteten Papiere der großen Ravensburger Handelsgesellschaft. Dazu kommen solche der Pfalz, des Stifts Säckingen, der Stadt Gengenbach, der Herrschaft Lahr-Mahlberg, des Bistums Konstanz und der Abtei Reichenau, der österreichischen Vorlande, der Abteien St. Georgen i. Schw., Salem, St. Blasien, Tennenbach, Petershausen, Schuttern, Schwarzach und noch viele andere. Zu den im ersten und zweiten Band der Inventare genannten Handschriften sind über 600 weitere gekommen, darunter besonders zahlreiche militärische (Regimentsgeschichten, Feldzugsbriefe und Kriegstagebücher, Nachlaß Sachs-Kuntz). Daneben nenne ich den Briefwechsel des Freiburger Professors Zell, den des Archivdirektors Friedrich von Weech, die wertvollen Aktenauszüge des Straßburger Professors Theodor Ludwig und des Archivrats Josef Bader und allerlei Aufzeichnungen der Familie von Freystedt. Der Zisterzienserorden ist vertreten mit zahlreichen Salemer Handschriften. Auch St. Blasien und Schwarzach haben vieles beigesteuert.

Von Umfang und Bedeutung der Akten kann sich der Laie erst recht keine Vorstellung machen. Es ist neuerdings üblich geworden, ihn nach laufenden Metern anzugeben. Es widerstrebt mir, diesem Beispiele zu folgen; denn der Archivar, der seinen Beruf nicht lediglich als Broterwerb betrachtet, mißt seine „Ware" nicht mit der Elle wie der Kaufmann Damen- und Herrenstoffe. Auch die Angabe der Zahl der vorhandenen Aktenhefte besagt nur wenig.

Wenn ich sage, die Generalakten des markgräflich-badischen Archivs umfassen 12 159 Faszikel, die pfälzischen, soweit sie in Karlsruhe liegen, 9700 (ein großer Teil des pfälzischen Archivs befindet sich in München, von manchen Aktengruppen der eine Teil in München, der andere in Karlsruhe, ohne daß man wüßte, ob hier Absicht oder Zufall obwaltet), die des Hochstifts Konstanz 3537, die der Abtei Salem 5401, die der Reichsritterschaft im Hegau 1260, so wird der Leser die Achseln zucken. Mit Recht. In Salem ließ man einen Teil der Akten über einen von 1575 bis 1771 währenden Landes- und Gerichtshoheitsprozeß mit Heiligenberg binden. Es sind 122 Bände, die einen kleinen Bücherschrank füllen würden. Fragt man aber nach dem wissenschaftlichen Wert, so wird man ihn nicht allzuhoch anschlagen dürfen. Wir würden uns glücklich schätzen, wenn wir über wichtige Ereignisse auch nur den hundertsten Teil des Materials hätten. Sehr dürftig sind die Aktenbestände der Abtei St. Blasien, da vieles rechtzeitig entfernt wurde und jetzt eine Zierde der Abtei St. Paul in Kärnten bildet; wertvoller das Archiv des Johanniterordenspriorats Heitersheim. Die Akten der Landgrafschaft Nellenburg bestehen zum größten Teile aus Streitigkeiten mit den Nachbarn; trotzdem sind sie nicht uninteressant.

In manchen Archiven sind Urkunden und Akten miteinander vereinigt. Zugunsten dieses Verfahrens läßt sich allerlei anführen. Ein Vertrag z. B. ist das Ergebnis von Verhandlungen, und es ist nicht einzusehen, weshalb man das Verhandlungsergebnis von den zugehörigen Verhandlungsakten trennen soll. Aber einmal sind aus dem Mittelalter „Akten" so gut wie gar nicht vorhanden, und zweitens verlangen die an der Urkunde hängenden Siegel eine besonders pflegliche Behandlung, die sich am besten erreichen läßt, wenn man Urkunden und Akten trennt. Aus diesem Grunde ist auch in Karlsruhe die Trennung durchgeführt. Die Sorge um die Erhaltung der Siegel ist auch die Ursache, weshalb die Versendung von Urkunden nur an Stellen

Digitized by Google

erfolgt, an denen eine sachgemäße Verpackung gesichert ist. Wollten wir von dieser Vorsichtsmaßregel absehen, so würden wir nur Brockensammlungen zurückerhalten.

Nicht wenige Benützer sind, um mit August Sperl zu reden, der Meinung, der Archivar habe seine Bestände nach Mayern und Müllern geordnet, wie der Apotheker aqua destillata und adeps suillus. So geht es wirklich nicht. Es ist heute allgemein üblich, daß der Archivar alle von einer Behörde eingelieferten Archivalien beieinander läßt. Man spricht in diesem Sinne vom „Provenienzprinzip". Man wird dem nicht widersprechen wollen. Aber, als der moderne badische Staat entstand, hielt man es schon aus praktischen Gründen für richtig, alle auf einen Ort bezüglichen Akten an einer Stelle zu vereinigen, gleichgültig, bei welcher Herrschaft die Akten erwachsen waren. Durch Jahrzehnte warf man der badischen Domänenverwaltung vor, sie habe keine Ordnung. Sie hatte sie nicht und konnte sie nicht haben, da die fortwährenden Organisationsänderungen dem Durchschnittsbeamten, und das ist und wird immer sein die überwiegende Mehrheit der Beamten, den Überblick über seinen Geschäftskreis raubte. Wie hätten nun die paar Archivbeamten ihrer Aufgabe gerecht werden sollen, wenn sie die auf einzelne Orte bezüglichen Akten auf ihre Herkunft hätten prüfen und dementsprechend hätten lagern wollen? Vieles kam auch erst ins Archiv auf dem Umweg über Behörden, die die Akten nach dem Bedürfnis ihres Amts, nicht nach der Herkunft gelagert hatten. So kommt es, daß im Gegensatz zu den Urkunden, bei denen die Herkunft entscheidend blieb, und den neueren Einlieferungen der Staatsbehörden die älteren Spezialakten der badischen Gemeinden ohne Rücksicht auf die Herkunft an einer einzigen Stelle vereinigt sind. Das hat auch seine Vorzüge, weil in wenigen Minuten festgestellt werden kann, was über irgend eine Angelegenheit einer bestimmten Gemeinde vorhanden ist. Bei Ordnung nach dem Provenienzprinzip ist das anders; es ist wirklich nicht ohne weiteres zu erwarten, daß über Wyhlen bei Lörrach Akten in einer Einlieferung des Domänenamts Tiengen oder Akten über Markdorf in einer Einlieferung des Verwaltungshofes zu suchen sind. Darum ist es auch falsch, unangemeldet im Archiv einzutreffen und in der Eile bis zum Abgang des nächsten Zuges Akten einsehen zu wollen, die unter Umständen sehr mühsam zusammenzusuchen sind. Für jede der größeren Städte im Lande sind nachgerade Tausende von Aktenfaszikeln vorhanden, die in den verschiedensten Einlieferungen zerstreut liegen. Trotzdem ist es nicht mehr möglich, zu dem früheren System zurückzukehren, da die gewaltigen seit einem Jahrhundert erwachsenen Aktenmassen jede Archivverwaltung zwingen, den verfügbaren Raum möglichst zweckmäßig auszunützen. Jahr für Jahr gehen große Bestände neu zu, darunter vielfach Akten von größter Wichtigkeit. Auf alles Unwichtige muß verzichtet werden. Nur was aus wissenschaftlichen oder rechtlichen Ursachen erhalten zu werden verdient, kann ins Archiv aufgenommen werden; alles andere muß der Vernichtung anheimfallen; persönliche Liebhabereien des einzelnen können nicht berücksichtigt werden.

Mit Urkunden und Akten ist es nicht getan. Mehr als 12 000 Beraine, etwa 15 000 Bände Protokolle und etwa 11 000 Bände Rechnungen heischen Unterkunft. Dazu gesellen sich — es handelt sich vielfach um wertvolle Dinge — die Sammlung der Kompetenzbücher (Pfarr- und Schulkompetenzen), eine umfangreiche Karten-, Stempel-, Bilder- und Plansammlung und die Anniversarien und Nekrologien, von minderwichtigen Dingen ganz zu schweigen.

Namentlich unsere Bildersammlung hat in den Jahren vor dem Krieg durch Erwerb eine große Bereicherung erfahren. Auch heute bemüht sich die Archivverwaltung, zu annehmbaren Preisen zu erwerben, was ihr angeboten wird. Dabei darf

Digitized by Google

freilich nicht vergessen werden, daß bei der heutigen Finanzlage mit den Mitteln sparsam umgegangen werden muß.

Vielfach leistet eine photographische Wiedergabe bessere Dienste als die sorgfältigste Abschrift. Das Archiv ist daher mit einer photographischen Werkstätte ausgerüstet.

Man verrät kein Geheimnis, wenn man sagt, daß in manchen kleinen — leider manchmal auch in großen — Gemeinden die Gemeindearchivalien sehr mangelhaft untergebracht sind. Die Verluste, die auf solche Art entstehen, sind vielfach recht schmerzlich. Es ist darum sehr erfreulich, daß sich eine große Anzahl von Gemeinden entschlossen hat, ihre Archivalien unter Vorbehalt des Eigentumsrechtes im Generallandesarchiv zu hinterlegen. Auch eine größere Anzahl von Adelsfamilien, von Vereinen usw. hat diesen Weg beschritten. So ist z. B. das Archiv der nationalliberalen Partei Badens bei uns hinterlegt. Es ist eine unbedingte Selbstverständlichkeit, daß die Archivleitung sich genau an die Hinterlegungsbedingungen hält und die Benützung nur insoweit gestattet, als dies im Hinterlegungsvertrag vorgesehen ist. Man sollte daher davon absehen, den Versuch zu machen, den Archivbeamten zu übertölpeln, um Einblick in Papiere zu bekommen, die nun einmal Privateigentum sind und als solches behandelt werden müssen. Die Furcht, die Archivalien könnten bei Hinterlegung im Generallandesarchiv in unberufene Hände kommen, ist gänzlich unbegründet. Viel größer ist die Gefahr, daß wertvolles Archivgut unwiederbringlich verloren geht, wenn man sich nicht rechtzeitig entschließt, es da zu hinterlegen, wo nach menschlichem Ermessen seine Erhaltung unbedingt gewährleistet ist.

Seepferd im Karlsruher Schloßgarten phot. W. Kratt, Karlsruhe

Digitized by Google

Carl Friedrich Drollinger

Von W. E. Oeftering, Karlsruhe

Der Dichter Drollinger war der Zeitgenosse des Markgrafen Karl Wilhelm von Baden. Die Gründung von Karlsruhe, die er im Alter von 26 Jahren erlebte, hat er unter seinen „Vermischten Gedichten“ besungen (S. 279—84): Es heißt da:

Der Friede hatte kaum Germanien erblicket
den neulich ihrem Wunsch der Himmel zugeschicket,
als unser Vaterland, von dessen Glanz erweckt,
sein lang bedrängtes Haupt auch wieder aufgestreckt.

Da sah es unverhofft, bey den Olivenzweigen,
ein prächtiges Gebäu aus seiner Gegend steigen,
das unser großer Carl zum Sitz der Ruh erwählt,
die Ihm und uns zugleich noch bis anher gefehlt.

Nun sprach es freudenvoll, nun ist es mir gelungen!
Nun hat sich einst mein Fürst zu seiner Ruh gezwungen,
der von der Wiegen an, wie seiner Ahnen Schar,
ein unversöhnter Feind von aller Ruhe war. . . .

. . . Doch solltest Du, o Herr, wol lange ruhen können?
Es wird Dein hohes Amt Dir schlechte Ruhe gönnen.
Die Sorgen folgen Dir. Sie dringen mit Gewalt
bis in das Innerste von Deinem Aufenthalt. . . .
Mein Fürst verschläft sich nicht. Er sorget immerzu;
es wacht sein muntrer Geist auch mitten in der Ruh.

Es ist höfische Poesie im Stil der Zeit, die von der Person nicht los und zur Sache nicht hin kommt. Nicht die Anschauung des neuen Schlosses und seiner Umgebung, sondern nur das Wort und der Begriff Carls-Ruhe füllen die Reime. Doch nicht nach solchen Gelegenheitsgedichten darf Drollinger bewertet werden. Wären diese in der Überzahl in seiner sowieso nicht umfänglichen Produktion, hätte die Nachwelt wenig Anlaß, sich mit ihm zu befassen. Und doch schreibt Hettner in seiner großen Literaturgeschichte des 18. Jahrhunderts: „Es ist einzig der geringen Anzahl und der späten, erst nach dem Tod des Dichters erfolgten Veröffentlichung zuzuschreiben, daß Drollinger nicht tiefer in die Bewegung der deutschen Literatur eingriff.“ Die Bewegung, auf die Hettner anspielt, betrifft die Abwendung vom französischen und die Hinwendung zum englischen Geschmack, die Loslösung von der formelhaften und kapriziösen, innerlich unwahren Rokoko- und Schäfer-Poesie zur wahren Empfindung und zur echten Natur. Die Dichtung schlug hier zunächst die Richtung ein, auf der ihr später auch Gartenkunst und

Digitized by Google

Malerei folgen sollten. Noch taten die gestutzten und stilisierten Hecken dem freien und schwellenden Wachstum Gewalt an und erzwangen eine planmäßige Beherrschung der natürlichen Formen. Karl Wilhelm selbst ließ die gärtnerischen Anlagen vor seinem neuen Schloß nach den Regeln und dem Geschmack des Tages gestalten, und seiner „hochgepriesenen Gärtnertreue" wurde in dem höfisch-mythologischen Singspiel „Celindo" gehuldigt (Vgl. Badische Heimat 1918/19, S. 74 bis 90). Aber schon wandten sich die Geister von diesen steifen und abgezirkelten Formen ab und der ungebundenen Natur zu. Es vollzog sich die Bekehrung vom französischen zum englischen Stil, die für Deutschlands geistige Entwicklung und Selbstbesinnung ausschlaggebend wurde. Die Natur wurde zum Spiegel des Unendlichen und lehrte die Größe und Liebe des Schöpfers und die Kleinheit des Menschen.

phot. Staatsarchiv Basel

Carolus Fr. Drollinger 1688—1742. Gemälde von J. R. Huber)

Inmitten dieser Bewegung, die eine mehr als bloß literarische ist, stand auch unser Drollinger. Auch er ist ein Durchgangspunkt für den Weg von Paris nach London. Persönliche Beziehungen verknüpfen ihn mit Haller, dem er beim „Absterben seiner Frau Eheliebsten" ein Trostgedicht zuschickt; er schätzt Brockes, dessen „Irdisches Vergnügen" ihn zu einem Huldigungs-Sonnet begeistert. Er eifert geschickt und mit guten, aus dem Geist der Poesie und der deutschen Sprache empfundenen Gründen, gegen die Tyranney des französischen Versmaßes, des zwölffüßigen Alexandriners, der auch die deutsche Dichtkunst vergewaltigte.

Was schreibt doch noch der deutsche Dichter-Chor
für eine Versart sich zur Strafe vor;
ein Doppelvers, erdacht zu unsrer Pein,
zu groß für einen, und für zween zu klein.

Je mehr er hat, je mehr ihm stets gebricht.
Zwölf Füße helfen ihm zum Laufen nicht;
und wenn sein Tik und Tak beständig schallt,
gleich einer Glocke, so entschläft man bald. . . .

. . . Was Wunder, daß der Briten feiner Ohr
ein Reimgebäude sich vorlängst erkor,
das nicht so sehr vom Regelzwang beschränkt,
sich nach des Dichters Wunsch bequemer lenkt.

Digitized by Google

Darüber hinaus verwendet er schon reimlose Verse, — eine Vorahnung von Klopstocks freien Rhythmen — um die „Unschuldige Frühlingslust“ einer holden Schäferin zu besingen. Zwar heißt sie noch Phyllis im Geschmack der Zeit, aber sie ist nicht mehr ein Watteau'sches kostümiertes Fräulein, sondern ein warmherziges Naturkind, das fröhlich Veilchen pflückt und dann zuletzt

beladen mit der süßen Last
nach ihrer Hütte wiederkehrt.
Da schüttet sie mit tausend Lust
den Raub, den wunderschönen Raub,
der himmelblauen Blümchen Schatz
der werten Mutter in den Schoß!

Wie man sieht, fehlt jede „galante“ Wendung oder Anspielung. Das läge Drollinger ganz fern; dazu ist er zu ehrbar, zu verständig. Er verfügt über eine praktische Moral, die ihn den Zeitgenossen, vorab den Schweizern beliebt machte. Auf der andern Seite ist seine Dichtung bei aller Größe der Gedanken infolge des Mangels einer gestaltenden Phantasie etwas hausbacken. Den Versbau handhabt er gewissenhaft, gewandt und wohllautend, aber er verwendet viel mühsamen Fleiß auf die Poesie und rät den Dichtern:

Doch nochmals, daß ihr's recht begreifet:
Was Gutes kostet Fleiß und Müh.
Drum liebe Brüder, schleifet, schleifet!
Sonst glänzen eure Werke nie.

Er will lehren, erbauen, bessern. Er ist in Allegorie und Rhethorik befangen, wird aber keineswegs schwülstig und verstiegen. Sein Sinn ist etwas nüchtern, aber voll Wißbegierde und Frömmigkeit; er huldigt nie dem rein utilitaristischen Zug, wie er sich bei Brockes findet. Er dichtet seine Ode zum „Lobe der Gottheit“ und ein Lehrgedicht „Über die Unsterblichkeit der Seele“, dem freilich mehr die fromme Reflexion als kühner Gedankenflug die zehnzeiligen Strophen baut. Die Persönlichkeit ist noch gebändigt, kein Sturm und Drang löst ihr schon Gefühl und Zunge. Er paraphrasiert Psalmen, als Vorläufer Klopstocks. Aber neben den großen Dingen aus Kosmos und Theologie wendet er sich auch wieder zu bescheidenen Gegenständen. Es ist die Zeit der holländischen Zwiebelblumen. Karl Wilhelm hatte 5000 Sorten in seinem Schloßgarten angepflanzt, die in einem Index plantarum Horti Carolsruhani tripartitus [1728] verzeichnet sind. Der Hofrat und Leibarzt Dr. Joh. Fr. Eichrodt soll an seiner Abfassung beteiligt sein. Diesem Dr. Eichrodt widmet Drollinger ein umfängliches Gedicht „Auf eine Hyacinte, so im Wasser geblühet“ (S. 65—72). Da wird die Blume und ihre Pflege beschrieben, wie sie in frostigen Wintertagen im Zimmer keimt und es in einen Garten verwandelt. Drollinger begnügt sich nicht mit der ästhetischen Freude, er möchte in die Tiefe dringen und die Kraft des Schöpfergeistes kennen lernen, der all dies Wurzeltreiben und Blühen bewirkt.

Mein Eichrodt, dessen Witz den Ursprung selbst ergründet
und einer Gottheit Spur in jedem Kräutchen findet,
der nebst des Fürsten Heil auch seiner Gärten Pracht
mit nimmermüdem Fleiß besorget und bewacht,
belehre deinen Freund, der von Begierde brennet,
wie man den dunklen Weg verborgner Weisheit kennet.

Digitized by Google

Dann preist er die „schönen Stunden, da noch ein Blumenstrauß, von werter Hand gebunden, ein Pfand der Liebe war", köstlicher und wertvoller als Gold und Edelstein. Er weiß zu seinem Trost, sowohl Eichrodt wie der Markgraf haben sich den reinen Sinn bewahrt und sind nicht in eine Überschätzung materieller Güter verfallen:

„Mein Freund, du opferst nicht in diesem Götzentempel.
Es gibt uns unser Fürst ein reizendes Exempel
von einer edlen Lust, der, wie man wundernd schaut,
in seinem Carolsruh ein Eden sich erbaut,
und da, wenn ihn die Last des schweren Zepters drücket
an dem beblümten Schmuck sich labet und erquicket.
Er mißt der Dinge Wert mit klugem Unterschied.
Ich schweige. Carols Ruhm verdient ein höher Lied".

Huldigungspoeme gehören zur stehenden Einrichtung jener Zeit. Die Drollingers loben seinen Herrn, ohne schmeichlerisch oder byzantinisch zu werden. Das auf den „Bau von Carlsruh" wurde eingangs dieses Aufsatzes schon herangezogen. Es gibt ihm Anlaß, den Sieger von Friedlingen, Hochstädt und Landau zu rühmen:

„Wie hat nicht Deinen Preis des Neides Mund erhoben!
Mein Held bewährte sich kaum durch die ersten Proben,
so legt ihm Villars schon das große Zeugnis bei,
daß er ein ganzes Heer zu führen würdig sei. . . .
Allein, was red ich viel? Die Worte sind verloren.
Wer kennt nicht Deinen Mut? Er ist Dir angeboren".

Drum mag der Fürst, nach Kriegs- und Regierungsgeschäften, sich in der Ruhe sammeln:

Nun Herr, so ruhe denn, erleichtere Dir die Bürde,
die sonsten allzufrüh Dich unterdrücken würde!
Die Sorgen nehmen Dich schon ungebeten ein.
Nun bitt ich, laß die Ruh Dir auch empfohlen sein!
Für beides will ich Dir unendlich dankbar bleiben,
und auf die späte Welt zu Deinem Ruhme schreiben:
daß Du allein gesucht, was Deinem Lande gut,
und bald zu dessen Heil gefochten, bald geruht.

Den Segen friedlicher Entwicklung, die dem Land, seinen Bewohnern und ihrem Wohlstand zugute kommen, preist er im dem umfänglichen Gedicht „An sein Vaterland" (S. 81—90).

O möcht ich für und für mit innigem Ergetzen
die Schätze der Natur gepaart mit andern Schätzen
in Badens Grenzen sehn: sein Glücke nie gestört,
sein Land an Segen reich; und was sein Boden nährt,
verbessert durch den Fleiß, mit klugem Rat genützet
und durch Gesetz und Recht gesichert und beschützet. . . .
Schau wertes Baden an, was dir der Himmel schenkt.
Wohin mein Auge nur die frohen Blicke lenkt,

Digitized by Google

erscheint dein Segensstand: die ährenreichen Felder,
die Wiesen reich an Klee, an Holz und Wild die Wälder,
ein fettes Rinderheer, bestimmt zu Deiner Kost,
der Wasser Schuppenvolk, der Hügel Nektarmost. . . .
. . . Es schaut der Reisende des Wohlstands holde Zeugen,
Gebäude mancher Art aus mancher Gegend steigen . . .
. . . Denn, gibt die Allmacht nur noch diesem Wunsche Platz,
so soll der Künstler Fleiß, der Handlung reicher Schatz,
Gewerbe mancher Art in unsern Grenzen blühen,
und tausend Hände mehr für Baden sich bemühen.
Dann blieb, o wertes Land, dein Wohlstand unverrückt,
dein Fürstenhaus in Flor, der Untertan beglückt!

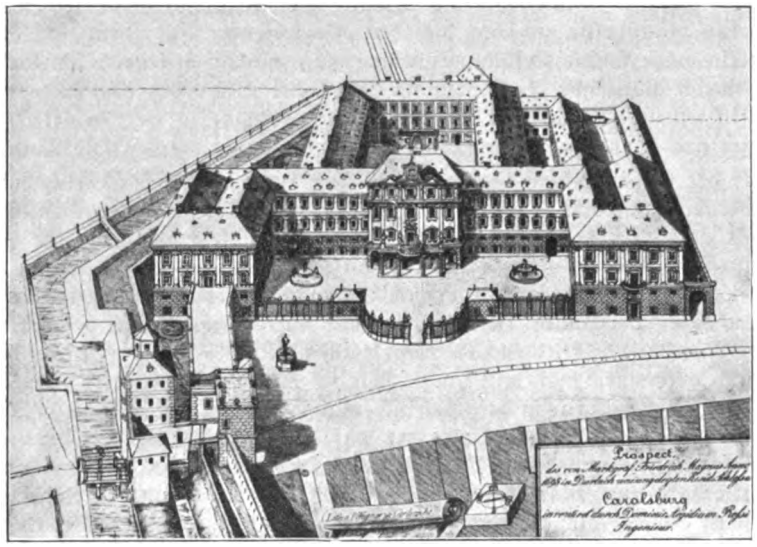
So wahrt Drollinger, den die Wirren der Zeit außer Landes, nach Basel, führten, innerlich stets den Zusammenhang mit seiner Heimat, an deren Grenze er lebte. Er ist als Dichter, als schöpferischer Gestalter, gewiß nicht ersten Ranges. Aber er stellt in vielseitiger Weise den gebildeten, kunstbegeisterten, enzyklopädisch eingestellten Typ jenes Zeitalters dar, dem es nicht an Empfindung fehlt, wenn er sie auch keineswegs in Schwärmerei ausarten läßt. Mit Geist und Gefühl steht er in der Bewegung seiner Epoche und bringt mit ästhetischem Geschmack den Musen seine Huldigung dar. Er verliert sich dabei nicht ins Ätherische, sondern bleibt im Kreise seines Amtes und seiner Freunde fest auf dem Boden der Umwelt und der Heimat stehen.

Carl Friedrich Drollinger ist 1688 zu Durlach geboren; sein Vater war markgräflicher Rechnungsrat und nachmals Burgvogt zu Badenweiler. Die Zerstörung Durlachs durch die Franzosen (1689) vertrieb die Familie früh von der Heimat. Mit 17 Jahren kam Drollinger auf die Universität nach Basel. 1710 erwarb er den juristischen Doktor und wurde Registrator des Geheimen Archivs zu Durlach. Zwei Jahre darauf erhielt er auch die Obsorge für das Kunst- und Münzkabinett, sowie für die Bibliothek. 1722 wurde er Hofrat. Er siedelte, um mit seinen Schätzen vor den ewigen Kriegsüberfällen sicher zu sein, samt dem Fürsten nach Basel über, wo die badischen Markgrafen seit 1693 einen eigenen Hof besaßen; als dieser 1698 einer Feuersbrunst zum Opfer fiel, entstand als prächtiger Neubau der heute noch erhaltene und als Spital dienende „Markgräfische Hof". Auch das Archiv erhielt nun neue und bessere Unterkunft und Drollinger dichtete (S. 301):

Was Krieg und Brand verschont, hat Carl auf diesem Platz
von fernerer Gefahr beschirmt durch feste Mauern.
O möchte dies Gewölb mit dem verwahrten Schatz
so lang als Carols Ruhm auch unverletzlich dauern!

Als Archivar, Gelehrter, Kunstfreund und Dichter lebte Drollinger in Basel. Hier starb er 1742, viel betrauert, wie die zahl- und wortreichen Leichen-Carmina von Bodmer, Brockes, Spreng u. a. beweisen. Seine Gedichte, die bisher nur in Abschriften verbreitet waren, gab Spreng, Professor der Beredsamkeit zu Basel, im Jahr 1743 mit ausführlicher Gedächtnisrede heraus. Diesen äußeren Umständen ist es zuzuschreiben, daß unser badischer Dichter Drollinger zunächst als Schweizer, als „helvetischer Opitz" gewertet wurde (hierin Hebel ähnlich, der auch beiden Ländern zugehört) und doch an den Schicksalen seines Heimatlandes und dessen Hauptstadt innigen Anteil nehmend, dem er, wie wir gesehen haben, mehrfach poetischen Ausdruck verlieh.

Digitized by Google



Die Karlsburg
(Nach dem Brand geplanter Neubau. Nur 1/4 ausgeführt)

Die Universität zu Durlach

Von Adolf Wolfhard, Durlach

Ein starker Aufschwung war in der Entwicklung der alten Stadt Durlach eingetreten, als 1565 dahin die Residenz der Markgrafschaft Baden-Durlach verlegt worden war. Die prächtige Karlsburg, eines der schönsten deutschen Renaissanceschlösser, erstand; die Markgrafen führten hier ihre prunkvolle Hofhaltung; Verkehr und Gewerbe hoben sich, und viele konnten von dem leben, was von der vornehmen Herren Tischen fiel. Zahlreicher Hofadel ließ sich in der Stadt nieder; prunkende Feste wurden gefeiert, die Stadt erweiterte sich über die alten, engen Ringmauern hinaus. — Da trafen sie zwei schwere Schläge, die sie an den Rand völligen Untergangs brachten und ihr für mehr als ein Jahrhundert fast jede Bedeutung nahmen. Der erste Schlag war das Unglück von 1689; Durlach wurde von den Franzosen bis auf etwa fünf Häuser niedergebrannt; die herrliche Karlsburg sank in Schutt und Asche. Kaum hatten die zurückgekehrten Flüchtlinge in bescheidenster Weise begonnen, ihre Häuser wieder aufzubauen, auch mit dem Wiederaufbau der Karlsburg war angefangen worden, da kam der zweite Schlag, der in seinen Auswirkungen für die Stadt fast noch verhängnisvoller werden sollte als der erste: 1715 wurde die Residenz nach Karlsruhe verlegt. Der Hof verließ die Karlsburg; Handel und Gewerbe folgten ihm großenteils nach der neuen Residenz, dorthin verlegten auch die meisten Adligen ihren Wohnsitz. Damit war für Durlach die Zeit der kleinen Dinge gekommen. In diese Zeit führen die folgenden Blätter.

Es war wie eine Fata morgana, daß in Durlach plötzlich die Hoffnung neuen Glücks der verarmten Stadt aufstieg. Der Gedanke der Gründung einer Universität

Digitized by Google

Durlach leuchtete auf. Man lebte sich alsbald leidenschaftlich in denselben ein, legte sich alles aufs plausibelste zurecht; die Vorteile schienen so evident, die Schwierigkeiten so klein, nahe sichere Erfüllung glaubte man winken zu sehen; Durlach Universitätsstadt, welch glänzende Aussichten für eine neue Blüte der hart mitgenommenen Stadt eröffneten sich! (Man war ja schon einmal beinahe so weit gewesen; vor dem Brand hatte das Durlacher Gymnasium eine vollständige theologische Fakultät).

Woher der Gedanke kam, ist nicht ganz klar. Es hat den Anschein, daß der damalige Oberamtmann von Durlach, Hofrat Posselt, die Seele der Bewegung war. Er lehnt es ab, die Bewegung angefacht zu haben, schiebt vielmehr die Initiative dem Magistrat zu. Soviel aber ist gewiß, daß er den einmal aufgetauchten Gedanken alsbald mit Begeisterung ergriff und mit Geschick verfolgte. Er war getrieben von aufrichtigem Eifer, der Stadt Bestes zu suchen; starker Heimatsinn befeuerte ihn. Er gehörte der Familie des Kirchenrats Posselt an, der vor Jahrzehnten aus der Lausitz nach Durlach gekommen war und lange Zeit in Durlach als Pfarrer gewirkt hatte. Nach seiner Versicherung war der Gedanke auch nicht neu; er war schon längst ventiliert worden. Der eigentliche Ursprung war der: Durlach konnte seinen einstigen Glanz nicht vergessen, auch nicht, daß es einst sein vortreffliches Gymnasium illustre besessen hatte; als nun Markgraf Karl Friedrich das Karlsruher Gymnasium dahin ausbaute, daß die Theologen dort ihr ganzes Studium absolvieren konnten, schien die Stunde der Gründung einer Baden-Durlacher Universität geschlagen zu haben, und da mußte sich Durlach regen, um sie in ihre „Ringmauern" zu bekommen.

Ich will nun im folgenden einfach die Quellen zu Wort kommen lassen, ohne viel dazwischenzureden; doch gleiche ich sie im Wesentlichen der heutigen Rechtschreibung an und kürze sie, wo Weitschweifiges ohne Preisgabe der Vollständigkeit fallen darf. Sie geben uns ein vortreffliches Kulturbild des damaligen, verarmten Durlach. Zu Anfang stehe das entscheidende Ratsprotokoll:

Durlach in Senatu, d. 19. April 1779.

In heutiger Ratssitzung wurde vorgetragen, es seye eine bekannte Sache, wie viele Eltern in denen dies- und jenseits Rheins liegenden evangelischen Ländern den Wunsch sehr oft geäußert, daß diesseits Rheins eine Universität aufgerichtet werden möchte. Dieses, und da hiesige Bürgerschaft vernommen, daß zu Carlsruhe von hoher Herrschaft die Veranstaltung getroffen wurde, daß Studiosi Theologiae ohne auf auswärtige Accademien zu gehen, den cursum theologicum allda absolvieren könnten, habe den Magistrat bewogen, den dem Land und der hiesigen verlassenen alten Residenz ersprießlichen Wunsch zu wagen, daß Serenissimus nach Höchst Dero Landesväterlicher Vorsorge für das Wohl Dero Untertanen, gnädigst geruhen möchten, in hiesiger, in Ansehung der guten Lage und der Wohlfeilheit der Lebensmittel sich dazu vor allen andern schickenden Stadt ein solches vortreffliches Institut aufzustellen, wobey sie sich zum voraus bescheideten, daß dem der hohen Schule vorarbeitenden Gymnasio illustri zu Carlsruhe an dessen Einkünften nichts werde entzogen werden.

Hierbei komme gleich anfangs die das Unternehmen sehr erleichternde Betrachtung vor, daß das hiesige hochfürstliche Schloß, Schloßkirche und dabei befindliche Gebäude den Kosten, den neu zu errichtende Universitätsgebäude erfordern würden, schon größtenteils ersparten, und auch der um ein Geringes verlehnte fürstliche Bauhofgarten den Ausweg gebe, ohne sonderliche Kosten einen Medizinischen botanischen Garten nach Erfordernis der Fakultät anzulegen. Der Fond würde zwar noch immer sehr beträchtlich und groß, doch aber nicht unerschwinglich sein.

Von seiten hiesiger gemeiner Stadt und Oberamts aber sei man mit Vergnügen parat, daran nicht nur einen sehr beträchtlichen Beitrag zu tun, sondern auch die Salarierung derer Lehrer nach besten Kräften und Vermögen zu erleichtern. Was jenen Beitrag anbetreffe, so erbiete die Stadt qua corpus sich zu einem baren Beitragsquanto von 15000 Gulden. Mehrere Honoratiores verstünden sich nebst mehreren wohldenkenden Bürgern

Digitized by Google

zu einem nicht weniger beträchtlichen Beitrag von 6000 Gulden. Und die darunter nicht begriffene geringere, doch zahlreiche Bürgerschaft werde nach ihren Kräften ebenfalls beitragen. — — (Man kann auf 300 zählen, von denen jeder wenigstens 1 Carolin gibt). — — Von Seiten derer Oberamtsortschaften könne man sich nach bereits erhaltener Versicherung zu einem Beischuß von 2000 Gulden versehen, welcher sich vermutlich noch höher belaufen werde, wenn das Unternehmen einmal zu seiner Wirklichkeit gelange. Dieses zusammen werde wenigstens eine Summe von 25000 Gulden, die man untertänigst offeriere. Schon diese Bereitwilligkeit der Stadt zeige deren Eifer vor das Beste des Ganzen und vor die Ehre und den Nutzen ihres gnädigsten Landesherrn.

Es seie auch von der bekannten Treue und Eifer derer übrigen, zumalen evangelischen Landesteile sich im voraus zu versprechen, daß in der Betrachtung des, dem ganzen Lande insonderheit vielen rechtschaffenen Eltern zugehenden Vorteils, selbige ebenso beträchtliche Zuschüsse tun, mithin die Last Sereniſſimi sehr erleichtern werden. Freilich würden Sereniſſimus Dero Huld durch eine beträchtliche Zulage dem Land und Untertanen zu betätigen gnädigst geruhen.

Es würde aber das verwendete Kapital nicht ohne, sondern mit größtem Nutzen angelegt werden; und wann es sich auch auf 100 und mehr Tausend beliefe, sich stärker verintereſſieren, als alle auf acquiſitionen verwendeten Gelder; und da diese kaum einen Nutzen von 3 Prozent abwürfen, gewiß 10, vielleicht noch mehre in des Landesherrn Kaſſen bringen,

Von Seiten der Stadt aber seie man nicht weniger bedacht auch die Salarierung derer Lehrer in dem Maße zu erleichtern, wie es die Lage und die Einkünfte der Stadt litten:

1. Man würde nämlich denen Ordinariis aus denen Stadtwaldungen, welche man in die beste Cultur zu bringen bedacht sei, eine jährliche Holzgabe,
2. vor dem Binlinstor zu Verschönerung der Straße und Proſpekts auf beeden Seiten Plätze zu Gärten, ebenso
3. weiter hinunter in dieser Absicht jedem ein Stück Ackerfeld und
4. zur Erleuchterung der Oconomie vor diejenigen, die dazu Luſt hätten, ein Stück Wiesen bewilligen.

Die Vorteile, welche gemeiner Stadt zugingen, würden bald neue und verbesserte Gebäude auch Luſthäuser erzielen, und man würde durch eine gute Polizey die Wohlfeile der Hauszinse und dergleichen, um auch dadurch den Lehrenden und Studierenden eine Erleichterung in ihren Ausgaben zu verschaffen, zu erhalten bedacht sein.

Sowohl der große Name und fest stehende Ruhm unseres durchlauchtigsten Regenten, als die vortreffliche Lage und andere concurrierende Umstände ließen ganz gewiß und mit Wahrheit vermuten und hoffen, daß eine hier aufstellende Univerſität keine der geringen oder mittelmäßigen, sondern eine der besten in Deutschland werden werde. Die benachbarten Univerſitäten würden die stärksten Empfindungen davon haben, und nicht nur die Landeskinder, sondern die Evangelischen in dem benachbarten Elsaß, denen Schwäbischen und Rheinischen Reichsstädten, dem Zweibrückischen, der Grafschaft Sponheim, der Pfalz selbsten würden immer eine große Zahl Studenten hoffen lassen, und auch Gelehrte der ersten Größe würden sich einen Ruhm daraus machen, unter unserem glorreichen Fürsten den hiesigen Musenſitz andern vorzuziehen".

Näher ausgeführt werden dann diese Gründe in folgender Bittschrift an den Landesherrn:

„Durchleuchtigster Marcgraf, Gnädigster Fürst und Herr!

Hat je eine Stadt über die Unbeständigkeit des Glücks seufzen müssen, liegen Exempel vor, daß Inwohner, vormals glückliche Inwohner, ihrem völligen Ruin entgegen, andere Städte aber entstehen oder in blühendem Flor sehen müssen, hat je eine Stadt ein widriges Schicksal gegen ihr Verschulden betroffen, so ist es hiesige Stadt.

Wir können Gottes Güte nicht genug rühmen, die Produkte reichlich hervorbringt, als nach Lage des Erdreichs zu wünschen, allein die Weinberge ausgenommen, die ihren Ertrag sehr ungleich mitteilen. — — Wäre daher unsere Stadt ein Dorf, da jeder Inwohner ein Gut hätte, dessen sich zu nähren, so wäre Durlach ein Ort, der sich nicht unglücklich nennen könnte. So aber ist es eine Stadt, die eine Menge Profeſſioniſten, darunter auch Künstler hat, die sich nicht ernähren können; der außerordentlichen Vemehrung des Volks kaum zu gedenken. — — Wie blühend die Stadt in vorigen Zeiten gewesen, als

Digitized by Google

sie das außerordentliche Glück gehabt, ihre Fürsten in ihren Ringmauern residieren zu sehen, ist noch allzu bekannt; ja die verderblichsten Kriegszeiten waren nicht vermögend, sie allzulang in den Raub der Armut zu legen, statt daß sie jetzt mitten im Frieden, mitten in denen Zeiten, wo sie die höchste Vorsehung vor Hagelwetter und anderem Unglück schonte, immer ärmer wird.

Der Hauptgrund dieses nicht genug zu beschreibenden Zerfalls ruht also in dem nicht zu schätzenden und vielleicht ewig nimmer ersetzt werdenden Verlust der fürstlichen Residenz. Er ruht aber auch in den völlig danieder liegenden Gewerben. Diese ohne ein besonderes Hilfsmittel in einen solchen Stand zu bringen, daß sie die nötige Nahrung verschaffen, bleibt eine Unmöglichkeit. Carlsruhe, die neuerbaute, Durlach allzunahe liegende Stadt, teilt mit ihr den größten Teil des Genusses, der aus denen Hantierungen und der Handlung entspringt; und Pforzheim, der in Rücksicht der dort florierenden Fabriquen an sich selbst schon gesegnete Ort, hat eine solche Menge von Handlungsleuten, daß selbige auf hiesigen Märkten so viele gemeine Waren absetzen, die den hiesigen Handwerkern großen Schaden verursachen, mithin die Inwohner arbeitslos machen. Die hiesigen Bürger nehmen also ihre Zuflucht zu den Gütern; diese aber sind weit nicht hinlänglich, nur das zu gewähren, was zum allernötigsten Unterhalt erforderlich ist. Es hat mancher Mann kaum etliche Viertel Ackerfeld und etwa einen Weinberg. Weil sein Gewerb darnieder liegt, ist er nicht im Stand, die Unkosten aufzubringen, er bearbeitet also solche selbsten. Die Produkte von den Äckern sind ihm zu seiner eigenen Ökonomie höchst nötig, ja bei vielen nicht hinlänglich. Er verläßt sich also auf seinen Wein, dieser soll ihm seine herrschaftlichen und andern Schuldigkeiten bezahlen, ja alle Lücken ausebnen, die er hat machen müssen. Der Wein aber fehlt durch unglückliche Blüte oder Frost zuweilen ganz, öfters zum größten Teil. So verschulden die Bürger; dann werden ihre Güter versteigert, aber bei den nahrungslosen Inwohnern finden sich nur wenige Steigerer. Das ist die wahre Ursache des alle Jahre mehr zunehmenden Zerfalls der Einwohnerschaft. Könnte die Stadt nicht die armen Bürger mit einigen Beinutzungen an Holz und Wiesen etwas unterstützen, wodurch die Viehzucht als einzige Nahrungsquelle erhalten bleibt, so müßte mancher als Bettler ausgewiesen werden.

In dieser unglücklichen Lage wären wir völlig trostlos, hätten wir nicht das einzige Glück, unter dem Szepter eines Landesvaters zu leben, dessen erhabene, nimmer genug zu rühmende Absichten dahin gehen, das Wohl seiner getreuen Untertanen äußerst zu beherzigen. Wir unterwinden uns demnach, Durchlauchtigster Fürst, uns namens der ganzen Stadt vor Höchstderoselben Füßen tiefgebeugtest zu legen und eine Bitte zu wagen, deren Gewährung allein, unserer eingeschränkten Einsicht nach, die Stadt retten könnte. Es möchte Ew. Durchlaucht gnädigst gefällig sein, in unserer Stadt eine Universität zu etablieren. Freilich wagen wir eine Bitte, die uns des erforderlichen Fonds wegen Schrecken erregt; aber es hätte ja das ganze Land beglückten Anteil an einem solchen Institut.

Durlach hat eine Lage, wo eine solche Hohe Schule am besten im Land angelegt werden könnte. Die Situation selbst ist ohnläugbar nicht unangenehm, gibt dem Aug und dem Studierenden Jüngling einen frohen Aufenthalt, wogegen Jena, Göttingen, Erlangen, Hall in Sachsen und andere Universitätsorte schon rauhere und unebenere Lage haben. Die mehrsten dieser Musensitze sind keine der fruchtbarsten Lande, und um eben diesen Mangel zu ersetzen, haben die Landesherren dort Universitäten angelegt, um die Inwohner aus dem Raub des Elends zu ziehen; wie denn von Erlangen wissend ist, daß die Stadt vor der Zeit der Universität unter dem Druck der Armut und des gänzlichen Verderbens geseufzt. Hat also Durlach fast nämliches Schicksal, und muß hauptsächlich um das mangelnde Gewerb klagen; so hat es doch den Segen des Himmels, daß seine Felder fruchtbar sind, mithin die Studierenden um billige Kostgelder viel besser, als auf manch andern Plätzen erhalten kann. Hätte Durlach das unschätzbare Glück eines solchen Instituts, so würden die Brandstätten und Lücken der Stadt, welche bisher traurige Zeugen der Unvermöglichkeit der Inwohner sind, bald in modellmäßige Gebäude verwandelt sein, schlechte Lotterfallen niedergerissen, zu tauglichen Gebäuden gemacht, andere um ein Stockwerk erhöht und die ganze Stadt nach und nach verschönert werden. — Hätte diese Sache kaum einen rechten Anfang, so würde allein der Hauszins denen Inwohnern ein großes Objekt ihrer Nahrung sein, der Wirt, Kaufmann, Bäcker, Metzger, kurz alle Professionisten sich eines außerordentlich großen Unterschieds der Nahrung zu erfreuen haben.

Ewig nicht genug können es Ew. Durchlaucht Untertanen der Vorsehung verdanken, daß dieselben das Glück haben, von einem Fürsten regiert zu werden, dessen höchstes Augenmerk zugleich dahin geht, zum Wohlstand des Landes die beträchtlichsten Summen anzu-

Digitized by Google

wenden. Es wäre ein ewiger Ruhm für einen Landesvater, wenn er durch eine solche Anstalt viele Hunderte von Jünglingen zu tüchtigen Männern machte; und dieser Ruhm würde sich in fremde Lande verbreiten, wenn da und dort gelehrte Männer aufträten, die ihre Wissenschaft unter dem Schutz eines solchen Fürsten eingesogen hätten.

Ein solche Acquisition würde aber auch (dem Fürsten) reichliche Revenüen vorbringen. Denn ist der Wirt in seiner Nahrung glücklich, so muß er 2—3 mal höhere Ohmgelder geben; — hat der Kaufmann einen starken debit, so ist er auch mehrere Abgaben schuldig; — ist der andere Handwerksmann mit reicher Nahrung gesegnet, so muß er 3—4 fach mehrere Gewerbschatzung zahlen; — des begüterten Mannes Liegenschaften kommen in einen mehr als doppelten Wert, und er, wie sein Landesherr, sind desto reicher; — werden viele Waren verschlossen, so tragen sie desto größere Revenüen nicht nur Durlach, sondern auch Carlsruhe und anderen umliegenden Ortschaften; — und was das vorzüglichste, würden nicht nur die vielen Gelder, die auf die Studia der Landeskinder verwendet werden, im Land bleiben, sondern noch viel größere Summen würden durch Fremde ins Land gezogen.

Außer Tübingen ist keine Universität in der Gegend oder am Rhein; darum würden sich bei Anstellung guter Professoren viele Studenten aus der Schweiz, der Pfalz und andern Ländereien am Rhein unzweifelhaft einfinden, weil die Eltern sie unter dem Schutz eines der besten Fürsten wüßten, und weil sie dieselben in ihrer Nähe hätten.

Wir sehen allerdings ein, daß ein solches Unternehmen große Summen erfordert nnd geraten darüber in billigen Schrecken. Aber es dürften sich auch Mittel finden, die Lasten Hochfürstlicher Durchlaucht in etwas zu vermindern. Da das Unternehmen die Stadt aus ihrem Verderben retten soll, wäre diese erbötig, das äußerste anzuwenden und aus dem Gemeindearario 10 000 (Thaler) beizulegen. Die bemittelsten der Inwohner haben aus patriotischem Eifer erkleckliche Beiträge angeboten, und wir können aus Stadt und Oberamt 25000 Gulden zusichern. Die übrigen Fürstlichen Lande werden in Erwägung der Vorteile eine starke Summe beitragen. Außerdem wird die Stadt zur Erleichterung der Salarien und des Vergnügens derer Herren Professoren sie mit Holz, Plätzen zu Gärten, Wiesen und etwas Ackerfeld unterstützen.

Wäre es also Ew. Durchlaucht gefällig, einer äußerst bedrängten, dem Ruin nahen Stadt zu helfen, haben Höchstdieselben noch einige Rücksicht auf die alte nunmehro verlassene Residenz von Höchstderoselben glorreichen Vorfahren, dürfte die alte treue Stadt in ihrem äußerst zerfallenem Nahrungszustand sich der Landesväterlichen Hilfe getrösten, so wiederholt diese in fußfälligster Unterwerfung ihr tiefniedrigstes Bitten, ihr durch ein solches Institut Nahrung zuzuwenden. Durlach, 30. 4. 1779. Unterthänigst, treugehorsamst Bürgermeister, Gericht und Rath."

Die Werbetätigkeit für das große Unternehmen wurde alsbald mit Tatkraft begonnen. Eine Zeichnungsliste mit der Überschrift: — „Auf den Fall in der Stadt Durlach eine Universität aufgestellt werden sollte, wollen zu einem Fond aus Liebe vor das gemeine Beste beytragen" — hatte ein Ergebnis von 5210 Gulden von 52 Zeichnern. Im Folgenden einige Beispiele:

Hofrath Posselt 300 Gulden, Stadtpfarrer Gerwig 200, Rathschreiber Mezger 150, Gimpel 150, Daler 100, Steinmez 50, Friderich 100, Bürgermeister Waag 100, Cronenwirthschafts Beständer Dörr 50, Handelsmann Weyßer 100, Handelsmann Menger 150, Engelwirth Kaucher 100, Buchbinder Korn 100, Apothecker Bleidorrn 400, Fayence Fabric 200, Schwanenwirt Deimling 150, Haldenwang 50, Frau Blumin 75, Hofmahler Kißling 100, Pflugwürth Weißingerische Wittib 75, Gottfried Fauth, Hirschwürth 100, Kantenwürth Georg Mößner 50, Straußwürth Christian Friedrich Schrodt 50, Frau Sergeant Müllerin 150, Hauptmann Müller 100, Commissarius Metzger 200, Löwenwirth Dill 200, Zeugmacher Daler 50, Orgelmacher Stein 50, Präceptor Feigler 30 Gulden.

Das letzte wichtige Aktenstück hat den Titel: „An Sereniſſimum, Durlach, den 3. Mai 1779, Untertänigster Bericht zur Bittschrift der Stadt Durlach um Aufstellung einer Universität in derselben Ringmauern"; der Inhalt dieses Schreibens des Oberamts Durlach ist im wesentlichen folgender: Als bekannt wurde, daß die Theologen ihren theologischen Kurs in Karlsruhe absolvieren können, sah man das als Anfang einer aufzustellenden Universität an. „Der mitleidenswürdige Notstand und Armut, worunter ein großer Teil der hiesigen starken Inwohnerschaft schmachtet, preßte selbiger die heißen Wünsche aus, daß es Ew. gnädigste Intention würcklich seye, wo nicht, doch werden möchte, in denen Fürstlichen

Digitized by Google

dazu so wohl gelegenen Landen, nach dem Vorgang fast aller alt Reichsfürstl. Häuser, z. E. Hessen, Würtemberg, Holstein, Mecklenburg usw. eine Universität aufzustellen, und da Carlsruhe durch den Fürstl. Hof, starken Adel, große Dienerschaft und das Militare; — — Pforzheim aber durch die namhaften Fabriquen, ansehnliche Holz- und andere Gewerbe Nahrung genug hätten, hiesige arme, alte, verlassene vormalige Residenzstadt damit zu begnadigen, und dadurch aus ihrem tiefen Verfall wieder empor zu heben."

Sie glaubten, daß das Land einen großen Teil derselben übernehmen würde. Sie baten daher, man möge ihre „treudevotesten" Gedanken in Senatu entgegennehmen. Dem gab das Oberamt Gehör, da ja die Absicht der Petenten auf die Ehre des Landesherrn und den Nutzen des Landes ging; so wird denn das Ratsprotokoll vorgelegt, aus dem hervorgeht, daß Stadt und Oberamt zu einem Beitrag von 25 000—30 000 Gulden bereit sind. Darin sei zu sehen: „eine angenehme und tätige Probe der Liebe, welche hiesige Stadt gegen Ew. Durchlaucht und höchstdero Hochfürstliches Haus hegt." Dazu komme noch, was die Stadt zur Verbesserung der Salarien der Lehrer tun wolle: Holz und dazu Gärten und Wiesen zu beiden Seiten der „angenehmen Carl Friederichsstraße", auf deren Verschönerung sie bedacht sei.

Gewiß hätten die Vorteile zunächst Durlach und Umgebung im Umkreis von 3—4 Stunden; diese müßten sich daher mehr angreifen. Aber auch das übrige Land habe große Vorteile; es sei daher sicher, daß die fürstlichen Unter- und Oberlande ein beträchtlich Teil der Kosten übernehmen, ebenso die Grafschaft Sponheim, so daß ein Kapital von 130 und mehr 1000 zusammenkäme.

Den größten Vorteil hätte Durlach selbst; es würde durch fürstliche Huld wieder aufleben. „In einem Zeitraum von etlichen Jahren würden alle leeren Plätze mit anständigen Gebäuden ausgefüllet, die dermalig stehenden beträchtlich ausgebessert, erweitert und verschönert, die Vorstädte voll von Häusern gepfropfet, mit einem Wort, eine Stadt auferstehen, die mit Recht die zweite Hauptstadt würde können genannt werden."

„Die evangelischen Länder dies- und jenseits des Rheins, die evangelischen Elsässer und Straßburger, die freundschaftlichen Reichsstädte Speyer und Worms, Franckfurth, die evangelischen Pfälzer, die evangelischen Reichsstädte in Schwaben" würden ihre Kinder auf den ihnen wohlgelegenen Platz schicken, „von dem nämlichen Clima, wo die nämlichen Speisen und Getränke auf gleiche Art, wie bei ihnen zugerichtet und aufgetischt würden". Die in Deutschland genug bekannten Vorteile hiesiger Gegend, „Ew. Durchlaucht ehrenvoller, in dem evangelischen Deutschland allgemein geliebter und hochgeschätzter, in dem katholischen nicht unbekannter Hoher Name, das Zutrauen in dero weise Regierung, die Aufstellung berühmter Lehrer lassen alles hoffen".

„Ew. Durchlaucht sind die Quelle und der Grund der Glückseligkeit Ihrer Völker, und Sie werden deren Bestes am besten besorgen." —

Damit schließt die Geschichte der Gründung einer Universität in Durlach. Wirklich abschließende Aktenstücke sind nicht vorhanden; doch hat man den Eindruck, daß Posselt die Sache den oberen Instanzen in Karlsruhe zunächst vertraulich vortrug, daß er von hier zwar freundliche Antwort, aber keine rechte Ermunterung erhielt. Vermutlich hat auch der Markgraf selbst sich ähnlich zu der Sache gestellt. So blieb der Plan im Anfangsstadium stecken. Der Traum einer Universität in Durlach und eines raschen Wiederaufschwungs der Stadt war ausgeträumt, und Durlach mußte noch länger in seinem Zerfall, der uns in diesen Akten so anschaulich geschildert wird, verharren.

Digitized by Google

Zur Geschichte der Ettlinger Schloßkapelle

Auf Grund der Akten des Landesarchives in Karlsruhe

Von Augustin Kast, Ettlingen

Ludwig Wilhelm, Markgraf zu Baden-Baden und Hochberg, war durch seine Siege über die Türken und Franzosen wohl der bekannteste und gefeiertste Fürst seiner Zeit geworden. Sie hatten ihm dazu ein köstliches Kleinod gebracht: Mitten im Türkenkrieg heiratete er die 15-jährige Herzogin Franziska Sibylla Augusta von Sachsen, Engern und Westfalen, die bis dahin mit ihrer einzigen älteren Schwester auf den reichen böhmischen Gütern in Schlackenwerth gelebt und sich an den Siegen des jungen badischen Markgrafen begeistert hatte. Augusta war gleich ausgezeichnet durch ihre äußere stattliche Erscheinung, wie durch hervorragende Gaben des Geistes und tiefe Frömmigkeit des Herzens. Als jedoch das junge Paar 1693 in die badischen Stammlande einzog, lagen diese in Trümmer: Ettlingen, Muggensturm, Rastatt, Baden-Baden, Steinbach waren von den Franzosen in Asche gelegt, das übrige Land ausgeplündert und der Mehrzahl seiner Bewohner beraubt worden.

Da war es ein weiteres Glück für Fürst und Land, daß die jugendliche Fürstin Augusta ein reiches Erbe in Böhmen mit in die Ehe brachte. Nur durch den Reichtum der Markgräfin konnten so großartige Bauten erstehen, wie das Schloß in Rastatt (vollendet 1705) und die Favorite bei Kuppenheim (vollendet 1710—1712) oder auch die Rastatter Hofkirche (vollendet 1723, eingeweiht 1725) und das benachbarte Piaristenkloster und Gymnasium daselbst.

Auch Ettlingen bekam etwas von dem Segensstrom, der so unter das verarmte Volk floß. Das Stammschloß in Baden-Baden war bis auf einen kleinen Pavillon von den Franzosen völlig niedergebrannt worden. Die 2 Meter dicken Mauern des Ettlinger Schlosses hatten den französischen Brandfackeln und Pechkränzen besser widerstanden. Deshalb siedelte das markgräfliche Paar zunächst nach Ettlingen über. Hier wurde dann auch am 7. Juni 1702, abends, der Erbprinz Ludwig Georg geboren und am folgenden Vormittag in der Martinskirche getauft, von der allerdings erst Chor und Sakristei wieder überdacht worden waren, indessen das Schiff noch immer in Ruinen lag. Es ist ein feiner Zug im Charakter der edlen Fürstin, daß sie die arme Witwe Maria Norer und den 83jährigen „Bettel-Greis" Andreas Neumeier als einzige Paten des Erbprinzen bestimmte; in Rastatt machte sie es 1706 bei der Taufe August Georgs gerade so. Diese Fürstin fühlte mit dem armen, gequälten Volke.

Als der Erbprinz 4½ Jahre alt war, starb sein Vater (Januar 1707); der Kriegsheld war durch die endlosen Strapazen vorzeitig aufgerieben worden. Augusta wurde dadurch Landesverweserin. Im Jahre 1727 wurde Ludwig Georg 25 Jahre alt und konnte nunmehr selbst die Regierung übernehmen. Augusta verließ deshalb

Digitized by Google

im Sommer 1727 das neue Residenzschloß in Rastatt und siedelte wieder in das Ettlinger Schloß über, das schon früher als Witwensitz des markgräflichen Hauses gedient hatte und diese Bestimmung bis zum Aussterben der katholischen markgräflichen Linie behielt.

Als Augusta wieder nach Ettlingen kam, lagen Teile des Schlosses noch ebenso in Trümmern wie viele Häuser der Stadt und die Martinskirche selber. Man kann sich auch denken, daß die Fürstin sich mit dem bescheidenen Bauwerke in Ettlingen innerlich nicht recht abfinden konnte. So beginnen denn alsbald mit ihrer Übersiedelung die Verhandlungen wegen des Ausbaus des Ettlinger Schlosses. Als Baumeister wurde Ludwig Michael Rohrer berufen, der vor kurzem auch die Rastatter Schloßkirche fertiggestellt hatte, und dessen Vater ein Landsmann der Markgräfin war. Unter seiner persönlichen Leitung entstand so in neuen Formen besonders der Südflügel des Schlosses, der von zwei Türmen flankiert, dem Schloßgarten, der ebenfalls neu angelegt und ausgestattet wurde, gegenüber lag.

Der Bau stand 1730 so fertig da, daß die Ausschmückung beginnen konnte. Dazu wurde der „württembergische Hofmaler" Luca Antonio Colomba berufen, der seinerseits den „fürstlichen Württembergischen Hofstuccator" Richard Retti noch beizog. Colomba hatte besonders den großen Saal im neuen Schloßflügel mit Gemälden zu versehen. Es geschah so reichlich, daß man heute noch die Empfindung hat, es sei des Guten eher zuviel gewesen. Sein Werk ist völlig untergegangen; von Rettis Kunst ist wenigstens noch das Doppelwappen über dem Haupteingang im Hofe erhalten geblieben, dessen Fertigung Retti am 22. August 1730 übernommen hatte.

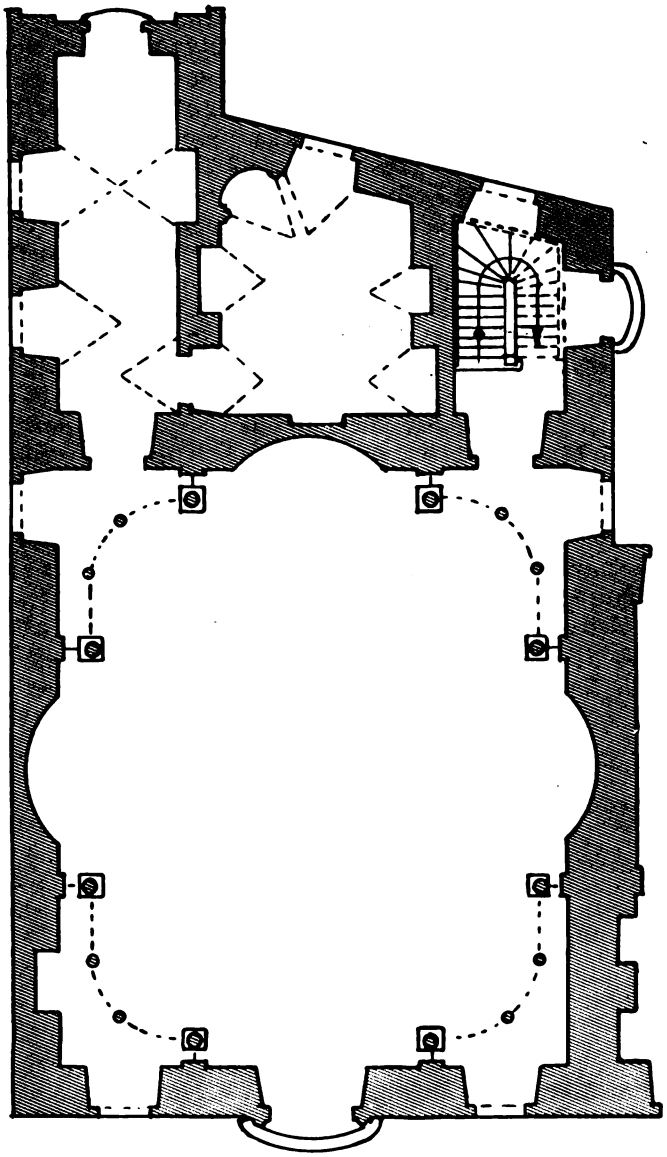
Das Werk sollte seine Krönung erfahren durch die Erstellung zweier Kirchen. Seit mehr als 40 Jahren hatten die Ettlinger ihre St. Martinspfarrkirche in Schutt und Asche liegen gelassen, jetzt erhielt Michael Rohrer Befehl, sie wesentlich auf Kosten der Fürstin aufzubauen; über 8000 Gulden hatte sie dafür bis zu ihrem Tode hergegeben. „Serenissimi architectus" Rohrer selbst starb hier in Ettlingen am 24. April 1732, noch bevor der Bau begonnen wurde.

Rohrer, der Erbauer der Rastatter Schloßkirche, war fraglos auch noch zu Rate gezogen worden, als es sich um die Schaffung einer Schloßkapelle in Ettlingen handelte. Ist er auch der Architekt derselben? Ist das Bauwerk überhaupt damals erstellt worden? Wir kommen zu dieser Frage auf zwei verschiedenen Wegen. Erstlich ist die Kapelle, wie sie sich heute dem Auge bietet, innen und außen so wenig architektonisch gegliedert, daß dieser Bau ursprünglich auch einem andern Zweck gedient haben könnte. Bauflucht, Sockel und Dachgesims lassen keinerlei Unterscheidung vom Schlosse erkennen. Wichtiger ist, daß in den Akten gar nichts von einem Kirchenbau verlautet. In den Rechnungen, welche sich auf die Schloßkirche beziehen, laufen die Posten mit, welche damals für die gleichzeitige Erbauung eines Wagenschopfes mit Stallung und eines „Babions" (Pavillons) entstanden sind.

Die verzeichneten Baumaterialien wurden geliefert für „das hochfürstliche Schloßgebey in Ettlingen" ohne nähere Angabe; wir gehen aber wohl nicht fehl mit der Annahme, daß sie zum allergrößten Teil für den neuen Wagenschopf und Pferdestall gedient haben; denn für den Kapellenbau hätten es bedeutend größere Mengen sein müssen.

Auf der andern Seite besitzen wir von der bischöfl. Kanzlei in Bruchsal die genaue Anweisung über das kirchliche Zermoniell, das bei der „Grundsteinlegung der Kapelle" beobachtet und tatsächlich auch eingehalten worden ist, wie sich aus der Anweisung des Rektors des Jesuitenkollegs, welche die Namen der mitwirken-

Digitized by Google



Schloßkapelle Ellingen M. 1:200.

Dieser Grundriß ist einem Schloßplane entnommen, den Philipp Engsten im Jahre 1780 fertigte. Der oblonge Bau erhält im Innern eine gewisse architektonische Gliederung durch die Nischen für die drei Altäre und für die Orgel; sodann aber besonders durch die Oratorien, deren Säulen im Grundriß angedeutet sind. Teile der Säulen- und der Oratorienbrüstung kamen 1882 ins Landesmuseum; sie zeigen schlichte Pflanzenornamente, wie sie Asam in seinen Lehrjahren in Rom wohl oft gesehen hatte. Gerade diese Oratorien bildeten für den Beschauer die anmutige Umrahmung der Kuppelellipse mit dem farbenfrohen Wunderwerke Asams.

Digitized by Google

den Patres enthält, ergibt. Doch bleibt die Möglichkeit, daß man auch bei einem Umbau die kirchliche Zeremonie der Grundsteinlegung nicht weglassen wollte[1].

Es war im Jahre 1729, als die Idee von der Schaffung einer eigenen Hofkirche konkrete Gestalt annahm; im Januar bzw. März dieses Jahres war Joannes Nepomuk, der böhmische Landsmann der Markgräfin, von Papst Benedikt XIII. feierlich heilig gesprochen worden. Man gab damals sehr viel auf die Reliquienverehrung. So wandte sich Augusta auch an den Erzbischof von Prag, den Grafen Khünberg (1711—1731), der ja die Selig- und Heiligsprechung des Joannes Nepomuk betrieben hatte, und erbat sich eine Reliquie des neuen Heiligen. Der Erzbischof schickte ihr eine im Oktober 1729, fügte aber eine Bedingung an, nämlich, daß die Markgräfin dieselbe in einer zu Ehren des Heiligen errichteten oder noch zu errichtenden Kirche oder Kapelle der öffentlichen Verehrung aussetzen lassen solle. Er scheint diese Forderung stets gestellt zu haben; denn Fürst Froben Friedrich zu Fürstenberg erhielt zwei Jahre später gleichfalls eine Reliquie unter derselben Bedingung; er erfüllte sie, indem er in Meßkirch eine Kapelle erbaute, die, wie Professor Sauer es glaubhaft gemacht hat, ebenfalls von Asam ausgemalt worden ist. Ebenfalls 1729 hatte auch die Kaiserin Elisabeth eine Reliquie des hl. Joannes Nepomuk erhalten; zwei Jahre später bettelte ihr Augusta einen Teil derselben ab. Diese Reliquien wurden nach dem Tode der Markgräfin durch den Goldschmied Fürst in Gold und Edelsteinen kostbar gefaßt. Leider ist es uns bis jetzt noch nicht gelungen, den Verbleib des köstlichen Kleinods ausfindig zu machen.

Vom 1. Juni 1731 datiert ein Schreiben Augustas an den Grafen Schönborn; darin verpflichtet sie sich gemäß der Weisung des Bischofs, noch vor Grundsteinlegung der neuen Schloßkirche, daß sie sich verbindlich mache, noch vor der Konsekration der neuen Kirche für alle Bedürfnisse der neuen Kirche durch eine eigene Stiftung genügen zu wollen. Die Feier der Grundsteinlegung der neuen Kapelle könnte also frühestens im Hochsommer 1731 erfolgt sein.

---

[1] Wer vom Narrenbrunnen aus den Nordflügel des Schlosses betrachtet, dessen östlichen Teil unsere Kapelle bildet, hat zunächst den Eindruck eines einheitlichen, gleichaltrigen Baus. Der Grundriß desselben zeigt jedoch, daß gerade dieser Flügel in drei verschiedenen Perioden entstanden ist. Der westliche Teil bis zum Tore einschließlich hat die dicksten Außenmauern; die Mauern des nach Osten anschließenden Teiles sind weniger stark; die Mauern der Kapelle noch schwächer. Der Grundriß und auch der Baubefund unter dem Verputze zeigen noch deutlich die Narben der drei Glieder.

Dazu stimmen die noch vorhandenen Pläne. Den ältesten fanden wir in einer interessanten Plänesammlung des Baumeisters Johann Ullrich (geb. 1791) (jetzt im Besitze des Herrn Bildhauers Osk. Alex. Kiefer); auf ihm geht der Nordflügel des Schlosses nur bis zum Tore; unmittelbar schließen sich die Wirtschaftsgebäude an. Vermutlich ist der Mittelbau des Nordflügels nach dem Bauernkriege entstanden. Auf einem Türsturz in der Südostecke steht die Jahreszahl 1546; 10 Jahre später wurde an dem Schlosse immer noch gebaut.

Im Generallandesarchiv findet sich ein „Plan des Ettlinger Schlosses im 17. Jahrhundert", also nach den Stürmen des 30jährigen Krieges. Er zeigt das Schloß in seinem heutigen Umfange, auch nach Osten zu, also einschließlich der jetzigen Schloßkapelle, vollkommen geschlossen; ein schmaler Bau verbindet im Osten den Nord- und Südflügel. Dieser Plan bestätigt unsere alte Vermutung, daß die Schloßkapelle nur durch den Umbau eines vorhandenen Baues entstanden ist. Wesentlich geändert wurde wohl nur der südliche Teil der Kapelle; Treppenaufgang und Sakristei sind neu angefügt und äußerlich dem gegenüberliegenden „Römerturme" angeglichen worden.

Die letzten Weisungen zum Umbau gab wohl Asam, als er zur Vorbesprechung des ganzen Planes von Mannheim nach Ettlingen herüberkam.

Digitized by Google

Am 15. Juli 1732 erteilt Augusta Anweisung, daß dem Maurer und Steinhauer Hans Jörg Nitsch[1] für seine Tätigkeit am neuen Schopf bzw. Stall, die bis zum Dachgebälk gediehen waren, 238 fl. 5½ Kr. ausbezahlt werden sollen. Gleichzeitig weist sie aber demselben nur 38 fl. 50 Kr. an, „vor steinerne Thüren unten in der Kirchen und dessen Eingang nebst ein Fenstergestell". Diese Türen und Fenster mußten eingebrochen werden in einem Bau, der schon stand! Nitsch bezeichnet seine Arbeit näher dahin: „An Steinhauerarbeith ist gemacht worden im hochfürstl. Schloß: erstlich 4 Thüren, zwei neben der Durchfahrt und zwei in die ney Kirchen, jede Bank lang 6 Schuh und 9 Zoll" (2,07 m); item ein ney Fenstergestell eingebrochen in der neyen Kirch gegen den hinder Hoff, Bank lang, 6 Schuh, 2 Zoll; item in gemeltes Fenster die Löcher zum Gater (Gitter) eingehauen." Das sind die ersten, urkundlich nachweisbaren Maurerarbeiten an der neuen Kirche im Schloß. Sie waren geleistet worden in der Woche vom 5. bis 12. Juli 1732.

Dagegen ist der Vertrag mit dem Bildhauer Johann Christoph Mäkel in Rastatt über die Fertigung der Bildwerke für den Hochaltar der Schloßkirche schon vom 31. August 1731. Augusta drängte damals sehr, er solle in zehn Wochen fertig sein. Wenn sich dann die Herstellung der Kirche bis in den Sommer 1732 hin verzögerte, so war wohl die Erkrankung, bzw. der im April 1732 erfolgte Tod Rohrers mit schuld daran. Ein Baumeister wird nicht mehr genannt, die Handwerker halten sich vielmehr lediglich an die Verfügungen des Haushofmeisters Johannes Hoffer, der mit dem ehemaligen Hofkoch und nunmehrigen Ettlinger Bürgermeister Thiebaut auch ihre Rechnungen einer Überprüfung unterzieht. Die endgültige Zahlungsanweisung erteilte die Markgräfin allwöchentlich selbst.

Im Juli 1732 wurde dann aber an der Kirche mit Hochdruck gearbeitet. Neben dem Meister Nitsch sind auch in der 2. und 3. Juliwoche 10 Maurergesellen und 9 Handlanger damit beschäftigt, „im mittleren und im 3. Stock" Fenster auszubrechen. Es muß aber ein tolles Schaffen, Hämmern und Klopfen gewesen sein, das im Juli 1732 in dieser Schloßkapelle tobte. Wir finden gleichzeitig beschäftigt: Zimmerleute, welche die Gerüste erstellen, Schreiner, Schlosser und Glaser, welche an den Fenstern arbeiten, Maurer, welche Fenster einbrechen und sie mit Bögen versehen, die aber auch die Kuppel fertigmachen, Stukkateure, Gipser, Marmorierer, Lackierer und Maler, welche das Innere schmücken, aber auch Maurer, Bildhauer und Schreiner, welche an den Altären und Oratorien arbeiten, ja selbst die Orgel wird schon aufgestellt. Man kann sich nicht recht vorstellen, wie das alles ungestört nebeneinander hergehen konnte. Erklärlich ist das Hasten nur durch das Drängen der Fürstin, die das Werk vollendet sehen wollte. Hatte sie schon Todesahnungen? Sie war damals allerdings erst 57 Jahre alt, allein wenn sie im Juli des nächsten Jahres an Brustkrebs stirbt, ist es wohl möglich, daß sie die ersten Spuren des Leidens, das ihren Tod herbeiführen sollte, schon im Juli 1732 an sich wahrnahm. Ausdrücklich festgestellt ist ihre Erkrankung für den November 1732. Ein sehr verspätetes Antwortschreiben der Kaiserin Elisabeth vom 7. Mai 1733 bedauert, daß die Markgräfin so krank sei.

Es fällt auf, daß in einer Zeit, da Kosmas Damian Asam bereits mit seinem Werk begonnen hatte, die Kuppel der Kirche, die doch den größten Teil

[1] Sein 1702 erbautes, architektonisch bemerkenswertes Haus steht noch Hirschstraße Nr. 8. Sein Steinmetzzeichen findet sich noch an vielen Häusern; seine Frau hieß Anna Margarete Fries, und war aus Ettlingen; er stammte aus „Frisingen in ditione Sommerberg" (bei Arnsberg in Westfalen?).

Digitized by Google

seiner Schöpfungen aufnehmen sollte, noch nicht einmal angefangen war. Während nach den vorliegenden Rechnungen einzelne Handlanger schon vom 7. Juli an „bei dem Maler schaffen", beginnt Zimmermeister Wick erst am 14. Juli, „den Bogen einzuhawen" „an der Rundtung"; 4 Tage lang sind seine zwei Gesellen damit beschäftigt. In der gleichen Woche beschäftigt Meister Hans Jerg Nitsch zwei seiner Gesellen damit, „in der Kirchen an den Reifen anzunageln und zu verbutzen". Was sind das für „Reifen"? Eine Zusammenstellung der Rechnungen der 3. Juliwoche berichtet, daß der Ettlinger „Kiefermeister Hanns Georg Korn die Reif zur Kuppel in der Kirchen gehauen und gespalten" hat. Als im Jahre 1730 Colomba und Retti den großen Saal im neuen Südflügel des Schlosses auszuschmücken hatten, forderten sie „Holtz von Haselnußsträuch" an. Dieses biegsame, leicht spaltbare Holz fand auch für die Kuppel in der Kapelle Verwendung. Es war allerdings eine neue Aufgabe, vor welche sich der Ettlinger Faßbindermeister gestellt sah, aber er löste sie. Offenbar hat Asam seine Malereien danach sofort auf den frischen Putz gesetzt. Er quittiert ja schon in derselben Woche für 500 Gulden, die er abschlägig empfangen hat.

Zum inneren Ausbau gehörten dann wesentlich die Oratorien, sie waren für den fürstlichen Hof und die Hofbeamten bestimmt. Es handelt sich hier um feinere Schreinereiarbeiten; sie waren dem Hofschreiner Martin Eigler übertragen. Er hatte an den Oratorien und „bey dem Orgelmacher" vom 6. bis 27. Juli ununterbrochen 8 Gesellen in der Kapelle in Arbeit stehen. Es ist derselbe Meister, der auch in der Abteikirche zu Schwarzwach, in der Hofpfarrkirche in Rastatt und in Waghäusel nachzuweisen ist, und der für die Martinskirche die Kanzel und die Bänke gemacht hat[1].

Die besseren Schlosserarbeiten hatte der Rastatter Hofschlosser Antonius Rochlitzer[2] übernommen, er beschäftigte hier in diesen 3 Wochen ständig 5 Gesellen. Die Schlosserarbeiten, welche an den Altären, Fenstern usw. künstlerische Anforderungen stellten, besorgte Rochlitzer, während der Ettlinger Nationalheld Michael Weber, der 17 Jahre vorher den berühmten Ring um den Martinskirchturm gelegt hatte, mehr die gewöhnlichen Schlosserarbeiten, wie Beschlagen der Nebentüren, Anbringen von Schlössern u. dgl., besorgte. Von Rochlitzer stammt wohl sicher das prächtige Beschläg der Haupteingangstür und die Vergitterung des Oberlichtes über derselben, die sich jetzt im Landesmuseum in Karlsruhe befinden.

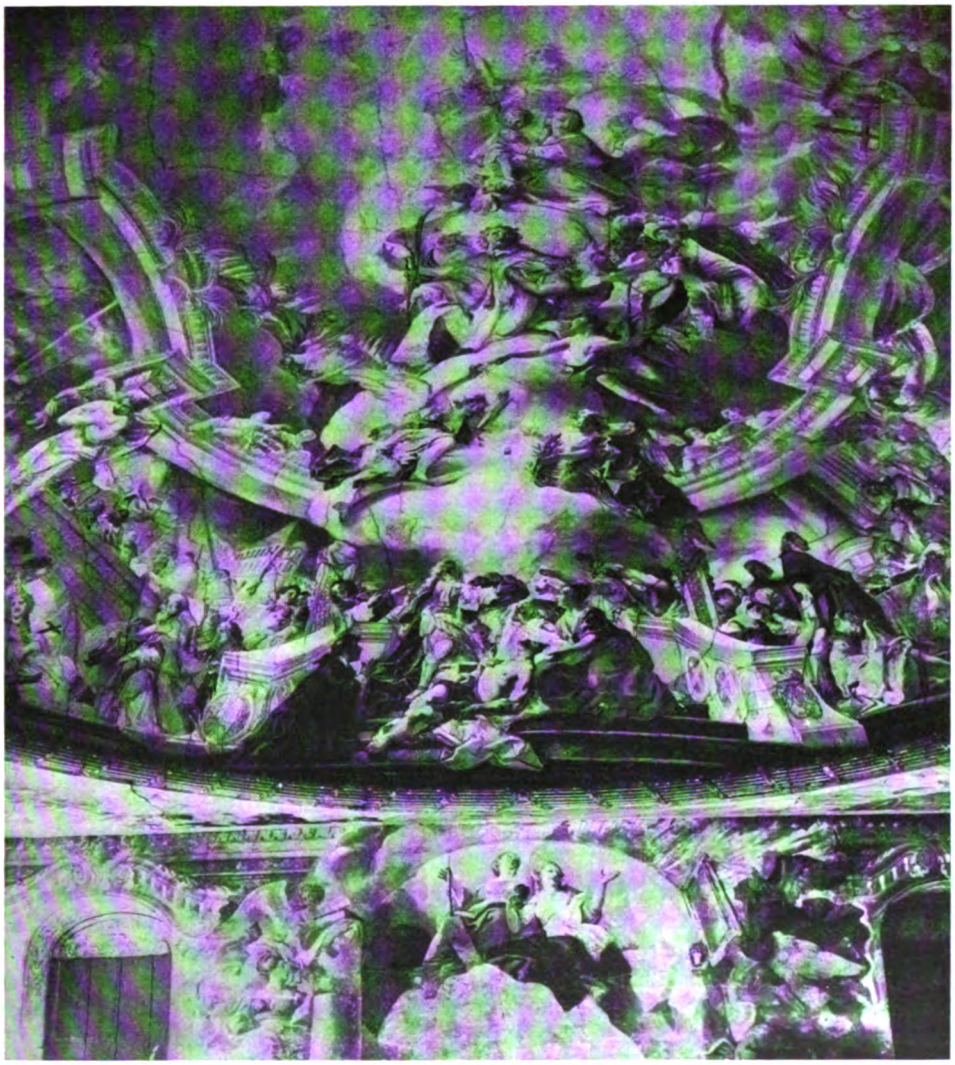
Wie in allen Kirchen jener Zeit spielten auch in der Ettlinger Schloßkapelle die Stuckarbeiten eine große Rolle. Am 3. Juli 1732 empfängt Raymund Marchi „auf Abschlag wegen der Stucator-Arbeith" 80 Gulden. Seine Arbeiten lassen sich heute kaum mehr beurteilen, weil das alles seitdem zerstört wurde. Nur können wir aus der verbrauchten Gipsmenge einen Schluß ziehen. Der Gipsstoßer Matheis Winder aus Rastatt hatte in den drei genannten Juliwochen 196 „Simri" schwarzen Gips zu stoßen. Marmorierer oder Marmollierer waren vor allem Antoni Zobel, Johannes und Matthäus Brückner[3]; ihnen helfen beim Schleifen des Stuckmarmors ununterbrochen Michel Hofner, Hans Adam Fritz und Hans Martin Creutzbüchlein.

[1] Er stammte aus Bregenz; im Mai 1733 hatte er sich mit der Ettlingerin Katharina Walter verheiratet; bis 1747 ist er als in Ettlingen wohnhaft nachzuweisen; gestorben ist er 1769 in Rastatt.

[2] Er stammte aus Schlackenwerth; seine Frau ist in Ettlingen am 20. Januar 1733 gestorben.

[3] Matthäus Brückner, der „marmorius aulicus", der wie Rochlitzer, Eigler usw. auch schon in der Hofkirche in Rastatt beschäftigt war, starb in Ettlingen am 14. Februar 1733.

Digitized by Google



Aus dem Deckengemälde Asams in der Ettlinger Schloßkapelle

Zu unterst zeigen sich rechts und links Zugänge zu den jetzt fehlenden Oratorien; zwischen beiden die Nische des Hochaltars, geziert durch die von Asam oft dargestellten Allegorien der „7 Gaben des Heiligen Geistes". Darüber wölbt sich der Südteil der Kuppel; eine Scheinarchitektur scheidet die auf Erden spielenden, in satteren Farben gehaltenen Szenen aus dem Leben des hl. Johannes Nepomuk von der Glorifikation im Himmel. In der Kuppe, selber zu oberst die in immer lichteren Farben sich auflösende Aufnahme des Heiligen unter die Schar der Märtyrer. In der Mitte darunter ist die Verehrung des Heiligen durch das markgräfliche Haus. Deshalb hier auch links am Treppenansatze das Wappen der Stifterin. In der Mitte steht „der Genius des markgräflichen Hauses"; er trägt auf einer goldenen Platte die Herzen der Anwesenden, aus denen Flammen der Liebe und Verehrung emporschlagen. Auf der untersten Stufe links im geistlichen Gewande mit der Tonsur: Markgraf August, der sich dem geistlichen Stande widmen wollte. Darüber im Hintergrunde sein Bruder Ludwig; vor ihm wohl Asam selbst, der sich immer gerne jugendlich darstellt (vgl. Weltenburg). Rechts im Vordergrunde Ludwigs Gemahlin Anna Maria von Schwarzenberg, hinter ihr, im Ordensgewande, in dem sie sich auch begraben ließ, in tiefe Verehrung versunken, die Stifterin Augusta selbst. Daneben Arme. Die Verbindung zwischen den Szenen auf Erden und im Himmel bildet die Zunge des Heiligen, die ja bei seiner Exhumierung zu Anfang des 18. Jahrhunderts noch unversehrt gefunden wurde. Von den Engeln daneben trägt einer das Racheschwert, der andere einen Lorbeerzweig.

Digitized by Google

Die Tätigkeit dieser Kunsthandwerker erstreckte sich aber nicht nur auf den Bau, sondern auch auf die Altäre. Man muß sich von dem Gedanken frei machen, als ob die Altäre der Barockzeit von „einer Anstalt für kirchliche Kunst" fix und fertig geliefert worden wären. Nein, da herrschte eine sehr weitgehende Teilung, aber auch ein sinnvolles Zusammenarbeiten der verschiedenartigsten Handwerker und Künstler.

Den Altären wandte Augusta zuerst ihre volle Aufmerksamkeit zu. Von Rastatt her war ihr als vorzüglicher Holzbildhauer Johann Christoph Mäkel wohlbekannt, hatte er doch für den Hochaltar der dortigen Schloßkirche den herrlichen Crucifixus gebildet. Ihn berief sie jetzt nach Ettlingen; das Ergebnis der Besprechung ist folgendes Angebot:

„Zwey Figuren Lebensgröße	à 30 fl.	=	60 fl.
Zwey Tachungsengel	à 22½ „	=	45 „
Zwey Kindle	à 7½ „	=	15 „
Die Glory mit Gewölk, Engelsköpfen und Strahlen und Hl. Geist		=	30 „
	Summa:		150 fl.

Unterschriebener verspreche hiermit, daß obige Arbeit umb bemelten Preis, so es möglich, in zehn Wochen oder auch, wenn es sein kann, noch ehender zu verfertigen.

Ettlingen, den 31.ten August 1731 Johann Christoph Mäkel.

Die Markgräfin fügt dazu an: „Placet und müssen die 10 Wochen zur völligen Verferdigung der längste Termin seyn.

Ettlingen, den 31. August 1731 Augusta M. z. Baden."

Meister Mäkel scheint den Termin ziemlich eingehalten zu haben. Am 7. Dezember 1731 legte er von Rastatt aus auch den Voranschlag der Bildwerke für die beiden Seitenaltäre und die Orgel vor; er fordert:

„vor 4 Evangelisten	à 50 fl.	200 fl.
4 Tachungsengel	„ 25 „	100 „
4 kleine Engel	„ 9 „	36 „
2 dergleichen zu der Orgel		18 „

Die Preise sind durchweg höher, als Mäkel beim Hochaltar verlangt hatte; man kann aber nicht sagen, daß sie sehr hoch seien, gegenüber den hohen Summen, welche man damals allgemein den Künstlern des Pinsels zu bezahlen pflegte — auch Asam zeigt es in unserem Falle —, waren die Honorare der Bildhauer sehr bescheiden. Mäkel begründet die höhere Forderung damit, daß die Evangelisten mit den zugehörigen Figuren — gemeint sind deren Embleme! — mehr Arbeit, sonderlich auch ein sitzend Bild — wohl die „Tachungsengel" — mehr Mühe erfordere! Er käme sonst in größten Schaden, was hoffentlich die Markgräfin nicht verlange.

Es war also 1731 auch die Orgel schon in Arbeit. (Vielleicht stammt sie von dem Orgelmacher Preiß von Baden-Baden, der ja einige Jahre vorher auch jene für Rastatt geliefert hatte.) Während des Winters und Frühlings wurden alle diese Arbeiten der inneren Ausstattung weiter gefördert, unter dem 27. Mai 1732 legte der Durlacher Steinhauer Johann Martin Zöller die Rechnung vor über die von ihm gefertigten 3 Altarsteine. Seiner Forderung legt er den „Bruchsaler Accord" zugrunde. Kardinal Damian Hugo hatte Zöller nämlich schon für seine Bruchsaler Hofkirche beigezogen, wie Zöller auch 4 Jahre später die Steinbildwerke der Ettlinger Pfarrkirche (St. Martin an der Fassade, den Kanzelengel usw.) fertigte und dafür auch von Mäkel als der tüchtigste empfohlen wurde.

Der Aufbau der Altäre, ihr aus Holz geschnitztes Rankenwerk und das Mittelstück, ein gleichfalls aus Holz geschnitztes Relief von ihm, stammt von dem Bildhauer

Digitized by Google

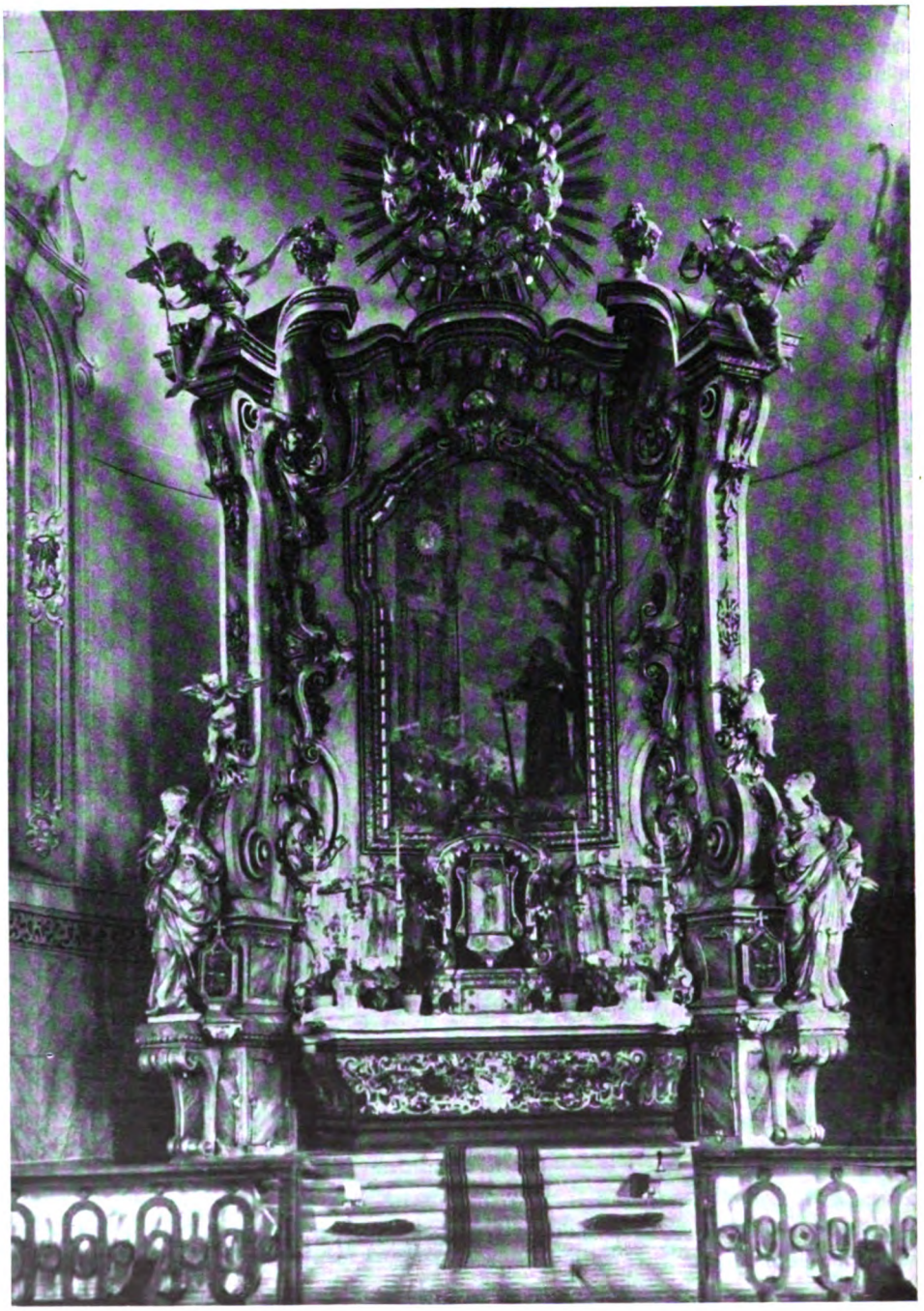
Johann Bargör[1]. Es arbeiteten von ihm an den Altären vom 7. Juli an ununterbrochen 5 Gesellen, er selbst hilft nur in der ersten Woche ganz mit, in der zweiten nur noch einen Tag, in der dritten gar nicht mehr. Es dürfte sich also in der Hauptsache um die Aufstellung der Altäre gehandelt haben, die im großen und ganzen zuvor in der Werkstatt schon angefertigt waren.

Die Aufstellung der Altäre begann damit, daß der Maurer Hans Jörg Nitsch, „in der Kirchen, allwo der Altar stehet", zuerst Löcher ausbricht, also wohl das Fundament aushebt, den Altarfuß anfertigt und schließlich auch die Altarsteine Zöllers verlegt. Der Hofschreiner Eigler läßt durch 2 bis 4 Gesellen in den drei genannten Juliwochen die Altartritte fertigen und befestigen, dann erstellt der Zimmermeister Jakob Wickh die nötigen Gerüste für die Aufstellung des Oberbaus der Altäre, welchen die Gesellen des Bildhauers Johann Bargör aufrichten. Die nötigen Bandeisen, ja auch alle Holzschrauben, liefert dazu der Hofschlosser Antonius Rochlitzer. Die Marmollierer geben schließlich an Ort und Stelle dem Ganzen die zum Kircheninnern abgestimmte Färbung. So haben also zum Gelingen des Werkes 8 verschiedene Meister ihren Beitrag geleistet. Um so mehr ist anzuerkennen, daß das Werk so wohl gelungen ist.

Wir haben bis jetzt nur gelegentlich das erwähnt, was diese Kapelle zum großartigsten Kunstwerk gemacht hat, das Ettlingen je besessen hat: das Werk Kosmas Damian Asams. Geboren ist dieser in Benediktbeuern, wo sein Vater damals die Klosterkirche ausmalte. Sein Bruder Egid Quirin war 6 Jahre jünger, er war mehr Stukkateur und Baumeister, Kosmas Damian mehr Maler, obgleich beide für alles befähigt waren und sich gelegentlich auch betätigten. Kosmas war durch seine Werke in München, Innsbruck, Aldersbach, Weingarten, Einsiedeln bereits weit berühmt geworden, als Damian Hugo Graf Schönborn ihn im Jahre 1729 nach Bruchsal berief, um seine neue Hofkirche auszumalen. Von da kam Asam ins Schloß nach Mannheim und von dort im Juli 1732 mit seiner Familie nach Ettlingen. Hier bekam er am 24. August 1732 noch den Titel eines kurpfälzischen Hofkammerrats verliehen. In Ettlingen war Asam schon vorher gewesen zur Vorbesprechung des Werkes, das man von ihm verlangte. Damals wird er wohl die Anweisung gegeben haben, welche Fenster er eingebrochen wünschte. Es ist ohne alle Frage, daß auch der Speyerer Kardinal, Graf Schönborn, eine wichtige Rolle spielte; war er doch auch schon bei der Vorbesprechung der Bilder, welche Colomba im Rittersaale hier 1729 bis 1730 gefertigt hatte, zugezogen gewesen, wie denn die Markgräfin an ihm einen stets gehörten Ratgeber hatte. Schönborn war auch nach dem Zeugnisse des Schweizer Malers und Schriftstellers Füßli, hier in Ettlingen anwesend, während Asam sein Werk schuf; er benutzte die Zeit, um sich hier von Füßli porträtieren zu lassen. Der Vertrag zwischen Asam und Augusta ist vom 10. Juli 1732. Asam verpflichtet sich darin, in der Kuppelrundung zunächst 8 Szenen darzustellen, wovon 7 das Leben und Sterben des heiligen Johannes Nepomuk behandeln sollten, das 8. dessen Verehrung auf Erden und das 9. seine Glorifikation im Himmel. Dazu kamen 4 Bilder an der Decke in den 4 Ecken, gleichfalls aus dem Leben des Heiligen, und 8 weitere Bilder mit Szenen aus dem Leben desselben an den Wänden; sodann neben und über dem Hochaltar: die 7 Gaben des hl. Geistes; an den Seitenwänden: Glaube

[1] Über ihn ist sonst nichts bekannt; vermutlich stammt er wie Eigler aus Vorarlberg, wo beide Namen auch heute noch nicht selten sind; seine Frau hieß Maria Anna Beck; im Ettlinger Taufbuch ist die Familie 1731—34 nachweisbar.

Digitized by Google



Der Hochaltar in der Ettlinger Schloßkapelle

Digitized by Google

und Hoffnung, und über der Orgel: musizierende Engel. Alles in allem 30 Bilder ohne die Stukkatur und anderen Verzierungen und vielfachen Vergoldungen. Gold und Farben hatte er selbst zu stellen, alles andere ging zu Lasten der Bauherrin. Er bekam dafür 4000 Gulden, das ist mehr, als der ganze Südflügel des Schlosses im Jahre 1729 gekostet hatte!

Asam begann sogleich in der zweiten Juliwoche 1732 mit seinem Werke. Zuvor aber mußte der Ettlinger Schreinermeister Konrad Höpfner das nötige Handwerkszeug liefern. Danach konnte Asam beginnen. Er führte das Werk aus mit der ihm eigenen, verblüffenden Fixigkeit; nach 2½ Monaten, am 28. September, quittierte er über den Rest der vertraglich festgesetzten Summe. Professor Sauer spricht von einer „geradezu stupenden Leistung für uns Heutige, auch wenn man noch so weitgehende Beihilfe annehmen wollte. Schon der Entwurf der Kompositionen geht fast über das Menschenmögliche hinaus". Die Entwürfe sind übrigens noch in München erhalten. Wer alle Werke Asams kennt, wird uns beistimmen, daß sein Ettlinger Werk nach Komposition und Kolorit mit zu seinen Höchstleistungen zählt.

Von Ettlingen zog Asam nach Regensburg und begann dort alsbald mit der Ausmalung der großen St. Emmeramskirche. Im Herbste 1732 war also unsere Nepomukskapelle oder „fürstliche Hofkirche" ziemlich fertig; es fällt deshalb wieder auf, daß Hans Martin Götz erst im März des nächsten Jahres sich verpflichtet, die steinernen Türrahmen mit dem Wappenaufbau und den Staffeln im April 1733 zu liefern. Als auch das geschehen war, konnte man an die feierliche Konsekration derselben denken. Daß sie schon vorher benediziert worden ist, ergibt sich aus der Tatsache, daß der Kardinal im Mai 1733 schon eigene Gebete vorschrieb, welche für die erkrankte Fürstin in der neuen Hofkirche gehalten werden sollten.

Schon dem unabwendbaren Tode nahe, erinnerte sich die edle Frau, daß sie zwei Jahre zuvor sich verpflichtet hatte, noch vor der feierlichen Konsekration der neuen Kirche durch eine eigene Stiftung für die Unterhaltung des Gottesdienstes in derselben zu sorgen; sie bestimmte dafür 6000 fl., welche sie in einem eisernen Kästchen bereitgelegt hatte. Die Ausführung und Bestätigung der Stiftung übertrug sie ihrem alten, kongenialen Freunde und Berater Kardinal Schönborn. Das Schicksal der Stiftung habe ich im hiesigen katholischen Gemeindeblatt (1927) geschildert. Am 20. Mai 1733 faßte dieser die Tätigkeit der Fürstin bezüglich unseres Schlosses mit folgenden Worten zusammen:

„Nachdem die verwittibte Frau Markgräfin Franziska Sybilla Augusta von Baden-Baden, gebohren aus dem Herzoglichem Haus Sachsen-Lauenburg, nicht allein das fürstliche Baden-Baden'sche, durch den Franzosenkrieg in den 1680er Jahren bis auf den Boden (unrichtig!) ruinierte und abgebrannte fürstliche Schloß in Ettlingen nicht allein völlig new aufgebauet, sondern auch mitt viellen newen anhangenden Garthen und sonsten vermehret und einen Teil den Platz dahrfür gekaufet hatt, So hat sie auch auf Ahntrieb ihres landt-

---

Zu Seite 228

Die ersten Hofkapläne der Markgräfin waren Ettlinger Jesuiten; sie waren wohl auch die Ratgeber bei den Altären der Schloßkirche; deshalb waren wenigstens zwei von den letzteren den Jesuitenheiligen Ignatius und Franz Xaver geweiht. Der Hochaltar zeigt im Mittelstück in Halbrelief den hl. Ignatius, wie er vor der Kirche von Montserrat steht, in der er seine Waffenrüstung mit dem geistlichen Kleide vertauscht hat. Über der Kirche zeigt sich in Gold das Bild der Gottesmutter mit dem Kinde. Die Stadt im Hintergrunde dürfte das benachbarte Manresa sein, wo er sich ein Jahr lang aufhielt, und während dieser Zeit sein berühmtes Exerzitienbüchlein schrieb. Demgemäß erzählt die ganze Umrahmung des Hochaltars mit seinen Bildwerken uns den kurzen Inhalt dieses Exerzitienbüchleins, und zwar links die „via purgativa" und rechts die „via unitiva". Die Frauengestalt auf beiden Seiten ist die Menschenseele, und zwar links die Seele in der Sünde; aber sie hat bereits durch Gottes Gnade den goldenen Schlüssel zur Umkehr gefunden; sie hört auf den Ruf der Gnade, der kleine Engel über ihr mahnt zum Gebete und der „Dachungsengel" weist hin auf den Heiligen Geist, die Quelle aller Gnaden, der in der „Glory" über der Mitte des Altars schwebt. Rechts ist die Seele dargestellt, die sich ganz in Liebe Gott hingibt und ihm das Herz schenkt; der kleine Engel darüber jubelt deshalb auf in Freude und der „Dachungsengel" reicht dieser Seele vom Heiligen Geiste den Lorbeerkranz und die Palme des Sieges. Der Altar ist also ein sehr interessantes Beispiel für jene Allegorie-Liebhaberei, die einem in der Barockzeit überall begegnet.

Digitized by Google

und weltbekannten Eyfers für die Ehre Gottes eine besonders sehr kostbare und überaus schöne und dergleichen in Deutschland wenig zu finden seinde Hofkirche in diesem Ettlingen'schen Schloß gebauet und demselben ahngehenket."

Inzwischen ging der Kräftezerfall bei der Fürstin weiter; am 8. Juli faßte der Gemeinderat Ettlingen in einem Schreiben an den Kardinal den Entschluß, aus Dankbarkeit für die große Wohltäterin der Stadt, welche soeben noch über 8000 fl. für den Neubau der Martinskirche gespendet hatte, eine ewige Stiftung eines feierlichen Seelenamts für die edle Fürstin zu machen.

Der Beichtvater der Fürstin aber richtete an sie die Frage, ob es ihr nicht schwer falle, das Zeitliche, die so schön neu erbaute Kirche und die Residenz wie auch alles übrige Kostbare zu verlassen; sie antwortete mit lächelndem Munde: „Ich versichere Ihnen, daß ich von Jugend auf mein Herz niemalen an Gold, Edelsteine und Reichtum gehängt, sondern allzeit als nichts erachtet habe. Was die neu erbaute Kirche betrifft, so hat sie ihren hl. Patron, zu dessen Ehre ich dieselbe gewidmet." Wer so sprechen kann, ist reif für eine bessere Welt. Am 10. Juli 1733 ist sie in Gegenwart des Kardinals und ihrer Söhne in dieselbe eingegangen. Im Testament hat sie noch einen schönen Ornat bestimmt, der in die Kirche des hl. Nepomuk nach Prag abgegeben werden sollte.

Die Hoftrauer für die verstorbene Fürstin verzögerte die Einweihung der Kapelle noch bis zum Sonntag, den 6. September 1733. Der Kardinal kam dazu selber mit großem Gefolge von Bruchsal herüber. Ettlingen hatte einen großen Tag, wie es noch wenig geschaut hatte.

Kardinal Schönborn war an sich tief fromm und gewissenhaft. Auf der andern Seite war er wie sein Onkel, Kurfürst von Mainz, sein Bruder, Kurfürst von Trier, wie ein anderer Bruder, Fürstbischof von Würzburg, ein Fürst seiner Zeit, Renaissance-Fürst mit der Neigung zu Prunk und Herrlichkeit in Bauten und im Auftreten. Der Kardinal war durchaus das männliche Gegenbild der Markgräfin; es war kein Zufall, daß sie sich so gut verstanden und auch angeregt haben, seitdem Schönborn im Jahre 1720 seine Residenz nach Bruchsal verlegt und dort das großartige Schloß in Bau hatte.

Die nun folgende Geschichte sei nur kurz skizziert. Im September 1735 übernehmen zwei Franziskaner vom Rastatter Kloster den Gottesdienst an der Kapelle; 1744 wird ihnen das Klösterle in der Klostergasse als Behausung überwiesen. Im Jahre 1768 muß festgestellt werden, daß durch die Undichtigkeit des Daches Regenwasser über der Kuppel eingedrungen und dadurch ein Stück der Decke heruntergefallen ist; bekanntlich ist auf diese Weise fast die ganze Kuppel des sog. Rittersaales des Schlosses zerstört worden! Der Karlsruher Hofmaler Jakob Melling, ein Lothringer, der z. B. die Hochaltarbilder in der Stadtkirche in Rastatt gefertigt hat, wird beauftragt, den Schaden auszubessern; wenn dafür 800 fl. nötig werden, so können wir daraus mit Recht schließen, daß der Schaden nicht gering gewesen ist.

1771 stirbt die katholische Linie der Zähringer aus; der Herzenskontakt zwischen Fürstenhaus und Nepomukskapelle hört damit auf. 1806 schafft man die Patres ab, die Geld kosten; 1809 ist ein Unglücksjahr für die Ettlinger kirchliche Kunst: die Jesuitenkirche und die Nepomukskapelle im Schlosse wurden geschlossen und profaniert, das Inventar wurde, soweit es nicht an die Martinskirche um gutes Geld kam, in alle Winde verschleudert.

Wenn man in Kuppenheim in die neue Kirche eintritt, so fällt einem am Eingang rechts ein Gedenkstein auf, der folgende Inschrift trägt: „S. K. H. dem Großherzog Karl Friedrich, unserem Vater, danken wir für Anwohnung bei der Grundsteinlegung dieser Kirche und für Überlassung der Altäre, Kanzel, Beichtstühle und Or-

Digitized by Google

Oberlichtgitter über der Eingangstüre der Ettlinger Schloßkirche (Landesmuseum)

nate." Alles, wofür hier Pfarrer Franz Joseph Herr seinem leiblichen Vater dankt, stammt aus unserer Schloßkapelle.

Man kann es den Ettlingern nachfühlen, daß sie sich über den Verlust erregten. Die Kuppenheimer konnten ihre Beute nur dadurch gewinnen, daß man ihnen Dragoner zur Verfügung stellte, die den Raub schützen und decken mußten. — Von Kuppenheim kamen der Hochaltar nach Ettlingenweier, die Seitenaltäre und die Kanzel nach Neckarau, die Beichtstühle wurden verbrannt.

Immerhin mußte in der Schloßkapelle das bleiben, was ihr Wertvollstes war: das Werk Asams. Daß es aber fortan sehr gefährdet war, kann man sich denken. Das Korpsbekleidungsamt, welches 1815 im Schlosse eingerichtet wurde, benutzte den heiligen Raum als Magazin. 1845 gelang es aber der evangelischen Gemeinde, die ehemalige Kapelle für ihren Gottesdienst benutzen zu dürfen. Als aber 1882 die evangelische Gemeinde ihre neue Kirche bezog, erfolgte die letzte Beraubung unserer Kapelle, sie sollte jetzt als Exerzierraum benutzt werden; deshalb zog man drei Böden ein und entfernte alles, was dem entgegenstand, z. B. auch die Oratorien und Orgelempore. Vieles davon kam ins Landesmuseum nach Karlsruhe.

Diese Mißhandlung des Werkes Asams hat es verschuldet, daß in allen Abhandlungen über ihn sich schwere Unrichtigkeiten einschlichen, sobald die Schriftsteller auf das Ettlinger Werk Asams zu sprechen kommen. Dazu kommt, daß der Vertrag mit Asam sich im Landesarchiv nicht bei den Ettlinger Bauakten befindet, sondern bei den Personalakten von Baden-Baden. Erst Prof. Dr. J. Sauer hat im Jahrgange 1921 der Zeitschrift für Geschichte des Oberrheins den Vertrag erstmals veröffentlicht und das Werk Asams unzweifelhaft als solches festgestellt und es richtig der Kunstgeschichte einverleibt. Darin schreibt er u. a. gegen Schluß seiner Abhandlung: „Es wird eine der dringlichsten Aufgaben heimischer Denkmalspflege sein müssen, diese gewaltige Schöpfung des genialen Barockkünstlers, mit der zugleich auch das Andenken einer der tatkräftigsten und segensreichsten Frauen aus dem badischen Fürstenhause unzertrennlich verknüpft ist, wieder einigermaßen in einen würdigen Zustand zurückzurufen und ihre fernere Erhaltung zu sichern."

Wer immer da mitzureden hat, möge sich bewußt bleiben, daß heute die weiteste Öffentlichkeit um das herrliche Kunstwerk weiß und seine richtige Herstellung mitbeurteilen wird. Kleinliche Rücksichten und Vorurteile müssen da schweigen, und die Herstellung muß erfolgen in jenem großzügigen, edlen Geiste, in dem es geschaffen wurde. Möge die Herstellung bis zum 200jährigen Jubiläum der Kapelle gelingen!

Digitized by Google

Die 1791 erbaute, alte Buhl'sche Papiermühle

Ettlinger Wasserzeichen

Ein Beitrag zur Geschichte der Papiermacherei

Von Karl Springer, Ettlingen

Die Papiermacherei ist in Ettlingen schon seit mehreren Jahrhunderten heimisch und mit der Stadt und ihrer industriellen Entwicklung eng verknüpft. Über das Vorhandensein einer Papiermühle erfahren wir erstmals aus einer Urkunde von 1482, nach welcher Markgraf Christof dieselbe an den Papiermacher Wilhelm von Paris auf 10 Jahre verliehen hatte. Dem Lehensmann waren die bei der Belehnung üblichen Verpflichtungen und Beschränkungen auferlegt: „Er sol die müly im eren halten unzergenklich und von laden, thüren, öfen, fenstern und anderm im buwe nicht verwüsten oder abgengig werden lassen, sonder das alles getruwlich handhaben uf sinen kosten on unser schaden. Deßglich soll er auch die stempf und das laufend geschirre, die abläße, das were und die wasserbüwe in buwe und eren halten in sinen kosten. Der genant Wilhelm sol auch die egemelten müly mit irer zugehörde noch die besserung daran nit verkaufen, versetzen noch in keinen wegk die genandt andern zuwenden, es geschee denn mit unserm oder unsern erben wissen und herlaubung." Für die ersten 3 Jahre hatte der Papiermacher 10 rheinische Gulden und für die übrigen 7 Jahre 20 rheinische Gulden Zins zu zahlen. Gewisse Vorteile und Privilegien anderseits sollten dem Pächter den Betrieb seines Handwerks erleichtern: „Und ob er zu zyten buwholdzes notturftig wurde, das sollen

Digitized by Google

wir ime geben lassen zu zimlicher notturft uß unsern weldern ungeverlich." Von der Beet war er ebenso befreit wie von der Pflicht des Torhütens oder anderer Frondienste. Für die zum Betriebe seines Geschäftes nötigen Lumpen brauchte er weder Zoll noch Weggeld zu bezahlen.

Diese erste Ettlinger Papiermühle lag oberhalb der Stadt, auf der von Alb und Mühlkanal gebildeten Insel bei der obern Buhlschen Papierfabrik am Fuße des Wattbergs. Sie heißt in späteren Urkunden „die Mühle im Watt", und von ihr hat wieder der neben der Mühle gelegene südliche Abhang des Wattbergs den Namen Papiererbuckel erhalten und bis heute bewahrt[1].

Als Nachfolger des Wilhelm von Paris wird im Jahre 1495 Klaus Galliciani, Papiermacher aus Basel, genannt, der die Mühle ebenfalls auf 10 Jahre unter den gleichen Bedingungen pachtete. Nur wurde ihm noch die weitere Verpflichtung auferlegt, für seine bürgerlichen Klagsachen an den markgräflichen Gerichten Recht zu suchen und zu nehmen. Galliciani stammte aus Piemont und gehörte einer weit verzweigten Papiermacherfamilie an. Wir finden Glieder derselben nicht nur in Basel, sondern auch in den alten Papiermacherstädten Ravensburg und Reutlingen. Klaus Galliciani hielt seine Bestandszeit nicht aus, sondern trat 1500 die Papiermühle an den Papierer Gallus Beck von Tettnang im württembergischen Algäu ab.

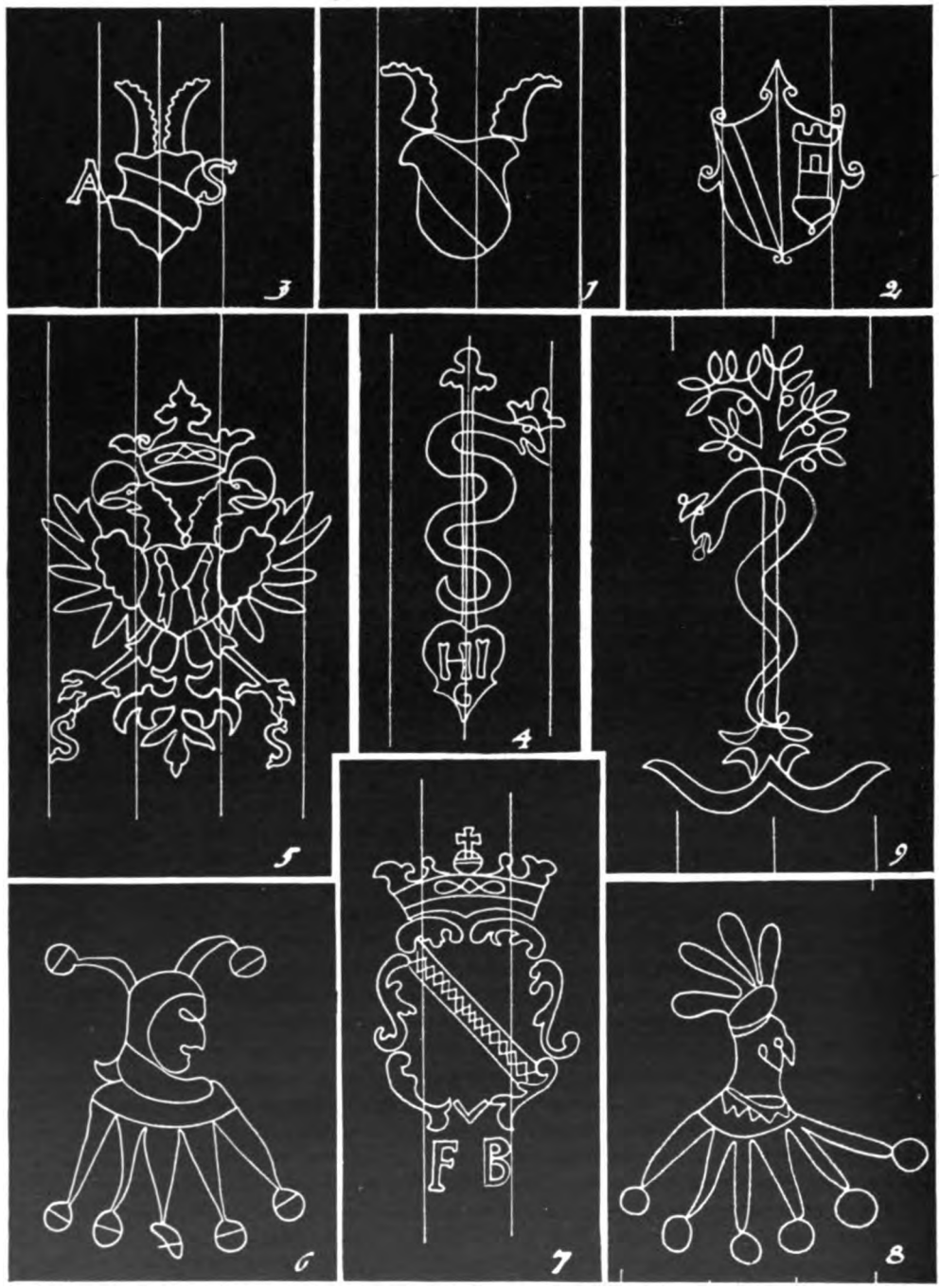
Es sind, wie wir sehen, aus weiter Ferne zugewanderte Meister, die ihr Gewerbe hier ausübten, und die aus Gegenden kamen, wo die Papiermacherei schon länger heimisch war, wie denn überhaupt in diesem Gewerbe zu allen Zeiten ein lebhafter Austausch der Arbeitskräfte stattfand. So zogen auch Ettlinger Papiermacher nach Basel. Das dortige Urbarbuch von 1486 nennt einen Papierer Johann von Ettlingen, und im Jahre 1550 verließ der Papiermacher Johann Düring unsere Stadt, um sich in Basel niederzulassen. Er wurde dort der Stammvater eines Papiermachergeschlechtes, dessen Erzeugnisse sehr begehrt waren.

Obwohl für die ersten Jahrzehnte des 16. Jahrhunderts urkundliche Nachrichten über die Ettlinger Papiermühle fehlen, müssen wir doch annehmen, daß sie weiterbestand, denn im Jahre 1530 ließ sich der von Durlach herübergekommene Drucker Valentin Kobian in Ettlingen nieder, um hier seine Offizin zu eröffnen. Von den daraus hervorgegangenen Werken sind uns mehrere überliefert. So wie aber die Papierfabrikation ohne die Buchdruckerkunst niemals den großen Aufschwung genommen hätte, ist auch deren Blühen ohne das Papier nicht denkbar, und bei dieser Wechselwirkung, bei der ein Gewerbe das andere befruchtete, kann es wohl geschehen sein, daß Kobian, angelockt durch das Vorhandensein einer Papiermühle in Ettlingen, seine Werkstatt dahin verlegte.

Erst in der Renovation von 1579 hören wir wieder etwas von der Ettlinger Papiermühle. Sie war damals von der Herrschaft um 20 Gulden an den Papiermacher Georg Rupp verpachtet und wird wie folgt beschrieben: „Die Papiermühlin vor der Stadt zu beedseiten zwischen der Alb gelegen, stoßt oben an die Spitalwiesen, unten an die Alb." 1597 wird als Pächter der Mühle Theophil Jud genannt. Bei Beginn des 17. Jahrhunderts treffen wir dann Vertreter der auch in Württemberg verbreiteten Papiererfamilie Staiger, so 1606 einen Meister, der seinem Wasserzeichen die Initialien H S beisetzt, die vermutlich Hans Staiger zu lesen sind, und 1620 den Meister Abraham Staiger. Es folgen dann von 1650 an Hans Jakob Glatz,

[1] In verschiedenen älteren geschichtlichen Darstellungen der Ettlinger Papiermühlen wird der Platz der alten Mühle bei der untern Buhlschen Fabrik angegeben. Diese Angabe ist irrig.

Digitized by Google



Wasserzeichen der Ettlinger Papiermacher. $^1/_2$ der nat. Größe

1. Unbekannter Meister, 1579. 2. Hans Staiger, 1606. 3. Abraham Staiger, 1621. 4. Hans Jakob Glatz, 1656. 5. Simon Schmidt, 1693. 6. Andreas Ahl, 1704. Franz Bullinger, 1717 Franz Bullinger, 1730. 9. Franz Buhl, 1820

Digitized by Google

von etwa 1680 an dessen Schwiegersohn Simon Schmidt. Von 1697 bis 1708 war Andreas Ahl Papiermüller und von 1710 bis 1715 der aus Hessen-Darmstadt stammende David Bayer. Dessen Nachfolger war Franz Bullinger, wohl ein Nachkomme des damals auf der fürstlich Ellwangenschen Papiermühle in Unterkochen sitzenden Hans Caspar Bullinger. Franz Bullinger trat 1749 die Papiermühle seinem Sohn Gottfried Bullinger ab, der sie zuerst allein und später mit seinen Schwiegersöhnen Ignaz Gebhard Reichardt und Magnus Kögel zusammen betrieb.

Verursacht durch die im Jahre 1776 erfolgte Gründung einer zweiten Papiermühle und gefördert durch unerquickliche Familienzwistigkeiten zwischen Schwiegervater und Schwiegersöhnen geriet der Betrieb der Papiermühle unter Gottfried Bullinger immer mehr in Verfall, ja er scheint sogar zuweilen ganz geruht zu haben, findet man doch in den Archiven in den Akten der 1780er Jahre auffallend wenig Bullingersches Papier.

Am 22. März 1791 brannte die Bullingersche Papiermühle ab. Sie scheint zuletzt kein herrschaftliches Lehen mehr, sondern schon freies Eigentum des Inhabers gewesen zu sein. Da Bullinger die Mittel zum Wiederaufbau fehlten, ließ er das ganze Mühlenanwesen einer öffentlichen Versteigerung aussetzen. Hierbei erwarb es der damalige Oberbürgermeister von Ettlingen, Kaufmann Franz Albert Buhl. Nach der Überlieferung geschah dieser Erwerb unfreiwillig, indem Buhl nur auf Wunsch des bisherigen Besitzers bei der Versteigerung mitbot, um einen höhern Kaufpreis zu erzielen, wobei dann das Steigerungsobjekt an ihm hängen blieb. Nur ungern entschloß er sich, das Werk wieder aufzubauen, da er des Geschäfts nicht kundig und, was die Hauptsache war, nicht zünftig war, also Widerstand bei den Meistern der Gegend zu erwarten hatte. Es gelang ihm jedoch, als Meister aufgenommen zu werden und durch seine Umsicht und Tatkraft das Geschäft erfolgreich voranzubringen.

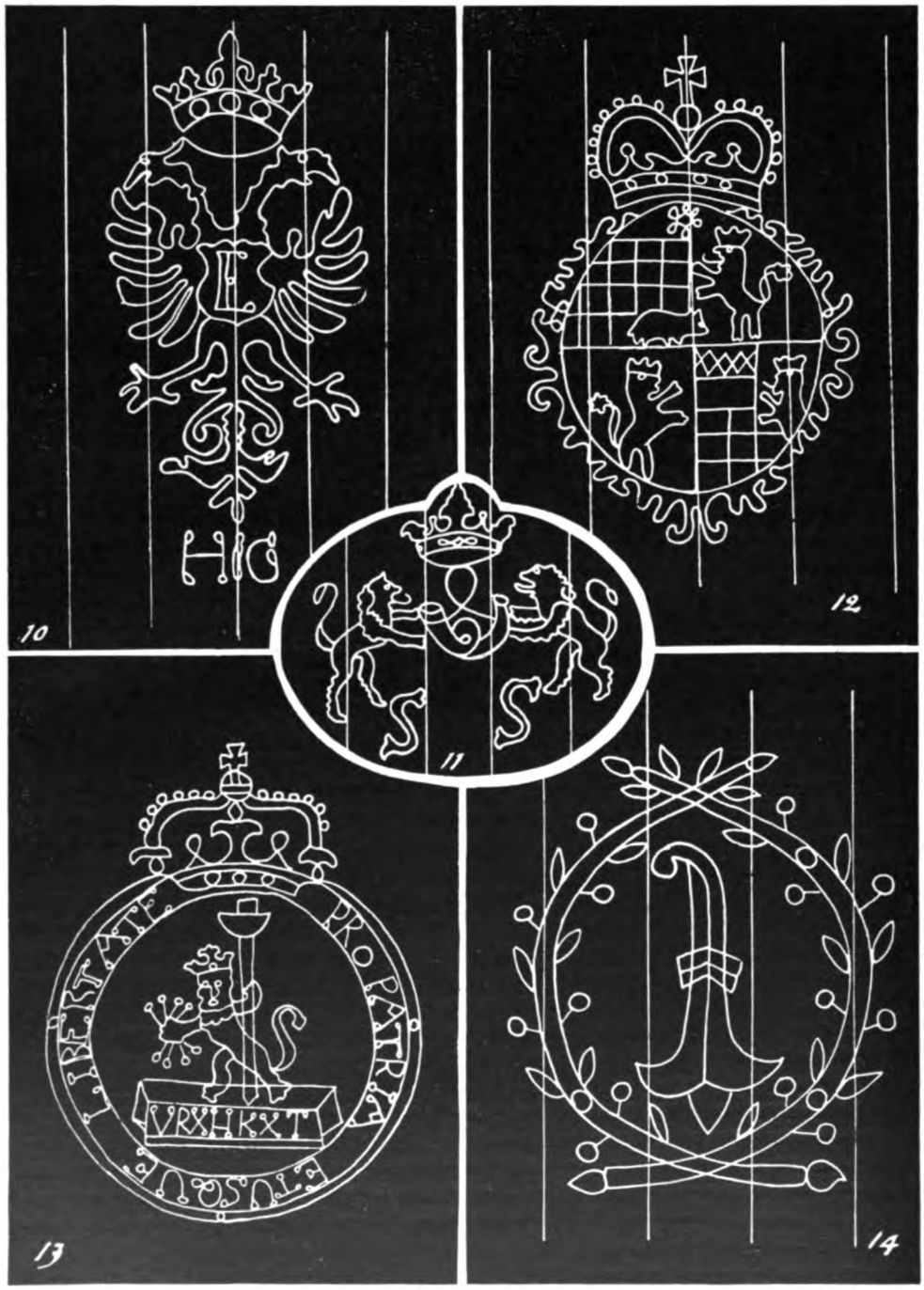
Unsere Abbildung zeigt das nach dem Brande wiedererstellte Gebäude, das heute nicht mehr zu Fabrikationszwecken dient.

Wie schon erwähnt, war im Jahre 1776 auf dem Platze der heutigen untern Buhlschen Fabrik an Stelle einer Ölmühle des Müllers Gran eine zweite Papiermühle errichtet worden. Ihre Gründer waren Inspektor Müller und Ökonomierat Eppelin aus Karlsruhe. Das Unternehmen wurde finanziert mit dem Gelde der Markgräfin Karoline Luise, der ersten Gemahlin des Markgrafen Carl Friedrich. 1780 wird die Markgräfin schon als Eigentümerin genannt. Nach ihrem 1783 erfolgten Tode ging die Papiermühle in den Besitz ihrer Söhne, der Prinzen Friedrich und Ludwig über. Verwaltet wurde sie von Heinrich Vierordt, dem Vermögensverwalter der Prinzen, dem Urgroßvater unseres Karlsruher Dichters. 1784 wurde durch Zukauf der auf dem Platze der ehemaligen Pulvermühle gelegenen Wickschen Öl- und Walkmühle die Wasserkraft bedeutend verstärkt und 1786 eine neue Lumpensäule und Lumpenstampfe eingerichtet.

Es lag nahe, daß der Besitzer der obern Mühle, Buhl, gleichwie sein Vorgänger Bullinger unter der Konkurrenz dieser herrschaftlichen Mühle, der die Lieferung des Schreibpapiers für die Amtsstellen vermutlich nicht schwer fiel, sehr zu leiden hatte, und so war die befriedigendste Lösung für ihn wohl die, daß er im Jahre 1810 auch diese Mühle durch Kauf an sich bringen konnte. Auch sie war ein markgräfliches Erblehen gewesen. 1817 fand die Allodifikation statt, wodurch die Anlage freies Eigentum der Familie wurde.

Mit der Ausschaltung dieser Konkurrenz war die Bahn geebnet für ein Aufblühen der beiden nun in einer Hand vereinigten Fabriken. Das Privilegium des

Digitized by Google



Wasserzeichen der Ettlinger Papiermacher. 1/2 der nat. Größe

10. Hans Jakob Glatz, 1658. 11. Simon Schmidt, 1684. 12. Gottfried Bullinger, 1755. 13. Ignaz Gebhard Reichardt, 1775. Ignaz Gebhard Reichard, 1784.

Digitized by Google

Lumpensammelns, welches die den badischen Prinzen gehörende Mühle für die ganze alte Markgrafschaft Baden-Baden besessen hatte, war nunmehr an Buhl übergegangen, und damit war eine wichtige Vorbedingung für eine gedeihliche Entwicklung des Geschäftes erfüllt. Dennoch herrschte zwar noch immer ein Mangel an diesem wichtigen Rohstoff, der es nicht gestattete, die Absatzmöglichkeit voll auszunützen. Franz Albert Buhl, wie auch seine beiden Söhne Franz und Florian, waren rührige, weit blickende Geschäftsleute. Der Aufschwung, den ihre Fabriken nahmen, legt Zeugnis davon ab. Wenn früher in der Bullingerschen Mühle an einer Bütte und in der markgräflichen Mühle an 2 und 3 Bütten gearbeitet worden war, konnten unter Buhl im Jahre 1818 schon an 8 Bütten jährlich 1500 Ballen oder rund 7,5 Millionen Bogen Schreibpapier erzeugt werden, wobei 65 Personen Beschäftigung fanden. Am besten aber wird der Fortschritt des Unternehmens dadurch gekennzeichnet, daß vor nunmehr 100 Jahren, nämlich im Jahre 1828, die Buhlsche Papierfabrik als erste in Baden mit der seit Jahrhunderten fast unveränderten Herstellungsweise des Papiers, dem Schöpfen mit der Form aus der Bütte, brach und eine Papiermaschine aufstellte, die von der Firma Riesler frères & Dixon in Mühlhausen geliefert worden war. Wohl wurde bis zum Jahre 1854 in der oberen Fabrik die Herstellung der Büttenpapiere, vor allem der von den Landesbehörden benötigten Wertzeichen- und Stempelpapiere beibehalten, die Richtung war jedoch gegeben, die Maschine verdängte auch hier die Handarbeit.

Schon um die Jahrhundertwende war die „Lumpenfäule" der fortschreitenden Technik zum Opfer gefallen, ein Fäulnisprozeß, dem man die auf Haufen aufgeschichteten und mit verdünnter Kalkmilch besprengten Leinen und Baumwollabfälle unterwarf, um ihre Faser zu lösen und sie zum Zerstampfen vorzubereiten. Auch die „Lumpenstampfe", bei welcher die Lumpen in einem Trog von herabfallenden schweren Stämpfeln so lange bearbeitet wurden, bis sie in genügend feine Fasern aufgelöst waren, war verdrängt worden durch den „Holländer", eine aus Holland kommende, sinnreiche Maschine, in der die mit Wasser vermischten Lumpen unter fortwährendem Umlauf eine Reihe eng gestellter Messerchen passieren müssen, so lange bis sie aufs feinste zerkleinert sind.

Und jetzt nach Erfindung der Papiermaschine verschwand auch die Bütte, über deren Rand gebeugt der Papiermacher Tag für Tag Bogen um Bogen in mühevoller Arbeit mit seiner Form aus dem Brei herausschöpfte, verschwand die große Spindelpresse, unter deren Druck dem halbfertigen, zwischen Filzscheiben aufgeschichteten Papier die Feuchtigkeit entzogen wurde, verschwanden die großen Hänge- oder Schnürböden, wo unter hohen Dächern mit vielen Luken unzählige Schnüre gespannt waren, an denen Tausende fertiger Papierbögen, zum Trocknen aufgehängt, leise im Winde schaukelten, es verschwand auch die Seele, die jeder Papiermacher seinem Produkte eingehaucht hatte, nämlich das Papierwasserzeichen, jenes Zeichen, durch welches jeder Bogen sein Ursprungszeugnis in sich selbst trägt. Wohl hat späterhin auch die Maschinenpapierfabrikation gelernt, es wieder auf ihren Erzeugnissen anzubringen, es vermag aber nicht entfernt die Eigenheiten wiederzugeben, die dem Wasserzeichen des Handpapiers anhaften.

Wenn wir einen Bogen alten, handgeschöpften Papiers gegen das Licht halten, so sehen wir gewebeähnlich längs und quer über den Bogen laufende wasserhelle Linien, die sogenannten Rippung und die Stege, die durch die Drähtchen des feinmaschigen Siebes, Form genannt, hervorgebracht werden, mit der der Papiermacher seinen Stoff, das sind die mit Wasser zu einem dünnen Brei vermengten Leinen-

Digitized by Google

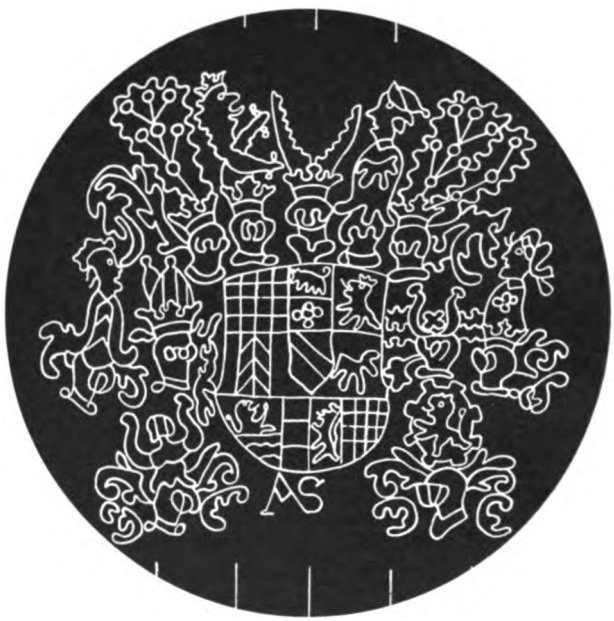
und Baumwollfäserchen, aus der Bütte herausschöpft. Wir sehen aber außer diesen Linien noch etwas anderes. Jeder Bogen alten Schreibpapiers hat noch ein besonderes Zeichen, das Wasserzeichen, das ein Wappen, eine Schlange, ein Posthorn u. dgl. darstellt, oft verbunden mit ein paar Buchstaben, den Initialen des Papiermachers. Auch dieses Zeichen verdankt seine Entstehung einem feinen Drähtchen, das auf dem Drahtgeflecht der Form kunstvoll aufgeheftet ist, sich in das noch weiche Papier eindrückt und deshalb in dem gegen das Licht gehaltenen Bogen als Zeichnung sichtbar wird. Wasserzeichen nennen wir's, Filigran heißt es in den andern Sprachen, und in der Tat ähnelt es mit seinen zierlichen verschnörkelten Linien eher einem Filigranschmuck. Aber das Wasserzeichen erfreut nicht nur unser Auge, es ist auch ein untrügliches Merkmal für das Alter und die Herkunft des Bogens, denn jeder Papiermacher hatte seine besonderen Zeichen, jedes Jahrhundert seine besondere Art, die Wasserzeichen auf dem Bogen anzubringen.

Für die Ettlinger Papiermühle, welche seit alters ein markgräfliches Lehen war, war das badische Wappen das gegebene Wasserzeichen. Es kehrt daher auch in den mannigfachsten Variationen wieder, dem Geschmack der Zeit angepaßt, bald als einfaches Schildchen mit dem Schrägbalken und gekrönt mit den Steinbockshörnern des badischen Wappens (Abb. 1 u. 3), bald als reich verziertes Renaissancewappen, bei dem kein Wappenteil, kein Helm, keine Helmzier vergessen ist (Abb. 15), bald in verschnörkelter Barockform (Abb. 7) oder in den strengen Linien des Empire. Dabei ist bewunderswert, wie heraldisch genau die Papiermacher, oder richtiger gesagt, die Formenmacher — denn diese bildeten wieder ein Gewerbe für sich — die Wappen in Draht nachzubilden verstanden. Doch nicht nur des badischen Wappens bediente sich die Ettlinger Mühle. Auch der zweiköpfige Reichsadler in vielerlei Abwandlungen, bald mit einem E auf dem Brustschildchen, bald mit 2 aufrecht stehenden Fischen, wie sie ähnlich im württembergischen Wappen vorkommen, wurde als Wasserzeichen verwendet (Abb. 5 u. 10). Ein anderes, nicht nur von der Ettlinger, sondern von allen Papiermühlen häufig gebrauchtes Wasserzeichen, das die alten Meister von Italien übernommen hatten, zeigt die sich um den Stab windende Schlange, sei es, daß man damit den Äskulapstab oder die am Apfelbaum des Paradieses hinaufkriechende Versucherin wiedergeben wollte (Abb. 4 u. 9). Eine beliebte Darstellung war auch der Narrenkopf mit der Schellenkappe und dem Schellenkragen. Auch er ist keine Ettlinger Spezialität, sondern kommt in vielen Papiermühlen in ungezählten Abarten vor (Abb. 6 u. 7). Die Wasserzeichen renommierter Papiermühlen, die besonders gute Papiere fertigten, wurden häufig von den andern Mühlen nachgemacht, um den Ursprung des Papieres zu verschleiern. So ganz besonders dasjenige der Basler Mühlen, welches das Basler Wappen, den sogenannten Baselstab, darstellt. Es gab wohl keine Mühle am ganzen Rhein hinunter, die nicht solches „Stabpapier" machte und auch ohne Gewissensskrupel machen durfte, denn obgleich unlautern Motiven entsprungen, war der Begriff des Basler- oder Stabpapiers mit der Zeit zu einer Qualitätsbezeichnung für eine bestimmte Papiersorte geworden. Abbildung 14 zeigt ein Basler Wasserzeichen aus der Ettlinger Mühle. Aus den gleichen Beweggründen ging auch holländisches „Pro-Patria-Papier", d. h. Papier mit dem Wasserzeichen des holländischen Freiheitslöwen und der Devise: Pro Patria et usque libertate aus der Ettlinger Mühle hervor (Abb. 13). Von der Verwendung des Ettlinger Wappens als Wasserzeichen scheint, obwohl sie nahegelegen wäre, nicht häufig Gebrauch gemacht worden zu sein. Nur einmal gelang es, ein derartiges Wasserzeichen aufzufinden, und zwar in einem Ettlinger Druck von 1606.

Digitized by Google

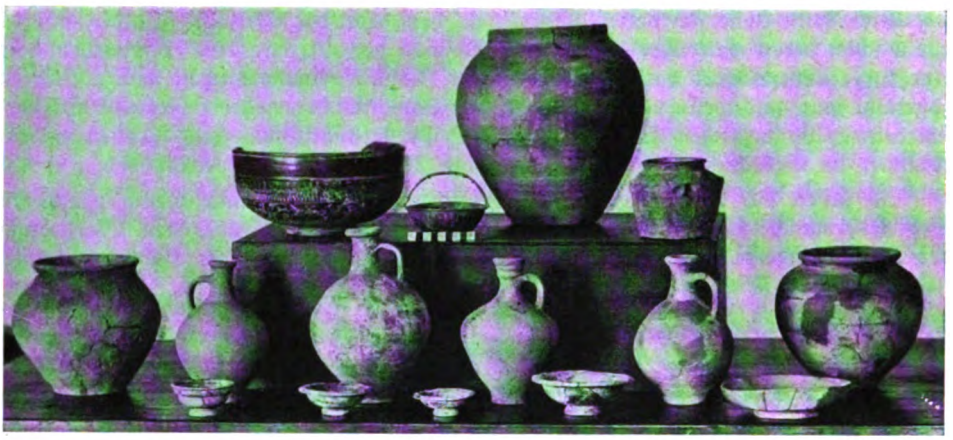
Die Reihe ließe sich beliebig fortsetzen, denn aus der Ettlinger Mühle gibt es allein schon deren weit über hundert. Wenn man bedenkt, daß eine Papierform nur eine kurze Lebensdauer hatte und bei starker Inanspruchnahme schon nach 2 Jahren abgenutzt war, und wenn man weiß, daß die Papiermacher mehrere Formen mit verschiedenen Wasserzeichen für die einzelnen Papierqualitäten und -größen nebeneinander im Gebrauch hatten, dann wird die Mannigfaltigkeit verständlich.

So lassen sich an Hand der Wasserzeichenkunde, dieses noch wenig beackerten Gebietes, manche Entdeckungen machen, die Aufschluß geben über den Werdegang der Papiermacherei, und die damit beitragen zur Bereicherung der Heimatgeschichte.



15. Wasserzeichen des Papiermachers Abraham Staiger, 1630
Aus dem Archiv der Pfarrei Speßart

Digitized by Google



1. Römische Gräberfunde bei St. Johann

Das Ettlinger Heimatmuseum

Von Otto Brandel, Ettlingen

Ettlingen, malerisch hingebettet am Eingang des Albtales, gehört bekanntlich zu den ältesten Ansiedelungen des badischen Landes. Überreste von Römerbauten, die in der Stadt und deren Umgebung ausgegraben wurden, zahlreiche Funde alter römischer Münzen, das Vorhandensein von Straßenanlagen aus römischer Zeit und endlich ein im Jahre 1480 in der Nähe der Stadt gefundener, dem Wassergott Neptun geweihter römischer Votivstein deuten darauf hin, daß hier schon zur Zeit der römischen Herrschaft ein besiedelter Platz mit regem Verkehr bestanden hat. Unsere Albstadt ist also alter Kulturboden. Der Wunsch aller Heimatfreunde ging deshalb seit langem dahin, die zahlreichen, besonders in den letzten Jahren gemachten Funde an einer Stätte unterzubringen, wo sich der Ettlinger Bürger und der Bewohner des Bezirks in einer stillen Stunde liebevoll in die wechselreiche Geschichte seiner Heimat versenken kann. Ein glücklicher Zufall wollte es, daß just im verflossenen Jahre, in dem Ettlingen sein 700-jähriges Stadtjubiläum beging und in glänzenden Veranstaltungen der wechselvollen Vergangenheit der Stadt gedachte, das Heimatmuseum des Bezirks Ettlingen dank der Bemühungen der Ortsgruppe des Vereins „Badische Heimat“ eröffnet werden konnte. Handelt es sich vorläufig auch noch um eine kleine Sammlung, so birgt sie doch allerhand Sehenswertes in ihren Räumen. Untergebracht ist das Museum im alten Markgrafenschloß, das im Anfang des 18. Jahrhunderts auf den Fundamenten einer im Jahre 1689 von den Franzosen niedergebrannten markgräflichen Burg durch Markgräfin Augusta Sibylla (Gemahlin des „Türkenlouis“) wieder aufgebaut wurde. Die beiden Räume heißen „Napoleonszimmer“, weil in ihnen Napoleon I. auf der Durchreise vom 1./2. Oktober 1805 weilte, wo er mit dem Markgrafen Karl Friedrich eine wichtige Unterredung hatte, die man als den Auftakt der Rheinbundpolitik bezeichnen kann. Die Zimmer weisen heute noch prächtige, aus der Barockzeit stammende Stuckdecken auf. Fast alle Zeiten, angefangen von den ältesten, sind hier durch stumme Zeugen vertreten und reden zu den Besuchern, die

Digitized by Google

sich erfreulicherweise immer zahlreich einfinden (vom Oktober l. J. bis heute wurden bereits über 1700 gezählt), eine eindringliche Sprache.

Das älteste Stück ist ein Bronzearmband aus der Zeit von 2000—1000 v. Chr. Es ist ein sog. „Depotfund" vom Rottberg. Im Jahre 1876 entdeckte man dort wertvolle Funde aus der Bronzezeit, Sicheln, Armringe, eine sog. Quer-Bronzeaxt und einen etwas verzierten Rundmeißel. Da damals in Ettlingen leider noch kein Museum bestand, wanderten die kostbaren Gegenstände ins Landesmuseum nach Karlsruhe. Durch einen günstigen Zufall blieb das obenerwähnte Armband in der Stadt und bildet nun eine Zierde des Heimatmuseums.

Der Zeit nach folgen zahlreiche römische Funde. Auf dem Holzhof wurde im Sommer 1926 an der Stelle der Unterflurstation ein eigenartiges Mauergewölbe entdeckt, in dem sich allerlei Gegenstände befanden. Das schönste Stück ist die im Museum befindliche kleine Statue einer sitzenden Göttin aus Sandstein, deren oberer Körperteil leider abgeschlagen war. Es ist ein wertvolles Erzeugnis spätrömischer, bäuerlicher Kunst. Eine kleine Eule rechts neben der Göttin sitzend, läßt erkennen, daß es sich um ein Standbild der Göttin Minerva handelt, der die Eule geweiht war. Außerdem wurde in dem Gewölbe eine größere Anzahl terra sigillata-Scherben gefunden, die leider auch schon früh zerschlagen wurden und infolgedessen kein zusammensetzbares Gefäß ergeben. Eine solche Schale läßt in der Mitte ein Siegel erkennen, das wohl der gallische oder römische Fabrikant dem Stück mit auf den Weg gegeben hat. Deutlich sind die Buchstaben „Don..." zu erkennen. Bis jetzt wurde noch nicht ermittelt, wo die Offizin oder Fabrik dieses Verfertigers gestanden hat. Auch Scherben von schwarzer Erde, sog. terra nigra, sind im Museum zu sehen, ebenso Teile einer ungeheuer starken Urne. Ein Eisenteil von einer Hacke herrührend, einige Tierknochen, ein eigenartiger Urnenausguß und an der Luft getrocknete Backsteine, die sonderbare Ornamente einer längst vergangenen Kultur aufweisen, befanden sich außerdem in jenem Gewölbe. Welchem Zweck dieses gedient hat, ist nicht klar erwiesen. Vielleicht handelt es sich um einen römischen Begräbnisplatz, der von den Alemannen durchwühlt und zerstört wurde.

Eine weitere ergiebigere Fundstätte ist das „Schatzwäldele" beim Hedwigshof an der Straße nach Durlach, zwischen Ettlingen und Wolfartsweier. Seit Jahrhunderten fand man hier alte Münzen, Tonscherben, Backsteine usw. Man nannte deshalb jenes Gewann im Volksmund „Schatzfeldle". Durch Volksethymologie wurde daraus später „Schatzwäldle". Im Jahre 1801 unternahm auf jenem Gelände der bekannte Karlsruher Stadtbaudirektor Weinbrenner Ausgrabungen. In jener Zeit waren noch die Ruinen eines alten Gebäudes sichtbar. Es stellte sich heraus, daß sich dort in der Römerzeit ein ziemlich breit angelegter römischer Gutshof (villa rustica), eine typische Erscheinung im Dekumatenland, befand. Als Baumeister interessierte sich Weinbrenner in erster Linie für die architektonischen Maße, während ihm die archäologischen Funde ferner lagen. Es ist dies sehr zu bedauern, da dadurch wertvolle Dinge verloren gingen. Um neues Wiesengelände zu schaffen, trug man die Ruinen völlig ab, nachdem zuvor einige Skizzen und ein Plan angefertigt worden waren. Auf Veranlassung einiger kunstsinniger Ettlinger Bürger unternahm nun Prof. Dr. Wulzinger, Karlsruhe, im Jahre 1926 eine kleine Nachprüfung der von Weinbrenner vor 125 Jahren festgestellten Tatsachen. Da die moderne Archäologie in den letzten Jahrzehnten mächtig gefördert wurde und ihr ganz andere Hilfsmittel als vor 100 Jahren zur Verfügung stehen, ergaben die Ausgrabungen ein ganz anderes, neues Resultat. Es stellte sich nämlich heraus, daß

Digitized by Google

2. Der Heilige Sebastian (Holzplastik)

3. Madonna mit dem Kinde (Holzplastik)

der Maßstab des Gutsplans falsch in die neuen Werke der Wissenschaft übernommen worden war. Der Gutshof war viel größer, als man bisher angenommen hatte. Er maß 180 Meter im Geviert und war der größte Hof dieser Art in Süddeutschland. Er bot wohl für 250—300 Menschen Raum. Er fällt in die Zeit von 125—250 n. Chr. Um das Jahr 200 brachen bekanntlich die Alemannen ins römische Gebiet ein. Bei diesem Vordringen der Germanen wurden der Gutshof und seine Einrichtungen zerstört. Das Wertvollste, das man aus den Trümmern noch retten konnte, war eine hübsche römische Urne, die Prof. Wulzinger aus etwa 200 Bruchstücken zusammensetzte, die jetzt eine Zierde des Heimatmuseums bildet. Das Erstaunen des Fachmanns sogar erregt der schwere Ziegelstein (50 : 35 cm) vom westlichen Eingangstor des Hofes. Ein großer Nagel, durch den Ziegel hindurchgeschlagen, hielt ihn einst am Sparrenwerk fest. Auch der Fingerabdruck des Ziegelarbeiters ist erhalten geblieben. Ebenso zeigen andere Ziegelsteine noch die Abdrücke von Hundepfoten. Eine Anzahl Backsteine weist Streifen auf, die den Verputz der Wand festhalten sollten. Viele Scherben bestehen aus der sogenannten terra sigillata, d. h. „Siegelerde". Man ist heute trotz aller technischen Fortschritte nicht in der Lage, in das Geheimnis der römischen Sigillatenfabrikation gänzlich einzudringen. Ein Rot in

Digitized by Google

verschiedenen Schattierungen und zum Teil tadellos erhaltene Glasur zeichnen diese Scherben aus. Ein Stück enthält viele kleine Quarzsteinchen, die die innere Fläche der ehemaligen Schale rauh machten. Sie tat einst als Handmühle für den Hausgebrauch ihren Dienst. Ebenso fremdartig mutet uns das Stück vom Fußboden (Estrich) an, in dem Kiesel, Speis, Backsteinbrocken kunterbunt durcheinandergemischt sind. An die ebenfalls bei den Römern zur Blüte gekommene Wandmalerei erinnern einige bunte, heute noch nach fast 2000 Jahren wirkende bemalte Steine. Auch das berühmte „Pompeianische Rot" ist darunter vertreten. Durch diese Funde bekommt man ein Bild von der römischen Kultur auf germanischem Boden im ersten und zweiten Jahrhundert n. Chr.

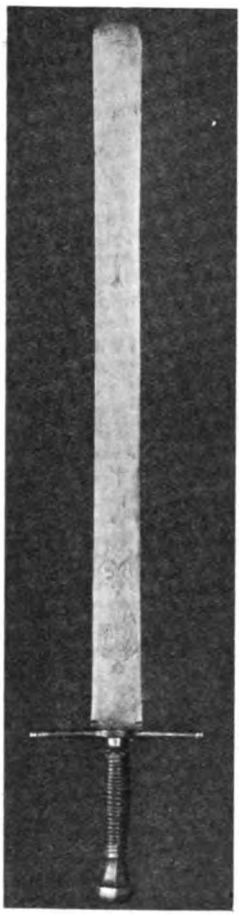
Die kostbarsten und feinsten Stücke jedoch lieferte dem Heimatmuseum die Fundstätte im Hardtwald bei St. Johann, 1 Stunde westlich von Ettlingen. Bei den Grabungen in der dortigen Sandgrube zeigte sich wiederholt etwa 30 cm unter dem Boden eine schwarze Erdschicht, unter der sich in einer Tiefe von 50—60 cm allerhand Gegenstände befanden, die die Römer, welche bekanntlich ihre Toten verbrannten, auf ihren Begräbnisstätten verwendeten. Bis jetzt wurden etwa 10 solcher Urnengräber festgestellt. Die beiden letzten wurden im Juni d. J. in Anwesenheit von Prof. Dr. Wahle, Heidelberg, bloßgelegt. Aus der Feinheit der gefundenen Gegenstände (Abb. 1) muß man schließen, daß dort die Asche besonders vornehmer Römer beigesetzt wurde. Die Funde gehören dem 1. und 2. Jahrhundert n. Chr. an. Es sind dies: Urnen, 2 Töpfe und Schälchen der verschiedensten Art, ein Metallspiegelchen, ein tadellos erhaltenes Saugkännchen, ein Bronzeschälchen, eine terra sigillata-Schüssel mit hübscher Verzierung, Scherben einer solchen mit ebenfalls prächtigen Ornamenten (südgallisch), Teile von Eisen- und Bronzefibeln, ein eiserner Ring mit aufgekittetem Stein, eine Tonperle, eiserne Nägel usw. Im nächsten Jahre wird Prof. Wahle die Ausgrabungen fortsetzen, und es steht zu erwarten, daß dort noch viele Funde gemacht werden.

Die römische Zeit wurde um das Jahr 250 n. Chr. von der alemannisch-fränkischen Periode abgelöst. Aus dieser Zeit wurden an drei Stellen der Stadt Gräberfunde gemacht, die sich leider noch in Privatbesitz befinden. Ebenso ist auch die anschließende Zeit bis ins Mittelalter hinein im Museum nicht vertreten.

Leider sind auch die Stücke aus dem Mittelalter sehr spärlich. Das frühe Mittelalter fehlt gänzlich. Aus dem späteren sind zwei gut erhaltene Töpfe zu erwähnen, die wohl im Haushalt verwendet wurden. Sie wurden im Albbett, als mit dem Bau der Autobrücke begonnen wurde, gefunden. Bei den Kanalisationsarbeiten wurden im letzten Jahre beim „Erbprinzen" eine mittelalterliche Hellebarde und ein Bajonett 2,8 Meter unter dem Boden ausgegraben. Der Zeit um etwa 1490 bis 1500 gehört nach Ansicht des Konservators der kirchlichen Denkmäler, Prof. Dr. Sauer, Freiburg, die Holzstatue des hl. Sebastian (Abb. 2) an. Sie dürfte den spätgotischen Figuren in der Kirche zu Erzingen bei Pforzheim nahestehen. Man wird wohl eine Pforzheimer Werkstatt für sie annehmen können. Der Pfarrgemeinde Schöllbronn (Amt Ettlingen) gebührt herzlicher Dank dafür, daß sie diesen künstlerisch recht wertvollen Gegenstand dem Heimatmuseum leihweise zur Verfügung stellte. Sonst ist aus dem Mittelalter leider nichts vorhanden. Die Kriege des 17. Jahrhunderts, besonders der große Brand von 1689, dem alles außer dem Chor der Martinskirche zum Opfer fiel, scheinen fast alles zerstört zu haben.

Mit der Renaissance- und der Barockzeit beginnt wieder der Strom der auf uns gekommenen Kulturgüter reicher zu fließen. Aus dieser Zeit stammen hübsche, leider zerschlagene Ofenkacheln, die vor einigen Jahren vor dem

Digitized by Google



4. Das Ettlinger Richtschwert

„Ritter" ans Tageslicht gefördert wurden. Zwei Heiligengestalten sind als Reliefiguren darauf zu erkennen. St. Bartholomäus ist der eine Heilige. Eine andere Kachel trägt die Zahl 10. Es ist vielleicht davor 16 oder 15 zu ergänzen. Der Stadtbrand von 1689 hat wohl das Haus, in dem der Ofen stand, zerstört, und die Kacheln wurden nachher mit dem übrigen Schutt zum Auffüllen verwendet.

Aus dem 16. Jahrhundert stammt die älteste Ettlinger Madonnastatue (Abb. 3), die sich schon auf den ersten Blick als etwas Besonderes erkennen läßt. Unverkennbar gotische Formen verbinden sich in diesem Kunstwerk mit der Ruhe der Renaissance und lassen uns erraten, daß es aus der Zeit stammen muß, wo die Gotik von der Renaissance abgelöst wurde. Wie der Chronist des Sodalitätsbuches vom Jahre 1689 berichtet, stand diese Statue vor dem Brand in der Hofkapelle. Später befand sie sich in der Erhards- oder Jesuitenkirche. Von da wanderte sie ins Spital und zuletzt ins Rathaus. Demselben Jahrhundert gehören drei Drucke der Ettlinger Druckerei Valentin Kobian an, die hier von 1530—1532 bestand. Ebenso sind auch zwei Drucke der Druckerei Spies, die vom Jahre 1606 ab erwähnt wird, im Heimatmuseum. Daß auch die Werke der von hier stammenden Humanisten Kaspar Hedio (geb. 1494, gest. 1552 in Straßburg an der Pest) und Franziskus Irenikus (Friedlieb geb. um 1495, gest. um 1559) nicht fehlen, ist selbstverständlich. Aus der Zeit der Spätrenaissance stammt ein eigenartiges Ölgemälde, auf Leinwand gemalt. Es stellt die Mutter Gottes mit dem Kinde dar und weist drei Lanzenstiche auf, die ihm während des Dreißigjährigen Krieges beigebracht wurden. Die ruhige Art der Darstellung erinnert an die holzgeschnitzte Madonna aus dem 16. Jahrhundert und gibt uns ein rechtes Bild von jener mittelalterlichen Kunstrichtung. Die Jahreszahl 1608 trägt der Grabstein des hier verstorbenen Rats Georg Moch.

Ins 17. Jahrhundert (erste Hälfte) fällt auch, wie aus den Ornamenten zu schließen ist, das Ettlinger Richtschwert (Abb. 4). Auf der Vorderseite befindet sich eine Hinrichtungsszene, auf der Rückseite steht der Spruch: „Ich komm und weiß nicht von wann, ich leb und weiß nicht wie lang. Ich fahr und weiß nicht wohin, wundert mich, daß ich so fröhlich bin." Näheres ist über dieses Richtschwert nicht bekannt. Wir wissen nur so viel, daß es hier einen Scharfrichter gegeben hat, und daß das Richtschwert unter dem Namen „Ettlinger" Richtschwert um 1888 aus der Altertumssammlung Hausacker in Heidelberg in Kastans Panoptikum nach Berlin kam, von wo es ein glücklicher Zufall wieder in seine Heimat zurückbrachte.

Reich vertreten ist dann die Barockzeit mit Bildern, Möbelstücken, vielen Büchern, Plänen und Stichen, Statuen aus der Martins- und Erhardskirche, einem glänzend erhaltenen Hostieneisen aus dem Jahre 1669, das für gleichzeitige Ausmodelung von 4 großen und 5 kleinen Hostien diente (Abb. 5), das dem im Jahre 1773 aufgehobenen Jesuitenkollegium gehörte und dann in den Besitz der katholischen Pfarrgemeinde kam, die es in dankeswerter Weise dem Museum leihweise überließ. Be-

Digitized by Google

sonderes Interesse heischt eine ziemlich wertvolle Münzsammlung mit vielen alten, römischen Münzen, die größtenteils hier gefunden wurden.

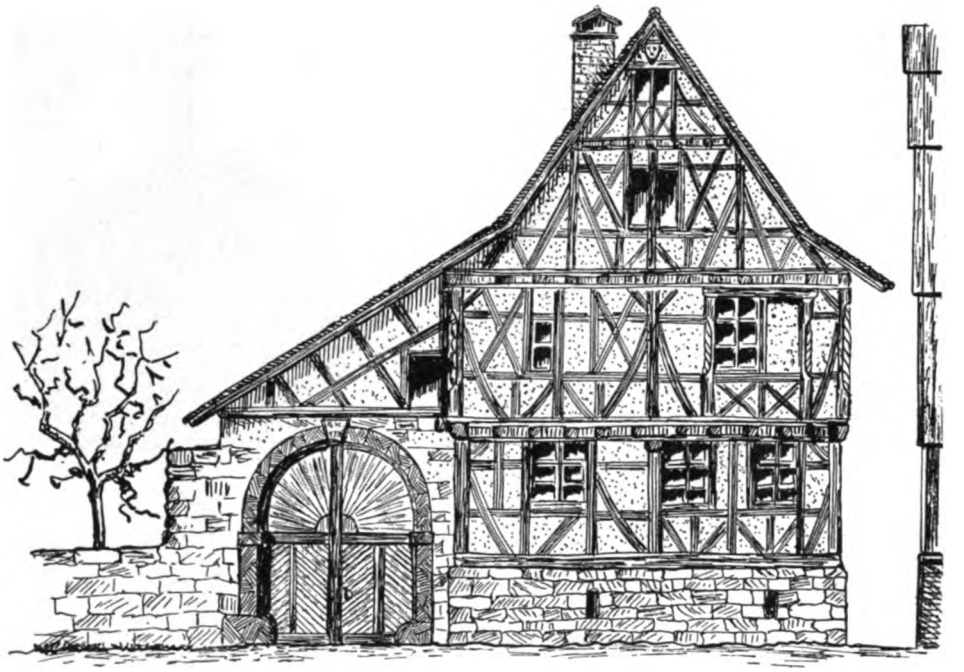
Ins 18. Jahrhundert geht zurück eine Reihe alter Kaufbriefe, die Urkunde über die Aufhebung der Leibeigenschaft (1780), alte Fahnen, darunter die der ehemaligen Bürgerwehr, die im Jubiläumsjahr neu erstanden ist; auch der Degen des früheren Kommandanten Buhl ist im Museum zu sehen sowie verschiedene Erzeugnisse hiesiger Handwerker, die aufzuzählen zu weit führen würde.

An die Revolution von 1848 erinnern zwei besonders starke Fensterläden, die sich am Hause der jetzigen Konditorei Heß befanden. Die Seele der Ettlinger revolutionären Partei war damals ein Zuckerbäcker, der mit einer Anzahl hiesiger Bürger in der Nacht vom 22. auf 23. September 1848 die Eisenbahnschienen südlich vom Staatsbahnhof aufriß. Er hatte offenbar viele Feinde und wollte sein Geschäft durch diese starken Läden schützen. Das Bildnis des damaligen Bürgermeisters Schneider (1836/39 und 1845/49) ist ebenfalls vorhanden, ebenso das des Philipp Thiebaut, der heute hier noch im besten Andenken steht, und dem zu Ehren der Platz am Holzhof „Thiebautplatz" benannt wurde. Er war ein eifriger Vorkämpfer für die Freiheit des Volkes und Mitunterzeichner aller Beschlüsse der republikanischen Regierung. Er mußte 1849 in die Schweiz fliehen. Die Nummer des Großh. Bad. Anzeigeblattes vom 2. Februar 1850, in dem nach ihm gefahndet wird, befindet sich ebenfalls im Museum. Als Bürgermeister (von 1870/79 und 1885/87) richtete er sein Augenmerk hauptsächlich auf eine gute Schulbildung und Zucht unter der Jugend. Davon zeugt der eigenhändig von ihm unter sein Bild geschriebene Satz: „Guthe Schulen und guth erzogene Kinder gründen das Glück der Eltern, der Gemeinde und des Staates."

5. Hostieneisen

Das Ettlinger Heimatmuseum besitzt also trotz seiner Jugend recht wertvolle Stücke. Möge das Interesse, das ihm aus allen Kreisen der Bevölkerung entgegengebracht wird, ihm auch für die Zukunft erhalten bleiben. Möge es für die gegenwärtigen und zukünftigen Generationen allezeit eine Stätte sein, von dem aus alle edlen Kräfte des Menschen in der Liebe zu Heimat, Volk und Vaterland belebt werden.

Digitized by Google



1. Blankenloch; Kern'sches Haus, erbaut 1603

Volkskundliche Streife durch die Hardt

Von Arthur Hauer, Karlsruhe

Die badische Hardt, das Teilgebiet der Rheinebene zwischen dem Rhein einerseits, dem Rande der letzten Schwarzwaldberge und der Kraichgauhügel andererseits, hat unendlich Schweres in den Stürmen der vielen Kriege, die über diese Landschaft hinwegtosten, über sich ergehen lassen müssen. Der Dreißigjährige Krieg und noch viel mehr die französischen Raub- und Vernichtungskriege des „allerchristlichsten Königs" haben das Schlimmste verursacht, uraltes Herkommen in Sitten und Bräuchen und ursprünglichen Wohlstand zerstört. Erst mit der nach 1715 beginnenden langen Friedenszeit setzte hier wieder eine fortschreitende glückliche Entwicklung ein.

Die Landschaft erscheint auf den ersten Blick arm an alten Erinnerungen, an Schätzen der Sage und des geschichtlichen Geschehens, sowie der Volkskunde. Doch ein gründliches Verweilen und Vertiefen in die Art der Hardt wird den Heimatfreund manch wertvolles Gut und manchen Anhaltspunkt zum Weiterforschen entdecken lassen. Das Gebiet der Volkskunde ist hier wie allerorten mannigfach verzweigt; es entbehrt eine volkskundliche Streife durch die Hardt nicht eines gewissen Reizes, bietet reiche Abwechslung durch die Eigenart eines jeden Dorfes und seiner Bewohner.

Die Bevölkerung der Hardt ist recht mannigfaltig geartet; sie ist mit Fug und Recht als Mischbevölkerung zu bezeichnen ihrem Herkommen und ihrer Eigenart

Digitized by Google

nach. Die Franken bilden den Grundstock; alemannische Reste mögen sich unter ihnen befunden haben. Spätere Beimischungen traten so reichlich ein, daß u. a. unverkennbar der schwäbische Einschlag durch den regen Verkehr der Gegend mit dem benachbarten Schwaben während vieler Jahrhunderte nicht unwesentlich wurde. Scharen landfremder Menschen aus der Schweiz, Tirol, Salzburg, dem Elsaß blieben nach den großen Kriegen des 17. Jahrhunderts im Lande und bildeten mit dem geringen Volksteile, der diese Kriege glücklich überstanden, eine neue bodenständige Bevölkerung. Noch gab es nach den französischen Raubkriegen Lücken auszufüllen in der entvölkerten Hardt: der Zuzug der Waldenser aus Piemont und der kalvinistischen Wallonen aus der Gegend von Löwen und Brabant, die um ihres Glaubens willen ausgewiesen, brachte ein fremdes Element unter die Bevölkerung, was noch heute in den von den Flüchtlingen 1699 gegründeten Hardtdörfern Welsch-Neureut und Friedrichstal zu uns spricht. Obwohl in den 229 Jahren eine Vermischung mit der übrigen Bevölkerung eintrat, ist der dunkle Typus bei Männern und Frauen in beiden Dörfern noch gut erkennbar. Diese volksfremden Einwanderer fügten sich im Laufe der Zeit langsam ein; denn die Verschiedenheit der Sprache, Sitten und Glauben — die übrigen unteren Hardtdörfer waren lutherisch — erschwerte diesen Vermischungsvorgang. (Das Jahr 1821 brachte mit der Union der evangelischen Landeskirche allen unteren Hardtorten die Glaubenseinheit.) Dazu kam noch, daß seit dem Jahre 1535 die altbadischen Lande, abgesehen von kurzen Unterbrechungen, bis zum Jahre 1771 völlig getrennt waren. Die obere Hardt, von Beiertheim südwärts, bildete die Markgrafschaft Baden-Baden; die untere Hardt bis zur Pfinzmündung gehörte zur Markgrafschaft Baden-Durlach. Dabei schieden sich die beiden Markgrafschaften noch im Glaubensbekenntnis; während die obere Hardt zuletzt römisch-katholisch blieb, wandte sich die untere Hardt 1556 dem lutherischen Bekenntnis zu. Vor allem durch die Glaubenstrennung verursacht, nahmen beide Teile eine besondere Entwicklung, die heute in manchem Gebiet der Volkskunde ihre Verschiedenheit bezeugt.

Die Eigenart der Bevölkerung der einzelnen Dörfer bekundet sich auch in Sprache und Sprachgebrauch. Man wird die Bewohner der oberen Hardtdörfer bei einiger Beobachtung daran erkennen, daß ihre Sprache alemannische Bestandteile besitzt, wohl durch die Nähe der alten Stammesgrenze an der Murg — Oos beeinflußt. Der Knielinger zieht seine Worte lang und hat eine singende Sprechweise, der Liedolsheimer und Rußheimer hat seiner Sprache rheinpfälzische Idiome zugeeignet, während der Welsch-Neureuter und Friedrichstaler scharf akzentuiert. Dem breit und mit dunkler Färbung sprechenden Stafforter steht der besonders die Innen-d- und -t-Laute nach langgezogenen Hellauten in rollende r wandelnde Spöcker als Nachbar zur Seite. Einige nur kurz andeutbare Proben der Sprechweise mögen dazu Erläuterung bieten:

Durmersheim, Bietigheim, Oetigheim: (Obere Hardt)	Wu senn se denn? Bi uuch. Auser Hus isch oagschtriche. E Bliwiis gisch mer. Machs Feischter zue, de Wei geht raii.
	(Wo sind sie denn? Bei euch. Unser Haus ist angestrichen. Einen Bleistift gibst du mir. Mach's Fenster zu, der Wind geht herein.)
Eggenstein:	Wu henn er a schon Duwak broche?
	(Wo habt ihr auch schon Tabak gebrochen.)

Digitized by Google

Friedrichstal:	Im groſſe Stick. S'iſch hartte Bodde unn Arweit. (Im großen Stück — Flurname — Es iſt harter Boden und Arbeit.)
W.-Neureut:	Unn aier Kenner? (Und eure Kinder?) De Vadda iſch bei enne. (Der Vater iſt bei ihnen.)
Knielingen:	Die tuhn heint Riiwe ropfe. Tuſchur iſch ebbes z'boßle. (Die tun heute Rüben rupfen. Immer iſt etwas zu machen.)
Blankenloch:	Hoſch gheert! (Haſt du gehört!)
Spöck:	Fenſchterlaare, braire Null, nooding mee, want wirra kommſch! Haſch me veſchtanne? (Fenſterladen, breite Nudeln, nachher mehr, wenn du wieder kommſt! Haſt du mich verſtanden?)
Staffort:	Kloine Oier henn mer koine! (Kleine Eier haben wir keine!)
Graben:	Aier Nochberre hott awer! Geht ham! (Euer Nachbarin hat aber! Geht heim!)
Liedolsheim und Rußheim:	I habs gehert. Er iſch im Fell geweßt. Feierowed gemacht. (Ich hab es gehört. Er iſt im Feld geweſen. Feierabend gemacht.)

Die Bevölkerung mit ihrem derzeitigen Beſtand an Volksgut iſt das Ergebnis aller Ereigniſſe des politiſchen, wirtſchaftlichen und religiöſen Lebens, die den Oberrhein und hier die engere Heimat, die Hardt, berührten.

Die Haus- und Hofanlage der Landſchaft iſt die ſogenannte fränkiſche, die für jeden Zweck ein beſonderes Gebäude zeigt: Haus mit dem Hof an der Längsſeite (die Giebelſeite des Hauſes zur Straße gewendet); Stallung und Scheune, Schweine- und Hühnerſtall im „Schöpſle", getrennt vom Wohnhaus. Vereinzelt finden wir noch Häuſer, die über das Jahr 1700 als Baujahr hinausreichen, im allgemeinen haben die Kriege des 17. Jahrhunderts alles in Aſche gelegt. Eggenſtein hat in der Hauptſtraße noch einige Häuſer mit ſchwerem Walmdach, deren Toreingang für Fuhrwerke mit mächtigen Steinbogen überſpannt iſt, während eine kleine Tür daneben Menſchen Zutritt gewährt. Dieſe Häuſer ſind der Zerſtörung von 1691 und 1693 entgangen. Eines der älteſten Häuſer der Hardt, derzeit in gar ſchlechtem Zuſtand befindlich, iſt das Kernſche Haus in Blankenloch neben der Schule (Abb. 1), ein breites Fachwerkhaus auf einem Kalkſteinſockel mit ſchönen geſchnitzten Eckpfoſten, Balkenköpfen und hoher Giebelfront. Aus dem Anfang des 17. Jahrhunderts ſtammend, zeugt es ſowohl von der Kunſt des Baumeiſters, wie auch vom Wohlſtand ſeines erſten Beſitzers[1]. Weiterhin beſitzt das kleine Dorf Staffort — einſt mit ſeiner Tiefburg bekannt als Sitz eines altbadiſchen Amtes und berühmt durch das „Staffforter Buch", das Markgraf Ernſt Friedrich 1599 hier drucken ließ, worin er ſeinen Übertritt vom Luthertum zum Calvinismus rechtfertigen wollte — einige ſchöne Fachwerkhäuſer mit Schnitzereien am Balken- und Pfoſtenwerk. Wetter und Alter haben das Holz dieſer Häuſer gedunkelt, und es hebt ſich von den grauweiß ver-

[1] Das Haus iſt nach der Jahreszahl über der weitbogigen Kellertüre 1603 erbaut und Ulrich Knilinger war der erſte Beſitzer. Im Jahre 1776 wurde zur Linken die breite Einfahrt angebaut — Jahreszahl auf dem Schlußſtein des Bogens. Im oberſten Firſtdreieck der Giebelfront iſt eine geſchnitzte Maske, das bärtige Geſicht eines Mannes, noch deutlich ſichtbar (Hausgeiſt).

Digitized by Google

putzten Zwischenfeldern, die Giebelseite im Spiel der Tönung belebend, im Straßenbild hervor. Auch Knielingen hat in der Umgebung der Kirche einige alte Fachwerkbauten, die durch reizende Anordnung der Fache und durch die Wetterdächlein an der Schlagseite eine besondere Prägung haben. Das heute als Stadtteil zu Karlsruhe zählende Daxlanden besitzt im Hause Malvenstraße 13 ein altes zweistöckiges Fachwerkhaus, das in seiner Art alle Beachtung verdient[1]. Fenstergestelle und Eckpfosten des Oberstockwerkes sind schön geschnitzt. Die mäßig hervorragenden Balkenköpfe des Erd- und Dachgeschosses gliedern den Giebel. In den Dörfern der oberen Hardt findet man nur wenige große Fachwerkbauten; die Kriege des 17. Jahrhunderts und die schlimmen Jahre, die erfüllt waren mit den Kämpfen um die Stollhofer und Ettlinger Linien, ließen keinen Wohlstand in diesem Landesteil aufkommen, und jedermann begnügte sich mit den einfachsten Verhältnissen und Bauweisen.

Der im Laufe des vergangenen Jahrhunderts in der unteren Hardt durch den Tabakbau, in der oberen Hardt durch Getreide- und Kartoffelbau eingetretene Wohlstand hat auch auf das Aussehen der Häuser Einfluß gehabt. Viele Fachwerkfassaden sind durch Backsteinwände mit Fenstergestellen aus Stein ersetzt worden. Die Riegelwände an der Giebelseite sind verschwunden. Als Ziegelmaterial wird der gelbe Rheinschlick verwendet, den mehrere Ziegeleien zwischen Rastatt und Liedolsheim (Dettenheim) verarbeiten und damit die Gegend versorgen.

Die Hardt besitzt somit in einigen malerischen Häusern, worunter auch das alte Rathaus in Blankenloch und in Leopoldshafen zu nennen ist, Zeugen aus längst vergangenen Tagen. Wir freuen uns ihrer um so mehr, da sie in dieser Landschaft Seltenheiten sind. Der Hausbau ist ja auch der Mode unterworfen, ganz abgesehen davon, daß unglückselige Zeiten so viel Altes vernichtet haben.

Die Bewohner der Hardtorte haben in ihrer Kleidung die alte Tracht, wie sie uns aus dem beginnenden 19. Jahrhundert bekannt ist, schon lange aufgegeben. Die Jugend unserer Zeit will nicht dörflich erscheinen und kleidet sich der Mode nach. Dazu kam, daß die Tuche ehedem so dauerhaft waren, daß unbedenklich und trotz der alten Formen mit demselben Stück zwei bis vier Geschlechterfolgen sich kleideten. In dem Augenblick aber, wo die Handwerker sich auch nicht mehr dazu verstehen wollten, der Kleidung die alte Form zu geben, da die Nachfrage eine ständig geringere geworden, mußte diese Tracht verschwinden.

Vor 30 Jahren begegnete man in dem großen Hardtdorfe Knielingen am Sonntag dem alten Bauern im langen, blauen Tuchrock, der mit einer Reihe Silberknöpfen versehen war, in der langen, schwarzen Hose, den Dreispitz auf dem Kopfe, das dicke Gesangbuch unter den Arm geklemmt, schon zur Kirche gehend, wenn die Glocke des „Anderläutens“ (Zweitläutens) dahin rief. Dieser Tuchrock, fast nur im Winter hochgeschlossen getragen, war von einer ungemein hohen Haltbarkeit. Der Rock, innen schwarz gefüttert, hatte im Kreuz zwei Knöpfe von Talergröße aufgesetzt und in den langen Schößen zwei weite Taschen, die Schnupfdose und Schnupftuch bargen. Der weiße Hemdkragen schaute über einem schwarzen Halstuch und über dem niederen Rockstehkragen hervor: ein zweireihiges, farbiggeblumtes „Brusttuch“ (eigentlich die Weste), oft auch in dunkler Tönung, deckte den Leib. Die Rockärmel hatten keine Aufschläge und keine Knöpfe. Der Dreispitz, die Eckkante senkrecht über der Nase getragen, war oft gleichermaßen ein Familienerbstück. Das Schuhwerk bildeten starke Rohrstiefel, deren Schäfte unter der langen Hose staken; im Winter und bei Regenwetter schützten dagegen die Schäfte in umgekehrter Weise das Beinkleid.

[1] Siehe „Mein Heimatland“ 1918, S. 42/47, Beitrag von Bernh. Weiß.

Digitized by Google

2. Frauentracht um 1810 zu Spöck

Die Frau im Sonntagsputz (Abb. 2) trug das bebänderte Backenhäublein, eine Bandhaube, die aus zwei breiten Seiden- oder „Moor"-Bändern zusammengenäht war und am Hinterhaupt einen kleinen, dreieckigen Boden trug, der eine Stickerei in schwarzer Ausführung aufwies. Zwei 10 Zentimeter breite Bänder führten über die Wangen unter das Kinn und wurden dort gebunden, wobei die Schleifenenden über die Brust herunterhingen. Jüngere Frauen trugen im Sommer ein leichtes Filetnetz, an Stelle der schweren Bandhaube. Der schwarze, gefältelte Rock, über den ein seidener Schurz von schwarzem Stoff gelegt, der schwarze Kittel, der „Peter", der mit Horn- oder Glasknöpfen in einer Reihe vorne geschlossen und dessen Rand mit einer kleinen, schmalen Borte als Zier eingefaßt war, vervollständigten den Sonntagsstaat. Im Winter tug die Frau noch ein großes Hals- und Brusttuch kreuzweise geführt und hinten gebunden.

Die Werktagstracht war einfacher bei Frauen und Männern. Die Frauen trugen dann über dem Peter den Schurz gebunden und im Sommer niedere, breitrandige weiße Strohhüte. Der Strohhut der Männer hatte einen ansehnlichen Rand, den spitz auslaufenden Kopfteil mit einer Kordel umschlungen; sein Stroh war meist farbig gemustert. Die Männer- und Frauentracht der unteren Hardt war keineswegs farbenfroh; einfache dunkle Farben in Schwarz oder Blau wurden benutzt. Es ist dies auf den Einfluß des kirchlichen Bekenntnisses zurückzuführen.

Die Kleidung der Kinder war ehedem wie noch heute farbenfroher gehalten. Wie staunten diese, wenn der „Allvadder" (Großvater) und die „Abe" (Großmutter) von ihrer Jugend erzählten und aus der „guten alten Zeit" berichteten, etwa von hirschledernen Hosen, vom unförmigen Watterock, von Perrücken und Halskraufen. Das war doch noch erst recht eine andere Zeit — auch gegenüber der heutigen Mode!

Verschwunden ist ganz und gar seit 50 Jahren die Poesie der Spinnstuben, die Spinnräder liegen in der Ecke des Speichers, verträumen ihr Alter, da in ihrer

Digitized by Google

„Jugend" emsige Finger mit ihrer Hilfe die feinen Fäden drehten. Hei, war das ein Leben schäumender Jugendlust! Die Mädchen gingen an den Winterabenden zu Verwandten und Bekannten ins Haus, die gerade zur „Vorsetz" eingeladen. Die Kunkel war mit schönem Band geschmückt, das Leckschüsselchen aus Zinn blendend weiß gescheuert, und dann saß man beisammen, die Räder surrten, man schwatzte und sang. Bald stellten sich die Burschen ein und trieben neben lustigen Reden ihren Schabernack mit den Spinnerinnen. Zu gegebener Stunde — gewöhnlich um 10 Uhr nachts — tischte die Hausfrau auf, was Küche und Keller barg, meist Sauerkraut und gekochten Schinken, Wein und Bier und zuletzt den unvermeidlichen Gugelhupf (Bund) zum „extrafeinen" Kaffee. Da wurden die Spinnräder in die Ecke gestellt, und das Schmausen hub an und dauerte gar oft bis zur Mitternacht. Oft kam es vor, daß die Küche, während alles in der Stube war, ungebetenen Besuch erhielt, Schinken und Gugelhupf verschwanden, bevor der Schmaus beginnen sollte. Wer da den Schaden hatte, brauchte für den Spott gewiß nicht zu sorgen! In einer Zwischenpause verließen gewöhnlich die Mädchen die Räder und gingen Arm in Arm durch die nächtlichen Dorfstraßen, um dann an den Fenstern einiger Häuser in aller Stille zu „lauern". Daß dabei oft auch Derbheiten unterliefen, ist sicher. Dieses Spinnstubenwesen artete ja in mancher Hinsicht sehr aus, doch in ihm lebte eine gesunde Volkspoesie, und die „Strickvisiten" und „Kaffeeschlachten" unserer Tage sind so erbärmlich und arm gegenüber diesen volkstümlichen Hausfesten einstiger Zeit. (Diese Mitteilungen sind aus Eggenstein.)

Von den christlichen Hauptfesten hat in der Hardt ursprünglich Neujahr vor Weihnachten die Rolle des Geschenktages inne gehabt. Noch heute erhalten die Kinder in Graben, Spöck, Staffort, Liedolsheim, Rußheim am Neujahrstag von den Paten ihre große Brezel, die gewöhnlich schon zum Silvester eingeholt wird. Dabei hört man den Spruch aufsagen:

„Heut isch Sylvester,
morgen isch Neujohr,
ich wünsch mir e Brezel,
wie unser Scheuertor!"

Dem also vor der Türe Heischenden wird dann unter Lachen der Wunsch im Kleinen erfüllt.

Seit den 40er Jahren des letzten Jahrhunderts hat jedes Haus an Weihnachten seinen Christbaum gehabt, wie eine entsprechende Nachricht aus Knielingen und Teutsch-Neureut feststellt. Damals hing man den kleinen Christbaum mittels einer Schnur an den Deckbalken der Stube mit der Spitze nach oben auf; der Stamm war unten zugespitzt und dort ein Apfel hineingesteckt. Papierbänder, Sterne aus Zimt, Zuckerbrot, Äpfel, Kerzen waren der Schmuck. Ehedem hatte man, wie aus Liedolsheim berichtet wird, am Weihnachtstage eine Zwiebel schön bebändert und so an der Zimmerdecke aufgehängt. Wenn dann die Zwiebel bis Neujahr keimte und grünte, so schlossen heiratslustige Mädchen daraus, daß sie im neuen Jahr sich verheiraten würden; ältere Leute deuteten das Grünen damit, daß sie gesund bleiben. War das nicht der Fall, so müßte jemand aus der Familie sterben.

Zuckerbrot wurde überall gebacken, doch durften dabei bestimmte Hauptformen wie Springerle, Butterbackes, Rahmstücke nicht fehlen. In vielen Familien der Hardt findet sich noch der alte Springerlesmodel (Abb. 3), der in seinen Formen wunderschön gestochen, als Erbstück bereits weit ins 2. Jahrhundert seiner Verwendung eingetreten, und alle Weihnachten klein und groß durch seine Bilder erfreut. Es

Digitized by Google

sind darunter Model mit 36 und 48, sogar 60 verschiedenen Formen. (Aus meiner Kindheit erinnere ich mich des Faßreiters, des Kamels, des Bärentreibers, des Trommlers, des Ziegenbocks, der Wasserholerin, des Grenadiers, usw. Formen, voll Reiz und Natürlichkeit, denen gleicherweise eine humoristische Note eigen ist.) Gleiches ließe sich von den Lebkuchenformen der Bäcker sagen, die, vom volkskundlichen Standpunkt betrachtet, durch ihre Bilder und Darstellungen von Personen, Trachten und dgl. einen hohen Wert besitzen — leider aber so selten sind.

Die Kinderwelt der Hardtdörfer erhält noch jetzt zu Weihnachten von Eltern und Paten (der „Good") ganz bestimmte Formen von Backwerk, deren Herkommen auf uralte, germanisch-heidnische Zeiten zurückgeht. Die Buben bekommen ein mondförmiges Hefengebäck, „Bubenschenkel oder Mutschel" genannt, für die Mädchen wird der Dampetei gebacken, ein Gebildbrot in Menschengestalt. Im ganzen schwäbischen Sprachgebiet finden wir diese Arten Gebäck; es muß nur recht groß und schwer sein, daß der Bub oder das Mädchen kräftig hineinzubeißen vermag.

In Blankenloch werden noch jetzt an den vier Adventsonntagen große Brezeln in den Wirtshäusern mit Karten ausgespielt oder ausgewürfelt. Die Form der Brezel geht vermutlich auf das Sonnenrad Freyr's zurück, dessen 4 Radspeichen in Kreuzform die Jahreszeiten versinnbildlichen und zur Brezelform wurden, indem die Speichen wie Arme verschlungen sind. Daß gerade um die Zeit der Wintersonnenwende diese Gebäckform in der Hardt gebacken und gern verzehrt wird, kann diese Annahme bekräftigen.

In der Neujahrsnacht wird der Übergang vom alten zum neuen Jahr besonders auf der oberen Hardt mit viel Lärm, Schießen und Krachen gefeiert; derweilen die Glocken der Kirchen läuten und das neue Jahr grüßen, ist wahrlich ein „Heidenlärm" daneben zu vernehmen.

Wenn es zur Winterszeit Schnee und Eis gibt, belustigt sich die Jugend mit Schlitten- und Schlittschuhfahrten. Selbst der alte „Roßkopf", ursprünglich ein Kinderschlitten mit Kufen aus dem Unterkiefer eines Pferdes, heute ein niederer Holzschlitten, dem der alte Name geblieben, der mit Eisenstacheln auf dem Eis der Pfinz, der Heglach und der Bruchwiesen fortbewegt, und mit dem schon Generationen Jugendfreuden erlebt haben, wird dann in den Dörfern der Osthardt hervorgeholt.

Sobald aber zu jeder Jahreszeit beim abendlichen Spiel des Kindes die Betglocke erschallt, eilt jedes nach Hause. Die Kinder sind dabei bedacht, daß eines dem andern den „Letztschlag" geben kann, wobei oft bisher ganz Unbeteiligte sich dareinmischen; denn ein jedes Kind fürchtet sich davor, diesen letzten Schlag im Dämmerdunkel einzustecken. Oftmals schallen dem Betreffenden bittere Neckverse nach, die obendrein seinen Verdruß noch mehren:

„Jaköbele, Jaköbele, geh mit mer über den Rhei,
ich trau der net, ich trau der net,
ich glaab du schmeiß me nei!"

und dann:

„Letztschlag die Letscht,
daß dich die Hex recht quetscht!" (oder pfetzt)

Damit findet man auch den Anhaltspunkt zur Erklärung dieser Kindersitte. Beim Spiel finden sich bekannte Kinderlieder und Abzählreime vor. Bei diesen ergeben sich an den beiden nachfolgend aufgeführten Anklänge an die Rundzahlen, die vom Volke gerne verwendet werden:

Digitized by Google

Eins, zwei, drei — hicke, hacke, hei,
hicke, hacke, Löffelstiel,
sind der Kinder (Mädchen) immer viel;
eins, zwei, drei — und du bist frei!
(Aus Karlsruhe-Mühlburg.)

Eins, zwei, drei, vier, fünf, sechs, sieben,
Hilf mir doch den Schubkarch schieben,
Fahr en net in Dreck, und du bist weg!
(Aus Knielingen.)

Der Osterhas legt heutzutage, wie andernorts, Hasen aus Zucker, Schokolade und dgl., vor allem aber die farbigen Eier. Am Ostersonntagnachmittag tummelt sich dann die Jugend auf den frühlingsgrünen Wiesen und „beegert" die gekochten Eier. In Spöck und Staffort geschieht dies so, daß die Eier im hohen Bogen weit durch die Luft geworfen werden. Meist stehen die Kinder auf einer verabredeten Abwurflinie und jedes versucht am weitesten zu werfen. Wessen Ei dieses Werfen am längsten aushält, dessen Besitzer hegt Siegerfreuden. Auch werden die Eier „gepickt", d. h. zwei Kinder schlagen Spitze gegen Spitze, um festzustellen, wessen Ei den Schlag aushält. Der Sieger heimst als Lohn das zerbrochene Ei ein. Weiterhin werden Eier „geschorgelt", besonders von Mädchen, im ähnlichen Spiel, wie wenn die Murmelsteine am Boden gegeneinander gerollt werden, um sich zu treffen. Wer trifft, gewinnt das getroffene Ei.

Fastnachtsbräuche sind auf der unteren Hardt nur wenige zu verzeichnen; denn Fastnacht ist in dem evangelischen Teil der Hardt ehedem kaum bekannt gewesen. Dem Jahresbericht des Pfarrers Joh. Phil. Bauderer zu Graben aus dem Jahre 1698 ist zu entnehmen, daß in jener Zeit am Tage Mariä Lichtmeß der „Krätzbraten" eingesammelt wurde, „welches folgender gestalten geschiehet: es gehn Buben mit langen Stecken und einem Korb vor allen Häusern herumb und sagen:

Mutter im Hauß,
den Braten herauß,
greift nach den langen,
laßt den kurzen hangen!

Allwo sie etwas bekommen, so gehn sie fort und wird endlich des Abends alles verzehret. — Ob nicht erbaulich wäre, unanständige, alte gewohnheiten abzuschaffen, als da ist hier die Einsammlung des Krätzbratens". (Anmerkung: Krätz = Rückkorb; die Sitte, an einem bestimmten Tag Fleisch oder Würste zu sammeln, ist altdeutsch und hängt wohl mit heidnischen Opfergaben zusammen.) — Nach Kemm „Burg und Dorf Graben". — Aus dem Sammeln des Krätzbratens ist wohl heutzutage in Graben, Linkenheim, Knielingen das Speck- und Eiersammeln der Burschen am Fastnachtstag geworden. Eier und Speck werden alsbald gemeinsam in einem Wirtshaus verzehrt. Auf der oberen Hardt wird Fastnacht mit allen Bräuchen gehalten. Am Aschermittwoch holt man sich dann das Aschenkreuzlein in der Kirche. Auf die ausgelassen lustige und närrische Zeit folgt der Ernst und die Stille der Fastenzeit. In Durmersheim reißt sich am Fastnachtdienstag die Jugend gegenseitig die Mütze oder den Hut herunter und wirft ihn auf die Erde — eine Fastnachtsitte, die wohl als Neckerei gedeutet werden kann, wie solche an diesem Tage üblich sind.

Uralt ist auch der Brauch des Setzens eines Maibaumes, der die Freude an der neubelebten Natur bekundet. In der Nacht zum ersten Maisonntag wird überall in den Hardtdörfern heimlicherweise von jungen Burschen vor den Wirtschaften, sofern der Wirt beliebt ist und die Ehre nachher entsprechend lohnt,

Digitized by Google

der Maien gesetzt. Der Maibaum will immer die Freude am neuerwachten Leben der Natur bedeuten, und je höher er über die Dächer schaut, geschmückt mit Papierrosen, Streifen und Fähnchen, desto größer ist die Ehre. Manches Mädchen findet am ersten Maimorgen an ihrem Fensterladen einen Blumenstrauß, mit jungem Birkengrün und Buchs umfaßt, als Zeichen der Liebe von ihrem Burschen gesteckt. Das bedeutet Freude und Hoffen. Andere müssen am gleichen Morgen einen alten Sack, einen Strohwisch, einen alten Reisigbesen dort finden; das heißt in Worten ausgedrückt: Schande oder Abweisung (Forchheim). Die Nacht zum 1. Mai, die „Walpurgisnacht", bringt in Durmersheim, Bietigheim und Ötigheim in besonders ausgeprägter Weise das Vertragen und Verschleppen von Gegenständen mit sich. Fensterläden werden verschleppt, Pflugkarren auf Dächer und hohe Bäume gehängt, ein Wagen in Teile zerlegt und diese nach allen Winden vertragen, Güllenfässer müssen Haustüren versperren, Gartentüren liegen draußen im Felde, Bauholz wird verschleppt — alles geschieht wie von unsichtbarer Hand getan. Da heißt es, entweder streng sein Hab und Gut bewachen, oder am andern Morgen mit Verdruß alles mühsam zusammensuchen. In dieser Nacht wird sehr oft eine Art Volksgericht abgehalten, „das Strohzetteln" zwischen 2 Häusern, bei denen ein verdächtiger Zuwandel stattgefunden.

Die Wochen der Sommerzeit bringen dem Hardtbauern Arbeit vom frühesten Morgen bis zum späten Abend. Am feierlichsten ist in den Dörfern der Hardt ein warmer, später Sommersamstagabend, wenn von den Buben und Mädchen die Straßen gefegt und genetzt, die Tiere im Stalle versorgt und drinnen in Stube und Küche alles bereit ist, den Sonntag zu empfangen. Wenn die Glocken den Sonntag eingeläutet, war früher die „Komm-Nacht", wo der Bursche seine Liebste aufsuchte; auf der Bank, neben dem Hofbrunnen, unter den blühenden Gelveigelein, dem würzig duftenden Rosmarin, die auf dem Fenstersims standen, saßen die beiden, bis die Mutter ihre Tochter zur Ruhe mahnte. Am Sommersonntagabend saß der Bauer mit Frau und Nachbarn auf der Bank vor dem Haus, unterhielt sich von den Zeitläuften, vom Wetter, dem Vieh und der Arbeit. Der Bauer rauchte die Pfeife; Wirtshausbesuch am Sonntagabend war der Jugend Recht, während das Alter am Nachmittag beim Bier saß. Arm in Arm gingen in Kettenreihen Mädchen vorüber an den Plaudernden, der Abendgruß flog hin und her, oftmals ein kurzes Wort dazu, und dann entschwanden die Mädchen. Eine Volksweise tönte vom Dorfausgang entgegen, schwermütig und getragen

. . . . unter Ros und Rosmarin
stand des Liebchens Name drin
ach, es war des Liebsten Grab,
den ich einst geliebet hab! — —

und verhallte in der lauen, herniedersinkenden Nacht!

Die Burschen sangen dann im Wirtshaus ihre Lieder, und wenn erst die Zeit kam, wo sie zur Rekrutenmusterung nach Karlsruhe mußten, sangen sie aus voller Kehle die alten Rekruten- und Soldatenlieder:

„Wenn im Feld die Kanonen krachen,
muß der Soldat sein Leben lassen,
sitzt der Bauersmann in seinem Haus,
raucht seinen Pfeiftabak zum Fenster naus!"

(Friedrichstal.)

Spielbuben nannte man sie, und mit eigenem Stolz schmückten sie den Hut mit langen, farbigen Bändern, besteckten den Herzfleck des Wamses mit Sträußen,

Digitized by Google

zogen am „Spieltage“ singend Arm in Arm reihenweise durch alle Dorfstraßen. Wer ein schwarzes Band trug, den hatte das Los getroffen, nach Gottesaue zu den Kanonieren oder nach Rastatt zu den 111ern zu müssen — das waren in der Regel die Truppenteile, wo die Söhne der Hardt ihre Dienstzeit abdienten.

Wie flogen da die Fenster auf, wenn die Spielbuben kamen; aber auch manche Dorfmaid stand verschämt hinter dem Fenstervorhang, um von dem Liebsten doch einen Blick zu erhaschen. Wenn sie gar eines der Bänder erhielt, ganz heimlicherweise, galt ihr das als Andenken und Unterpfand einer Liebe. Kehrte „er“ dann, nachdem er „treu gedienet seine Zeit“ als Reservemann ins Heimatdorf, so dauerte es nicht lange, bis aus den Versprochenen ein Paar ward.

Eines Tages im Kreise des Jahres sei noch gedacht, der Kirchweih, die aber in der Art, wie sie begangen in der oberen Hardt viel höhere Wogen der Freude schlägt als in der unteren. Die Kirchweih ist gleichsam das Erntefest und wird an ganz bestimmten Tagen in den einzelnen Dörfern gehalten, wie von alters her. (Den Johannistag, 24. Juni, feiert man nicht.) Die Dörfer Forchheim, Mörsch, Durmersheim, Bietigheim, Ötigheim feiern die „Martinikirchweih“. Aus der Mitte des vergangenen Jahrhunderts ist uns aus dem Dorfe Daxlanden, dem jetzigen Stadtteil von Karlsruhe, ein Bericht über die alte Daxlander Kirchweih — Tag der Kreuzerhöhung, 14. September — erhalten.

In jedem Hause wurde in der Woche vor dem Fest ein Schwein geschlachtet. Am Kirchweihsamstag rauchten schon in aller Frühe die Hauskamine, denn die Frauen buken eine Unzahl dünner und dicker Kuchen. Die dünnen wurden mit Zwetschgen, oder Äpfeln, oder grobem Zucker, Rahm und Zimt, oder feinem Zucker und Rahm (Flammkuchen) belegt. Auch mußte noch am Samstag das Haus von unten bis oben geputzt werden. Die Straßen wurden sauber gefegt und genetzt mit der Gießkanne. Nach diesen Vorbereitungen ward der Sonntag zum wahren Festtag. Ein feierlicher Gottesdienst leitete ihn ein. Dann ging man nach Hause und verzehrte das reichliche Mittagessen mit obligater Reissuppe, Schweinsbraten und Nudeln. Nachher hatte jeder sein Kirchweihrecht. In den Wirtshäusern drehten sich zur klingenden Musik die Paare im Tanz. Der neue Wein mundete Männern und Frauen, überdies stellte die Wirtsfrau große Teller mit Kuchenstücken auf die Tische. Jedermann durfte da zugreifen, soviel er wollte. Schnell ward so der Teller leer, und neue Kuchenberge wurden aufgetragen. Abends aß man im Wirtshause Würste, Braten und Salat. Freunde und Verwandte saßen beisammen an einem Tisch, schmausend und trinkend und gemeinsam ein Lied singend. Trat dann ein Spielmann mit der Geige in die Wirtsstube und sang zu seinem Spiel einige Lieder, so lauschte alles seinem Tun.

Auch die Kinder hatten ihre Kirchweihfreuden. Vater oder Mutter, sehr oft auch noch eines der Großeltern, hatten jedem einen Kreuzer Kirchweihgeld gegeben. Dafür kauften sich Buben und Mädchen bei den Pfälzer Kastanienfrauen, die auf der Kirchentreppe saßen, zwei Ringe gekochte „Keschte“. Andere erstanden um das Geld eine Brezel beim Dorfbäcker. So sah man am Kirchweihfest bei klein und groß nur fröhliche Gesichter. Am 3. Tag wurde die „Kerwe“ mit feierlichem Umzug begraben. Wieviel hat die Kirchweih unserer Zeit an Fröhlichkeit verloren!

Im Menschenleben nehmen drei Ereignisse entscheidende Bedeutung ein: Geburt mit Taufe, Hochzeit und Tod. An diese Ereignisse knüpfen sich alte Sitten und Bräuche, auch heitere und ernste Feste.

Der Glaube, daß die Frau, welche ein Kind unterm Herzen trägt, besonders gegen böse Mächte sich schützen muß, ist auch auf der Hardt zu finden. Diese bösen

Digitized by Google

Geister wollen dem Kinde etwas antun. Auch muß sich die werdende Mutter vor dem „Versehen" hüten; sie darf nichts Häßliches schauen, nicht durch eine Maus, einen Vogel erschreckt werden, sonst leidet das Kind Not, erhält ein Mal an der Stelle, wohin die Mutter im Augenblick des Erschreckens gegriffen hat. Vor der Taufe des Kindes darf die Mutter nicht das Haus verlassen und soll das Kind nie allein und unbewacht lassen. Die Taufen wurden früher auf der unteren Hardt Werktags gehalten, jetzt sind sie in der Regel am Sonntag nach den Gottesdiensten. Junge Paten, die noch ledig waren, trugen in Blankenloch, Hagsfeld, Knielingen auf dem Taufgang einen Strauß, bzw. die Patinnen den Kranz. Nach dem Taufschmaus übergab die Patin der Kindsmutter einen durch ein buntes Tuch geschmückten Korb mit Zucker, Kaffee, Reis, Kandiszucker, Zichorie gefüllt, wobei obenauf ein großer Butterweck lag. Oftmals hatte man der Mutter am Tauftage ein Huhn überbracht. Dem Täufling steckte der Pate einen Taler ins Tragkissen — der sollte dem Menschlein Glück fürs ganze Leben bringen und wurde als Schatz dann lebenslang gehütet und bewahrt.

Bei Hochzeiten geht es in den Hardtorten meist hoch her. In der Regel haben schon längst die Eltern stillschweigend das Verhältnis zweier Liebenden gebilligt, und bedarf es lediglich einer mündlichen Bestätigung, die sich der Bursche selbst im Hause seines Schatzes holt. Verlobungen, wie sie in der Stadt gefeiert werden, sind in bäuerlichen Verhältnissen unbekannt. Zu der Hochzeit laden heutigentags die Brautleute persönlich Verwandte und Paten ein. Sind die Vorbereitungen zum Hochzeitsfeste getroffen im Hause der Braut — denn gewöhnlich heiratet der Bursche ein Mädchen aus seinem Dorfe — so holen am Vorabend „Ladbuben und Ladmaidle", die ehedem die Einladung zur Hochzeit besorgten, Tische, Stühle, Geschirr aus dem Wirts- ins Hochzeitshaus, da man diese Dinge benötigt und sie in solcher Zahl nicht im Hause hat.

Früh am Hochzeitsmorgen versammelt sich die Hochzeitsgesellschaft im Hause, erhält als ersten Imbiß gekümmeltes Weißbrot nebst einem Trunke Würzwein. Der Kirchgang ist höchst feierlich; man geht dabei zu dreien, die Jugend voraus, dann das Alter. Der Bräutigam und die Gäste tragen einfache Sträuße, die Braut trägt, falls sie untadelig ist, den Brautkranz, die Kinder haben ebenfalls Kränzlein und Blumen angesteckt. Weinend sollte die Braut das Haus verlassen, das bedeute ihr Glück; Ehrenschüsse werden auf dem Wege zu und von der Kirche von Freunden und jungen Burschen abgegeben — ein alter Brauch, das Schießen soll die bösen Geister verscheuchen.

Im ehemaligen Dorfe, dem jetzigen Stadtteil Rüppurr, ist es jetzt noch Sitte, daß beim Verlassen der Kirche von dem neuvermählten Manne gemünztes Geld unter die dort harrenden Kinder geworfen wird, die sich balgend darauf stürzen. Dieser Brauch mag an die alte Sitte des Brautloskaufes erinnern, ähnlich jenem, wenn ein Seil über den Weg gespannt wurde und der Bräutigam oder der Ehrengeselle durch ein Geldgeschenk an die Dorfburschen die Bahn frei machte für den heimkehrenden Hochzeitszug.

Ehedem trug das Brautpaar einen Rosmarinzweig in der Hand, wie man überhaupt bei allen wichtigen Ereignissen in Freud und Leid diesen Zweig trug, da man glaubte, daß der würzige Geruch das Erinnern und Denken, die Liebe stärke. Der Rosmarin der Braut war gleichsam auch das Zeichen der Jungfräulichkeit und blieb auf dem Altar der Kirche liegen. Ehrsame Brautleute erhielten volles Geläute. Bei fröhlichem Mahle schwanden schnell die Stunden dahin, und der Abend brachte neben Scherzen den Tanz im Hochzeits- oder im Wirtshause. Gelang es dabei jemand, der

Digitized by Google

Braut einen Schuh auszuziehen, so mußte der Ehrengeselle eine Maß Wein spenden, und das Glas, in den Schuh gestellt, machte die Runde um die Tafel. Die drei ersten Tänze mit der Braut gehörten nicht dem Bräutigam, sondern der Ehrengeselle nebst zwei Gespielen hatten dieses Recht inne. Um die Mitternachtsstunde wurde von verheirateten Frauen der Braut der Jungfrauen- oder Brautkranz aus dem Haar gelöst und ihr zum Zeichen ihres neuen Standes eine Haube aufgesetzt — sie war damit unter die Haube gekommen.

In Spöck und Staffort schloß sich diesem Brauche ein letzter gemeinsamer Choral an, und dann verließen die Neuvermählten den frohen Kreis der Hochzeitsgesellschaft, die selbst noch bis zum Morgengrauen beisammenblieb. Allerlei Schabernack und Neckereien wurde dabei getrieben und immer wieder dem Weine zugesprochen. Am Hochzeits- oder dem nachfolgenden Abend, oft auch nach Verlauf einer Woche wurden Geschenke überbracht. Die Paten der jungen Frau schenkten ehedem Linnenzeug und Geld. Der junge Mann erhielt von jedem Hochzeitsgast, von Nachbarn und Freunden einen Scheffel Weizen oder Korn. Am Schenkabend fand dann nochmals eine Bewirtung statt.

Neben heller Freude steht dunkles Leid. In Krankheitsnot ist auch jetzt noch alter Volksglaube beteiligt. Krankheiten galten als Wirkung böser Mächte, und man versuchte, sie mit Zauberformeln, Gebetssprüchen und Wunderkuren zu heilen. In manchem alten Hause der Hardt findet man noch heuzutage geschriebene „Brauchbüchle", die sich von Geschlecht auf Geschlecht vererbten und als Familiengeheimnis gehütet werden. Oft nahm man auch zu Wunderdoktoren und weisen Frauen Zuflucht. So suchten z. B. die Leute der unteren Hardt 1796 die „Doktorin zu Huttenheim" auf, wenn sie Wunden, Furunkeln, Brüche zu behandeln hatten. Ein Doktor Empiricus von Knaudenheim hatte um 1750 mit umständlichen Sprüchen und Handstreichen Brustleiden, Flüsse und Geschwüre (Karfunkel) geheilt. Von ihm soll der alte Spruch sein, der auf einem vergilbten Zettel sich in Graben vorfand:

Das Walt Gott Karfunkel,
so finster und dunkel,
so braun und so rot
in drei Täg bist du tot!

Ein anderer Spruch, den heute noch alte Frauen in Graben bei Kindern benutzen, die „angewachsen" sind, d. h. nicht recht atmen können, lautet:

Herzg'sperr und Anwachs
weich von meim Kind seim Herz,
weich von meim Kind seiner Ripp
durch den Heiland in der Kripp!

Dabei wird das Kind angeblasen und ihm die Hand aufgelegt.

Dem Rindvieh, das nicht wiederkäuen konnte, half man auf durch „unbeschrienes" Brauchen. Man ging zum Nachbar und sagte: „Mei Kuh hat de Iderich verloren", worauf der antwortet: „Geh ham, sie hat en widder!" Das mußte aber dreimal unbeschrien geschehen (nach Kemm, Graben).

In Knielingen wurde noch vor drei Jahrzehnten von einer alten Frau Nasenbluten eines Kindes gestillt unter leisem Gebet durch Auflegen eines versiegelten „Brauchbriefes" auf den Kopf, der mit einem Hute bedeckt ward. Die Sitte des Brauchens ist ein Hauptteil der alten Volksmedizin gewesen. Man nahm außerdem zu bestimmten Terminen im Jahre Laxiermittel und Brechsäfte, ließ sich schröpfen, die Ader lassen, damit das Blut nicht zu dickflüssig würde. Seit 1751

Digitized by Google

3. „Der Herr Bürgermeister“
Springerlemodel aus Linkenheim

bestand in Staffort ein berühmtes „Schröpfbad“ als markgräfliches Erblehen, welches von der ganzen Hardt während des Sommers, „der Saison“, außerordentlich stark besucht war. Noch 1830 war das Erblehen im Schwung und hörte in den 60er Jahren nach dem Tode des letzten „privilegierten Schröpfbaders“, des Chirurgen Brauch, völlig auf.

Auch das größte Rätsel im Menschenleben, der Tod, ist von altem Aberglauben und Sitten begleitet. Ist der Tod eines Menschen nahe, so öffnet man einen oberen Fensterflügel der Kammer, um die Seele hinauszulassen aus dem Hause, in dem sie meist so lange gewohnt. Die ganze Familie und Verwandtschaft weilt im Sterberaum am Bette, um dem Menschen das Sterben leicht zu machen. In Knielingen eilt dann ein Knabe zum Mesner, und dieser läutet das „Schiding“, das Scheidzeichen, mit der dafür bestimmten Glocke, daß das ganze Dorf erfährt: eine Menschenseele ist von hinnen geschieden, Menschen bedenket euer Ende! In den beiden Tagen, da die Leiche im Hause liegt, halten Verwandte und Freunde die Leichenwache Tag und Nacht. Dabei wird erzählt, zum Brot Butter und Käse gegessen und Wein getrunken. Neben dem Toten brennt auch in den evangelischen Dörfern der Hardt eine Kerze. Die bösen Geister sollen durch das Wachen und laute Sprechen gebannt werden. Dem Toten gibt man in Knielingen einen Rosmarinzweig in die Hand, in Spöck eine Zitrone mit ins Grab. Dabei werden in die Zitrone mit schwarzen Glaskopfstecknadeln die Anfangsbuchstaben des Vor- und Zunamens gesteckt. Der Kopf ruht auf einem Heu- oder Holzwollekissen. Der Mann erhielt früher seine Kleidung angelegt, doch ohne Schuhe, „sonst kommt er wieder“, sagte man. Die Frau bekam ihr gutes Kleid an und ihre Bandhaube über die Haare gelegt. Kinderleichen hüllte man immer in weiße Sterbekleidung. Der einfache Sarg wurde früher von 4 bis 6 Trägern auf den Gottesacker getragen, heutzutage benutzt man einen Wagen. Meist waren dies die Nachbarn, die damit dem Toten die letzte Liebe erwiesen. Dreimal setzten die Träger (in Spöck) unterwegs den Sarg ab. Stets wird auch jetzt noch die Leiche so getragen, daß die Füße voraus sind, damit sie nicht mehr den Weg ins Haus zurückfinden. Die Träger hatten in Spöck stets einen „Zinken“, d. h. einen Rosmarinzweig in der freien Hand oder im Mund, den sie zum Schluß auf den Sarg ins Grab warfen. Von jedem Haus ging bei Beerdigung Erwachsener eine Person mit, das Zusammengehörigkeitsgefühl aus alter Zeit kam hierdurch zum Ausdruck als guter, alter Brauch. Schulkinder singen noch in unsern Tagen in vielen Dörfern am Trauerhause, an den bestimmten Abstellplätzen und auf dem Friedhof wie vor 150 Jahren unter Leitung eines Lehrers. Der Trauergottesdienst findet in den meisten Hardtdörfern seit undenklicher Zeit im Gotteshaus statt. Der Text der Leichenrede des Geistlichen wird gewöhnlich auf dem Grabkreuz vermerkt. — Das Leichenmahl, eine uralte Sitte, wird seit beinahe 200 Jahren, wo diese Schmauserei auf markgräflichen Befehl abgestellt wurde, nicht mehr gehalten.

Die Toten werden überall in ehrendem Gedächtnis gehalten; die Gräber sind gut gepflegt und blumengeschmückt, die Wege grasfrei und bekiest. Wenige Gräber

Digitized by Google

haben noch einfache Holzkreuze, wie sie ehedem landesüblich waren, und die so herzlich sinnig und passend sich gaben, oft in einer heute verlorenen Volkskunst des einfachen Dorfschreiners, und auch dann noch so schön, wenn das Alter ihnen zusetzte und sie schräg, von hohem Gras umgeben, dastanden.

Man singt gerne im Hardtdorfe! Liebesleid und Liebesfreud sind bei der Jugend der Unterton des Singens, Scheiden und Meiden, Wandern und auch der Tod der Inhalt alter Lieder. Hier hat sich der Schulgesang der letzten Jahrzehnte das Verdienst erworben, vor allem unsere Volkslieder und volkstümlichen Lieder in den Dörfern zum Volksgut werden zu lassen, eben durch ihre Pflege. Dadurch sind aber die früher gern gesungenen Lieder nach und nach in Vergessenheit geraten. Wenn man ehedem in den Hardtorten beim Hopfenzupfen saß an den Herbstabenden, sang man andere Lieder als die, welche man heutzutage beim „Tabakeinfädeln" unter der Dorfjugend singt. In den schlimmen Hungerjahren um 1847 verließen viele Hardtleute ihre Heimat, um in Nordamerika, Brasilien, besonders auch in Polen und im Kaukasus ihr Glück zu suchen. Von letzteren kehrten nach wenigen Jahren einige enttäuscht zurück. Ein alter Mann aus Spöck, der als Knabe den Auszug und die Wiederkehr seiner Familie miterlebte, hat die nachfolgenden Strophen eines Liedes mitgeteilt, welches damals von den Auswanderern, die gen Osten, meist der Donau entlang, zogen, gerne gesungen wurde:

1. Laßt uns nur das Frühjahr sehen
und die schöne Sommerzeit!
Wer da will nach Rußland gehen,
der mach sich zur Fahrt bereit!

2. Und der Kaiser hat geschrieben,
daß er Deutsche haben will,
Grund und Boden soll man kriegen,
soviel, als man schaffen will.

3. In Rußland ist ein ander Leben,
hier ist's eine Schinderei —
und da bau'n wir Korn und Reben,
wie an unserm schönen Rhein.

4. Nun ade, wir wollen ziehen,
denn es ist nun an der Zeit,
lebet wohl bei euern Mühen,
Rußland ist von hier recht weit!

(Melodie etwa nach „Die Reise nach Jütland", leider unvollständig.)

Wenn ein Lied verklingt in einem Saitenspiel, so zittern die Töne in den Saiten lange, lange nach, wenn auch kein Finger sie mehr rührt! ...

Viele Bilder sind an uns vorübergezogen auf dieser Streife durch die Karlsruher Landschaft; wir atmeten den würzigen Ruch des Bodens, fühlten den Pulsschlag der Arbeit, sahen das Volk in Freud und Leid, in seinem Denken und Empfinden, in seinem Sinnen und Glauben mit den Erscheinungen, die aus vergangenen Tagen noch im Volksleben unserer Zeit hervortreten.

Zeiten und Menschengeschlechter vergehen und verwehen; aber eines ist neben dem Allergöttlichsten der Dinge gewiß: Es blüht das Volk auch noch in künft'gen Tagen!

Digitized by Google

1. Kapelle Grünwinkel

Kleine und kleinste Kunstdenkmäler in der Karlsruher Landschaft

(Mit 5 Zeichnungen des Verfassers)

Von Bernhard Weiß, Karlsruhe

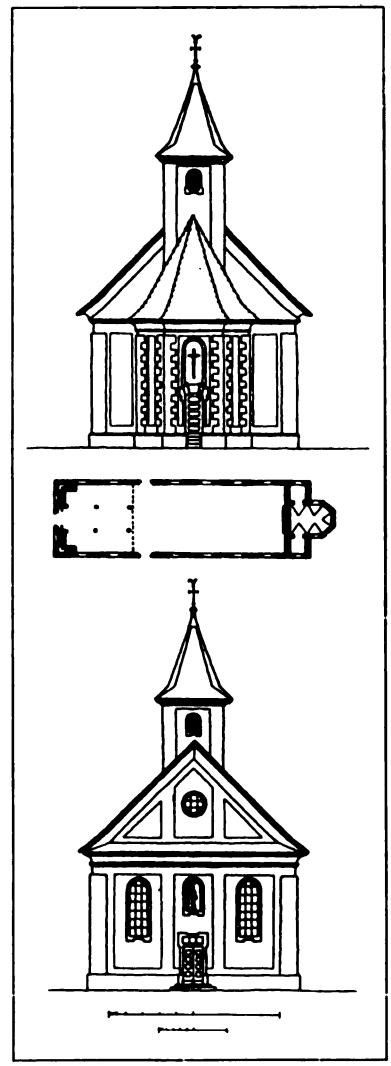
Fürstenstädte des 17. und 18. Jahrhunderts, wie die Friedrichsstadt in Berlin, das württembergische Ludwigsburg, Rastatt, Mannheim oder auch Karlsruhe in Baden, entstanden nicht allein als Zeugnisse des absolutistischen Herrscherwillens der Landesherren, sie sind vielmehr mindestens ebensosehr Abbilder der gesammelten Fülle schöpferischer Gestaltungskraft jenes Zeitalters großer, meist aus dem Artillerie-Ingenieur-Offizierstande hervorgegangener Architekten. Als solche scheinen sie durchweg sich in dem Adel und der Ruhe der Nähe des schirmenden fürstlichen Schlosses zu sonnen, und gleichzeitig wahren sie die bescheidene Zurückhaltung des selbstsicheren, biederen und vertrauenden, kleinbürgerlichen Beamtenstandes ihrer Bewohner. Als wären sie allesamt Geschwister, Kinder eines Vaters, so stehen diese Häuschen mit der in gleicher Weise fortlaufenden Front ihrer Fenster, dem breiten Gurt- und den stark ausladenden, kraftvollen Hauptgesimsbändern an der langen Zeile der reinlich gepflasterten Straße. Kultur atmet alles um uns in dieser Umgebung, das fein abgewogene Maß von Himmel und Licht im Verhältnis zum umschließenden Straßenraum, die einladenden, reizvoll variierten und dennoch einem höheren Gesamteindruck sich unterordnenden Haustüren und all den nebensächlichen Einzelheiten, Profile, Türdrücker, Klingelzüge usw. Kultursinn für selbständiges Formen und Gestalten der Umwelt, jenes Bewußtsein aktiver Herrscherkraft des Könnens, spiegelt sich wieder, wohin wir die Blicke werfen. Und dennoch, auch aus ihrer lieben Mitte zieht es uns und zog es auch die einstigen Bewohner hinaus in freiere Gefilde, den Zwang der Kultur zu vergessen, zu bewundern die ehrfurchtgebietende Größe der Natur. Auf halbem

Digitized by Google

Wege sollen wir dann entdecken, wie die beiden sich abstoßenden Pole in ihrer Vereinigung Schöpfungen zustande bringen, die beglückend auf uns wirken können.

Ja, man sollte nicht an jenen kleinen und kleinsten Denkmälern vergangener Zeiten achtlos vorbeigehen, die draußen vor den Toren der Stadt an Landstraßen und Feldwegen liegen, der Verwahrlosung und der Vergessenheit anheimfallend; denn in ihnen steckt gerade ein Stück unverfälschtes tiefes Volkstum und Volkserleben.

Denken wir an die in reicher Fülle noch heute um das Weichbild der Stadt gelagerten älteren Dorfkirchen. Nicht liegen sie als stolze Prunk- und Prachtbauten ohne seelischen Zusammenhang inmitten von Häuserblöcken oder an irgendeinem zufälligen Platze errichtet. Am Marktplatz, wo nahe Rathaus und Schule und das behäbige Pfarrhaus liegt, da nimmt, umgeben von einem Haine von Lindenbäumen, die hervorragendste Stellung im Orte das Gotteshaus ein. So hat draußen in Daxlanden, wie das noch heute zu erkennen, die Kirche ihre Aufstellung gefunden. Und ob der Bau nun von einem einfachen Landbaumeister oder, wie hier von einem anerkannten Künstler, denn kein Geringerer als P. Rohrer, der in leitender Stellung an den Bauten des markgräflichen Hofes und dem Schloßbau in Rastatt mitgewirkt, hat das Kirchlein im Jahre 1713 erbaut, entworfen und ausgeführt, selbstverständlich und anspruchslos fügt es sich als schlichtes Bauwerk in die Umgebung der bescheidenen Bauernhäuser ein. Die schweren Zeiten, von denen uns die Visitationsberichte der Diözese Speyer vom Jahre 1683 und 1701 ein Bild geben, erlaubten es, nachdem in der ganzen Hardt nach den Eroberungskriegen Ludwigs XIV. Kirchen, Schul- und Rathäuser und ein gut Teil des Privatbesitzes der ohnehin ärmlichen, dauernd durch Wasserschäden heimgesuchten Bewohner der Rheindörfer in Asche lagen, der Gemeinde ja nicht, große Mittel zum Kirchenbau auszugeben. Was aber mit dem verfügbaren, durch Unterstützung des Hofes vermehrten Baugelde geschaffen wurde, es hat nicht nur die Jahrhunderte überdauert, heute noch steht es als nachahmenswertes Beispiel vor uns.



2. Alte Kirche zu Karlsruhe-Daxlanden, erbaut 1713

Von dem gleichen Reiz schmucker Einfachheit ist auch die alte evangelische Kirche zu Karlsruhe-Mühlburg einstmals gewesen[1]. Es ist ewig schade, daß die Renovation des Jahres 1903, die das Kirchlein zu einem großstädtischen Gotteshause umbaute,

[1] Vgl. Mein Heimatland, 6. Jahrg. 1919, S. 36.

Digitized by Google

diesem den Reiz des mit der Umgebung Verwachsenseins so völlig genommen. Wie die Henne inmitten der Schar ihrer Küklein, so stand vordem bewußt und stark schirmend, das im Jahre 1719 erbaute Kirchengebäude mit dem in Höhen- und Breitenabmessungen wundervoll abgepaßten Turm inmitten des Lindenplatzes zwischen den diesen umsäumenden zweistöckigen Häuslein des alten Mühlburg. Heute ragt ein neuer barockisierender Turm ohne Verhältnis zu seiner Umgebung, ohne Zusammenklang mit den runden Kuppeln der altehrwürdigen Lindenbäume über seinem Eingang zum Himmel auf, nicht schlecht in seinen Formen, aber eben rücksichtslos und eitel, nicht die Dominante des Gesamtbauwerks, sondern ein zu stark betontes Einzelglied desselben; um so unliebsamer fällt dem Kenner der Zwiespalt zwischen alter und neuer Auffassung ins Auge, als der noch in ziemlicher Unberührtheit vorhandene Mittelteil der Westfassade mit seinen beiden Ecklisenen und dem nur wenig die Lisenentiefe überragenden Mittelrisalit mit Türe und Rundfenster ein reizvolles Beispiel der einfachen Ausdrucksmittel der Baukunst jener Zeit darstellt.

In alter Unberührtheit liegt ein Kirchlein jener Tage draußen vor den Straßen der Stadt, heute noch ebenso wie damals, als es Max von Schenkendorf zu seinem volksliedhaften Gedichte angeregt:

Liebes Kirchlein an der Straßen, wer dich einsam hier erbaut,
Hat in Sehnsucht ohne Maßen, hat wie ich hinausgeschaut
Nach den Bergen, nach dem düstern schauerlichen Waldesgrün,
Wo die hohen Bäume flüstern, wo die tiefen Schatten ziehn.
Kirchlein, aus der Lieben Mitte, ohne Rast und ohne Ruh'
Lenken täglich meine Schritte durch die Stoppeln dir sich zu.
Kirchlein, einsam an der Straßen, wer dich einst hier aufgebaut,
Liebend hat er ohne Maßen zu den Bergen aufgeschaut.

Es ist Baumeister Weihing, der das Kirchlein von Klein-Rüppurr Ende der siebziger Jahre des 18. Jahrhunderts erbaut[1]. In seiner Harmlosigkeit hat es tatsächlich keinen absoluten Wirkungsfaktor. Es wirkt eben einfach durch sich selbst in der fein abgewogenen Proportion des vorgezogenen Turmes zu dem eigentlichen Kirchenraum, durch die wohlabgestimmte Wucht des Dachwerks gegenüber den grauweißen Mauerflächen. Nur aus nächster Nähe kann man, von Karlsruhe die breite Ettlinger Landstraße daherkommend, das Gebäude in Augenschein nehmen; denn erst, wenn man unmittelbar davorsteht, taucht es aus den Baumkronen der Allee hervor und steht plötzlich beherrschend da, während die Landschaft hinter seiner Wucht freiwillig zurückgetreten scheint. — Ganz anders ist die Wirkung des Bauwerks auf den Beschauer, nähern wir uns von Scheibenhardt her dem Kirchlein. Eingebettet in die zarten Linien der umgebenden Landschaft, scheint es in tiefem Schlummer schon Jahrhunderte hindurch zu ruhen. Man glaubt förmlich zu fühlen, wie Landschaft und Bauwerk sich aufeinander einstellen, als nähmen sie gegenseitig aufeinander Rücksicht. Das Kirchlein inmitten zweier hochaufragenden Silberpappeln, links gefaßt durch eine massige Baumgruppe, zur Rechten durch eine etwas niedrigere, die sich allmählich nach hinten in die Landschaft verliert, liegt da in beschaulicher Ruhe; das Ganze klingt zusammen wie ein wohlabgestimmtes Lied.

In der näheren Umgebung von Karlsruhe begegnen uns zwei weitere Kapellenbauten, die Wallfahrtskapelle „Unserer Lieben Frau" zu Bickesheim und das kleine

[1] Vgl. Heimatblatt Nr. 3 der Schriftenreihe vom Bodensee zum Main: „An Landstraßen und Feldwegen" von B. Weiß.

Digitized by Google

3. Knielingen bei Karlsruhe

Wegkapellchen, das einstens inmitten des Dorfes Grünwinkel stand, vor einem Jahrzehnt etwa aber auf Veranlassung und mit Mitteln der Firma Sinner daselbst abgetragen und auf seinem jetzigen Standort wieder in der alten Form, bis in die Einzelheiten genau, äußerst geschickt aufgebaut wurde. Die erstere Kapelle, allerdings mehrfach umgebaut, ist eine der ältesten Kirchen Badens, ein Ort von Bedeutung, nicht allein deshalb, weil hier Bernhard von Clairveaux in den Herbsttagen des Jahres 1147 die Gläubigen der Hardtgegend zum Kreuzzug in das heilige Land aufrief, und weil in der Votivkirche „unter dem Freundschaftsbunde der allerseligsten Jungfrau — virginis adaptatas sub amico foedere dextras — die Vermählung geschlossen" zwischen Kunigunde von Eberstein und Rudolf I. (1243—1288) Markgrafen von Baden, sondern da hier an den Wänden des frühgotischen Chors verhältnismäßig gut erhaltene Reste mittelalterlicher Malerei zutage gefördert wurden und ein altes dortselbst vorgefundenes Glasgemälde uns eine Vorstellung gibt, wie diese Kunst in jenen frühen Tagen in unserer Heimat ausgeübt wurde. Das Kapellchen von Grünwinkel kann sich in dieser Hinsicht allerdings nicht mit der Bickesheimer Kirche messen. Um so reiner ist es aber in der Schlichtheit seiner bäuerlichen Formen erhalten. Wie die Inschrift über seinem Eingang zeigt, ist es im Jahre 1759 erbaut. Ein reizendes Idyll in der nächsten Umgebung von Karlsruhe, liegt es noch heute als Wahrzeichen des Ortes Grünwinkel inmitten weithin sich dehnender Kornfelder auf hoher Böschung am Rande der Albniederung. Wen der Weg durch das Flachland von Mühlburg hinausführt gen Daxlanden, der sieht das Kapellchen in mannigfaltigsten Fernsichten stets wieder von anderen Baumgruppen umrahmt. Dem Grün der Wiesen und dem Graubraun der Ackererde, dem Blau des Himmels gesellt sich zu stimmungsvollem farbigen Übereinklang das Weiß der Mauerflächen und die wundervolle, geradezu an die bunte Pracht eines alten Teppichmusters erinnernde Farbenskala des zeitverwitterten Ziegeldaches mit seinem schönen Dachreiterchen. Das duftige Perlgrau der Ferne läßt leise die Härten der Farben zerfließen. Erst beim Näherkommen erkennt man zur Linken den tiefen Taleinschnitt, den, von breiten Wiesenbändern umsäumt, die Alb durchfließt, und bemerkt, wie das Kirchlein über dem melodisch dahinrauschenden Fluß, auf einer von mächtigen Steinquadern gefaßten Böschung erbaut, steht.

Digitized by Google

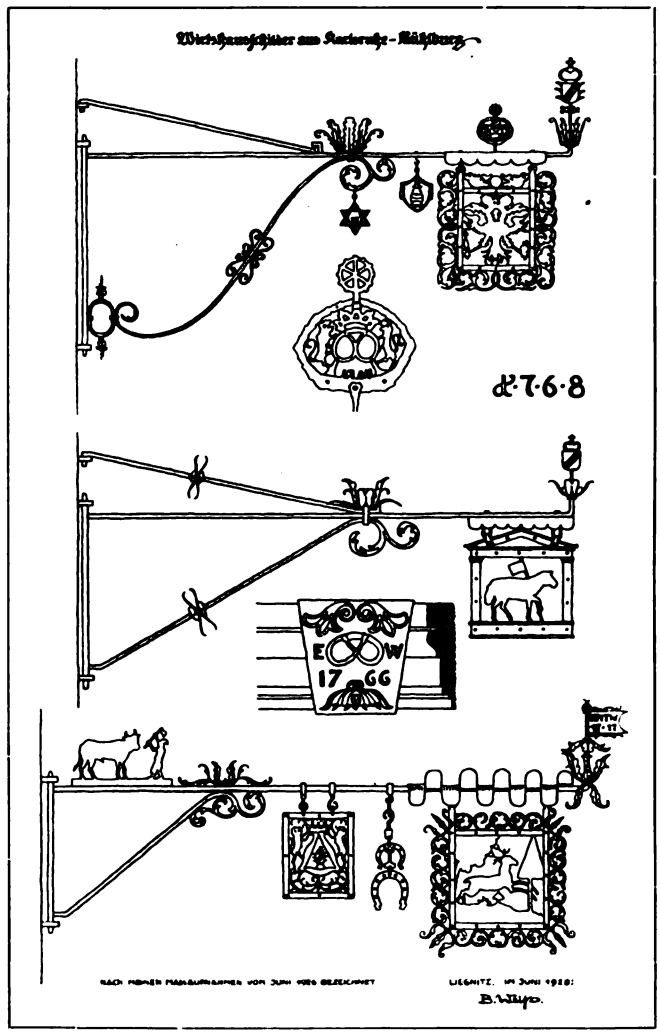
4. Au am Rhein

Fürstliche Bauten sind uns nur wenige in der unmittelbaren Umgebung Karlsruhes in alter Form, wenigstens äußerlich, erhalten. Das Mühlburger Schloß wurde ein Raub der Flammen; auch Schloß Gottesaue ist, durch Brand und Krieg heimgesucht, mehrfach umgebaut worden, die beiden einzigen in ursprünglichem Aussehen auf uns gekommenen Schlösser sind Scheibenhardt und Stutensee, beides heute Erziehungsanstalten. Jagdschlößchen des ehemaligen Fürstenhauses waren beide, die bis zur Umwandlung im Innern reizvolle Zimmerchen bargen mit wundervollen Seidentapeten des 18. Jahrhunderts; zierliche Rokokomöbel standen darinnen, leichtgebaute Vitrinen aus edlen Hölzern mit Servicen aus Durlacher Fayence und alten geschliffenen Gläsern. Gerade Stutensee war ein entzückendes Idyll. Mitten im Wildpark liegend, umgeben von riesigen, uralten Eichenhainen, rings abgeschlossen von der Außenwelt durch den schirmenden Wall seiner Wirtschaftsbauten und die beiden kleinen Wachthäuschen im Westen, mit der dem Schloßbau vorgelagerten rosenumrankten Rotunde, in deren Mitte nur die Sonnenuhr an die Vergänglichkeit der glücklichen Stunde mahnte, konnte einem der stille Ort beinahe unwirklich, wie ein Märchen erscheinen. Von den Fenstern des oberen Geschosses sah man hinaus, hinweg über die Gipfel der Bäume auf das liebliche Pfinztal gen Osten; westwärts aus dem großen Spiegelsaal überblickt man die Rheinniederungen bis hinüber, wo drüben in der Ferne die Vogesen und ihre Ausläufer, die Hardtberge, die Heimat begrenzen.

Wenden wir nun unseren Blick nochmals hin auf die Ortschaften der fruchtbaren, baumreichen Niederungen im Vorgelände des Rheins, Knielingen, Neureuth, Hagsfeld, Blankenloch, Friedrichstal, die als untere Hardt um Karlsruhe herumliegen, und auf jene der oberen Hardt, Rüppurr, Bulach, Grünwinkel, Daxlanden, Forchheim, Mörsch, Au a. Rh., und wie sie alle heißen. Ganz abgesehen von dem Reiz der alten, wenn auch seltener werdenden Fachwerkhäuser bieten diese Dörfer mit ihren schmucken Straßen, dem fröhlichen Grün, das die Häuschen, bald als die Einfahrt oder die Eingangstür umrankende Rebe, bald als Zierstrauch oder fruchtbares Apfel- oder Mirabellenbäumchen aus einem Garten hervorlugend, belebt, dem Maler herrliche Motive. Bald hebt sich eine stattliche Wirtschaft oder ein Pfarrhaus etwas aus der Reihe heraus, bald ein der Gemeinde gehörendes Rathäuschen oder der, in einer Gegend, die einstens viel Tier- besonders Pferdezucht getrieben, gewichtige Farrenstall. Bisweilen begegnen wir einer alten Mühle, deren gewaltiges Rad, durch das Wasser der Alb getrieben, noch heute, wie zu Großvaters Zeiten, die schweren Steine dreht. So liegen draußen unweit Rüppurr die alte Ölmühle und in der Talsenke zwischen Mühlburg und Daxlanden die einst zum Kloster Herrenalb gehörige Appenmühle, beide Bauten von hohen alten Baumgruppen umrauscht, reizvolle und anziehende, friedsame Orte, Zeugen einer geruhigeren, beschaulicheren Zeit.

So sind sie alle die Bauten jener Tage; und ich glaube nicht, daß sie allein durch die Patina der Jahrhunderte so geworden; es ist vielmehr die Liebe und die Freude

Digitized by Google



5. Wirtshausschilder aus Karlsruhe-Mühlburg

an der eigenen schöpferischen Betätigung, geeint mit dem an guten Vorbildern geschulten Blick, das Verständnis für die Eigenheiten des verwendeten Materials, die jenen Menschen einer Zeit, für die jeder Augenblick köstliches Erleben bedeutet, eigen waren; man denke an Goethe, Stifter, an Ludwig Richter, Chodowiecki und andre, die uns in ihren Schriften oder durch ihre Bilder einen Blick tun lassen in das, was sie bewegte, und man wird verstehen, daß sich gewiß auch die kleinen Leute jener Zeit bewußt waren, daß auch in ihren Verhältnissen nicht unbedeutende Leistungen möglich seien; daher das gesunde Selbstbewußtsein, das aus ihren, wenn auch einfachen Werken spricht, daher der Handwerksstolz, der noch aus der kraftvollen Renaissancezeit auf diese Zeiten überkommen. Treten wir nur von der breiten Dorfstraße in eines der behäbigen breiten Tore ein, so stehen wir noch häufig unter dem Halbdunkel der Durchfahrt einer stattlichen, schöngemusterten Brettertür gegenüber, oder ein reizvoller Treppengeländeranfänger im geräumigen, sauber gedielten Flur gibt uns Zeugnis von alter Handwerkskunst. Selten werden allerdings diese Stücke, immer seltener. Äußerlich ist noch das Straßenbild von der lieblichen Anmut der friedsam dahinträumenden Biedermeierzeit. Schreiten wir aber hinein in viele der Stuben, setzen wir uns mitten unter die Bewohner, reden wir mit ihnen, dann müssen wir bald erkennen, daß es nimmer der Schlag des gesunden, kräftigen Bauern ist, den wir hier gegenüber haben. Wie anderwärts haben die Fabriken der nahen Stadt das Mark aus den Knochen dieser Menschen gesogen; die wenigsten noch sind Bauern, die fest und treu an der ererbten Scholle hängen, die Mehrzahl sehnt sich hinaus in

Digitized by Google

die Welt, in eine unbekannte neue Heimat, folgend der „auri sacra fames", dem lockenden Rufe nach Geld, und in dem „Hunger nach Gold" verarmen einst blühende Landstücke. Da keine Tradition diese Menschen an ihren Boden, an das vom Vater und Großvater ererbte Gut knüpft, zerfallen die Bauten aus den vergangenen Jahrhunderten allmählich mehr und mehr. Und mit ihnen als den Denkmalen volkstümlichen, bodenständigen Bauens gehen unter die wenigen Reste alter Handwerkskunst.

Um wenigstens ein paar Beispiele der handwerklich beachtenswerten Schöpfungen aus den letzten zwei Jahrhunderten zu geben, wie wir sie bisweilen in den Ortschaften der Umgebung von Karlsruhe noch finden, habe ich einige Schmiedearbeiten, Wirtschaftsschilder aus Mühlburg, zusammengestellt, die uns die sinnigen Entwürfe der einzelnen Themen, wie auch die verständige, handwerkstechnische Art der Lösung der Ausführung erkennen lassen. Leider zerfallen selbst solche Stücke alten Handwerksfleißes allmählich, oder sie werden aus Mangel an Verständnis abgenommen und verschleudert. Ähnlich ergeht es den einstens so zahlreich in unserer Gegend vorhandenen Wegkreuzen, den Bildstöcken und Heiligenfiguren, die bis zur Grenze hin die Landschaft der einstmals baden-durlachischen Markgrafschaft durch ihren Reiz bereicherten. So zerfallen auch die reichen Grabstätten der älteren Friedhöfe, bis sie eines Tages völlig beiseitegeräumt sind, und die letzten Spuren einer gewesenen Zeit verlöschen.

Neue Zeiten bringen neue Gedanken. Gewiß; unsere Tage des kniefreien Rockes und Bubikopfes, der Revüen und des Radio können nicht Ideale verfolgen, wie sie die Zeiten um 1800, als Reifröcke und der griechische Haarknoten, schöngeistige Lesezirkel und Kammermusik, die Mode waren. Dessen aber sollten wir uns doch bewußt sein, daß nur über die in steter, gesetzmäßiger Weiterentwicklung gewordene Vergangenheit der Weg zum freien Schaffen einer Zukunft führen kann.

Mühle im Holzbachtal bei Frauenalb phot. W. Kratt, Karlsruhe

Digitized by Google

Karlsruher Landschaft bei Bulach

Das Badische Denkmälerarchiv und sein Schöpfer Wilhelm Kratt[1]

Von Rudolf Proschky, Karlsruhe

Die Kunst ist halt doch eine eigene Sache; am Ende ist sie gar kein Prinzip, keine Theorie, sondern eine Lebensäußerung, die an Persönlichkeiten gebunden ist und nur durch Persönlichkeit am Leben erhalten werden kann.

Hans Thoma

Bildende Kunst, Bühnenkunst, Literatur und Musik, die vier Elemente des ästhetischen Genusses, an die sich immer wieder unser Leben verschwendet, bedürfen des öffentlichen Forums, wenn sie Widerhall wecken wollen. Bild und Bühne, Buch und Partitur sind die Träger jener Gaben, die uns durch die Berufung einiger Persönlichkeiten, die sich dem Weihedienst der Kunst widmen, zugetragen werden. Kunst ist, solange sie im Werden ist, Schöpfung im stillen. Kampf, Sehnsucht und Verzweiflung sind das Los des schaffenden Men-

[1] Sämtliche Bilder dieses Beitrags (vergleiche auch die übrigen, in weiteren Aufsätzen verwendeten Abbildungen), sind uns von Wilhelm Kratt aus seinem Denkmälerarchiv in liebenswürdiger Weise überlassen worden, wofür wir auch an dieser Stelle herzlich danken. Es sind nur einige Proben aus des Meisters reichem Schatz und zwar ausschließlich unter Berücksichtigung der Karlsruher Landschaft ausgewählt. H. E. B.

Digitized by Google

Hauptstraße in Bulach

schen. Aus der Einsamkeit wird er in dem Augenblick gerissen, wo er sein Werk der Welt übergibt, in demütiger Bescheidenheit oder im Bewußtsein berechtigten Siegerstolzes. Über Wert und Unwert entscheidet die Welt, verkörpert in der Bestie Publikum, dessen Urteil adelt, was der Kunst des Einzelnen gelang, dessen Urteil aber auch grausam zerfleischt, was Geist und Phantasie zügellos zusammentürmten. Immer sind Künstler Kämpfer für eine Idee. Die Mitwelt hat diese Ideen oft nicht verstanden. Die Kunst blieb ihr fremd. Späteren Generationen blieb es dann vorbehalten, gutzumachen, was die Vergangenheit versäumte.

Wenn in diesem Buche Kunst und Kultur der badischen Landeshauptstadt Karlsruhe umrissen und ihre Stellung in der badischen Heimat aufgedeckt wird, so ist es mehr als eine Dankes- und Ehrenpflicht, auch eines Mannes zu gedenken, den sein hoher Idealismus zum begeisterten Kämpfer für eine Heimatidee werden ließ, und dessen selbstloses Wirken wirkliche Werte für badische Kunst und Wissenschaft schuf: Wilhelm Kratts, des Karlsruher Hofphotographen und Schöpfers des Badischen Denkmälerarchivs.

In seinem Lebenswerke hat er sich selbst das schönste Denkmal gesetzt. Wenn auch die breite Öffentlichkeit nicht in einem so innigen Verhältnis zu der Krattschen Kunst steht, wie es ein Bild, ein Buch oder ein Bühnenstück zu vermitteln vermag, so hat doch vor allem die kunsthistorische Forschung in ihm einen bahnbrechenden Wegbereiter gefunden. Er war es, der die verborgenen Schönheiten der badischen Heimat entdeckte, sie auf die photographische Platte bannte und mit diesen Glasnegativen die Grundlage zu einem kunsthistorischen Spiegel des Badnerlandes von unschätzbarem Werte legte. Kratts Verdienst ist es, die kunsthistorischen Objekte unserer Heimat, Architekturen, Skulpturen, Stukkaturen, Malereien usw., zum Ge-

Digitized by Google

Die alte Kirche in Rüppurr

genstand einer mühevollen Forschung und ihre künstlerischen plastischen Reproduktionen zugänglich gemacht zu haben. Kratt gilt in Fachkreisen weit über die badischen Grenzen hinaus längst als Spezialist für Aufnahmen historischer Kunstdenkmale. Es gibt kaum ein Werk über badische Kunst, das nicht mit Krattschen Aufnahmen geschmückt ist. Die Fachwissenschaft weiß, was sie diesem Künstler zu danken hat, der seine Tätigkeit als objektiver Kunstforscher und als schaffender Künstler ausübt. Seit Jahrzehnten nehmen die Konservatoren der deutschen Museen seine Hilfe in Anspruch; unbekannte Objekte alter Bauwerke und Kunstdenkmäler, die er entdeckte, fanden in ihm den Vermittler mit der wissenschaftlichen Welt.

Wilhelm Kratt wurde am 1. Juli 1869 in Karlsruhe geboren. In der kunstgesättigten Atmosphäre seines Elternhauses umgaben schon den Knaben, auf den sich das vlämische Künstlerblut des Großvaters Horveng vererbt hatte, Harmonie und Schönheit. Seinen Besuchern zeigt er mit Stolz die prächtigen Aquarelle des Großvaters, die sich durch ihre flotte Kolorierung ebenso einprägen wie durch die liebevolle Gestaltung des Gegenständlichen. Auf dem Gymnasium in Baden-Baden fand

Digitized by Google

Schloß Stutensee

er in Professor Bünzer einen Lehrer und späteren Freund, der weit entfernt, seine Schüler mit den gefürchteten griechischen Verben auf μι zu plagen — sie rufen noch heute bei allen Gymnasiasten nicht eben freundliche Erinnerungen wach — die jungen Seelen mit dem bleibenden Wert der von ihm gelehrten Fächer Griechisch, Geschichte und Literatur zu füllen wußte und besonders den jungen Kratt und seinen Karlsruher Jugendfreund Manz, den bekannten Berliner Literaten, den Bahnbrecher Emil Götts, auf weiten Schwarzwaldwanderungen die Schönheit der Welt mit offenen Augen sehen lehrte. Diesem kunstfreudigen Lehrer dankt es heute Kratt, daß er in frühester Jugend den geistigen Zusammenhang mit der antiken Welt finden durfte. Es ist bezeichnend, daß neben dem kunstgeschichtlichen Unterricht gerade das griechische Fach zu seinen Lieblingsfächern zählte. Schon der Jüngling huldigte künstlerischen Interessen, die aber erst ihre endgültige Befriedigung fanden, als er nach bestandenem Abitur im Jahre 1887/88 seiner Dienstpflicht als Einjähriger genügt hatte.

Er strebte nach dem Lorbeer des Mimen. Die Laufbahn, die er als Bühnenkünstler begann, sollte ihn fortan nicht mehr aus dem Reiche der Kunst entlassen. Von 1888 bis 1891 wirkte er als Schauspieler im Verbande des damaligen Karlsruher Hoftheaters. Nach diesen Lehrjahren folgte für den jugendlichen Helden und Liebhaber eine Wanderzeit über verschiedene auswärtige Bühnen, die ihn auch nach Neustrelitz führte und ihm die erste Begegnung mit seiner jetzigen Lebensgefährtin brachte.

Die schon während der Schulzeit aus Liebhaberei betriebenen kunsthistorischen Studien setzte auch der Schauspieler Kratt fort. Wilhelm Lübke wurde sein Lehrmeister, in dessen Vorlesungen sich Kratt das geistige Rüstzeug für seinen neuen Beruf aneignete. Was ehemals nur eine private Liebhaberei war, sollte sich bald in eine

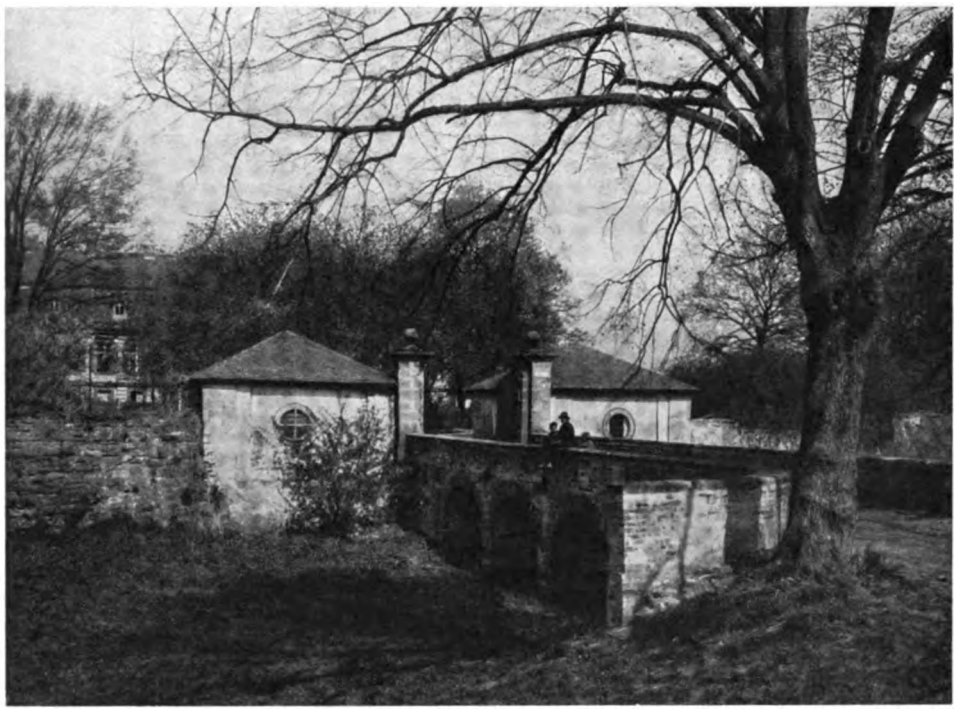
Digitized by Google

Innenraum des Schlößchens Stutensee

zwingende Notwendigkeit verwandeln. Ein schweres Gehör- und Lungenleiden, besonders die zunehmende Schwerhörigkeit, zwangen den jungen Künstler, von der Bühne Abschied zu nehmen. Als kranker Mensch mußte er sich auf einen anderen Beruf umstellen. Bekannte und Freunde glaubten in der Betätigung als Vortragskünstler eine für Kratt gegebene Wirksamkeit zu erblicken. Er glaubte aber, nutzbringender wirken zu können, wenn er sich der Lichtbildkunst zuwandte. In Vorlesungen bei Professor Schmidt, Karlsruhe, und bei dem Altmeister der badischen Lichtbildner, Hofphotograph C. Ruf in Freiburg, holte er sich die wissenschaftlichen und technischen Grundlagen für diese Materie. Sein Ziel war nicht die künstlerische Porträtphotographie, zumal ihm infolge seines Gehörleidens bei dieser Ausübung doch mannigfache Grenzen gezogen waren im Verkehr mit dem Publikum.

Im Jahre 1898 begann Kratt seine Wirksamkeit im Dienste der badischen Kunstpflege mit der Übernahme des photographischen Ateliers von Schuler in Heilbronn. Er stellte diese alte Firma auf die von ihm angestrebte kunsthistorische Grundlage und widmete sich mehr und mehr der Aufnahme einheimischer Kunstdenkmäler. Es war ein Gebiet, das bisher in Baden keine Beachtung gefunden hatte und auf dem es an Erfahrungen aller Art fehlte. Vertrauend auf sein Wissen und seinen künstlerischen Instinkt ging Kratt an die Arbeit. Man kann sagen, daß selten bei einer künstlerischen Tätigkeit jemand so ganz auf sich allein angewiesen war wie Wilhelm Kratt, der sich nicht damit begnügte, schöne Motive in großer Auswahl photographisch festzuhalten, sondern der von Anfang an bemüht war, mit seinen Lichtbildern einwandfreies wissenschaftliches Studienmaterial zu liefern, das der kunsthistorischen Forschung diente.

Digitized by Google



Eingang zum Schloß Scheibenhardt

Die Burgen, Kirchen, Ruinen, Schlösser usw. im badischen und schwäbischen Frankenlande wurden von ihm zunächst bearbeitet. Wohl waren Außenansichten dieser Denkmäler vorhanden, aber niemand hatte es unternommen, auch die kleinen Feinheiten, die sich an den Portalen, Türgriffen, Kronleuchtern, Decken fanden, auf die Platte zu bannen, daß sie als Dokumente für die Erforschung alter Stilepochen dienen konnten. Diese Arbeit blieb erst Wilhelm Kratt vorbehalten, der sich seine Erfolge im wahrsten Sinne des Wortes von Platte zu Platte selbst und mühevoll erarbeiten mußte.

Die Erfolge blieben nicht aus. Im Jahre 1898 hielt sich der damalige Kaiser im Manövergelände in Bietigheim auf. Für das Deutsch-Ordens-Schloß Horneck bei Gundelsheim zeigte der Kaiser großes Interesse und wünschte gute Photographien hiervon. Einige von Kratt gefertigte Aufnahmen gefielen dem Kaiser so sehr, daß er ihn mit einer eingehenden Bearbeitung des ganzen Schlosses beauftragte. Hierdurch wurde Kratt zur systematischen Bearbeitung solcher historischen Baukomplexe angeregt. In 30 Aufnahmen (Kohledrucken) hat Kratt so die erste kunsthistorische Sammlung von der Geschichte eines alten Baudenkmals geliefert.

Die geschichtlichen Stätten des Frankenlandes gaben seinem Forscherdrange reichhaltiges Material. Es entstanden umfangreiche Photosammlungen von dem Benediktinerkloster Komburg bei Hall, der Michaels- und Katharinenkirche in Hall. Er fertigte eine eingehende Bearbeitung von dem riesigen Kronleuchter auf Großkomburg. Dieser Prunkschatz romanischer Kleinkunst, der bis dahin von den Kunsthistorikern über den beiden Rundleuchtern in den Domen zu Aachen und Hildesheim

Digitized by Google

Alter israelitischer Friedhof, Grabstein von 1735

übersehen worden war, kam erst durch die 60 Detailaufnahmen von Kratt zur gebührenden Anerkennung. Heute gilt dieses Stück infolge seiner von Restaurierung verschonten Unberührtheit und seinem Motivenreichtum als der bedeutendste der drei Rundleuchter. In den Zeiten, als romanische Architektur und Kunst Mode waren, waren diese Krattschen Detailaufnahmen als eine Fundgrube romanischer Formenschätze hochwillkommen.

Es ist natürlich, daß nur der große Idealismus diesen Künstler befähigte, seine Arbeit in diesem Umfange auszuführen. Er selbst stellte an sich die größten Anforderungen und setzte sich die entsagungsvollsten Aufgaben. Der Beschauer der Krattschen Photos kann sich nur schwer eine Vorstellung davon machen, unter welchen Schwierigkeiten viele entstanden sind. Gerade die Spezialobjekte der kunsthistorischen Baudenkmäler geben sich nicht ohne weiteres dem Objektiv des Photoapparates. Man kann nicht den bequemsten Standort für die Aufnahme wählen und ist gezwungen, sich selbst den günstigsten Platz zu schaffen. Gerüste müssen aufgestellt werden (Kirchenbänke usw.), günstige Beleuchtungszeiten abgewartet, und schließlich bedarf

Digitized by Google

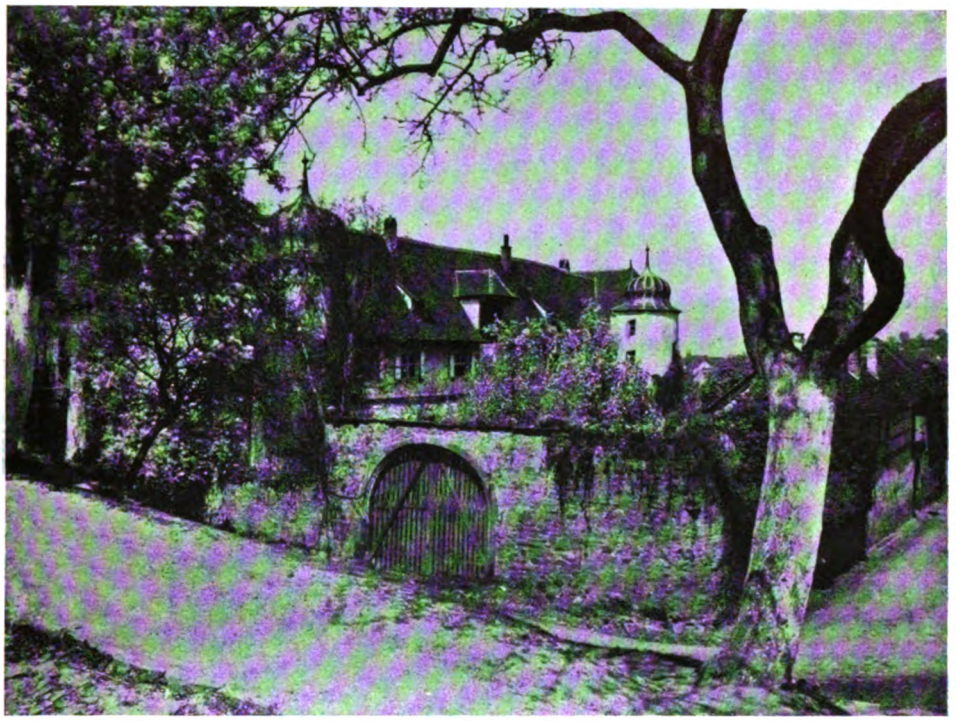
Basler Tor in Durlach

es einer körperlichen Gewandtheit, um in oft unbequemen Stellungen dem begehrten Objekt nahezukommen. Trotz zahlreicher Enttäuschungen ließ der Arbeitseifer des Künstlers nicht nach. Selbstlos und unter großen finanziellen Opfern machte er sich immer wieder an die Arbeit. Nur so kamen diese hervorragenden und einzig dastehenden Sammlungen zustande, mit denen sich Kratt die gesamte Forscherwelt zu Dank verpflichtet hat.

Die Bearbeitung von Schöntal brachte Wilhelm Kratt zum ersten Male in Verbindung mit der württembergischen Regierung. Auch das Badische Kultusministerium, bei dem damals Böhm als Referent wirkte, fing an, sich für die Krattschen Arbeiten zu interessieren. Leider ist es nicht gelungen, diesen Künstler in staatliche Dienste zu nehmen und ihm damit die Möglichkeit einer finanziell unabhängigen Wirksamkeit zu geben.

Man hat sich aber seine Mitarbeit an den in Arbeit befindlichen Bänden des Inventarisationswerkes wie bei den Arbeiten der Konservatoren gerne zu Nutzen gemacht. Konnte man doch seiner Sachkunde und seinem künstlerischen Blick die Beschaffung des illustrativen Materials selbständig überlassen. Etwa 90 % seiner Bearbeitungen sind jedoch eigener Initiative entsprungen und haben sich im Laufe der Jahre zu einer stattlichen Zahl von Musterbänden erweitert, die alles enthalten, was in den betreffenden Kreisen oder Bezirken kunsthistorisch interessant ist.

Digitized by Google

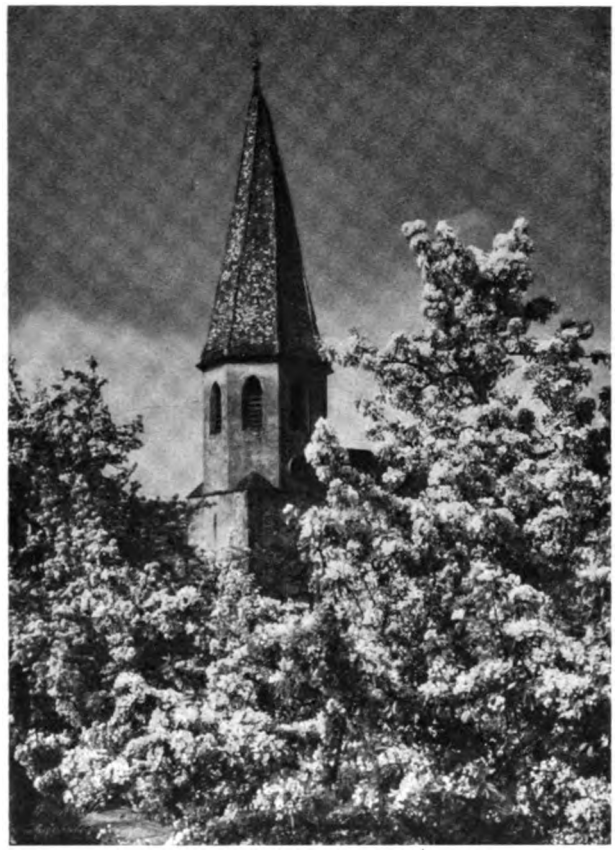


Auguſtenburg in Grötzingen

Zu den zahlreichen Muſterbänden gehören die „Salemitana“ mit 300 Aufnahmen des ehemaligen Ziſterzienſer-Reichsſtiftes Salem im Bodenſeegebiet. Er ſchuf damit ein Muſtereremplar von Kunſtmotiven in gotiſcher Architektur und Skulptur, in klaſſiſcher und barocker Stukkatur. Der Band Reichenau bringt mit über 300 Aufnahmen alles an frühromaniſcher Wandmalerei (darunter auch den von ihm entdeckten älteſten Petmeſſen-Fries unterm dunklen Dach) und in etwa 70 Aufnahmen eingehende Details der Reliquienſchreine und der ſonſtigen Schätze. Vom Bodenſeegebiet iſt ferner vertreten neben vielen Sachen von Konſtanz und kleineren Orten, wie Markdorf, Birnau uſw., Meersburg mit über 100, und Mainau mit etwa 70 Aufnahmen. Von weiteren großen Bearbeitungen ſeien genannt: Villingen (100), Stockach (20), das Kaiſerſtuhlgebiet mit Breiſach. Vor allem der Meiſter H L des dortigen Hochaltars, dieſer intereſſante unſerer ſpätgotiſchen oberrheiniſchen Plaſtiker, hatte Kratt es angetan. Durch ihn wurden die Werke des H L durch etwa 70 Detailaufnahmen der Forſchung zum Studium erſchloſſen. Eine große Freude war es ihm, das Werk des Meiſters ſelbſt durch den Fund zweier vorzüglicher Figuren bereichern zu können, den Madonnen zu Forchheim und Groß-Komburg.

In Mittelbaden, dieſem im allgemeinen für die Kunſthiſtorik als unfruchtbar geltenden Gebiet, brachte er reiches Material: die Bearbeitungen von Lautenbach (60), Gengenbach (70), Offenburg (60), Stiftskirche Baden (120), Schloß Baden (150), Kloſter Lichtental (ſeine Lieblingsdomäne) mit über 300 Aufnahmen, darunter eine photographiſche Rekonſtruktion des Altars aus dem Frauenchor. Auch die Kirche

Digitized by Google



Baumblüte, Malerkolonie in Grötzingen bei Karlsruhe

Tiefenbronn bei Pforzheim ergab in jahrelang erneuter und vielwöchiger Arbeit mit 250 Aufnahmen eine reiche Ausbeute.

Die Ämter Bretten und Bruchsal-Land, die er mit Professor Rott zur Inventarisation abgraste, waren kunsthistorisches Neuland und brachten eine reiche Ausbeute von ländlicher wie von bisher unbekannter hoher Kunst. Auch aus der Pforzheimer Gegend hofft Kratt noch vieles heben zu können, ebenso aus Weinheim mit seinen Kirchen und Grabmälern, seinen prächtigen Riegelhäusern und seinen Burgen.

Aus der Landschaft zwischen Neckar und Main enthalten die Krattschen Sammlungen u. a. Zwingenberg (100), Notburga-Kapelle (50), Neudenau (50), Adelsheim mit der Jakobskirche (100), Gerlachsheim (50), Grünfeld, die Kirchen zu Grünfeldhausen und Oberwittighausen, Tauberbischofsheim (150), Wölchingen, Burg Bösigheim, Stadtkirche zu Wertheim mit ihren reichen Grabdenkmälern (70). Buchen wird z. Z. von Kratt bearbeitet. Es folgt dann Mosbach.

Zahlreiche Objekte fand er auch ausnahmsweise im Zollernlande, aus dem er etwa 300 Bilder holte. Auch ganz kleine Orte wurden von ihm durchstöbert, wie neuerdings 80 Aufnahmen von dem malerischen Külsheim zeigen.

Digitized by Google

Klosterruine Frauenalb

So wandert Kratt mit seinen schweren Apparaten kreuz und quer vom Bodensee zum Main, vom Rhein zur Donau, durch Schwarzwald, Odenwald und Rauhe Alb. Die bekannten Motive der größeren Städte auf die Platte zu bannen, reizt den Künstler nicht. Sein Lebenswerk besteht in der Entdeckung des Unbekannten.

Kratt wollte ein Denkmäler a r ch i v schaffen, wo jeder den gewünschten Rat durch Anregung, Vorbild und einwandfreies Material finden kann. So konnte er immer wieder mit seinen Sammlungen dienen, wenn bestimmte Objekte verlangt wurden. Anläßlich der Friedhofskunstausstellung im Jahre 1927 in Karlsruhe wandte sich z. B. der Oberrat der Israeliten, leider in letzter Stunde, zwecks Aufnahmen alter israelitischer Friedhöfe an ihn. In kürzester Frist konnte Kratt 70 Aufnahmen aus seinem Archiv zur Verfügung stellen. Heute kommt zu Kratt ein Benediktinerpater, der eine Geschichte seines Ordens schreibt und das Bildmaterial von Baden sucht und findet. Eine der berühmtesten Persönlichkeiten des Zisterzienserordens in Ungarn führte mit Kratt eine lange Korrespondenz über das seinen Orden in Baden und den Nachbarländern betreffende Material. Für viele Feudalherren in Baden und Schwaben gaben die Krattschen Aufnahmen von Grabmälern, Wappen usw. Aufschluß über die Genealogie ihres Hauses. Für ein Werk über die Sebastiansdarstellungen, das vom kunsthistorischen Institut in Florenz bearbeitet wurde, konnte Kratt mehr als 50 Aufnahmen liefern.

Digitized by Google

Nicht zuletzt bietet das Badische Denkmälerarchiv den vielen jungen Doktoranden Unterstützung: Ob der eine über Chorstühle und Sakramentshäuschen, ein anderer über Kanzeln, jener über Plastik des 14. und 15. Jahrhunderts, dieser über barocke Plastik oder Malerei oder Wand- und Tafelgemälde des Mittelalters schreibt — für jeden ist gesorgt. Da ist u. a. ein Zeugnis bemerkenswert, das ein ehemaliger bayrischer Oberst in München, der die Nöte des Spartakistenrummels als Doktorand der Kunstgeschichte zu vergessen suchte, nach Abschluß seiner Studien für Wilhelm Kratt ablegte: „Einzig und allein in dem Bad. Denkmälerarchiv habe ich Material und Förderung gefunden!" Darin sieht Kratt seine schönste Belohnung für die vielen Mühen, Enttäuschungen und Strapazen. Aber auch erprobte Kunsthistoriker von Ruf verdanken dem Krattschen Archiv viel Material. Alle, die mit Kratt zusammengearbeitet haben, sehen in ihm nicht den zünftigen Photographen, sondern den Wissenschaftler. Und diese Anerkennung des wissenschaftlichen Werkes Kratts hat ihm frühzeitig seine Bedeutung gesichert. Sie hat ihm stets bestätigt, daß er den durch sein Gehörleiden bedingten Weg des Autodidakten richtig und planvoll gegangen ist.

Männer wie Gradmann, v. Oechelhäuser, Rott, Demmler, Sauer, Kautzsch u. a. m. haben ihm immer ihre Wertschätzung bewiesen; mit vielen von ihnen verbindet ihn auf Grund der Arbeit im Dienste der Heimat und Kunst innige Freundschaft.

Viel Neues ist in den letzten Jahren in kunsthistorischen Aufnahmen geboten worden. Geheimrat Stemann in Marburg hat mit seinen Schülern allenthalben prächtige Platten zusammengetragen, ebenso das kunsthistorische Institut Tübingen unter Weise. Aber das Verdienst, schon vor 30 Jahren dieses Gebiet erschlossen und erfolgreich beackert zu haben, und damit Bahnbrecher für diese detaillierende, einem gewissenhaften Studium unbedingt notwendige Arbeitsweise geworden zu sein, gebührt dem Karlsruher Wilhelm Kratt. Und dann bleibt immer noch das Letzte, das den Krattschen Aufnahmen eine besondere Note verleiht, von dem er selbst sagt:

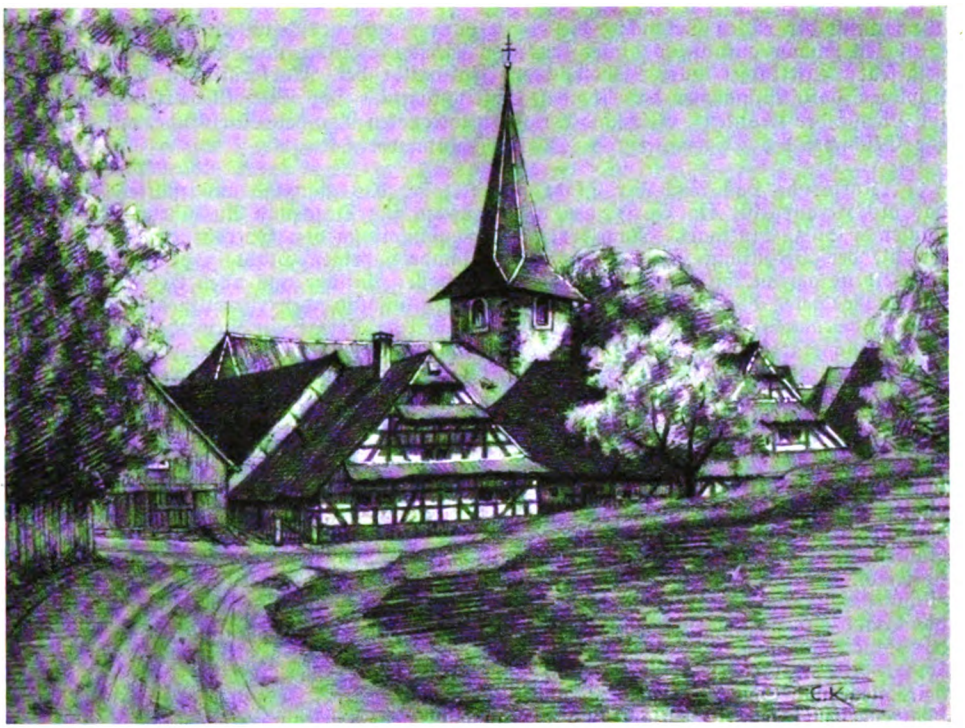
„Künstlerauge muß mer halt hawe!"

Anläßlich des 25jährigen Bestehens des Instituts für kunsthistorische Photographie im November 1923 hat Prof. Dr. W. E. Oestering in der „Pyramide" („Karlsruher Tagblatt" Nr. 46 vom 18. November 1923) darauf hingewiesen, welche Werte in dem Badischen Denkmälerarchiv schlummern. Oestering erkannte die ungeahnten Möglichkeiten zur Ausnützung dieser Kulturarbeit für Volkserziehung und Volksbildung bei zweckmäßiger Verwendung. Er erblickte darin das gegebene Anschauungsmaterial für alle Kreise und richtete einen warmen Appell an die Badische Regierung, sich dieses Archiv zu sichern. Der Ruf ist leider verhallt. Nach wie vor war Kratt darauf angewiesen, mit eigenen Mitteln sein umfangreiches Werk fortzuführen.

Heimat- und Verkehrsorganisation (darunter auch solche, welche die Auslandswerbung in größtem Umfange betreiben), Museen, privatwissenschaftliche Kreise bedienten sich der wertvollen Sammlungen; aber eine großzügige Verwertung blieb versagt. Die 12 000 Platten des Badischen Denkmälerarchivs gehören heute zu den wertvollsten Kulturarbeiten, die je in Baden von einem einzelnen geleistet wurden. Dieses Kulturwerk ist an die Persönlichkeit Wilhelm Kratts gebunden, der als Künstler mit grenzenloser Hingabe seine Lebensaufgabe beseelte und als Mensch der badischen Heimat das Vorbild von unbeirrtem Idealismus gab.

Daß dieses Werk endlich seine materielle Sicherung erhalten und ein Kunstspiegel für das ganze Volk werden möge, ist unser aufrichtiger Wunsch.

Digitized by Google



Dorfeingang Stupferich bei Karlsruhe (Getönte Bleistiftzeichnung von Karl Kabis)

Städtebau, Literatur und Kunst

Bücherbesprechungen

Von Hermann Eris Busse, Freiburg i. Br.

Zwölf Jahre nach der Gründung der Stadt durch den Markgrafen Karl Wilhelm erhielt der „Apothekergeselle" Johann Ernst Kaufmann das Privilegium, in der neuen Siedlung eine Stadtapotheke zu bauen und zu betreiben. Wenige Jahre vorher hatte eine Zählung der Bevölkerung Karlsruhes stattgefunden, wonach sich im ganzen 123 Bürger ergaben ohne die Hintersassen, die im „Schlowaken Dörflein" wohnten, allerlei Hergeloffene, die man ansiedelte als Kleinbäuerchen etwa, und deren schäbige, winzige Holzhaussiedlung Klein-Karlsruhe benannt ward. Doch zurück zur Apotheke, die 1927 ihr 200jähriges Bestehen feiern durfte. Aus diesem Anlaß hat der derzeitige Besitzer Dr. Lindner die Geschichte der Apotheke und ihrer Besitzer bearbeitet und bei C. F. Müller, Karlsruhe, veröffentlicht. Eine sehr amüsante und an Zeitbildern reiche Geschichte, wie aus der im schlichten, einstöckigen Holländerstil, der in der etwas gewaltsamen Gründung aus Sparsamkeitsgebot verwendet wurde, wie aus der Stadtapotheke die Hofapotheke wurde und dann aus dieser, dem Zeitgeist und der sehr umfangreichen Geistesbildung des neuen Apothekers Wilhelm Waagen entsprechend, die „Internationale Apotheke" sich entwickelte. Das holländische Haus ist zwar nicht mehr da, an seiner Stelle steht ein Renaissancebau pompöserer Haltung. Dr. Lindner hat in dieser Geschichte im Fluge auch die Entwicklung des badischen Apothekenwesens berichtet, klar und bündig. Soviel sollte jeder von diesem menschenfreundlichen Institut wissen. Er erfährt dabei noch, was Loth, Unze, Drachma, Quintlein, Skrupel und Gran für strenge Maße sind, wohlbedacht und würdig gewogen. Kurzum, ein bei

Digitized by Google

allem Ernst der echten Geschichte, die einem daraus entgegenschaut, recht ergötzliches Buch, sozusagen Humor quintweise hinter trockenem Bericht. Bilder nach Stichen sind dem Text beigesellt: Titelkupfer aus Arzneibüchern, Faksimilia der Markgräflichen Gnadenbeweise, Diplome, dazu Aufnahmen der Apotheke einst und jetzt. Das Buch ist betitelt: „200 Jahre im Dienste der Kranken", Geschichte der Internationalen Apotheke Karlsruhe, mit Beiträgen zur Geschichte der Pharmazie des XVIII. Jahrhunderts.

„Karlsruhe, das Buch der Stadt", betitelt sich das glänzend ausgestattete Werk, für das als Herausgeber Dr. O. Behrendt zeichnet, für Druck und Ausführung der Verlag Glaser & Sulz, Stuttgart. Nach der sachlichen Einleitung von Oberbürgermeister Dr. Finter, die der Bedeutung Karlsruhes, der zweihundertjährigen Stadt in großen Zügen und entscheidend gerecht wird, folgt eine Reihe wertvoller Aufsätze aus allen Arbeits- und Entwicklungsgebieten der rasch zu neuzeitlichem Leben aufblühenden ehemaligen Residenz. Aus höfischer Beamten- und Soldatenstadt wurde nach dem Kriege ein Gewerbe- und Handelsplatz; denn Karlsruhe erinnerte sich, daß es eigentlich am Rhein liegt. Seine in freien Berufen stehende Bürgerschaft, die nach dem Verlust der Garnison sich energisch nach andern Wirkungskreisen umsehen mußte, stellte sich verhältnismäßig rasch auf die neuen Forderungen um. An Vielseitigkeit der kulturellen Aufgaben konnte es in einer gepflegten und mit allen Mitteln verwöhnten Stadt wie Karlsruhe nicht fehlen. Bildungsanstalten jeglicher Art, Hochschulen für Technik und Kunst, Landesmuseum und Landesbibliothek, Generallandesarchiv, Landesgewerbeamt und andere dem Staate dienende Institute, wurden errichtet und müssen weiterhin unterhalten, gefördert, in die Neuzeit hineingebaut und von der Allgemeinheit benutzt werden. Sorgfalt und Großzügigkeit, Fleiß und Genie sind die Säulen dieser Kulturaufgaben. Wie sie wirken, wie sie betrieben werden und wessen Geist sie treibt, das liest man im vorliegenden Werk. Ich greife aus der Fülle der Aufsätze nur einige heraus: Prof. Franz Schnabel schreibt tiefschürfend und geistvoll über „Karlsruhe, die Stadt als Denkmal", die Kunstpflege umfaßt die Gebiete der Kunstschule, Kunsthalle, des Landesmuseums, über das Direktor Dr. Hans Rott berichtet, des Schauspieles und der Oper, des Karlsruher Musiklebens; das Wissenswerte über soziale Fürsorge, Gesundheitspflege und Sport in Karlsruhe, über Handel, Gewerbe, Industrie und Verkehr ist zusammengestellt; sehr bedeutsam sind die anschaulichen Darlegungen über „Grenzlage und Grenzaufgaben" von Dr. Friedrich Metz. Guter Bildschmuck begleitet den Text. Eingangs überrascht die Wiedergabe von Prof. Hans Adolf Bühlers Gründungssage Karlsruhes, „Des Markgrafen Traum". Sie entstammt der Reihe einzigartiger Wandgemälde, mit denen der Meister den Bürgersaal des Karlsruher Rathauses ausgeschmückt hat.

Den „Generalbebauungsplan der Landeshauptstadt Karlsruhe" bearbeitete Bürgermeister Hermann Schneider, der altbekannte Verlag C. F. Müller führte Druck und Ausstattung in vorbildlicher Weise durch. Wir werden mit der Entwicklung dieser Stadt von der Traumgeburt an inmitten des ausgedehnten Hardtwaldes bekannt. Es berührt eigen, Gesicht und Wesen dieser Siedlung lückenlos sich entfalten zu sehen, was hier wie bei kaum einer zweiten deutschen Stadt möglich ist. Erst um das schlichte Schloß aus Holz den Fächer kurzer Straßen, die vornehmen Beamtenhäuser zweistöckig, die Bürgerhäuser nur einstöckig mit Mansarde, bescheidene Holztore, die den Verkehr stadtein, stadtaus bewachen und an der hölzernen Umfriedung stehen, die Karlsruhe umschließt. Die Stadt wächst und will sich dehnen über die hölzerne Mauer hinaus. Man plant und baut langsam weiter. Baumeister beraten, ohne zu richtigem Entschluß über das Wie der Erweiterung zu kommen. Weinbrenner gewinnt das Rennen. Seine Art prägte nicht nur das Antlitz der Stadt stark aus, sondern bestimmte den Baustil einer ganzen Epoche.

Heute ist man wieder an dem Punkt angelangt, die Stadt, die wächst und wächst, nach guten Plänen mit Bedacht zu vergrößern. Das ist nach Karlsruhes Lage nicht schwer; denn wie Schneider treffend schreibt, erstreckt sich die Gemarkung vom Gebirge bis zum Rhein. Dringend notwendig aber ist es, zweckmäßig, sinnvoll und künstlerisch wertvoll zugleich, den Generalbebauungsplan aufzustellen; denn Karlsruhe „wird ununterbrochen von dem in der oberrheinischen Tiefebene landauf, landab ziehenden Verkehr durchströmt, es nimmt im Osten den von Stuttgart und Pforzheim kommenden bedeutenden Verkehrsstrom in sich auf, im Westen aber holt es frisches Leben aus dem schier unerschöpflichen Kraftquell des Rheines". Nach eingehenden, dabei trotz aller Wissenschaftlichkeit unterhaltsam gehaltenen Erwägungen zeit- und baugeschichtlicher Art folgt der Bildteil mit Plänen, Skizzen, Stichen, statistischem Anschauungsmaterial aus allen Epochen der Karlsruher Siedlungskunde. Die Stadt, das wird aus diesem Werk offenbar, ist etwas rastlos Lebendiges,

Digitized by Google

etwas hinreißend Schöpferisches. Und beneidenswert ist der, dem es gegeben wird, an der Persönlichkeit solcher Siedlung zu bauen, um sich so in die Kette des ewigen Gestaltens einzufügen.

Bürgermeister Schneider hat, immer im Banne der großen Aufgabe stehend, Einzelbilder aus dem Generalbebauungsplan herausgestellt und breiter behandelt, so das Problem des „Sportparkes Hardtwald", der mitten im Werden ist und eine bedeutsame Sehenswürdigkeit Karlsruhes geben wird, so „Das Ettlinger Tor", um dessen Torbaufrage ein nahezu zwanzigjähriger Krieg tobte, die jetzt durch den Architekten Hermann Billing gelöst wird. Ferner behandelt Schneider das Projekt der „Amalienstraße" und zuletzt in einer überaus fesselnden Abhandlung „Die Grünpolitik im Karlsruher Generalbebauungsplan" (von der Stadtverwaltung herausgebracht), insbesondere die Gestaltung des Rheinparkes Rappenwört. Diese Einzeldarstellungen mit reichem, zum Teil farbigem Bildschmuck, sind wertvolle Dokumente des Städtebaues überhaupt, mögen sie auch jetzt noch so stark im Streit der Meinungen stehen. Karlsruhe drückt, wie schon erwähnt, als Stadtpersönlichkeit den Stil seines bedeutsamen Baumeisters aus. Aus der schlichten Markgrafensiedlung entfaltete sich die klare, wenn auch vielumstrittene Stadt Weinbrenners. Sie könnte noch einprägsamer, entschiedener und in heutiger Zeit von geradezu sensationeller Eigenart sein, wäre man noch mehr seinen Ideen gefolgt. Ich denke vornehmlich an seinen für damalige Begriffe allzu kühnen Plan der Gestaltung der Kaiser- bzw der Langestraße. Sie würde verstanden werden, da man heute auf möglichste Einheitlichkeit des Straßenbildes Wert legt.

Das Werden und Wirken Weinbrenners hat Dr. Arthur Valdenaire als sein geistiger Schüler und Biograph in zwei Büchern gestaltet. Zunächst in der stattlichen, von C. F. Müller, Karlsruhe, vorzüglich gedruckten, II. Auflage „Friedrich Weinbrenner, sein Leben und seine Bauten". Architekt Valdenaire ist Karlsruher, mit der Stadt seines verehrten Meisters also durch Jugend- und Manneserlebnisse innig verbunden. Er hat sich zur Aufgabe gemacht, ihm zu dienen, seine Wege als Mensch und Baumeister zu erforschen. In diesem Sinne schuf er seine umfassende Weinbrennermonographie und fügte in den Rahmen die Entstehung der Stadt aus einer Fürstensiedlung ein, zugleich auch die Geschichte der Weinbrennerzeit, politisch und kulturhistorisch. Die Hauptsache bleibt jedoch die starke, selbstbewußte, stilbesessene Künstlerpersönlichkeit, die bei aller Schlichtheit und Wärme des Menschlichen an der Verwirklichung ihrer Ideen und Pläne zäh und unabwendig arbeitete. Valdenaire stellte diesen Mann, den ein geheimnisvoller Zwang zum gesetzmäßigen Ausdruck schöpferischer Begabung trieb, dar in seinen Kräften und Schwächen. Dies ist in tieferem Sinne nicht nur die Geschichte jenes Friedrich Weinbrenner, sondern die Geschichte des begnadeten, in Leiden und Lust schaffenden Baukünstlers überhaupt. Überaus reiches Bildmaterial, darunter die Bildnisse Weinbrenners und seiner Familie, machen das Werk Valdenaires zu einem bleibenden geistigen Gut Badens.

Vom gleichen Verfasser erschien im Verlag G. Braun, Karlsruhe, ein Buch, das noch tiefer, wenn auch nur ergänzend, in Weinbrenners Künstler- und Menschentum einführt: „Friedrich Weinbrenner, seine Briefe und Aufsätze". Gediegen hergestellt, enthält es neben Handschriftproben 13 gute Bildtafeln.

Ebenfalls bei Braun brachte Valdenaire seine Arbeit über den nächst Weinbrenner meist genannten Architekten Badens heraus: „Heinrich Hübsch, eine Studie zur Baukunst der Romantik". Hübsch, durch Kirchenbauten außerhalb Karlsruhes auch bekannt, stammte aus Weinheim an der Bergstraße, woselbst er als Sohn des fürstlich Thurn- und Taxisschen Postverwalters 1795 zur Welt kam. Er wurde Schüler Weinbrenners und führte gewissermaßen als dessen Nachfolger, wenn auch in ganz eigener Form, die Aufgaben seines Lehrers fort. Valdenaire wird ihm in vollem Maße gerecht. Er entwickelt Persönlichkeit und Werk dieses zweiten bedeutenden Baumeisters in feinsinniger, lebensvoller Auffassung und erreicht sicherlich, daß mancher, der bisher zu Hübsch keinen Weg fand, jetzt doch das Schaffen und Schöpfen dieses begabten, geistvollen Baukünstlers anerkennt. Hübsch ist anderen Ideen gefolgt als Weinbrenner, er war eben ein Kind anderer Zeiten. Temperament und Stilwille führten ihn aus der Jünglingsschwärmerei für die an Formen überreiche Spätgotik zur Romantik. „Weinbrenners klassische Ruhe, Einfachheit und Nüchternheit" lag ihm nicht, er studierte jedoch ehrlich die Bauwerke der Antike in Griechenland und Italien — um Romantiker zu bleiben. Wer die beiden Architekten Weinbrenner und Hübsch in ihrer Gegensätzlichkeit und in ihrem Gemeinsamen betrachtet, so wie sie in Valdenaires wertvollen, sorgfältigen Büchern und in ihren noch bestehenden Bauwerken, Schriften, Briefen, Plänen leben, der schöpft als Laie tiefe Erkenntnisse um das Wesen der Baukunst überhaupt.

Digitized by Google

Bücher über Städtebau, Hausbau, Siedlungsbauten erscheinen heuer in Massen. Nirgends zeigt sich so sehr die Sehnsucht und der Wille zu einem neuen Stil, nirgends wird wohl soviel probiert, dogmatisiert, experimentiert, genehmigt und verworfen. Ein Haus ist eine Welt, sein Bau drückt eine Weltanschauung aus. Nur ist das heute so, daß jeder Zivilisierte eine eigene hat. Auf jeden soundsovielten Mann ein Auto, ein Haus, ein Weltbild. Das spiegelt die Zeit. Ganz so schlimm ist es um den neuen Baustil ja nicht bestellt, man ahnt bereits das Gemeinsame und Bleibende. Die Weißenhoffiedlung in Stuttgart hat nicht nur Don Quichoterien auf dem Gebiet der Hausgestaltung gebracht. Ein einführendes Werk, ein Bilderbuch über „Die Baukunst der neuesten Zeit" verdanken wir dem Mannheimer Stadtbaudirektor Gustav Adolf Platz, erschienen im Propyläenverlag, Berlin. Es enthält 400 Abbildungen neben aufschlußreichem Text, der u. a. folgende Kapitel aufweist: „Der Bau als Zelle des städtebaulichen Organismus" (Der Stadtbau, Der Landbau), „Die Elemente der Stilbildung" (Stil und Mode, Tradition und Gegenwart), „Der Zweck, (Steinbau, Eisenbau, Der moderne Holzbau, Handwerk und Maschine), „Die Gesetze der architektonischen Komposition" (Rhythmus, Stoff, Farbe, Ornament). Das sehr umfangreiche, vornehm geschaffene Buch enthält in der Hauptsache Abbildungen deutscher Bauwerke, aber auch interessante Schöpfungen des Auslandes, zeigt Innenräume und Möbel, zum Teil in farbigem Druck. Das Unterfangen des Verfassers, jetzt schon einen Überblick über die Baukunst der Neuzeit zu geben, (die Zeit vor dem Kriege im Vergleich mit der nach dem Kriege), erscheint kühn, aber es ist eine Tat, die, auch wenn sie von seiten mancher Fachleute auf Widerspruch stoßen sollte, oder eben deshalb, fruchtbar wirkt. Für jeden Gebildeten bedeuten Bauten heute noch Wunderwerke des Menschengeistes; daß und wie sie es sind, wird in diesem Werk klar bewiesen, durch das Wunder des Hochhauses aus Glas gleicherweise wie durch den schlichten Zauber des Wochenendbaues.

An dieser Stelle sei auch auf ein blaugebundenes Buch hingewiesen, das allen Freunden Mannheims gewidmet ist: „Mannheim, das Kultur- und Wirtschaftszentrum Südwestdeutschlands", herausgegeben von der Mannheimer Stadtreklame G. m. b. H., mit vielen Bildern versehen, alle „Belange" Mannheims behandelnd, neben Handel und Arbeit die Stimme der Dichter nicht vergessend, die das preisen, was schön und begeisternd ist in dieser Stadt am Neckar und am Rhein. Es wirkten mit Dr. Bartsch, Prof. Dr. Blaustein, Anton Fendrich, Herbert Eulenberg, Alfons Paquet, Anton Schnack, Prof. Dr. Walter, Prof. Dr. Schott und — viele große und kleine Firmen aller Art im mustergültig und glänzend gelösten Anzeigenteil. Wie beschließt Anton Schnack in seinem „Plakat für Mannheim" den Prolog des Buches? „Süddeutsche Seele, glühend hinter der stählernen Brust. Gelockertes Blut. Weinglut, Rheinblut, Arbeit und Freude. Pfälzisch-badenfisch. Aus ihrer Sprache duftet Erde. weht Wärme, spritzt Übermut. O drängende grünende Stadt! Ihr brausender Ruf ist: Leben! ist: Morgen! ist: Heute!" —

Eigenartiges Erleben schenkt die Landschaft um Karlsruhe, das Gebiet zwischen Rhein und Schwarzwaldrand, das sich charakteristisch in die Vorbergzone, das Bruchgebiet, die Niederterrasse und Rheinniederung aufteilt. Eine der wenigen Siedlungen, die noch manches Rätsel zu lösen geben, ist Spöck, dessen Name von Spachen abgeleitet wird, das so viel wie Rute (Holzscheit) bedeutet, Rutengeflecht, und man nimmt an, daß das Dorf sich „damals" gegen Wassernot seite durch einen geflochtenen Damm. „Das Hardtdorf Spöck" heißt Artur Hauers Heimatbuch, im Verlag der Gemeinde Spöck in bescheidenem Gewand erschienen. Hauer war zunächst auf sehr spärliche Überlieferungen gestoßen, forschte dann in Archiven, Kirchenbüchern, Pergamenten und Protokollen unentwegt. Daraus entwickelte sich in großen Zügen die Geschichte, Heimat- und Volkskunde des uralten Dorfes. Schicksal und Lebensumstände dieser Hardtsiedlung sind sehr interessant, reicher und bewegter als man vermuten könnte. Hauer hat sich die Arbeit nicht leicht gemacht und blieb nicht nur in den Grenzen der Gemarkung. Mit dem Werdegang des Dorfes erforschte und berichtete er zugleich den der Hardt überhaupt. Er schrieb so auch die Heimatgeschichte dieser Landschaft und schuf, mit vielen eigenen Zeichnungen geschmückt, ein Hausbuch für die Bewohner der Hardt, das bis in die nahe Gegenwart hineinführt.

Mit der Heimatgeschichte des Dorfes „Knielingen" beschäftigt sich Willibald Reichwein. Das Buch wurde auch, wie das über Spöck, von der Gemeinde verlegt. Im Gegensatz zu Hauers Heimatbuch, das über die engere Ortsgeschichte hinausgreift in die Landschaftsgeschichte, bleibt die Arbeit Reichweins bewußt innerhalb der Gemarkung. Es sollte mehr eine Plauderei über die Heimat sein, die keinen Anspruch auf lückenlose Wissenschaftlichkeit erhebt. Trotzdem ergibt sich ein klares Bild über die geschichtlichen, wirtschaftlichen und volkskundlichen Verhältnisse Knielingens von den ältesten Zeiten her. Es enthält alles, was der Knielinger von seiner Heimat wissen will und soll, enthält auch

Digitized by Google

die Grundlagen, auf denen ein ernster Forscher weiterbauen kann. Somit ist auch die Arbeit Reichweins fruchtbar und sinnvoll.

Fruchtbar und sinnvoll soll jede, auch die kleinste Arbeit an den Dingen der Heimat sein, tote Dinge auszugraben und herzurichten, deren Sein nur zu einem Scheinzweck auferweckt wird, ist Raub am Vermögen des Volkes, am seelischen und dinglichen. Das gilt für das Heimatschrifttum im Sinne der Siedlungsgeschichten genau so wie für die Biographien von Männern, die in der Heimat zu besonderer Geltung gelangten. Eine Biographie hat nur dann Wert, wenn ihr Held auch wirklich im ethischen Sinne heldische Arbeit zu Nutz und Frommen der Allgemeinheit geleistet hat.

Das darf man füglich von einem Manne behaupten, der als Gründer des badischen Staates gilt und dem Prof. Dr. Franz Schnabel eine Schrift gewidmet hat: **„Sigismund von Reitzenstein, der Begründer des badischen Staates"**. Es erschien bei J. Hörning, Heidelberg. Der Name Schnabels bürgt für eine tiefgründige, gewandte, geistvolle Behandlung des Stoffes. Auf der Schwelle des 18. zum 19. Jahrhundert sah es in Badens Staatsverwaltung trüb aus. Intriguen, Schranzentum, Höflingsbosheit herrschte unter Markgraf Ludwig, und es gab kaum einen Mann, der es wagte, der Korruption die Stirne zu bieten. Napoleon stand damals als mächtiger Spieler am Rheine und würfelte die europäische Staatsgeschichte durcheinander, d. h. wirrer konnte sie nicht werden. Mancher Zugriff der mächtigen Korsenhand löste sogar mit Hilfe kluger Staatsmänner einen hoffnungslos verhedderten Knäuel zu klarem Fadenlauf auf.

Einer dieser vaterländisch und wahrhaftig sich einsetzenden Staatsmänner war Reitzenstein, Landvogt der Herrschaft Rötteln, der in Lörrach seinen Amtssitz hatte. Ein feuriger vorwärtsstrebender Geist, ein feiner Diplomat, der durch Großmut und Klugheit alles Mucker- und Wohldienertum entwaffnete, ein Mann, der voll ritterlicher Kultur mit offenem Visier gegen seine Widersacher kämpfte, der oft nahe daran war, den ganzen Bettel einer einsichtslosen und blindstolzen Regierung hinzuwerfen, aber immer wieder der Heimat zulieb die Waffen aufnahm und unermüdlich der Sache diente, die an sein Herz griff. Ihm verdankt Heidelbergs Hochschule ihre Rettung aus katastrophalem Niedergang und ihren Aufstieg zu glanzvoller Höhe, ihm verdankt Baden die Erweckung zu beginnender Blüte. Seine ehrliche, von gutbadischem Geist getragene Persönlichkeit verdient die ausführliche Würdigung. Die interessantesten Phasen der badischen und deutschen Geschichte werden im Aufriß Schnabels mitverarbeitet, blitzlichthaft Kulturbilder beleuchtet, kurzum, er gestaltete einen Unterbau der wahren, badischen Geschichte, auf dem fester als man glauben mag, die Gegenwart ruht. Im Anschluß an seine Reitzenstein-Biographie sei erwähnt, daß Prof. Dr. F. Schnabel in unserer Schriftenreihe vom Bodensee zum Main als Heft 32 eine packende Schilderung des Lebens und Waltens eines anderen bedeutsamen Badeners gegeben hat: **„Ludwig von Liebenstein"**, ein Geschichtsbild aus den Anfängen des süddeutschen Verfassungslebens. Unsere Mitglieder beziehen dieses Heimatblatt durch uns zum Vorzugspreis.

An die beiden Schnabel'schen Schriften schließt sich, wenigstens in der Jahrfolge und Regierungsgeschichte das große, breit angelegte Werk Hermann Oncken s an: **„Großherzog Friedrich I. von Baden und die deutsche Politik von 1854—1871"**, in zwei Bänden. Die badische historische Kommission zeichnet als Herausgeber, als Verlag die Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart-Berlin-Leipzig, bei der die Ausführung in guten Händen lag (Preis 25 *RM*). Aus Briefwechsel, Denkschriften, Tagebüchern, wovon besonders die politische Korrespondenz mit Freunden und Standesgenossen wie mit Freiherr von Roggenbach, dem König Wilhelm I. von Preußen, dem Staatsrat Gelzner u. a. wichtig ist, wächst die Gestalt des Großherzogs und seiner Ära lebensvoll heraus. Oncken gab im ersten Band eine biographische Einleitung, die den im wahrsten Sinne des Wortes volkstümlichen Fürsten menschlich und staatsmännisch zeichnet. Reitzenstein und Liebenstein hatten nicht zum mindesten Friedrich den Boden bereitet für seine Arbeit am Lande und Volkswohl. Daß Friedrich der Badener im tiefsten Sinne Friedrich der Deutsche war, beweisen die Ereignisse um das Jahr 1870/71. Das wird ihm nie vergessen werden!

In die Reihe der Karlsruher Persönlichkeiten, die für ganz Baden von Bedeutung wurden, gehört natürlich auch Johann Peter Hebel, der Landesheilige der oberen Markgrafschaft und besonders des Wiesentales. Dr. Adolf Sütterlin hat die in den letzten Jahren gewaltig gewachsene Hebelliteratur um eine Schrift vermehrt, die freilich, da sie aus der Feder eines unentwegten Hebelforschers floß, Eigenart und Wert hat. Sie geht Hebels Beziehungen zu seiner Freundin Sophie Hause nach, einer wackeren, klugen und beseelten Straßburgerin. Es sind Aufzeichnungen aus der Erinnerung, die Sophie als Greisin für ihre Familienangehörigen gemacht hat. Sütterlin führt in einem Vorwort

Digitized by Google

in die Familiengeschichte ein. Sophie Hause, geborene Vögner, war die Tochter des Hertinger Pfarrers, ihr Mann ein ehemaliger Schüler Hebels am Lörracher Gymnasium, den Hebel selber in die ihm befreundete Familie Vögner mit warmer Empfehlung gesandt hatte, der Goldschmied Gottfried Hause, der sich in Straßburg niederließ. Die Freundschaft mit Sophie und ihrer Sippe verband Hebel auf das Innigste bis ans Lebensende. Die Aufzeichnungen geben nicht nur ein menschlich nahes Bild Hebels, sondern führen auch durch die lebendige Art solcher Niederschriften in den Geist jenes anmutigen Bürgertums ein. Diese „Zeit- und Hebelerinnerungen der Straßburger Hebelfreundin Frau Sophie Hause" erschienen im Verlag des Evangelischen Preßverbandes, Karlsruhe. (Preis 2 *RM.*).

Dr. Wilhelm Zentner hat als bekannter Scheffelforscher im Auftrag des Deutschen Scheffelbundes eingeleitet und herausgegeben: „Joseph Victor von Scheffel, Briefe ins Elternhaus 1850—1851" in einem Bande, und in einem zweiten „Scheffel in Säckingen, Briefe ins Elternhaus 1850—1851". Scheffel hat manche Epistel geschrieben und in die Stephanienstraße 18 (heute 16) nach Karlsruhe gesandt. Besonders fühlte er sich der geistig regsamen, lebensfreudigen Mutter warm verbunden. Die Familie Scheffel und ihren berühmten Sohn schildert Zennter in einer prächtig erzählten Einleitung. Das Elternhaus, die Eltern, Scheffel selber erscheinen im Bilde. Vielleicht besitzen wir in Baden kein Dokument mehr, das in solcher Wärme und geradezu monumentaler Schlichtheit das Wesen, das Schicksal einer Familie widerspiegelt wie diese Dichterbriefe. Beide Ausgaben gestaltete der Verlag Arnim Gräff, Karlsruhe, wo auch die anderen Gaben des Deutschen Scheffelbundes erscheinen. Als erstes Buch kam dort das Josef August Behringers heraus, „Scheffel, der Zeichner und Maler", mit einer Wertung dieser Neigung des vielseitigen Künstlers und mit seinen Bildbeigaben.

Die Reihe der Bücher über badische Männer möchte ich beschließen mit dem Riesenwerk über „Quellen und Forschungen zur Lebensgeschichte Grimmelhausens" von Dr. Gustav Könnecke, weiland Direktor des Staatsarchivs für den Regierungsbezirk Kassel in Marburg, herausgegeben im Auftrag der Gesellschaft der Bibliophilen von Dr. J. H. Scholte, ord. Professor der deutschen Sprache und Literatur in Amsterdam. Der erste Band enthält Grimmelshausens Leben bis zum Schauenburgischen Schaffnerdienst und ein Nachwort. Dr. Scholtes, der das Schaffensbild Könnecks darstellt und die Grimmelshausen Bibliographie verzeichnet, der zweite Band gibt die Zeit des Schauenburgischen Privatdienstes, die Zeit als Wirt, Schaffner und Schultheiß. Gewisse Tragik ruht über diesem Lebenswerk Könnecks. Er hat 1895 einen Aufsatz mit aufsehenerregendem Forschungsergebnis über das bis dato ins Dunkel gehüllte Leben Grimmelshausens in seinem „Literarischen Bilderatlas" veröffentlicht und erstmals ein wenig das Geheimnis um den Dichter des 30jährigen Krieges gelüftet. Daraufhin hat er geschwiegen, um mit stillem Bienenfleiß und einer Forscherleidenschaft ohnegleichen mehr zu ergründen. Alle Orte, wo Grimmelshausen gelebt und gewirkt hat, besuchte er, allen Spuren ging er nach, sammelte und schichtete und — hütete seinen Schatz. Erst die fertige Arbeit sollte an den Tag gegeben werden. Ein Lebensalter zerrann darüber, fertig wurde Könnecke eigentlich erst kurz vor seinem Tode. Er erlebte wohl noch die Nachricht von der Drucklegung, hielt aber kein Buch mehr in den Händen. Seit jenem Aufsatz wartete man auf Könnecks Enthüllungen über Grimmelshausen, es begannen auf Grund der Fingerzeige in jener ersten Arbeit namhafte Gelehrte selbständig zu suchen, so der berühmte Grimmelshausenforscher Bechtold. Sie kamen natürlich vielfach an die gleichen Quellen wie Könnecke. Wieviel von seinem Lebenswerk noch neu und überraschend ist, entzieht sich vorerst meiner Kenntnis, mich erfüllt jedoch tiefe Ehrfurcht vor solcher Hingabe an eine Sache, von der ich ahne, daß mit dieser Ausführlichkeit und Präzisanz bisher noch nicht berichtet, gearbeitet, geforscht worden ist. Das Lebenswerk Gustav Könnecks wird wohl trotz allem das grundlegende der Grimmelshausenforschung bleiben. Es erschien im Verlag der Gesellschaft der Bibliophilen, Weimar, und wurde mit Hilfe des Inselverlages fertiggestellt.

* * *

Bei Georg Callwey, München, kam i. A. d. Reichsausschusses für Friedhof und Denkmal unter Mitarbeit bekannter Fachleute, herausgegeben von Dr.-Ing. Stephan Hirzel, ein Werk über „Grab und Friedhof der Gegenwart" heraus. Es enthält 115 Abbildungen (Preis 7,50 *RM*). Es behandelt heute viel besprochene und viel versuchte Probleme. Man will auch in der Ruhestätte der Toten das Beste des Zeitausdruckes festhalten. Das vorliegende Buch will ein maßgebendes Handbuch der gesamten Friedhofskunst und Friedhofskultur sein, gleich wertvoll für Gemeinden, Kirchen, Künstler, Industrie und Handwerk. Es enthält auch in der Tat gute und anregende Vorschläge in seinen Aufsätzen, die sinn-

Digitized by Google

reich von Bildmaterial unterstützt werden. Das Buch hält, was es verspricht, im großen und ganzen. Einige der Vorlagen stehen leider hart an der Grenze guter Beispiele.

Über **„Alte badische Handwerkskunst"** schreibt Dr. Gustav Jakobi i. A. d. Badischen Handwerkskammertages. Die Veröffentlichung ist vornehmlich für junge Handwerker bestimmt. Hochachtung! Schöne Beispiele lehren gute Sitten. Mögen die jungen badischen Handwerker sich regelrecht ergötzen am Können der Alten, mögen sie wenigstens erkennen, was wertvoll und zeitüberdauernd ist: Güte des Materials und Güte der Arbeit. Daraus folgt von selber der Ausschluß von Schund und breiter, oberflächlicher Massenware. Was ein Handwerker richtig in der Hand gehabt, hat er sich auch durch den Kopf gehen lassen und das battet! Die Schrift wendet sich aber auch an die Auftraggeber. Wer weiß, was gut und echt ist, wird sich den Handwerker danach auswählen, der eine wird den andern erziehen. Handwerkskunst ist Volkskunst! Die Betriebs- und Lehrmittelgesellschaft m. b. H., Karlsruhe, verlegte das mit Bildern reich geschmückte Büchlein.

Der Kirchenbau hat der edlen Handwerkskunst zu allen Zeiten Tür und Tor geöffnet. Da schufen Steinmetzen, Stukkateure, Bildschnitzer, Gestühlschreiner, Glaser und Schlosser ihr handwerklich Bestes. Vorab in der Barockzeit, der Epoche blühenden Kirchenbaues, heiter flammender Gotteshäuser. So auch in **„Birnau am Bodensee"**, über dessen Wallfahrtskirche Dr. Hermann Ginter im Verlag Benno Filser, Augsburg, eine feinsinnige, von tiefer Erkenntnis der kirchlichen Kunst jener Zeit zeugende Abhandlung gibt. Ein echter Alemanne, der Vorarlberger Kirchenbaumeister Peter Thumb, hat Birnau errichtet. Man hat lange nichts mit den heiteren, musikalisch und farbig beschwingten Kirchen anzufangen gewußt, das heißt, man hat sie abgelehnt. Nun schwärmt man geradezu dafür. Eindringlich wird ihre Schönheit gepriesen und Besucherscharen kommen, die oft riesig und prunkvoll in kleinen, bescheidenen Ortschaften stehenden Glanzbauten einer lebenslicht beschwingten Epoche zu bestaunen, an denen namentlich Süddeutschland so reich ist, der Bodensee zumal, dann Schwaben und Bayern. Die gründliche Arbeit Ginters sei bestens empfohlen, und dann eine Wanderfahrt nach Birnau, das wie ein glückliches Fanal den Hang über den Wassern krönt.

Über **„Mittelalterliche Klosterkirchen und Klöster der Hirsauer und Zisterzienser in Württemberg"** veröffentlichte Adolf Mettler, einer der bedeutendsten Kenner süddeutscher mittelalterlicher Kunst, ein im Verlag Silberburg G. m. b. H., Stuttgart, erschienenes Werk mit 88 guten, zum Teil unveröffentlichten Bildern.

Eine andere berühmte Kirche, die **„St. Johanneskirche in Schwäbisch-Gmünd"** wird von Walter Klein untersucht und in ihren Kunstwerken und Werten erforscht. Auch hier geben 95 Abbildungen dem Text reiche Anschauung. Die Schrift erschien in der Reihe der Gmünder Kunstbücher als 6. Band und wurde in H. L. Brönners Druckerei, Frankfurt am Main, sorgfältig hergestellt. Es haben vor allem die Turmplastiken, noch wenig bekannt, ihre Wertung und ihre höchst schwierig zu erreichenden Abbildungen bekommen, eine Tatsache, die dem Klein'schen Buch zur besonderen Beachtung gereicht.

In der Reihe der Bücher „Deutsche Volkskunst", herausgegeben vom Reichskunstwart Edwin Redslob im Delphin-Verlag, München, erschien der Band **„Schwaben"**, Text und Bildsammlung von Karl Gröber, mit 222 Abbildungen. Da wird offenbar, wie reich und wie tief in der Volkseigenheit diese Art Kunst verankert ist. Sie drückt nicht nur die geistige Begabung, viel mehr noch das seelische Antlitz ihres Schöpfers aus. In alle Dinge des Alltags spielt und schmückt sie sich hinein: in den Hausbau, in die Stube mit ihrem Hausrat und Gerät mit Öfen, Stühlen, Betten, Schränken, mit Kacheln, Fließen, Krügen, Pfannen, Körben, mit Spinnrad, gesticktem Handtuch und gemalter Wandfüllung. Sie drückt sich aus in der Zier der schmiedeeisernen Glockenzüge, der blechbemalten Maikrüge, der reichen Devotionalien aus Zinn, der Wirtshausschilder selbst, endlich in der Kleidung aller Art, der feinen Wallfahrtstücher, der Radhauben mit Silber- und Goldspitzen, der Kämme und Hochzeitsschilder, der bemalten Schachteln und Uhren, der Perlbeutel und Gebetbuchdeckel, endlich auch in Votivbildern und heiligen Tonfigürchen, z. B. von der „guten Beth von Reute", der Krippen und der Grabkreuze, der Gottesäcker und der Gotteshäuser. Hinschwindendes Volksgut, dies alles in einer Zeit, da die Masse das Begehrte ist und jede Eigenheit „suspekt" erscheint! Man sammelt es in den Museen, in die „Heimatmuseen", damit die Zukünftigen vielleicht ahnen und mit Sehnsucht wieder suchen, was sie halb vergessen haben.

Nur ist es nicht so einfach, Heimatmuseen einzurichten. Das Was und das Wie stößt oft auf soviel Hemmungen, daß manche Gemeinde unberaten die Flinte ins Korn wirft und mutlos wird. Und doch soll das Heimatmuseum ein erstes Pflegekind der Gemeinde sein; denn „ein gutgeleitetes Heimatmuseum ist keine Totenkammer, sondern die Keimzelle neuen geistigen Lebens", sagt Dr. Wilhelm Peßler in seinem Werk **„Das**

Digitized by Google

Heimatmuseum im deutschen Sprachgebiet als Spiegel deutscher Kultur", auf das hier besonders aufmerksam gemacht sei. Es spricht sich klar und eindeutig über Wert und Wahl der Heimatmuseen aus, ist Wegweiser und Führer auf diesem Gebiet, und darf bei keinem Freund und Förderer der Heimatkunde insgesamt fehlen. Es erschien im Verlag J. F. Lehmann, München, als Veröffentlichung des Volksbundes für deutsche Volkstums- und Rassenforschung und enthält 94 Abbildungen. Aus Kapitelüberschriften ist der Charakter des Buches leicht ersichtlich, da sie Zahl und Aufgaben der Heimatmuseen, die Pflichten von Staat, Kreis und Gemeinde gegenüber Heimatmuseen, Anteilnahme der Bevölkerung, Einteilung und Hauptformen, das Sammeln, Vorführung in Museen, Museum und Denkmalspflege, Heimatmuseum im Dienste der Wissenschaft, Merkblatt für Ehrungen, Zusammenarbeit mehrerer Museen und manche andere Fragen behandeln. (Preis geb. 12 *RM.*)

Die Prachtstücke eines Heimatmuseums werden immer die irgend einer Kunstäußerung sein, entweder die schmiedeisernen Schlösser, Gitter, Grabkreuze eines begabten Einheimischen, Goldschmiedarbeiten, Schnitzwerk, Flechtwerk, Möbel, Malereien, Äußerungen der Volkskunst, der Handwerkskunst. Zu den Schöpfungen der sogenannten hohen Kunst ist ein großer, wenn auch oft nicht einmal klar zu entscheidender Schritt. So gingen zum Beispiel die Steinmetzen und Baumeister, heute noch hoch bewunderter und von der Wissenschaft stets neu untersuchter und entdeckter Kirchenkunst, meist aus dem schlichten, werktätigen Volk hervor. Die in wahrhaft religiöser Einfalt und schöpferisch urtümlicher Vielfalt ihre Werke schufen, ahnten deren Größe kaum. Dies wird offenbar, wenn man sich im ganzen deutschen Reich und namentlich in dem an Kunstgütern aller Art so reichen Mittel- und Süddeutschland umschaut. Dr. Hans Karlinger führt werbend wirksam uns im 5. Band der bayerischen Heimatbücher vor die Kunstwerke von „Altbayern und Bayerisch-Schwaben" im ersten Teil seiner „Bayerischen Kunstgeschichte". Bei Knorr & Hirth G. m. b. H., München, erschienen. (Preis geb. 7,50 *RM.*) Wir stehen ergriffen und staunend vor diesen Meisterwerken und vertieft erkennen wir deutsche Art und Seele.

„Die Kunst in Schlesien" stellen uns in verschiedenen Aufsätzen A. Grisebach, G. Grundmann, F. Landsberger, M. Laubert, K. Masner, H. Seger, E. Wiese, i. A. d. Preuß. Ministeriums für Wissenschaft, Kunst- und Volksbildung dar, und zeigen sie in über 200 Textbildern, Deutscher Kunstverlag. Berlin. Die geschmackvoll gehaltene Veröffentlichung behält dauernden Wert für das Land und die Erforschung seiner Denkmäler, heute mehr denn je! Die Darlegungen Grundmanns über schlesische Volkskunst sind ihrer begrifflichen wie grundsätzlichen Stellungnahme wegen besonderer Beachtung wert.

Einer uralten Volkskunst geht der bekannteste Forscher auf diesem Gebiet, Dr. Kuhfahl, Dresden, nach, der einen umfassenden Beitrag zur Erforschung des Steinkreuzproblems liefert in seinem reich bebilderten Werk „Die alten Steinkreuze in Sachsen". In allen Landen harrt dieses Gebiet noch der Aufklärung und tieferen Erforschung. Bei uns in Baden hat Max Walter in Amorbach durch sein in der Schriftenreihe vom Bodensee zum Main erschienenes Heimatblatt 25 „Vom Steinkreuz zum Bildstock", einen vielverheißenden und hoffentlich in Zukunft noch mehr als bisher beachteten Anfang gemacht. Das Kuhfahl'sche Werk, durch den Landesverein Sächsischer Heimatschutz in Dresden zu beziehen, weist in vollster Anerkennung auch auf die Arbeiten Max Walters hin.

Für deutsche Scheiben, eine fast vergessene, sinnige Kunst vergangener Zeit, von Bedeutung ist das umfangreiche und prachtvolle Werk, das „Die Schlifffscheiben der Schweiz" behandelt, und dessen Verfasser Dr. A. Staehelin-Paravicini ist. Nach der großen Blüte der schweizerisch-deutschen Glasmalerei wurden die mehr volkstümlich zu wertenden, einem guten Kunsthandwerk entspringenden Schlifffscheiben des 18. Jahrhunderts allzu wenig beachtet. Und doch bilden sie eine Fundgrube namentlich der Wappen-, und somit auch der bürgerlichen Familienkunde des deutsch-schweizerischen Kulturkreises. Als Kunstäußerung sind sie natürlich in ihrer Art besonders interessant. Da namentlich Oberbaden nahe Familienbeziehungen zur Schweiz hat, und die Pflege der Ahnenkunde besonders eifrig betrieben wird, sei in dieser Hinsicht besonders auf die ausgezeichneten heraldischen Scheiben hingewiesen. Es erscheinen darauf besonders die Namen bürgerlicher und bäuerlicher Geschlechter aus dem Bern-, Zürich- und Baselgebiet. Verlag Frobenius A.-G., Basel. (Preis geb. 30,40 *RM.*) Die Auflage ist nur eine beschränkte im Verhältnis zum großen Abnehmerkreis. Wer Interesse an diesem schönen, hervorragend gedruckten Werk hat, besinne sich nicht zu lange.

Die Fahrt vor oberdeutsches, oberrheinisches Meister- und Seelengaut geht weiter. Da erschien bei Guido Hackebeil A.-G., Berlin S 14, ein in Großoktav wundervoll gestaltetes Werk von Maximilian Hasak „Das Münster unserer lieben Frau zu Straßburg im Elsaß". Wir besitzen es noch, jenes Wahrzeichen des Elsaß, jenes Hochgewächs.

Digitized by Google

deutscher Schöpferinbrunst. Niemand raubt, was man im Geiste und mit der Seele besitzt. Aus diesen Blättern — in schönen Lettern sprechend, mit herrlichen Bildern bedruckt, in einer feinen, edlen Darstellungskunst vermittelt, uns mit neuen Forschungen der Wissenschaft auf lebensvolle Art vertraut machend — wächst der Bau, dessen Westfassade bestimmt einem Erwin von Steinbach ewiges Denkmal setzt, uns zu, wir begreifen und lieben ihn und sehnen uns danach, ihn einmal wieder frei zu sehen, wenn auch nicht der Staatsmacht so doch der deutschen Schauinbrunst freigegeben zu jeder Stunde. Das Hasak'sche Monumentalwerk kostet ein Vermögen, (80 *RM*), aber es ist dies und noch viel mehr wert!

Und nun Fahrten durch die Landschaft und ihre Geschichte. Dr. Albert Becker, der bekannte Pfalzbiograph, lieferte einen Beitrag zur Entdeckungsgeschichte der bayerischen Pfalz am Rhein in seiner Schrift: **„Der Garten Deutschlands"**. Verlag H. Kayser, Kaiserslautern. (Preis 1,80 *RM*.) Seit 25 Jahren widmet der Verfasser seine Tätigkeit der Pfalzforschung. Er hat vorliegende Arbeit aus Vorträgen entstehen lassen, die er auch in der badischen Pfalz, in Mannheim, Heidelberg gehalten hat. Auf fesselnde, oft prickelnde Weise plaudert er von Land und Leuten, von Geschichte, Kultur und Kunst und geht stets von sorgfältiger, wissenschaftlicher Grundlage aus. Diese Veröffentlichung gehört in die Reihe der Beiträge zur Heimatkunde der Pfalz, der Prof. Dr. Becker in unentwegter Hingabe an sein Land und voll Begeisterung dient.

„Schwäbische Meerfahrt" nennt Walter Waentig eine Schilderung des Bodensees in einundvierzig Federzeichnungen, denen Karl Blank ein Geleitwort gab. Alexander Fischer, Verlag, Tübingen. Sie haben beide der überreichen Zahl von Bodenseebüchern und Mappen eine wirklich künstlerische Lobpreisung hinzugefügt.

Ein anderer Bodenseemaler, vielmehr Graphiker, Hugo Boeschenstein, fügte seiner Mappenreihe schöner Motive am See eine weitere, wohlgelungene Gabe hinzu: **„Zehn Holzschnitte, Stein am Rhein"**. In einer Auflage von 200 Stück im Selbstverlag des Künstlers, Wangen am Bodensee, erschienen. Das malerisch gelegene Städtchen am Fuß des Hohenklingen, ist schön und geheimnisvoll lieblich wie Sage oder Traum. Dieses Wesen hat Boeschenstein in seinen kunstvollen Holzschnitten gut gefaßt. Ludwig Finckh schrieb ihm dazu das Geleitwort.

Im Dürerjahr ist es Ehrensache, auch aus dem Strom der ungezählten Bücher und Schriften über den deutschen Meister einige unseren Lesern vorzustellen. Erstens das der Deutschen Buchgemeinschaft G. m. b. H., Berlin, eine sehr eigen gestaltete, wertvolle Ausgabe der einzigen, wirklich überlieferten Dürerbiographie. M. Thausing, **„Albrecht Dürer", Geschichte seines Lebens und seiner Kunst**, mit 15 Abbildungen im Text und 24 Kunstdrucktafeln, herausgegeben von Lothar Brieger. Ein Buch kostbarer und köstlicher Art, das ebenso geeignet ist, ein Volksbuch deutschen Künstlerwesens zu werden, als es grundlegend ist für jeden Dürerforscher.

Als zweites verweise ich auf eine Dürernovelle **„Das Leuchterweibchen"** von F. A. Schmid-Noerr. Die Gestaltung einer Dürerschen Ehekrisis, die Freund Willibald Pirkheimer, Frau Agnes Dürerin und den in Venedig abwesenden Meister in ein magisch wirkendes Dreieck zueinander stellt, gelingt vollauf. Jede Person steht zwischen zweien und strahlt ihr Wesen zwiegeteilt tragisch im Unbewußten aus. Man spürt, daß hinter der seltsam altmodischen und dennoch überwältigend plastischen und neu wirkenden Sprachform dieses Badeners ein feinsinniger Könner steht. Unsagbar fein und dennoch lebenstrotzend, daseins- und sinnenfreudig ist die Novelle geschrieben, prachtvoll, blühend wurde der Umkreis wie die Handlung gestaltet. Die Novelle erschien im Horen-Verlag, Berlin-Grunewald, vorzüglich gedruckt und anmutig ausgestaltet, mit 16 Bildern nach Dürer geschmückt. Ich habe den Eindruck, als eigne sich das Werkchen in hohem Maße zum Vorlesen. Sein äußeres Format macht es auch leicht, überall ein Plätzchen dafür zu finden. Ich schließe mich gerade im Gedanken an dieses Buch dem Ruf deutscher, zumeist notleidender (leiblich und seelisch) Dichter an: Keine Ferienfahrt ohne ein gutes, deutsches Buch!

* *
*

Wohl kaum eine andere deutsche Landschaft ist so charakteristisch, einmalig in Bodengestaltung und Pflanzenwuchs, wie der Schwarzwald, seine Hänge und Ausläufer, und kein Gebiet erschließt sich langsamer, aber um so tiefer, wenn man sich in seine vielfältige und seltsame Flora versenkt. Wir sind nur bisher ohne ausreichende Führer durch diese Wunderwelt gewesen. Man hat seit langem schon gemunkelt, es würde das seit Jahren

Digitized by Google

vergriffene Oltmanns'sche Buch „Pflanzenleben des Schwarzwaldes", bald in dritter, stark erweiterter Auflage erscheinen. Nun ist es da! Ein großartiges, belehrendes, unterhaltendes, führendes und wissenschaftlich dabei tiefernstes Werk!

Prof. Dr. Friedrich Oltmanns, der beste Kenner und Erforscher des Pflanzenlebens in Baden, vorab in Oberbaden, hat es sich nicht verdrießen lassen, neben seiner reichen Arbeitslast als Dozent der Freiburger Universität dem Drängen der Schwarzwaldfreunde nachzugeben, und das ganze Werk in vielfach neuer Fassung und in weitgehender Ergänzung durch angrenzende Landschaften (den Hegau, Randen und vor allem das ergiebige, interessante Bodenseegebiet mit dem Wollmatinger Ried) neu herauszubringen.

Der erste Band enthält Text und zahlreiche Textbilder, der zweite Band in Mappenform über 200 zum Teil künstlerisch dargestellte Bilder, zahlreiche farbig wiedergegeben, und Karten über das Verbreitungsgebiet einzelner Pflanzen in Baden, in Deutschland, in Europa.

Bei den lateinischen Namen stehen, soweit sie bekannt sind, die deutschen, die oft von überraschender Feinheit und der poetischen Erfindungsgabe des Volksmundes zeugen; denn all diese deutschen Namen entstammen dem Volkstümlichen. Viele davon haben Seele und Sinn zugleich. Das ganze Werk ist eine Tat! Verfasser und Herausgeber und all die eifrigen, sorgsamen Mitarbeiter, namentlich die Zeichner und Maler der Pflanzenbilder haben sich darum hochverdient gemacht. Bei seinem verhältnismäßig niedrig gehaltenen Preis (20 *RM*) wird es auch diesmal nicht lange gehen, bis die Auflage vergriffen ist; denn auch dem Laien fällt es leicht, mit Hilfe der sehr geschickt eingerichteten Verzeichnisse Buch und Mappe zu seiner Lust und Belehrung zu benutzen. Als Verlag zeichnet der Badische Schwarzwaldverein, Freiburg i. Br.

Weinbrenner

Das bürgerliche und fürstliche junge Karlsruhe um 1800 bekam in Bauwerken ein ganz eigenes Antlitz, das von den Gesichtern anderer deutscher Residenzstädte vorteilhaft abstach; es war die Übertragung klassisch römischer Formen in die deutsche Bausprache der Biedermaierzeit. Mit diesem glücklichen Karlsruher Baustil ist der Name Weinbrenner unvergänglich verknüpft, Weinbrennerhäuser baute die Zeit und das Land.

Es ist ein Verdienst von Fritz Hirsch, in den beiden ersten Heften des Gesamtwerks „100 Jahre Bauen und Schauen" (Badenia, A.-G. für Verlag und Druckerei, Karlsruhe) dem Weinbrennerstil auf den Grund gegangen zu sein. Dabei erweist sich, daß Friedrich Weinbrenner in Hauptwerken, Ettlinger Tor, Markgräflichem Palais und evangelischer Stadtkirche, dem schönen Äußern recht zweifelhafte Unterlagen gab, eine Konstruktion von starkem Balkenwerk mit Stuckdecken, Verputz und dünnen Steinplatten, die aufgeschraubt waren; so war ihre Lebensdauer von Geburt aus beschränkt. Eine Entschuldigung für die fast leichtfertige Bauweise mag die dauernde Ebbe in der markgräflichen Kasse, die Länge der Bauzeit und der Zwang zur Sparsamkeit gewesen sein.

Was bei Hirsch neu und eigenartig ist, ist der familienkundliche Einschlag in seiner Forschung und Darstellungsweise. Wie er dem Bauen der Zeit an die Wurzel geht, so sucht er auch den Baumeister in seinem Wurzelwerk aufzudecken. Und da stellt sich heraus, daß Friedrich Weinbrenner, geboren am 29. November 1766, aus dem Dorf Untermünkheim bei Schwäbisch-Hall in Württemberg stammte, aus dem Fränkischen, aus einer alten Zimmermannsfamilie, in der Väter, Brüder und Söhne Zimmerleute waren, die Töchter ins Handwerk heirateten. Wir haben hier ein Beispiel von Vererbung des Bausinns und des Holzhandwerks. Ähnlich wird später Herkunft und Nachfolge eines anderen Kunsthandwerkers am Bau der Stadtkirche, des Uhrmachers Johann Jakob Schmidt, aufgezeigt, dessen Nachkommen auch heute noch Uhrmacher in Karlsruhe sind. (Die Stammtafeln Weinbrenner und Schmidt sind beigegeben.)

Aus der fränkischen Herkunft Weinbrenners fällt ein Licht auf seinen Charakter, Weg und Lebenshaltung, aus der Zimmermannsherkunft auf Talent und Neigungen. Es sind neue Wege, die Hirsch beschreitet, und man darf auf die 18 künftigen Hefte des aufschlußreichen, schöngedruckten und bildgeschmückten Werks auch in dieser Beziehung gespannt sein.

Gaienhofen — Ludwig Finckh

Digitized by Google

Badische Heimat

Zeitschrift für Volkskunde, ländliche Wohlfahrtspflege, Heimat- und Denkmalschutz
16. Jahrgang • Jahresheft 1929

Freiburg und der Breisgau

Im Auftrag des Landesvereins
Badische Heimat herausgegeben
von **Hermann Eris Busse**
Freiburg i. Br.

1929

Verlag G. Braun in Karlsruhe

Digitized by Google

Inhaltsverzeichnis

Seite

Der Breisgau in Landschaft, Geschichte, Bau, Klima, Siedlung und Wirtschaft von Hermann Schwarzweber, Freiburg i. Br. 3
Aus der Ur- und Frühgeschichte des Breisgaus von Georg Kraft, Freiburg i. Br. 26
Wie anno 1550 Sebastian Münster in seiner „Cosmographia universa" die Stadt Freiburg und den Breisgau schildert 35
Freiburg im Breisgau in alten Ansichten und Plänen von Werner Noack, Freiburg i. Br. 36
Das Freiburger Münster von Hermann Eris Busse, Freiburg i. Br. 50
Der Verkündigungsengel des Schnewlin-Altars im Freiburger Münster von Hans Baldung von Gustav Münzel, Freiburg i. Br. 64
Aus einem alten Geographiebuch, der 1780 in Augsburg gedruckten Compendiose Cosmographia 68
Bilder aus der Geschichte der Freiburger Universität von Hermann Mayer, Freiburg i. Br. 73
Bunte Fenster. Gedicht von Karl Berner, Freiburg i. Br. 80
Marie Antoinettes Aufenthalt in Freiburg auf ihrer Brautfahrt von Wien nach Paris von Anna Kupferschmid, Freiburg i. Br. 83
Über Denkmalpflege des alten und Gestaltung des neuen Freiburg von Joseph Schlippe, Freiburg i. Br. 95
Sonett von Wolfgang Müller-Clemm, Mannheim 111
Alte Freiburger Straßenbilder von Werner Noack, Freiburg i. Br. 112
Schwarzwälder Volkskunst im Augustinermuseum von Max Walter, Amorbach . 123
Alte Sitten und Bräuche zu Freiburg und im Breisgau von Friedrich Hefele, Freiburg i. Br. 132
Die Trachten des Breisgaus und seiner Grenzgebiete, kulturgeschichtliche Betrachtungen, von Wilhelm Fladt, Freiburg i. Br. 147
Freiburg. Gedicht von Karl Berner, Freiburg i. Br. 162
Wasserburgen im Breisgau von Wilhelm Arnold Tschira, Freiburg i. Br. . . . 165
Alter Freiburger Merkvers 177
Der Spätbarock in breisgauischen Stiftern von C. A. Meckel, Freiburg i. Br. . . 178
Fünfundzwanzig Jahre Naturschutz in „Badischer Heimat" von Konrad Guenther, Freiburg i. Br. 189
Alt-Breisach von Franz Schneller, Freiburg i. Br. 197
Kaiserstuhl. Gedicht von Wolfgang Müller-Clemm, Mannheim 208
Endingen am Kaiserstuhl, Bilder aus seiner Vergangenheit, von Franz Hirtler, Freiburg i. Br. 209
Wie Bürgermeister und Rat der Stadt Freiburg den Kartäusermönchen ein Vogellied gegönnet haben. Aus einer Urkunde von 1508 218
Kenzingen von Eberhard Meckel, Freiburg i. Br. 219
Die Stadt Freiburg von Hans Thoma 226
Emmendingen, von seinen Bauten und Menschen, von Rosa Hagen, Emmendingen 227
Das Elztal in kunst- und heimatgeschichtlicher Betrachtung von Karl Kühner, Waldkirch 237
Die Wälderstadt Neustadt im Hochschwarzwald von Wilhelm Stahl, Neustadt . . 247
Aus Staufens vergangenen Tagen von Jörg Hermann Nagel, Pforzheim 258
Die Industrie des Breisgaus von Franz Kaiser, Freiburg i. Br. 267
Freiburg im Breisgau in Bildern von Georg Röbcke, Text von Franz Schneller, Freiburg i. Br. 273
Landschaft / Kunst / Kultur, Bücherbesprechungen von Hermann Eris Busse, Freiburg i. Br. 284

Ganzseitige Bildtafeln

Julius H. Bissier / Schwarzwälder Bahndamm (S. 69) — Hans Adolf Bühler / Syoneck-Landschaft (S. 70) — Hermann Dischler / Wintermorgen am Brend mit Blick nach dem Feldberg (S. 71) — Hans Franke / Die Lärche (S. 72) — Wilhelm Hanemann / Ecke einer Bauernstube (S. 81) — Friedrich Kocher / Titisee-Landschaft (S. 82) — Hendrik Köhler / Vorfrühling in Günterstal (S. 93) — Erwin Krumm / Elzacher Schuddig (S. 94) — Hans Lemble / „Bildhaus", Motiv aus dem Wutachtal (S. 121) — Alfred Mez / Bildnis Oskar Mez (S. 122) — Arnold Rickert / Totendenkmal der Freiburger Universität (S. 145) — Rudolf Riester / Verlängerte Bismarckstraße (S. 146) — Bruno Schley / Münsterchor vom Schloßberg (S. 163) — Johann Schmitt / Selbstporträt (S. 164)

Digitized by Google

1. Sommertag am Titisee — phot. H. Schwarzweber

Der Breisgau

in Landschaft, Geschichte, Bau, Klima, Siedlung und Wirtschaft

Von Hermann Schwarzweber, Freiburg i. Br.

Von keiner Stelle unseres so reichen und schönen Heimatlandes erscheint unser gesegneter Breisgau köstlicher, tiefer und blutvoller als vom Freiburger Schloßberg, wenn an einem Sommerabend der Sonnenball sich anschickt, hinter der Abendschranke des weiten, offenen Rheintales unterzugehen. Da liegt unter uns behäbig und behaglich in violettem Dunst die hochgieblige Stadt des Mittelalters mit leisen, feinen Rauchfahnen der abendlichen Bürgerküchen, und aus dem Gewirr der Dächer und Gäßchen, aus Dunst und Lärm erhebt sich klar und steil in unnachahmlicher Reinheit seiner gotischen Formen unser herrliches Münster in den farbig erglühenden Abendhimmel. Und siehe! Dahinter schieben sich die großen Teppiche der Ebene zusammen, gewirkt aus großen Mustern von Wald und Wiesen, stille Dörflein da und dort umfangend, an kleine Erhebungen angelehnt, die alle wieder zusammengefaßt erscheinen durch den ruhigen Zug des Tuniberges und seine größere Fortsetzung den dreigipfeligen Kaiserstuhl. In wundersam geschwungener Linie scheinen sie bestimmt, diese weite, schöne Bucht abzuschließen von Süden, wo die Ehrentrudiskapelle gerade noch den Blick freigibt auf den Rhein, der jetzt im Abendglanz der untergehenden Sonne seine Lichter zittern läßt zwischen den Pappeln seiner Auenwälder, bis zum Norden, wo das Rieglerbergle fast den Ausgang zur Rheinebene zu sperren scheint. Welch wunderbares Bild: da hinter uns die Bucht des Dreisamtales mit den steilen, walddunklen Hängen, hinter denen der Nachthimmel schon heraufsteigt, und vor uns im letzten Leuchten eines gnadenerfüllten Tages die farbige Breisgaubucht mit ihrem ergreifenden Gegensatz der hochstrebenden Bergumrahmung und der weiten Ebene, aus der schon die goldenen Ährenfelder leuchten, und noch einmal in letzter gewaltiger Steigerung dahinter die Kette der Vogesen, die nun wie von innen heraus in tiefen Tinten erstrahlt. Farben und Formen, Reichtum und Rhythmus in solch verschwenderischer Fülle und Harmonie auf einen Erdenfleck ausgebreitet, daß man's nur als großes Glück empfindet ...

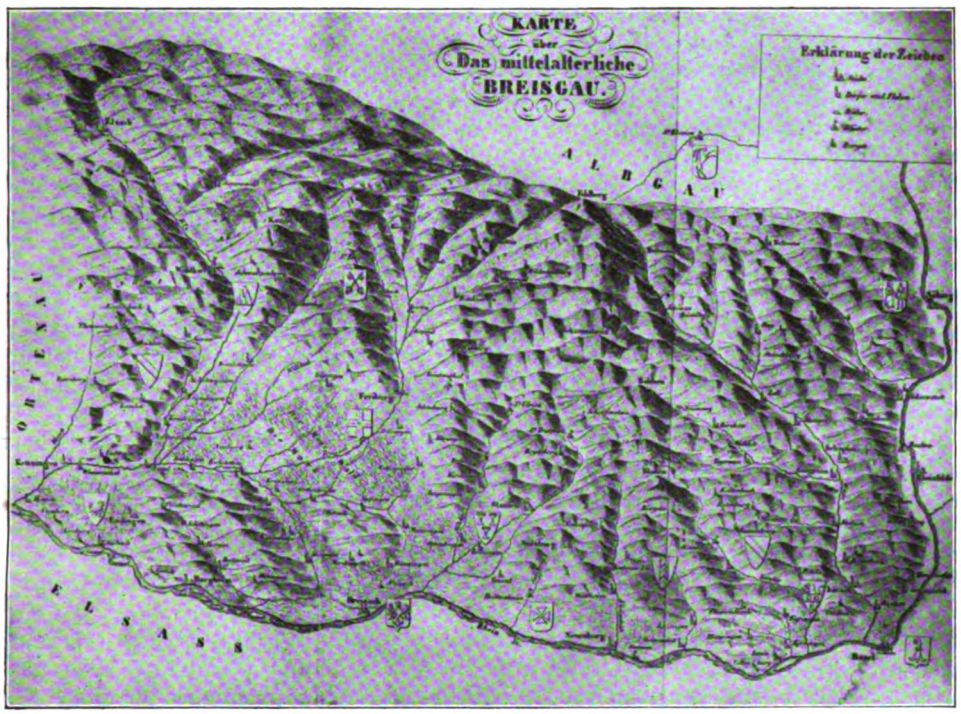
Digitized by Google

Ein Herbst am Winklerberg im Kaiserstuhl! Das Steinhaus des Rebgutes, weißleuchtend unter strahlendblauem Himmel. Der dunkle Boden vulkanischer Erde, die traubenbehangenen Hänge in Terrassen übereinander gestaffelt, wie ein Bild aus dem Süden kommt Dir's vor. Und doch ist's echte, deutsche Landschaft. Dort im Westen fließt der Rhein, unser deutscher Rhein, der auch die Bucht zu unsern Füßen einst dem Kaiserstuhl abgerungen hat, im grellen Gegenlicht der Herbstsonne grüßt Breisach so nah zu dir herüber. Die alte Stadt am Rhein, ehemals „Deutschlands Schlüssel und des Heiligen Römischen Reiches Ruhekissen" genannt. Kraftvoll stehen heute noch die Silhouetten des Münsters wie des ruinengeschmückten Eckartsberges vor dem Rhein und dem baumbestandenen Fruchtland des Elsaß. Und hüben wie drüben wenden die beiden Randgebirge uns ihre Steilseiten zu, reichgegliedert durch Täler und Einschnitte, bis darüber die großen runden Kuppen abschließen. Man hat die Empfindung, hier in der Mitte zwischen Vogesen und Schwarzwald zu stehen, wie auch in der Mitte zwischen Basel und Straßburg. Gleichzeitig mitten in einem Gottesgarten . .. Mitten im Alemannenlande, das heute eine politische Grenze scharf auseinanderschneidet und auch unsern deutschen Rhein zum trauernden Symbol macht des Wandels alles Menschlichen.

Im Sonnenglanze eines Frühlingstages bei der Ehrentrudiskapelle auf dem Südende des Tunibergs. Eine ragende Scholle, an drei Seiten durch Verwerfungsspalten herausgeschnitten, Auslug und Opferstätte von Jahrtausenden! Drunten die Magdalénienstätte von Munzingen seit 15000 Jahren, hier oben das Kirchlein der heiligen Ehrentrudis, Schwester des heiligen Trudpert, dazwischen Funde aus allen Jahrhunderten. Die Mengener Schwelle zu unsern Füßen schließt die Breisgaubucht ab nach Süden und leitet hinüber zu der Vorbergzone des Schönbergs und Batzenbergs, überall freundliche Dörflein mit ihren weißen Kirchtürmen, blühende Bäume, die Staufener Bucht im Süden anschließend, ein zweiter Garten voll Blust und Bergen, die zum Markgräflerland führen. Über dem weiten Gottesgarten, der in feinen Stufen zum ernsten Schwarzwald ansteigt, plötzlich etwas Neues, Großes, Atemraubendes: Die hochgeschwungene Kette des Schauinslands zum Belchen-Blauen. Hier hört jede sanft abklingende Verbindung zur Ebene auf, nach einer Stufe springt für das Auge die blaue Wand des Gebirges mit jener so charakteristischen Form des Belchens und seines Seitenpfeilers, des Hohkelch auf, die unserm Gipfel den Namen des schönsten Schwarzwaldberges verschafft haben. Nur der feine Rhythmus der nach Südwesten weiter schwingenden Bergkette, die in stets tiefer greifenden Absätzen zur burgundischen Pforte niederleitet, verbindet sie wiederum mit der sonnenerfüllten Ebene, auf deren südlichster Insel wir stehen.

Wie anders wieder wandelt sich das Bild in unserm Schwarzwald selbst. Auf dem Eckle, auch Kohlbühl genannt, an der 900-Meter-Grenze über dem Münstertal! Es ist, als ob wir so recht in den Mittelpunkt einer reinen und großen Schwarzwaldlandschaft gestellt seien. Drüben der immer noch in einsamer Größe ragende Belchen, der mit über tausend Meter Aufschwung über seinen Fuß im Münstertal die größte Reliefenergie des ganzen Schwarzwalds hervorbringt. Das weite, tiefe Münstertal mit seiner Abteikirche und einer alten, stolzen Vergangenheit. St. Trudtpert, „der Apostel des Breisgaus", wie er auf einem alten Stiche genannt wird, seine Grabstätte, seine kolonisatorische Wirksamkeit. Im Anfang des 7. Jahrhunderts! Drei Jahre nur waren dem vornehmen Iren in seiner frommen Wirksamkeit vergönnt, bis er am 26. April 607 durch Mörderhände fiel. Trudpertszelle entsteht. Bischöfe wallfahren an sein Grab. Päpste erlassen Bullen mit Privilegien für den Wallfahrtsort des Heiligen. Ungarn und später Schweden verwüsten die Benediktinerabtei, die seit 815 blüht. Immer wieder erhebt sie sich, bis 1806 die Säkularisation ein Ende setzt, fast genau nach zwölfhundert Jahren! Das Städtchen Münster aus der Blütezeit des Bergwerksbetriebs!

Digitized by Google



2. Der Breisgau nach einem alten Stich phot. H. Schwarzweber

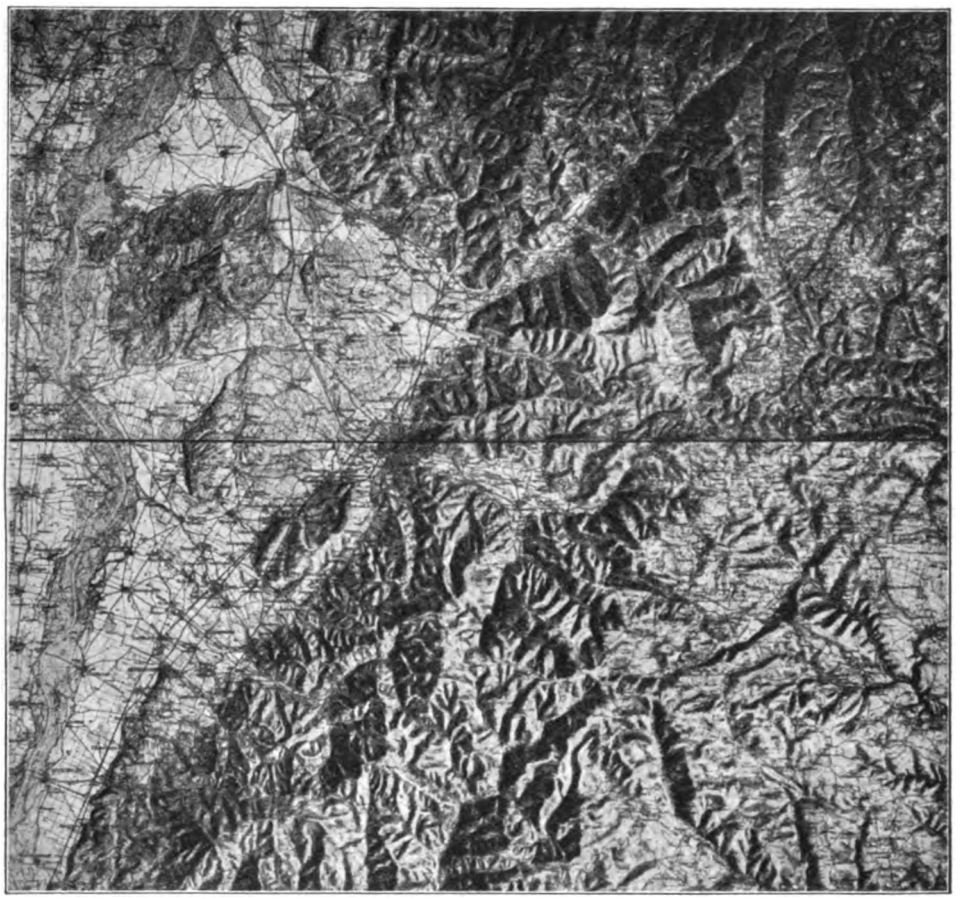
Große geschlossene Hofsiedlungen in allen Quellmulden, auf Talspornen, auf den gewölbten Riedeln zwischen Muldentälchen, auf Eckfluren. Ein überwältigender Reichtum an Formen und Gliederungen, der in seiner gesetzmäßigen Regelmäßigkeit unmittelbar die Frage nach der Ursache aufwirft. Dazu der wunderbar harmonische Abschluß nach oben, wo scheinbar alle die Taltrichter und Quellrunsen nach einer Wiederholung der Erscheinungsformen im Kleinen in runden, großformigen Flächen und Mulden und Rücken enden. Die ruhiggeschwungenen Formen von der Halde über den Trubelsmattkopf, den Brandenberg zum Belchen sind Reste der Eiszeit, der Formenreichtum an Talsystemen, Tobeln und Runsen ist ein Ergebnis der Nacheiszeit, da mit der Kraft der tieferen Erosionsbasis die Wasser sich immer tiefer einschnitten, jeden größeren Hang zerlegten und rückwärts griffen. Schluchtartig in „Klusen" müssen die Seitentäler oft die Verbindung mit dem Haupttal aufnehmen, das rascher in die Tiefe erodiert. Überall im Tal sind noch die alten Niveaulinien erkennbar, die sich langsam nach außen senken. Ein solch gewaltiger Gebirgsstock wie der Belchen-Trubelsmattkopf muß sich natürlich auch in der Talbildung bemerkbar machen, da er gewissermaßen die Täler auf sich herzieht. Immer in Verbindung mit tektonischen Linien. So kommt im Münstertal ein vollständig asymmetrisches Talnetz zustande, das alle großen Seitentäler auf der Belchenseite ausgebildet hat und an dem Kamm von Kohlbühl bis zur Etzenbacher Höhe mit einer Ausnahme nur flache Mulden und sanfte Einbiegungen hervorbringt. Nur im wunderbaren Talschluß beim Sorbaum, wo wohl alle die Mulden und Rinnen wenigstens in einer vorletzten Phase der Eiszeit auch vom Wasser der abschmelzenden Firndecke von oben gespeist wurden, greift eine ganze Reihe von Tälchen und Taltrichtern in fast radialer

Digitized by Google

Anordnung bis hinauf, und nur wenig fehlt, so wäre es zur Ausbildung von Inselbergen im letzten großen Talende gekommen. Es ist ein ergreifendes Bild, wenn in diesen zahlreichen Tälern schon die dunklen Schleier der Nacht sich ausbreiten und von oben her leuchten immer noch die Fensterscheiben der Bauernhöfe vom Stohren, der letzten, höchsten Rotte der Gemeinde Münstertal, im Abendsonnenglanz, bis auch sie langsam im Schatten versinken und nur noch die runden, stillen Weidekuppen der Halde langsam verglühen und am Trubelsmattkopf und in der Breitenau drinnen der letzte Schein verglimmt. Da geht wohl dann dein Blick der Sonne nach über den Sattel des Kohlerhofs, den Rest eines uralten Talbodens, der weiter draußen in den Niveaulinien der Talsporne des Ehrenstetter Grundes seine Fortsetzung findet, hinaus in die weite Rheinebene, wo mitten heraus zwischen seinen Auenwäldern der Rhein noch einmal erglänzt, das Breisacher Münster als Wächter schattenhaft träumt, der Kaiserstuhl leise verdämmert. Aus der großen Talmulde von St. Ulrich herauf verklingt von Fern die Abendglocke. Allmählich steigt die Nacht auf die Höhen des Gerstenhalms, der mit den typischen Einzelsiedlungen von Geiersneſt so lange noch des letzten Lichts genießen durfte. (Abb. 8, 9, 10.)

Ein Bild vom Feldberg! Wer vermöchte Natur und Erlebnis, Landschaft und Seele so zusammenfassen, daß ein Bild unseres Feldbergs entstünde? Ist nicht jedes Erlebnis dort oben über dem Feldsee oder dem tiefen Zastlerloch, über dem sonnigen Wiesental oder gegen Menzenschwand und Herzogenhorn wieder neu und von Grund anders? Und dann das wechselvolle Spiel der Jahreszeiten und des Wetters? Wenn der Nordsturm über die vereisten Höhen heult und über alles seine klirrenden Ketten wirft? Oder wenn dann ein sonniger Wintertag mit einem Male eine klarblaue Kugel über das Gebirge stülpt, unter der unser Hochschwarzwald in weißem, seligen Glanze erstrahlt? Alles voll stiller Wunder des Lichtes, der Freude, der Weite. Körperliche Weite wie seelische Weite! Die Alpen in kühnen Riffen, überweltlich erhabenen, Kristalle des Lichts, Schlösser unserer Träume. Da wird das Dichterwort zum Erlebnis: „Wie Silberschlösser stehn die Firne, nach denen mich die Sehnsucht lenkt; ich fühle, daß sich auf die Stirne die Krone eines Glückes senkt“. Oder dann wieder ein Sommertag! Wenn die Halden des Seebucks übersät sind mit goldenen Arnikasternen, die im Rhythmus des leisen Bergwindes ihren köstlichen Duft verbreiten. Wenn dein Blick durchs Bärental hinausgeht zum Silberspiegel des Titisees, weiter bis an den Fuß des Hochfirstes, über die Lenzkircher Senke zur Baar, wo eine neue Landschaft zu uns heraufgrüßt. Die weiten Wälder des muldengespannten Tales mit ihren deutlichen Stufen, die Moränen hinter dem Titisee, und über all das floß einmal der Feldberggletscher hinaus bis in die Gegend des heutigen Neustadt. Die großen Einödhöfe inmitten ihrer Rodungen. Da und dort fehlt ihr Hof. Dann wieder Wald, immer wieder Wald: ja, das ist unser Schwarzwald. Und durch die Steilwand des Kares, dem letzten eindrucksvollen Zeugnis der einstigen Vereisung, steige ich hiernieder zwischen gelbem Enzian und weißen Bergorchideen, die Schlucht nimmt mich auf, in die Lawinenrinnen hineinleiten mit dem so charakteristischen Strauchwuchs, der sich der Lawinenbahn angepaßt hat. Über die Treppen des Bodenflusses geht es in die schattendunkle Schlucht mit Felswänden, eingeklemmten Blöcken und abgestürzten Bäumen. In den tiefsten Nischen taut noch immer der Firnschnee der Lawinen. Zwischen dunklen, ernsten Fichten blickt das Auge des Feldsees herauf. Und rings um dich Wald, Felsen, Dämmerung. Da oben in sonniger Höhe wandern die Blicke in alle Täler und auf alle Höhen, man sieht es so deutlich, man steht im Mittelpunkt der Höhenzüge wie der Täler, die von ihrem Gipfelpunkte nach allen Seiten ausstrahlen. Feldberg, Herzland unseres Schwarzwaldes, mit deinen vornehm ruhigen Hängen der Eiszeitformen, über die der Duft der Bergwiese wie das Läuten des Weidviehs zieht, einst der Ursprung großer Eisströme, die das Land geformt

Digitized by Google



3. Der Breisgau nach der Reliefkarte phot. H. Schwarzweber

haben, Luginsland in die köſtliche Nähe wie beglückende Weite, Berg unſerer Heimat, unſeres Breisgaus.

Seit den früheſten Zeiten waren die Grenzen dieſes Breisgaues merkwürdig feſt und unverändert geblieben. Vom 4. Jahrhundert ab nahm das bisher nach ſeinem Flüßchen Neumagen Neomagia oder provincia Neomagensis genannte Land zwiſchen dem oberen Rhein und Schwarzwald den Namen Breisgau an, nach Berg und Feſtung Breiſach, die keltiſchen Urſprungs von Druſus im erſten Jahrhundert v. Ch. als Feſtung errichtet und als Monte Briſiaco im 3./4. Jahrhundert bezeugt iſt. Die älteſte Form Briſachgowe von 643 zeigt deutlich genug, wie das ſonnige, ſchöne Land von der weithinſchauenden Stätte am Rhein ſeinen Namen erhielt, der ſich in den folgenden Jahrhunderten raſch durchſetzte. Ein außerordentlicher Reichtum an Urkunden ermöglicht es, ſeit dem Jahre 670 die Geſchichte der Gaugrafſchaft darzuſtellen, die von Karl dem Dicken über Ludolf, den Sohn Ottos des Großen, zu den Zähringern kommt und ſchließlich in der Zeit der Gauauflöſung im 13. Jahrhundert unter den Markgrafen von Baden zur Bedeutungsloſigkeit herabſinkt. Daß ſie im Norden den Beſitz der Burg Hachberg

Digitized by Google

4. Der Rhein bei Breisach phot. H. Schwarzweber

an sich gebracht hatten und im Süden die Reste der alten Gaugrafschaft um das Schloß Sausenberg, war die einzige Erbschaft aus dem Zusammenbruch. Im Breisgau lag auch schon seit den frühesten Zeiten habsburgischer Besitz. Seit dem 14. Jahrhundert war die österreichische Politik darauf gerichtet, den ganzen Breisgau unter die Landeshoheit des Hauses Habsburg zu bringen. Die Herrschaften Kastelberg und Schwarzenberg, das Münstertal durch die Vogtei über St. Trudpert, die Herrschaft Kürnberg und die Stadt Kenzingen durch endgültigen Verzicht des Markgrafen von Hachberg, Freiburg durch Selbstübergabe, Villingen, dazu noch Schaffhausen, Rheinfelden, Neuenburg, Breisach und Endingen wurden im Laufe des 14. Jahrhunderts österreichisch, und die Landeshoheit über die übrigen Teile der Landgrafschaft Breisgau hatte Österreich durch die Geltendmachung landgrafschaftlicher Rechte nach 1368 errungen. So ist im 15. Jahrhundert der Breisgau mit Ausnahme der badischen Herrschaften Hachberg, Rötteln und Sausenberg österreichisch. Seine Grenzen gehen seit den frühesten Zeiten unverändert im Westen von Basel rheinabwärts bis zur Bleiche, diese als Nordgrenze benutzend aufwärts gegen den Kamm des Schwarzwalds, auf diesem als Ostgrenze vom Hünersedel aus zum Feldberg und von dort östlich der Wehra gegen die Murg zum Rheine und mit diesem wieder nach Basel. Die Größe des Gebietes führte schon früh zu einer Trennung in die untere Landgrafschaft, die von der Bleich bis Neuenburg reichte, und in eine obere, die von hier bis zur Wehra oder richtiger Murg ging. In der Folgezeit behielt nur noch das Gebiet der unteren Landgrafschaft in der Größe von 450 qkm den Namen des Breisgaus, während die obere in ihrem größeren westlichen Teile heute allgemein unter dem Markgräfler Land verstanden wird. (Abb. 2.)

Digitized by Google

5. Blick von der Ehrentrudiskapelle auf dem Tuniberg zum Schwarzwald phot. H. Schwarzweber

In eine Betrachtung und Erklärung der Formen wie des Baues dieser Landschaft haben uns schon die paar charakteristischen Ausblicke von hervorragenden Punkten unseres Breisgaues geführt. Die Freiburger Bucht stellt sich dar als einen Teil der großen Oberrheinebene, der einmal durch die Vulkanruine des Kaiserstuhls und die Kalkscholle des Tunibergs von jener abgegliedert ist, dann aber auch im Gegensatz zu der herrschenden Nord-Süd-Richtung der Abbruchlinie stark nach Osten in den Schwarzwald eingreift. So bildet die Freiburger Bucht fast geometrisch ein rechtwinkliges Dreieck, dessen Basis durch die Linie Riegel—Mengen und deren Scheitel durch Buchholz im Elztal markiert wird. In einer Fläche von ungefähr 200 qkm bildet sie die größte Ausbuchtung der Rheinebene, die dadurch von ihrer normalen Breite von 20—30 km an dieser Stelle auf 50 km auswächst. In Verbindung mit dem großen Einsinken der Rheinebene ist sie ebenfalls abgesackt, und zwar gleich in einem Maße, daß hier auf große Strecken von der sogenannten Vorbergzone nichts mehr übriggeblieben ist, so daß der Schwarzwald unmittelbar in die Ebene abfällt, die er dann mit dem Schotter seiner Flüsse auffüllte. Unter diesem steckt nun das ganze Relief der Vorbergzone, die nur noch mit einzelnen höchsten Erhebungen, dem Lehener Bergle, dem Nimberg und andern inselartigen Kuppen schwach daraus herausragt. Doch diese ganze Folge von neuen Hebungen und Zerreißungen, die nach einer Zeit relativer Ruhe im Obermiozän und Unterpliozän wieder eintrat mit dem Ergebnis der Freiburger Buchtbildung, war eigentlich nur etwas Sekundäres gegenüber dem früheren primären Vorgang im Oligozän und Miozän, als die Einmuldung des Rheintalgrabens begann. Damals lag noch auf dem Randgebiet des Westflügels des Schwarzwaldgewölbes eine mesozoische Sedimentdecke, die in den staffelartigen Brüchen der Vorbergzone, mit der sich der Schwarzwaldrand gegen die eigene Hebung und die benachbarte Absinkung anzupassen suchte, heute noch zu erkennen ist. Im letzten Grunde war wohl die Entstehung der Rheinebene ein isostatischer Vorgang. Mit dem Einsinken der Ebene wurden ihre Bergränder pultförmig

Digitized by Google

in die Höhe gepreßt, und der Tiefe des Grabens mit 1500 Metern entspricht eine gleiche Höhe der begrenzenden Gebirge. In den eingebrochenen Graben ergoß sich ein Meeresarm, in dem Tone, Mergel und Kali abgelagert wurden, während noch heute in höheren Lagen Meeresgeröll und an den Ufern Brandungsgeröll festgestellt werden kann. Im Verlauf der weiteren Bewegungen werden Schollen der Vorbergzone kräftig gehoben, so daß der Schönberg mit 644 m um 400 m die Aufschüttungsebene an seinem Westsockel überragt. So verschärfte sich der Gegensatz von den gehobenen zu den gesenkten Schollen, und aus der Einmuldung war ein Grabenbruch mit Staffelbrüchen an seinen Rändern geworden. Als Folge dieser Krustenstörungen entstand inmitten des Grabenbruches als Stratovulkan der Kaiserstuhl, der mit seiner Hebung an seinen Rändern Teile der Vorbergzone verband, die nun mit dem vulkanischen Kern zusammen dem Inselgebirge seine Form eines Rhombus gegeben haben. An den Rändern drangen noch da und dort Magmaergüsse heraus und bildeten auf der Westseite die Einzelerhebungen von Breisach bis zur Limburg. Norbert Krebs, dem auch hier ein Wort herzlichen Dankes gewidmet sei, für all die fruchtbringenden Arbeiten regster Forschertätigkeit in der Landeskunde unserer Heimat, hat darauf hingewiesen, wie mit dieser zweiten Bewegung im Spätpliozän und Altdiluvium die Entstehung der Freiburger und Staufener Bucht zusammenhängt, der treppenförmige Anstieg des Gebirges nördlich von Emmendingen, und dann über die Flexur des Markgräfler Hügellandes als großartigster der noch „lebenden" Brüche die Stufe von Wehr im Osten des Dinkelberges. Selbst im östlichen Schwarzwald ist der Lenzkircher Graben ein Beweis für diese jungen Bewegungen. Für den Schwarzwald hat H. Schrepfer, der verdienstvolle Mitarbeiter von N. Krebs, mit bemerkenswerter Bestimmtheit darauf abgehoben, daß die pliozäne Landoberfläche die Urform der heutigen Landschaft ist. In der Tiefebene ist das pliozäne Relief versenkt und begraben unter den Schottern des alpinen Rheins und der Schwarzwaldflüsse, in der Vorbergzone und am Gebirgsrande teilweise zerstückelt durch junge Brüche, teilweise verbogen; aber noch erhalten ist es im Gebirge in den weiten, welligen Hochflächen, die die Eigenart unseres Hochschwarzwaldes ausmachen.

Mit dem Absinken der Rheinebene im Westen des Schwarzwaldes und dem Aufpressen der Ränder hat nicht nur der Schwarzwald sein ungleichmäßiges Querprofil von Ost nach West bekommen, sondern durch die Verschiedenheit ihrer Erosionsbasis, die für die Flüsse nach Westen um 500 m tiefer liegt als für die Gewässer auf der Ostabdachung, beginnt nun auch eine ganz verschiedenartige Ausbildung des Gewässernetzes. Mit starker Erosionskraft zerschnitten die Gewässer der Rheinseite rasch und tief den Gebirgsrand, schufen hier vollausgebildete Täler mit astartigen Seitenverzweigungen, die mit ihren letzten Ausläufern bis auf die Kammrücken hinaufgreifen und ihn zu einem First zuspitzen, bald von der einen Talseite, bald von der andern die Wasserscheide abdrängend und so das unruhige Auf und Ab und Hin und Her ihres Verlaufes verursachend. Der Kamm vom Brombergkopf auf den Schauinsland ist das schönste Beispiel für diese Tätigkeit des fließenden Wassers, das die Ostseite des lieblichen Günterstales zu dem Typ einer vollreifen Landschaft gestaltet hat. Aber noch mehr: Im stetigen Rückwärtsgreifen begann der Kampf um die Wasserscheide zwischen Rhein und Donau. Durch enge Kerbtäler zum Teil, die heute noch in der Enge ihrer Schluchten, in der Unausgeglichenheit ihres Gefälles neben der Verschiedenartigkeit ihres Baumaterials ihr jugendliches Alter beweisen, kamen die Gewässer des Rheins an die Wasserscheide, durchbrachen diese und zapften ganze Becken der Donaugewässer ab und holten ihre Wasser nach Westen. Das romantische Höllental mit seiner Engschlucht vom Hirschsprung und seinen Felstürmen und Gratwänden, vorgezeichnet durch eine Verwerfungslinie, ist mit der tektonisch bedingten Ravennaschlucht wie mit dem Löffeltal in das

Digitized by Google

6. Blick vom Tuniberg über Munzingen nach Freiburg phot H. Schwarzweber

Hinterzartener Becken eingebrochen und hat seine Wasser nach Westen abgedreht. Noch heute empfindet der Wanderer, der auf der nach Osten sanft geneigten Hochfläche von Alpersbach steht und nach denselben Flächen von Breitnau hinüberschaut, den Einschnitt des Höllentales, das dazwischenliegt, als etwas durchaus Fremdes in der Landschaft. Denselben Eindruck hat man, wenn man auf der Höllentalstraße oben am Rande des Hinterzartener Beckens steht und nach Westen schaut durch den fremdartigen Einschnitt des Höllentales. Die Hauptkammlinie Kandel-Feldberg liegt mit ihrem Nordende sowieso schon ganz asymmetrisch, indem der Kandel durch die nahe Freiburger Bucht ganz nach Westen verschoben erscheint, aber auch das Südende und gleichzeitig der Kulminationspunkt im Feldberg ist trotz seiner normalen Mittelpunktslage zwischen West- und Ostabdachung vollständig im Bereich des Rheins. Seit im Verlauf der letzten Eiszeit auch noch die Wutach der Donau verlorenging und nach dem Rheine abgelenkt wurde, ist der Kampf um die Wasserscheide für die Donau verloren. Alle alten Höhepunkte der Hauptwasserscheide sind heute von den Rheingewässern umfaßt, und in der imponierenden Tiefe der Täler, die vom Feldberg ausstrahlen und Unterschiede von 500m geschaffen haben, erkennt man staunend, was die Arbeit des fließenden Wassers am Bild unseres Schwarzwaldes geschaffen hat.

Wohl spricht gerade auf dem Feldberg auch eine andere Erscheinung eindrucksvoll zu uns: das ist die Eiszeit mit ihrer Vergletscherung des ganzen Hochschwarzwaldes. Vom Kar des Feldberggipfels über die gut ausgebildeten Stufen des Zastler Lochs bis zu den modellmäßigen Rundhöckern vor der Zastler Viehhütte und noch tiefer zu den Endmoränen im Zastler Tal sind die Erscheinungsformen fast dieselben wie etwa vom Seebuck über das weite Bärental hinaus bis zu den Endmoränen bei Neustadt. Nur mit dem Unterschied, daß das großräumige Bärental durch seine dem natürlichen Gefälle konsequente Ostrichtung nicht durch spätere Wassererosion übertieft und umgestaltet wurde. Seine Erosionsbasis blieb hier oben mindestens festgelegt in den Endmoränen von Neustadt, die den Maximalstand der Eiszeit darstellen, und vor allem im Zungenbecken des lieblich-sonnigen Titisees, das den Moränen des ersten Rückzugsstadiums sein Entstehen verdankt. Das letzte Stadium der Vergletscherung wird im Bärental durch den tiefdunklen Feldsee festgehalten, der zwischen hohen Felswänden und unter

Digitized by Google

7. Mooswald phot. H. Schwarzweber

dem großen Seebuckkar mit seinen Lawinenbahnen so recht unsern Schwarzwald in seiner schwermütigen Schönheit charakterisiert. Von der Zeit der größten Vereisung, da polarländergleich alles unter einer Firndecke begraben lag, zur zweiten Phase, da die Höhenzüge aus dem Eise auftauchten und durch die Täler die großen Eisströme vom Feldberg aus majestätisch hinausflossen, über eine dritte Phase, da sie im weiteren Rückzug noch einmal Halt machten, bis zur letzten Phase der Gehängegletscher hoch an der Nordseite der höchsten Kuppen vollzieht sich der Gang der eiszeitlichen Vergletscherung in unserm Schwarzwald. Alle Phasen sind begleitet von den charakteristischen Erscheinungen, die großen Endmoränen weit draußen, an die sich fluvioglaziale Bildungen anschließen, die Zungenbecken mit den tälerabdämmenden Moränen, die den Titisee und den Schluchsee gebildet haben, heute kaum in der halben Größe wie einst, die großen verlandeten Seen und Moore vom Roten Meer, vom Ursee, vom Falkenmoor, dann inmitten des Talzugs noch einmal Moränenablagerungen, auf die besonders Schrepfer hingewiesen hat, und schließlich jene wunderbaren Karnischen hoch droben am Gipfel des Seebucks, des Baldenwegerbucks, des Feldberggipfels, der Spießhörner, des Herzogenhorns, des Stübenwasens, des Schauinslands und des Belchens. An klaren Wintertagen leuchten sie mit dem Kranz ihrer Wächtenkronen wie Kristallschalen des Lichts über die blau beschatteten Täler, die im Morgendunkel dämmern. Darüber die runden, sanften Kuppen der Gipfel, die mit ihren ruhigen Flächen das Bild so eindrucksvoll abschließen. Wirkungsvoller kommt nie die Glaziallandschaft des Hochschwarzwalds mit ihren weiten trogartigen Tälern mit der U-Form ihres Querprofils, mit ihren Talschlußkaren und den großen, runden Kuppen zur Geltung als in den schneeerfüllten Wintertagen.

Digitized by Google

8. Blick über den Ehrenstettergrund zur Rheinebene phot. H. Schwarzweber

Wer die Schneehöhen gesehen hat, die im April oft noch in den Nordtälern und Karen des Feldbergmassivs liegen, oder wer beim regelmäßigen Kälterückfall im Mai bei Neuschnee noch einmal eine rasche Skifahrt über Feldberggipfel zum Herzogenhorn gemacht hat, der versteht, daß die klimatischen Bedingungen gar nicht so weit davon entfernt sind von den Voraussetzungen zur Bildung einer Zone mindestens von Firnflecken im Hochschwarzwald. Nach W. Peppler beträgt die Mitteltemperatur der Luvseite des südlichen Schwarzwalds in 1400 m Höhe für das Jahr 3,5 Grad, für die Jahreszeiten Frühling 2,3°, Sommer 10,7°, Herbst 4,5°, und Winter −3,2°. Der Feldberggipfel hat 2,4° Jahrestemperatur. Es fehlte also gar nicht viel, und der letzte Rest der Eiszeit wäre wieder vorhanden. Ist es doch auch die Regel, daß im Juni die letzten Schneefälle vom Feldberg gemeldet werden und im September schon wieder die ersten, ganz abgesehen davon, daß es genug Jahre gibt, in denen jeder Monat Schneefälle zu verzeichnen hat. Die schneefreie Zeit über 1200 m wechselt nach Schultheiß zwischen den Extremen von 37 und 171 Tagen. So konnte es auch einmal in den achtziger Jahren des verflossenen Jahrhunderts eintreten, daß die Weidgenossenschaften am Feldberg ihre Genossenschafter vor Beginn der Weidezeit aufrufen mußten, den Schnee in den Karmulden wegzuschaffen, damit nicht die Firnflecken den Sommer überdauern und im nächsten Winter die Grundlage für eine dauernde Schneedecke geben könnten. Der Gebirgscharakter des Klimas ist auch gekennzeichnet durch alpine Florenelemente, gerade wie die Westseite des Schwarzwaldes durch Glieder der atlantischen Florengruppe wie Stechpalme, Fingerhut und Besenginster zeigt, daß sie noch zum ozeanischen Klimagebiet gehört, wenn auch hier wieder die Lage in der Höhe, im Relief

Digitized by Google

und zur Sonne von bestimmendem Einfluß sind. Es ist bekannt, daß nicht die höchsten Gipfel und Kämme die tiefsten Temperaturen zeigen, sondern die Orte in Taltrögen oder beckenartigen Mulden. Im vergangenen Winter konnten da wohl als extreme Werte Gegensätze bis zu 10° festgestellt werden zwischen dem Minimum am Titisee und jenem darüber an den Hängen des Bärentals bei einem Höhenunterschied von 200 m und einer Luftentfernung von nur 4 km. Im größten Maßstab trägt die Baar an der Ostseite des Schwarzwaldes diesen Charakter einer Kältemulde, die im Winter 1928/29 auch den Orten von Villingen bis Immendingen den zweifelhaften Ruhm von Temperaturen unter 35° Kälte verschafft hat. Fließt die kalte Luft von den Hängen ab bis in die Mulden, wo sie sich oft zu wochenlangen Nebeln verdichtet, so genießen die Gipfel und Hänge besonders in der Süd- und Westlage die Strahlungswärme der Sonne und oft eine Temperaturumkehr, daß das Tagesmittel des Feldbergs das der Rheinebene bis zu 10° übersteigt, im verflossenen kältesten Winter gar bis zu 20°, was allerdings mit Änderung der Wetterlage zusammenhing. Im Jahresmittel nehmen nach Peppler die eingestrahlten Wärmemengen von Karlsruhe bis zum Feldberg um 25 Prozent zu. Auf dem Hochschwarzwald hat die Wärmezufuhr eines Tages durch direkte Sonnenstrahlung im Jahresdurchschnitt den Wert von 1,2 bis 1,3 Tieflandtagen, im Winter auf dem Feldberg 1,8, in St. Blasien gar 2,2, im Herbst 1,8 und 1,4 Tieflandtagen.

Der Gegensatz zur Rheinebene am Schwarzwaldrand wird am deutlichsten durch die entsprechenden Temperaturwerte für Freiburg für die Jahreszeiten Frühling 9,9°, Sommer 18,6°, Herbst 10,2° und Winter 1,2°, sowie Jahrestemperatur mit 10°. Es wird darin noch vom Kaiserstuhl übertroffen, dessen Wetterstation Oberrotweil mit 10,1° das wärmste Jahresmittel der Temperatur im Deutschen Reich aufweist. Dazu kommt für die Ebene im Regenschatten der Vogesen ein Mangel an Niederschlägen mit 200 mm gegenüber Freiburg, das mit 869,6 mm auch nicht den normalen Betrag von 900 mm der Randlage aufweist, da das dahinter liegende Zartner Becken die als Kondensator des Niederschlags wirkende Gebirgswand unterbricht. Dann aber nimmt die Summe der jährlichen Niederschläge, die mit einem Drittel ihres Jahresbetrags im Sommer fallen, mit der Höhe der Regenseite des Schwarzwalds zu und erreicht mit der Kammhöhe fast die Jahreshöhe von 2000 mm, wobei im Hochschwarzwald über 1000 m im Durchschnitt von Mitte Oktober bis Mitte Mai der Niederschlag als Schnee fällt. Im Gleichklang damit wechselt das Pflanzenkleid unserer Landschaft von der Edelkastanie, den Rebgärten und Edelobstanlagen des Kaiserstuhls und der Vorbergzone bis zu den Wetterbuchen des Schauinslands und den „Tännelesfriedhöfen" am Feldberg, von den Laubmischwäldern der niederen Lagen über die Buchen- und Weißtannenwälder der West- und Südabdachung bis zu den rauschenden Fichtenwäldern des Hochschwarzwalds.

Die Großform unseres Landschaftsbildes des Breisgaus ist also geschaffen durch die Rheintalverwerfung, die bei uns noch durch die Breisgaubucht und Stauffener-Bucht eine Bereicherung erfuhr im Zusammenhang mit der Bildung des Kaiserstuhls, „dem großartigsten Denkmal vulkanischer Gewalten auf süddeutschem Boden" (Schrepfer).

Durch die große Ebene aber schüttet der Rhein sein gewaltiges Delta von Basel bis an den Fuß des Taunus. Er bleibt dabei keineswegs in der Mitte, sondern pendelt auf seinen eigenen Schottern hin und her, daß kaum eine Stelle der eigentlichen Ebene ist, wo er nicht einmal geflossen und seine Kiese ausgebreitet hätte. Die Seitenflüsse legen darauf ihre eigenen Schuttkegel, die sie mit dem Zurückweichen des Rheins immer weiter hinausschieben, und so zwingen sie sich selbst, immer weiter nach Norden auszubiegen und in weiter Verschleppung den Rhein erst zu erreichen. Von den austrocknenden Ablagerungen holte der Wind die feinsten Staubteile heraus und lagerte sie an allen Hängen

Digitized by Google

9. Blick ins Untermünstertal phot. H. Schwarzweber

ab, und so besitzt die Rheinebene ihre mächtigen Lößlager, die bis zu einer Höhe von 450 m und bis zu einer Mächtigkeit von 30 m reichen. In Verbindung mit dem günstigen Klima haben sie unsere Rheinebene zu einem Garten unseres Vaterlandes gemacht.

In diese Lößgebiete kommt der vorgeschichtliche Mensch, der noch in der Magdalénienperiode am Südfuß des Tunibergs bei Munzingen, und auf der Südseite des Schönbergs in den Teufelsküchen am Ölberg bei Bollschweil die ältesten menschlichen Siedlungen in Baden gründete, in der er gleichzeitig mit Renntier, Wollnashorn, Mammut, Eisfuchs, Murmeltier, Canadahirsch, Gemse, Steinbock, Schneehuhn und Schneehasen lebte, also wohl arktisches Klima genoß, wobei die beiden ersten Riesendickhäuter für die Siedlung am Ölberg bereits verschwunden erscheinen. Später bezeugen Funde alemannischer Reihengräber rings um den Kaiserstuhl die frühgeschichtliche Besiedlung des Gebietes, der hier eine besondere Darstellung gewidmet ist, auf die verwiesen sei. Aber auch der Mensch der geschichtlichen Zeit ist in der Wahl des Ortes seiner Siedlung noch immer an dieselben Bedingungen geknüpft wie seine Vorfahren vor Jahrhunderten und Jahrtausenden. Auch in der Zeit vor der Jahrtausendwende, da die Mehrzahl der Orte in der Ebene und an ihrem Rand im Breisgau schon bestehen, war die Sorge um das Wasser und die Scheu vor dem Wasser das Bestimmende in der Wahl des Siedlungsplatzes neben dem Meiden des Urwaldes und dem Aufsuchen des Ackerbodens. So freundlich sich hier im Breisgau die großen Lößflächen zur Siedlung anboten, da sie trocken waren, keinen dichten Wald trugen und ausgezeichneten Boden lieferten, so hinderlich erwies sich ihre Wasserlosigkeit. In noch verstärktem Maße siedlungsfeindlich erwies sich ein breites Band von Wasserrinnen, die sich seit der Zeit der Ostschwenkung

Digitized by Google

10. Münstertal und Rheinebene von der Halde aus phot. H. Schwarzweber

des Rheins um den Süd- und Ostfuß des Kaiserstuhles legte. Die Wasser des Rheins wie die der Dreisam schufen hier eine Überschwemmungszone, der erst der Mensch des 19. Jahrhunderts durch kostspielige Kanal- und Kultivierungsarbeiten fruchtbares Wiesenland abgewinnen konnte. An diese alte Wassersammelrinne der Freiburger Bucht schließt nach Osten ein Streifen stehengebliebener Schollen an, der so recht als Insel aus der Bucht herausragt. Denn auf seiner andern Seite zieht ein noch breiterer Gürtel Sumpfland durch die ganze Länge der Bucht: der Mooswald, das Gebiet des Grundwassers, das sich am Tuniberg, Lehener-Berg, Nimberg staut und zutage tritt, nachdem es unter der Zone der aus den Schwarzwaldtälern heraustretenden durchlässigen Schuttkegeln unsichtbar war.

Ist es hier noch nötig, darauf hinzuweisen, daß dieser östlichste Gürtel der Vorberge und Schuttkegel, jener mittlere der inselartigen Horste und endlich jener dritte der Randstufe um Tuniberg und Kaiserstuhl die von der Natur vorgezeichneten Siedlungsstreifen sein müssen? Vom Isteiner Klotz bis hinunter nach Heidelberg zieht über die Vorbergzone wie über die durch Schuttkegel erhöhten Talausgänge jener berühmte Streifen größter Bevölkerungs- und Siedelungsdichte durch ganz Baden. Hier zieht das einzige Band alter Städte von Müllheim (vom Jahre 758) über Sulzburg (840), Staufen (770), Freiburg (1120), (dagegen die heutigen Vororte Betzenhausen 972, Haslach 786! Wiehra 1008, Herdern 1008), Waldkirch (1111), Emmendingen (1094) bis Kenzingen (Dorf 773, Stadt 1249). Nur zwei Städte Neuenburg, (1170) und Breisach, haben ihrer unmittelbarer Lage am Rhein, auf dem Hochgestade oder auf Vulkanhügel ihr Entstehen und dann ihre Stadtrechte zu verdanken, und zwei Städte, Burkheim (762) und

Digitized by Google

11. Schauinsland von der Halde aus phot. H. Schwarzweber

Endingen (763), mehr ihren herrschenden Adelsgeschlechtern, nachdem sie längst zuvor als ländliche Siedelungen vorhanden waren. Für die Bedeutung dieser Städte in politischer und wirtschaftlicher Beziehung erscheint es wichtig, daß von ihnen die Städte Freiburg, Breisach, Neuenburg, Endingen, Waldkirch, Kenzingen und Burkheim seit dem 15. Jahrhundert auf dem vorderösterreichischen Landtag vertreten sind, der erst in Neuenburg, ein paarmal in Breisach, öfter in Ensisheim und später immer in Freiburg zusammentrat.

Besonders interessant ist es, Siedlungsgruppen über gewisse orographische Mittelpunkte zu betrachten. Ist es Zufall oder naturbedingt, daß von den 15 Siedlungen um den Schönberg 11 vor dem Jahr Eintausend bezeugt sind? Sicher ist der Siedlungsstreifen hinter dem Schönberg durch von Merzhausen bis Pfaffenweiler der ältere gegenüber dem Rand auf der Westseite. Alle Ortschaften im Hexental sind vor dem Jahre 870 bezeugt.

Die sonnige Fröhlichkeit dieser fruchtbaren und siedlungsreichen Landschaften der Vorberg- und Schwarzwaldrandzone wird nach Westen unvermittelt abgeschlossen durch den Hardt- oder Mooswald, der durch das gestaute Grundwasser eine Versumpfungsfläche im größten Ausmaß darstellt. Es ist ein richtiger Sumpfwald voll eigenartiger Schönheit und Stimmung, den Krebs neben den Auenwäldern des Rheins noch am meisten zur „Urlandschaft" rechnet. Selbst heute noch wird der Mooswald, der nicht viel weniger als die Hälfte der Bucht einnimmt, eigentlich nur von drei Durchgangsstraßen durchkreuzt, obwohl auch auf der andern Seite ein Gürtel von auffallender Siedelungsdichte liegt. Der Eindruck bleibt immer wieder neu, wenn man nach dem Gang

Digitized by Google

durch den dichten Mooswald, im Mittelalter auch Eschholz genannt, längs der Bahnlinie nach Breisach auf einmal auf freie Wiesen und Ackerflächen stößt und vor sich freundlich an den Berghang angeschmiegt das Marchdörfchen Hochdorf erblickt. Noch mehr aber staunt der Wanderer, daß jetzt in Abständen von 1 bis 2 km ein Dörflein nach dem andern folgt, alle am Fuß des Nimbergs, der von Hugstetten bis zu dem 6 km entfernten Nimburg sich hinzieht. Nicht weniger als zehn Gemeinden sind hier auf einem Raum von rund 15 qkm gegründet, Gemeinden, die zu den ältesten der ganzen Landschaft gehören. Acht von den zehn sind für die Jahre 751 bis 789 schon bezeugt und lassen so eine Siedlungsdichte für das 8. Jahrhundert erkennen, die wahrhaft erstaunlich ist. Heute konnten nicht alle von ihnen ihre Selbständigkeit als Gemeinde (Benzhausen, Bottingen) oder als Pfarrei (Buchheim) erhalten. Sieben von den Gemeinden am Nimberg, nämlich Hochdorf, Benzhausen, Hugstetten, Buchheim, Neuershausen, Holzhausen und Reute bildeten einst eine große gemeinsame Mark mit gemeinschaftlichem Besitz an Wald, Weide und Wiesen. Heute noch ist dieser gesegneten Landschaft der Name „Die March" geblieben, die in ihren Ortsnamen bis auf die drei: Neuershausen, Benzhausen und Bottingen mit ihrer Personennamenwurzel auf die Eigentümlichkeit ihrer Lage Bezug nehmen, wie z. B. Hugstetten mit seiner ältesten Form Hustat = gehauene Stätte = Waldlichtung. Wie das typische Reute zeigen sie, daß sie durch Rodung ihre Siedlungsfläche gewonnen haben und gehören so vielleicht den alemannischen Ausbausiedlungen des 6.—9. Jahrhunderts an, während die —ingen-Siedlungen vor allem in Verbindung mit Personennamen zu den Ursiedlungen des 3.—6. Jahrhunderts gerechnet werden. Alle sind sie Haufendörfer mit Gewannfluren, mit ihrem Ortsplan bald angepaßt der Lage entlang der schützenden Höhe wie bei Hugstetten, oder dann wieder zwischen Bach und unregelmäßig verlaufendem Straßennetz nach den benachbarten Orten eingespannt wie in Buchheim, meist heute noch mit dem Schloß des Grundherrn an bevorzugter Stelle am Wasser, so daß wir hier noch den uralten Typ des Weiherschlosses erkennen können in Hugstetten, Buchheim und Neuershausen, wo das Schloß des Freiherrn Marschall von Bieberstein auf den Mauern einer alten Burg erbaut ist. Allmende für Gemeinnutzung wie Privatnutzung sind Reste ältester bäuerlicher Bodengenossenschaft. Einen ganz ähnlichen Siedlungskreis finden wir um den Tuniberg, der auch auf seiner Randstufe 12 Dörfer trägt — die lößbedeckte Höhe ist wegen ihrer Wasserarmut ohne Siedlung —, die in der weitesten Entfernung 4 km entfernt liegen, auf der reicher besiedelten Ostabdachung aber auf eine Strecke von 10 km sechs Dörfer wie an einer Schnur aufgereiht aufweist. Ist die Siedlungsdichte auch nicht so stark wie in der March, so sind doch zwölf Siedlungen auf einem Raum von rund 30 qkm um so bedeutsamer, als das jüngste dieser Dörfer doch schon 1147 bezeugt wird, während Mengen 786, Rimsingen 839, Munzingen 845, Gündlingen 854 und Tiengen 888 urkundlich erwähnt werden. Die Urkunden des Klosters St. Gallen lassen es wahrscheinlich sein, daß die meisten der Tunibergsiedlungen in der Zeit zwischen 700 und 900 gegründet wurden. Die meisten Ortsnamen gehen hier auf Personennamen zurück: Opto, Tutingo, Munzo, Mago, Marti. Der Name Tuniberg geht auf das Keltische zurück mit derselben Wurzel dun wie in Tunsel oder Tarodunum. Zwei Erklärungen stehen sich hier gegenüber: Deecke möchte dun = Berg, Höhe setzen, was gerade für den Tuniberg und Tunsel ausgezeichnet passen würde, Heilig dagegen dun = Zaun, was für Tarodunum wieder leichter anzunehmen wäre als fester, umhegter Wohnplatz des Taro (Abb. 7).

Der dritte Siedelungsgürtel in der Breisgaubucht wird dargestellt durch die Kaiserstuhl-Dörfer. Ihnen blieb zwischen den wasserarmen Lößhängen des Kaiserstuhls und den versumpften Niederungen an seinem Fuße nur ein schmaler Streifen, den sie bei den

Digitized by Google

12. Das Bärental mit dem Feldberg phot. H. Schwarzweber

Talausgängen etwas erweitern konnten. Ihre Lage und ihr Kampf um den Raum sind mit der Geschichte des Rheinlaufes innig verknüpft. Schon die Westseite des Tuniberges mit ihren Buchten am Prallhang zeigt die Tätigkeit des Rheins. Auch um Ihringen, wo Grabhügel der Bronzezeit noch mit Rheinschlick überzogen gefunden wurden, durch das Wasenweiler Ried läßt sich ein Arm des Rheins verfolgen, der dann durch Erosion die schmale Pforte von Gottenheim durchbrach und seinen Weg um den Ostrand des Kaiserstuhls zog, indem er Talmündungen unterschnitt und Prallhänge aushöhlte. War so der Kaiserstuhl eine wirkliche Insel in der Rheinebene geworden, so war das Breisach noch viel mehr beschieden. Als die Römer aus der Keltenburg die einzige starke Feste am Oberrhein machten, floß der Rhein östlich durch. Von der Zeit der Karolinger bis ins 10. Jahrhundert war die Feste eine richtige Insel in den Fluten des Rheins, im 13. Jahrhundert erscheint sie auf der rechten Seite, doch zu Ende desselben Jahrhunderts ist sie wieder eine Insel mit der Gefahr, wieder zur linksrheinischen Stadt zu werden, da der Hauptstrom östlich von ihr durchfließt. Doch mit dem 14. Jahrhundert ist sie wieder rechtsrheinisch und bleibt es nach einer letzten Unterbrechung im Dreißigjährigen Krieg nun für die Zukunft. Aber noch 1714 und 1778 berichten die Chronisten, daß man in äußerster Furcht stand, der Strom möchte sein altes Bett zwischen der Stadt und dem Gebirge wiederfinden, so stark hatte sich der Fluß gegen Hartheim wieder hereingefressen. Bezeichnenderweise gerade dort, wo er durch die tektonische Linie in der Fortsetzung der Mengener Brücke aus seiner Nordrichtung in die Nordwestrichtung abgedrängt wird, die er erst nach Breisach wieder verläßt. Die Wehrarbeiten, die gegen diese Gefahr nötig waren, haben das Land damals große Summen gekostet. Durch die Rheinkorrektion

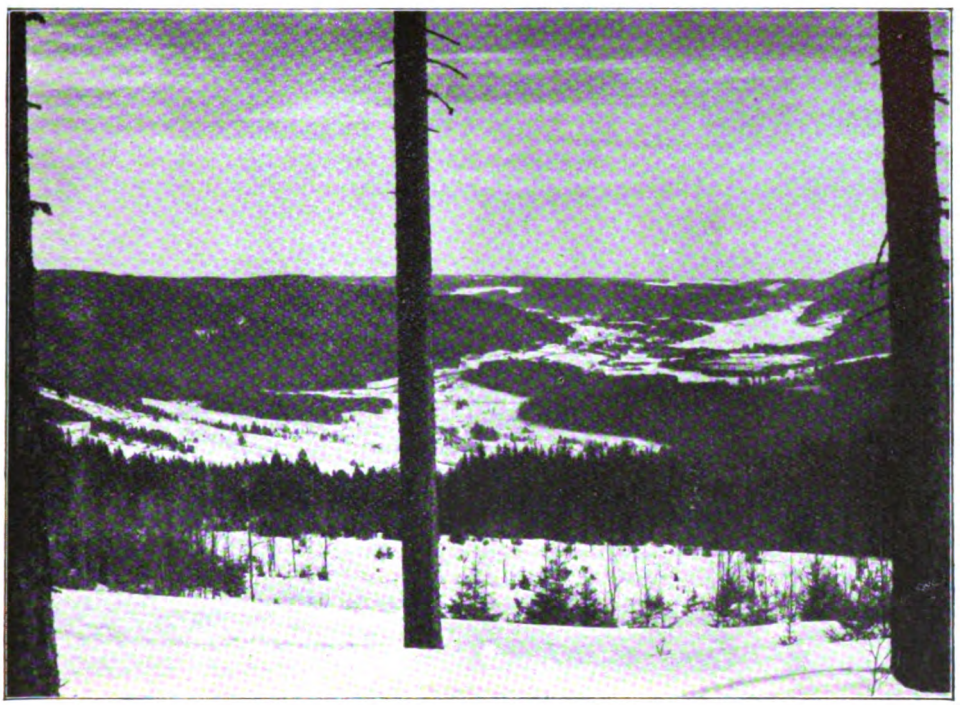
Digitized by Google

13. Auf dem Drehkopf phot. H. Schwarzweber

nach den Plänen des badischen Obersten Tulla von 1840—1874 wurde dann der Fluß endgültig in sein festes Bett von 200 m Breite gezwungen, allerdings mit der für die Schiffahrt unerwünschten Folge des größeren Gefälles und der stärkeren Schotterablagerung. Auf der Ostseite des Kaiserstuhls wurde durch den Bau des Dreisam-Leopolds- und Elzkanals sowie des Riedkanals für einen ungehinderten Abfluß durch die enge, tektonische Pforte von Riegel gesorgt und durch planmäßige Kanalisierungs- und Kultivierungsarbeiten die Trockenlegung der Sumpfgebiete erzielt. Fruchtbare Wiesen und selbst Ackerfelder wurden durch diese Entwässerungsarbeiten, deren letzte mit dem Wasenweiler Ried letztes Jahr vollendet wurde, gewonnen und so der Besitz der Gemeinden Wasenweiler, Oberschaffhausen, Bötzingen, Gottenheim bis Bahlingen oft um ein Vielfaches vermehrt. Heute können nun die Gemeinden des Kaiserstuhls auch nach unten sich ausdehnen durch diese Errungenschaften der Neuzeit, wie auch z. B Gemeinden am Südende des Tunibergs sich plötzlich weiter ausbreiten können, seit ihre Bewohner durch den Bau einer neuen Wasserleitung sich von den Ortsquellen unabhängig gemacht haben. Jahrhundertelang aber waren die Siedlungen des Kaiserstuhls in einer merkwürdig starren Bindung gelegen, die Schrepfer in seiner ausgezeichneten Monographie über den Kaiserstuhl beschrieben hat. Dieselben Erscheinungen wie an den bisherigen Siedlungsgürteln wiederholen sich auch am Kaiserstuhl, der durch A. Marbe eine besondere siedlungsgeographische Darstellung erfuhr (Abb. 4, 6).

Nach dem Gang der politischen Geschichte, die von den Kelten über die Römer, Alemannen zu den Franken führte, die das Christentum brachten, kommt auch die fränkisch-schwäbische Hausform in unsern Breisgau. Aus der Ebene ist eine Abart sogar in

Digitized by Google



14. Das Schluchseegebiet phot. H. Schwarzweber

die Schwarzwaldtäler eingedrungen und findet sich oft merkwürdig genug neben dem Schwarzwälder Einheitshaus, das gern als alemannisch bezeichnet wird, nach Gruber aber auf die Kelten zurückgehen soll. Gerade am Tuniberg und Kaiserstuhl finden sich noch außerordentlich schön und rein erhaltene Anlagen des fränkischen Gehöfts, das mit dem Wohnhaus in Fachwerk seine steildachige Giebelseite zur Straße stellt, die mit dem großen Bogen der Hofeinfahrt und dem kleinen des Eingangs die Verbindung zum Schopf herstellt, so das Ganze von der Straße abschließt und zugleich den Hof, um den sich in Rechteckform Stall und Scheune mit Schopf und Wohnhaus vereinigen. In Weinbaugebieten war ein hoher, luftiger Keller nötig, so daß das Erdgeschoß oft mit großem Rundbogeneingang zum Keller verwandt wurde und die Wohnräume ins Obergeschoß gelegt werden mußten, das oft mit einer prächtigen Freitreppe erreicht wird. Dafür wurde dann aber neben dem Rebbau die übrige Landwirtschaft weniger wichtig, so daß die größeren Schopf- und Scheuneanlagen sich überflüssig erwiesen. Als eine Abart kommt dann die Hausanlage vor, die auf den zweiten Flügel der Hofumfassung verzichtet und als Abschluß einfach das Haus des Nachbarn nimmt. Vollständig verschieden davon in Siedlungstyp, Wirtschaftsstufe und Hausform ist das Gebiet des Hochschwarzwaldes, dem eine eigene Arbeit von Dr. Stahl in diesem Hefte gewidmet ist, worauf auch hier verwiesen sei (Abb. 17).

Während im Schwarzwald die Mehrzahl der Siedlungen erst nach der Jahrtausendwende bis ins 15. Jahrhundert entsteht — schon im Zartner Becken ist nach dem Untergang der Keltenstadt keine Siedlung mehr vor dem 12. Jahrhundert bezeugt —, kann man für dies Gebiet von der Vorbergzone des Schwarzwaldes bis zur Niederterrasse

Digitized by Google

15. Das Bärental mit dem Hochfirst vom Feldberg phot. H. Schwarzweber

des Rheins wohl behaupten, daß im großen und ganzen mit dem 10. Jahrhundert die Zeit der Dorfgründungen abgeschlossen ist. Wohl werden gerade noch von Klöstern und geistlichen Herren Höfe angelegt, auch Kirchen gegründet, wie das für das Gebiet vom Tuniberg durch die beiden Kirchen Wippertskirche bei St. Nikolaus und Bechtoldskirche bei Mengen geschah, die beide im 19. Jahrhundert wieder verschwanden, während aus der noch älteren Hartkirche (d. i. Kirche für den Hardtwald), die jahrhundertelang einsam als Gründung von St. Gallen bestand, das Dorf St. Georgen hervorging. Ähnlich war es mit Umkirch. Aber sie beeinflußen das Bild der Rheinebene nicht mehr wesentlich. Poinsignon stellt dagegen 167 Ödungen und Wüstungen im Breisgau zusammen, so daß man eher von einer Rückbildung sprechen kann. Von den markgräflich badischen Orten wird berichtet, daß sie durch den 30jährigen Krieg mehr als drei Viertel ihrer Bevölkerung verloren.

Wichtiger ist schon die Entwicklung, die nun die Bevölkerung in diesem Gebiete nahm. Auch hier erreicht der südwestdeutsche Bauer seine besondere Stelle, indem man ihn als die „altertümlichste Figur auf der Bühne der deutschen Agrarpolitik" bezeichnet hat. Der Bauer ist auch im 16. Jahrhundert bei uns auf seiner Scholle geblieben und nicht durch den Adel entsetzt worden, der sein Land in Gestalt von Rittergütern zurückholen wollte. In den Dörfern auf altösterreichischem Gebiet steht jetzt noch vielfach das überragende Herrenhaus, meist bis heute im Besitz des Breisgauer Adels, der einst als Rentenempfänger, jetzt als Pächter und Landwirt darin wohnt. In den markgräflich badischen Dörfern dagegen fehlt das stattliche Schloß des Grundherrn, da der Markgraf selber Grundherr wurde. In Bötzingen, Eichstetten, Bahlingen ist nichts von einem Herrenhaus zu finden, in Tiengen und St. Nikolaus verschwanden

Digitized by Google

16. Das Wiesental mit dem Belchen vom Feldberg phot. H. Schwarzweber

dieſe, und der Pflug des Bauern geht über ihre Stätte. Im Dorfe Bötzingen lebten öſterreichiſche und badiſche Bauern nebeneinander, dabei war ein öſterreichiſcher Acker weniger wert als ein badiſcher, da er mit mehr Abgaben beſchwert war. So ſpiegelte ſich die politiſche Entwicklung unſeres Breisgaus, die heute noch in der Konfeſſion der einzelnen Dörfer faſt rein zur Geltung kommt, auch in wirtſchaftlichen Fragen wieder. Seit in den markgräflich-badiſchen Gebieten im Jahre 1556 die Reformation eingeführt wurde, während die habsburgiſch-vorderöſterreichiſchen Teile katholiſch blieben, ſcheiden ſich die alten Anteile nach ihrer Konfeſſion. Die alten Territorien in ihren nur geſchichtlich verſtändlichen geographiſchen Merkwürdigkeiten ſind gefallen, die politiſchen und konfeſſionellen Gegenſätze ſind vielfach als Erbteil überkommen, dazu ſind ſeit 100 Jahren vielfach wirtſchaftliche Schwierigkeiten dazu gekommen. Der Bauer lebt ſeit alters in der Ebene nach dem Recht der freien Teilbarkeit und freien Erblichkeit. Das hatte eine Güterzerſplitterung im Gefolge, die die Wirtſchaftlichkeit des einzelnen Betriebes ſtark in Frage ſtellt und eine intenſivere Gemengelage erzeugt. Die Breisgauebene iſt das typiſche Land des Kleinbauern. Auf einen landwirtſchaftlichen Betrieb kommen im Amtsbezirk Waldkirch 8 ha bewirtſchaftete Fläche, im Bezirk Freiburg 7,4 ha, Staufen 5,1 ha, Breiſach dagegen 3,2 ha und Emmendingen 3,3 ha; die Bevölkerungsdichte betrug für Staufen 72, Waldkirch 77, Breiſach 120 und Emmendingen 130 auf 1 qkm. Die Zahlen werden noch eindringlicher, wenn man z. B. in der March nach den tatſächlichen Beſitzverhältniſſen forſcht. Im Durchſchnitt ſtellt ſich ein Bauer auf 5 bis 6 Morgen Beſitz und 3 bis 5 Stück Vieh. Mit 10 Morgen Felder iſt man ſchon wohlhabend, nur die Reichſten kommen auf 20 Morgen mit 8 bis 10 Stück Vieh und vielleicht 1 bis 2 Pferden. Als kleinſter Umfang eines Bauerngutes wird ſchon der Beſitz von

Digitized by Google

2 Morgen angegeben, der natürlich in seinem Ertrag auf Zuschuß durch Verdienst aus anderer Arbeit angewiesen ist. Es gibt Zwergbetriebe, die vollständig auf den Kauf von Heu sich stützen. Im Laufe des letzten Menschenalters hat sich auch vieles in der Wirtschaftsform geändert. Während früher aus Getreidebau, Zichorie und Wein eine Geldeinnahme gewonnen werden konnte, ist das heute für die March weggefallen. Das Weinerträgnis des ganzen Nimberges kommt nur für den Selbstverbrauch in Betracht. Die einzigen Geldquellen sind heute noch Tabak und Viehverkauf und am Kaiserstuhl und in der Vorbergzone Obst- und Weinverkauf. In nicht zu weiter Entfernung von einer Stadt läßt sich auch durch Anpassung an ihre Bedürfnisse durch Eier-, Milch-, Butter- und Gemüselieferung eine gewisse Einnahme erzielen. An der großen Krisis unserer Landwirtschaft nimmt auch der Bauer des Breisgaus teil, und in schwerer Arbeit hat er zu ringen, um sich schuldenfrei zu halten, wenn es ihm überhaupt gelingt. Seit 2 Jahrhunderten lastet eben als schwerer Erbteil eine zu große Bevölkerung auf einem zu kleinen Raum. Daher die Auswanderung Tausender. Es gibt wohl kaum eine Familie, die nicht wenigstens einen Verwandten in Amerika hätte. In den letzten 90 Jahren sind aus Eichstetten allein 1061 Bewohner nach Amerika ausgewandert. Manche Orte haben seit den fünfziger Jahren des letzten Jahrhunderts über die Hälfte abgenommen. Von den 14 Amtsbezirken unter 53 von Baden, die von 1871—1905 an Einwohnerzahl abgenommen hatten, lagen 7 im Breisgau. Und doch hält der Bauer zäh an seiner Scholle fest, und doch ist ein Landhunger da, der zeigt, wie nach Erbteilungen immer wieder das Gut aufgebaut wird, und doch bringt ein guter Herbst am Kaiserstuhl und den Vorbergen, eine gute Ernte in der March wieder Fröhlichkeit und gute Hoffnung übers ganze schöne Land, das sich zum Breisgau rechnet. Dann kommt an Markttagen und besonders an Messetagen der Bewohner nach Freiburg, wo das ehrwürdige Münster auf das emsige Treiben zu seinen Füßen mit der Ruhe der Jahrhunderte schaut, und wo die ungezählten Läden zum Austausch von Geld und Ware locken. Der lebhaftere Bewohner des Rheintals trifft sich hier mit dem stilleren und zurückhaltenderen Schwarzwälder „in der Stadt", wie beide die Breisgaustadt nennen im Gefühl, daß das ihre Stadt, ihr Mittelpunkt des Breisgaus sei. . . . Schon in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts faßt ein berühmter Amsterdamer Atlas das allgemeine Urteil über Landschaft und Stadt bemerkenswert zusammen: „Das Brißgow oder Breißgow, welches nach etlicher Meinung daher also genannt wird, dieweil es wegen seiner Fruchtbarkeit unter vielen Ländern den Preis hat und auch dem Elsaß selbsten nichts bevor gibt . . . hat an Wein und Getreid ein fruchtbar Feld und sonsten auch an allem, was der Mensch zur Aufenthaltung seines Lebens bedarf, ein voll Genüge . . Die schöne Stadt Freyburg, so nunmehr des Lands Hauptstadt ist, . . . liegt zwischen Bergen an einem überaus lustigen Ort, ist mit vielen schönen und köstlichen Gebäuden, Kirchen und Klöstern gezieret, ward im Jahr 1459 mit einer hohen Schul begabt, zu welcher Zeit der berühmte Jurist Udalricus Zasius daselbsten profitieret, und hat vor Zeiten ein Meil Wegs davon ein reich und stattlich Bergwerk von Silber gehabt. . ." Die Jahrhunderte sind an unserer Stadt und an unserer Landschaft vorübergerauscht, und manchmal schien es, als ob wir in den Mittelpunkt der deutschen Geschichte gerückt würden. Der Flügelschlag einer großen Zeit war hörbar. Auf der Limburg am Kaiserstuhl soll 1218 Rudolf von Habsburg geboren sein, dessen Taufpate Kaiser Friedrich ward, der gerade zu Breisach weilte. Rudolf wird Kaiser. Schon spricht man neben dem fränkischen, sächsischen Kaiserhaus von einem alemannischen der Habsburger. Es erscheint tragisch, daß gerade die Siege der alemannischen Eidgenossen die Habsburger bestimmten, von ihrem Gedanken, unser Allemannenland zum Kernland ihres großen Reiches zu machen, abzugehen und Österreicher zu werden. Später wird im kleineren Vorderösterreich Freiburg zur Haupt-

Digitized by Google

stadt. Von König Ferdinand wird das schöne Wort überliefert: Der Breisgau der freieste und glücklichste Winkel der Erde!

Literatur: A. Krieger, Topographisches Wörterbuch des Großherzogtums Baden, 2 Bd., Heidelberg 1904. — Universal-Lexikon vom Großherzogtum Baden, Karlsruhe 1847². — O. Heilig, Die Ortsnamen des Großherzogtums Baden, Karlsruhe o. J. — Rebmann-Gothein-Jagemann, Das Großherzogtum Baden, I. Bd., Karlsruhe 1912. — W. Deecke, Geologie von Baden, 3 Bände, Berlin 1916 und 1918. — Fr. Oltmanns, Pflanzenleben des Schwarzwalds, 2 Bände, Freiburg 1927³. — F. Metz, Die Oberrheinlande, Breslau 1925. — F. Metz, Beiträge zur Oberrheinischen Landeskunde, Breslau 1927. — R. A. Keller, Rheinlandkunde, 2 Bde., Düsseldorf 1926. — N. Krebs, Süddeutschland, Leipzig 1923. — Krebs-Schrepfer, Geographischer Führer durch Freiburg und Umgebung, Berlin 1927. — K. Schumacher, Siedlungs- und Kulturgeschichte der Rheinlande, 3 Bde., Mainz 1923—25. — W. Peppler, Die Temperaturverhältnisse von Baden, Karlsruhe 1924. — E. Gothein, Wirtschaftsgeschichte des Schwarzwalds, I. Bd., Straßburg 1892. — W. Schultze, Die Gaugrafschaften des Alamannischen Badens, Stuttgart 1896. — L. Neumann, Der Schwarzwald, Bielefeld und Leipzig 1923. — H. Schwarzweber, Der Schwarzwald, Stuttgart o. J. — E. Fehrle, Badische Volkskunde, Leipzig 1924. — Schmückle-Missenharter, Der Schwarzwald, Stuttgart 1922. — H. Schrepfer, Der südliche Schwarzwald; Geographische Zeitschrift, Leipzig 1927. — H. Schrepfer, Oberflächengestalt und eiszeitliche Vergletscherung im Hochschwarzwald, Geographischer Anzeiger, Gotha 1926. — O. Gruber, Deutsche Bauern- und Ackerbürgerhäuser, Karlsruhe 1926. — Badischer Architekten- und Ing.-Verein, Freiburg i. Br., Freiburg 1898. — Karl Mader, Freiburg i. Br., Karlsruhe 1926. — F. Heilig, Aus Freiburgs Vergangenheit und Gegenwart, Freiburg 1914². — Fr. Seyfarth, Unser Freiburg und seine Umgebung, Freiburg o. J. — A. Marbe, Die Siedlungen des Kaiserstuhlgebirges, Karlsruhe 1916. — H. Schrepfer, Der Kaiserstuhl, Beiträge zur Oberrheinischen Landeskunde, Breslau 1927. — H. Schrepfer, Die Schicksalsfrage des Oberrheins, Geographischer Anzeiger, Gotha 1926. — J. Walther, Die Siedelungen des Dreisam- und Elzgebietes, Diss., Freiburg 1909. — A. Poinsignon, Ödungen und Wüstungen des Breisgaus, Zeitschr. f. Gesch. d. Oberrheins, Heidelberg 1887. — F. Metz, Das Oberrheinland als Ein- und Auswanderungsgebiet, Verhandlungen d. Geogr. Tges., Breslau 1928. — H. Fehr, Die Entstehung der Landeshoheit im Breisgau, Leipzig 1904. — H. Schwarzweber, Die Landstände Vorderösterreichs im 15. Jahrhundert, Innsbruck 1908. — J. Bader, Badenia, Karlsruhe und Freiburg 1839 ff. — J. Schmid, Klima, Boden und Baumgestalt im beregneten Mittelgebirge, Neudamm 1925. — M. Hecht, Die badische Landwirtschaft am Ende des 20. Jahrhunderts, Karlsruhe 1903. — K. Bittmann, Hausindustrie und Heimarbeit im Großherzogtum Baden, Karlsruhe 1907. — Wilhelm u. Johann Blaeuw, Novus Atlas, Amsterdam 1635. — H. Hirtler, Verschuldungsverhältnisse der Kleinbauern des Kaiserstuhls. Diss., Karlsruhe 1912. — L. Zotz, Die paläolithische Besiedlung der Teufelsküchen, Prähistor. Zeitschrift, 1928, H. 1/2.

17. Schwarzwaldhöfe bei Hofsgrund phot. H. Schwarzweber

Digitized by Google

Aus der Ur- und Frühgeschichte des Breisgaus

Von Georg Kraft, Freiburg i. Br.

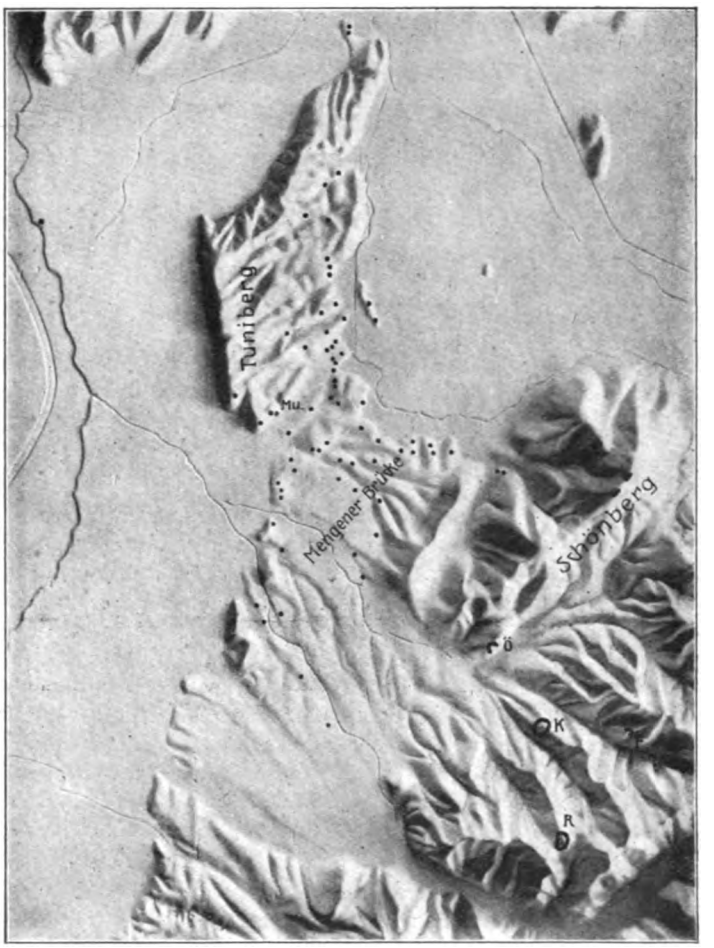
Ohne Kenntnis der Urgeschichte eines Landes gibt es kein Verständnis seiner Gegenwart. Eugen Fischer wußte dies wohl, als er vorgeschichtliche Grabungen unternahm, um Art und Herkunft der voralemannischen Bewohner des Breisgaus festzustellen; denn ihr Blut, ihre Sitten leben heute noch und vor allem in den abgelegenen Teilen des Landes fort. Aber auch das Land selbst erschließt sich uns in der ganzen Fülle seiner Bildungen erst dann, wenn wir die vorgeschichtliche Landschaft uns vergegenwärtigen, als deren natürliches Aussehen noch nicht gewaltsam von der Kultur verändert worden war.

Die langen Jahrtausende, die vor dem Auftreten schriftlicher Überlieferung liegen, sind ebenso sehr erfüllt von wechselvollem Geschehen, als uns die Formen von Technik und Wirtschaft und Weltanschauung fremdartig sind. Gerade die Vorgeschichte des Breisgaus ist entsprechend der Lage und Natur des Landes bunt bewegt, aber noch wenig systematisch erforscht, und so ist es unmöglich, auf wenigen Seiten in Einem zugleich Einleitung und Übersicht zu geben. Wohl aber lohnt es sich, einmal darauf aufmerksam zu machen, welche wichtigen Probleme von allgemeiner Bedeutung hier vorhanden sind, ja daß sogar eine Reihe von Fundstätten des Breisgaus in der Fachwissenschaft weit bekannt sind — bekannter als in Freiburg! — und sich um die Deutung ihrer Funde eine lebhafte Diskussion entsponnen hat, und zu zeigen, wie sehr der Fortgang der Forschung an der Mitarbeit weitester Kreise der Bevölkerung gelegen ist.

Daß der Breisgau ein günstiger Nährboden für die Vorgeschichtswissenschaft ist, erhellt allein aus der Tatsache, daß an der Universität Freiburg seit über hundert Jahren — und damit wohl am längsten in ganz Deutschland — vorgeschichtliche Altertumsforschung getrieben und gelehrt wird. Der erste, der die wissenschaftliche Bedeutung unserer Bodenfunde erkannte, war der Geschichtsschreiber von Stadt und Universität Freiburg, Heinrich Schreiber, dessen erste Schriften über Hünengräber (d. h. Alemannengräber) und das römische Riegel 1826ff. erschienen. Später waren es die Anthropologen (Alexander Ecker und Eugen Fischer), Geologen (Heinrich Fischer, Eduard Steinmann, Wilhelm Deecke) und Althistoriker (Ernst Fabricius), die im Verein mit ihren Schülern Kübler, Rosin, Lais, Padtberg, Zotz u. a. Ausgrabungen und Nachforschungen anstellten. Mit Stolz ist sich die Universität ihrer Leistungen für die heimische Urgeschichte bewußt, ihr verdanken Munzingen, Gündlingen und andere biedere Breisgauorte ihren internationalen Ruf, und das Urgeschichtliche Institut der Universität, das ehrwürdige „Museum für Urgeschichte", ist heute zur Basis der Heimatforschung geworden. Die schönen Funde allerdings, die Heinrich Schreiber und Eugen Fischer glückten, z. B. in den Grabhügeln von Ihringen (Abb. 4), ruhen immer noch, zum Teil seit über hundert Jahren, der Öffentlichkeit und der Wissenschaft fast unzugänglich, in den Magazinen der Städtischen Sammlung.

Naturgemäß stand die Frage nach der ältesten Besiedlung des Breisgaus im Vordergrund. Ein „homo Freiburgensis" ist uns zwar bisher trotz intensivsten Suchens

Digitized by Google

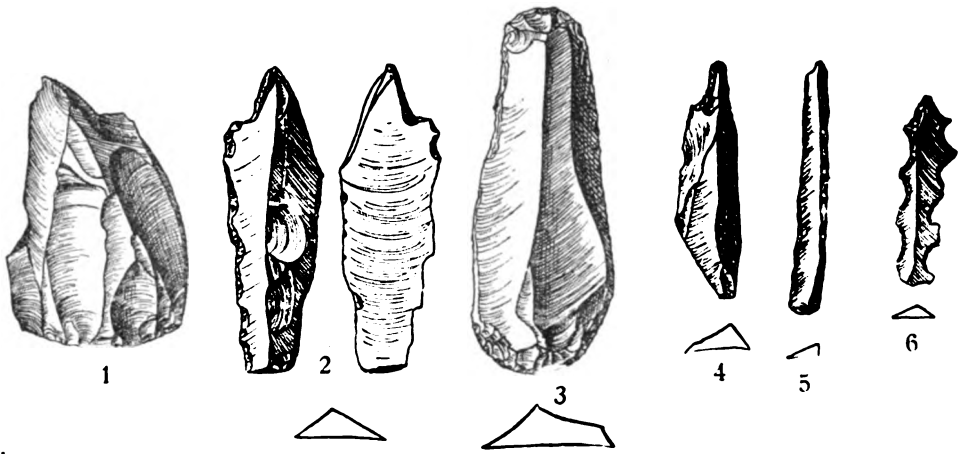


1. Vorgeschichtliche Siedlungen zwischen Tuniberg und Schönberg

versagt geblieben, aber von den Rentierjägern der ausgehenden Eiszeit (Ältere Steinzeit) besitzen wir zwei wichtige Siedlungen, bei Munzingen und in den Grotten am Osthang des Ölbergs bei Ehrenstetten (s. Abb. 1, 2). Beide liegen ausgezeichnet für Jägerhorden, die für ihre Lager die Nähe der Wildwechsel und zugleich Sonne, frisches Wasser und Schutz gegen Wind und Regen suchten. Munzingen ist seit bald drei Generationen bekannt. Am Südwestfuß des Tuniberges befindet sich der Lagerplatz dicht bei der starken Quelle, die den Weiher speist, gegen den Westwind geschützt durch den Berg, auf dessen leicht erreichbarer Spitze, an der Stelle der heutigen Wallfahrtskapelle, der Ausguckposten der Jäger war. Alle Tierherden, die vom Rheintal in die Freiburger Bucht zwischen Norsingen und Munzingen hindurch passierten und weit darüber hinaus, übersah sein scharfes Auge. Nicht unähnlich steht es mit dem Ölberg. Auch hier bot die Berghöhe weiten Ausblick nach Süden, Osten und Westen. Zwischen Schönberg und Schwarzwald zogen die Tiere, die Möhlin spendete frisches Wasser und, noch günstiger als in Munzingen, boten einige kleine Felsüberhänge ein Schutzdach gegen Regen, Schnee und Wind. Diese Auswahl der Siedlungsplätze verrät das scharfe Auge des Jägers, dessen ganze Existenz auf Überlistung des Wildes beruhte.

Auch die Funde geben interessante Aufschlüsse über die Lebensweise dieser Leute, ihre Ernährung, ihre Kunstfertigkeit in der Herstellung der Geräte und in der Ausschmückung des eigenen Körpers, über ihre Anstrengungen, um sich gute Rohstoffe für Werkzeuge und Raritäten für den Schmuck zu beschaffen. Aber all das würde über den Breisgau hinaus kein sonderliches Aufsehen hervorrufen, das gibt es an anderen Plätzen, z. B. im Hegau, in unendlich besserer Ausprägung und Erhaltung. Aber die Lagerung der Munzinger Funde ist von einzigartiger Bedeutung für die Wissenschaft. Die Hinter-

Digitized by Google



2. Werkzeuge aus Feuerstein von Munzingen (1 und 2 Stichel, 3 Doppelkratzer, 4 Bohrer, 5 Messer, 6 „Säge". Rd. $^1/_1$)

lassenschaften der Rentierjäger liegen nämlich im Löß, jener hellgelblichen Bodenart, die durch die Stürme der Eiszeit zusammengetragen wurde. Über zwei Meter hoch bedeckte reiner ungestörter Löß die Station und bezeugt damit einwandfrei, daß der Aufenthalt der Rentierjäger in die Eiszeit hineingehört. Derartige Feststellungen sind deshalb so selten, weil es naturgemäß unmöglich ist, solche tief verschütteten Funde systematisch aufzusuchen, und in den Höhlen sich kein Löß ablagert, so daß die Alterbestimmung der Höhlenfunde nicht so klar möglich ist wie bei Munzingen. Daß dies Vorkommen überhaupt bekannt wurde, beruht auf einem lächerlichen Zufall: ein Hohlweg schneidet sich hier bis zu zwei Meter Tiefe, bis zur Rentierjägerstation, ein, die Bauern bemerkten die freigelegten Feuersteine, die es sonst im Breisgau nicht gibt, und holten sie sich zu ihrem Hausgebrauch. Darauf wieder wurde Apotheker Kübler aufmerksam, der als Schüler Eckers von der Bedeutung der Feuersteine für die Urgeschichte wußte — und die Entdeckung war gemacht.

Solche Lagerplätze des Eiszeitmenschen im Löß gibt es nun in Österreich, in der Ukraine usw. in ziemlicher Anzahl; aber nur das einzige Munzingen in ganz Europa vertritt nach Padtberg die Kulturstufe des Magdalénien[1], eine Tatsache von grundlegender Bedeutung für die Datierung dieser Stufe, die eine der wichtigsten und inhaltreichsten in der Kulturgeschichte der Menschheit ist[2]. —

Die Eiszeit war vorüber — es mögen etwa 16000 Jahre her sein —, statt der Gletscher bedeckt nunmehr den Schwarzwald ein dichter Urwald. Wo heute im Rheintal Wiese und Wald ist, stand dichter Sumpfwald. Nur die Vorberge des Schwarzwalds und die Lößgebiete boten den Menschen Siedlungsland und Verkehrswege, dazu das Hochgestade des Rheines, das aber nicht sehr fruchtbar war. Auf engstem Raume finden sich die verschiedensten Bodenarten und Geländeformen, erweitert und verengt sich der Siedlungsraum, kreuzen sich die Verkehrswege. Diese bunte Mischung aller möglichen Siedlungsgegebenheiten auf engstem Raume ist sozusagen ein natürliches Versuchsfeld, auf dem das Verhalten des vor- und frühgeschichtlichen Menschen ausprobiert

[1] Wie mir scheint, ein sehr frühes Magdalénien.

[2] Die Grabung am Ölberg hat erst begonnen, so daß über das Verhältnis zu Munzingen auch nach einer freilich unerläßlichen Neubearbeitung des schon vorliegenden Gerätematerials noch nichts Endgültiges ausgesagt werden könnte.

Digitized by Google

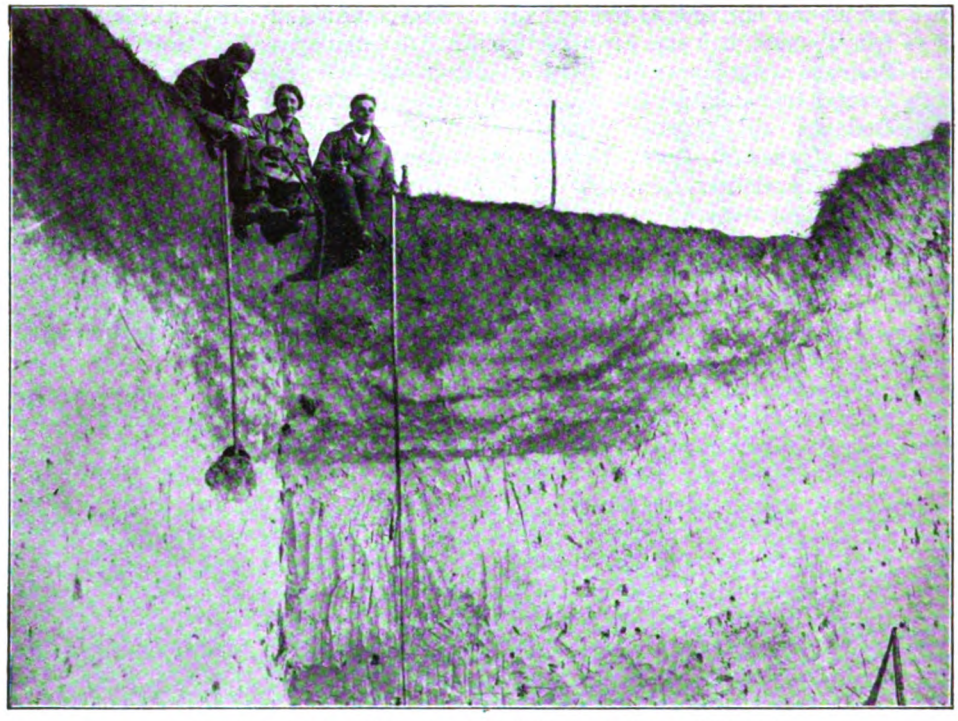
wird und wo wir nur noch zu kommen und die Ergebnisse abzulesen haben[1] (Abb. 1). So ist es kein Wunder, daß eine der bedeutsamsten Erkenntnisse der Siedlungsforschung vom Breisgau ausgegangen ist. Als Karl Schumacher hier vor dreißig Jahren den römischen Straßen nachging, fiel ihm die einzigartig günstige Lage von Riegel, des Schlüssels zum Breisgau, auf. Wenige Tage intensiver Geländeforschung förderten Reste von Siedlungen, Zufluchts-, Kult-, Verteidigungsanlagen aus fast allen Zeiten zutage, und damit war nachgewiesen, daß solche günstigen Plätze seit der Jüngeren Steinzeit immer wieder aufgesucht worden waren („Kontinuität der Besiedlung").

Seßhafte Ackerbauern und Viehzüchter mittelmeerischer Rasse, Angehörige der sogenannten westeuropäischen und der donauländischen Kultur, gründeten im 4. Jahrtausend v. Chr. in der Jüngeren Steinzeit friedliche Siedlungen in den Ebenen. Daneben aber gibt es noch sogenannte Höhensiedlungen, die zum Teil befestigt waren und sich gerade im Breisgau häufen (Herbolzheim — Abb. 3 —, Kenzingen, Totenkopf u. a. vermutete); die interessantesten aber sind die auf dem Schönberg bei Freiburg und der Ringwall auf dem Ölberg bei Ehrenstetten. Auch sie sind schon seit Apotheker Kübler bekannt, der auf dem Schönberg Tonscherben und Feuersteine sammelte. Eine systematische Untersuchung hat aber nicht stattgefunden, und so können wir nichts Näheres aussagen. Zwar haben die Freiburger immer wieder einzelne Stücke aufgelesen, angeblich auch verzierte Scherben — solche gestatten eine nähere Bestimmung der Kulturgruppe und der Zeit! —, aber nichts davon gelangte zur Kenntnis der Wissenschaft und fand ein unrühmliches Ende im Privathaushalt. Auf Schönberg und Ölberg liegen noch große Forschungsaufgaben für Freiburg; daß sie lohnend sind, ergaben neuerliche Grabungen auf dem Hagschutz bei Niedereggenen. Dort haben wir erfahren, daß diese Bergkuppen zum erstenmal im 3. Jahrtausend in Zeiten großer Völkerwanderungen aufgesucht wurden, als die ersten Vertreter nordischen, indogermanischen Volkstums in den Breisgau eindrangen.

Von den Ereignissen des 2. Jahrtausends (Bronzezeit) wissen wir fast gar nichts. Erst zu Ende, mit dem Beginn der Hallstattzeit, tritt ein starkes Volkstum auf, das seine Toten verbrennt und deren Asche in Urnen beisetzt (Urnenfelder). Auch die Unruhe dieser Volkswanderung läßt die schutzbietenden Anhöhen aufsuchen, z. B. den Burgberg bei Burkheim und den Hohberg bei Jechtingen. Bald aber stellen sich wieder friedliche Zeiten ein, in denen der Breisgau das Bild dichter Besiedlung, großen Wohlstandes und achtunggebietender Kultur zeigt. Viele Dorfstellen dieser Zeit sind besonders bei Mengen, bei Norsingen und am Nordfuß des Kaiserstuhls bekannt geworden, aber auch sie sind noch nicht untersucht. Eigenartig ist die Bestattungsweise: die Toten werden verbrannt oder als Leichen beigesetzt, mit voller Kleidung, mit allem Schmuck und allen Waffen. Beigegeben werden außerdem noch viele Prunkstücke des Haushaltes, vor allem reich verzierte Tongefäße und sicherlich auch noch viele Dinge aus Holz, Leder, Wolle und anderen vergänglichen Stoffen, die aber im Laufe der Zeit verfielen. Zum Schutz aller dieser Kostbarkeiten wird ein mächtiger Hügel aus Erde aufgewölbt, der zugleich von der Macht des Toten zeugen und ein Versammlungsmal für den Stamm bilden soll. Leider hat diese Sichtbarkeit späteren, unfrommen Geschlechtern Hoffnung gemacht auf Schätze im Innern des Hügels, die aber doch längst vermodert oder, was Gold und Silber anbelangt, nie vorhanden waren. E. Wagner und E. Fischer glückte die Auffindung einiger unberührter Hügel, besonders in der großen Totenstadt von Ihringen, wo in etwa 30 Grabhügeln einstmals mehr als hundert hervorragende Angehörige ihres Stammes im Laufe von fünf Jahrhunderten zur letzten Ruhe beigesetzt wurden.

[1] Kraft, G., Vorgeschichtliche Siedlungen im Breisgau. Bad. Fundber. 1928. S. 352—372.

Digitized by Google



3. Jungsteinzeitliche Wohngrube bei Herbolzheim (Profil der Südhälfte)

Ganz einzigartig ist das reiche Grab aus Hügel C (Abb. 4), das auf einer verkohlten Holzmasse geschmolzene Bronzen und 41, zum Teil reich verzierte Gefäße zeigt, die, einmal aufgestellt, ein Schmuck der Prähistorischen Sammlung der Stadt sein werden. Nur wenige Kilometer südlich liegen auf Gemarkung Gündlingen ähnliche Gräber, deren Funde vor 20 Jahren als Musterbeispiele einer ganz bestimmten Epoche und Kulturgruppe erkannt und unter dem Namen „Gündlinger Stufe" in die Literatur eingeführt wurden. Neuere Autoren haben diese These teils heftig bestritten, teils weiter ausgebaut und anders gefaßt. So spielt das bescheidene Breisgauörtchen Gündlingen in der wissenschaftlichen Literatur über die Hallstattzeit eine große Rolle.

Gehen derartige Diskussionen natürlich auch ins Spezielle, so bringt es die Lage des Breisgaus in der Südwestecke Deutschlands und Mitteleuropas doch mit sich, daß sogleich die Beziehungen nach allen Seiten berührt, die Fachleute der umliegenden Länder beteiligt, tief greifende Fragen nach der Nationalität der Vorbewohner des Breisgaus aufgeworfen werden. In jener Gündlinger Stufe z. B. scheinen die Leute des Breisgaus eine Art Vorposten der Schweiz gewesen zu sein, so daß sich im übrigen Süddeutschland entsprechende Funde nicht vorfinden und die Beurteilung dadurch erschwert wird. Wie hier das Alemannengebiet auch in vorgeschichtlicher Zeit eine Einheit bildet, so ist es auch zu anderen Perioden von geschlossenen Stämmen und Kulturgruppen besetzt; denn es stellt einen natürlichen Siedlungsgau, den „alemannischen", dar.

Am deutlichsten wirkt sich diese Grenzlage des Breisgaus in der Zeit der Kämpfe zwischen den Kelten, Germanen und Römern aus. Durch Cäsars Berichte tritt der Oberrhein am frühesten von allen Teilen Deutschlands in den Lichtkreis der Geschichte. Die Boden-

Digitized by Google

forschung muß diesen Angaben folgen und weitere Aufschlüsse bringen. Von den Kelten zeugen neben vielen Namen (Neumagen, Breisach, Zarten) eine Reihe schöner Bodenfunde, die sich auf mehrere Jahrhunderte (La-Tène-Zeit) verteilen (Herbolzheim, Krozingen, Hochstetten — Abb. 5 —). Jedenfalls waren es Angehörige des gallischen Teilstammes der Rauriker. Auch für diese Zeit besitzt der Breisgau ein weithin bekanntes, in mancher Beziehung ganz eigenartiges Monument, den riesigen Ringwall von Zarten. Oken, ein Naturforscher, erkannte schon 1815, daß in dem Namen Zarten das Wort Tarodunum steckt, das der antike Geograph Ptolemäus für eine rechtsrheinische Stadt anwendet. Grabungen von Fabricius und Leonhardt bestätigten das spätkeltische Alter der Befestigung. Mit ihren 200 Hektar Flächeninhalt ist sie eine der allergrößten vorgeschichtlichen Festungen, und so durch Lage, Namen, Größe und Geschichte der Erforschung ausgezeichnet. Neuerdings hat Wirth römische Besiedlung nachgewiesen.

Die Kämpfe zwischen Römern und Germanen spielten sich vor allem drüben im Elsaß ab; der Breisgau ist wegen der Kleinheit seiner Siedlungsfläche immer nur ein Anhang zum Elsaß gewesen, der Rhein war damals so wenig wie je eine kulturelle Grenze; bei Mülhausen wurden die ersten Germanen, die Sueben des Arioviſt, von Cäsar zurückgeschlagen und unterworfen. Die weiteren Kämpfe spielten sich vor allem am Mittel- und Niederrhein ab. Das rechtsrheinische Baden wird zunächst durch eine Reihe von Erdkastellen gesichert. Im Breisgau ist vor allem bei Riegel eine solche Anlage zu erwarten (Abb. 6). Ihre Feststellung muß eine Ehrensache der Bewohner von Riegel, aber auch von Freiburg sein. Auch bei Basel haben die Römer bald auf das rechte Rheinufer herübergegriffen und sind von Windisch aus östlich des Schwarzwaldes bis zur Donau (Hüfingen) vorgestoßen[1]. Aber nachdem unter Vespasian die Straße durchs Kinzigtal gebaut war und so der große Waffenplatz Straßburg direkte Verbindung mit der Donau hatte, sank der Breisgau in die Ruhe des Provinzlebens zurück; alles, was seit 100 Jahren von römischen Kastellen, Wachttürmen, Grenzmauern am Schwarzwaldrand geschrieben wurde und leider heute noch in den Köpfen spukt, ist reine Phantasie.

Um so sicherer sind Reste friedlicher Besiedlung zu erwarten. In der Tat hat besonders Karl S. Gutmann bei Gottenheim und Merdingen eine ganze Anzahl römischer Ruinen nachgewiesen, die durch ihre Lage im heutigen Wiesen- und Sumpfgelände

[1] Neuerdings ist die Errichtung der Höllentalstraße in frührömische Zeit datiert worden. Ich kann keinen sicheren Beweis dafür sehen, auch nicht für eine intensivere Besiedlung des Schwarzwaldes (Bergbau) durch Kelten oder Römer.

4. Tongefäße aus Grabhügel C bei Ihringen, ausgegraben und rekonstruiert von E. Fischer

Digitized by Google

5. Spät-La-Tène-Gefäße aus der Rauriersiedlung von Hochstetten bei Breisach. 1/6

interessant sind. Um so auffälliger ist es, daß bisher im Lößlehmgebiet fast keiner jener großen römischen Gutshöfe (villae rusticae) beobachtet ist. Neuerdings glückte die Auffindung von solchen Anlagen Prof. Wirth zwischen Hochdorf und Hugstetten und bei Zarten. Ein Problem für die Forschung sind die angeblich römischen Reste vom Freiburger Schloßberg.

Zu Beginn des dritten Jahrhunderts n. Chr. pochen die Alemannen an die Grenze des römischen Reiches und 300 Jahre nach Cäsars Sieg bei Mülhausen geht mit dem rechtsrheinischen Römerreich auch der Breisgau an seine heutigen Bewohner über. Die schriftlichen Quellen geben uns nur ein lückenhaftes, subjektiv gefärbtes Bild von der Kultur unserer Vorfahren; auch hier müssen in Zukunft die Bodenfunde mit herangezogen werden. In Württemberg hat man damit begonnen; aber mir scheint, daß im Breisgau die Dinge wieder ein eigenes Gesicht haben und in manchen Punkten aufschlußreicher sind als sonst. Hier am Rhein stand zwei Jahrhunderte lang alemannische Kühnheit und Angriffslust Grenzwacht gegen die hochorganisierte, technisch unendlich überlegene Militärmacht des Spätrömertums, das in dem stark befestigten Breisach und Horburg bei Colmar uneinnehmbare Stützpunkte hatte, deren starke Garnisonen mit Leichtigkeit den schmalen Streifen zwischen Rhein und Schwarzwald in Schach halten konnten. Römische Münzen zeigen in der Tat an, daß Badenweiler bis in die allerletzte Zeit des Römertums noch als Bad gedient hat. Andererseits sind uns alemannische Bewohner des Breisgaus als brisigavi schon zu Beginn des 4. Jahrhunderts in den Quellen berichtet. Dieses Wechselspiel von Allemannen und Römern im Breisgau aufzuhellen, ist eine der allerdringlichsten historischen Aufgaben der Bodenforschung.

Die Allemannen brachten eine eigene Kultur mit ins Land, übernahmen aber willig vieles von den Römern, so z. B. ersetzten sie, in Nachahmung der römischen Sarkophage,

Digitized by Google

6. Terra sigillata von Riegel

ihre Holzsärge durch Steinkisten, eine Grabsitte, die sich innerhalb des alemannischen Gebietes besonders häufig im Breisgau vorfindet[1] (Abb. 7). Gerade die alemannischen Bodenfunde, die uns doch am nächsten liegen, sind noch wenig erforscht. Welch lohnende Aufgabe ist es für alle Heimatsfreunde, auf diesem großen Gebiete mitzuarbeiten! Dankbar gedenken wir so mancher, die bisher schon wertvolle Beiträge geliefert haben. So hat u. a. Landwirt H. Maier in Tiengen seit Jahrzehnten wichtige Funde gesammelt und Beobachtungen vermittelt[2].

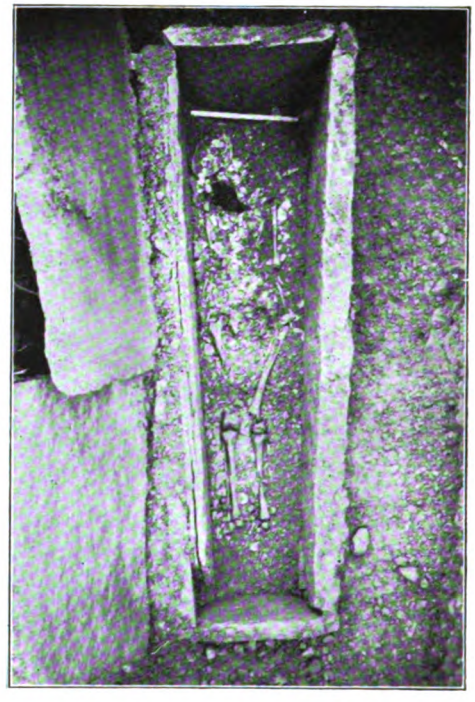
Nur einen ganz flüchtigen Überblick konnte ich hier geben; aber soviel wird jedem klar geworden sein: Eine unendlich große und reiche Forschungsaufgabe liegt hier, aufschlußreich für Heimatkunde und Kulturgeschichte, an der jeder mitarbeiten und wertvolle Bausteine selbständig beischaffen kann, ja muß; denn sonst zerstört der Fortgang der Besiedlung und die Industrie diese letzten Zeugen einer untergegangenen Welt. Voraussetzung ist

[1] Badische Fundberichte 1929, Seite 21 ff (G. Kraft).

[2] Unendlich viel geht durch Achtlosigkeit zugrunde. Darum bitten wir dringend um Mitarbeit aus allen Kreisen der Bevölkerung. Beratung findet jeder im Museum für Urgeschichte (Hebelstr. 40, Tel. Nr. 1175; Geheimrat Deecke, Dr. Kraft); hier werden auch die Badischen Fundberichte herausgegeben, die über alle wichtigen Neufunde berichten und für Mitglieder der Badischen Heimat nur 3 RM. im Jahre kosten.

Digitized by Google

7a. Geschlossenes Grab in Lörrach-Stetten von Osten]



7b. Aufgedecktes Grab in Lörrach-Stetten

freilich anschauliche Kenntnis der heimischen Altertümer, wie sie nur in einer größeren, modern aufgestellten prähistorischen Sammlung erworben werden kann. Die Stadt Freiburg ist in der beneidenswerten Lage, ausgezeichnete Bestände aus allen Perioden zu besitzen; mögen sie bald ihrer Bestimmung, werbendes Kapital für die Heimatgeschichte zu sein, zugeführt werden.

Literatur

E. Wagner, Fundstätten und Funde ... I. Das Badische Oberland. 1908.

E. Fabricius, Die Römer in Baden.

Neuere Berichte s. in den „Badischen Fundberichten", bes. über Gottenheim, Merdingen, Hochstetten.

Verzeichnis der Fundorte

(z. T. mehrere Fundorte derselben Periode auf einer Gemarkung!)

Ältere Steinzeit. Munzingen, Ehrenstetten-Ölberg.

Jüngere Steinzeit (5000—2000 v. Chr.). Bischoffingen, Bötzingen, Burkheim, Ehrenstetten, Endingen, Herbolzheim, Ihringen, Kenzingen, Malterdingen, Mengen, Merdingen, Munzingen, Opfingen, Riegel, Schönberg, Tiengen, Waltershofen, Weisweil.

Bronzezeit (2000—1200 v. Chr.). Bischoffingen, Heitersheim.

Späte Bronzezeit (frühe Hallstattzeit, Urnenfelder; 1200—1000 v. Chr.). Bischoffingen, Breisach, Burkheim, Endingen, Feldkirch-Hartheim, Gottenheim, Jechtingen, Ihringen, Riegel, Tiengen.

Digitized by Google

Hallſtattzeit (1000—500 v. Chr.). Buchheim, Endingen, Feldkirch-Hartheim, Gündlingen, Ihringen, Kirchhofen, Königſchaffhauſen, Malterdingen, Mengen, Merdingen, Munzingen, Oberbergen, Oberrimſingen, Offnadingen, Reute, Riegel, Sasbach, Schlatt, Tiengen.

La-Tène-Zeit (500 v. Chr. bis Chr. Geb.). Emmendingen, Grießheim, Gündlingen, Herbolzheim, Hochſtetten, Kenzingen, Krotzingen, Mengen, Munzingen, Rotweil, Sasbach, Tiengen, Tunſel, Waldkirch, Wyhl, Zarten.

Römiſche Zeit (bis 260 n. Chr.). Achkarren, Biſchoffingen, Breiſach, Endingen, Freiburg, Gottenheim, Heitersheim, Hochſtetten, Königſchaffhauſen, Lehen, Merdingen, Offnadingen, Riegel, Rotweil, St. Georgen, Sponeck, Tiengen, Waldkirch.

Alemanniſche Zeit: Au, Bahlingen, Biengen, Bollſchweil, Breiſach, Buchheim, Ebringen, Ehrenſtetten, Emmendingen, Forchheim, Gallenweiler, Gottenheim, Gündlingen, Jechtingen, Ihringen, Heitersheim, Hugſtetten, Kirchhofen, Krotzingen, Mengen, Merzhauſen, Munzingen, Norſingen, Oberrotweil, Offnadingen, Pfaffenweiler, Sasbach, Schmidhofen, Sölden, Sponeck, Tiengen, Wittnau, Wolfenweiler.

Ringwälle: Feimlisburg und Ölberg auf Gem. Ehrenſtetten, Kegelriß und Rödelsburg auf Gem. Kirchhofen; Zarten-Tarodunum.

Andere Siedlungen und Spuren vorgeſchichtlichen Alters: Biengen, Ebringen, Forchheim, Niederrimſingen, Oberkrotzingen, Schallſtadt, Staufen, Wolfenweiler.

Wie anno 1550 Sebaſtian Münſter in ſeiner „Cosmographia univerſa“ die Stadt Freiburg und den Breisgau ſchildert

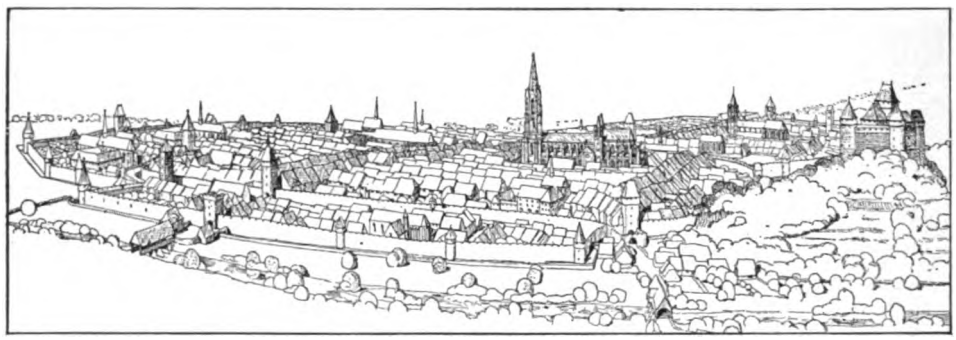
Friburg in Brißgöw / ein neuwe ſtatt / an einem edlen und fruchtbaren ort gelegen / da ein eingang iſt in den Schwartzwaldt / die in kurzen jaren ſehr trefflich zugenommen hat / in gebeüwen / kirchen / klöſtern / hohen ſchulen / reichtumen etc. und das ſonderlich nachdem ſie ledig worden von iren halsherren / den graven von Friburg / und eingeleibt dem edlen haus Oeſterreich. Sie hat wol ein herrlichen anfang genommen under den herzogen von Zäringen / aber iſt under den herzogen und nachmals under den erzherzogen von Oeſterrich zu größerer herrligkeit erwachſen / in deren ſie zu unſern zeiten iſt. — — —

Fryburg die ſtatt iſt anno Chriſti 1112 durch herzog Bertholden von Zäringen im Brißgöw gebauwen worden oder / wie die anderen ſchreiben / diſer herzog macht aus dem dorf Freyburg ein freiſtatt / und beſtätiget ſolches keiſer Henrich der fünft im 14. jar ſeines reichs. —

Zu unſeren zeiten iſt zu Fryburg ein groß hantierung mit Catzedonienſteinen / daraus man paternoſter / trinkgeſchirr / meſſerheft und vil andere ding macht. Diſe ſtein werden in Lothringen gegraben / aber zu Fryburg gebaliert. Es rinnen in diſer ſtatt durch alle gaſſen bächlin / das eitel friſch brunnenwaſſer iſt und über winter nit gefreürt. Es fleüßt auch neben der ſtatt hin gar ein ſchiffreich waſſer / die Trieſem genannt / entſpringt nit ferr von urſprung der Thonaw. Weiter iſt in diſer ſtatt ein faſt hübſch münſter mit einem hohen turn / der mit ſunderlicher kunſt von grund auf bis an den höchſten gipfel gefürt mit eitel quader und gebildten ſteinen / desgleichen man in teütſchen landen nit findet nach dem turn zu Straßburg. Die heiden hetten in vor zeiten under die ſieben wunderwerk gezelt / wo ſie ein ſolich werk gefunden hetten. — — — — — — — — — — — — — — — — —

Der Brißgow iſt ein guts kleins Land / hat alle notturft.

Digitized by Google



1. Ansicht aus der Vogelschau von Süden. Rekonstruktion des Zustandes um 1550 von Karl Gruber, Danzig; Federzeichnung im Augustinermuseum

Freiburg im Breisgau in alten Ansichten und Plänen

Von Werner Noack, Freiburg i. Br.

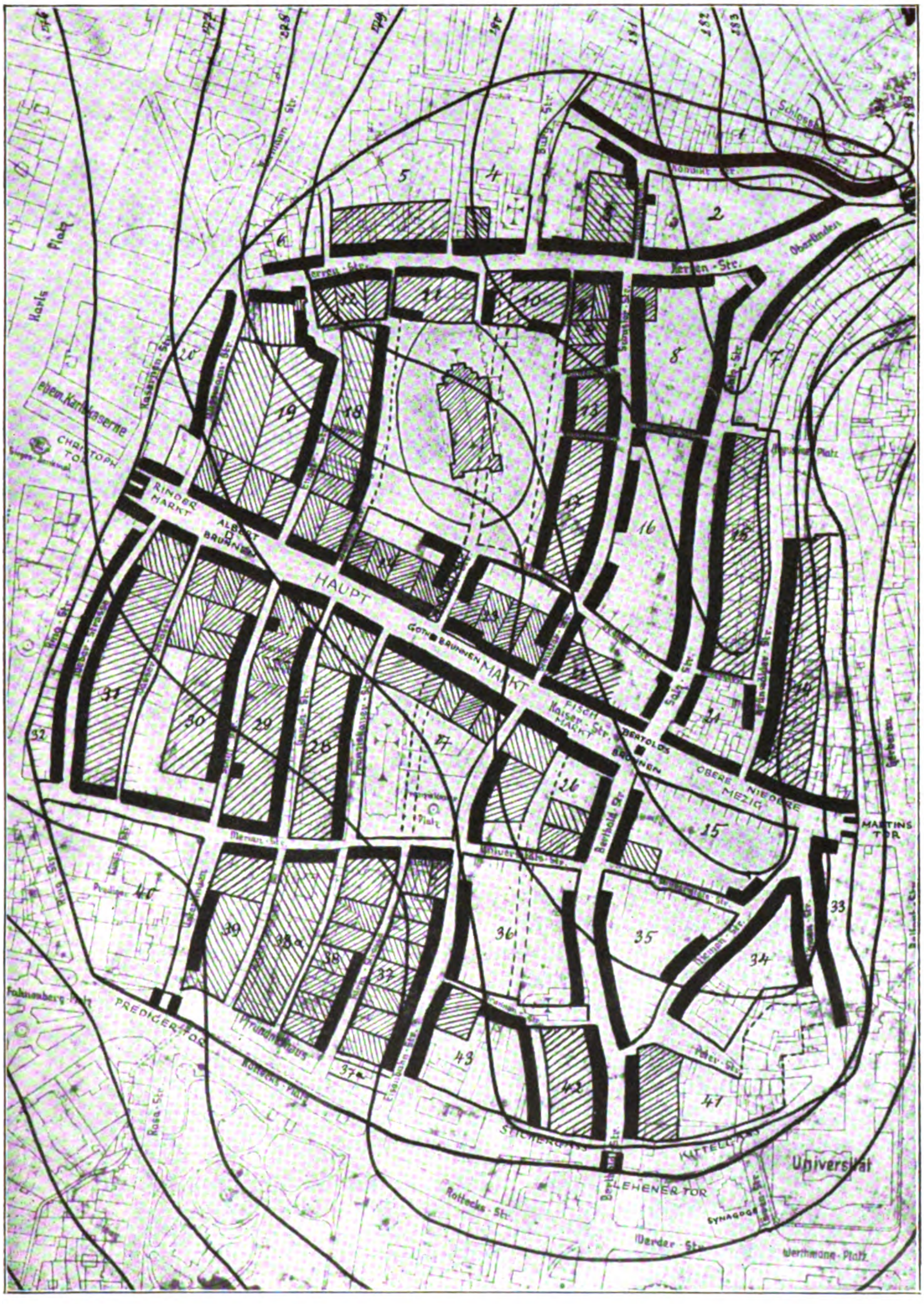
Beim Umherwandern in einer alten Stadt kann ein aufmerksamer und etwas geschulter Beobachter wesentliche Züge ihrer Geschichte erkennen. Schon aus der Zahl und Art der erhaltenen älteren Bauwerke, der Verteilung ihrer Entstehungszeit auf die verschiedenen Jahrhunderte, ihre Verdrängung durch moderne Neubauten lassen sich mancherlei Schlüsse ziehen. Gerade das unterschiedliche Verhalten der Städte in den einzelnen Entwicklungsphasen bis in die Gegenwart hinein besagt sehr Wesentliches. Greift man dann noch zum Stadtplan, so ergänzt und erweitert sich das Bild. Er läßt die Gesamtanlage der Stadt, die Entstehung und die Erweiterungen, das Überquellen aus der meist bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts bewahrten Geschlossenheit durch die moderne Ausdehnung in die umgebende Landschaft wie auch etwaige neuzeitliche Eingriffe in die städtebauliche Struktur des alten Kernes erkennen.

Aber diese Betrachtungsweise kann nur ausnahmsweise ein einigermaßen vollständiges Bild der baulichen Entwicklung eines Stadtorganismus nach Grundriß und Aufbau geben; nämlich nur dann, wenn durch günstige äußere und innere Verhältnisse sich wesentliche Teile unverändert erhalten haben, was im allgemeinen nur bei kleineren und entlegeneren Orten der Fall ist. Meistens aber ist es erforderlich, zu einer möglichst vollkommenen Erkenntnis des allmählichen Werdens einer Stadt noch weitere Hilfsmittel heranzuziehen, die das ergänzen, was die erhaltenen Monumente und der heutige Stadtplan sagen. Dabei spielen neben Ausgrabungen, Auswertung der schriftlichen Überlieferung und manchem anderen vor allem die älteren Ansichten und Pläne eine bedeutsame Rolle.

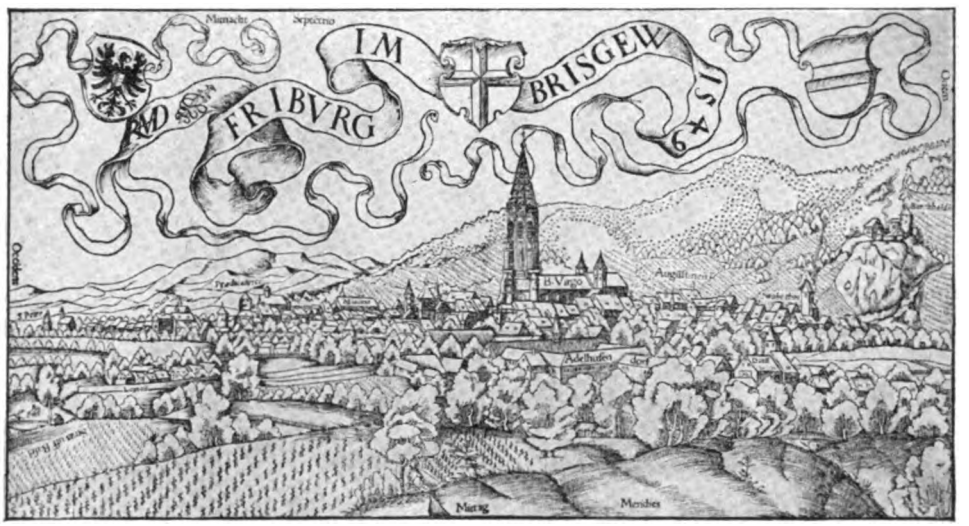
Es soll nun im folgenden versucht werden, aus den wichtigsten dieser bildlichen Quellen in Verbindung mit dem, was die Stadt heute noch im Grundriß und Aufbau erkennen läßt, ein Bild von der Entstehung und Entwicklung von Freiburg, von seinem Aussehen in den verschiedenen Phasen seiner wechselvollen Geschichte zu geben.

Gerade für die ersten vier Jahrhunderte ihres Bestehens fehlen nun allerdings bei uns wie auch anderwärts alle „bildlichen Quellen", und auch die erhaltenen Bauwerke oder Reste von solchen sind zunächst noch spärlich. Trotzdem sind wir über die

Digitized by Google



2. Plan der Altstadt. Rekonstruktion der Gründungsanlage von Ernst Hamm, Gießen



3. Ansicht von Süden 1549. Holzschnitt von Rudolf Manuel Deutsch in Sebastian Münsters Kosmographie. Nach dem Druck im Augustinermuseum aus der lateinischen 1. Auflage von 1550

Gründungsanlage verhältnismäßig zuverlässig unterrichtet[1]. Besonders wichtig ist es, daß im Grundriß der Altstadt der erste Plan im wesentlichen unverändert erhalten ist. Freiburg ist 1120 als Gründung des Herzogs Berthold III. von Zähringen am Fuße seiner Burg auf dem Schloßberg entstanden. Der Grundriß der Altstadt zeigt daher neben seiner engen Verwandtschaft mit einer Anzahl weiterer Zähringer Stadtgründungen des 12. Jahrhunderts den klaren Ausdruck seiner Bestimmung als Marktort. Es kreuzen sich zwei Hauptstraßen: in nordsüdlicher Richtung die sehr breite heutige Kaiserstraße, der frühere Markt, und in ostwestlicher Richtung in leichter, durch das alte Hochufer der Dreisam, das die Südgrenze der Altstadt bildet, bestimmter Krümmung die Salz- und Bertholdstraße. Fast alle Nebenstraßen sind in ostwestlicher Richtung angeordnet und machen diese Krümmung mehr oder weniger mit. In nordsüdlicher Richtung hat jede der beiden durch die Kaiserstraße geschiedenen Hälften der Altstadt nur noch eine durchlaufende Straße, die Herrenstraße im Ostteil und die Merian-Universitätsstraße im Westteil. Die diagonale Niemensstraße ist eine abkürzende Verbindung vom Martins- zum Lehener Tor. Im übrigen wird die Verbindung zwischen den Parallelstraßen nur durch kleine und kurze Gäßchen hergestellt. Im Ostteil, zwischen Kaiser- und Herrenstraße, ist aus diesem Straßennetz der Platz für die infolge der vorgeschriebenen ostwestlichen Orientierung schräg zur Hauptachse stehende Pfarrkirche, das Münster, ausgespart. Der Franziskanerplatz ist erst in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts bei der Erbauung des Barfüßerklosters durch Ankauf einer Anzahl Hofstätten und Wegfall einer Straße entstanden. Die ganze Altstadt war ursprünglich in gleichmäßige Hof-

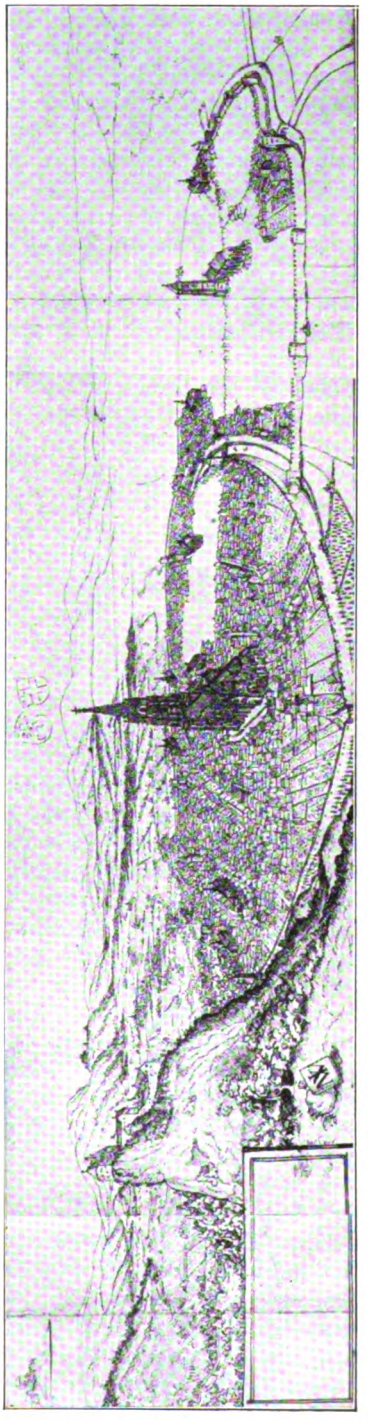
[1] Ernst Hamm, Entstehung und Entwicklung des Altstadtgrundrisses von Freiburg im Breisgau. — Karlsruher Dissertation 1920. Nur im Manuskript.

Derselbe, Die bauliche Entwicklung von Freiburg i. Br. im Mittelalter. — Sonderheft der Zeitschrift „Denkmalpflege und Heimatschutz", 27. Jahrg. 1925 (Berlin). S. 1—10 m. Abb.

Für die geographischen Grundlagen der Topographie Freiburgs kommt in Betracht die ausgezeichnete Arbeit von Karl Mader: Freiburg im Breisgau. Ein Beitrag zur Stadtgeographie. — Badische Geographische Abhandlungen, 2. Heft. Karlsruhe 1926.

Digitized by Google

stätten von 50:100 Fuß eingeteilt, die mit der Schmalseite nach der Straße zu liegen und in der heutigen Grundstückseinteilung zum großen Teil noch zu erkennen sind. Jeder Siedler erhielt eine solche Hofstätte vom Herzog in Erbleihe. Die Hauptstraßen und die Nordsüdstraßen waren beiderseitig bebaut, in den Nebenstraßen lagen im allgemeinen den Hausfronten auf der einen Seite die Rückseiten der Hofstätten auf der anderen Seite gegenüber. Eine besondere Eigentümlichkeit der Zähringer Städte, die sich auch in der benachbarten Schweiz findet und vielleicht in einer alemannischen Stammesgewohnheit begründet ist, ist die Anlage der Häuser mit der Traufseite nach der Straße. Für das Straßenbild selbst ist wichtig, daß bei der Breite der Hofstätten von rund 15 Metern eine geschlossene Bebauung für die ersten Jahrhunderte, d. h. solange die Hofstätten der Gründungsanlage nicht parzelliert wurden, ausgeschlossen ist. Zwischen den einzelnen Wohnhäusern sind also für diese Zeit Hof- und Gartenmauern und Wirtschaftsgebäude anzunehmen, wie sie vereinzelt auf den Stadtansichten noch bis ins 18. Jahrhundert zu sehen sind. Erst im späteren Mittelalter und vor allem nach der Einengung der Stadt durch die bei der französischen Befestigung 1677 durchgeführte Niederlegung der Vorstädte erforderte die dichte Besiedlung eine sparsamere Aufteilung der Grundstücke und eine geschlossene Bebauung aller Straßen auf beiden Seiten. Die die Straßen zahlreich durchziehenden Bächlein scheinen schon von der Gründung herzurühren und haben frühzeitig den Ruf besonderer Sauberkeit der Stadt verursacht. Das ganze Stadtgebiet wurde von einer Mauer umgeben, die nach den erhaltenen Resten um 1200 fertiggestellt war. Die Hauptachsen wurden durch Tore gesichert. Davon sind das Martinstor am Südende der Kaiserstraße und das Schwabentor am Ostende der Salzstraße heute noch erhalten. Am Nordende der Kaiserstraße stand das Christophstor, am Westende der Bertholdstraße das Lehener Tor und außerdem als zweites Tor der Westfront das Predigertor an Unterlinden. Von der Stadtmauer selbst sind noch einige Teile vorhanden: hinter dem Augustinermuseum, zwischen der Grünwälder Straße und der Gerberau, an der Kasernenstraße und eine Strecke von etwa 50 Metern zwischen



4. Ansicht von Osten, vom Schlossberg aus, um 1580. Unvollendete Federzeichnung eines Schweizer Monogrammisten in der öffentlichen Studienbibliothek in Salzburg

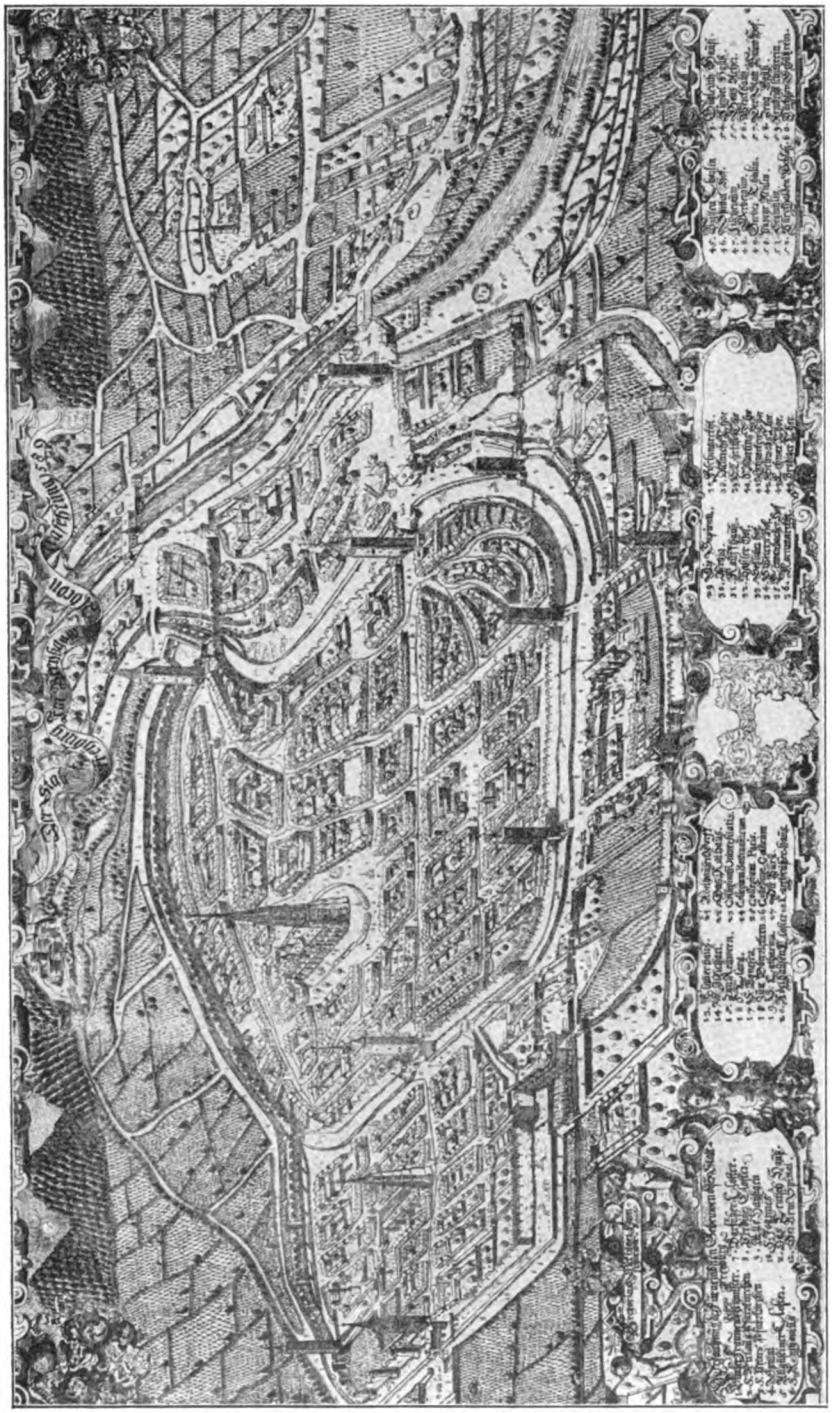
Digitized by Google

dem Evangelischen Stift und den Gärten der Häuser Herrenstraße 11—19. Im übrigen läßt sie sich in ihrem Verlauf aus bestimmten Anhaltspunkten genau rekonstruieren.

Schon zu Beginn des 13. Jahrhunderts machte das rasche Wachstum der Stadt die Erweiterung durch Vorstädte nötig. Zwischen 1240 und 1252 wurde im Norden die Neuburg angelegt, die bald an Umfang die Altstadt fast erreichte und ihre eigene Pfarrkirche St. Nikolaus erhielt. Gegen Ende des Jahrhunderts entstand im Westen vor dem Predigerkloster und Predigertor die Predigervorstadt und ohne Abgrenzung in sie übergehend vor dem Lehener Tor die Lehener Vorstadt. Hier hörte mit der Westmauer der Altstadt das Eigengebiet der Herzöge auf, so daß diese Vorstädte schon auf Reichsgebiet lagen. Die beiden Tore in der Vorstadtmauer — das Büggenreuter Tor vor dem Predigertor und das Peterstor vor dem Lehener Tor — werden 1282 erwähnt. Die Peterskirche neben dem Peterstor, die 1266 noch außerhalb der Stadtbefestigung genannt wird, wurde die Pfarrkirche dieses Stadtteils. Die Schneckenvorstadt zwischen der Südmauer der Altstadt und der vor 1677 noch weiter nördlich als heute verlaufenden Dreisam erhielt 1303 die Rechte der Altstadt. Die Neuburg, die Prediger- und die Lehener Vorstadt wurden 1677 bei der Anlage der französischen Festungswerke vollkommen zerstört; nur die Schneckenvorstadt, die noch innerhalb der Vaubanschen Befestigung lag, blieb größtenteils erhalten. Damals wurde auch die Dreisam von der Schwabentorbrücke abwärts in ihr heutiges Bett umgeleitet. Die Stadt wurde also damals im wesentlichen wieder auf den Umfang der Gründung von 1120 reduziert. Von den Toren und den durch zahlreiche halbrunde Türme verstärkten Mauern der Vorstädte haben sich nur geringe Spuren erhalten: der Turm an der Südostecke der Schneckenvorstadt im Unterbau des Gartenhäuschens Wallstraße 16; das erst 1842 abgebrochene Schneckentor, auch Katzenturm genannt, an der Kaiserstraße neben dem Gericht ist aus den Stadtplänen von Anfang des 19. Jahrhunderts noch festzulegen; der Anschluß der Westmauer der Schneckenvorstadt — an der Stelle, wo das Grünlinstor den Durchgang zur Lehener Vorstadt bildete — an die Altstadtmauer steckte noch in der erst bei Errichtung der neuen Universität abgebrochenen Rempartkaserne von 1772; die Fundamente der Westmauer der Neuburg wurden beim Bau der Anatomie und der verschiedenen Gebäude der Frauenklinik angeschnitten, bei letzteren auch das Fundament des großen rechteckigen Mauerturmes; die Nordwestecke der Neuburg mit dem Graben davor fand sich 1912 bei Errichtung des Erweiterungsbaues des Josephskrankenhauses; 1886 bei der Kanalisation der Zähringerstraße war schließlich noch ein Fundamentrest des Mönchstores an der Kreuzung mit der Johanniter- und Josephstraße festgestellt worden. Neuerdings fand sich im Generallandesarchiv in Karlsruhe ein Plan, der die Befestigungswerke der Stadt kurz vor 1677 darstellt. Eine Kontrolle an den erhaltenen Teilen, besonders an der Altstadtmauer, erwies seine weitgehende Zuverlässigkeit, so daß mit seiner Hilfe in Verbindung mit den angeführten Funden eine Rekonstruktion auch der Vorstadtbefestigungen auf dem heutigen Stadtplan möglich ist. Dabei ergibt sich, daß zahlreiche teilweise noch im dritten Viertel des 19. Jahrunderts, teilweise auch heute noch erhaltene Wege und Grundstücksgrenzen mit dem Verlauf dieser Befestigungen in Verbindung zu bringen sind.

So hat Freiburg um 1300 den äußeren Umfang erreicht, den es durch das spätere Mittelalter und bis 1677 behalten hat. Es scheint, daß die Hauptblütezeit ins spätere 13. und ins 14. Jahrhundert fällt, in welcher Zeit auch mit Ausnahme der spätgotischen Vollendung des Chors das Münster entstanden ist. Im 15. Jahrhundert ist dann schon ein gewisser Rückgang zu verzeichnen. An profanen Baudenkmälern ist allerdings so gut wie nichts erhalten, wodurch diese Bewegung auch ein sichtbares Zeugnis erhielte. Erst gegen 1500 setzen die erhaltenen Monumente ein, und sie zeigen in ihrer auch heute

Digitized by Google



5. Ansicht aus der Vogelschau von Westen: 1589. Kupferstich von Gregorius Eichinger. Große Ausgabe. Nach einem Exemplar im Augustinermuseum

Digitized by Google

noch — selbst nach den umfangreichen und leider nicht immer durch die wirtschaftlichen Notwendigkeiten genügend motivierten Eingriffen der letzten 40 Jahre — vorhandenen Fülle und Qualität, daß das 16. und das beginnende 17. Jahrhundert wieder eine ausgesprochene Blütezeit des Freiburger Bürgertums gewesen ist.

Zum besseren Verständnis der vorstehend ganz kurz skizzierten Entwicklung des Stadtbildes in den ersten vier Jahrhunderten seit der Gründung bilden wir außer den Plänen (Abb. 2 und 10) noch eine rekonstruierte Ansicht aus der Vogelschau von Süden ab (Abb. 1), die von Karl Gruber gezeichnet ist und eine ausgezeichnete Vorstellung von dem Aussehen Freiburgs um 1550 gibt. Das Weichbild der Stadt, fest zusammengehalten von dem Mauerring, wird beherrscht von der alles überragenden Erscheinung des Münsters. Im Kleinen wiederholen seinen ostwestlich orientierten Zug die Nikolauspfarrkirche in der Neuburg und alle die zahlreichen gleichgerichteten Klosterkirchen, Kapellen usw. Ihnen ordnet sich das vielteilige Gewirr der Häusermasse unter, in sich wieder gruppiert durch die — mit wenigen Ausnahmen — regelmäßige Stellung der Gebäude mit der Traufseite zur Straße. Die einzelnen Stadtteile — Altstadt und Vorstädte — mit ihren Befestigungen und den Kirchen und Klöstern, wie auch die wichtigsten Profangebäude — die Mehlwage vor dem Martinstor, das Kaufhaus am Münsterplatz, das Rathaus gegenüber der Barfüßerkirche — sind klar zu übersehen. Wir erhalten hier eine sehr instruktive Anschauung davon, wie das mittelalterliche Freiburg als Gesamtbild gewirkt haben muß.

In dieser Zeit nun setzen auch die zeitgenössischen Darstellungen der Stadt ein. Die älteste erhaltene Ansicht ist der Holzschnitt, den der Schweizer Maler Rudolf Manuel Deutsch, der Sohn des berühmteren Nikolaus Manuel Deutsch, 1549 im Auftrage des Rates von Freiburg anfertigte, und der in der lateinischen Erstausgabe von Sebastian Münsters Kosmographie 1550 erstmalig und dann in den zahlreichen späteren Auflagen dieses Buches immer wieder verwendet wurde (Abb. 3). Er zeigt die Stadt von Süden her, und zwar so, wie sie sich dem zu ebener Erde herankommenden Beschauer darstellt. Im Vordergrund, zwischen Grün verteilt, die Gebäude des Dorfes Adelhausen: rechts die Pfarrkirche St. Einbeten an der Stelle der heutigen St. Annakirche in der Wiehre, daneben der große Gebäudekomplex des Dominikanerinnenklosters Adelhausen (auf dem Gelände an der heutigen Goethestraße, zwischen Basler- und Konradstraße) und unmittelbar dahinter hervorschauend das dem gleichen Orden angehörende Kloster St. Katharina (zwischen der heutigen Lessing-, Goethe-, Basler und Kirchstraße), und schließlich ganz links etwas abseits das Gutleuthaus an der Basler Straße. Dahinter die geschlossene Masse der Stadt selbst um das Münster gelagert vor dem Hintergrund der Berge. Wenn die Ansicht auch das Gesamtbild der Stadt sehr gut wiedergibt und die Hauptbauwerke in ihrer Lage zueinander deutlich erkennen läßt, so reicht sie doch nicht aus, um für die Einzelheiten Neues und Wesentliches daraus zu erkennen.

Sehr viel weiter gehende Aufschlüsse gibt uns die zeitlich nächste Ansicht, die künstlerisch an der Spitze aller erhaltenen Darstellungen steht. Es ist eine ziemlich große Federzeichnung, 13,6 cm hoch und 53,3 cm breit, in der Salzburger öffentlichen Studienbibliothek (Abb. 4). Das Blatt gehört zu einer umfangreichen Sammlung, die sich offenbar der spätere Erzbischof von Salzburg, Wolf Dietrich von Raitenau, vor seiner Thronbesteigung 1587 als Erinnerung an seine Reisen angelegt hat[1]. Wolf Dietrich hatte mancherlei Beziehungen zu Freiburg: sein Vater und ein Onkel hatten hier studiert, seine Schwester heiratete 1584 den Freiherrn Hans Wilhelm von Schwendi, dem Burg-

[1] Näheres über Entstehung und Schicksale dieser Sammlung bei Ernst von Frisch: Eine graphische Sammlung des Erzbischofs Wolf Dietrich von Raitenau. — Salzburger Museumsblätter, 7. Jahrg. 1928. Nr. 4, S. 1 f.

Digitized by Google

6. Ansicht aus der Vogelschau von Südwesten 1607/8. Ausschnitt aus dem großen, in Ölfarben auf Leinwand gemalten Gemarkungsplan von Joh. Korntawer im Augustinermuseum. Phot. Röbcke, Freiburg i. Br.

Digitized by Google

heim am Kaiserstuhl und seit 1585 das Haus zum Walfisch, Franziskanerstraße 3, gehörte; vor allem aber war er selber von 1575—1587 Mitglied des Basler Domkapitels, das damals in Freiburg residierte, und wird in dieser Eigenschaft häufiger hier anwesend gewesen sein; mehrfach ist er in den 1580er Jahren auch urkundlich hier nachweisbar. In dieser Zeit wird er das Blatt haben anfertigen lassen. Auch der zeichnerische Stil, vor allem aber die Darstellung der Stadt selbst bestätigen eine Datierung der Entstehungszeit in dieses Jahrzehnt. Über den Künstler, der sich vorne links mit seinem Monogramm NIW bezeichnet, war bisher nichts festzustellen; stilistische Gründe weisen nach der Schweiz.

Die Zeichnung stellt die Stadt vom Schloßberg, also von Osten, gesehen dar. Der Blick von der Höhe herab gibt einen Überblick über die ganze Stadtanlage nach Art einer Vogelperspektive. Genau in der Mitte des Blattes befindet sich der Münsterturm. Seine Stellung in der Hintergrundlandschaft etwa in der Mitte zwischen dem Schönberg (mit den Ruinen der 1524 zerstörten Schneeburg) und dem Kaiserstuhl (mit der Andeutung von Breisach an der Südecke) vor dem Höhenzug der Vogesen zeigt, daß die Gesamtanlage der Zeichnung von der Stelle des Salzbüchsles aus aufgenommen ist. Für die Durcharbeitung im einzelnen ist dann aber teilweise ein zweiter Standpunkt, beim heutigen Bismarckturm, maßgebend gewesen. Aus diesem Wechsel erklären sich einige sehr störende Ungenauigkeiten und Fehler, die wohl der Grund dafür sind, warum das Blatt in seiner rechten Hälfte unvollendet geblieben ist.

Im linken Drittel ragt die Burghalde hoch auf; ihre Höhe ist im Interesse der Wirkung im Gesamtbild übertrieben, wie das im ganzen 16. Jahrhundert sehr häufig vorkommt. Die Darstellung der Burg selbst scheint sehr zuverlässig zu sein, jedenfalls viel sorgfältiger als auf allen anderen Ansichten; das Bauwerk interessierte den Künstler so, daß er es auf einem kleinen Blättchen, das jetzt in der oberen linken Ecke aufgeklebt ist, noch einmal von der Westseite zeichnete. Links von der Burg sieht man noch ein Stück der oberen Wiehre. Hart rechts vom Schloßberg erscheint das Schwabentor und im Anschluß daran im Vordergrund die östliche Stadtmauer mit dem halbrunden Schul- oder Kretzenturm in der Mitte, und dem Henkerturm am Ansatz der Neuburgmauer. Der Gartenstreifen dahinter bis zu den Häusern der Konvikt- und Herrenstraße ist im Verhältnis zum Ganzen zu breit geraten. Rechts vom Schwabentor erkennt man die Linde von Oberlinden und kann dann weiter die Salzstraße verfolgen mit dem (zwischen 1550 und 1560 erbauten) Haus zum Herzog (Nr. 18) links und dem (gleich nach 1561 errichteten) Haus zum Wilden Mann (Nr. 5) mit seinen beiden Staffelgiebeln rechts. Über die Kaiserstraße hinüber in der Bertholdstraße steht schon das 1576 erbaute Allgemeine Kollegienhaus mit den drei Staffelgiebeln, dahinter erkennt man das Lehener Tor und weiterhin die Vorstadtstraße bis zum Peterstor und der Peterskirche daneben. Merkwürdigerweise ist nun aber das Augustinerkloster nicht, wie es dem tatsächlichen Zustand entspricht, hart an der Salzstraße eingezeichnet, sondern links davon an einem weiteren Straßenzug, der seiner Lage zum Martinstor nach etwa der Grünwälder Straße entspricht. Durch den Wechsel der Standpunkte bei der Aufnahme der Zeichnung vom Schloßberg sind da Ungenauigkeiten und Verwechslungen entstanden. Die Schusterstraße fehlt ganz. Die auf dem Blatt eingezeichnete Verbindung der Herrenstraße mit der Kaiserstraße entspricht in ihrer Richtung auf das Predigerkloster und das Predigertor durchaus der Engelstraße. Was soll dann aber die weitere Straße links davon zwischen ihr und dem Münsterplatz? Vom Salzbüchsle, dem ersten Standpunkt des Zeichners, aus gesehen, entspricht die rechte Flucht dieses Straßenzuges der Nordwand des Münsterplatzes, und alles links davon bis zum Münster hätte als Platz frei bleiben müssen. Vom zweiten Standpunkt, dem Bismarckturm, verschiebt sich aber

Digitized by Google

7. Ansicht aus der Vogelschau von Westen um 1715. Ausschnitt aus dem großen mit der Feder auf Pergament gezeichneten Plan der Stadt mit der näheren Umgebung im Augustinermuseum. Phot. Röbcke

Digitized by Google

das Bild so weit, daß die Nordwand des Platzes hinter dem Münster verschwindet und nun die Engelstraße etwa an der Stelle erscheint, wo der Künstler vorher vom Salzbüchsle aus die Platzwand eingezeichnet hatte. So findet auch diese Unstimmigkeit ohne weiteres ihre Erklärung. Am Südquerschiff des Münsters ist die 1620 erbaute Vorhalle selbstverständlich noch nicht zu sehen. Hart rechts vom Münsterturm erscheint das Barfüßerkloster und dahinter in der Predigervorstadt das Kloster St. Clara, das etwa auf dem Gebiet des Colombigartens und anschließenden Teiles der Eisenbahnstraße lag. Das Kloster St. Agnes ist dagegen gleich links vom Münsterturm falsch eingezeichnet; es lag in der Lehener Vorstadt südlich der äußeren Bertholdstraße an der Stelle der Rotteckoberrealschule. In der Schneckenvorstadt sind das Oberrieder Kloster (auf dem Gelände des Annastiftes), der Katzenturm und die Mehlwage vor dem Martinstor deutlich zu erkennen.

Von größtem Interesse ist die Darstellung der Neuburg, obwohl gerade dieser Teil der Zeichnung am wenigsten vollendet ist. Aber von der Gesamtsituation und der Lage und dem Aussehen der bedeutenderen Bauwerke erhalten wir doch ein gutes Bild, sogar eine Bestimmung der Entstehungszeit der Gebäude ist zum Teil möglich. Vorn links, vor dem Altstadtzwinger, ist das Allerheiligenkloster zu sehen, dahinter, jenseits der Hauptstraße, das Neuerinnenkloster links und das Armenspital rechts. In der Mitte des Stadtteils die St.-Nikolaus-Pfarrkirche mit ihrem zum mindesten in den unteren Stockwerken noch romanischen Turm und dem spätgotischen Chor, rechts am Mönchstor das deutsche Haus und im Vordergrund am Johannestor die Johanniter.

Der besondere Wert der Zeichnung beruht darauf, daß es sich um eine sehr gut beobachtete und geschickt dargestellte Naturaufnahme handelt, die uns ein lebendiges Bild des Aussehens der Stadt um 1580 gibt. Bis zum 19. Jahrhundert bleibt sie die einzige Ansicht Freiburgs vom Schloßberg herab.

Eine Ergänzung bilden die beiden von Westen gesehenen Vogelperspektiven, die Gregorius Sickinger aus Solothurn 1589 im Auftrage des Rates in Kupfer gestochen hat (Abb. 5). Beide, in der Größe verschieden, stimmen in der Darstellung im wesentlichen überein, im einzelnen ergänzen sie sich zum Teil, bei beiden ist die Beschriftung mit den verweisenden Zahlen dieselbe. Diese ausführliche Beschriftung ist sehr wertvoll, weil sie uns bis ins einzelne über die Lage der wichtigeren Bauwerke unterrichtet. Die Zeichnung aber ist stark schematisiert. Die Proportionen im ganzen wie im einzelnen sind ungenau, die Straßen und Plätze sind zur Erhöhung der Deutlichkeit in ihrer Breite stark übertrieben, und auch die Darstellung der einzelnen Bauwerke ist sehr vereinfacht. Trotzdem ist die Bedeutung für die Kenntnis der Freiburger Topographie infolge des Fehlens anderer und besserer Ansichten von Westen nicht zu unterschätzen. Der in Matthäus Merians Topographia Alsatiae 1644 erschienene Kupferstich ist eine wohl in der zeichnerischen Darstellung etwas verbesserte, im übrigen aber sklavische Kopie nach dem kleinen Sickinger ohne irgendwelchen eigenen Wert.

Das Gesamtbild der Stadt gibt sehr schön der große Gemarkungsplan, den der Straßburger Arzt Job Korntawer 1607/08 auf Bestellung des Rats als Ölgemälde anfertigte (Abb. 6). Er läßt die Verteilung der Gebäude und Grünflächen innerhalb der Mauern ausgezeichnet erkennen; besonders die Prediger- und Lehener Vorstadt bestehen zum überwiegenden Teil noch aus Gärten, aber auch in der Altstadt und der Neuburg bleibt trotz der dichten Besiedelung im Innern der Baublöcke doch noch überraschend viel Grün.

Damit schließen die wichtigeren Ansichten des mittelalterlichen Freiburg ab. Die Neubefestigung durch die Franzosen nach 1677 und die damit verbundene Niederlegung der Neuburg, der Prediger- und der Lehener Vorstadt ändern das Bild von Grund auf. Der große, ungemein sorgfältig mit der Feder gezeichnete, um 1715 ent-

Digitized by Google

8. Plan um 1780. Ausschnitt aus dem Gemarkungsplan des Geometers Hühnerwadel im Stadtarchiv. In den Wegen beiderseits der Zähringer Landstraße (auf der Abb. links) ist das Straßennetz der 1677 zerstörten Vorstadt Neuburg zum größeren Teil erhalten. Phot. Röbcke

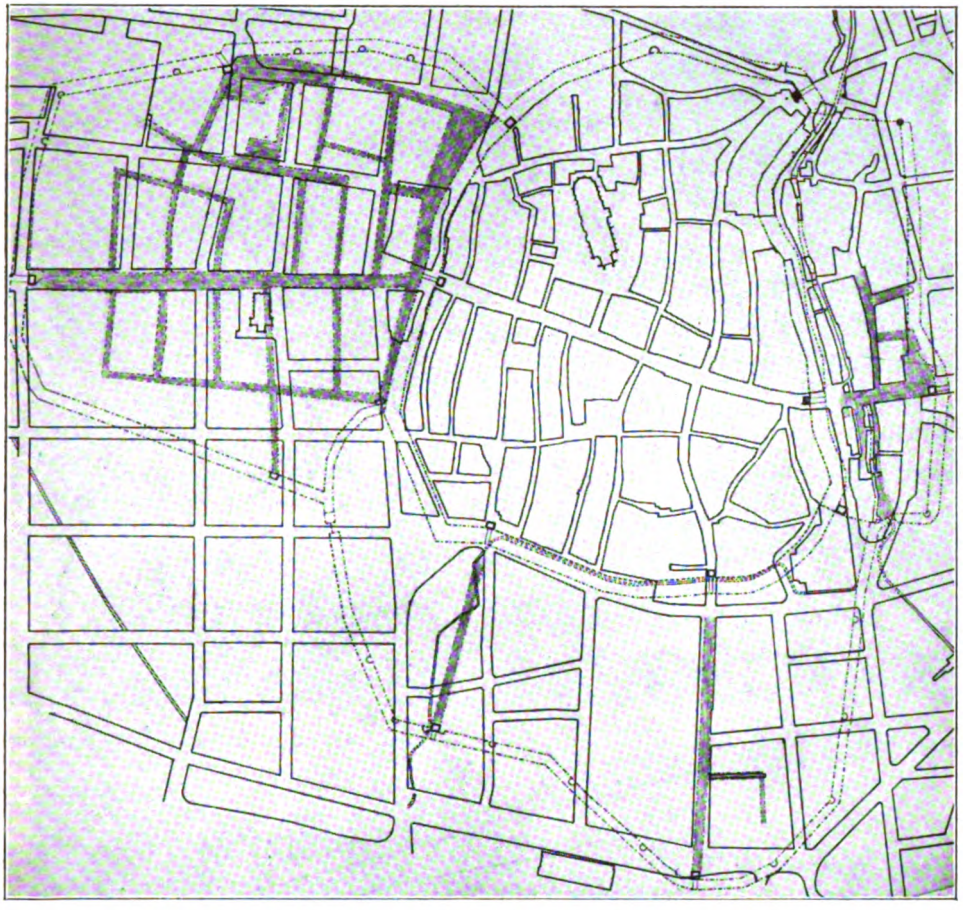
standene Pergamentplan im Augustinermuseum zeigt, wie die Altstadt und der schmale Streifen der Schneckenvorstadt nun in den breiten Gürtel der Festungswerke eingebettet liegen. Diese ebenfalls von Westen gesehene Vogelschau ist durch die peinlich genaue und auch künstlerisch ausgezeichnete Durchführung aller Einzelheiten ein unschätzbares Hilfsmittel zur Erforschung der Topographie der Altstadt, wobei der Vergleich mit dem heute noch Erhaltenen eine zuverlässige Kontrolle bildet (Abb. 7).

Während in der Lehener und Predigervorstadt im wesentlichen nur die beiden Hauptstraßen zwischen dem Lehener- und Peterstor (im Verlauf der äußeren Bertholdstraße), bzw. zwischen dem Prediger- und Büggenreuter Tor (im Verlauf des heutigen Gewerbekanals) vorhanden waren, mit einigen klösterlichen Niederlassungen und Gewerbebetrieben dazwischen, ist uns in der Neuburg ein engbesiedelter, wohlangelegter Stadtteil verlorengegangen mit einer ganzen Anzahl wichtiger öffentlicher, besonders kirchlicher Bauwerke. Daß es möglich ist, den Verlauf der alten Stadtmauer aus einer ganzen Reihe von Indizien zuverlässig zu rekonstruieren, wurde oben schon ausgeführt. Pläne des 18. Jahrhunderts, besonders ein Gemarkungsplan des Geometers Hühnerwadel aus den achtziger Jahren (Abb. 8) zeigen bei einem Vergleich mit den Sickingerschen Ansichten, daß sich in dem Netz der Gartenwege beiderseits der Zähringer Landstraße vor dem Glacis die alten Straßenzüge der Neuburg erhalten haben. Diese Wege lassen sich über Pläne des frühen 19. Jahrhunderts weiterverfolgen bis zu den Plänen zwischen 1830 und 1870, die das Gelände für die neue Bebauung aufteilen, und so mit dem heutigen Stadtplan exakt in Verbindung bringen (Abb. 9). Auf diese Weise läßt sich mit dem

Digitized by Google

9. Ausschnitt aus einem Plan um 1870 im Augustinermuseum. Gebiet beiderseits der Kaiser-Zähringerstraße von der Karlskaserne nördlich. Der noch nicht regulierte Teil von der Albert-Ludwig-Straße an enthält in seinen Wegen noch die Straßen der ehemaligen Vorstadt Neuburg

Digitized by Google

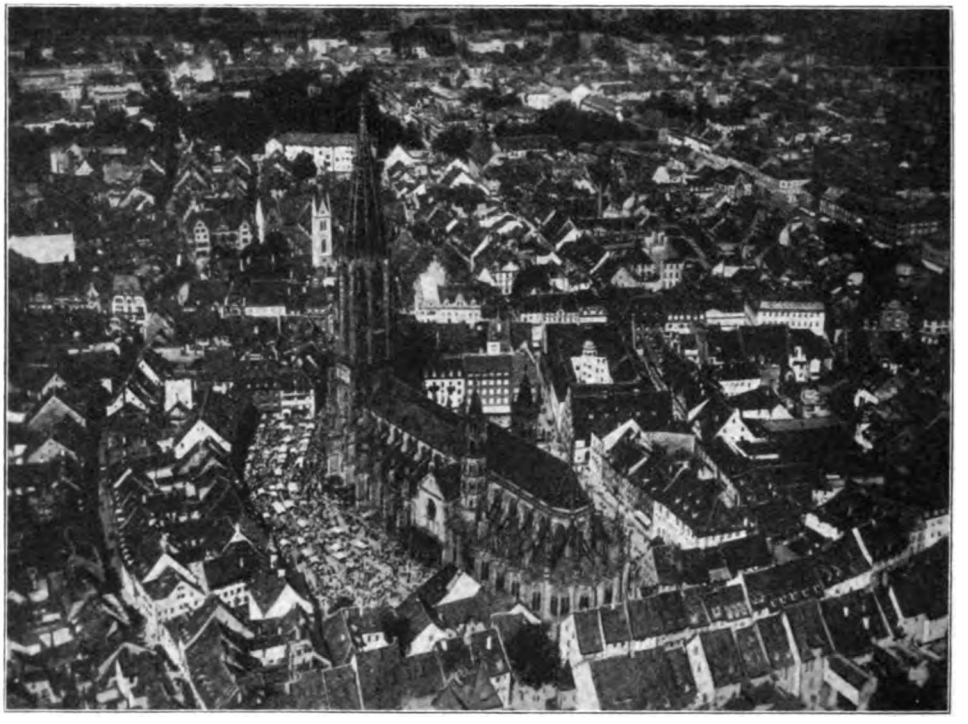


10. Moderner Stadtplan mit Rekonstruktion der mittelalterlichen Befestigungen und der Vorstadtstraßen. Noch vorhandene Mauern usw. sind durch ausgezogene Linien: ——, aus Funden, Grundstücksgrenzen usw. rekonstruierte durch gestrichelte Linien: — — —, aus Plänen und Ansichten ergänzte durch Strich-Punkt-Linien: —.—. angegeben

Straßennetz der Neuburg auch die Lage der wichtigeren, auf den älteren Ansichten dargestellten Bauwerke wieder festlegen. Nur bei dem ehemals von den Vaubanschen Festungswerken selbst bedeckten Streifen sind alle Spuren so gründlich zerstört, daß hier, wenigstens vorläufig, nur annähernd nach Analogie des nördlichen Teils die Gestaltung vor 1677 erschlossen werden kann (Abb. 10).

Die topographische Forschung setzt uns, besonders mit Hilfe der alten Ansichten und Pläne, in die Lage, nicht nur im allgemeinen uns ein Bild vom Aussehen Freiburgs in den einzelnen Jahrhunderten seit seiner Gründung zu machen, sondern auch zu exakten, zeichnerisch im heutigen Stadtplan festzulegenden Resultaten über die Gestaltung des Stadtgrundrisses zu kommen. In den erhaltenen Teilen der Stadt kommt dazu in bedeutendem Umfang die Ergänzung für den Aufbau an Hand der noch vorhandenen oder aus Funden und Abbildungen zu rekonstruierenden Bauwerke.

Digitized by Google



Freiburg, Münster und Wochenmarkt (Luftbild) phot. Bad. Pfälzische Lufthansa A.-G., Mannheim

Das Freiburger Münster

Von Hermann Eris Busse, Freiburg i. Br.

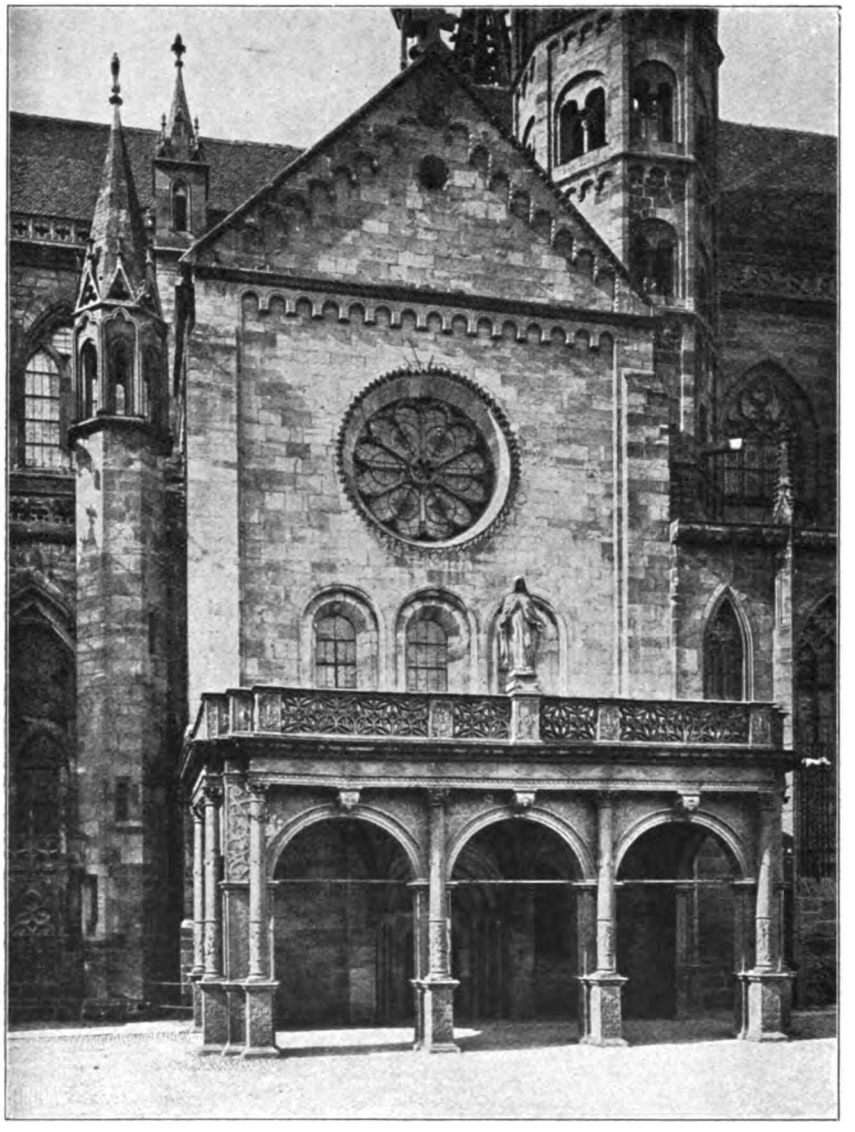
Es stehen drei große Münster am Oberrhein, die nirgendwo sonst hätten ihren Ursprung finden können als in dieser inbrünstigen deutschen Landschaft, in der Landschaft des ewigen deutschen Leidens und Blühens: die zu Basel, Freiburg, Straßburg. Sie bilden die magische Mitte ihres Bezirks. Sie sind die Schatzkammern der tiefsten Kunst, des Seelenreichtums vergangener Jahrhunderte. Von ihren geistigen und stofflichen Wirklichkeiten zehrt, nach Menschenermessen für unabsehbare Zeit, Auge und Sinn. Wo man geht und steht in der Landschaft des Breisgaus, in der Stadt Freiburg, auf Bergkämmen und Gipfeln, über der hier buchtartig ins Gebirge hineingeschwungenen Rheinebene, glüht das Wunderwerk des Turmes empor, der nicht seinesgleichen hat. Vollendet, rein, die liegende Demut des langen Kirchenschiffes emporwerfend zur Inbrunst der Gottesaussage, steigt er ins Licht. Gesammelter, eindringlicher wirkt der Freiburger Dom als die anderen beiden durch die Leidenschaft der Wandlung des Turmes aus dem Schweren ins Schwebende. Selbst das Stoffliche scheint der ursprünglichen Form entrissen; es ist nicht mehr Stein, roter oder gelber Sandstein aus dem heimischen Bruch am Lorettoberg. das ist kein Organismus mehr, eher Gebet, Geist, Vision. Stein bedeutet in unserer Vorstellung oft nichts weiter als Symbol der Schwere, der Kühle,

Digitized by Google

Das Freiburger Münster

phot. G. Röbcke, Freiburg i. Br.

Digitized by Google

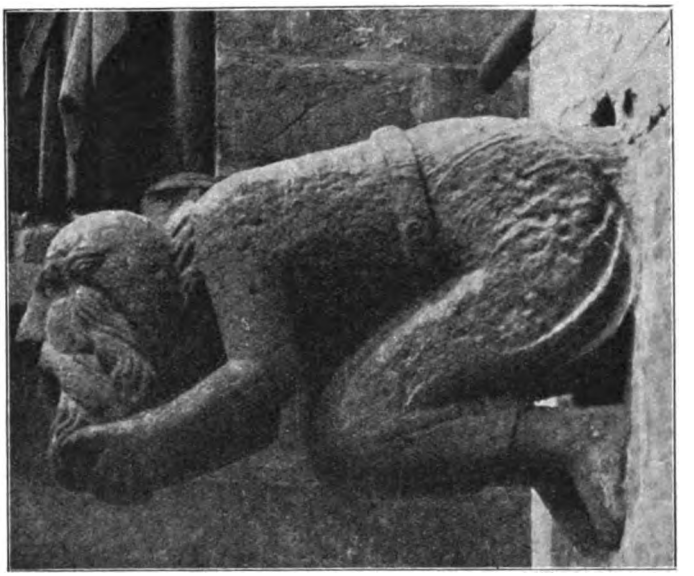


Südlicher Querschiffgiebel

der Leblosigkeit, des Falles: diese strengen Eigenschaften sind aufgehoben, an ihre Stelle trat gerade ihr Gegenspiel, das leichte, warme, lebende Dem-Licht-Entgegen der Pflanze. Da sind gebündelte Ähren, eben in der Entfaltung begriffene Blätter, da knospt es, da kreisen Blütenkronen, da blüht die Kreuzblume das aus dem Stein gezauberte Bild der zart gegliederten Raute. Also hob aus der Kenntnis der Kreatur, aus dem Wissen um Keim und Blüte der Meister vom Turm seine Schöpfung. Die Schar der Steinmetzen meißelte aus dem ungefügen Stein mit geschickten Händen die Einzelheiten, die

Digitized by Google

leicht und fröhlich anzusehen sind. Die meisten von ihnen verrichteten wohl ahnungslos wie Kinder ihre handwerkliche Arbeit, indessen der Meister, getrieben von innerem Zwang, den Ausdruck seines erregten Schöpferwillens steigern, immer höher steigern mußte und um das Ganze fieberte und bangte.



Frühgotischer Wasserspeier am Ostjoch (Südseite)

Was weiß man von den frühen Meistern des Münsters? Ihr Name wurde Sage. Tag und Jahr des Aufbruchs zum Bau scheinen unbekannt, die ersten Pläne gelten als verschollen, ihr Ursprung ist ein Rätsel. Viele Forscher suchen nach Urkunden und hoffen durch Vergleiche die frühe Geschichte des Münsterbaus aufzuhellen. Ob sie zu Zielen und Ergebnissen kommen oder nicht, sie dringen in die Fülle tiefsten Erlebens ein, die sie begnaden muß. Das exakte Wissen des geschichtlichen Ablaufes von Münsterbau und Meisterschaffen bleibt verhüllt, während die Seele sich den geistigen Wirklichkeiten mit vollem Genusse hingibt.

Indessen, was könnten wir dennoch wissen von der Wiege und der Umwelt des Baues? Eine kleine Siedelung, kein Bischofssitz wie Basel und Straßburg, auch keine sonderlich wichtige und wohlhabende Fürstenresidenz, begann in ihrer warmen Nestmitte das Werk. Romanischer Stil mit festen, nicht gerade zu großen Maßen bildete den Kern. Er ist noch da.

Dann aber flutete neues Wesen in die tausendjährige Christenheit, überall quoll Wiedergeburt aus dem schwerfällig gewordenen Reich der dumpfen Dinge, und wie ein Frühling entfaltete sich neuer Anfang.

Die Inbrunst des Suchens nach Gott trieb stille Mönche aus den Klostermauern in die Welt, um ihn in rauschender Rede zu verkünden. Der Gläubige brauste und glühte auf im Geist der Verkündigung. Es war Lust und Hoheit, Demut und Übersinn in allem, was geschaffen wurde, vorab in der Kunst. Die Kunst aber war fast ausschließlich kirchlich. Die Religiosität der Gotik sprang ins Auge, konnte mit allen Sinnen erfaßt werden, das Volk begriff sie und ahnte entzückt ihre heimlich-heilige Gewalt. So konnte inmitten kleiner Siedelung das mächtige Münster entstehen, als Wahrzeichen einer wohlständigen Opferbereitschaft aus der Ethik des Glaubens geboren. Jahrhunderte hindurch muß der nie zu Ende gehende Bau des Werkes die Bürger und die Künstler beunruhigt haben: er sog ihren Willen zur Hingabe an sich, er begehrte zu wachsen solange, bis er endlich vollendet schien. Die hochgegiebelten Häuser der Gemeinde, vorher stattlich anzusehen, wurden winzig im Vergleich zum Münster, es wohnten ja nur Menschen darinnen, über ihre Dächer floß der Atem Gottes segnend oder fluchend hin, in dem hohen Dom indessen schwebte sein Geist.

Digitized by Google

Konsolbüste unter der Vierortgalerie des Hauptturmes (mutmaßlicher zweiter Meister)

Die Bauern in den Dörfern ringsum, die Hintersassen der Grafen- und Herzogsgüter, die Einsiedler in den Öden weltferner Schwarzwaldtäler konnten die Kreuzblume sehen oder in der Ferne ahnen. Sie konnten Heimweh danach haben, in der dämmrigen Stille der Kirchenschiffe und Kapellen zu beten und festlich gestimmt die farbigen Tafeln der Altäre zu beschauen. Die größten Meister vom Oberrhein haben sie geschaffen: Lukas Cranach, Hans Baldung Grien, Grünewald, Holbein, Sixt von Staufen, Wydiz. Da standen reichgeschnitzte Schreine, schönes geräumiges Gestühl. Von Orgel und Kanzel hernieder schwangen sich die tönenden Rhythmen des Gottesdienstes ans Ohr der Frommen: Musik und Predigt. Die Farbenwunder der Glasgemälde, die von Zünften, Gilden und wohlhabenden Familien gestiftet wurden, glühten tags nach innen, abends, von Kerzenschimmer erhellt, nach außen. Alles war und blieb kostbar und köstlich. Die Heiligen auf Postamenten, auf Säulen und an Pfeilern lebten im Fühlen des Volkes als vertraute Helfer des Unnahbaren, sie vermittelten, indem sie Bitten und Dank annahmen. Insbesondere wurden die Herzen bewegt durch die Vielfalt der Darstellung „Unserer lieben Frau", der Gekrönten, der heiligen Mutter, der Madonna mit dem Schutzmantel, der lieblich Lächelnden und Segnenden. Ihrer Anmut heilige Macht blüht überall auf, in den Kapellen und Altären, über Portalen, vor den Schrecken des jüngsten Gerichtes, unter den Dämonen der Wasserspeier. Klein und groß an Gestalt, offenbar und heilig, sichtbar und verborgen lächelnd, empfängt sie die Gläubigen. Unserer lieben Frau weihte man den Dom, um durch ihr Herz zu Gott hinanzudringen.

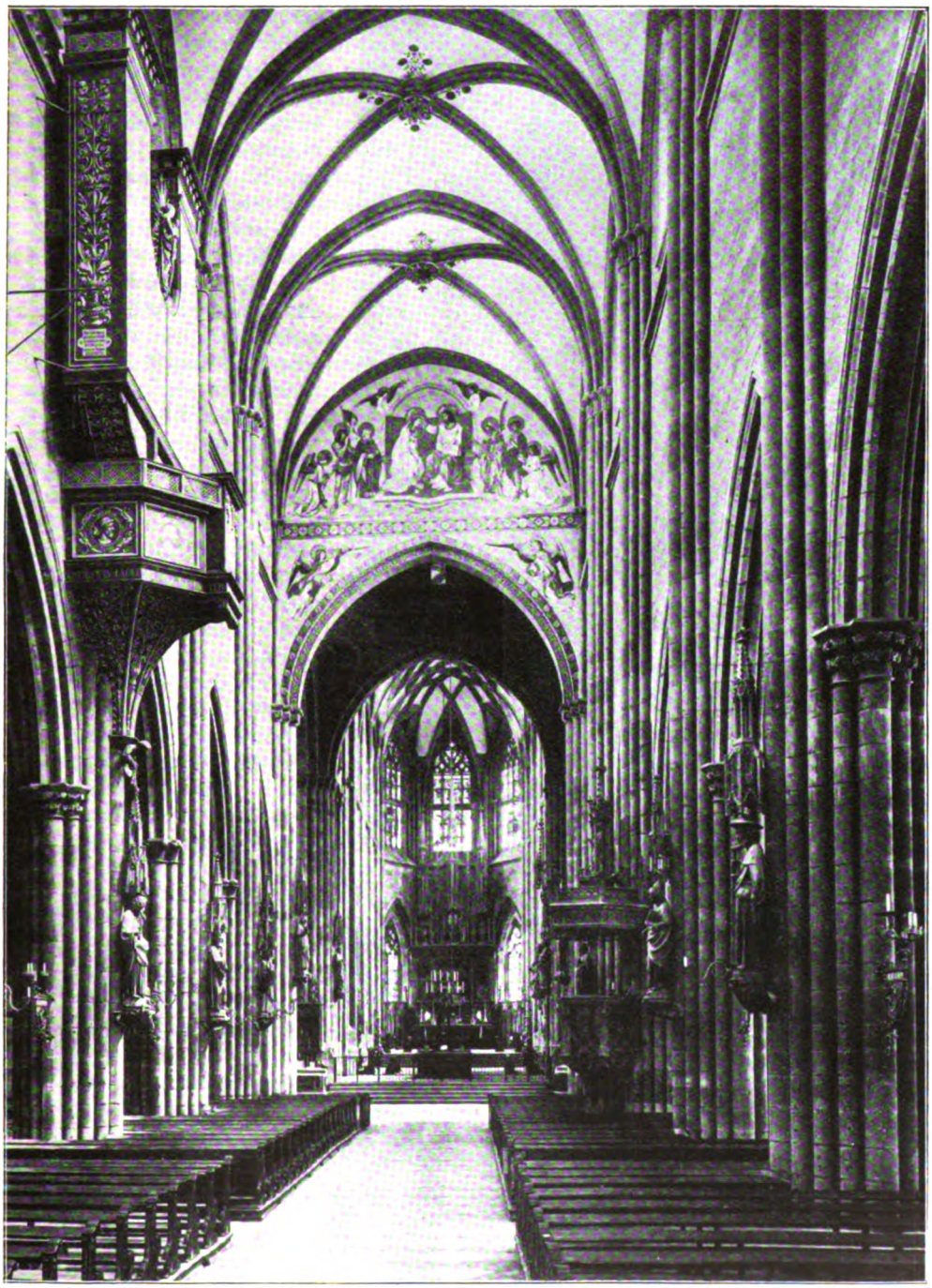
Das Wesen der sogenannten romanischen Gottesstätte, wuchtig, fest, schwer gemeißelt und getürmt, umschloß einst Glauben und Gläubige, die Schutz und Trutz brauchten.

Das Wesen der Gotik aber ist Entfaltung, nicht nur der religiösen Sitten, sondern auch des kostbaren Hab und Gutes der reich gewordenen Kirche. Stifter adliger und bürgerlicher Herkunft, überboten sich an Geschenken, die Opferwilligkeit ging weit.

Im Zeitalter der großen Gegensätze durchzitterten zahllose Ekstasen den Volkskörper: Fanatiker, Übergläubige, Geißler, Märtyrer, Bekenner wirkten suggestiv, wo sie auftraten. Sie warfen ihr weltliches Eigentum hin, opferten es dem Dienst am Heiligtum, und viele folgten aufgerüttelt und verklärt ihrem Beispiel. Wellen erhöhter, seelischer Reizbarkeit hat es zu allen Zeiten gegeben. Eine solche hob auch den gotischen Dom weit über die Maße der üblichen Bauwerke hinauf in den Bereich des Wundermäßigen, uns heute noch wie den damaligen Menschen ein Wunder.

Die Magie seiner Existenz ist eher noch eindringlicher geworden, wenngleich die naive Hingabe an den Zweck des Bauwerkes nicht mehr so unbedingt geschieht, nach den Jahrhunderten der Aufklärung. Wir können uns aber weder dem sinnfälligen noch dem geistigen Dasein des Münsters entziehen, wir, die seit vielen Geschlechtern in seinem Bannkreis leben. Und Freiburg wäre nicht die „Stadt der inneren Quellen" ohne den Dom, der seine Ausstrahlung tiefer in das Leben seiner Umwelt schickt, als mit ein paar Sätzen zu sagen ist. Er tat sich von vornherein als Hort und Schatzkammer geschichtlichen und

Digitized by Google



Blick ins Mittelschiff

Digitized by Google

David mit der Harfe, südl. Seitenschiff

kulturellen Geschehens auf, an dem Schicksale emporwuchsen und in dessen Gruft Schicksale zu Ende gingen. Er griff zutiefst in das Geschick seiner Meister ein, ja, er sog es zuweilen restlos und innig in sich auf, sie standen in seinem Bann, so unruhig sie auch umgetrieben wurden, Männer, deren Künstlerhände am ganzen Oberrhein, selbst in Italien, Frankreich, in der Schweiz und selbst in England Werke geschaffen haben.

Namen? Wie selten gelten sie als ganz rein verbürgt, namentlich die früheren. Wer war Erwin von Steinbach, wo zeigt sich unumstritten sein Werk? Straßburgs Münster gab er den ursprünglichen Geist, Freiburgs Münster spürt ihn als den seinigen, obschon neuere Urteile dagegenstimmen und Erwin als Meister von Freiburg sagenhaft machen. Wer ist der Erbauer des Turmes, dessen Antlitz man zu kennen glaubt, weil er sein Selbstbildnis in Stein gehauen dem Münstergewänd namenlos eingefügt hat? Man hat freilich auch Namen eingemeißelt oder gemalt gefunden, gewissermaßen der Unvergänglichkeit des Gotteshauses anvertraut, und alte Geschlechter, die zum Teil heute noch blühen, führten so ein Stück Freiburger Geschichte den Nachkommen zu. Welche Tragik umschwebt den alten Baumeister Niesenberger, der Uhrfehde geloben mußte, allem Anspruch auf seine Tätigkeit am Bau abschwören, weil man mit seiner Werkführung unzufrieden wurde; denn er selbst baute in Mailand, indessen die Handwerker am Münster in Freiburg pfuschten. Er stritt darob mit der unzufriedenen Bürgerschaft und Geistlichkeit, verwickelte sich in Prozesse und Händel. Er war selbstherrlich und alltagsfremd wie alle echten Künstler. Solcherlei Szenen tauchen fast in jedem Lebensbild der alten Baumeister auf, unruhig war ihr Geist und leidenschaftlich ihr Sinn. Wie hätten aus trägem Herzen und lahmem Wollen diese Werke entspringen und aufglühen können? Auch der späte Meister am Münster, Christian Wenzinger, war umzingelt von bürgerlicher Enge und blieb nicht verschont von Streitigkeiten und Klatsch. Wenn man das Heer der Wasserspeier beobachtet, liegt es da nicht nahe zu glauben, daß bei einigen

Digitized by Google

sich das gekränkte, leicht verletzliche Gemüt der Meister eine grotske Erleichterung verschaffte? Sie haben sich jedoch unter der Hand des Schöpfers von dem Allzumenschlichen abgekehrt und sind zu tieferem Sinn gekommen als dem der kleinen Rache, wenn auch an Derbheit und Häßlichkeit nichts verlorenging.

Die Menschen erwachten seit den Zeiten des Münsterbaues viele Male aus Träumen, aber an der Hoheit des steingefügten Wollens, des zeitlos aus dem Jahrhundert seiner Geburt hinausragenden Münsters wird niemals Traum und Sehnsucht satt.

Die Stadt mochte ihre Wälle sprengen, Häuser und Straßen in die Täler hinauf und in die Ebene hinaus drängen. Sie mochte ihre runzeligen Hausgesichter hinter modisch aufgeputzten Fassaden verstecken, Dächer abreißen, Giebel zerstören. Der Werktag konnte laut, hastig, quirlend werden, die Leute der Stille, oft der trägen Stille, des Bürgergemüts entwöhnen, das durchbrach niemals den Dunstkreis, der vom Münster in die Landschaft hinausstrahlt; alles Zeitgemäße wird nichtig am Maß der geistigen Lebensdauer des Baues.

Der Turm gilt immer noch als einer der schönsten der Welt. Unantastbar scheint seine Inbrunst der Verjüngung, sein Vorstoß in die Sphäre, wo er sich mit Klang, Luft und Licht vereinigt.

Am Turm tönt jeder Stein, predigt jede Krabbe. Das Maßwerk kreist in Son-

Maria mit dem Schutzmantel, Standbild am Turm

Digitized by Google

Kopf eines Standbildes am Turm, Kaiser Heinrich der Heilige

nenrädern hinauf. Die Wendeltreppe reißt einen förmlich empor, um die von unzähligen haltsuchenden Händen geglättete Spindel. Von den Räumen des Wächters aus sieht man bereits über die Stadt in die Berge und in die Ebene. Das riesige Münsteruhrwerk ist hier hinter Glaswänden aufgestellt, es zählt, zeigt, pendelt unabläſſig, eine große Zeitmaschine ist das, vor der man, dröhnten nicht die Glockenschläge dazwischen, die Zeit vergessen könnte, so zieht sie an und hält im Bann mit der unheimlichen Gewalt ihrer rhythmischen Bewegung.

Eine krachende Holzstiege führt in den Glockenstuhl, der so alt ist wie der Turm, dessen riesiges Gebälk wohl auch als Gerüst diente zum Weiterbau nach langer Pause; denn die Geschichte weiß, daß man ursprünglich hier Halt gemacht hatte und dann mit künstlerischem Feingefühl etwas Neues in das Linienspiel brachte. Große und kleine Glocken, alte und neue eherne Stimmen hängen beisammen und warten auf ihren Anschwung. Die alte mächtige „Hosanna", unsre liebe Susann, harrt auch ihrer schallenden Stunde.

Auf der Plattform dann springt einen das Hochgefühl der Gotik an. Der Blick stürmt nach oben, schier fanatisch hinaufgezogen. Es ist nichts zu sehen als das Innere des Helms: versteinerter Hauch, rötlich glühend, durch den das heiße Blau des Frühlingshimmels scheint. Vögel segeln sanft von einer durchbrochenen Wand zur andern, girren leise Selbstgespräche. Jetzt erkennt man erst die Kühnheit der Konstruktion des Helmes. Kein stützendes Gestänge durchquert den Raum und stört die Vision des Schwebenden. Die Luft selber scheint dieses Gebild zu halten. Man möchte schwerefrei werden, geflügelt die Kreuzblume berühren, die von allem Sturm und Wehen, von Blitz und Sonne geküßte. Es ist die alte Kreuzblume nicht mehr, sondern nur ihr in ihrem Geist geschaffenes Ebenbild, was tut das aber dem Erlebnis an?

Hier oben hat das Sprudeln aufgehört, die Brandung der Streben und Pfeiler, das Wogen der Wimperge. Nur die Fialen, Kerzenflammen gleich, begleiten den Turm bis zum letzten Klang, dem himmelhohen, reinen Sopran.

Oh, keinen Blick zu früh hinab, wenn man das einzigartig ausgedachte Treppentürmchen erklommen hat, dieses bis zur letzten, feinsten Möglichkeit des Materials durchbrochene Gebild, das sich zart an den Turm schmiegt. Es führt auf die oberste Turmgalerie. Nun muß der Blick am steinernen Helmgewänd emporfliegen und entdeckt ergriffen, wie sein Steilstieg durch eine sanfte Ausbiegung mehr gesteigert als verzögert erscheint, der leise Knick eher das kühne Spiel der Sicherheit als Schwäche verrät.

Digitized by Google

Oben blüht jetzt die Kreuzblume unter dem lohenden Himmel. Keine Wolke nimmt der blauen Kuppel die fast unwahrscheinliche Tiefe. Da glüht die Steinblüte rot vor dem hohen Blau: der höchste mystische Augenblick ist kühl vor Stille. Der Übergang vom Stoff ins ewige Überall scheint unerläßlich.

Doch sie binden sich hier nicht, die beiden Farben Rot und Blau, hier gibt es kein Zueinander.

Kreuzblume und Himmel bleiben übereinander stehen. Symbol: Gottheit läßt sich niemals finden, nur suchen, über das erhabenste Menschenwerk fließt sie hinweg.

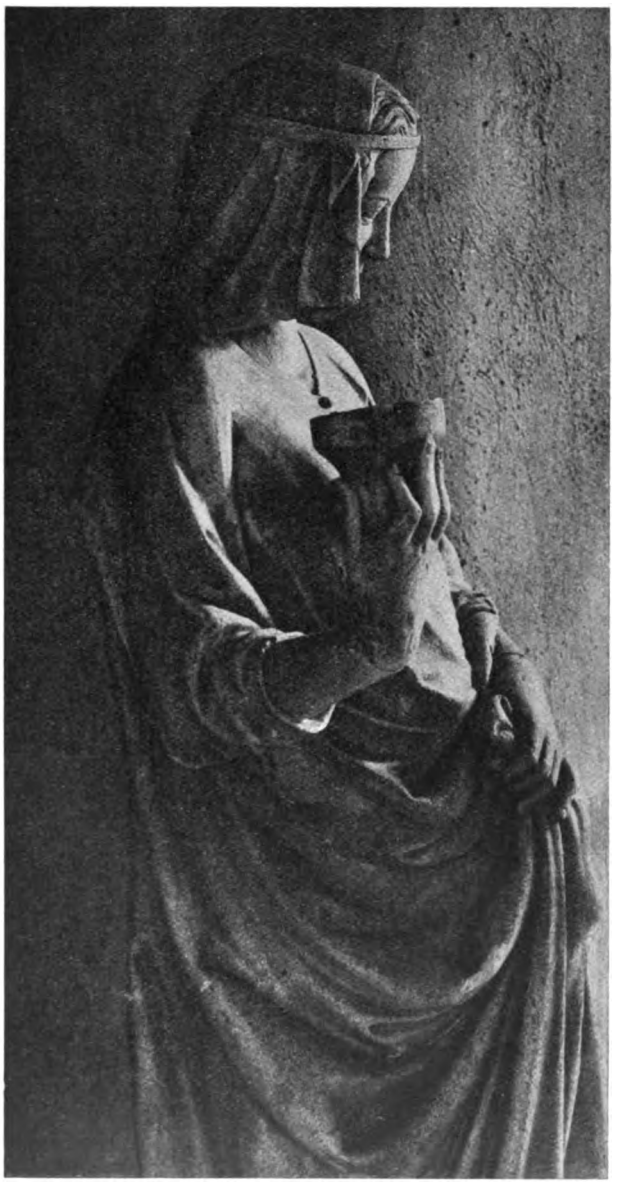
Wenn man jetzt die Augen schließt, steht tiefes Violett in den Lidern, die Farbe des Monologs der Einsamkeit, die aus der Freude quillt, nicht aus der Furcht.

Auf die Plattform zurückgekehrt, begreift man nicht sogleich die Wandlung in die Welt. Aber es muß jetzt sein, daß man hinunter- und hinausschaut. Langsam lösen sich die Bilder aus dem abendlichen Rauchstieg über der Stadt. Autohupen tönen fern, wie in Watte gebettet. Der Lärm der Straßen kommt wie Stromrauschen herauf. Deutlich hebt sich der Stadtkern von dem Wachstum der neuen Zeiten ab. Er kreist rund um das Münster, sitzt wohlgeborgen zwischen Schloßberg und Dom. Die Dächer sind Landschaften gleich geworden in ihrer Bewegung, eingebuchtet, abgesunken, über die Giebel gequollen. Die Mauern haben antlitzhaften Ausdruck: sie sind so alt, schmalbrüstig und demütig, sie würden vor Schwäche taumeln, wenn sie allein stünden, ein Haus ruht aber am anderen und stützt das andere. Weil Frühling ist, tummeln sich Kinder auf dem Münsterplatz, und viele Spaziergänger sind unterwegs. Die Menschlein sehen gar nicht wertvoll aus in der Vogelschau, wie Tand eigentlich, man muß über sie lächeln.

„Fürst der Welt", in der Turmvorhalle, Detail

Unglaublich wie ihr winziges Dasein das rasche Dehnen der Stadt bewerkstelligte: sie schießt in die Ebene hinaus, macht sich an den sagenhaft wilden und großen Mooswald heran, will wohl an den Rheinstrom; sie züngelt in alle Täler hinein, die Zugänge zum Schwarzwald; sie füllt die Landschaft, frißt das Grün, nur auf die Höhen klimmt sie vorerst noch nicht. Wie edel ruht der Schönberg vor dem Horizont; er ist altes Kulturgebiet, germanisch sieht er aus. Mit ihm verglichen erscheinen

Digitized by Google



„Kluge Jungfrau“ in der Turmvorhalle

Schloßberg und Lorettoberg zapplig und oberflächlich, wohl infolge ihrer Besiedlung. Tuniberg und Kaiserstuhl schwimmen im Dunst, die Vogesen sind nur ein ganz leiser Hauch am Himmelsrand. Kolmar im Oberelsaß mit dem Altar Grünewalds weiß man, Straßburg im Unterelsaß ahnt man. Für innere Bilder braucht es keine Fernsicht, sie leben auf, wenn man sie ruft.

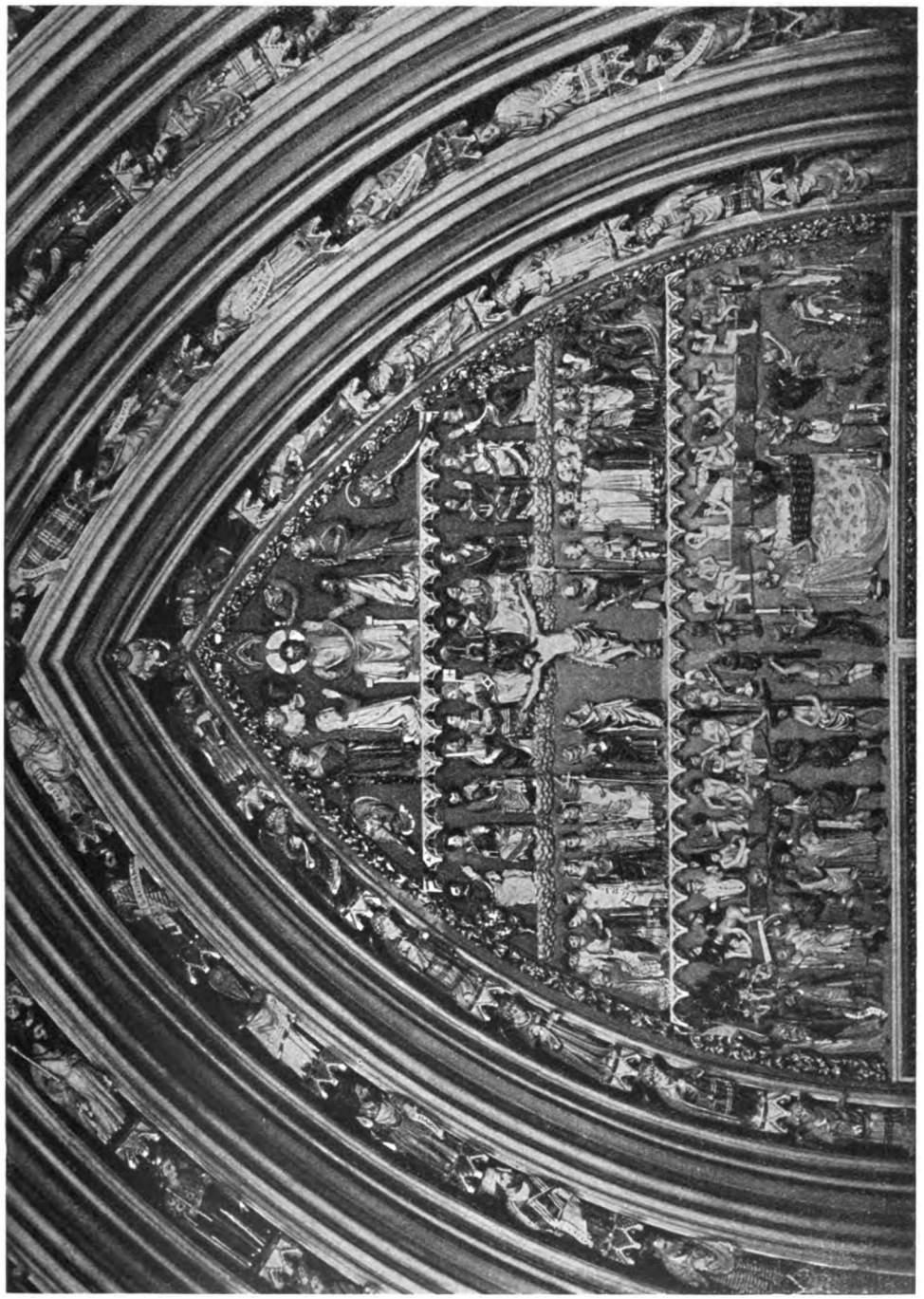
Die Nähe gibt sich berückend hin. Sie steht in der Sonne des ausklingenden Tages. Das berühmte, künstlich gegliederte Umrißbild der Stadt beunruhigt ein wenig, man irrt von Turm zu Turm. Es will noch nicht — oder nicht mehr klingen.

Zu Füßen des Turmes ruht der gestreckte Leib des Münsters mit dem wogenden Dachgrat des Langhauses, bewacht von den Hahnentürmen an beiden Seiten. Eine Symphonie der Formen, der Bogen, Geländer, Türmchen tönt herauf: Könige und Heilige, Apostel und Patriarchen spielen mit, selbst die springenden Speier. Einzelheiten verzücken am Ganzen und das Ganze wird zum Wunder.

Der Abstieg vollzieht sich langsam. Man muß durch die Luken sehen, vor denen Bilder von Stadt und Landschaft in anmutigen Ausschnitten erscheinen.

Im Münster unten wird es schon abenddämmerig. Wappenscheiben glühen an den Fenstern in Rot und Blau und Grün. Gewänder von Meßbuben geistern hell durch den Chor. Ganz, ganz leise beginnt die Orgel zu musizieren. Weihrauchduft steigt empor. Säulen leben im Dämmerspiel wie Bäume, der steinerne Wald ist kein sentimentaler Begriff, er wächst wirklich, auch vor sachlich prüfenden Augen im Raum.

Digitized by Google



Tympanon des Hauptportals

Digitized by Google

Madonna an der Innenseite des Hauptportals

Im Portal macht der Widerstreit von Helldunkel die Gestalten der klugen und törichten Jungfrauen beweglich. Das Licht ruht noch glanzvoll auf der Darstellung des Lebens Jesu über dem Eingang in der Vorhalle, Mariens Antlitz davor blüht. Das schöne Leuchten zieht sich jetzt rasch aus der Halle zurück, im Schwinden streift es noch das Gesicht des Fürsten der Welt, er lächelt geheimnisvoll lockend, ruft aus der Versunkenheit im Geistigen zu dem sinnenfreudigen Dasein auf. Das beginnt schon vor den Treppen, die man leicht geblendet und benommen hinabsteigt. Da stehen die Autos der Schnellebigen. Eine kurze Gasse führt geradeswegs in die Hauptschlagader der Stadt. Das Münster ficht nichts an, alles Irdische spielt sich ja zu seinen Füßen ab, schon die Fürsten und Heiligen stehen hoch darüber. Da ist Heinrich der Heilige mit seinem schönen, schmerzlich durchrunten Deutschengesicht, da thront zierlich König David, die Harfe spielend. Eine große Versammlung von steinernen Gestalten steht am Münstergewänd ringsum, gemeinsamen Glaubens und doch jedes für sich einsam in Ausdruck und Haltung. So oft man um den Dom kreist, löst sich eine Gestalt aus dem schimmernden Stein, die man noch nicht bewußt gesehen hat. Die Dinge, die dem Bau dienen, haben alle ihre eigene Sprache, ihr Schweigen ist beredt.

Jetzt scheinen die Häuser, die den Platz umschnüren, in der Dämmerung noch tiefer ineinander zu leben, sie bekommen etwas Menschenähnliches.

Die Kinder auf dem Platz lärmen auf einmal nicht mehr und huschen heim. Er war schon immer, seit der Friedhof, der in früheren Zeiten das Münster umgab, entfernt wurde, ihr liebster Aufenthalt. Nirgends gibt es so viel Verstecke als am Dom und in den schmalen Gäßchen ringsum Man kann es sich sehr wohl vorstellen, was für ein frommer Jubel in jenen alten Zeiten herrschte, wo ein frommer Bruder am Palmsonntag mittag für ein paar Kreuzer die Freiburger Jugend auf dem Palmesel herumfuhr, und zwar nicht auf dem lieben Gottserdboden, sondern auf der breiten Brüstung der gedrungenen Mauer, die das Münster umgab und die man den „Esel“ nannte wegen dieser kindlichen Belustigung.

Digitized by Google

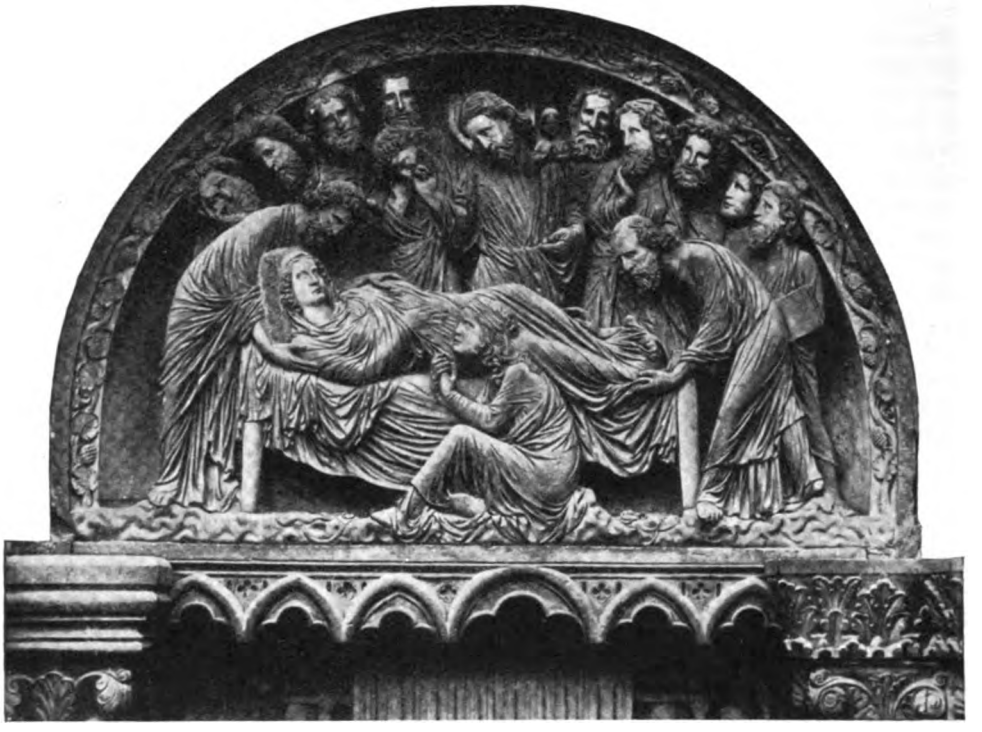
Hochaltar von Hans Baldung
Selbstbildnis des Künstlers aus der Kreuzigung

Der Platz ist nicht wie viele andere Domplätze von wildem Verkehr durchschossen, obschon oft von Menschenmengen bevölkert: zur Zeit der prunkvollen Prozessionen und an den großen wöchentlichen Markttagen, bei denen sich Stadt und Land ein herzhaftes Stelldichein geben, wie es nirgends sonst geschieht; denn sebst unser Wochenmarkt im Schatten des Münsters steht im Geruch der Einzigartigkeit weit um.

Nachts liegt der Platz in erhabene Stille gebettet. Wenn die Susann um acht Uhr samstags schwer und voll geläutet hat, daß die ganze Stadt trotz Autolärm und Motorgeknatter von ihrem gewaltigen Sang überflutet war, wird es still. Die Nacht kommt herab, das Münster indessen mit Turm und Türmchen wächst hinauf. Es scheint nachts höher, größer als am Tag, die einzelnen Formen sind in die ganze Gestalt hineingeschmiegt, selbst ihre Schatten zählen sich zum Mutterbau des Langhauses. Maria und die beiden Schutzpatrone der Stadt, die auf hohen Säulen vor dem Hauptportal stehen, halten feierliche Wacht. Über die Kreuzblume hoch oben wandelt das Sternbild des Großen Wagens.

Mit gütiger Erlaubnis des Verfassers und Verlegers konnten die Abbildungen 3—16 entnommen werden dem prächtigen Werk „Das Freiburger Münster" von Münsterbaumeister Dr. h. c. F. Kempf, Verlag G. Braun, Karlsruhe, das wir unseren Mitgliedern warm empfehlen.

Digitized by Google



1. Marientod. Südportal des Straßburger Münsters phot. Stoedtner, Berlin

Der Verkündigungsengel des Schnewlin-Altars im Freiburger Münster von Hans Baldung

Von Gustav Münzel, Freiburg i. Br.

In einer Studie über Hans Baldung[1] macht F. Rieffel darauf aufmerksam, wie besonders anschaulich sich der Stilwandel dieses Malers in seiner Freiburger Zeit an den beiden Verkündigungsengeln des Schnewlin-Altars und des Hochaltars im Freiburger Münster dartue. Der Engel des Schnewlin-Altars, der unzweifelhaft mit der zugehörigen Madonna zu den ersten Freiburger Arbeiten gehöre, weise in seinem Stil auf das Berliner Dreikönigsbild, das um das Jahr 1507 geschaffen wurde, während die Verkündigungsmadonna noch eher den Stil der Entstehungszeit, also wohl den des Jahres 1512 aufweise. Gesichtstypus, Augenbildung und -zeichnung und Haarbehandlung des Engels machten ihn den Flügelbildern des Dreikönigaltars in Berlin recht verwandt, nur seine stürmische Bewegung sei dem Berliner Bilde noch fremd. Gegen diesen Schnewlin-Verkündigungsengel könne der romanistische Verkündigungsengel des Hochaltars schier von einem niederländischen Italienfahrer herrühren.

[1] Franz Rieffel, Einige Bemerkungen über Hans Baldung. Aus der Festschrift für Friedrich Schneider: Studien aus Kunst und Geschichte. Freiburg 1906. S. 85 ff.

Digitized by Google

Diese Beobachtung Rieffels ist durchaus richtig, zwischen den beiden Engelsgestalten liegt eine große Entwicklung. Und wenn Rieffel meint, daß die Bewegung des Engels dem sonst so verwandten Bilde des Dreikönigaltars in Berlin fremd sei, so kann diese Bemerkung dahin erweitert werden, daß dessen Bewegung wie überhaupt die ganze Bildung der Beine in Baldungs Werk vereinzelt dasteht. In dieser scharfen Ausprägung kommt sie bei Baldung nicht mehr vor, nur in abgeschwächter Gestalt findet sie sich auf einigen anderen Bildern Baldungs, die zeitlich mit dem Schnewlinaltar nahe zusammenhängen.

Zwei Momente charakterisieren die Beinhaltung des schreitenden Engels, einmal das Durchscheinen des zurückgesetzten rechten Beines durch das Gewand hindurch, so daß es in seiner Form vollkommen sichtbar wird, und dann die merkwürdige Unartikuliertheit beider Beinformen. Eine derartige Bildung findet sich nun in sehr ähnlicher Ausprägung an Werken einer sehr viel früheren Zeit, nämlich des 13. Jahrhunderts. Wie wir wissen, war Baldung für Anregungen sehr empfänglich, seine Beziehungen in dieser Hinsicht zu Dürer und Grünewald sind bekannt. Es wäre ein neuer Zug im Bilde Baldungs, wenn man diesen Anregungen, die er von Künstlern seiner Zeit empfangen hat, eine neue anfügen könnte, die von Kunstwerken so viel früherer Zeit ausgegangen ist. Es handelt sich um plastische Werke am Straßburger Münster, den Engelpfeiler und den Marientod, also um Arbeiten des Ecclesiameisters, die zu den Gipfelpunkten der mittelalterlichen Kunst gehören. Diese Werke, die Baldung in Straßburg vor Augen hatte, waren ihrer Formensprache nach seiner Zeit fremd geworden. Es spräche sehr für Baldung, wenn er trotzdem ihren hohen künstlerischen Gehalt erkannt hätte und sich mit ihnen so beschäftigte,

phot. G. Röbcke, Freiburg i. Br.

2. Verkündigungsengel
Flügel an Baldungs Schnewlin-Altar. Freiburger Münster

Digitized by Google

phot. G. Röbcke, Freiburg i. Br.

3. Apostel. Flügel an Baldungs Hauptaltar im Freiburger Münster

daß sogar gewisse Formelemente von ihnen in seine Arbeiten übergingen. In diesem Zusammenhang sollen uns nur diese Eigentümlichkeiten der Straßburger Bildwerke beschäftigen (Abb. 1).

Zunächst ihre eigenartige Gewandbildung. Das feinfältige Gewand schließt sich dem Körper eng an, legt sich um ihn wie ein nasser Schleier, die Körperform dadurch zur vollen Sichtbarkeit bringend, eine Anordnung, die ganz antik anmutet. Besonders charakteristisch tritt dies nun hervor, wo schreitende Figuren dargestellt sind. Dabei wird das Bein nicht nur an seinem äußeren Rande konturiert, sondern auch an der Innenseite stark betont, indem das den ganzen Körper umschließende Gewand sich um das Bein herumlegt und in dem Raum zwischen den Beinen sich einbuchtet. Am hervorstechendsten in dieser Richtung sind von den Figuren des Engelpfeilers der in einer halben Körperwendung gegebene Matthäus und der Paulus beim Tode Mariä, der am Fußende des Bettes um Maria sich bemüht.

Blickt man weiter auf die Körperformen dieser Figuren, so überrascht bei ihnen die eigentümliche Bildung der Beine, die fast in gerader Linie ohne Betonung der Gelenke und ohne eine stärkere Biegung in fast gleichmäßiger Stärke geformt sind. Auch in dieser Beziehung sind der Matthäus des Engelpfeilers und der Paulus des Marientodes besonders hervorstechend. Hinsichtlich dieser ganz ungewöhnlichen Bildungen ist es nun bemerkenswert, daß sich die Skulpturen in dieser Beziehung mit einer Gruppe von Miniaturen berühren, die etwa 20 Jahre vor ihnen entstanden sind, auf welche Zusammenhänge Homburger aufmerksam gemacht hat[1]. Wir haben es also mit ganz individuellen Bildungen einer bestimmten Gruppe zu tun.

Vergleicht man nun den Verkündigungsengel des Schnewlin-Altars mit den genannten Werken des Ecclesiameisters, so zeigt sich eine ganz auffallende Übereinstimmung (Abb. 2). Beide Beine des Engels sind an der Vorderseite scharf vom Gewand umrissen und das rechte Bein auch auf der Rückseite stark betont, so daß es also frei sichtbar unter dem schleierartigen Gewande hervortritt. Ferner ist auch hier die eigentümliche Geradlinigkeit in

[1] O. Homburger: Eine lothringische Kunstschule um die Wende des 12. Jahrhunderts. Oberrheinische Kunst 1925. Heft 1, S. 17, Anm. 2. Vgl. dazu auch die Ab. 11, 12, 14 aus dem Hortus deliciarum und dem Speyerer Evangeliar.

Digitized by Google

der Bildung der Beine zu beobachten, die bei dem linken Bein fast gar nicht, bei dem rechten nur schwach im Kniegelenk unterbrochen ist, und ebenso verlaufen die beiden Beine nur gering modelliert in fast gleichmäßiger Stärke von oben nach unten. Die Ähnlichkeit des Eindrucks wird noch verstärkt durch die Feinfältigkeit des dünnen Gewebes, dessen lange Falten sich quer in leichten Kurven über den Körper legen und dadurch, daß das Gewand zwischen den Beinen stark zurücktritt, genau so wie es bei dem Paulus des Marientodes der Fall ist. Mit diesem verbindet den Verkündigungsengel noch die weitere Ähnlichkeit, daß der Engel eben so in der Beinstellung angeordnet ist wie der Apostel Paulus, nur im Gegensinne nach links gewandt (von der Figur aus), während dieser nach rechts gerichtet ist. Die Übereinstimmung zwischen beiden wird noch durch die Fußhaltung des Engels gesteigert. Der scharf nach außen gebogene Fuß des rechten Beines, der durch den Schrittgestus nicht motiviert ist, findet seine genaue Analogie am linken Fuß des Paulus, der ebenfalls stark aus der Richtung des Körpers nach der Seite zu gewendet ist. Die Gleichartigkeit dieser verschiedenen auffallenden Bildungen ist augenfällig. Wie hier vermutet wird, ist es keine zufällige Analogie, sondern die tatsächliche Beeinflussung des Malers durch die Anschauung dieser plastischen Werke. Blickt man sich um im Werke Baldungs, so finden wir eine gleiche Anordnung in keiner andern Arbeit mehr. Eine verwandte Bildung findet sich auf der Baseler Kreuzigung von 1512 bei den vorgestellten Beinen des Johannes und des Christus, und ferner sind auch auf dem Freiburger Hochaltar bei dem Apostel Paulus, bei dem Verkündigungsengel und der Madonna auf dem Heimsuchungsbilde noch ähnliche Bildungen vorhanden, an diesen Plätzen aber mit charakteristischer starker Abschwächung, bezeichnenderweise am deutlichsten sichtbar ist die Ähnlichkeit noch bei dem Paulus des Hochaltars (Abb. 3). Diese Werke liegen nun chronologisch dem Schnewlin-Altar sehr nahe, sie folgen ihm unmittelbar nach, aber in diesen der Straßburger Zeit Baldungs ferner stehenden Bildern leben die Straßburger Eindrücke nur in abgeschwächter Form fort.

Aus der hier gegebenen Vermutung über den Zusammenhang der Straßburger Plastiken mit dem Schnewlin-Altar ergibt sich noch ein weiteres Moment für die zeitliche Festlegung des Schnewlin-Altars auf das Jahr 1512, die schon durch die stilistische Betrachtung gegeben war. Der Altar steht, wie bisher allgemein angenommen wurde, am Anfang von Baldungs Tätigkeit in Freiburg. Die neuerdings vorgenommene Datierung des Schnewlin-Altars auf 1514 ist ohne genügenden Grund und nicht haltbar[1]. Auf dem Flügel mit Johannes auf Patmos befindet sich im Hintergrund eine Burg, die eine Vorzeichnung hat im Karlsruher Skizzenbuch Baldungs mit der Beischrift Horneck[2]. In der Besprechung der Blätter des Skizzenbuches mit den Burgen Weinsberg und Horneck bringt Rosenberg diese Burgen in Beziehung zu einem Blatte im Berliner Kupferstichkabinett, das mehrere Burgen und Landschaftsdarstellungen hat, die 1514 und 1515 datiert sind. Es sind die Burgen Baumburg, Ramstein, Ortenburg und der Ort Kaltental bei Stuttgart[3]. Nach dem Aufweis der Beziehungen zwischen beiden

[1] Curjel, Hans Baldung Grien, München 1923, S. 150. — Ebenso: Mittelalterlich Kunst des Oberrheins (Bericht aus dem Freiburger Augustinermuseum 1924. Heft 2) S. 11.

[2] Mark Rosenberg, Hans Baldungs Skizzenbuch. Frankfurt 1889. S. 19 ff und S. 25. Tafeln 35, 36, 37.

[3] Diese Zeichnungen wurden früher Dürer zugeschrieben, später Baldung. Vgl. Die deutschen Meister. Beschreibendes Verzeichnis sämtlicher Zeichnungen. Staatliche Museen zu Berlin (1921), Band 2, Seite 9, Nr. 66. Dort auch Angabe der Literatur über diese Frage. Mit diesen Berliner Burgenzeichnungen hängt zusammen ein beiderseitig bezeichnetes Skizzenblatt mit mehreren Burgen, das sich früher in der Sammlung Grahl befand, es enthält die Ansichten von Dornach 1515 und Birseck bei Basel, die Burg Albeck bei Sulz am Neckar und die Wallfahrtskirche Duesenbach bei Rappoldsweiler im Elsaß. Vgl. Archiv für Kunstgeschichte, herausgegeben von Hadeln, Voß, Bernath, zweite Lieferung, Tafel 35.

Digitized by Google

Blättern weist Rosenberg darauf hin, daß die Karlsruher Zeichnungen gegen dieses Berliner Doppelblatt gehalten geringwertiger sind. Nur wenn es möglich sei, zehn Jahre (1505—1515) künstlerischer Entwicklung zwischen die Karlsruher Zeichnungen und das Berliner Blatt zu legen, könne man die Autorschaft ein und desselben Künstlers annehmen. Damit stimmt überein, daß nach einer Vermutung Weinsberg bald nach seiner Zerstörung 1505 und vor seinem Wiederaufbau aufgenommen wurde. Im Gegensatz zu dieser frühen Fixierung der Blätter setzt Rosenberg nachher die Entstehung des Blattes Horneck auf 1515 an. Auf Seite 25 wird Rosenberg wieder zweifelhaft, er betont, daß Baldung im Jahre 1515 vor der Vollendung seines Freiburger Hochaltares stand und wohl keine Zeit gehabt habe, in die Fremde zu gehen, und daß man sich von der Annahme trennen müsse, daß er 1515 Horneck gezeichnet habe. Die 1515 datierten Zeichnungen mit den Rüstungen, die Rosenberg geneigt war, mit Horneck in Verbindung zu bringen, habe er vielleicht in Freiburg selbst gesehen und gezeichnet.

Man sieht, daß die Verwertung der Jahreszahl 1515 — denn so und nicht 1514 müßte datiert werden, wenn eine Beziehung zu Horneck bestünde — für die Datierung des Schnewlin-Altars nicht zulässig ist. Die verschiedenen Zeichnungsblätter mit der Burg Horneck und den Rüstungen gehörten nicht zu dem Straßburger Skizzenbuch[1], sie sind aufgeklebt und aufgezogen. Wir können sehr wohl annehmen, daß Baldung in verschiedenen Jahren Fahrten gemacht hat, worauf ja schon der stilistische Unterschied der Zeichnungen und die geographische Lage der verschiedenen gezeichneten Plätze hinweisen. Es bleibt also für die Datierung des Schnewlin-Altars lediglich die stilkritische Einordnung in das übrige Werk Baldungs bestehen, die den Altar in das Jahr 1512 weist. Die Basler Kreuzigung und die Innsbrucker Beweinung Christi sind seine nächsten Verwandten. Von den Tafeln des Schnewlin-Altars sind die Verkündigungsbilder, wie unbestritten angenommen wird, die frühesten. Selbst wenn für den Johannes auf Patmos die Datierung 1515 zuträfe, käme diese Datierung für die Verkündigungsbilder nicht in Frage. Möglicherweise ist der Altar noch in Straßburg begonnen und in Freiburg 1512 vollendet worden, vielleicht haben wir in ihm die Probearbeit für den Auftrag zum Hochaltar zu sehen[2]. Die vermutete Anregung Baldungs durch die erwähnten Plastiken des Ecclesiameisters im Straßburger Münster stimmen mit dem stilkritischen Ergebnis aufs beste überein.

[1] Rosenberg S. 25.
[2] G. Münzel: Die Predella an Baldungs Hochaltar im Freiburger Münster und ihr Meister. Schauinsland 1919, S. 8.

Aus einem alten Geographiebuch, der 1780 in Augsburg gedruckten Compendiose Cosmographia

Freyburg im Brysgau, eine berühmte Ober-Oesterreichische Stadt und starcke Vestung an dem Fluß Driesen, 2. Meil von Brevsach gelegen. Das ansehnlichste ist der Königliche hohe Thurm, so 513 Schuh hoch ist, und die Münster-Kirche Unser Lieben Frauen, welche mit gevierten und künstlich gezierten Steinen von Conrad, Herzogen von Zeringen, Anno 1512 erbaut worden. Es hat diese Stadt 3 Schlösser, davon das mittlere das Saltz-Büchslein genennet wird, weil es die Gestalt eines Saltz-Büchsleins präsentiret.

Digitized by Google

Schwarzwälder Bahndamm
(Ölbild)

Julius H. Bissier, Freiburg i. Br.

Goldene Medaille, Deutsche Kunst, Düsseldorf 1928

Digitized by Google

Sponeck-Landschaft
(Tempera)

Hans Adolf Bühler, Karlsruhe

Digitized by Google

Wintermorgen am Brend mit Blick nach dem Feldberg
(Ölbild)

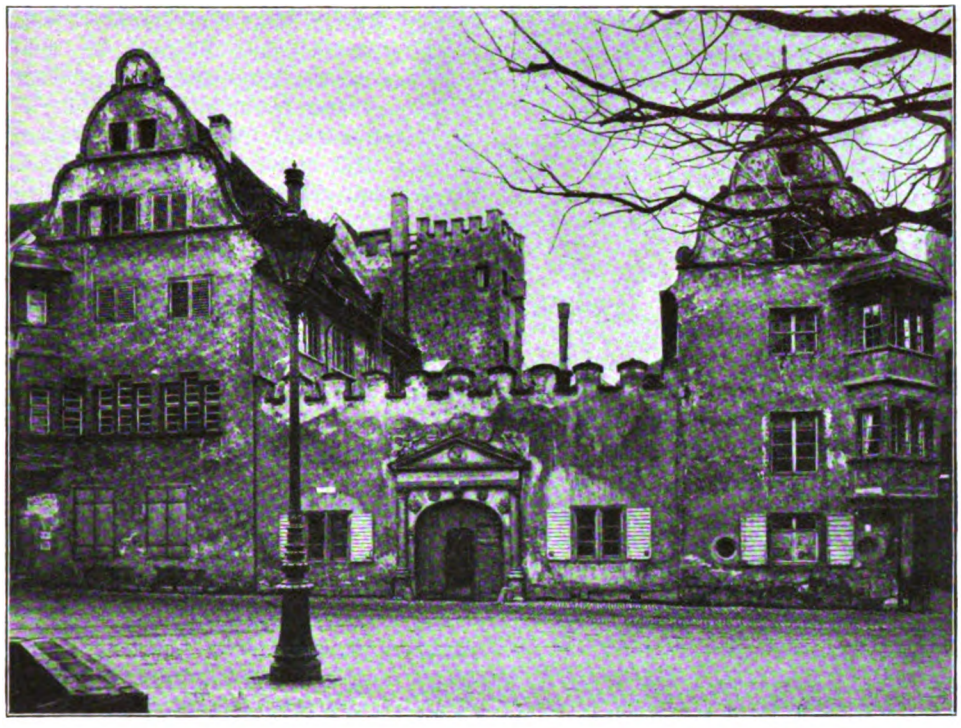
Hermann Dischler, Hinterzarten

Digitized by Google

Die Lärche
(Elbild)

Hans Franke, Freiburg i. Br.

Digitized by Google



Ehemalige Universität (bis 1774) phot. G. Röbcke, Freiburg i. Br.

Bilder aus der Geschichte der Freiburger Universität

Von Hermann Mayer, Freiburg i. Br.

Während die deutschen Universitäten der ältesten Gründungsperiode, die mit den großen Konzilien ihren Abschluß findet, also Prag, Wien, Heidelberg, Leipzig u. a. noch der Bildungszeit der Scholastik angehören, verdanken die aus der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts ihren Ursprung dem gesteigerten Bildungsbedürfnis, das die mächtig aufstrebende humanistische Bewegung zusammen mit der Erfindung der Buchdruckerkunst anfachte. Zu den dem Humanismus am meisten zugänglichen Gebieten Deutschlands gehörten unstreitig die Lande am Oberrhein, und zwar zu beiden Seiten des Stromes, im heutigen Baden sowohl wie im Elsaß und in der Schweiz. Und es kann nicht genug daran erinnert werden, wie sehr diese durchaus deutsche Bevölkerung am Oberrhein auch eine geschlossene kulturelle Einheit bildete. Aber auch politisch war der Rhein durchaus keine Grenze. Und so besaßen auch die Habsburger sowohl im Breisgau wie im Sundgau ihre „vorderösterreichischen" Gebiete. Um nun den wissensdurstigen Söhnen der Bewohner dieser Gaue das Wandern nach fremden, für damalige Verkehrsverhältnisse weit entlegenen Hochschulen zu ersparen, wurde 1457 unsere Freiburger Universität gegründet. Erzherzog Albrecht VI., dessen Standbild auf dem nach ihm

Digitized by Google

benannten Brunnen der Kaiserstraße grüßt, war ihr Stifter; nicht ohne Anteil — wenn auch derselbe nicht überschätzt werden darf — war seine Gemahlin Mechtild, die, selbst eine pfälzische Prinzessin, aus erster Ehe Mutter des württembergischen Herzogs Eberhard im Barte, des Gründers der Universität Tübingen, war, so daß also in ihrer Person die drei südwestdeutschen Universitäten Heidelberg, Freiburg und Tübingen sich berühren.

Zu der päpstlichen Einrichtungsbulle Calixtus' III., in der u. a. das milde Klima Freiburgs und die Billigkeit der Lebensmittel gerühmt wurden, kam hier zum erstenmal auch die kaiserliche Zustimmung Friedrichs III., des Bruders unseres Stifters. Zur Ausstattung (Dotierung) wurden Pfarreien, darunter das Münster in Freiburg, „inkorporiert", da ja die Professoren ursprünglich alle Geistliche waren; wozu noch ein Zuschuß der Stadt kam. Es muß ein feierlicher Moment gewesen sein, als nach Erledigung aller Vorbereitungen am 27. April 1460 der festliche Umzug der Behörden und der Bürgerschaft nach dem altehrwürdigen Münster sich bewegte und dort der erste Rektor, Matheus Hummel von Villingen, in einer bedeutsamen Rede die Eröffnung verkündete, beginnend mit den Worten „die Weisheit hat sich ein Haus gebaut und durch 7 Säulen gestützt", wodurch er auf die sieben ersten und lange Zeit einzigen Lehrer der neuen Schule hinwies.

Nicht weniger als 215 Wissensbeflissene strömten gleich im ersten Jahr nach der Perle des Breisgaues, die selbst kaum über 6000 Einwohner damals zählte, zum „Brunnen des Lebens", daraus, wie der Stiftungsbrief so schön sagt, „von allen Enden der Welt unversieglich geschöpfet möge werden erleuchtendes Wasser tröstlicher und heilsamer Weisheit, zu Erlöschung des verderblichen Feuers menschlicher Unvernunft und Blindheit". Dem Stand nach viele Kleriker, der Herkunft nach jahrhundertelang weitaus die Mehrzahl aus der Diözese Konstanz, also dem Schwabenland, aber auch aus dem Elsaß, sowie (namentlich Adelige) aus Burgund und Lothringen: ein weiterer Beweis für die kulturelle Zusammengehörigkeit dieser Gegenden bis weit ins heutige Frankreich hinein. Freiburg war also geradezu die Universität von Südwestdeutschland — trotz der fast gleichzeitig gegründeten Hochschule zu Basel — schon damals der Eckpfeiler deutscher Kultur und Geistesbildung an der Burgundischen Pforte. Es waren aber auch berühmte Namen, die als Lehrer ihre Anziehungskraft gleich in den ersten Jahrzehnten ausübten, von denen ich nur an Eck, Murner, Reisch, Zasius, Geiler, Glarean, Hartung u. A. erinnere.

Ein Studiosus jener Zeit hob sich schon äußerlich von den anderen Ständen ab, hatte seine eigene Gelehrtentracht, an die sich zu halten er unter strenger Strafe verpflichtet war. Ein langer Mantel von dunkler Farbe, mit Kapuze, bei den Magistern dazu ein Birett, zierte ihn, während bunte Kleider „nach Soldatenart" verpönt waren. Selbst die Länge der Schnäbel (ursprünglich ganz verboten) an den Schuhen war streng vorgeschrieben; dieselben durften das Maß eines Zeigefingers nicht überschreiten. Freilich gegen alle Verbote wurde immer wieder verstoßen, um so mehr, als selbst Professoren, wie Philipp Engelbrecht, sich nicht darum kümmerten. Auch das Tragen von Bärten war untersagt. Sie waren aber meistens zu jung, diese Studenten, sowohl um einen Bart zu haben, als auch um die Bedeutung dieser und anderer Disziplinarvorschriften zu verstehen. Ihr Alter entsprach dem eines heutigen Sekundaners und Primaners, wenn auch anderseits recht „alte Semester" vorkamen, Herren, die schon in Amt und Würde waren und sich noch einen gelehrten Anstrich zu geben suchten.

Der ganze Lehrgang war zunftmäßig geregelt, derart, daß wir den Scholar, der nur lernte, dem Lehrling, den Bakkalar, der daneben in einigen Fächern schon lehrte, dem Gesellen, und den Magister, wie schon der Name sagt, dem fertigen Meister vergleichen können. Freilich war dies nur die Laufbahn der Artistenfakultät, nach deren

Digitized by Google

phot. G. Röhcke, Freiburg i. Br.

Alte Universität nebst Kirche (1774—1911)

Absolvierung jeder, der wollte, erst in eine der drei anderen „höheren" Fakultäten aufsteigen konnte, wo die gleiche Stufenleiter nochmals begann. Die höchste Spitze aller Leistungen war dann die Doktorwürde in einer derselben. Der Promotionsakt selbst fand unter großer Feierlichkeit mit einer (natürlich lateinischen) Rede des Betreffenden und der Verleihung der Zeichen seiner Würde wiederum im Münster statt, wie alle hochfestlichen Akte der Universität, so auch die alljährlich an Johanni geschehende Vorlesung der zahlreichen Privilegien der Hochschule in dieser hehren gotischen Aula sich vollzogen.

Freilich war es ein langer Weg fleißigen Studiums bis zum Dr. theol., iur. oder med. Jahrelang mußte der Wissensdurstige die Vorlesungen besuchen, die im Winter schon um 6, im Sommer sogar um 5 Uhr in der Frühe begannen. Es hängt dies mit der mittelalterlichen Lebensordnung zusammen, deren Tageslauf dem heutigen unserer Landbevölkerung gleicht: früh auf und früh zur Ruhe! Man mußte sich eben nach der natürlichen Helligkeit richten und diese bei den schlechten künstlichen Beleuchtungsverhältnissen (Kienspan, Fackel, Talglicht) viel mehr als heute ausnützen. Die Statuten der Sapienzstiftung sagen ausdrücklich, daß bei Sonnenaufgang der Same der Gelehrsamkeit und Weisheit gestreut werde und die Nüchternheit aufnahmefähiger mache als ein gefüllter Bauch (refertus venter non studet libenter). Zu den Vorlesungen, die freilich von vielen Feiertagen unterbrochen wurden, kamen dann noch Repetitionen, Übungen und der Glanzpunkt der akademischen Akte jener Zeit, die Disputationen, die ebensowohl Befestigung in den Wissenschaften als auch Übung in der lateinischen Sprache und in der formalen Logik bezweckten. — An die Prüfungen schloß sich jeweils ein Schmaus an, den der Prüfling den Professoren geben mußte. Als diese Schmausereien später ausarteten und — auch weil der Kreis der Gäste immer größer wurde — immer kostspieliger wurden, mag mancher arme Schlucker Schulden gemacht haben, wenn ihm nicht — was bezeugt ist — die Spendung des Schmauses geschenkt oder in eine Verehrung von Handschuhen, Baretten oder Federmessern u. ä. an die strengen Herren Examinatoren verwandelt wurde!

Im übrigen wurde ärmeren Studenten das Studium erleichtert oder überhaupt erst ermöglicht durch die in erstaunlich großer Zahl sich immer mehrenden Stipendienstiftungen, mit denen oft auch ein Kollegienhaus verbunden war (so die obengenannte Sapienz). Denn eine wichtige Rolle spielte von Anfang an — wie auch heute wieder — die Wohnungsfrage. Schon sehr früh war bestimmt worden, indem hier Stadt und

Digitized by Google

Universität einträchtiglich zusammenwirkten, daß Rektor und Bürgermeister sollten „schätzen die Häuser, darin Studenten ziehen wollen, nach Billigkeit und guter Gewohnheit unserer Stadt Freiburg," damit die Studenten nicht überfordert wurden. Bald wurde aber diese Wohnungsfrage in anderer Weise gelöst durch eine für das damalige akademische Leben äußerst wichtige und charakteristische Einrichtung, die gerade in Freiburg eine ganz besonders große Rolle spielte, durch die Bursen. In diesen mußten die Studenten fast klösterlich zusammenwohnen unter strenger Aufsicht von Magistern. Hier hatten sie um billiges Geld Wohnung — jeder eine eigene, freilich meist nicht heizbare Kammer — und Verpflegung, eine natürlich sehr einfache Kost, denn Leckereien und feinere Mahlzeiten seien zu verbannen „wie Sirenen", „da die Weisheit in den Ländern derer, die wohlleben, sich nicht findet". Abends 8 bzw. 9 Uhr wurde das Haus geschlossen, „um die Gelegenheit des Umherschweifens einzuschränken". Die Bursen hatten also eine wichtige soziale Bedeutung und waren bei dem jugendlichen Alter der Studierenden an sich wohl angebracht, bis dann später die Disziplin in ihnen sich lockerte und sie zerfielen. In ihnen wurden aber auch die ersten Vorlesungen und Übungen für die Scholaren gehalten, hier die sogenannte Deposition, der Aufnahmeakt der Neulinge, der für diese mit viel Plagereien und Verhöhnungen verbunden war. Zur Erholung vom strengen Studium fanden Theateraufführungen in der Bursenaula statt, natürlich immer in lateinischer Sprache, wie ja auch in den Bursen bei Strafe nur lateinisch gesprochen werden durfte. Sie waren also zwei Jahrhunderte lang geradezu die Mittelpunkte des akademischen Lebens. Außerhalb der Bursen durften Studenten gewöhnlich nur bei Professoren in Pension wohnen, wo sie auch — so glaubte man wenigstens, aber Glareans Zöglinge waren gerade die lockersten Vögel — unter strenger Aufsicht waren, und denen sie ihr spärliches Gehalt aufbessern halfen. Da sich die Lehrer namentlich um reiche adelige Studenten umsahen, so war verboten, sich solche gegenseitig „wegzukeilen".

Aber nicht nur für die Studenten, auch für die Universität selbst gab es eine Wohnungsfrage. Ein einheitliches „Kollegiengebäude" war lange Zeit nicht vorhanden. Die wenigsten Professoren konnten in dem beschränkten ältesten Heim an der Ecke von Franziskaner- und Merianstraße lesen. Die anderen taten es in ihren Wohnungen, die Theologen in dem einen oder andern der zahlreichen Klöster und nach Errichtung der Bursen, wie gesagt, in diesen. Erst um die Mitte des 16. Jahrhunderts erstand die „alte" Universität, wo jetzt das neue Rathaus steht, und nach Aufhebung des Jesuitenordens wurden deren Gebäude in der Bertholdstraße frei mit ihren malerischen Gängen und dem stimmungsvollen Hof, in den die Jesuiten-, jetzt Universitätskirche hineinschaut. Hier war der akademische Mittelpunkt, hier die Vorlesungen — abgesehen von den immer zahlreicher werdenden Kliniken der Mediziner —, bis man aus den längst zu engen Räumen 1911 hinüberzog in den Neubau (s. unten S. 81).

In der Verwaltung der Hohen Schule selbst, in der Hochhaltung ihrer Privilegien und Vorrechte, sowie in der Disziplin ihrer Angehörigen gab es im Verlauf der Zeit manchen Strauß mit der Stadt, ihren Behörden und ihren Bürgern auszufechten. Wenn aber, wie es bei dem Festungscharakter des alten Freiburg nur allzuoft geschah, Feindesgefahr abzuwenden war, so haben sich doch meistens Bürger und Studenten brüderlich zusammengefunden, und mehr als einmal wird mit besonderem Lob der Musensöhne gedacht, die bei Verteidigung der Stadt in den nicht weniger als acht Belagerungen tapfer mithalfen. So namentlich in einem der schwersten Jahre des Dreißigjährigen Krieges, in welchem Stadt und Hochschule so unsäglich litten, 1632, wo Studenten zusammen mit einigen geübten Bürgern unter Leitung von zwei Jesuitenprofessoren mit zwei Kanonen die Burghalde auf dem Schloßberg verteidigten und die Stadt dankend bezeugte, daß „die studiosi sich so bald in guter Anzahl eingestellt, auch mit ihren Wehren

Digitized by Google

3. Neue Universität (seit 1911) phot. E. Baumgartner, Freiburg i. Br.

gemeiner Stadt beigesprungen", weshalb man sich erbiete, „dessen behöriger Orten mit der Zeit zu gedenken und zu rühmen".

Aber nicht nur kriegerische Ereignisse haben Stadt und Universität so oft schweren Schaden zugefügt, sondern — worüber wir heute selbst in Kriegszeiten uns glücklicherweise kaum mehr zu beklagen haben — auch die friedlichen Perioden wurden nicht selten durch rasch um sich greifende ansteckende Krankheiten so gestört, daß auch die Frequenz der Universität oft bis auf Null herabsank und der Betrieb ganz stockte. Nicht weniger als 15mal hat die „Pest" im 16. Jahrhundert Freiburg heimgesucht, und fast ebenso oft war das ganze corpus academicum nach höhergelegenen Orten, an denen man sich vor epidemischen Krankheiten sicher glaubte, geflohen. Villingen, Rottweil, Mengen, Radolfzell, Konstanz hatten so — manche öfters — die Ehre, Universitätssitz ein oder zwei Semester lang zu sein.

Viel längere Zeit wandte die Alma mater der Stadt an der Dreisam den Rücken während der 20 Jahre lang dauernden Franzosenherrschaft, 1677—97. Damals begaben sich Professoren und Studierende mit Akten und Urkunden und allem gelehrten Handwerk hinauf nach Konstanz, nachdem der Regensburger Reichstag auf Anfrage bestätigt hatte, daß die Hochschule als corpus independens nicht an den Ort gebunden sei. Die französische Regierung sah dies natürlich sehr ungern, da auch sie in der Universität den Stolz und die Zierde der Stadt erblickte, und begann nun eine eigene Universität in Freiburg zu errichten und suchte mit allen Mitteln für dieselbe zu werben, so u. a. durch einen gedruckten „Prospekt" (1688), in dem auf den geringen Preis hingewiesen wurde, um den man in Freiburg leben und sein Wissen sich holen könne, auch auf den Tanzmeister und den Fechtmeister, genaue Speisekarten angepriesen wurden u. ä. Auch „dieses Orts Bequemlichkeit, Lustbarkeit, gesunde und frische Wasser und Luft, Sonderung — vermittelst der erbauten und noch täglich erbauenden (!) Cazernen —

Digitized by Google

der Soldaten von den Studenten", und wie weder tags noch nachts bis jetzt Händel zwischen denselben sich gezeigt hätten (was freilich vorher und nachher öfters vorkam). Aber trotz aller Lockrufe und trotzdem Ludwig XIV. alle Gefälle der Universität im Elsaß und im Breisgau *seinem studium Gallicum* zugewiesen und seinen Willen mit bewaffneter Hand durchsetzte, blieb dasselbe immer sehr schwach, während die *deutsche* Universität in Konstanz alsbald mit 145 Studenten eröffnet werden konnte, freilich anderseits unter Streitigkeiten mit Stadt, Domkapitel und österreichischem Militär zu leiden hatte.

Mit der Rückgabe Freiburgs an das Haus Österreich durch den Frieden von Ryswyk (1697) wurden die alten Zustände wiederhergestellt. Viel schlimmere Gefahren brachte ein anderer Besitzübergang 130 Jahre später, nachdem die Universität schon durch die französische Revolution ihre Güter im Elsaß verloren hatte: die Abtretung des Breisgaus mit *Freiburg an Baden* im Jahre 1806. Diesem, noch in demselben Jahr zum Großherzogtum erhoben, waren innerhalb der kurzen Spanne von drei Jahren zwei Universitäten in den Schoß gefallen, Heidelberg (1803) und Freiburg. Daß ein so kleines Land mit kaum einer Million Einwohnern diese nicht werde unterhalten können, schien klar. Ebenso aber, daß der an Alter, damals auch an Berühmtheit und Frequenz überlegenen Schwester am Neckar unsere Hochschule werde weichen müssen. Nun tat man zwar hier das Menschenmögliche in Verteidigungsschriften, Deputationen und Hilferufen an gewichtige Persönlichkeiten — selbst an Papst Pius VII. wandte man sich —, konnte aber doch schließlich nur in Karlsruhe die bedingte Zusage erhalten, dann die Universität bestehen zu lassen, wenn Aussicht vorhanden sei, „wie ohne eine der Staatskasse allzubeschwerliche Summe zur Deckung des Ausfalls (verloren gegangene Güter und Renten) ihre Erhaltung in hinlänglich gutem Zustand möglich sei".

Wie sollten aber in der darauffolgenden Zeit die Finanzen sich bessern können? War es doch eine Periode von nicht enden wollenden kriegerischen Verwicklungen, in welche Baden im Schlepptau Napoleons mit hineingezogen wurde! Und von einem ruhigen Fortgang des wissenschaftlichen Betriebs konnte auch nicht die Rede sein, wenn man bedenkt, daß in den Jahren 1813 und 1814 beim Durchzug der Verbündeten nach Frankreich und nochmals 1815 monatelang im Universitätsgebäude ein „Montirungsdepot" eingerichtet war, alles mit Einquartierung von Truppen und Pferden angefüllt, selbst die aus der Jesuitenzeit stammende schöne Universitätskirche zuerst als Militärmagazin (wo Mehl, Früchte, Heu und Branntwein untergebracht waren), später als „oesterreichisches Haber- und Zwiebackmagazin" eingerichtet war, und dazu noch Krankheiten, von durchziehenden Soldaten eingeschleppt, wüteten — ganz abgesehen von beispiellosen Kriegssteuern und Lieferungen aller Art. So drohte denn nochmals allen Ernstes die Aufhebung oder wenigstens Verstümmelung der Universität, bis endlich 1818 nach bangen Jahren die Gefahr endgültig beseitigt war. Was ihr letzten Endes den Bestand gesichert hat, war wohl ihr immer noch verhältnismäßig ansehnlicher Besitz an Gütern, so daß denn auch jahrzehntelang die Leistungen des badischen Staates an unsere Hochschule bei weitem nicht das erreichten, was Heidelberg bekam. Immerhin erhielt sie — 1818 unter den Schutz der Verfassung gestellt — 1820 unter Großherzog Ludwig eine feste staatliche jährliche „Dotation" und nannte sich von da an statt Albertina *Alberto-Ludoviciana*, *Albert-Ludwigsuniversität*.

Jetzt konnte man hoffen, einer gesicherten Zukunft entgegenzugehen. Und manches Ersprießliche wurde auch in den nächsten Jahren und Jahrzehnten geleistet und errichtet, wie ein Krankenhaus, eine Anatomie, ein neuer botanischer Garten. Aber nun, nachdem nach außen Frieden war, kamen innere Kämpfe und Unruhen. Die liberalen Anschauungen und Forderungen, temperamentvoll und kühn vertreten durch Rotteck, Duttlinger,

Digitized by Google

Welcker und andere Mitglieder der Universität, die begeisterte Aufnahme ihrer Äußerungen in Schrift und Wort durch die akademische Jugend waren der Regierung schon lange lästig. Als nun gar die aus der blutig niedergeschlagenen Erhebung gegen das Zarenregiment flüchtigen Polen in demonstrativer Weise in Freiburg überschwänglich gefeiert wurden, und es auch zu einem gefährlichen Zusammenstoß zwischen Militär und Studenten kam, wurde die Universität 1832 von der Regierung geschlossen und erst nach einer Reorganisation ihrer Verwaltung wieder eröffnet. Dies allein, von ängstlichen Gemütern als moralisches Interdikt angesehen, brachte schweren Schaden. Dazu kam aber noch die Errichtung von Nachbaruniversitäten in Zürich und Bern, die Einführung eines neuen Studienplans für die badischen „Mittelschulen", welchen der bisherige zweijährige philosophische Kursus, also die alte Artistenfakultät, angegliedert wurde, u. a., was alles ein verhängnisvolles Sinken der Frequenz zur Folge hatte. Kein Wunder, wenn nochmals die Gefahr der Aufhebung auftauchte. Als Ersatz wollte man die junge Technische Hochschule von der Residenz nach Freiburg verlegen, und ein Abgeordneter äußerte im Landtag, die Freiburger sollten sich doch nicht sträuben, einen Gulden für einen Kreuzer zu nehmen. Wie im Anfang des Jahrhunderts v. Rotteck, so war es jetzt namentlich v. Buß, der sich mündlich und schriftlich für die Erhaltung der altehrwürdigen Alma mater einsetzte, bis auch diese Gefahr beschworen war. Diesmal fiel die Entscheidung im Landtag, und zwar nur durch Stimmengleichheit.

Schwebten so in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts manche dunklen Wolken über der Universität, so strahlte um so heller die Sonne dem mit dem Jubiläum von 1857 anhebenden fünften Säkulum ihres Daseins. Die glorreiche Einigung der deutschen Stämme, die 1871 endlich erreicht wurde, brachte einen ungeahnten Aufschwung. War die Freiburger Hochschule bisher immer nur eine Landesuniversität, so wurde sie jetzt eine aus dem ganzen Deutschen Reich besuchte Anstalt. Jetzt erst kamen auch von nördlich des Mains in hellen Scharen die Musensöhne. Waren es vor 1870 durchschnittlich immer nur 18% Nichtbadener, so wuchs diese Zahl rasch bis auf 70%. Und trotz der Neugründung Straßburgs überflügelte sie bald selbst die Heidelberger Schwesteruniversität. Während letztere schon lange geradezu eines Weltrufs sich erfreute, drang der Ruf von dem Zauber der engeren und weiteren Umgebung unserer Stadt, zusammen mit glänzenden Namen von Dozenten, in weitere und weiteste Kreise unseres Vaterlandes, ja darüber hinaus bis in den ferneren Orient und bis in die Neue Welt.

Daß bei diesem raschen Wachstum der Frequenz bald alle Räumlichkeiten zu klein waren, läßt sich denken. Denn 300 Studenten (noch das Jubiläumsjahr 1857 hatte nur 318) lassen sich leichter in den herkömmlichen beschränkten Räumen unterrichten als 3000, eine Zahl, welche 1911 erreicht wurde. Mit immer weitherzigerer Unterstützung des badischen Staates wurde nun im Verlauf der Jahre diesem Mangel abgeholfen. Da unter allen Fakultäten, wie in früheren Jahrhunderten die theologische, so seit den siebziger Jahren des 19. Jahrhunderts (genau seit 1873) lange Zeit die medizinische alle anderen an Frequenz und Anziehungskraft übertraf, so versteht man es, wenn gerade für sie und ihre Einrichtungen Neubauten errichtet wurden und ein ganzes „Medizinerviertel" von Kliniken und Anstalten im nördlichen Stadtteil entstanden ist. Etwas langsamer folgten dann auch die Seminare und Institute für andere, namentlich die 1910 von der philosophischen abgezweigte (fünfte) naturwissenschaftlich-mathematische Fakultät. Theologen, Juristen und Philosophen konnten sich erst behaglicher ausdehnen, als gegenüber der 1902 entstandenen neuen Universitätsbibliothek (in gotischem Stil) endlich 1906—1911 das stattliche neue große Kollegienhaus am Platz der alten Rempartkaserne erstellt und 1911 in Anwesenheit des Großherzogs als Rector magnificentissimus feierlich eingeweiht wurde.

Digitized by Google

Auch der Weltkrieg und was ihm folgte, konnte die großartige äußere und innere Entwicklung unserer Alma mater nur vorübergehend aufhalten, aber nicht auf längere Zeit oder gar dauernd hemmen, so tiefe Wunden er auch geschlagen hat. Waren 1870 von 231 im Sommersemester immatrikulierten Studenten 47 ins Feld gezogen und 3 gefallen, so haben 1914—18 nicht weniger als 555 ihr junges Leben dem Vaterland geopfert. Und wenn während des Krieges 1870/71 die Zahl der inskribierten Studierenden sich kaum verminderte (Winter 1870/71 223), so sanken während der vier Jahre des Weltkrieges die Immatrikulierten von über 3000[1] auf etwa 2000 herab, und von diesen waren nicht weniger als durchschnittlich 85% Kriegsteilnehmer!

Heute nimmt unsere Hochschule nach ihrer Frequenz die 8. oder 9. Stelle unter den 25 Universitäten (einschl. Braunsberg) des Deutschen Reiches ein und hat mit den Hörern schon beinahe die Zahl 4000 erreicht. Staat und Stadt wetteifern, trotz beschränkter Mittel, das Menschenmögliche zu leisten, um durch Neubauten und Einrichtungen der verschiedensten Art, durch Berufung erstklassiger Kräfte, durch ordentliche und außerordentliche Ausgaben die Universität auf der Höhe zu halten und ihren Ruf zu bewahren. Und die Schönheit der Lage Freiburgs haben unsere Feinde ebensowenig uns rauben können wie die echt deutsche Gesinnung ihrer Bewohner, welche wissen, was sie in ihrem Kleinod, dem südwestlichen Eckpfeiler deutschen Wissens und deutscher Bildung, besitzen und erhalten wollen.

[1] Genau 3178, davon 316 Frauen, im Sommersemester 1914.

Bunte Fenster

Sahst du schon am Dom die Scheiben,
Wirr in graues Blei gefaßt,
Wie sie überm Menschentreiben
Trübe steh'n im Sonnenglast?

Doch sie glüh'n in bunten Farben,
Trittst du ein zu stiller Schau —
Sieh, es schmücken Strahlengarben
Eines Meisters Wunderbau!

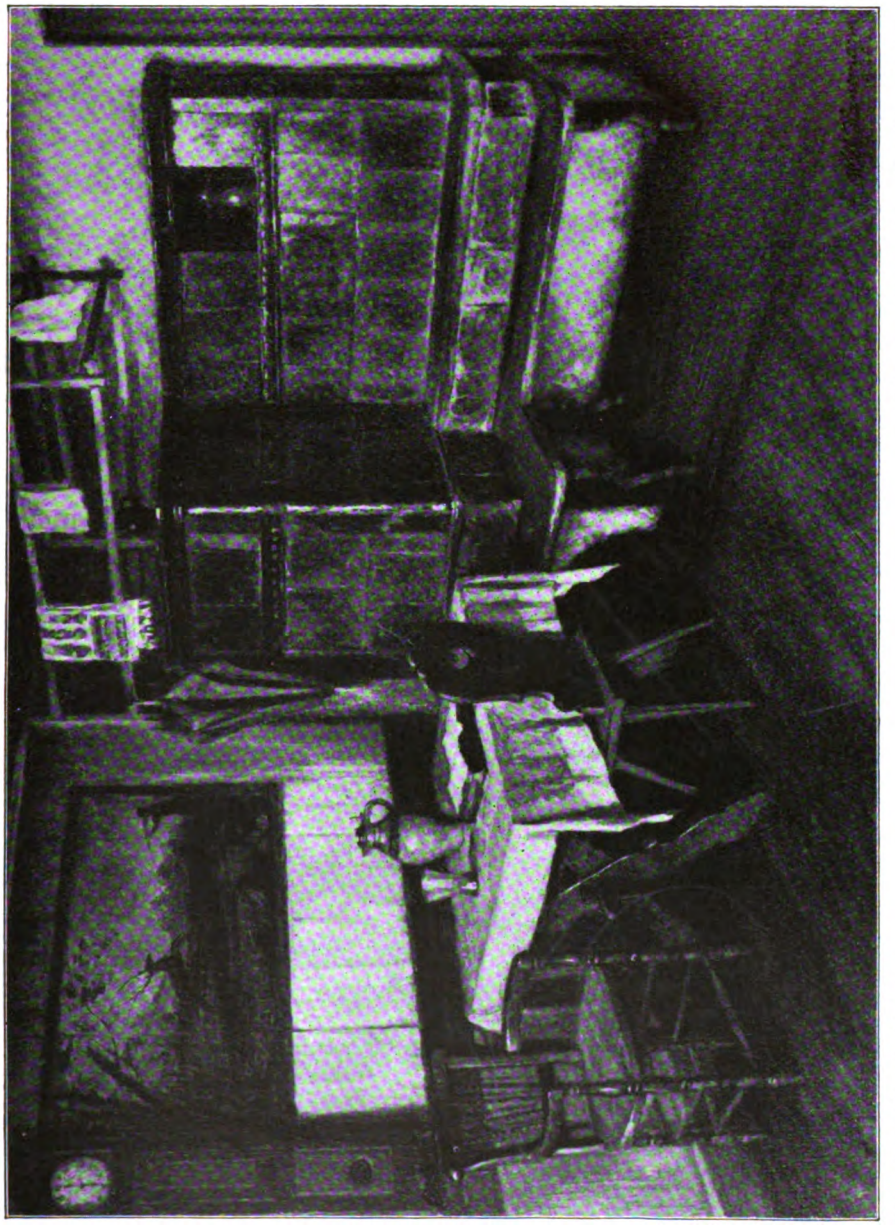
Und des Bleies Rätselzüge,
Außen dunkeln Runen gleich,
Werden schützendes Gefüge
In der Gottheit stillem Reich —

Werden klar gewollte Stärke,
Legen sich wie Arme lind
Um die zarten Meisterwerke,
Um Maria mit dem Kind.

Menschenseelen gleichen Scheiben,
Leuchten jedem lieben Gast;
Gaffern nur, die draußen bleiben,
Sind sie trüb, in Blei gefaßt.

Karl Berner, Freiburg i. Br.

Digitized by Google



Ecke einer Bauernstube
(Ölbild)

Wilhelm Hanemann, Freiburg i. Br.

Digitized by Google

Titiſee-Landſchaft
(Ölbild)

Friedrich Kocher, Freiburg i. Br.

Digitized by Google

Marie Antoinettes Aufenthalt in Freiburg auf ihrer Brautfahrt von Wien nach Paris

Von Anna Kupferschmid, Freiburg i. Br.

Unserer illusionslosen Zeit fällt es schwer, Fühlung zu finden zu dem Denken unserer Vorfahren in der Zeit des politischen Absolutismus, und doch hatte dieser auch eine poetische Seite und eine dem gesunden Menschenverstande durchaus nicht widersprechende, denn dem Volke waren seine Herrscher die Verkörperung seines zur höchsten Potenz gesteigerten „Ich", ihr Glanz und ihre Pracht die Repräsentation der Macht und Herrlichkeit seines Stammes und Landes. Der Begriff „Mensch" war demgemäß ganz ausgeschaltet vor dem Begriff „Majestät". Von diesem Standpunkte aus können wir die Brautfahrt der Erzherzogin Maria Antonie (der Dauphine Marie Antoinette) von Wien nach Straßburg, wie sie sich uns aus den Akten des Freiburger Archivs darstellt, wie ein reizendes Märchen lesen, und wir brauchen auch nicht einmal ein leises halb belustigtes, halb schadenfrohes Lächeln zu unterdrücken bei dem Blick hinter die Kulissen der „alleruntertänigst hochbeglückten" Vorderösterreichischen Landstände.

Vorgeschichte der Heirat, Verlobung, Hochzeit und Abreise

Schon seit dem Jahre 1765 hatten Verhandlungen zwischen den Höfen von Paris und Wien stattgefunden wegen einer Heirat zwischen dem Enkel Ludwigs XV., dem Dauphin, und der Tochter Maria Theresias, der Erzherzogin Maria Antonie. Sie zogen sich sehr in die Länge, da die von dem allmächtigen Minister Choiseul und der ebenso mächtigen Marquise von Pompadour angestrebte Verbindung auf eine starke Gegenströmung am französischen Hofe stieß, auf jene Gegenpartei, deren Intrigen gegen die „Autrichienne" (Österreicherin) in der Folge so verhängnisvoll für Marie Antoinette werden sollten. Maria Theresia bewies auch bei dieser Gelegenheit ihr hervorragendes diplomatisches Talent. Das Gelingen des österreichisch-französischen Bündnisses, das durch die Heirat besiegelt werden sollte, lag letzten Endes in den Händen der Marquise von Pompadour, mit der Kaunitz und Starhemberg verhandelten. Die stolze, ehrenhafte Maria Theresia brachte es über sich, mit der Mätresse des französischen Königs zu korrespondieren, sie „ma cousine" anzureden und derselben ihr in Brillanten gefaßtes Bild, eingearbeitet in ein Lackschreibzeug, zu übersenden, welches Geschenk, nebenbei bemerkt, 77000 Franken kostete.

Am Ostermontag, den 16. April 1770, erfolgte dann die feierliche Werbung des französischen Botschafters, Marquis von Durfort, um die Hand der Erzherzogin, zuerst beim Kaiser und dann bei der Kaiserin, und am 19. April fand in der Hofkirche bei den Augustinern die Trauung durch Prokuration (Stellvertretung) statt. Der päpstliche Nuntius Visconti vollzog sie, und Erzherzog Ferdinand vertrat die Stelle des Bräutigams. Die sehr junge Braut wird in den Memoiren der Madame de Campan und in dem Geschichtswerke: Histoire de France, publiée par Larisse, übereinstimmend

Digitized by Google

folgendermaßen geschildert: Sie war keine regelmäßige Schönheit. Die Stirne war ein klein wenig zu gewölbt, die Augen ein bißchen zu vorstehend; sie hatte die habsburgische Unterlippe. Aber ihre Jugend, — sie war 15 Jahre alt — die Frische und Durchsichtigkeit ihres Teints, ihr üppiges blondes Haar, ihr eleganter, geschmeidiger Gang, ihre Heiterkeit und Lebhaftigkeit machten sie zu einem reizenden Geschöpf.

Am 21. April, halb 10 Uhr morgens, trat die Erzherzogin die Reise nach Frankreich an. Ein glänzendes Gefolge von 257 Personen, 57 Wagen, 450 Zug- und Reitpferden geleitete die hohe Braut bis an die französische Grenze. Es muß ein wundervoller Anblick gewesen sein, dieser Brautzug. 21 sechsspännige Prachtwagen führten die höchsten und hohen Herrschaften, eine ganze Reihe eleganter Karossen die Angestellten und die Dienerschaft. Rechnet man den Glanz des Rokokozeitalters hinzu in der ganzen Aufmachung, die Pracht und Eleganz der Kleidung, die Vornehmheit und Zierlichkeit in Haltung und Benehmen, die eleganten Kavaliere zu Pferd neben und hinter den Wagen, so kann man wirklich an einen Märchentraum denken, und es ist anzunehmen, daß überall, wo der Zug vorbeipassierte, das Volk meilenweit herbeigeströmt kam.

Vorbereitungen in Freiburg

Programmäßig mußte der Brautzug am 4. Mai in Freiburg eintreffen, am 5. Rasttag halten, und am 6. nach Schuttern weiterreisen. Seit Monaten, seit Dezember 1769 rüsteten Landstände, Stadt und Universität zu einem glänzenden Empfang. Keine Mühe, keine Kosten, und was die sonst so zäh sparsamen Landstände anbelangt, auch keine Schulden wurden gescheut, um die Anhänglichkeit an das Haus Habsburg und an die geliebte Kaiserin Maria Theresia zum Ausdruck zu bringen.

Das Gräflich Kageneckische Haus in der Salzgasse (Nr. 5) wurde zur Wohnung bestimmt und auf das Zweckmäßigste um- und ausgebaut, wozu noch Teile der benachbarten Seifensiederei und das Greiffeneggsche Hinterhaus als Hofküche herbeigezogen wurden. Die fehlenden Möbel: „Tafeltische, Schränke, Bettstatten, Stühle etc." wurden bei den geschicktesten einheimischen Handwerkern aufs prächtigste bestellt. Von Wien war durch Hofkammerfourrier von Zimmer ein Verzeichnis übersandt worden, was an Weißzeug, Trinkgläsern, „Caraffinen, Bouteillen, Cafe-Services", dann in die Zimmer an „Lichtstöcken, Lavors, Pots de chambre", sowie was an Küchengeschirr angefordert wurde, „wovon von allem eine große Anzahl beschafft werden müsse". Es versteht sich von selbst, daß alle diese Dinge aufs glänzendste angeschafft wurden. Die silbernen Gefäße, Gerätschaften und Leuchter, sowie Servietten und Zinn liehen vornehme Freiburger Familien.

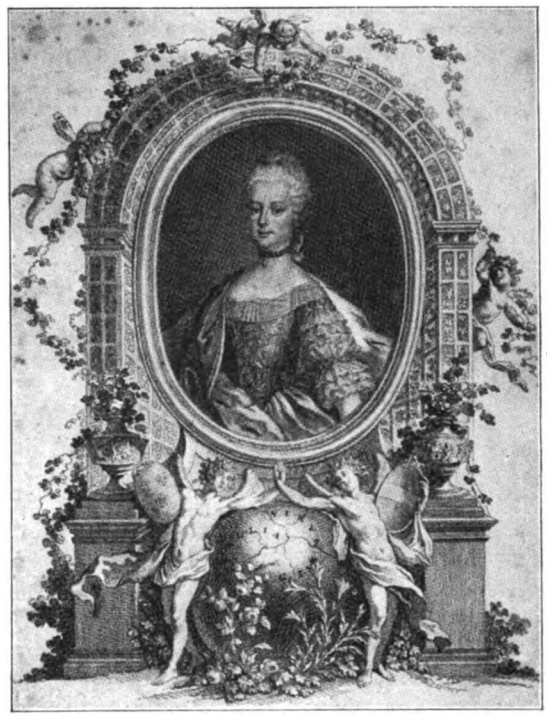
Ebenso hatte Herr von Zimmer eine Liste der Viktualien aufgestellt, die am Ankunfts- und am Rasttage bereit sein müßten. Da der erstere ein Freitag, also ein Fasttag war, so waren für diesen statt der mannigfachen Braten alle Arten von delikaten Fischen angefordert. Das nötige Küchenpersonal befand sich im Gefolge: „1 Kücheninspektor, 2 Mund-, 1 Meister-, 2 Brot-, 2 Bachereiköche, 7 ordinari Köche, 9 Küchenjungen, 4 Küchenträger, 1 Extra, 6 Spießtreiber, 2 Hofzuckerbacher, 4 dito Jungen, 1 Silberdiener, 1 Silberwäscher, 5 dito Jungen, 1 Tafeldecker, 1 dito Gehülfe, 4 dito Jungen, 13 Extra Tafeljungen, 1 Kellerdiener, 1 Kellerbinder (Küfer), 2 dito Jungen, 2 Hofkellerjungen", also 73 Personen. Dazu stellte die Stadt dann noch 23 Weiber für die groben Arbeiten in der Küche. Die Lebensmittel wurden von Wien aus bezahlt, und den Wein, mit Ausnahme des Tokaiers, lieferten die Landstände.

Die Kaiserin Maria Theresia hatte den Landständen mitteilen lassen, daß sie, um der Landschaft Unkosten zu ersparen, nur in die Errichtung einer Ehrenpforte, die Ab-

Digitized by Google

haltung einer Opera oder Komödie und die Illumination der Gassen willigen könne, durch welche die Dauphine passieren müsse; doch war sofort beschlossen worden, den Münsterturm zu beleuchten sowie die „Jesuiten- und Salzgasse im Kreuz", die Beleuchtung der anderen „Haubtgassen" aber dem Eifer der Bürger zu überlassen.

An die Abhaltung einer Oper war nicht zu denken, da es an „tauglichen Subjekten" fehle, und so beschloß man die Aufführung einer Komödie. Man traf ein Abkommen mit dem Freiburger Schauspieler Denus, daß er mit seiner „Bande" ein gut deutsches Lustspiel — die Landstände wählten dafür ein aus dem Französischen übersetztes dreiaktiges Stück: „Jagdlust Heinrichs IV. — auf dem Theater im Gymnasium aufführen solle. Den Theatersaal werde man entsprechend umbauen und erneuern lassen. Denus verlangte 2000 fl, die Landstände boten 1100, dann 1500; Denus wurde schließlich mürbe und begnügte sich mit 1500 fl, machte aber dann später noch einige Nachforderungen.



Marie Antoinette als Dauphine.
Kupferstich von J. E. Nilson
nach einem Gemälde von J. M. Miltiz

Nun war aber in damaliger Zeit keine Festvorstellung im Theater denkbar ohne Ballett, und da der Herzog Karl Eugen von Württemberg es ablehnte, den Landständen seinen Ballettmeister zu leihen, so wandten sich diese nach Mannheim, der Residenz des prachtliebenden Karl Theodor von der Pfalz. Durch Vermittlung des kurfürstlichen Kämmerers, Freiherrn Carl Philipp von Servi, dem das Schloßtheater unterstellt war, erlangten sie, daß der Kurfürst huldvoll in die Überlassung seines Balletts willigte. An den Mannheimer Künstlern sollten aber die Landstände ihr Wunder erleben. Der Theateringenieur Quaglio und der Ballettmeister Fabiani erschienen zusammen in Freiburg um zu sehen, wie das Theater- und Dekorationswesen eingerichtet werden müsse, und sich wegen der erforderlichen Personen, Kleidungen, Reisekosten, Verköstigungen und Douceurs (Geldgeschenk statt Bezahlung) zu verabreden. Der von Wenzinger bereits verfertigte Riß wurde für gut befunden, doch mußte derselbe noch vergrößert, ein neuer künstlerischer Vorhang, neue Dekorationen, Szenerien, Soffiten angeschafft werden. Die Mannheimer Künstler verlangten auch in der Kleidung alles neu und elegant, wollten alles, auch die Ausstattung des Theaters, in Mannheim angefertigt haben, wo man mehr davon verstünde als in Freiburg, forderten hohe Bezahlung und gute Verpflegung. Die Landstände, für welche nach damaliger Provinzauffassung Künstler nur „Subjekte" waren, wollten sparen; aber Herr von Servi unterstützte die Forderungen seines Personals aufs nachdrücklichste. In dem ausgiebigen Briefwechsel über dieses Thema machte er, immer verbindlich, fein und liebenswürdig, den Freiburgern klar, daß seine Leute Künstler seien

Digitized by Google

und die Behandlung und das Honorar zu beanspruchen hätten, die an Höfen üblich seien. Übrigens könne man ja das Ballett weglassen. Das wirkte. Die Stände wurden so geschmeidig, daß z. B. als Herr von Servi viersitzige Karossen zur Reise für seine Künstler verlangte, während die Stände „Haudererfuhrwerke" vorgeschlagen hatten, anstandslos eingewilligt wurde. Daß die Künstler übrigens auch als Privatpersonen nicht allzu bescheiden auftraten, ersieht man aus einer Rechnung, nach welcher der Unterhalt der „bei Herrn Kempf" untergebrachten Familie Fabiani — alle Künstler hatten freie Verpflegung — folgendermaßen angefordert wurde: Essen 30 Krz. à Person täglich. Monsieur und Madame täglich über Tisch 1½ Maß Rotwein (1 Maß = 1½ Liter) à 25 Krz. Unter der Zeit nach den Proben im ganzen noch 12 Maß. Sodann hat Monsieur 5 Bouteillen Burgunder à 1 fl 3 Krz. auf sein Zimmer holen lassen. Madame, Sohn und Tochter ließen sich täglich morgens und nach dem Essen Kaffee „mit Buttercrême" geben. Kaffee war aber 1770 noch ein seltenes und sehr teures Getränk, das sich nur die Reichsten leisten konnten.

Um nicht allzu lange beim Ballett, diesem Schnerzenskinde der armen, tiefverschuldeten Landstände zu verweilen, soll nur noch erwähnt werden, daß es nach ganz oberflächlicher Addition aller Rechnungen weit über 20000 fl gekostet hat, eine für die damalige Zeit ganz ungeheuerliche Summe. Die Landstände hatten ja keine Ahnung, als sie sich nach Mannheim wandten, was das berühmte Ballett des Kurfürsten Karl Theodor war, und daß sie zwei neuerfundene und komponierte Stücke, die nur mit Mannheimer Musikern ausgeführt werden konnten, und 36 Personen Theaterpersonal nötig haben würden. Übrigens, um den Leser etwas zu amüsieren, sei hier eingefügt, wie sie doch einmal ihre Spartendenz durchsetzten, aber nur dies eine Mal. Die Landstände hatten aus dem Kaiserl. Königl. Kabinett in Wien das wohlgetroffene Bild der Dauphine zum Geschenk erhalten. Es wurde von Mannheim gefordert, um eine Kopie zu Theaterzwecken davon anfertigen zu lassen. Die Landstände antworteten, daß sie etwas so Kostbares, wie das Bild der Prinzessinbraut, niemals aus den Händen geben würden. Man solle in Mannheim die Stellung und Kleidung malen. Ein Freiburger Transparentmaler könne dann unter Anleitung des Herrn Quaglio, „der ohnedies nächstens hierher kommt", Kopf und Brust einfügen. Darauf kam zwar die Antwort, es wäre viel richtiger gewesen, „das allerheiligste Bildnis" von Wien direkt nach Mannheim schicken zu lassen; aber die Landstände hatten gewonnen. Da übrigens Karl Theodor ein lebhaftes Interesse für das Bild an den Tag legte, so ließen die Landstände nach den Feierlichkeiten von einem nicht genannten Künstler eine gute Kopie anfertigen und schickten sie mit einem untertänigsten Dankschreiben für das geliehene Ballett durch Vermittlung des Herrn von Servi an den Kurfürsten.

Ehrenpforten sollten zwei errichtet werden, eine landständische zwischen dem Martinstor und Fischmarkt, von außen und innen beleuchtet, deren Komposition und Ausführung dem Freiburger Künstler Wenzinger übertragen wurde, und eine städtische innerhalb des damals noch bestehenden Christofstors zwischen diesem und dem Christofs- jetzt Albertsbrunnen. Komposition und Malerei der städtischen Ehrenpforte wurden dem „durch Wiedererfindung der Enkaustischen Kunst berühmten" Joseph Rösch übertragen. Auch Bildhauer Anton Xaver Hauser war an der Ausschmückung beteiligt.

Solche Triumphpforten waren nicht wie in unseren Tagen ephemere Dekorationen, sondern große, in der Konstruktion die römischen Triumphbogen nachahmende Gebäude, und beide Freiburger Ehrenpforten boten einen wirklich künstlerischen, großartig schönen Anblick, wie man auf den noch erhaltenen Kupferstichen sieht.

Um das Straßenbild beim Empfang noch mehr zu beleben, ließen die Landstände zwei Kompagnien Hauensteiner kommen wegen ihrer malerischen Tracht. Zur Abgabe

Digitized by Google

der Salutschüsse verschrieben sie „grobes Geschütz“ mit Bedienung von Konstanz und postierten es auf dem Schloßberg.

Ferner wurden zu Ehren der hohen Braut 3 Kompagnien Bürgermilitär errichtet neu und prächtig uniformiert und mit einer neuen, weiß- und rotseidenen Fahne ausgestattet. In der Mitte derselben war der österreichische Doppeladler gestickt, „dessen Brust die beiden uralten Wappen der Stadt eingeschlossen hielt“. Das Schild der Fahne war im Feuer vergoldet und die Bildnisse der heiligen Stadtpatrone, Alexander und Lampertus, kunstreich darauf eingetragen. Obristwachtmeister war Anton Gaeß, Ratsherr und Säckelmeister (Rentmeister). Um dem Bürgermilitär ein möglichst hohes Ansehen zu geben, wurde es den Befehlen des in Vorderösterreich kommandierenden Generals, Freiherrn von Schackmin, unterstellt, genau wie das in Freiburg garnisonierende Bataillon des Freiherr von Migazzischen Regiments.

Der Magistrat veröffentlichte einen Erlaß, daß während der Festtage sowohl als 5 Tage vor- und nachher keine Lebensmittel aus der Stadt nach auswärts verkauft werden durften, da mit einem zahlreichen Herbeiströmen des Adels und einem ungeheuren Zulauf des Volkes zu rechnen sei.

Sehr eigen mutet ein Regierungsbefehl an die Landstände an, daß „sich nicht nur die Mitglieder des Prälaten- und Ritterstandes, sondern auch die gesamten drittständigen Mitglieder, jeder durch einen auf diese Feierlichkeit schicksam gekleideten Deputierten, jedoch auf des abschickenden Orts oder Herrschaft eigene Kosten in Freiburg einfinden und Ihrer Königlichen Hoheit die untertänigste Verehrung bezeugen sollten“. Zu wagen. Vertretern z. B. einer Stadt wie Villingen „schicksame Kleidung“ vorzuschreiben, wirft ein merkwürdiges Licht auf die hochmütige Einschätzung des Bürgerstandes in damaliger Zeit.

Empfang

Endlich brach der 4. Mai an. Schöne und glückliche Tage können nicht lang genug sein, und so war schon um 4 Uhr früh Wecken durch 12 Spielleute und 8 blasende Feldmusikanten. Das Bürgermilitär versammelte sich sofort und postierte sich in schönster Ordnung außer dem Martinstor, um allda mit dem städtischen Magistrat, welcher sich bis ans Breisacher Tor anschloß, die „höchste Ankunft“ abzuwarten. Auch die zwei Kompagnien Hauensteiner waren im Militär so gestellt worden, daß sie außerhalb des Martinsbogens zu stehen kamen. Sie wirkten, wie der Chronist sagt, durch ihre Tracht höchst merkwürdig. Diese besteht in einem kurzen Wams mit einem Unterleibchen und ziemlich starken Hosenträgern, über welches der Hemdkragen gleich einem Gekröse, etwa eine Spanne lang vom Halse herabliegt. Dazu tragen sie weite gefaltete Beinkleider und einen hohen Spitzhut mit unaufgeschlagener Krempe, der ihnen ein gewisses ernsthaftes Aussehen gibt. Die eine Kompagnie bestand aus lauter verheirateten, die andere aus ledigen Männern. Die Verheirateten tragen schwarze Kleider und lassen die Bärte lang wachsen, die Ledigen dagegen kleiden sich rot und tragen keine Bärte. Jeder war mit einem von der Schulter hängenden Hirschfänger und einem Feuergewehr bewaffnet. Der Redemann zu Pferde kommandierte sie, zwei Einungsmeister waren Hauptleute, und außerdem hatten sie noch Lieutenants usw. Ein Fähndrich trug die Fahne vor. Die ankommende durchlauchtigste Braut wurde von ihnen mit Präsentierung des Gewehrs, Fahnenschwenken und klingendem Spiel empfangen.

Das Migazzische Bataillon war innerhalb des Martinstores bis zum Kageneckschen Haus postiert. Leider war nirgends zu ersehen, wo die Landstände aufgestellt waren; es fand sich nur ein Schriftstück, daß sie alle insgesamt zur Ankunftsaudienz befohlen seien.

Um 11 Uhr brachten zwei „Geschwindreiter“ die Nachricht, daß der Brautzug nicht mehr fern sei. Nicht lange darauf verkündete das von Breitnau und Hinterstraß auf-

Digitized by Google

gepflanzte Geschütz mit dreimaligem Schlag „das wirkliche Dasein". Das Geläute aller Kirchtürme verbreitete es weiter, und das von den Gemeinden Kirchzarten und Ebnet losgebrannte Geschütz machte es der ganzen Gegend kund. Die an der Landstraße Spalier stehenden Gemeinden verneigten sich tief und riefen Vivat, vom Schloßberg dröhnten die Kanonen, sämtliche Glocken der Stadt begannen zu läuten, und eben als es 3 Uhr schlug, erschien der Brautzug vor den Toren. Der Magistrat umgab mit wiederholten Kniebeugungen den königlichen Leibwagen, worin die hohe Braut saß, begleitete Höchstdieselbe durch die Gassen der Stadt bis zur Salz- jetzt Dauphinegasse und „genoß der höchsten Gnade, bis in das Vorzimmer zugelassen zu werden". Beim Einfahren wurde Ihre Königliche Hoheit von der Bürgerwehr durch wiederholte Präsentierung des Gewehrs und durch anhaltende „Feldmusik bei rührender Trommel und Pfeifenspiel" begrüßt. Der zu Pferd sitzende Major begleitete bis zum Ende des rechten Flügels den Leibwagen. Ebenso erwiesen die regulären Truppen innerhalb des Martinstores die militärischen Ehren.

Nach der Ankunft im Hoflager zogen sich Ihre Königliche Hoheit in ihre inneren Gemächer zurück. Für die Hofdamen waren ebenfalls Zimmer im Kageneckschen Hause bereitgestellt worden, während die Hofkavaliere, Kammerherren und höhere Begleitung in den nächstgelegenen Wohnungen des Adels und die Dienerschaft in den benachbarten Bürgerhäusern untergebracht wurden. Sofort, nachdem die Dauphine das Hoflager betreten hatte, bildete das Bürgermilitär mit den Hauensteinern einen Kordon von der linken Seite des Schwabentores bis zum Christofstor und das Militär des Migazzischen Bataillons einen solchen vom Christofstor bis rechts vom Schwabentor, „um verdächtigen Zulauf hintanzuhalten und um der öffentlichen Sicherheit willen".

Die Dauphine erschien fast sofort wieder, und die im Vorzimmer versammelten Landstände, der Magistrat und die geladenen Standespersonen wurden nacheinander zur Audienz aufgerufen. Bevollmächtigter Kaiserlicher Kommissar war der Fürst von Starhemberg, der die ganze Repräsentation der Prinzessin leitete. Die Dauphine stand während der Dauer der Audienz zwei Staffeln hoch unter einem Baldachin. An Stelle des erkrankten Bürgermeisters Klumpp hielt der Städtische Kanzleiverwalter, Herr Gaudenz von Carneri, eine Ansprache, die huldvoll aufgenommen wurde, worauf er mit dem gesamten Magistrat zum Handkusse zugelassen wurde.

Nach der Audienz nahm Ihre Königliche Hoheit das Mittagsmahl ein, „während dessen sich Mitglieder der musikalischen Akademie mit einigen Freiburger Tonkünstlern zusammen mit einer trefflichen Instrumentalmusik hören ließen".

Um 5 Uhr fuhren die höchsten Herrschaften mit den geladenen Gästen ins Theater. Die Lücke im Material, das nirgends eine Erwähnung der Repräsentation der Landstände enthält, macht sich hier besonders fühlbar, da ja das Theater ausschließlich ihre Darbietung war. Jedenfalls muß aber mit Sicherheit angenommen werden, daß die Landstände mit ihrem Präsidenten, Freiherrn von Ulm, an der Spitze, würdig repräsentierten und mit gebührender Beachtung behandelt wurden. Der Saal des Theaters machte im Scheine unzähliger Wachskerzen einen überaus prächtigen Eindruck. Hauptsächlich waren es 8 große goldene Leuchter, welche die Fenster der Saalwände füllten und einen glänzenden Schimmer von sich warfen. Auf dem oberen Gesims des Saales ruhten 24 goldene Delphine (Dauphins), ebenfalls sehr schön beleuchtet. Der Bühne gegenüber war die Hofloge, in welcher die Dauphine während des Schauspiels in einem Lehnsessel saß, der 3 Stufen vom Boden erhöht war. Boden und Fußgestell waren mit rotem Tuch bedeckt, der Lehnsessel und der Baldachin dagegen waren kostbar mit Gold und rotem Samt verziert.

Die Schauspielergesellschaft Denus spielte das erwähnte, damals sehr beliebte dreiaktige Lustspiel: „Jagdlust Heinrichs IV." Nach dem ersten Aufzuge folgte ein Schäfer-

Digitized by Google

ballett: „Das Fest der Liebe", welches von dem Mannheimer Ballett in feinster Kleidung getanzt wurde. Etwas anderes als ein Schäferballett wäre auch gar nicht denkbar gewesen; denn Schäferspiele waren die bevorzugte Unterhaltung der höchsten Kreise. Das Rokoko in seiner Überfeinerung und seiner Sittenverderbnis sehnte sich nach Natur, nach treuen, ehrlichen, zärtlichen Herzen und glaubte merkwürdigerweise, daß diese besonders bei Leuten zu finden seien, welche Schafe hüten. Man stellte sich Schäfer und Schäferinnen als reizende junge Menschen vor mit rosa oder himmelblau bebändertem Hirtenstab und einem Blumenkranz auf dem Kopfe, manchmal sogar das Lieblingsschäfchen an seidenem Bande führend. Die hübschen Bilder von Boucher, die entzückenden Meißner Schäfer und Schäferinnen legen Zeugnis ab von dieser Geschmacksperiode.

Das „Fest der Liebe" bestand aus 9 Auftritten und handelte von der Liebe des Schäferpaares Themire und Philind und den boshaften Scherzen, welche sich Amor mit ihnen erlaubt. Jede dieser 3 Personen war von einer „Schäferrotte" begleitet, die immer im richtigen Moment fühlend oder handelnd in Aktion trat. Zum Schluß reicht Amor dem Philind und der Themire je eine Fackel und zündet seine eigene an dem heiligen Feuer an, das vom Himmel auf seinen Altar fällt. Philind entzündet seine Fackel an der Amors und Themire die ihrige an der Philinds. Mit allgemeinem Frohlocken sämtlicher Schäfer und Schäferinnen schloß das Stück, dessen eigens zu diesem Zwecke von dem Mannheimer Konzertmeister Toeschi komponierte Musik von 8 Mannheimer Orchestermitgliedern ausgeführt wurde, denen sich zur Verstärkung mehrere Freiburger Tonkünstler angeschlossen hatten.

Hierauf folgten zwei weitere Akte des Lustspiels und zum Schluß eine heroische Pantomime, „Das Urteil des Paris", die wiederum von dem Mannheimer Ballett getanzt wurde. Wie Schäfer und Schäferinnen, so gehörten auch alle Götter des Olymps zu einer Festaufführung. Allegorien waren das Unerläßliche, wenn es sich um eine Apotheose handelte und Götter- und Heldensagen der unbedingte Stoff.

Das „Urteil des Paris" ist zu bekannt, als daß die Fabel hier erzählt werden soll. Die Aufführung umfaßte 6 Auftritte, und im ersten sowohl als im letzten zeigte die Bühne „den Tempel der Ehre". In der Mitte desselben erschien auf einem prächtig ausgezierten Fußgestell das Bild der Dauphine, durch die zwei Schutzgötter des Ruhmes der zwei „großmächtigen" Häuser Österreich und Frankreich unterstützt. Über dem Fußgestell waren die Wappenschilder dieser zwei höchsten Häuser vereinbart zu sehen mit der Aufschrift: „Allen in Einer". Das Innere des Tempels schmückten mehrere Bildsäulen, welche Ihrer Königlichen Hoheit eigene Tugenden darstellten. Die Pantomime gipfelte in dem Schlusse, daß Venus den Schönheitsapfel der Dauphine überreicht, worauf alle Götter des Olymps frohlocken. Juno und Minerva lassen ab von ihrem Zorn und kehren glückselig zurück, um ihre Zufriedenheit zu bezeugen, daß diese Prinzessin, deren Geburt und Erhaltung sie bisher vorgestanden hatten, von Venus als die Schönste anerkannt werde. Zum Schluß versammeln sich alle um das Bildnis der königlichen Braut, um ihr zu huldigen.

Unterdessen waren die Stadt und die Ehrenpforten illuminiert worden. Der Münsterturm strahlte von oben bis unten von 1000 brennenden Lichtern, für die man eigens Maschinen konstruiert hatte, damit auch etwaiger Gewitterregen ihnen nichts anhaben könne. „Diese Beleuchtung war so hell, daß sie eine halbe Viertelstunde weit Tageshelle verbreitete, und daß einige Meilen entfernte Ortschaften erzählten, sie hätten die Spitze und das darauf beleuchtete Kreuz deutlich erkannt." Der landständische Triumphbogen erstrahlte im Lichte von 12000, der städtische von 4000 Lämpchen, „außerdem verbreiteten bei letzterem einige chemische Feuer, welche den Herrn Franz Xaveri Gaes zum Erfinder hatten, eine unvergleichliche Beleuchtung." Von der städtischen Ehrenpforte

Digitized by Google

rückwärts war eine belaubte Allee gezogen, die ebenfalls durch chemische Feuer beleuchtet wurde; jedes Haus der Straße war illuminiert; es brannten 7000 Lämpchen, ebenso erstrahlten Jesuiten- und Dauphinegasse „im Kreuz". Die Plattform des landständischen Triumphbogens, mit einem prachtvollen Gitter umgeben, war von 2 Chören Trompeten und Pauken besetzt, die sich abwechselnd hören ließen. Da das Theater erst um 10 Uhr zu Ende war, so fuhr die Dauphine nur an dem Ehrenbogen vorüber und verschob die genaue Besichtigung auf den kommenden Abend. Mit dem nun eingenommenen Nachtmahl endete der erste Tag.

Zweiter Tag

Am Vormittage besuchte Ihre Königliche Hoheit den Gottesdienst, worauf eine Anzahl angemeldeter Standespersonen zum Handkuß empfangen wurden. Lassen wir hier den städtischen Chronisten weiter erzählen: „Gegen 11 Uhr vormittags begab sich der Herr Kanzleiverwalter in die höchste Bewohnung, um von seiner Hochfürstlichen Durchlaucht, dem Principal Commissari, Herrn Fürsten von Starhemberg, vorgestellt, Höchstihrer Königl. Hoheit die bereits an dem Tore des Hoflagers befindlichen für höchste Reichsfürsten und Prinzen gewöhnliche Ehrengaben und Ehrenweine zu präsentieren. Diese beide Gattung wurde durch die Städtischen Pferde unter Begleitung der neugekleideten Stadt- und Livréebedienten auf Wagen dahin gebracht. Darauf befanden sich 36 Säcke mit Haber und 2 Fäßer mit weißem und rotem Wein. Die Säcke sowohl als die Fässer waren mit dem Städtischen Wappen zierlich übermalt und wurde sämtlicher Haber und Wein huldreichst von Ihrer Königl. Hoheit aufgenommen und in voller, dem Durchlauchtigsten Sproßen des Hauses Österreich angestammter Milde den 2 Klöstern, S. Franciscus und Kapuziner teilsamlich gnädigst zugeeignet. Nach 12 Uhr meldete der Herr Kanzleiverwalter Sr. Hochfürstlichen Durchlaucht dem Herrn Fürsten von Starhemberg, daß der zu einiger Unterhaltung bestimmte Küfertanz nach höchstem Wohlgefallen abgehalten werden könnte, und auf höchsten Befehl nahmen unter Vorantritt eines Fähndrichs, der die Küferfahne trug und unter Begleitung von 8 immer aufspielenden blasenden Instrumenten die Küfer ihren Zug bis zum Hoflager und tanzten mit solcher Fertigkeit, daß Ihre Königl. Hoheit solchen vom Balkon aus selbst zusahen und ihr höchstes Wohlgefallen bezeugten, worauf ein Küfer 3 volle Gläser Wein in einem Reifen schwang und die allerhöchste Gesundheit der K. K. Landesfürstin, dann des großmächtigsten Kaisers und dann des Dauphin und der Dauphine ausbrachte." Hierauf hielt ihre Königliche Hoheit offene Mittagstafel, während welcher sich wieder die treffliche Instrumentalmusik hören ließ. Gegen Ende der Tafel wurde „das Jungfrauenchor" mit einer kurzen Ansprache des Herrn Kanzleiverwalters vorgestellt, wobei die Jungfrau Theresia Kupferschmidin auf einer silbernen Kredenz einen Blumenstrauß überreichte und die Jungfrau Klara Gäßin eine kleine französische Begrüßung sprach. „Das Jungfrauenchor" bestand aus 28 der „bestgewachsenen und schönsten Jungfrauen" im Alter der Dauphine. 14 waren in Rosa und 14 in Himmelblau gekleidet. Sie wurden ebenso, wie der den Chor anführende Kanzleiverwalter, zum Handkusse zugelassen. Da sich die Freiburger Leser sicher für die Namen interessieren, seien sie hier erwähnt. In Rosa: Theresia Kupferschmidin, Klara Gäßin, Katharina Häringin, Elisabeth Schmidlingin, Klara Katharina Voisin, Katharina Dietlerin, Barbara Amanin, Margaretha Hornin, Maria Anna Hauserin, Maria Anna Gaßin, Ursula Cullain, Theresia Reiserin, Franziska Seelingerin, Maria Anna Hagenbuchin. In Himmelblau: Barbara Stegmännin, Maria Anna Röschin, Walburga Müllerin, Franziska Bernhardin, Maria Anna Imberin, Agatha Seelingerin, Maria Anna Harstrichin, Klara Schillin, Magdalena Bohrerin, Eleonora Schinzingerin, Katharina Glocknerin, Rosa Wagnerin, Walburga Bottengin, Theresia Krebsin.

Digitized by Google

Kaum stand die Dauphine von der Tafel auf, so wurde durch den Fürsten Starhemberg der Städtische Kanzleiverwalter nebst dem deputierten Rat Balthasar Schmid und drei Ratsfreunden, Simon Kupferschmid, Georg Schechtele und Kaspar Schuhmacher vorgestellt. Nach einer kurzen Ansprache, daß seit etlichen hundert Jahren Freiburg durch Granatschleifereien, die eigentlich erst durch die Stadt erfunden worden seien, Weltberühmtheit erlangt habe, baten sie, Ihre Königliche Hoheit möge als mindestes Denkzeichen ihrer tiefsten Ehrfurcht diese Schenkung von 1000 Granaten annehmen, welche sie „mit gebogenem Knie" überreichten. Die Prinzessin erwiderte, daß sie, so oft sie diesen Schmuck tragen werde, der Stadt Freiburg gedenken wolle. Darauf wurde die Deputation huldreichst zum Handkuß zugelassen. Es waren wunderschöne, ungewöhnlich große und aufs künstlichste geschliffene Granaten, „wie man sie in Jahren von dieser Gleichheit nicht aufzubringen vermögend sei", die in einem kostbaren, mit dem goldenen Stadtwappen und der Jahreszahl 1770 gezierten Etui überreicht wurden.

Hierauf erfolgte der prächtige Umzug, den die Universität „zu ihrem besonderen Ruhme und zu allgemeinem Beifall" unter Aufsicht und Leitung der Professoren anstellte. Es war ein großer brillanter Umzug von einigen 20 Wagen, untermischt mit Schlitten, Reitern, Fußgängern und Musikbanden. Allegorische Bilder zur Verherrlichung der Braut und ihres hohen Gemahls wurden vorgeführt, sowie Szenen aus der Geschichte des Kaiserhauses. Dann sah man die vier Jahreszeiten, alle Sternbilder des Tierkreises, die bekanntesten Götter der Alten, viele Beschäftigungen der Landleute, Winzer Schäfer, Gärtner, Fischer usw., mancherlei Trachten der Völker, der Schweizer, Tiroler, Savoyarden, Türken und anderer Länder, Harlekine, Komödianten, Bärenführer, die sieben Schwaben und andere scherzhafte und ernsthafte Persönlichkeiten.

Auf die Ehrung durch die Universität folgte die Parade des Bürgermilitärs, welche die Dauphine ebenfalls vom Balkon aus ansah „und", sagt der naive städtische Chronist, „nach dem Gesichtsausdruck zu schließen, bewunderte". Hierauf wurden die Offiziere zum Handkuß empfangen.

Um 5 Uhr war abermals Komödie im Gymnasiumssaal, welcher Ihre Königl. Hoheit gnädigst beizuwohnen geruhten. Es wurde ein mit der „Jagdlust Heinrichs IV. verknüpftes Singspiel aufgeführt unter dem Titel: „Die wirkliche Vollziehung der Heirat der Katau und Agathe bei ihrer unvermuteten Zusammenkunft auf der Reise nach Paris", welches die Landstände auf diese hohe Feierlichkeit ganz neu hatten entwerfen und verfertigen lassen. Die Musik dazu war von dem Kapellmeister Sr. Hochfürstlichen Durchlaucht des Herrn Markgrafen von Baden und Hochberg. Das Stück bestand aus 2 Aufzügen, zwischen denen das Ballett: „Das Fest der Liebe" und am Ende die Pantomime: „Das Urteil des Paris" wiederholt wurde. Die Schaubühne und der Saal waren ebenso herrlich wie am vorigen Tage beleuchtet und die Illumination der Ehrenpforten, des Münsters und der Stadt wurde ebenfalls wiederholt.

Nach Schluß des Theaters wurden die Ehrenpforten besichtigt, die, wie bereits erwähnt, einen überaus prachtvollen Anblick gewährten. Die landständische, eine Schöpfung des Künstlers Wenzinger, war 80 Schuh hoch und 60 breit „nach korinthischer Ordnung und nach der Natur" von Bildhauer- und Tischlerarbeit in marmorähnlicher Pracht aufgeführt. Die mittlere große Pforte war 25 Schuh hoch und 13 breit und ebenso tief. Die 2 Nebenpforten waren nur 14 Schuh hoch und 8 Schuh breit und tief. Der Rhetorius der Universität, Professor P. Senart Soc. Jes., war mit der Komposition der Sinnbilder in die Bas-relieves an den Ehrenbogen sowie einiger Lieder und der lateinischen Inschriften beauftragt worden (wofür er 2 Speciesdukaten Donceur erhielt).

Es würde zu weit führen, den Triumphbogen in allen seinen Einzelheiten zu beschreiben. Es sei nur kurz erwähnt, daß die Basreliefs Allegorien waren der Größe und Herr-

Digitized by Google

lichkeit der Häuser Österreich und Frankreich und der Segnungen, die aus diesem Bündnisse für ihre Völker entstehen mußten. Amor und Hymen und der Liebreiz der Braut waren das weitere selbstverständliche Thema. Gekrönt wurde das Gebäude von dem doppelten Bildnis des durchlauchtigsten Brautpaares auf einem ganz goldenen Wagen, den zwei goldene Adler und ebensoviele Delphine (Dauphins) zogen. Hymen mit der Fackel flog über beide Bildnisse her. Es mag ein imposanter Anblick gewesen sein, dieses Ehrengebäude im strahlenden Lichte von 12000 Lämpchen, während sich von der Plattform abwechselnd zwei Chöre Pauken und Trompeten hören ließen.

Dann fuhr die Dauphine zu der städtischen Ehrenpforte, der Schöpfung des „berühmten" Joseph Rösch. Sie war ganz nach antiker Form gehalten, der untere Teil nach dorischer, der obere nach korinthischer Bauart. Das Haupttor war 18 Fuß hoch und 14 breit, beide Nebenbögen 14 Schuh hoch und 9 breit.

An der „Frontispice„ war das Bildnis der Kaiserin Maria Theresia angebracht, deren Ruhm zwei sich daran lehnende Famen bliesen. An der Nebenpforte links war das Brustbild Josephs II., an der rechts das von Ludwig XV. zu sehen. Der Hauptteil des Gebäudes war mit einem Gemälde von Rösch geschmückt, welches das Brautpaar im damaligen historischen Geschmack darstellte, umgeben von allegorischen Figuren. Über ihnen schwebte Hymen mit der Fackel. Die 4000 Lämpchen und die von Herrn Franz Xaveri Gaes erfundene chemische Beleuchtung waren von unvergleichlicher Wirkung. Nach der Besichtigung der Straßen und der Illumination des Münsterturms kehrte ihre königliche Hoheit in das Hoflager zurück, wo das Nachtmahl eingenommen wurde. Damit endete der zweite Tag.

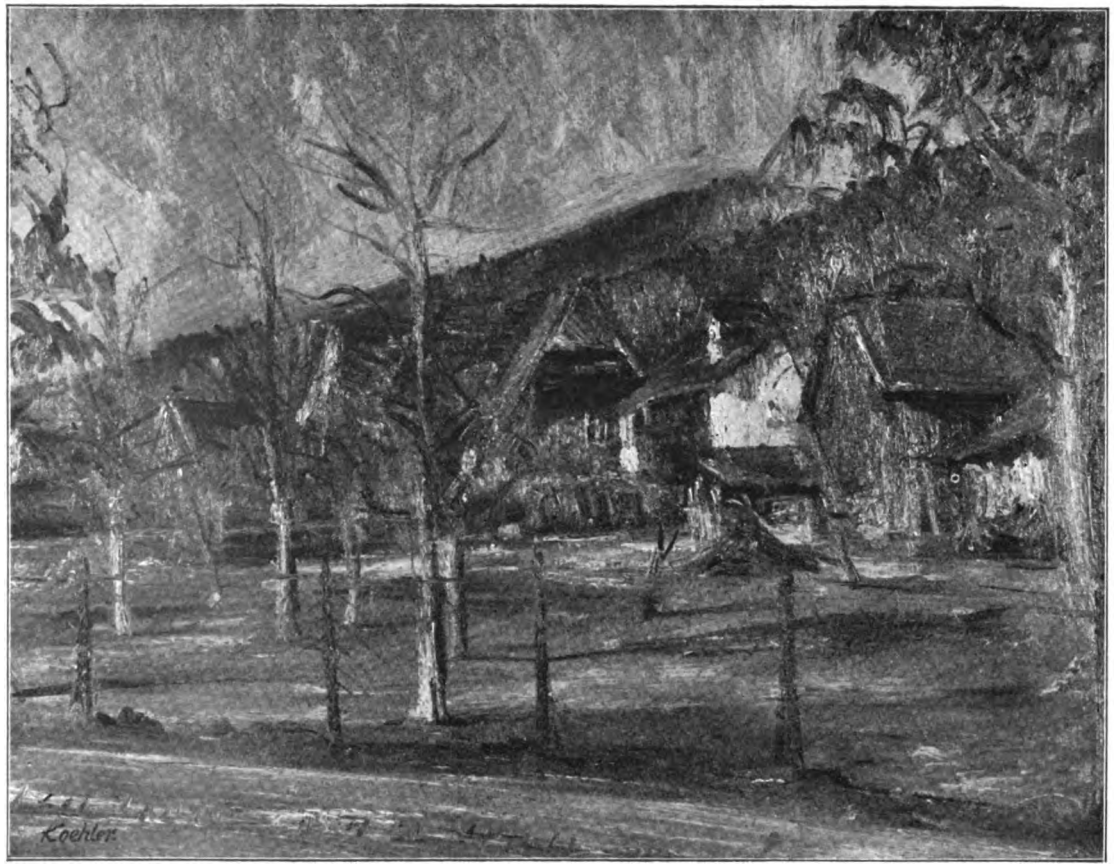
Abreise

Am dritten Tage wohnte die Dauphine frühzeitig dem Gottesdienste bei, um dann sofort die Weiterreise anzutreten. Das Bürgermilitär paradierte am Christofstor, wo sich der Magistrat zur Verabschiedung eingefunden hatte, jedenfalls aber auch, was nirgends zu finden war, die Landstände und das reguläre Militär. Das grobe Geschütz auf dem Schloßberg wurde von neuem dreimal gelöst, sämtliche Glocken begannen zu läuten, die Musik spielte, der Magistrat wiederholte seine Kniebeugungen, und die an der Landstraße aufgestellten Gemeindeuntertanen begrüßten die hohe Braut mit ihrem freundlichen Vivat.

So zog die junge Prinzessin weiter, ihrem neuen Heimatlande entgegen, wo sie nach der kurzen Zeitspanne von kaum 20 Jahren durch ein furchtbares Schicksal zu tragischer Größe emporwachsen sollte, so daß ihr Name „Marie Antoinette" für immer in die Annalen der Geschichte eingegraben ist. Die Landstände aber und der Magistrat blieben mit dem Bewußtsein zurück, die loyale Gesinnung des Breisgaus und der Stadt Freiburg aufs glänzendste zum Ausdruck gebracht zu haben. Dieser Gedanke mag ihnen auch das versüßt haben, was unerbittlich folgt, wenn prächtige Feste verrauscht sind, ein Heer von Rechnungen, deren Zahl, Höhe und Mannigfaltigkeit noch heute, nach mehr als 150 Jahren, den objektiven Forscher mit Grausen vor diesem Aktenbündel erfüllt.

Das Rokoko ist im Strome des Geschehens aufgetaucht, hat die ihm bestimmte Zeit ausgefüllt und ist verschwunden. Wir aber dürfen nicht glauben, daß unsere Vorfahren weniger gescheit waren als ihre Nachkommen. Geschichte darf man nicht mit dem Denken und Empfinden einer anderen Periode kritisieren; man muß sie zu verstehen suchen aus der historischen Entwicklung, aus den Zusammenhängen, aus den Zeitströmungen, welche die Ideen der Menschen bedingen und jeden, seit Urbeginn, zum Kinde der Zeit machen, in der er geboren wurde.

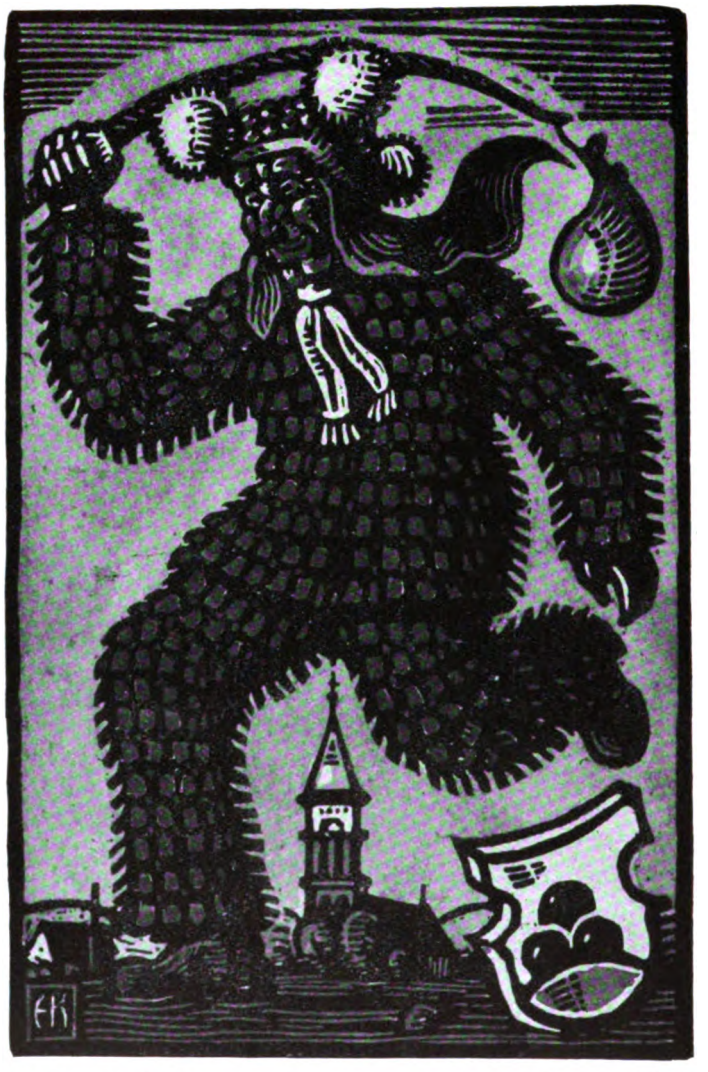
Digitized by Google



Vorfrühling in Günterstal
(Ölbild)

Hendrik Köhler, Freiburg i. Br.

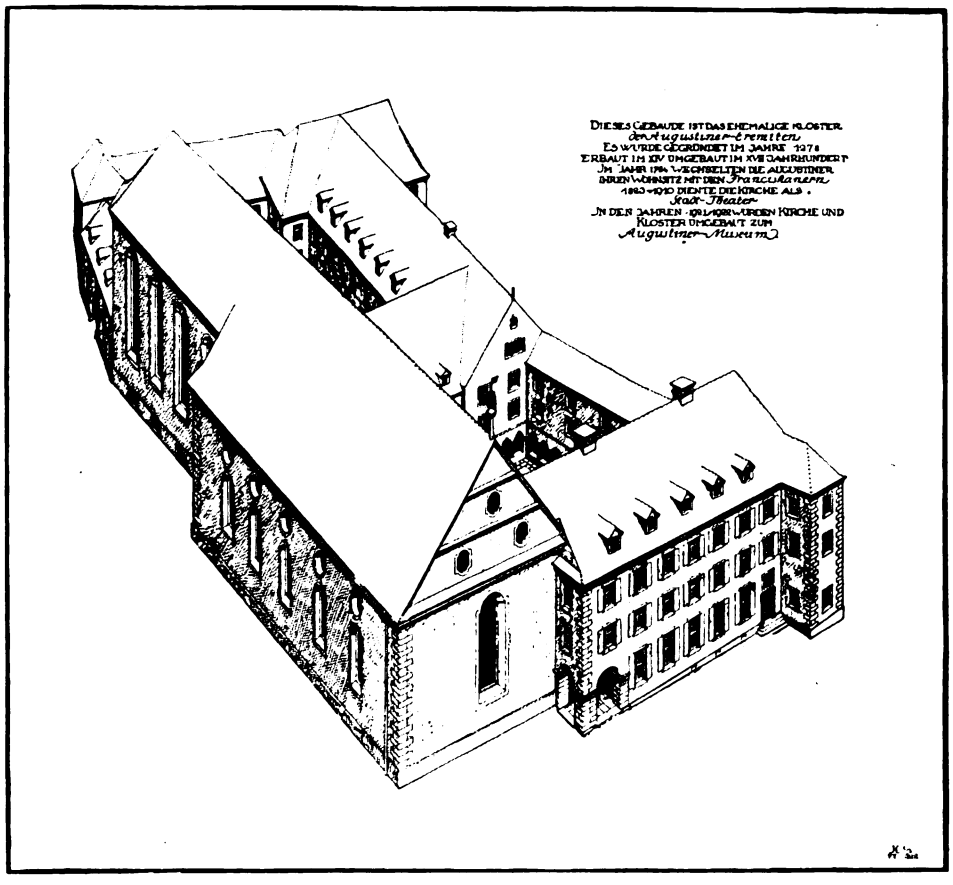
Digitized by Google



Elzacher Schuddig
(Holzschnitt)

Erwin Krumm, Elzach

Digitized by Google



1. Augustinermuseum nach dem Umbau, nach Zeichnung von Prof. Dr. K. Gruber

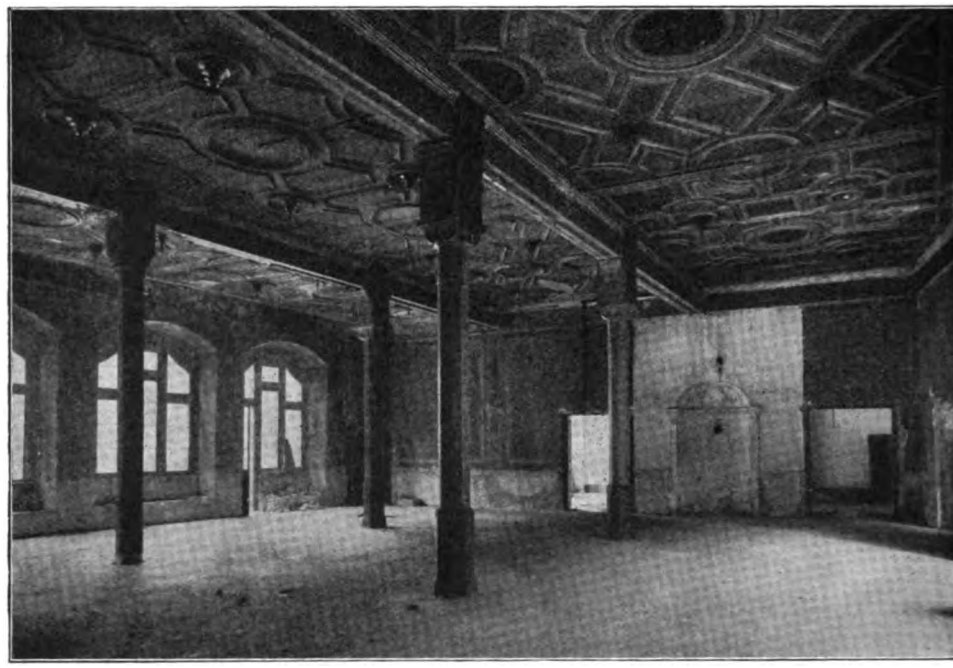
Über Denkmalpflege des alten und Gestaltung des neuen Freiburg

Von Joseph Schlippe, Freiburg i. Br.

Freiburg verdankt seinen Ruhm neben seinem Münster in erster Linie dem Zusammenklang eines wundervollen mittelalterlichen Städtebildes mit der Landschaft, in die es hineingebettet ist. Eine sorgsame und treue Hut dieser uns überkommenen Schönheit muß sowohl auf eine pflegliche Bewahrung der historischen Baudenkmäler in dem künstlerisch und gemütlich so ansprechenden Altstadtkern wie auch auf die städtebaulich gesunde, allen landschaftlichen Reizen gerecht werdende Ausdehnung des Städtebildes bedacht sein.

Nun sind in unserer Zeit, einer Übergangszeit, in der nicht nur Veraltetes von einem gesunden Fortschritt über den Haufen geworfen, sondern auch wirklich wertvolles altes Kulturgut durch eine allzu selbstbewußte Neuerungssucht vernichtet wird, die Erhaltung alter Bau- und Kunstdenkmäler und die Gestaltung von Neubauten in Altstädten ein viel umstrittenes Thema geworden. Was schon seit Jahrzehnten da und dort von einzelnen als

Digitized by Google



2. Kaufhaus, Kaisersaal vor der Instandsetzung

Forderung vorgetragen wurde, das macht sich nun die Allgemeinheit zu eigen, und wie so oft wird auch in diesem Fall aus einer richtigen Erkenntnis weniger eine Binsenwahrheit oder gar ein zu anderen Zwecken mißbrauchtes Schlagwort der Menge. So fordert man neuerdings, in Altstädten dürfe man nicht historisierend, sondern nur bewußt neuzeitlich bauen. Gut, aber hörten wir als blutjunge Studenten vor einem Vierteljahrhundert nicht schon die gleiche Weise? Und welchen Erfolg hatte jene Forderung, der wir damals als einer Wahrheit zujubelten? Gerade in Freiburg läßt sich an einem prägnanten Beispiel das Ergebnis studieren: am Kreuzungspunkt der Hauptstraßen Alt-Freiburgs stand ein entzückendes Patrizierhaus aus der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts. Im ersten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts hat man es abgerissen und an seiner Stelle einen Neubau errichtet, dem ein anerkannter Architekt und Vorkämpfer der modernen Baukunst jener Zeit ein Formenkleid ohne historische Anklänge lediglich im Charakter und Geschmack seiner Erbauungszeit gab. Der Erfolg ist der gleiche wie etwa bei dem Innenausbau der Kreuzkirche zu Dresden, wo ebenfalls anerkannte Architekten unter bewußter Vermeidung historischer Formen eine moderne Innenausstattung schufen. In beiden Fällen wird heute selbst der eifrigste Verfechter des neuzeitlichen Kunstwillens unbefriedigt sein und die Vernichtung des Alten bedauern. Man wird nun vielleicht sagen, daß der das Bild der Kaiserstraße so schwer beeinträchtigende Neubau weniger formal als vielmehr maßstäblich so unglücklich wirke. Trotzdem muß wohl jeder zugeben, daß das Beleidigende eines solchen Baues doch vor allem in der starken Betonung damals moderner Bauformen liegt, die wir ebensosehr heutzutage als überlebt wie als allzu geräuschvoll und zu pathetisch empfinden. Aber nicht nur bei den stark ausgeprägten Vertretern der damals modernen Baukunst, sondern auch bei jenen Architekten, die es selbst als ihr Ziel und ihre Aufgabe bekannten,

Digitized by Google

3. Kaufhaus, Kaisersaal nach der Instandsetzung phot. Geophot, Freiburg i. Br.

„bescheiden und sachlich das Neue in neuen Formen dem Alten zuzufügen", ist das Ergebnis ihrer Bautätigkeit in der Nachbarschaft historischer Baudenkmäler aufs äußerste verstimmend, man denke nur an den Anbau des Cornelianums neben der Dreifaltigkeitskirche in Worms oder an den Neubau des Kürschnerhofes zwischen Dom und Neumünsterkirche in Würzburg. Alle diese Bauten wirken doch zweifellos als Mißklang, obwohl sie doch gemäß jener Forderung sich recht absichtlich als Kinder ihrer Zeit geben, jegliche Verwendung historischer Formen vermeiden, und obwohl sie doch von führenden Baukünstlern ihrer Tage errichtet worden sind.

Sollte also jene Forderung zu Unrecht aufgestellt sein? Nein, aber sie erschöpft nicht ganz die Streitfrage.

Betrachten wir nun die Gegenseite. In Danzig hat an einer Ecke der Jopengasse gegenüber dem Zeughaus der Freiburger Architekt C. A. Meckel vor rund 20 Jahren in barocken Formen ein Haus gebaut (Karl Gruber zeigte es bei der Würzburger Tagung für Denkmalpflege im Lichtbild, vgl. Bild Nr. 63 im gedruckten Tagungsbericht S. 102), das uns nicht etwa wie jene vorhin genannten bewußt modernen Bauten jetzt unsäglich gestrig vorkommt, sondern sich auch heute noch in Ehren und würdig neben seiner historischen Nachbarschaft behaupten kann. Ein anderes Beispiel für die gleiche Gesinnung ist der von Gabriel von Seidl geschaffene Anbau am Bremer Rathaus.

Wir sehen also, daß nicht ein Bauschaffen unter radikaler Vermeidung historischer Formen und mit überbetonter Anwendung modischer Formen der jeweiligen Gegenwart Gewähr bietet für eine künstlerische Leistung und eine befriedigende Einfügung der Neu-

Digitized by Google

4. Kaufhaus, vor der Instandsetzung

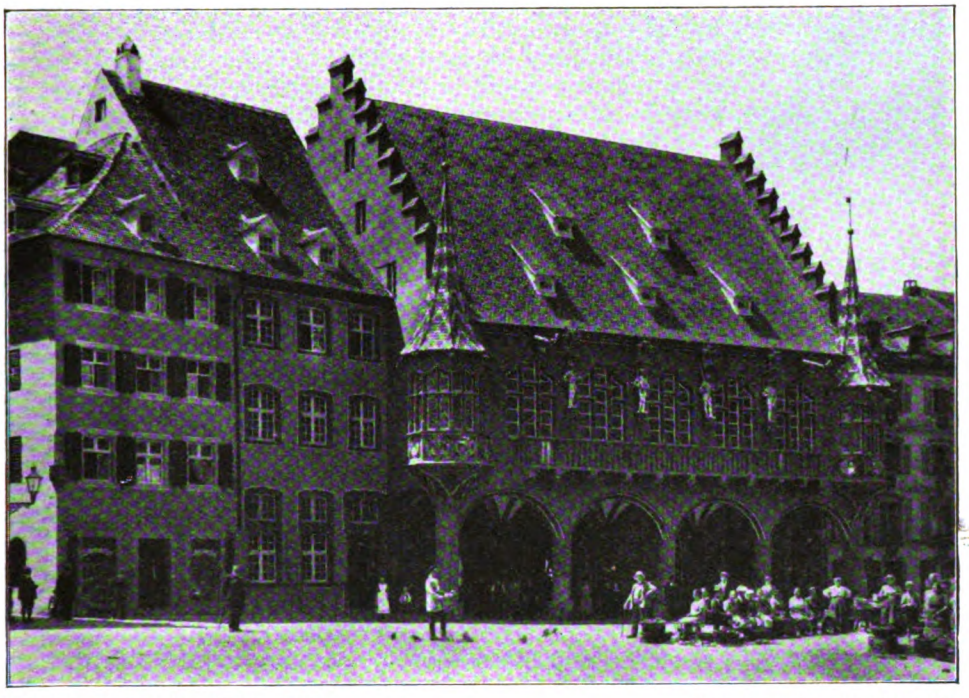
bauten in historisch gewordene Städtebilder, sondern daß hier eine Künstler- und vor allem eine Taktfrage vorliegt.

Man mag nun hiergegen einwenden, daß die genannten Beispiele schon veraltet seien, aber man schreckt ja auch uns mit veralteten Beispielen, wenn man den falschen Historizismus an Bauten aus der Frankfurter Braubachstraße brandmarkt, die nicht nur schon zu ihrer Entstehungszeit uns jungen Architekturbeflissenen ein Grauen einflößten, sondern die obendrein nicht einmal wie die von uns beanstandeten rücksichtslosen Neubauten in historischen Städtebildern von anerkannten Baukünstlern stammen.

Mit dem gleichen Selbstbewußtsein und annähernd mit den gleichen Worten wie vor rund 30 Jahren zur Zeit des Darmstädter „Dokumentes deutscher Kunst" verkünden die Herolde der „neuen Baugesinnung", daß eine neue Zeit herangebrochen sei, die ihren eigenen Stil geprägt und gefunden habe. Ist nicht mit Bestimmtheit damit zu rechnen, daß uns die Werke dieser Extremen in kürzester Zeit ebenso überlebt und in ihrer krampfhaften Pathetik ebenso beleidigend laut erscheinen werden, wie uns heute jene Werke der Extremen von damals anmuten? Und wird nicht ein aus gesunder Tradition heraus entstandener Bau, der sich leis und unmerklich mit Takt in seine Umgebung einfügt, noch nach Jahrzehnten wohltuender berühren und vor allem in seiner baukünstlerisch hervorragenden Umgebung als taktvollerer Nachbar erscheinen als einer jenen extremen Neutöner?

Um neuzeitliche Beispiele dafür zu nennen, wie sich moderne aber nicht rücksichtslos alle historischen Formen vermeidende Neubauten mit großem Geschick einer alten Umgebung anpassen, seien an neuen Beispielen Schmitthenners Haus des Deutschtums in Stuttgart, Billings Ettlinger-Tor-Bebauung in Karlsruhe, Schulze-Naumburgs Kreishaus in Merseburg genannt.

Digitized by Google



5. Kaufhaus, nach der Instandsetzung phot. G. Röbcke, Freiburg i. Br.

Auch Bauten wie — um einige Beispiele aufs Geradewohl zu nennen — Michael Kurz' St. Heinrichs-Kirche in Bamberg oder das dortige Priesterseminar von Prof. Ruff oder Jos. Tiedemanns Hotelentwurf für Barmen würden sich jederzeit auch neben alter Baukunst gut behaupten.

Nun verkünden uns aber, genau wie etwa Richard Muther im Jahre 1901, so auch diesmal, manche Kunstschriftsteller, die Gegenwart habe diesmal wirklich ihren eigenen Stil gefunden, der sich ebenbürtig neben denen der Vergangenheit behaupten könne und sich rücksichtslos neben sie stellen dürfe. Aber solche Propheten werden wohl bald ihre Fanfare ebenso bereuen, wie Muther später seine Begeisterung widerrief. Es bleibt wohl wahr, was ein Kunsthistoriker vom Rufe Wilhelm Pinders auf der Münchener Werkbundtagung 1928 sagte, daß ein neuer Stil nur vom Kult her, aus großen religiösen Ideen entsteht. Wir sehen wohl einige vielverheißende Ansätze, aber gewiß noch keine Erfüllung.

Daher ist es Aufgabe aller für Denkmalpflege und Erhaltung unserer schönen alten Städtebilder verantwortlichen Kreise, die verkrampfte Geste und die modische Exaltiertheit aus unseren Altstadtstraßen fernzuhalten. Der modernistische Formalist ist für die Altstadtbilder eine nicht minder große Gefahr als der historistische Formalist. Wer vorbehaltlos der extremen Richtung auch in alten Städten den Sieg wünscht, möge sich nur einmal vorstellen, wie selbst ein im übrigen gut komponierter neuzeitlicher Bau mit blauer und weißer Glasplatteninkrustation, mit horizontalen Fensterbändern und mit einem gesims- und dachlosen Frontabschluß etwa an der Stelle der Mainzer Domhäuser oder in der Wand des Freiburger Münsterplatzes wirkte! Hier gilt für den Modernismus das gleiche, was Theodor Fischer im Jahre 1903 gegen Karl Schäfers Ausbau der Frei-

Digitized by Google

6. Das Wenzingerhaus, im Vordergrund links die Hauptwache phot. C. Gehl, Freiburg i. Br.

burger Tortürme schrieb, daß sie nämlich „den spezifisch modernen Stempel des Übertriebenen“ tragen. Es wäre überhaupt richtiger, diese Begriffe des Rücksichtslosen einerseits, des taktvoll Sicheinfügens andrerseits in der Denkmalpflege anzuwenden statt der irreführenden Unterscheidung je nach der Anwendung von Kunstformen der Vergangenheit oder der Gegenwart. Denn nicht die neue im besten Sinn karge Haltung und strenge Form, sondern die protestlerische Übertonung ist es, die so beleidigt. Gerade in der Nachbarschaft guter alter Kunst wirkt etwas, was selbstbewußtes Kraftgefühl vortäuschen möchte, leicht als krampfiges Ressentiment.

Daher sei dies die Forderung: der Architekt übe Bescheidenheit, wenn er in der Nachbarschaft guter alter Baukunst Neues schaffen muß. Er falle nicht „aus Gleichgewicht und Maß“, sonst wird sein Werk Abbild und vernichtendes Zeugnis jener Gegenwartsmenschen, die sich fühlen „und funkeln wie die Huren und lärmen lauter mit Metall und Glas“. Dann, bei zuchtvoller Zurückhaltung in Form und Farbe, in Maßstab und Material, ist es gleichgültig, ob der Künstler die Tradition oder die Gegenwart mächtiger in sich fühlt.

Daneben besteht eine Hauptaufgabe der Denkmalpflege in einer Altstadt darin, daß man durch Ausschaltung des Fernverkehrs und durch Einführung von Einbahnstraßen den Verkehr derart regelt, daß nicht etwa aus Verkehrsrücksichten alte Bauten entfernt und alte Straßenführungen umgeändert werden müssen. Wenn selbst in dem viermal so großen Nürnberg nach Aussage des Oberbürgermeisters Luppe dieser Weg gangbar und erfolgreich ist, so wird er auch in Freiburg zum Ziele führen und bewirken, daß der hinsichtlich der Straßenführung und der Platzwandungen seit 800 Jahren, seit der Gründungszeit, unveränderte Organismus des Altstadtkernes unversehrt erhalten bleiben kann. Freilich müssen wir dabei in Kauf nehmen, daß die Hauptgeschäftsstraße, die Kaiserstraße, ihr Bild in den Gründerjahren schon durchaus verändert hat.

Digitized by Google

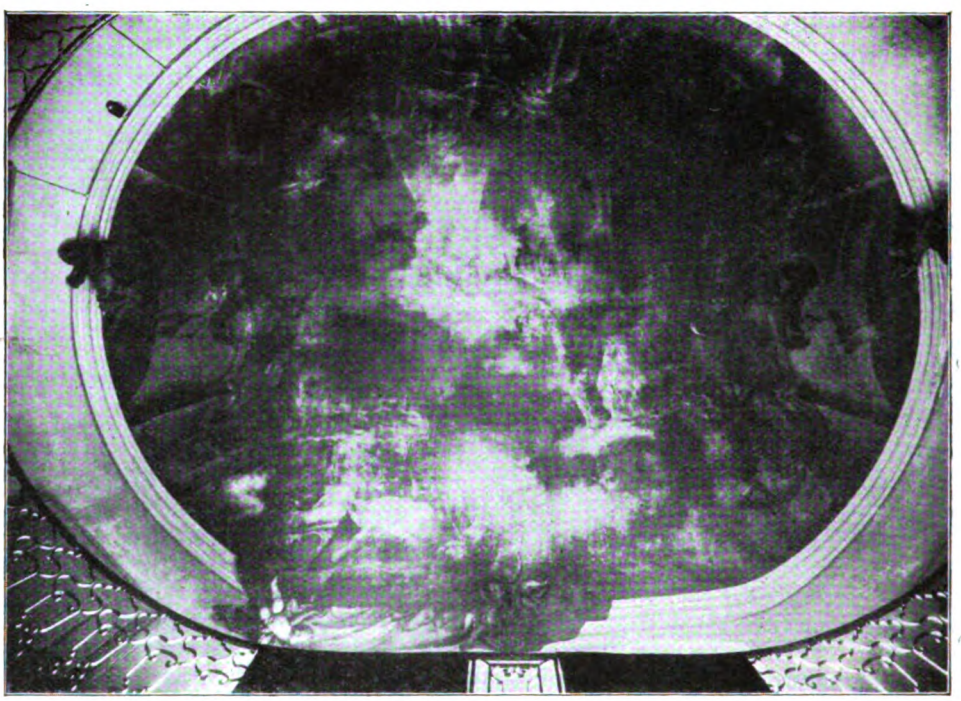
Der Aufsatz von W. Noack über „Verschwundene Straßenbilder und Häuser“ zeigt, wie unberührt und harmonisch die Freiburger Kaiserstraße noch vor zwei Menschenaltern aussah. Ein Gegenbeispiel abzubilden wäre hier überflüssig. Und doch erwächst uns auch für diesen vom Verkehr und von dem Geschäftsleben usurpierten Teil die Aufgabe, durch Hintanhaltung häßlicher Reklame und aufdringlicher Lichtreklame sowie durch behutsame Einfügung etwaiger Neu- und Umbauten, das Stadtbild vor weiteren Entstellungen zu bewahren. Erst recht gilt dies für die noch unberührten und in ihrem spätmittelalterlichen Bestand nahezu restlos erhaltenen Straßenzüge wie vor allem die Herrenstraße und den Münsterplatz.

Aber solche Maßnahmen, deren Durchführung durch eine wohlüberlegte Handhabung baupolizeilicher Bestimmungen bei verständnisvollem Eingehen der Bürgerschaft sehr wohl möglich ist, genügen nicht zur Erhaltung der Substanz, d. h. zur Durchführung einer gesunden Denkmalpflege an den einzelnen Objekten. Ohne Zweifel verlangen gewisse Teile der Altstadt eine Sanierung in wohnungshygienischer Hinsicht; auch diese Aufgabe läßt sich bei gutem Willen ohne Schädigung des Altstadtbildes durchführen. Außerdem müssen wohlgemeinte, aber verfehlte historisierende Zutaten des späten 19. Jahrhunderts mit behutsamer Hand eliminiert werden, vor allem müssen die erhaltenswerten baukünstlerisch bedeutsamen Denkmäler durch eine sorgfältige Restaurierung gepflegt werden.

Freiburg kann aus den letzten zwei Jahrzehnten einige recht beachtenswerte Erfolge auf diesem Gebiet verzeichnen. Da ist, um mit einem Beispiel aus der Zeit kurz vor dem Krieg anzufangen, der Um- und Ausbau des Hauses „zum Walfisch“ für die Zwecke der Sparkasse. Hier hat der Architekt C. A. Meckel eines der schönsten spätgotischen Patrizierhäuser, das 1516 für den Kaiser Maximilian erbaute Haus „zum Walfisch“ ganz vorzüglich wiederhergestellt, u. a. durch Ergänzung der gekuppelten Fenstergruppen und Wiedereinfügung ihrer steinernen Fensterkreuze, die man in einer verfrühten Anwandlung von „neuer Sachlichkeit“ seinerzeit herausgerissen hatte. Sehr beachtenswert ist auch das Geschick, mit dem der neue Anbau mit dem großen Hoftor zur Seite sich ohne sklavische Kopie an die Hausform und den Stimmungswert des früher dort gestandenen Hauses anlehnt. Für unsere Zeit, die gar so selbstherrlich immer wieder von ihrer Baukunst rühmt „wie wir's so herrlich weit gebracht“, ist ein solches Werk eine ernste Lehre: man stelle sich vor, wie etwa ein von historischen Einflüssen und Kenntnissen unbeschwerter Architekt unserer Tage diese denkmalpflegerische Aufgabe gelöst hätte, und man betrachte demgegenüber den wiedererstandenen Bau; hier ist ohne fälschende Retusche ein Kunstwerk uns wiedergeschenkt worden. Dies war nur möglich, weil „des Zirkels Kunst und Gerechtigkeit“ im Sinne der Alten noch geübt und verstanden wird. Auch in der Anwendung reiner starken Farben, Rot, Schwarz und Gold, ist die im Jahre 1910 vorgenommene Renovierung ein frühes Zeugnis für den wiedererwachenden Sinn für Farbe im Stadtbild, wie ja überhaupt Freiburg auf diesem heute von so vielen Unkundigen uns bis zum Überdruß verleideten Gebiet viele wirklich gute, frühe Beispiele aufweisen kann: so die von Prof. F. Geiges in den 80er Jahren des vergangenen Jahrhunderts figürlich und ornamental bemalten Fassaden des „Basler Hofes“ und des alten Rathauses, ferner die von C. A. Meckel herrührenden Häuseranstriche des „großen“ und des „kleinen Meyerhofes“, des Herderbaues und des Bankhauses Krebs auf dem Münsterplatz. Letzteres ist besonders geglückt, es trägt einen bleigrauen Mineralfarbenanstrich mit aufgemalten weißen Fugen, die Kehlen der gotischen Fenstergewände sind grün, die Stege golden abgesetzt, das reiche Balkongitter ist vergoldet, außerdem schmückt ein aufgemaltes Madonnenbild in Gloriole die Fassade.

Über die größte und wichtigste denkmalpflegerische Tat der letzten Jahrzehnte, die Sicherungs- und Wiederherstellungsarbeiten am Freiburger Münster, hat der hochver-

Digitized by Google



7. Wenzingerhaus, Deckengemälde im Treppenhaus vor der Renovierung

diente Leiter dieser Arbeiten, Münsterbaumeister Dr. h. c. Kempf ausführlichen Bericht auf dem Tag für Denkmalpflege und Heimatschutz in Freiburg 1925 erstattet[1]. Aus diesen Ausführungen erhellt so recht die Größe und Verantwortung dieser auf das gewissenhafteste bis ins kleinste durchgeführten Sicherungsmaßnahmen an dem köstlichsten baulichen Besitz Freiburgs. So erfreulich das Ergebnis dieser aufopfernden Arbeit ist, so schmerzlich ist andererseits die Tatsache, daß der Krieg und die Inflation das vorzüglich eingeschulte Personal der Münsterbauhütte zerstreut haben. Es ist eine ernste Frage, wer wohl in Zukunft sowohl an leitender Stelle wie auch als Handwerker solche Arbeiten ausführen soll, nachdem die Münsterbauhütte in ihrem alten Umfang aufgehört hat zu existieren; auch bei dem akademischen Nachwuchs wird, wenn das geistige Analphabetentum der Gegenwart weiter um sich greifen wird, nach Ablauf von ein oder zwei Menschenaltern niemand mehr da sein, dem man die Obhut unserer alten Dome anvertrauen könnte.

Eine andere Aufgabe denkmalpflegerischer Natur betraf die Umgestaltung des ehemaligen Klosters der Augustinereremiten, das zuletzt fast 100 Jahre lang das Stadttheater beherbergt hatte, zu einem Museumsgebäude für die städtischen Kunstsammlungen. Indem die schon zum Abbruch bestimmten Klostergebäude und der mächtige Kirchenraum unter Aufwendung verhältnismäßig geringer Mittel dem neuen Zweck aufs glücklichste dienstbar gemacht wurden, widerlegen sie aufs beste die neuerdings selbst von Fachleuten vertretene Auffassung, daß solche alten, ruinösen, von Schwamm und Feuch-

[1] Stenographischer Bericht über den Tag für Denkmalpflege und Heimatschutz in Freiburg 1925, Verlag Guido Hackebeil A.-G., 1926, S. 172.

Digitized by Google

8. Wenzingerhaus, Deckengemälde im Treppenhaus nach der Renovierung

tigkeit heimgesuchten Gebäude überständig und höchstens abbruchreif seien, da die Aufwendung von größeren Mitteln zu ihrer Instandsetzung sich doch nicht lohne. Hier ist ein stadt- und baugeschichtlich wichtiges Denkmal gerettet worden; das Äußere des Baukomplexes mit der ernsten Kirchenwand gegen die Salzstraße und dem an der Peripherie der Altstadt hoch über dem Wallgraben emporragenden Klostertrakt spricht bedeutsam und mit seinem dunkelockergelben Anstrich mit bleigrauer Betonung der Architekturteile auch farbig sehr glücklich im Stadtbild mit (Abb. 1). Im Innern bietet die schöne Folge der Säle und Zimmer, der Kreuzgänge und des mächtigen Kirchenraumes jedem Ausstellungsgegenstand die für ihn in museumstechnischer Hinsicht geeignetste Aufstellungsmöglichkeit und gewährt, schon rein räumlich betrachtet, einen hohen Genuß. Karl Gruber, der Schöpfer des gelungenen Werkes, hat über Baugeschichte, Umbau und jetzige Verwendung im Ekkhart-Jahrbuch 1925 unter Beifügung zahlreicher Bilder eingehend berichtet.

Die nächste denkmalpflegerische Tat, die der Stadt Freiburg eines ihrer schönsten und berühmtesten Bauwerke recht eigentlich wiedergeschenkt hat, ist die ebenfalls von Karl Gruber geleitete Instandsetzung des Kaufhauses. Wie beim Augustinermuseum so galt es auch hier, das bisher so gut wie unbenutzt dastehende Gebäude einem lebendigen Zweck zuzuführen. Dies geschah durch die Adaptierung des Kaisersaales für die Zwecke des Bürgerausschusses; der vorher so trostlos verwahrloste Saal (Abb. 2) macht nunmehr mit seiner handwerklich gediegenen, formal schönen Ausstattung einen würdigen und festlichen Eindruck (Abb. 3). Die Nebenräume sowie die Treppenhäuser und Vorplätze runden den Gesamteindruck räumlich, formal und farbig aufs vorteilhafteste ab. All

Digitized by Google

9. Volksbibliothek am Münsterplatz nach der Instandsetzung phot. E. Baumgartner, Freiburg i. Br.

diesen Räumen kam es sehr zustatten, daß eine Stadt von so alter Kultur wie Freiburg schöne alte Gemälde usw., die größtenteils besonderen stadtgeschichtlichen Wert haben, zur Ausstattung der Säle zur Verfügung stellen konnte. Ebenso wie die Instandsetzung der unwürdigen Verwahrlosung der Innenräume ein Ende bereitete, so beseitigte sie auch am Äußeren die geschmacklosen Zutaten, durch die man zum Teil erst vor rund vier Jahrzehnten den Bau, wenn auch in bester Absicht, entstellt hatte (Abb. 4). Es ist falsch, wenn man annehmen wollte, daß man in einigen Jahrzehnten wiederum so über diese letzte Instandsetzung urteilen wollte, wie wir über jene Instandsetzung von 1884. Wem die mittelalterliche Kunst und die vom Mittelalter uns überlieferte Form des Kaufhauses ans Herz gewachsen sind, der muß bei einem Vergleich des jetzigen mit dem bisherigen Bild zugeben, daß nicht etwa ein imaginäres Phantasiegebilde eines romantischen Ideologen entstand, sondern daß eine von künstlerischem Gefühl und von gründlichster Kenntnis der Formen und der handwerklichen Technik des Mittelalters geleitete Hand am Werk war (Abb. 5).

Es bleibt unbegreiflich, daß die Kritiker, die nach der Instandsetzung an einer Einzelheit, nämlich der Farbgebung des Äußeren, Anstoß nahmen, über diesem Punkt so ganz und gar es übersahen, welche Verbesserung der neue Zustand gegenüber dem alten darstellt. Früher hatte man („Kunstwart" 16. Jahrg. Heft 11) die entstellenden Zierarten und Zutaten von 1884 mit Recht getadelt und das so „verschönerte" dem guten alten Bild gegenübergestellt; nun, da jene üblen Zutaten entfernt und der Bau seines theatralischen Aufputzes entkleidet war, war man blind gegenüber der künstlerischen Tat.

Auch die Farbgebung, ein einheitlich roter Anstrich über Putzflächen und Architekturteilen mit schwarzen Kehlen und in gold abgesetzten Stegen der Gewände und Rippen

Digitized by Google

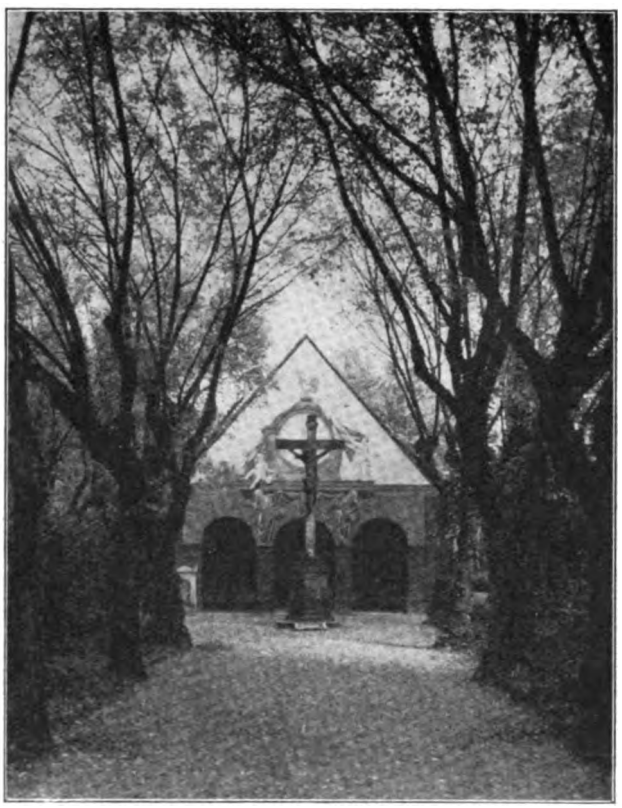
und mit farbiger Hervorhebung der Wappentafeln an den Erkern wird jetzt wohl kaum noch angefehdet; sie ist von einer überzeugenden Selbstverständlichkeit, sie gibt dem Bau im Zusammenklang mit dem warmroſtbraunen Rot des Daches und den buntglasierten Dächern der Erker einen anheimelnden Charakter und hebt ihn als den hervorragendsten Profanbau des Platzes heraus aus den Nachbarhäusern, die die Wände des Münsterplatzes umsäumen.

10. Die Münsterbauhütte — phot. E. Baumgartner Freiburg i. Br.

Nach der Instandsetzung des Kaufhauses wurden die benachbarten Bürgerhäuser nach einem einheitlichen Plan erneuert und in Farbe gesetzt. Hier folgt auf das Rot des Kaufhauses erst ein graublauer Anstrich mit gelben Architekturteilen, dann ein hellgrüner Anstrich mit grauen Architekturteilen, auf der anderen Seite erst ein ganz zartgelber, dann ein hellgrauer Anstrich, beide ohne Hervorhebung der Architekturteile. Bei mehreren Häusern hat man den in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts aufgeklebten Zierat aus Zinkblech und Zementguß entfernt und den Häusern wieder eine würdigere schlichte Erscheinung gegeben. Auch das erzbischöfliche Palais hat seinen farbig äußerst wohltuenden Anstrich neuerdings wiederhergestellt, so daß die südliche Hälfte des Münsterplatzes nahezu völlig farbig neu gefaßt worden ist. In der Südostecke des Platzes steht das künstlerisch wertvollste Freiburger Bürgerhaus des 18. Jahrhunderts, das Wenzingerhaus, das im Jahre 1926 als städtische Gemäldegalerie für die Werke der neueren Kunst eingerichtet wurde. Die Farbgebung mußte sich sowohl der geschlossenen farbigen Wirkung des Münsterplatzes einpassen wie auch gleichzeitig dem Stilcharakter sich anpassen. Dies wurde erreicht durch weißen Anstrich der Architekturteile und der charakteristischen wohl von Wenzinger selber geschaffenen Schlußsteinmasken, deren plastische Wirkung durch den hellen Ton gut zur Geltung kommt, und durch ein gedämpftes Gelb des Fassadenanstriches. Ein etwas fahleres Gelb mit bleigrauer Fassung der Architekturteile wurde an der gegenüberliegenden Hauptwache angewendet, während die schönen Domhäuser zwischen beiden Gebäuden einen zurückhaltenden ganz blaßgrünen Anstrich erhielten (Abb. 6).

Im Innern des Wenzingerhauses hat der Konservator der städtischen Sammlungen P. H. Hübner durch die Konservierung des schwer verderbten Deckenbildes im Treppenhaus ein kaum mehr kenntliches Kunstwerk in alter Schönheit wiedererstehen lassen (Abb. 7 und 8). Das Gemälde stellt dar, wie Vulkan nach seiner Verbannung mit Venus von der Erde in den Olymp zurückkehrt und vor Jupiter und Juno erscheint. Das jetzt wieder in prächtigen Farben leuchtende Gemälde bildet einen prächtigen Abschluß des Treppenhauses, das durch die halbkreisförmigen Treppenarme, zumal durch den unteren zwischen zwei Wänden zu dem lichten Treppensaal aufsteigenden Treppen-

Digitized by Google



phot. Dr. Abels, Freiburg i. Br.

11. St. Michaelskapelle auf dem alten Friedhof

arm, sozusagen eine freie Übersetzung des Bruchsaler Treppenhauses ins Bürgerliche darstellt. Bei dem Umbau wurde in dem kleinen Festsaal des Hauptgeschosses eine wohl von Wenzingers Hand herrührende in den zartesten Farben gehaltene naturalistische Blumendekoration auf marmorfarbenem Untergrund aufgedeckt. Die durch spätere teilweise Vertäfelung des Raumes und Übertapezierung der Malerei stark beschädigte Bemalung war wenigstens in den Fensterleibungen nahezu unversehrt und konnte hier sichtbar gelassen werden.

Auf der nördlichen Hälfte des Münsterplatzes wurde das im zweiten Jahrzehnt des 18. Jahrhunderts von Ägid. von Greuth errichtete, im Jahre 1796 vom Schneckenwirt Fendrich erweiterte, jetzt der Volksbibliothek und Stadtschulamt dienende stattliche Gebäude einer Erneuerung unterzogen, bei der die Fensterverdachungen und Portalbekrönungen des Erdgeschosses wiederhergestellt wurden gemäß den genauen Anhaltspunkten, die man nach Abschlagen des Putzes feststellen konnte (Abb. 9). Interessant war hierbei die nach Entfernung des Putzes deutlich sichtbare Naht zwischen dem Bau von 1715 und dem von 1796, deren Existenz die von Prof. Fritz Geiges erforschte Baugeschichte als richtig erwies; interessant ist diese Feststellung auch deshalb, weil sie zeigt, daß der Baumeister von 1796 — wahrscheinlich der Stadtbaumeister Leonhard Wippert — den Bau zu einem harmonischen Ganzen dadurch gestaltete, daß er unbedenklich die Bauformen und überhaupt die ganze Architektur des zu erweiternden Hauses auch bei diesem Anbau anwendete, ein Verfahren, das von künstlerischem Takt und einem gesunden denkmalpflegerischen Geist auch in jener Zeit zeugt, der man so gern robuste Rücksichtslosigkeit nachsagt.

Das Äußere der Volksbibliothek erhielt nach der Instandsetzung einen einheitlich dunkelgelben Anstrich, wie ihn ehedem die meisten Bauten des 18. Jahrhunderts hier in den vorderösterreichischen Landen trugen. An der Karlskaserne, einem von Leonh. Wippert 1775 erbauten sehr markanten Bauwerk in den strengen Formen des ausgehenden 18. Jahrhunderts, wurden die Putzflächen silbergrau, die Architekturteile bleigrau gestrichen, das Wappen der vorderösterreichischen Landstände über dem Portal farbig gefaßt und ein festlicher Ton in das Gesamtbild gebracht durch Vergoldung der Lanzenspitzen des monumentalen Gitters.

Digitized by Google

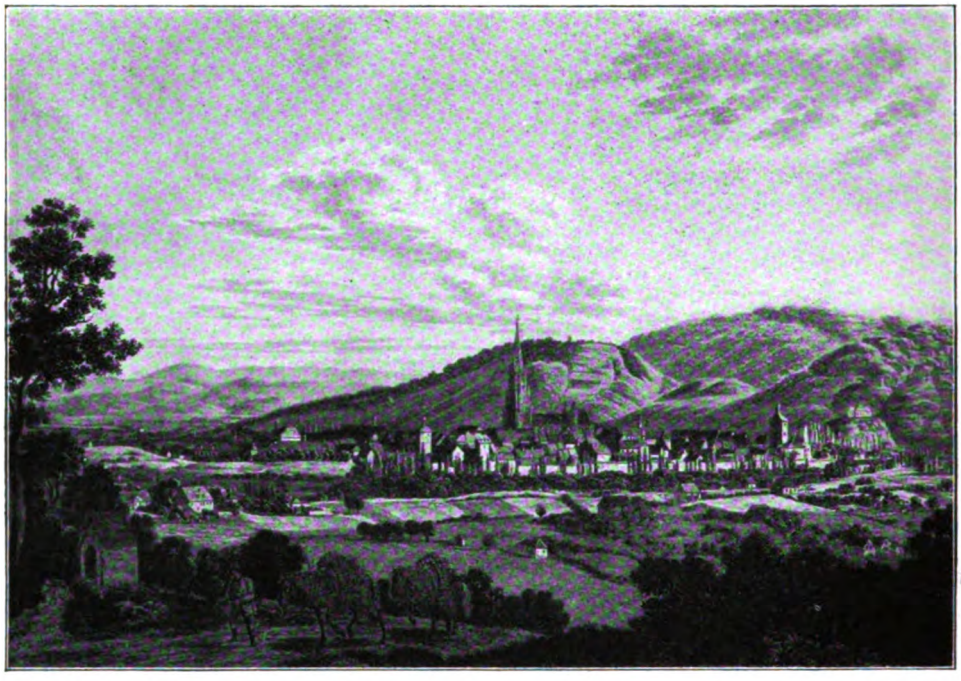
12. St. Michaelskapelle auf dem alten Friedhof — phot. Dr. Abels, Freiburg i. Br.

Auch einer der wenigen Fachwerkbauten Freiburgs, die im Jahr 1600 erbaute alte Münsterbauhütte, erhielt ein neues farbiges Gewand; das massive Untergeschoß bekam einen bleigrauen Anstrich mit roter und goldener Fassung der gotisch eingekehlten Fenstergewände, das markante Fachwerk des Obergeschosses einen tiefdunkelbraunen Ton, während die weißen Putzfelder kobaltblau eingerahmt wurden (Abb. 10).

Von sonstigen Instandsetzungen alter Gebäude seien hier erwähnt: die farbige Erneuerung des alten Universitätsgebäudes in einem leicht ins grünliche spielenden blaßgelben Anstrich, neben dem die im natürlichen Sandsteinton aufragende Fassade der Kirche sich gut behauptet; ferner die Instandsetzung des Bezirksamtes; schließlich der vielumstrittene, in seinem Endergebnis aber wohl befriedigende Wiederanstrich der ehemaligen Franziskanerkirche. Auch einige Bürgerhäuser wurden in sehr erfreulicher Weise erneuert, so die Löwenapotheke, die Drogerie Spielmann, bei der die unschönen Verzierungen abgenommen und dem Haus wieder eine gute Form gegeben wurde, und das durch das freigelegte alemannische Fachwerk besonders charakteristische Haus Freytag. Auch der Umbau der Freiburger Bücherstube durch Architekt P. H. Geis muß hier erwähnt werden.

Weitere denkmalpflegerische Arbeiten, die zum Teil noch im Gange sind, betreffen die Erneuerung des alten und neuen Rathauses, wobei die zartfarbige Wiederherstellung der Bandelwerkstukkaturen im Traufaal erwähnt seien, und den Umbau des Adelhauserklosters zu einem Museumsgebäude für völkerkundliche Sammlungen. Eine Ehrenpflicht und eine besonders lockende Aufgabe, die allerdings für spätere, bessere Zeiten aufbewahrt werden muß, wird die bauliche Rettung und würdige Instandsetzung der goti-

Digitized by Google



13. Freiburg, vom Lorettoberg aus gesehen, nach einem Aquatintablatt von Nilson, Anfang 19. Jahrhundert

schen Gerichtslaube und ihres kaum minder interessanten Obergeschosses mit dem alten Ratssaal sein.

Zum Schluß sei noch eine größere Renovierung kurz besprochen, die der St. Michaelskapelle auf dem alten Friedhof im Innern und Äußeren ein neues Gewand verlieh. Das Äußere erhielt einen gelben Anstrich mit roten Architekturteilen; das allegorische Gemälde des Fassadengiebels, das nahezu völlig verblichen war, wurde von Kunstmaler Hanemann wiederhergestellt, so daß die Symbole der Vergänglichkeit und der Auferstehung, die Sensenmänner, die Putten, das über die Uhr wehende Bahrtuch und der Hahn zuoberst wieder in frischen Farben dastehen (Abb. 11). Im Inneren wurden die delikaten Rokokostukkaturen rein weiß auf einen leicht elfenbeinfarbigen Grund gesetzt, die von Rocaille umrahmten Felder erhielten eine teils ganz blaßgelbe, teils zartrötliche Tönung im Stil der Farbgebung des 18. Jahrhunderts (Abb. 12). Die Deckengemälde von Pfunner und die Altargemälde von Simon Göser wurden durch Kunstmaler Hanemann und Konservator Hübner wiederhergestellt; einen besonderen Schmuck erhielt die Kapelle durch Wiederaufstellung der im Aufklärungszeitalter beiseit geräumten, in reichstem Rocaillewerk gehaltenen Reliquienschreine der drei Altäre, die man auf dem Dachstuhl der Kapelle wiederfand. Der prickelnde farbige und formale Reiz dieser elegant dekorierten und mit reichem Filigranwerk geschmückten Behältnisse verleihen den Altären eine besondere Note. Auch die sehr schönen Grabdenkmäler des alten Friedhofes verdienen Beachtung und zum Teil eine behutsame Instandsetzung, die den Stimmungswert schonend erhalten, aber die zerfallenden Steine vor dem Einsturz und der Vernichtung bewahren muß.

Soviel über die Denkmalpflege im alten Freiburg. Nun zur Gestaltung des neuen Freiburg.

Digitized by Google

14. Freiburg i. Br., vom Hölderle aus gesehen phot. E. Baumgartner, Freiburg i. Br.

Über den Leidensweg des Freiburger Stadtbildes ist in diesem Heft aus den Aufsätzen von Hefele[1] und Noack das Wesentliche zu erfahren. Nachdem im Jahr 1677 durch die radikale Zerstörung aller Vorstädte zugunsten des Festigungsgürtels die Altstadt nahezu auf ihren Umfang von 1120 zurückgeschnitten war, blieb dieser Kern bis zum Anfang des 19. Jahrhunderts unverändert liegen; nur die Festungswerke waren um die Mitte des 18. Jahrhunderts gesprengt, geschleift und unbenutzbar gemacht, jedoch nicht völlig entfernt worden. Durch diese relativ frühe Entfestigung kam Freiburg um jenen besonderen Reiz, der die gegen Ende des 18. Jahrhunderts entfestigten Städte auszeichnet, um die Anlage eines Garten- und Alleegürtels an Stelle der Wallgräben und Außenglacis, wie sie etwa Würzburg, Frankfurt a. M., Leipzig usw. aufweisen. Freiburg entbehrt daher eines Grüngürtels an Stelle der bastionären Festungsanlage. Die erste Äußerung des wiedererwachenden Ausdehnungsdranges der Stadt, die von dem Weinbrennerschüler Arnold entworfene Zähringervorstadt von 1825 schließt den neuen Straßenzug unmittelbar an die Altstadt an. Während dieser Versuch im Norden und Süden der Zähringer- und Kaiserstraße verhältnismäßig gut gelang, hat er an anderen Stellen, z. B. am Knotenpunkt der Merian-, Ring- und Friedrichstraße oder der Herrmann- und Herrenstraße zu äußerst unerquicklichen Bildern geführt. Nur einige Bastionen, der Rempartpark und das Colombischlößle, lassen trotz der Umgestaltung noch die Angelpunkte des Verteidigungssystems erkennen. Im übrigen hat das an den Altstadtkern angrenzende Stadtbild den Zufallscharakter der Städte des 19. Jahrhunderts, bei denen nicht wie im Mittelalter nach einem einheitlich vorgefaßten großzügigen Plan, sondern

[1] Vgl. das eben erschienene Heimatblatt Nr. 34 der Schriftenreihe Vom Bodensee zum Main: „Aus Freiburgs Baugeschichte", die ehemalige Zähringer Vorstadt und Kreisbaumeister Christoph Arnold, von Friedrich Hefele, Freiburg i. Br.

Digitized by Google

nach kleinlichen, größtenteils nur von der Spekulation beeinflußten Gesichtspunkten die Außengebiete der Bebauung erschlossen wurden, ohne leitende städtebauliche Gedanken, ohne Einordnung etwaiger Monumentalplätze für öffentliche Gebäude. Immerhin haben jene Bauquartiere, die bis in die 70er Jahre hinein entstanden, trotz aller Nüchternheit noch einen leisen Abglanz von der guten Bautradition der Zeit um 1800.

Erst in den 80er Jahren setzt mit der allzu eng geratenen, unfreundlichen und ungesunden Bebauung des Stühlingers sowie mit der Bebauung der Wiehre jene mächtige Ausdehnung des Stadtbildes ein, die binnen kurzem die Stadt um mehr als das Doppelte vergrößerte und sie bis weit in die Täler hinein vorschob. Daß hierbei der Stühlinger, der fast ein Viertel der Einwohnerzahl beherbergt, durch die Bahnlinie vom Stadtkern abgetrennt wurde, ist ein nicht leicht wieder gut zu machendes Hindernis für eine organische Entwicklung. Auch bleibt bedauerlich, daß der Zusammenhang zwischen dem schönen Wohngebiet der Wiehre und dem Südhang des Schloßberges durch die Kartäuserstraße mit ihren vielen Industrieanlagen zerschnitten und der Ausblick vom Schloßberg in die sonst so herrliche Landschaft durch diesen unschönen Vordergrund schwer beeinträchtigt wurde. Trotz all dieser Mängel ist das Freiburger Stadtbild doch an keiner Stelle von jener ganz grotesken Häßlichkeit, wie sie in so vielen anderen Städten anzutreffen ist. Selbst in weniger bevorzugten Wohngebieten ist noch die umgebende Natur und die schöne Kontur der Berge zu sehen.

Nach dem Zusammenbruch von 1918 und dem langen Stagnieren der Bautätigkeit durch Krieg und Inflation ist die Stadterweiterung erneut in Fluß gekommen. Der Sehnsucht nach einem Eigenheim und nach gesunden Wohnungen entsprechend hat man nach einem städtebaulich auswärts viel beachteten Plan Karl Grubers die Siedlung Haslach angelegt. Auch im Dreisamtal entwickelten Baugenossenschaften eine ähnliche Bautätigkeit, wie überhaupt der Einzelunternehmer der Vorkriegszeit abgelöst ist durch die Stadt, die Siedlungsgesellschaft und die Baugenossenschaften, die nun als Bauherren großen Stiles auftreten. Diese veränderte Lage bewirkt, daß nicht mehr das Einzelhaus und seine Einzelheiten, sondern die städtebauliche Zusammenfassung ganzer Wohnblöcke zu einer Einheit, in der die Blockfront im Sinne modellmäßigen Bauens möglich ist, das Stadtbild ausschlaggebend beeinflußt. Nun entstehen in den mehr landhaus- oder siedlungsmäßig zu bebauenden Außengebieten und in den Bauquartieren mit mehrgeschossigen Mietwohnbauten neue gesunde Lösungen auf dem Gebiet des Wohnungsbaues. Ungesunde und aufdringlich dekorierte Mietskasernen alten Stiles sind heutzutag unmöglich. Es entstehen nicht mehr Mietskasernen auf engstem Raum ohne Hof und Garten, Licht und Luft, sondern weiträumige höchstens vierstöckige Stockwerksbauten, die allen Anforderungen gesunden Wohnens entsprechen und statt Hinterhäusern große Innenhöfe mit Rasenfläche oder Kinderspielplätze aufweisen. In großangelegten Erweiterungsplänen wird den Anforderungen des modernen Verkehrs Rechnung getragen, die Trennung reiner Wohngebiete von den mehr dem Geschäftsleben oder industriellen Zwecken dienenden Bauquartieren durchgeführt und für eine Gestaltung und Akzentuierung des Stadtbildes durch Plätze Sorge getragen, die eine zweckdienliche und würdige Anordnung von Schulen, Kirchen und anderen öffentlichen Gebäuden ermöglichen. Hierbei ist auch Bedacht genommen auf die Anlage von Erholungs- und Grünflächen, die unter sich und mit den Waldgebieten in Zusammenhang stehen. Auch Sportplätze aller Art im Dreisamtal und in anderen Stadtgebieten sind vorgesehen. Die größte gegenwärtige Bauaufgabe, die Erstellung des Klinikkomplexes, gab Anlaß zu einer großzügigen Planung für das südlich bis zur Dreisam sichanschließende Gebiet. Die Hänge des Schloßberges und der Ausläufer des Roßkopfes, das Hölderle und der Lorettoberg bieten Anreiz und Möglichkeit zu Villenbauten in solcher Naturnähe und mit solchen

Digitized by Google

Fernblicken auf Stadt und Breisgau bis hinüber zu den Vogesen, wie sie in gleicher Schönheit nur in wenig anderen Städten zu finden sein werden.

So sind alle Grundlagen für eine gesunde und schöne bauliche Entwicklung der Stadt gegeben, durch die Freiburg seinen so viel beneideten Ruhm einer angenehmen Wohn- und Gartenstadt in innigster Beziehung zu der prächtigen landschaftlichen Umgebung ausbauen und vermehren kann.

Werfen wir zum Schluß einen Blick vom Lorettoberg aus auf das Stadtbild — für die Aussicht vom Hebsack oder Schloßberg träfe das gleiche zu, doch fehlen hier vergleichbare Bilder aus alter und neuer Zeit — und vergleichen wir das heutige Bild mit dem, das sich vor 100 Jahren von der gleichen Stelle aus bot (Abb. 13 und 14), so müssen wir gestehen, daß selbst die dunkeln Jahrzehnte die Schönheit des Stadtbildes Freiburgs in seinem großen, landschaftlichen Rahmen nicht zu beeinträchtigen vermochten. Wie viele andere deutsche Städte sind in der gleichen glücklichen Lage? Noch immer halten die Berge rings die Wacht und der Wald steigt bis in die Stadt herunter, aus deren so reich von Grün durchsetztem Häusergewirr siegreich über den vielen neuerdings um ihn emporgewachsenen Türmen der einzige Münsterturm als das edelste Wahrzeichen der Stadt sich in den Himmel reckt.

Sonett

Von Wolfgang Müller-Clemm

Als Schließe eines Mantels, der Dich königlich umhüllte,
Schufen Deine Bürger, Stadt, gegen Widerpart getreue Hüter,
Hundert Jahre opfernd ihre Kräfte, ihre reichen Güter,
Dir ein Kleinod, das als Gotteshochburg sich erfüllte.

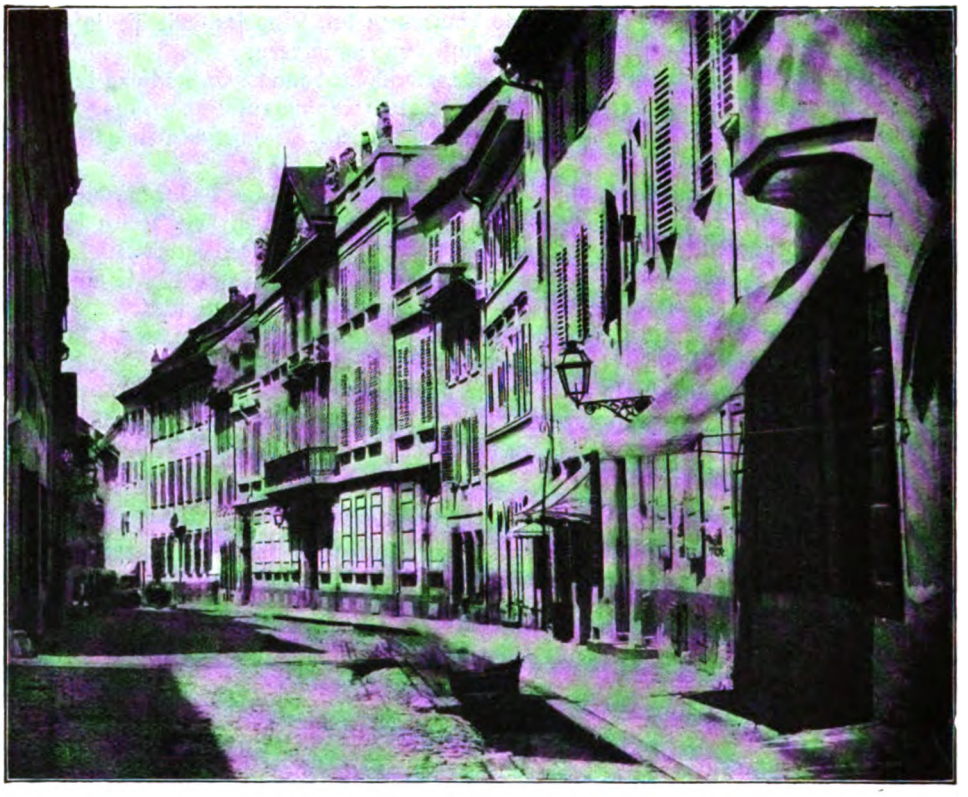
Dem Ewigen gegeben und der Ewigkeit entnommen
Glüht der Bau in letzter Reinheit. Die gesegneten Verlangen
Rührt er, die im Innern ohne Deutung bangen,
Bis sie Weisungen empfangen, die aus herrlichem Vollkommen

Offenbaren. — Turmes Glaube, Liebe, Gott Gedanke,
Stein gemeißelt, daß er unauslöschlich möge leben,
Strebt zur Sphäre — eine freiheitlich gebaumte Schranke.

Pfeiler wuchten, Brücken schweben, spitze, schlanke
Bögen ragen, Kreuz und Dornenkrone schweben,
Und es windet sich das Ganze hoch zu göttlichem Geranke.

Sonette von Wolfgang Müller-Clemm, Verlag A. Juncker, Berlin.

Digitized by Google



1. Salzstraße mit Palais

Alte Freiburger Straßenbilder

Von Werner Noack, Freiburg i. Br.

Unsere Städte haben sich fast ausnahmslos erst im 19. Jahrhundert über den mittelalterlichen Mauerring oder den Kranz der barocken Festungswerke hinaus ausgedehnt. Man beschränkt sich dabei im allgemeinen auf die Anlage neuer Außenquartiere. Die alte Innenstadt bleibt meist unberührt. Erst von den 70er Jahren an, beginnend mit der ungesund übersteigerten Bautätigkeit der Gründerzeit, verändern auch die Altstädte erst allmählich, dann in immer rascherem Fortschreiten ihr Gesicht. Alte Häuser werden umgebaut oder durch Neubauten ersetzt, Straßenerweiterungen oder Durchbrüche neuer Straßenzüge bringen eingreifende Umgestaltungen der alten Stadtpläne. Von dieser Entwicklung sind nur verhältnismäßig wenige Städte verschont geblieben, bei denen entweder veränderte wirtschaftliche Verhältnisse oder ihre Lage abseits des Verkehrs oder aber eine ausgesprochen konservative Haltung der Bevölkerung einen unfreiwilligen oder bewußten Schutz des Alten bedeuteten. In die erste Gruppe gehören Städte wie Rothenburg, Nördlingen, Dinkelsbühl, um nur die bekanntesten zu nennen, eines der eindruckvollsten Beispiele der zweiten Gruppe ist die Altstadt von Bern. Der Umgestal-

Digitized by Google

2. Kaiserstraße vom Bertholdsbrunnen nach dem Martinstor, Ostseite

tungsprozeß setzt natürlich nicht überall gleichzeitig ein, sondern je nach den örtlichen Verhältnissen bei der einen Stadt früher, bei der andern später.

Weitgehende Veränderungen alter Stadtkörper kennen wir natürlich auch aus den früheren Jahrhunderten. Jedes Gemeinwesen ist ein lebendiger Organismus, der in stetiger, bald rascherer, bald langsamer Erneuerung und Umbildung begriffen ist. Zeiten bedeutenden wirtschaftlichen Aufschwunges oder besonders baufreudige Kunstepochen, wie etwa die Barockzeit, Zerstörungen durch Feuer oder kriegerische Ereignisse haben häufig umfangreiche Umgestaltungen zur Folge. Meistens wird davon allerdings weniger der Stadtgrundriß als der Aufbau von Straßen- oder Platzwand betroffen. Alle diese Eingriffe früherer Jahrhunderte, und mögen sie noch so einschneidend gewesen sein, haben es aber meisterhaft verstanden, das charakteristische „Gesicht" der Stadt oder der Straße zu wahren, sich dem genius loci unterzuordnen. Jeder Baumeister, vom einfachen Handwerker bis zum berühmten Architekten, paßt sich ganz instinktiv der Umgebung, den Nachbargebäuden an. Wenn z. B. bei uns in Freiburg die alte Gepflogenheit herrscht, die Häuser mit der Traufseite zur Straße zu stellen, so fällt es im allgemeinen keinem Baumeister ein, diesen Brauch zu durchbrechen; geschieht es aber doch einmal, so liegen sicher ganz bestimmte künstlerische Absichten dabei vor, und es wird das einheitliche Gesamtbild der Straße nicht gestört. Ein barockes Haus neben einem gotischen zeigt wohl in allen Einzelheiten, Tür, Fenster, Gesimsen usw., die charakteristischen Merkmale seiner Ent-

Digitized by Google

3. Kaiserstraße vom Bertholdsbrunnen nach dem Martinstor, Westseite

Digitized by Google

4. Blick von der Salzstraße in die Bertholdstraße

5. Blick von der Bertholdstraße in die Salzstraße

stehungszeit; in der Gesamtanlage, besonders der Höhe, häufig auch in der Stockwerkteilung nimmt es Rücksicht auf den Nachbar wie auf die Straße als Ganzes. Dieses Gemeinschaftsgefühl ist uns im Laufe des 19. Jahrhunderts verlorengegangen. Besonders im letzten Drittel baut jeder einzelne ohne Rücksicht auf den anderen, ja häufig hat er sogar die ausgesprochene Absicht, den Nachbar zu übertrumpfen, sich möglichst von ihm zu unterscheiden. Ortsfremde Bauformen, Entwürfe, die ohne Kenntnis des Standortes und seiner Umgebung entstanden sind, Nachbildungen irgendwelcher auswärtiger, zuweilen fremdländischer Bauten machen aus Straßen und Plätzen bunt zusammengewürfelte Zufallsprodukte statt planmäßigen harmonischen Raumgebilden. Das Einzelbauwerk weiß nichts mehr davon, daß es nur Teil eines größeren Ganzen ist, daß die räumliche Gestaltung der Straße, des Platzes, der ganzen Stadt mit ihrer besonderen Note, die sie von anderen Städten unterscheidet, bewußt oder unbewußt die übergeordnete Aufgabe bildet. Es ist bezeichnend, daß unsere Bauordnungen weder für die Altstädte

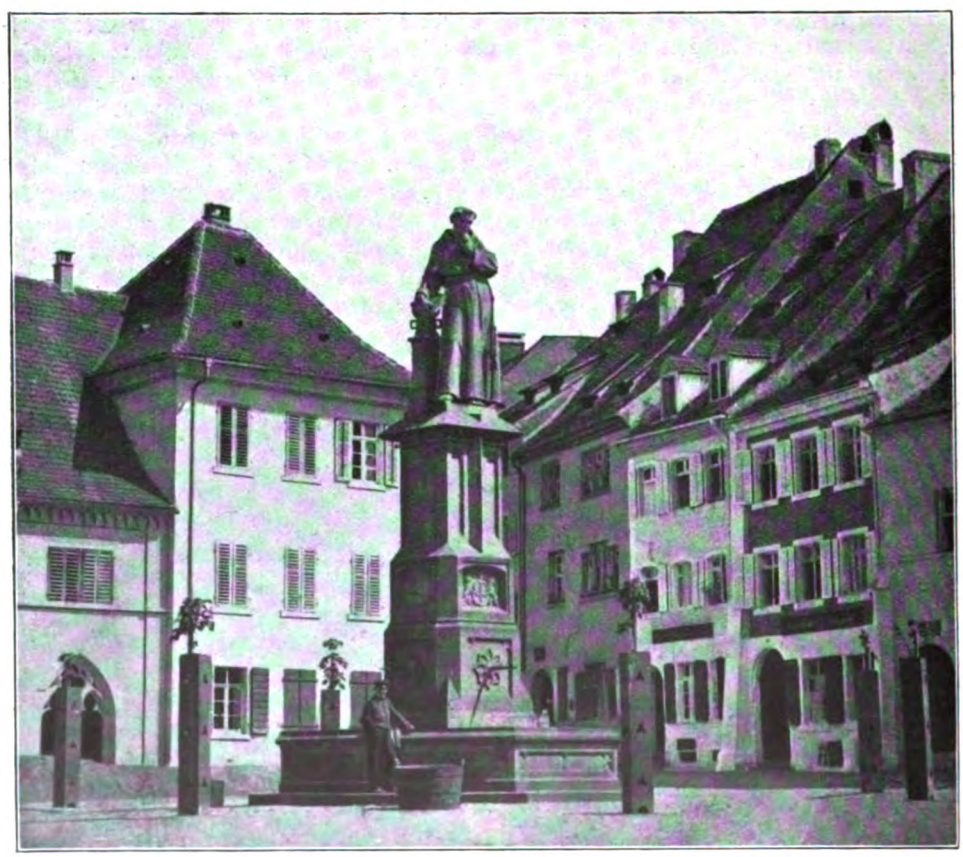
6. Kaiserstraße vom Bertholdsbrunnen nördlich

7. Kaiserstraße von der Eisenbahnstraße nördlich

Digitized by Google

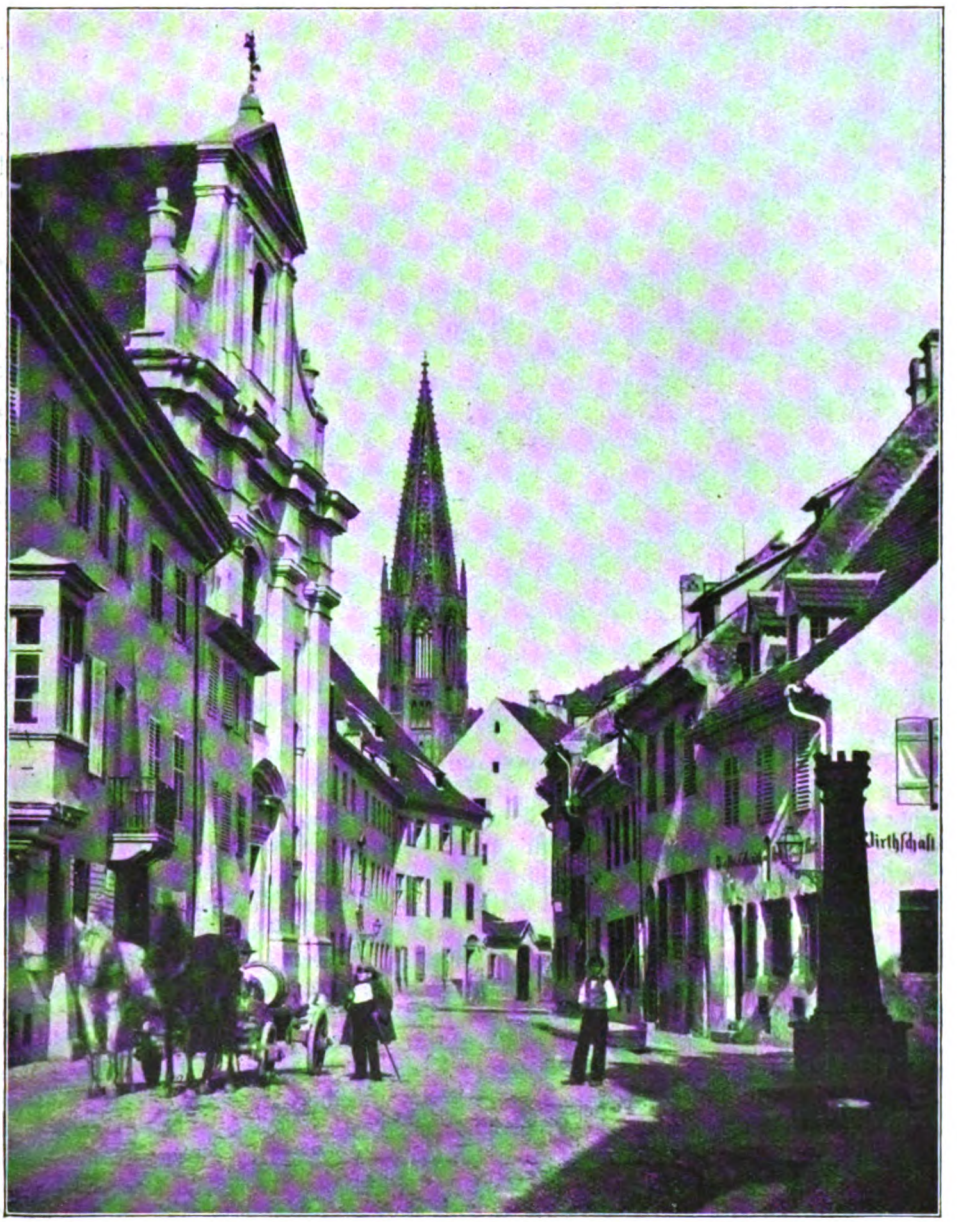
8. Münsterstraße

9. Kaiserstraße vom Albrechtsbrunnen südlich



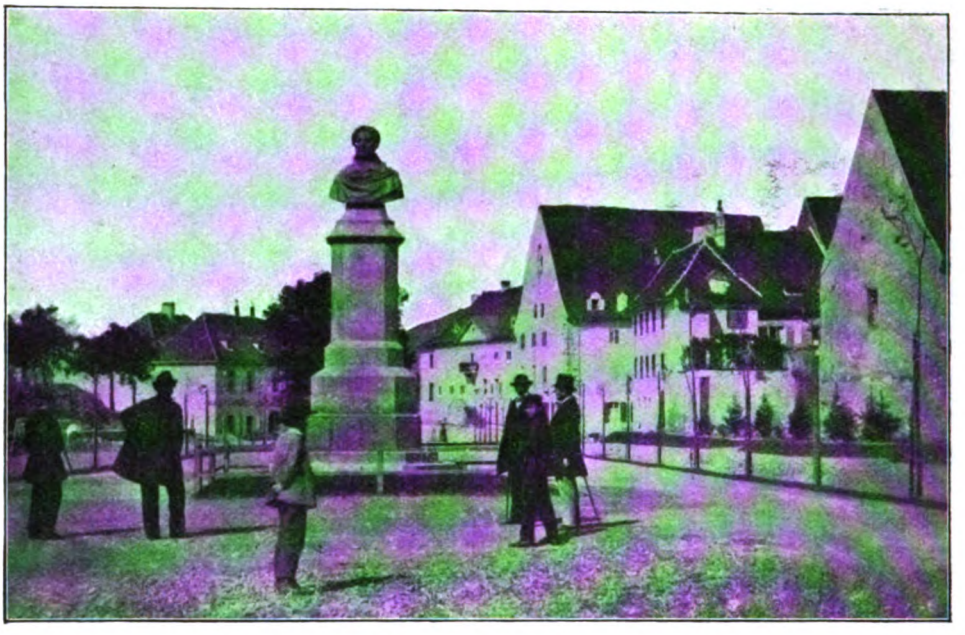
10. Franziskanerplatz

Digitized by Google



11. Bertholdstraße von der Peterstraße nach Osten

Digitized by Google



12. Rotteckplatz mit ehem. Predigertor

noch für die Gestaltung neuer Stadtteile von diesen eminent wichtigen allgemeinen künstlerischen Gesichtspunkten etwas wissen.

Die Altstadt von Freiburg hat verhältnismäßig lange ihr Gesicht gewahrt. Erst in den 80er Jahren setzt langsam der Zersetzungsprozeß ein, der um die Jahrhundertwende und in dem Jahrzehnt vor dem Krieg ein Ausmaß annimmt, daß der eigentümliche Charakter der Stadt nahezu zerstört ist. Neben einigen Seitengäßchen gibt nur noch die Herrenstraße ein, wenn auch nicht unberührtes, so doch einigermaßen erhaltenes Bild des ehemaligen Eindrucks. Wenn man die Abbildungen dieses Aufsatzes mit dem heutigen Straßenbild vergleicht, erübrigt sich eigentlich jede weitere Erörterung[1]. Außer durch die Errichtung von Neubauten, von denen vor allem die Kaiserstraße betroffen ist, wird das Straßenbild durch Aufstockungen, die die Häuserhöhen stark differenzieren, und besonders durch die Ladeneinbrüche von Grund auf verändert. Die Entwicklung des Geschäftslebens erfordert zweifellos diese Ladeneinbauten. Es ist aber nicht von der Hand zu weisen, daß man dabei mit größerem Takt hätte vorgehen können. Der Hauptfehler ist das Streben nach möglichst großen Schaufenstern, die natürlich das Erdgeschoß (und häufig auch noch den 2. Stock) vollkommen aufreißen und seiner architektonischen Aufgabe, die Grundlage des ganzen Hauses zu bilden, entfremden. Man ist inzwischen, besonders in den Großstädten, längst zu der Überzeugung gekommen, daß es gar nicht darauf ankommt, möglichst viel im Schaufenster zu zeigen, sondern daß das Publikum dadurch nur verwirrt wird. Eine kleine, aber geschmackvolle Auslage mit einer häufig wechselnden, geschickt zusammengestellten Auswahl ist ungleich wirkungsvoller und braucht sich nur klei-

[1] Die den Abbildungen zugrunde liegenden Photographien sind zum größten Teil vom Hofphotographen G. Th. Hase in den 60er und 70er Jahren angefertigt worden. Wir verdanken sie dem freundlichen Entgegenkommen seines Nachfolgers, des Herrn Photographen Max Heß.

Digitized by Google

13. Kaiserstraße von der Kaiserbrücke nach dem Martinstor

ner Schaufenster zu bedienen. Die gegenseitige Übersteigerung der Neubauten in ihrer Höhe hat auch den Aufbau des Schwabentores und des Martinstores verursacht, die sonst in ihrer Umgebung versunken wären, auf diese Weise aber ihres Wertes als historische Baudenkmäler beraubt sind.

Im einzelnen ist zu den Abbildungen noch folgendes zu bemerken: In der Salzstraße (Abb. 1) ist vorn rechts noch im Ausschnitt ein heute verschwundenes Haus des 16. Jahrhunderts mit reichem Portal und Erker zu bemerken (Nr. 33). Das von d'Ixnard 1770 erbaute Palais ist ein Musterbeispiel für die geschickte Einpassung eines Monumentalbaus in die Straßenflucht; durch das Absetzen der Seitenrisalite wird der Anschluß an die niedrigeren Nachbarhäuser gewonnen. Das Haus Nr. 17 zeigt besonders eindrucksvoll die verheerende Wirkung der heutigen Ladeneinbrüche in ein derartiges Patrizierhaus. — Der Bertholdsbrunnen (Abb. 2) hat noch seine alte Brunnenschale, die ihm erst als breite Basis die richtige Standfestigkeit gibt. Daß die Löwenapotheke (Nr. 91) neuerdings geschickt wiederhergestellt worden ist (ebenso wie die Drogerie Spielmann Nr. 83) soll auch an dieser Stelle anerkannt werden. In seiner alten Substanz erhalten, aber durch Aufstockung und Umbau arg entstellt, ist das schöne klassizistische Haus Nr. 103. Im Gegensatz zu der heutigen Gestaltung interessiert besonders die malerische Gruppe um das Martinstor. Die Westseite dieses Teils der Kaiserstraße (Abb. 3) zeigt sehr schön die ruhige gleichmäßige Front einfacher sachlicher Häuser mit dem wirkungsvollen Akzent des Erkers an der Ecke des „Römischen Kaisers". — Der Bertholdstraße (Abb. 4)

Digitized by Google

ist mit dem reichen Erker des Hauses Nr. 3 (dessen Reste jetzt im Kreuzgang des Augustinermuseums stehen, bis sich eine Gelegenheit findet, den ganzen Erker wieder irgendwo aufzubauen) ein besonderes Prunkstück verloren gegangen. Das schöne Fachwerkhaus an der Ecke von Berthold- und Kaiserstraße ist heute wieder freigelegt. — Vor dem hohen Staffelgiebel des Kageneckschen Hauses Salzstraße 5 (Abb. 5) baut sich mit bemerkenswerter Feinfühligkeit das Dach des ehemaligen Kapfererschen Hauses an der Kaiserstraßenecke auf. — Das Haus Kaiserstraße Nr. 79, Werner-Blust (Abb. 6), ist schon vor Anfertigung unserer um 1870 entstandenen Aufnahme aufgestockt worden. Man muß sich das oberste Stockwerk wegdenken, um die ursprüngliche Wirkung dieses schönen Barockbaues im Straßenbild zu ermessen. — Das Eckhaus Eisenbahn-Kaiserstraße (Abb. 7) hat noch seinen alten sympathischen Biedermeierladen, der zeigt, wie geschmackvoll die erste Hälfte des 19. Jahrhunderts solche Einbauten zu gestalten vermochte. — Auf der Südseite der Münsterstraße (Abb. 8) führte das heute durch den Neubau der Darmstädter Bank ersetzte mittlere Haus die Arkaden des Eckhauses unter den vorkragenden Obergeschossen weiter und verstärkte so deren Wirkung. — Den störenden Eindruck einer Aufstockung läßt auch das Haus Kaiserstraße Nr. 40 (Abb. 9) erkennen. — Eine besonders schöne Baugruppe gibt Abb. 10 auf der Südseite der Eisenbahnstraße am Franziskanerplatz. Die Häuser sind noch ganz ohne Läden, links Nr. 4 aus der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts, dann Nr. 6 vor, Nr. 8 nach der Mitte des 18. Jahrhunderts, rechts Nr. 10 wieder aus dem 16. Jahrhundert noch vor dem Aufbau des dritten Stockes. — Auch an dem durch einen Neubau ersetzten Haus Bertholdstraße Nr. 21 (Abb. 11) sehen wir wieder einen nun leider verschwundenen Erker des 16. Jahrhunderts. — Von großem Interesse ist die Ansicht des Rotteckplatzes (Abb. 12). Das Rotteckdenkmal stand damals noch weiter nördlich, etwa in der Achse der Gauchstraße. Links von ihm erscheint das in den 60er Jahren abgebrochene Predigertor, einer der monumentalen Torbauten der barocken Befestigung, von denen heute nur noch das ehemalige Breisacher Tor an der Ecke der Garten- und Rempartstraße übriggeblieben ist. Das Vinzentiushaus rechts zeigt noch die Westwand der ehemaligen Predigerkirche ohne die heutigen störenden Verzierungen und daneben die feine Biedermeierfassade mit Eingangstreppe, Balkon und Giebel, auf die man später noch ein Stockwerk aufgesetzt hat. — Die in den 40er Jahren des 19. Jahrhunderts als Stephanienvorstadt erbaute südliche Kaiserstraße (Abb. 13) ist ein gutes Beispiel dafür, wie man es damals noch verstanden hat, eine ganze Straße als räumliche Einheit zu erfassen und zu gestalten und doch im einzelnen jedem Haus seinen besonderen Charakter zu geben. Als Blickabschluß baut sich das Martinstor wie eine Burg zwischen dem ehemaligen Pfeilstickerschen Haus und der Häusergruppe an der Ecke der Adelhauser Straße auf.

Es ist selbstverständlich nicht unsere Ansicht, daß man lediglich dem verlorenen Alten nachtrauern und alle neueren Veränderungen grundsätzlich ablehnen soll. Das Neue ist nicht als solches schlecht. Was wir verlangen müssen ist aber, daß es sich dem besonderen Charakter des Stadtbildes unterordnet, daß es sich harmonisch einfügt in die Straßen- oder Platzwand. Die praktischen Forderungen des modernen Geschäftslebens müssen mit den städtebaulichen Erfordernissen in Einklang gebracht werden. Ein Entwurf für ein neues Geschäftshaus, einen Umbau oder dergleichen kann künstlerisch eine Leistung ersten Ranges sein und trotzdem unbrauchbar für den besonderen Ort, für den er bestimmt ist, wenn er nicht dessen besonderen Anforderungen gerecht wird. Das ist es, was wir aus diesen älteren Straßenbildern lernen müssen: den Blick und das Gewissen zu schärfen für den besonderen Charakter der Stadt und der einzelnen Straße. Jeder einzelne muß sich bewußt sein, daß er nicht für sich allein steht, sondern abhängig ist von seinen Nachbarn wie von der Gesamtheit, auf die er Rücksicht zu nehmen hat.

Digitized by Google

„Bildhaus", Motiv aus dem Wutachtal
(Ölbild)

Hans Lembke, Freiburg i. Br.

Digitized by Google

Bildnis Oskar Mez
(Ölbild)

Alfred Mez, Freiburg i. Br.

Digitized by Google

phot. G. Röbcke

1. Flaschen mit Emailmalerei. (Links dunkelblaues Glas, mitte farbloses Glas, rechts Milchglas. Rechts und links Malerei in verschiedenen Farben. Mitte Malerei in Gold.)

Schwarzwälder Volkskunst im Augustinermuseum

Von Max Walter, Amorbach

Wenn wir von „Oberrheinischer Kunst" sprechen, so heben wir mit dieser Zusammenfassung auf bestimmte Sonderheiten ab, die nur der Kunst am Oberrhein eigen sind, Sonderheiten, die Ausdruck des Erlebens, des Kunstwollens eines in sich geschlossenen Kulturkreises sind. Wie weit diese Bindungen in rassischen oder stammlichen Übereinstimmungen gründen, wie weit sie nur Schulen, das Wirken eines starken Vorbildes widerspiegeln, wie weit sie in zeitlicher Auswirkung unbegrenzt oder vorübergehend sind, mag im einzelnen noch abzuwägen sein, ihr Vorhandensein kann nicht bestritten werden.

Daß auch in der Volkskunst einzelner Landschaften solche eigenen Wesenszüge hervortreten, daß auch hier der geschlossene Kulturkreis und über ihn Rasse und Volkstum zu Abgrenzungen führen, ist als sicher anzunehmen. Diese Sonderheiten aber, vor allem so weit sie in seelischen Bedingtheiten ihren Ursprung haben, für irgend eine Gegend Deutschlands aufzuweisen, dazu ist die volkskundliche Forschung heute noch nicht im Stande. Die Volkskunde ist eine junge Wissenschaft, sie hatte bisher vollauf mit dem Sammeln von Rohstoff für die Forschung zu tun und was bis heute an Werken über Volkskunst erschienen ist, mußte sich im Verein mit den zahlreichen volkskundlichen Sammlungen auf diese Rettungsarbeit für wissenschaftliche Zwecke beschränken. So muß auch der Begriff „Schwarzwälder Volkskunst" zunächst nichts bleiben als die Herkunftsbezeichnung einer Ware, eines volkskünstlerischen Gegenstandes, er kann Typenbezeichnung erst werden, wenn wir Wesen und Sein der Volkskunst aus dem Schwarzwald klar erkannt haben.

Ungleich schwerer als in der hohen Kunst ist in der Volkskunst die Arbeit in dieser Richtung. In der hohen Kunst hat es die Forschung mit den Kunstäußerungen einer verhältnismäßig geringen Zahl von Einzelpersönlichkeiten zu tun, die gewissermaßen als Steigerung des hinter ihnen und durch sie lebendigen Volkstums schaffen und geschafft haben. Die Volkskunde jedoch hat dieses Volkstum an sich in seiner Gesamtheit zu erken-

Digitized by Google

2. Faßboden aus Krozingen. 1817 phot. G. Röbcke

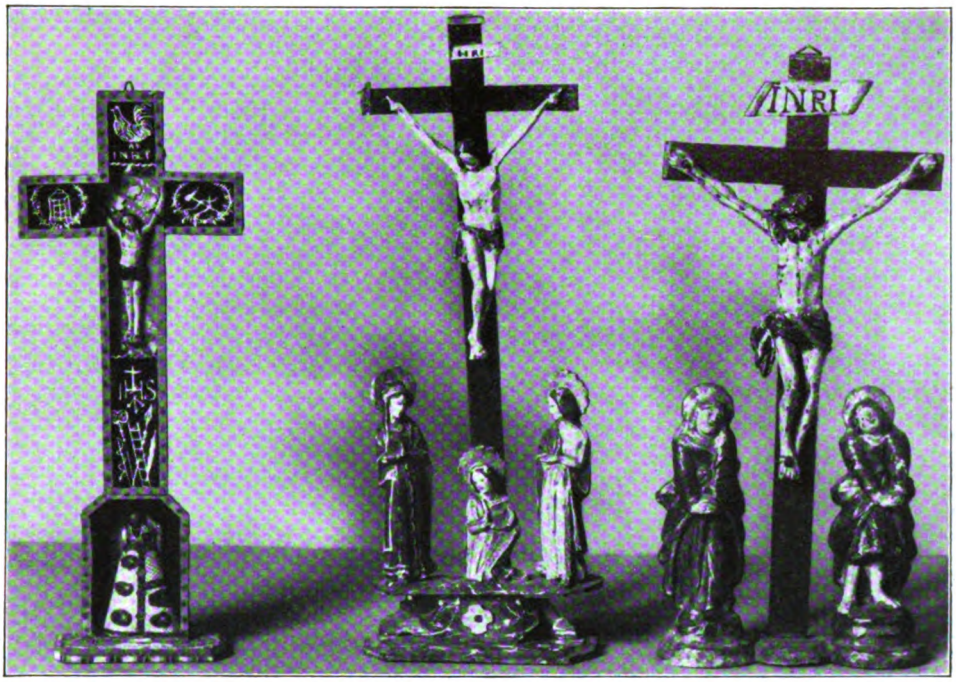
nen und bloßzulegen, ein Volkstum, das seinem Wesen nach nicht nur in sich gleichheitlich gelagert war, das auch zeitlich und räumlich weit weniger scharfe Abgrenzungen aufzuweisen hat als eine Gruppe von Einzelpersönlichkeiten. Der Künstler dieser Gruppe war einmalig in seiner Art oder wenigstens einer von wenigen seiner Zeit und seines Schaffenskreises, der Volkskünstler war einer von Zahllosen, er blieb nicht nur anonym, weil die Namensangabe nicht üblich war, er war anonym. Was er in seinen Werken erlebte, war das Erleben eines ganzen Volkes in seinem Urgrunde. Es wird immer eine Halbheit bleiben, die Seele eines Gesamtvolkes nur aus den Kunstschöpfungen seiner Großen erkennen zu wollen und die Werke der Volkskunst dabei unbeachtet zu lassen.

Wenn es sich diese Arbeit zur Aufgabe gestellt hat, die volkskundliche Abteilung des Augustinermuseums in Freiburg einem größeren Kreise nahe zu bringen, eindringlich auf ihre Schätze hinzuweisen, so muß sie es sich aus den oben dargelegten Gründen versagen, hinter die Dinge zu schauen, das volkskünstlerische Erleben des Schwarzwälders in seinen Eigenheiten sichtbar werden zu lassen. Das Freiburger Augustinermuseum beherbergt unter Einschluß der magazinierten Bestände wohl die umfangreichste Sammlung von Werken der Volkskunst aus dem Schwarzwald und seinen Randgebieten. Es ist anzuerkennen, daß man in Freiburg seit Jahrzehnten gerade dem Ausbau dieser Abteilung hohe Aufmerksamkeit geschenkt und erhebliche Mittel für diesen Zweck bereitgestellt hat. Dank gebührt vor allem dem unvergeßlichen Direktor Dr. Wingenroth, der nimmermüde nach festem Plane[1] zusammentrug und auffstapelte. Vielfach in letzter Stunde, gewiß oft nach langem Suchen und Mühen, haben doch die letzten Jahrzehnte und besonders die Jahre nach dem Kriege mit ihren durchgreifenden Umstellungen auf allen wirtschaftlichen und geistigen Gebieten mit den Zeugen der volkskünstlerischen Tätigkeit unserer Vorfahren gründlich aufgeräumt. Über 15 Räume füllt die volkskundliche Abteilung des Museums. Ihre Aufstellung ist eine gute[2]. Über dem Maleri-

[1] Vgl. M. Wingenroth, Die städtischen Sammlungen in Freiburg i. B., Ihre Ausgestaltung und ihre Ziele, Badische Heimat, 2. Jahrg. (1915), S. 17 ff.; insbesondere den Abschnitt: Sammlung für Volkskunde des Schwarzwaldes und des Breisgaus, S. 35—46, mit mehreren Abbildungen.

[2] Da die Aufstellung erst in den letzten Jahren durchgeführt worden ist, nehme ich an, daß eine eingehendere Beschriftung der Sammlungsräume und -gegenstände noch zu den aufgeschobenen Arbeiten gehört.

Digitized by Google



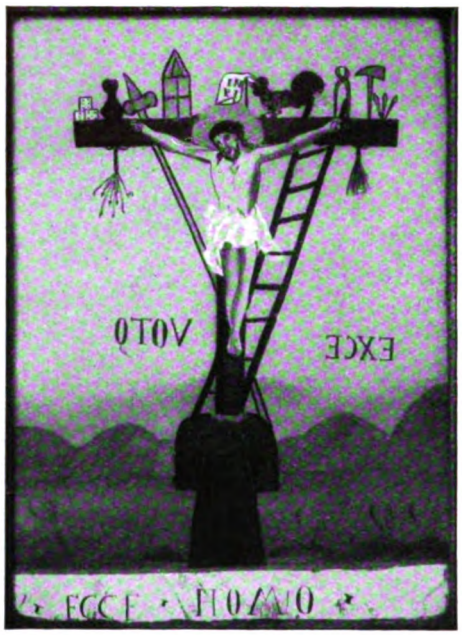
phot. G. Röbcke

3. Andachtsbilder
(Links Glaskästchen mit Hinterglasmalerei, Figuren ausgeformt, mitte und rechts Schnitzereien in farbiger Fassung)

schen tut sie Zusammengehörigem keinen Zwang an, sie meidet weitmöglichst den Eindruck des Zusammengetragenen und Abgestorbenen und gewährt in der durch die Knappheit des zur Verfügung stehenden Raumes bedingten Auswahl einen Überblick über das volkskünstlerische Gut des Schwarzwaldes, sei es im Schwarzwald selbst erzeugt, sei es durch Händler dorthin getragen worden. Der Gesamteindruck ist um so stärker, als man sich weise gehütet hat, die innere Geschlossenheit der Sammlung durch wahllose Zukäufe aus anderen Gegenden Deutschlands zu zerreißen. Die meisten solcher Zukäufe kommen doch nur aus dem Handel und erbringen Vergleichsstücke von sehr zweifelhaftem Werte.

Vielgestaltig wie das wirtschaftliche und geistige Leben des Schwarzwaldes war seine Volkskunst. Waren die Träger der Volkskunst, ihre Schaffenden in den meisten Gegenden Deutschlands nur die Bauern und die unter ihnen lebenden Handwerker, so tritt hier frühzeitig in den Kreis der Mitwirkenden bestimmt und bestimmend das Volk der Heimarbeiter im Hausfleiß und in der Hausindustrie. Ihr Wirken auf dem Gebiete der Volkskunst wird bald in der Menge so überwiegend und in der Wesensart so ausgeprägt, daß auf den ersten Blick das Gesicht der Schwarzwälder Volkskunst von ihren Werken beherrscht wird. Dabei fügen sie sich immer ein in das Gesamtmaß volkskünstlerischen Schaffens, die eigene Herkunft und der Kreis der Abnehmer wiesen gleichmäßig in dieselbe Richtung. So betätigte sich neben den Bauern in seiner Art künstlerisch der große Kreis der Handwerker, der Schreiner und Wagner, der Sattler und Leineweber, der Töpfer, Küfer und Schmied und zu ihnen gesellte sich der Glasmacher und der Schnefler, der Uhrmacher und der Lackschildmaler, der Strohflechter, der Trachtenschneider und die Näherin. Ihre Werkstücke sind nicht nur Zeugen für die Handfertigkeit und Erfindungs-

Digitized by Google



4. Votivbild (Hinterglasmalerei) phot. G. Röbcke

gabe des Schwarzwälders, sie sind seine Körper gewordene Seele. Eine eingehende Untersuchung dieser Werke muß tiefe Aufschlüsse über das Wesen des Schwarzwälders geben.

Die Welt der Schwarzwaldbauern war trotz aller Weite eng. Monatelang war man auf Haus und Hof angewiesen. Aber man liebte diese Welt mit allen Fasern und man stattete sie so schön als möglich aus. Hausrat und Handwerkszeug bastelte man in den Wintermonaten selbst, Holz stand genug zur Verfügung. So entstanden im eigenen Haus die Buttermodeln mit ihren Schnitzereien an den Innenflächen, etwa dem Monogramm Christi, Blumen und Liebespaaren, so die hölzernen Teller und Rasierbecken, die Beerenkämme und Schneereifen, die Schöpflöffel, Nußknacker und Krauthobel. Und war der Zweckgegenstand in seiner Form fertig, so schenkte man ihm noch einige Zierate, meist in Kerbschnitt und immer ornamental. Man fügte seinen Namen bei, wie es etwa „Frantz Praxmeier" auf einem Nudelholz vom Jahre 1760 getan hat.

Aber auch der Handwerker verzierte ähnlich wie der Bauer das Gerät, das er zur Arbeit täglich in die Hand nahm. Es streifte mit diesem Schmucke die Nüchternheit der Werktagsfron ab, es wurde ein Teil der Persönlichkeit des Meisters. Man betrachte daraufhin etwa die Küferwerkzeuge. Mit dem Stanzeisen, dem Hohleisen oder dem Kerbschnittmesser legte man in feinen Mustern Rosetten, Kreise, Ketten und Borden auf die glatten Flächen der Hobel, Zirkel und Winkel. In köstlicher Laune brachte ein Schnitzer unter dem Handgriff eines Bohrers den Kopf eines bärtigen Mannes an. Solche Plastiken und Reliefbilder bleiben jedoch selten, sie taten der aus dem Gebrauch heraus zwanghaft gewordenen Form zu leicht Gewalt an.

Ein lustiges Beieinander ist die Gesellschaft der Faßriegel und Faßböden. Man erlebt nach, wie der Weinbauer schmunzelnd vor seinen Fässern stand und Zwiesprache mit den Geistern des Weines hielt, die sich in den Gestalten an den Riegeln und Böden verkörperten. Merkwürdig, wie oft darunter Wassergeister sind: Fische, Nixen, Delphine! Daneben ließ sich ein Postmeister Wappen und Horn anbringen und ein Küfer gar lehnt höchstselbst weinselig über Weinlaub und Weintrauben. (Jahrzahlen 1702—1835). In flachen Reliefs tragen die Faßböden häufig Hausmarken, etwa wie jener aus dem Besitz des „Felix Daner, Ober Wundarzt auch Hebarzt und Kronenwirth in Krozingen" vom Jahr 1817, oder auch Darstellungen religiösen Inhalts. Die Volkskunst holte gerne ihre Anregungen zu bildlichen Darstellungen aus der Figurenwelt der Bibel: erschaffend ist jeder Mensch Gott am nächsten.

Eine Reihe von Stuben, an Ort und Stelle ausgebaut und im Museum wiederaufgestellt, zeugen von der Wohnkultur des Schwarzwälders. So die Stube aus Öhlinsweiler mit ihrer naturfarbenen, vom Alter geräucherten Holzvertäfelung an den Wänden und ihrer gefelderten Decke, deren Muster zwischen Sternen und einfachen Vierecken wechseln. Oder die Stube aus Lenzkirch, deren Holzwände grau-blau marmoriert sind

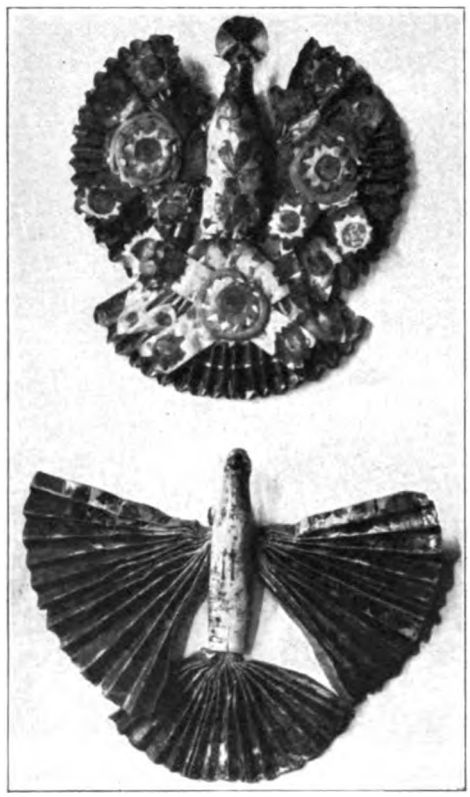
Digitized by Google

5. Votivbild des Wirtes Solfinger in Ebnet. 1811 phot. G. Röbcke

und in steifgewordenen Rokokokartuschen Landschaften mit Kirchen, Schlössern, Burgen und Seen aufweisen. Die gleichen Landschaftsmalereien begegnen uns auf einer Reihe von Schränken und Truhen. In den ureinfachsten zeichnerischen Elementen bewegt sich die Behandlung der Landschaft in der Schwarzwälder Volkskunst. Die Maler wußten nichts mit diesem Thema anzufangen. Haus, Baum und Berg werden ohne perspektivische Verkürzung aneinandergereiht und geschildert, als seien sie einer Spielzeugschachtel entnommen. In der Landschaftsmalerei wagte sich die Schwarzwälder Volkskunst im Gegensatz zur Übung anderer Landstriche auf ein sonst nur der hohen Kunst vorbehaltenes Gebiet. Mit einem Erfolge jedoch, der gleich einem Brennspiegel die Grenzen der Volkskunst unerbittlich verrät. Hier, wo sie sich am weitesten vorwagt, entblößt sie sich am deutlichsten. Das Außerachtlassen der Perspektive ist vielleicht zurückzuführen auf die Landschaftsbilder der Chinoiserien, die über das irdene Geschirr zum Volkskünstler gekommen sein mögen. Auch die Stube aus Neukirch bei Furtwangen hat bemalte Wände. Eine leichte Hand schuf hier Jagdszenen, eine hl. Familie, den hl. Andreas und rechts und links vom Herrgottswinkel Maria und Magdalena. Noch mehr von bäuerlichem Empfinden entfernt sich die Ausschmückung der Wirtsstube aus der „Post“ in Unadingen. Die dunkelgrün gehaltenen Holzwände tragen in lebhaften Rocailles Bilder eines Postboten und die Personifikationen mehrerer Planeten, von Sol, Luna usw.

Der Hausrat des Schwarzwälder Bauern und Kleinbürgers war von einfachster Form und umfaßte nur wenige Stücke. Die Linienführung der schlichten Kastenmöbel vermochte nur das Barock etwas zu beleben, wobei sich der dörfliche Schreiner frei von

Digitized by Google



6. Heiliggeisttauben phot. G. Röbcke

Überschwang hielt. Er wußte, was er sich und seiner Kundschaft an Haltung schuldig war. Die Malereien auf Schränken und Truhen zehrten noch im 19. Jahrhundert von den Anregungen des Barock, sein Einfluß klingt noch in der Wahl der Farben hindurch, die besonders in den Stücken aus der Baar gern zu Grau, Blau und anderen kalten Farben in vielfach gebrochenen Mischungen griff. Erwähnt seien ein Schrank von 1791 aus der Baar, bemalt mit den Monogrammen Jesu und Mariens, mit Blumensträußen und einer Kirche, ein weiterer Schrank ohne Jahrzahl mit St. Gallus und einem Kirchdorf als Bildwerken, ein Himmelbett von 1829 mit einer Reihe von Tannenbäumen in den verschiedenen Füllungen, eine Truhe von 1803 mit dem Monogramm Mariens. Der bäuerliche Stuhl des Schwarzwaldes war meistens der Brettstuhl. Deutlich erkennbar wird in den einzelnen Stücken der Entwicklungsverlauf der volkskünstlerischen Gestaltung: Vom geschnitzten Stück des geschickten Schreiners für das Bürger- und Großbauernhaus läuft der Weg bis zum schlicht ausgesägten Brett, bei dem nur der Linienfluß noch das ehemalige Motiv ahnen läßt. Am häufigsten ist der Stuhl mit dem Doppeladler, eine Erinnerung an die vorderösterreichische Zeit. Daneben finden wir Lehnen mit zwei Schlangen und solche, die ihre Gestaltung den Zeitstilen verdanken. So Stühle mit Muscheldekor von 1810, bei denen der Zeitgeist die im Motiv wirkende Lebendigkeit erstarren ließ, und Stühle von 1834 mit klassizistischen Zieraten.

Unterstützt durch Bilder von Schwarzwälder Malern geben eine Anzahl von Ganztrachten und mehrere Zusammenstellungen von Einzelstücken wie Hauben, Schäppeln, Tüchern, Miedern, Haubenböden usw. Einblick in die Formen- und Farbenwelt der Trachten im Schwarzwald und seinen Nachbargebieten. Dieser Teil der Sammlung bedarf noch des Ausbaues. Gerade Freiburg als der geistige und wirtschaftliche Vorort des Schwarzwaldes ist dazu berufen, dieses Sammelgebiet zu pflegen. Vorhanden sind bereits Frauentrachten aus dem Renchtal, aus Rippoldsau, Radolfzell, Neustadt, Kirchzarten, Gutach, Prechtal, aus der Markgrafschaft und dem Hanauerland, außerdem Männertrachten aus Hauenstein und dem Hotzenwald. Auch ein Villinger Hansele steht noch recht einsam. Eine Sammlung aller Fastnachtsgestalten und Fastnachtsgeräte aus dem badischen Oberlande zu schaffen, ist dringend notwendig und wäre für Freiburg eine besonders dankbare Aufgabe.

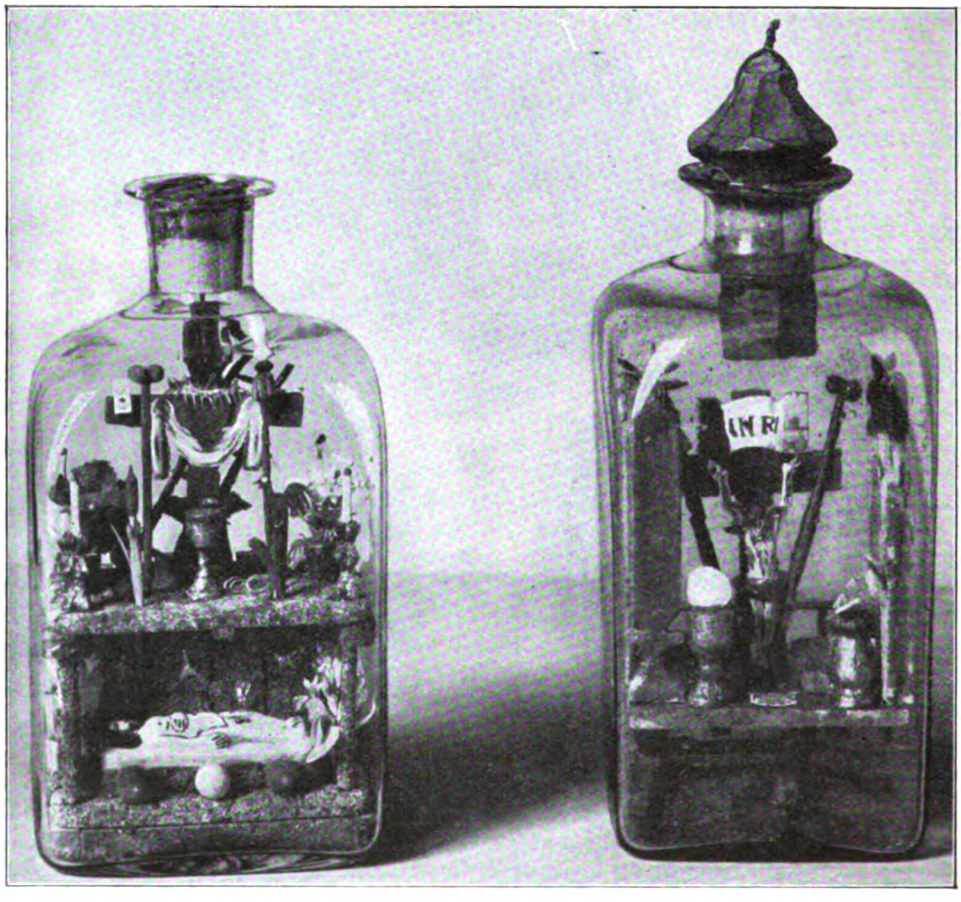
Wie wir wiederholt beobachtet haben, ringt allenthalben in der Volkskunst religiöses Erleben zu bildlicher und figürlicher Gestaltung. Religiöse Motive begleiten in zahlreichen Abwandlungen das volkskünstlerische Schaffen. Sie stellen auch die nüchterne Zweckform, die Verkörperung des Werkeltages und der Fronarbeit, in den Dienst des Göttlichen

Digitized by Google

7. Tönerne Schüsseln, angeblich aus Villingen phot. G. Röbcke

Der Kern dieser unendlich vielfältigen Ausstrahlungen aber liegt beschlossen in der eigentlichen religiösen Volkskunst, dem Teil des Hausfleißes, der unmittelbar in Haus, Hof und Flur der Kirche und dem Glauben diente. In den Werkstücken dieser Art wird viel von der Seele der Menschen, die sie entweder schufen oder auch in ihre Umwelt einreihten, offenbar. Gerade dieser Teil der Freiburger Sammlung birgt einen reichen Schatz guter Stücke und weckt am stärksten das Bedauern über den Raummangel, der viel Sammelgut in Schränke und Kisten bannt. Da sind zunächst zahlreiche Hinterglasbilder in ziegelroten oder schwarzen gekehlten Rahmen mit Darstellungen von Heiligen. In großer Masse wurden diese Bilder in verschiedenen Dörfern des südlichen Schwarzwaldes hergestellt. Sie erfreuen immer wieder durch die Schlichtheit ihrer Darstellungsweise und die Leuchtkraft ihrer Farben. Vergleicht man die Hinterglasmalereien aus dem Schwarzwald mit ähnlichen Bildern aus anderen Gegenden, so fällt auf, wie flüssig ein großer Teil von ihnen gemalt ist. Hier verrät sich die geschickte, in Basteln und Schnitzeln leicht gewordene Hand des Schwarzwälders. Eine Reihe weiterer Hinterglasbilder zeigt, daß in dieser Technik auch weltliche Motive wiedergegeben wurden, so Bildnisse von Fürsten, Feldherren, Staatsmännern, von Bewohnern fremder Länder. Neben das Hinterglasbild tritt das Känsterle, das Glaskästchen mit geschnitzten oder in Formen ausgepreßten und bemalten Kreuzigungsgruppen, Heiligenbildern usw. Ein Teil dieser Känsterle ist in seiner Gestaltung abhängig vom Reliquiar, ihr Raum wird gefüllt von Stickereien in Metallfäden, von künstlichen Blumen und Aquarellbildern. Wohl die Mehrzahl der Känsterle stammt aus Wallfahrtsorten. Zu den häufigsten Darstellungen aller genannten Andachtsbilder des Schwarzwaldes gehören das Kreuz Christi mit

Digitized by Google



8. Flaschen mit Eingericht. (Links Grab Christi, rechts Kreuzigungsgruppe) phot. G. Röbcke

sämtlichen Marterwerkzeugen und die Muttergottes von Einsiedeln. Beide Bilder beherrschen in weitem Umfange die religiöse Volkskunst des Schwarzwaldes. Neben das Andachtsbild tritt das Votivbild und die Weihegabe. Erwähnt seien ein Hinterglasbild „Ecce Homo", wiedergebend ein Kreuz mit den Marterwerkzeugen vor einer bergigen Landschaft, weiter ein Bild, darstellend eine betende Frau am Bette des kranken Kindes, darüber ein Vesperbild, ferner ein Votivbild des Schenkenwirts Georg Solfinger aus Ebnet von 1811, auf dem der Wirt vor seinen Weinfässern kniet und zur hl. Ottilie betet. Ein weiteres Bild von 1781 schildert den Verlust und das Wiederfinden einer Schafherde, die einem Freiburger Metzger Ignaz Duffner gehörte. In den Kreis der Andachtsbilder zählen endlich die Heiliggeisttauben, die kunstfertige Frauen- und Kinderhände aus Holz, farbigem Papier und gerolltem Binsenmark zusammenklebten und im Herrgottswinkel oder am Betthimmel aufhängten.

Spielte sich die Herstellung dieser Dinge in der Hauptsache im bäuerlichen Haushalt ab, so stellte sich darüber hinaus auch der dörfliche und kleinstädtische Handwerker, der Gewerbetreibende in den Dienst der Volkskunst. An ihren Erzeugnissen ist der Schwarz-

Digitized by Google

wald besonders reich. Hoch entwickelt war die Kunst der Töpfer, wie manches gute irdene Geschirr des Museums bezeugt. Zu den besten und eigenartigsten Stücken gehört eine Anzahl flacher Schüsseln und Teller mit außen abgeschrägtem Rande. Auf dunkelbrauner Glasur stehen scharf umrissen die üblichen Töpfermalereien: Vögel, Sterne, Blumen, menschliche Figuren. Die Farben dieser Malereien sind Weiß, Grün, Rot und Blau, der Rand ist fast immer durch kurze, weiße oder gelbe Strichlagen verziert. Diese Werkstücke stammen angeblich aus Villingen. In Technik und Farbengebung sind sie selbständige Arbeiten und näherer Untersuchung wert. Lehrreich ist ein Vergleich dieser Kunst aus der Töpferwerkstatt mit dem im Museum ebenfalls gut vertretenen Schaffenskreis der Steingutfabriken in Schramberg, Hornberg und Zell a. H. Wie blaß und blutarm eine Kunstübung, die leider nicht ohne Einfluß auf die Volkskunst bleiben sollte! Einzelne Tonfiguren von Heiligen erzählen ferner, daß der Arbeitskreis des Töpfers früher viel weiter gespannt war als heute. Diese figürlichen Darstellungen leiten hinüber zum Werk der Familie Sohn in Zizenhausen, von dem das Augustinermuseum wiederum gute Stücke beherbergt. In gleicher Eindringlichkeit wie der Töpfer erlebte der Glasmacher seinen Werkstoff. Die farblosen, milchigen und dunkelblauen Flaschen mit Emailmalereien, die geschliffenen Gläser, Becher und Schalen, die Schnapsbudele als köstliche Tiergestalten, Weihwassergefäße usw. führen in eine Welt voller Schaffensfreude, voller Frohsinn. Neben sie stellt sich das Werk der Uhrmacher mit den Malereien und Schnitzereien an den Uhrenschildern, die weiterführen zur Lackschildmalerei, der wir in einzelnen Tafeln als Wandschmuck, aber auch in Füllungen von Schränken begegnen. Flächig, farbenfroh, voll urtümlichen Schaffensdranges leuchten diese Malereien in den dämmerigen Stuben. Sie haben etwas von der Sonne eingefangen, die an klaren Tagen über den weiten Schwarzwaldhöhen ruht.

9. Lackschildmalerei. (Gemalt von W. Ganter) phot. G. Röbcke

Was Sitte und Brauch, Mundart und Glauben des Schwarzwälders von jeher offenbarten, den inneren Reichtum seines Volkstums, die volkskundliche Sammlung des Augustinermuseums kündet am lautesten und eindringlichsten, wie groß dieser Reichtum war. Aus tausend Quellen sprang er in immer neuen Formen zu Tage, ohne sich zu erschöpfen. Möge ein gütiges Geschick dem Schwarzwälder diese Kraft des Volkstums erhalten, die ihn Jahrhunderte hindurch in steter Erneuerung jung erhielt und die seinen Geist und seine Seele immer wieder über den Alltag hinaushob.

Digitized by Google

Freiburg im Breisgau. Kolorierter Kupferstich von Gray nach einer Zeichnung von C. Frommel

Alte Sitten und Bräuche zu Freiburg und im Breisgau

Von Friedrich Hefele, Freiburg i. Br.

Außer dem Archivar und dem Historiker vom Fach haben wohl wenige eine Vorstellung davon, welche volkskundlichen Schätze noch ungehoben in den Archiven schlummern. Es wäre eine ebenso lohnende wie geradezu köstliche Aufgabe, z. B. das Freiburger Stadtarchiv daraufhin planmäßig zu durchforschen. In den Urkunden, Protokollen, Rechnungen und Akten der verschiedensten Art, — überall im Archiv sind solche Funde zu machen. Schon was dem Archivar bei seiner Arbeit gelegentlich in den Schoß fällt, wächst, wenn er es jeweils kurz notiert, mit der Zeit zu einer wertvollen Sammlung heran. So hat schon Heinrich Schreiber, der Geschichtschreiber der Stadt Freiburg, aus dem reichen Born des Stadtarchivs geschöpft[1], Hermann Flamm und der Verfasser dieses Aufsatzes sind ihm darin nachgefolgt.

[1] Siehe die diesbezüglichen Abschnitte in Schreibers Geschichte der Stadt Freiburg (Freiburg 1857); ferner: Das Theater zu Freiburg (Adreßkalender 1837); Zur Sittengeschichte der Stadt Freiburg (Adreßkalender 1870); Bürgerleben zu Freiburg im Mittelalter (Adreßkalender 1869). Vgl. auch O. v. Eisengrein, Ältere Volksgebräuche und Feste (Adreßkalender 1876). H. Mayer, Kulturbilder aus dem Freiburger Studentenleben im Anschluß an die ältesten Disziplinargesetze der Universität Freiburg i. B. („Schauinsland" 38. Jahrg.).

Digitized by Google

Es kann nun nicht der Zweck dieser Zeilen sein, etwas Vollständiges zu bieten; vielmehr sind es nur Ausschnitte, Bruchstücke, gleichsam eine Blütenlese aus einem großen, bunten, duftigen Strauß archivalischer Nachrichten. Vorwiegend handelt es sich um Sitten und Bräuche, die irgend einmal ausarteten, wodurch die Behörden zum Einschreiten veranlaßt wurden, was dann einen schriftlichen Niederschlag fand. Nur so hat sich noch Kunde von ihnen erhalten. Wir müssen also heute vom Standpunkt der Volkskunde um den Mißbrauch froh und den Menschen, die ihn verübt, dankbar sein. Vieles von dem hier Gebotenen ist nicht neu, bei manchem ist der Nachweis des hohen Alters bedeutsam; es sind aber auch Perlen von besonderem Glanz und lokalem Reiz darunter. Den Quellen entsprechend steht natürlich in unserer Auswahl die Stadt Freiburg im Vordergrund. Doch was hier Sitte war, wird es auch in der Umgebung gewesen sein. Um eine gewisse Ordnung in das Allerlei des Stoffes zu bringen, folgen wir am besten dem Kalender.

Wir beginnen mit der Weihnachtszeit. Denn Weihnachten und Neujahr hängen im Leben des Volkes aufs engste zusammen, und im Mittelalter nahm, wie fast in ganz Deutschland, so auch im Gebiet der alten Diözese Konstanz und damit in Freiburg das Jahr offiziell mit dem 25. Dezember als dem Tage der Geburt Christi seinen Anfang. Daneben kommt allerdings schon früh auch der bürgerliche Kalender mit dem 1. Januar als Jahresbeginn vor, der sich dann im 16. Jahrhundert allgemein einbürgert. Anscheinend haben verschiedene Schreiber und Amtspersonen verschieden datiert, bis schließlich der Neujahrsstil sich völlig durchsetzte.

Wie anderwärts im Oberland und in der Schweiz war einst auch in Freiburg das „Bosseln" an drei oder vier Donnerstagen vor Weihnachten üblich. Der Rat der Stadt erließ in den Jahren 1539/56 mehrmalige Verbote gegen die Sitte, die offenbar zur Unsitte geworden. Man klopfte in den sogenannten Bosselnächten an die Fenster oder warf Gegenstände an die Scheiben. Nach Elard Hugo Meyer[1] war das „Boßle" oder „Klöpfle", wie es im Fränkischen hieß, noch im vorigen Jahrhundert in Übung. Er führt es auf das Forschen der Mädchen nach dem Zukünftigen und das Zusammentreffen der Burschen und Mädchen an den langen Winterabenden zurück. Tiefer gesehen, mag es auf das Sehnen des Menschen nach fröhlichem Leben im Dunkel der Weihnachtswochen zurückgehen[2]. Daß die Sitte aber gerade an den Donnerstagen vor Weihnachten in Übung war, hängt vielleicht mit dem donnerartigen Geräusch beim Bosseln zusammen. Offenbar ist die Sitte uralt. In Basel wurde während des Konzils im Jahre 1436 das Bosseln eigens verboten, da es den „fremden Herren" unkundig war[3]. Ob es in Freiburg schon mit den Verboten des Rats im 16. Jahrhundert aufhörte, möchte ich bezweifeln.

Auf einen alten Volksbrauch ist wohl auch der Christbaum zurückzuführen. Nach dem neueren Stand der Forschung[4] ist der Weihnachtsbaum, wenn auch noch nicht als Tannenbaum mit Lichtern, am frühesten im Elsaß, und zwar zu Anfang des 16. Jahrhunderts bezeugt. Vom Elsaß aus habe er dann, so nimmt Arnold Meyer an, in den protestantischen Ländern Deutschlands Eingang gefunden Für die rechtsrheinischen Alemannen ist er, noch ohne Lichter, durch Hebels Gedicht „Die Mutter am Christabend" (1803) festgestellt. In die katholischen Rheinlande sei er erst durch die preußische Besitzergreifung und durch die protestantische Einwanderung gekommen. Da ist es sehr

[1] Badisches Volksleben im 19. Jahrhundert, Straßburg 1900, S. 175, 195.
[2] W. Zimmermann in der Zeitschrift: Mein Heimatland. Badische Blätter für Volkskunde, 15. Jahrg., Heft 7/8 (1928).
[3] Schweizerisches Idiotikon. Wörterbuch der schweizerischen Sprache. Bd. 4.
[4] Arnold Meyer, Das Weihnachtsfest, Tübingen 1913.

Digitized by Google

beachtenswert, daß im katholischen Freiburg, das nie dem Protestantismus anhing, bereits in der Mitte des 16. Jahrhunderts der Weihnachtsbaum nachzuweisen ist. Am 15. Dezember 1554, also zehn Tage vor Weihnachten, beschloß der Rat zu Freiburg: „Dweil yetz mit den weyhenacht meyen, so abgehawen werden, grosser schad beschicht, so ist erkhannt, uf morgen sollichs zu verbieten und ußzeruefen bei straff 10 β r(appen)“[1]. Da in den Jahren vorher und nachher in den Ratsprotokollen meines Wissens nichts von den „Weihnachtsmaien“ verlautet, scheint es beim ersten Versuch, sie in Freiburg einzuführen, geblieben zu sein. Daß die Sitte von Straßburg herüberkam, ist bei den nahen Beziehungen der beiden Städte zueinander sehr wahrscheinlich. Waren doch beispielsweise 1530 die Straßburger Roraffen das Vorbild für den Roraffen im Freiburger Münster, und 1556 bezogen die Freiburger von Straßburg die dortige Hebammenordnung.

Die Heilige Nacht galt dem Volke einst als besonders wunderkräftig. So schrieb man dem nachts 12 Uhr geschöpften Brunnenwasser eine Heilkraft zu, weshalb es auch „Heiliwag“ (Wac=Wasser) hieß. In Endingen z. B. schöpften die Leute aus allen Brunnen Wasser, um es den Kranken zur Genesung und dem Vieh in die Tränke zu geben[2]. Auch in Freiburg haben wir ein sehr frühes Zeugnis für diese Sitte. In der Christnacht des Jahres 1570 waren etliche Weiber und Mägde „ob dem Bronnen“ hinterm Storchen[3], „Heylenwog“ zu holen. Da kamen zwei Männer, Martin Weiß, des welschen Krämers Sohn, und der Knecht des Wirts zum Schnecken, schlugen ihnen „die mentel umb die meuler“, nahmen ihnen die „gelten“ (Gefäße), warfen sie auf die Gasse, daß deren viele zerbrachen, rissen ihnen die Laternen aus den Händen und „zerwarfen“ sie gleichfalls; sogar die „wehr“ zuckten sie und verwundeten eine Magd an der Hand. Des Schultheißen Michel von Blumeneck Frau, die in der Nähe[4] wohnte, zeigte die Sache dem Stadtrat an, worauf die Täter gefangengesetzt wurden.

Die schöne Sitte, das neue Jahr anzublasen und anzusingen, die allerdings mitunter ausartete, war auch in Freiburg üblich. „Man hat das heulen nachts uf der gaßen mit dem guten jar singen“ bei Strafe von einer Mark Silber verboten, heißt es im Ratsprotokoll vom 3. Dezember 1539. Besonders die Handwerksgesellen scheinen das Neujahransingen getrieben zu haben. Am 16. Januar 1542 wurde den Müllerknechten „das gut jar zu singen, zu brechten[5] und danzen diser zeit abgeschlagen“. Doch die Verbote halfen nicht viel; denn am 17. Dezember 1572 beschloß der Rat aufs neue: „Soll niemand die kunftige weihennechtfeirtag nachts uf der gassen umbgehn umb das gutjar singen, auch die handwerksgesellen und bruderschaften dergestalt nit umbherziehen, alles bei ernstlicher und harter straf“. Hingegen erhielt der lateinische Schulmeister dafür, daß er 1684 „das guotjahr mit seinen buoben gesungen“, vom Kloster Adelhausen 6 Batzen und 6 Kreuzer. Offenbar zog der Lehrer mit seinen Schülern in der Stadt herum. Daß das Neujahr in Freiburg einst auch vom Münsterturm aus angeblasen wurde, bezeugt uns z. B. die Stadtrechnung von 1628 zum 30. Dezember: „Item den Turmbläsern, so das guete jahr geblasen, verehrt 5 β“.

Zum neuen oder guten Jahr (weniger zu Weihnachten, wie heute) pflegte man die Sitte des Schenkens. So schenkte 1549 der Freiburger Bürger Matthis Ritter seinem

---

[1] 10 Schilling in Rappen.
[2] E. H. Meyer a. a. O. 485. Vgl. auch Freiburger Diöz.-Archiv 19, S. 112.
[3] Am Schnittpunkt der heutigen Löwen- und Niemensstraße.
[4] Im heutigen Haus zur lieben Hand (Löwenstraße 16).
[5] Das südbadische, nordschweizerische und elsässische Bechteln, Brechten, Bechten bezeichnet das lärmende Umherziehen der Handwerksgesellen zur Weihnachtszeit (E. H. Meyer a. a. O. 493).

Digitized by Google

Schwager Hans Teuffel, Schmied zu Eppingen, zum neuen Jahr eine Hirschhaut, wofür dieser sich brieflich bedankte. Der noch unter Vormundschaft stehende Metzgerssohn Gervasius Ziblin verehrte dem Kaspar Hauser 1577 zum guten Jahr einen Lebkuchen, wofür in der Pflegschaftsrechnung ein Gulden vermerkt ist; demnach muß es ein sehr ansehnlicher Lebkuchen gewesen sein. Auch die Stadt selbst empfing häufig Geschenke, so 1568 von „Georgen Leden" von Erfurt ein Salvatorbild („imago Salvatoris") zum guten Jahr, wofür sie ihm einen Taler verehrte. In der Stadtrechnung von 1620 sind 35 Pfund 10 Schilling notiert für das „guetjahr", so man den Ratsmitgliedern, den Gerichts-, Amtsschreibern usw. verehrte. Der Kapuzinerpater Raphael Schächtelin, ein Sohn der Stadt, schenkte der Freiburger Bürgerschaft zu Neujahr 1651 den Leib des hl. Alexander sowie den einzelnen Zünften Reliquien von Heiligen, die er aus Rom mitgebracht hatte.

Auf das Gutjahrsingen folgte am Dreikönigtag das Sternensingen, benannt nach dem Stern, mit dem die Dreikönige in den Straßen umherzogen.

Wie es in Freiburg einst in der Fastnacht zuging, können wir aus mehreren Verordnungen des Stadtrats aus der Mitte des 16. Jahrhunderts einigermaßen erschließen. Schon am Sonntag fing es vielfach an, weshalb der Rat 1547 ausrufen ließ, daß kein „Esto mihi" — so hieß der Fastnachtssonntag — gehalten werde; auch wurde den Gesellen und Burseninsassen verboten, an diesem Tage irgendwo „das kuchlin zu holen". Weiter ist die Rede von den „vaßnachten oder königreich uf den stuben", womit wohl die Zunftstuben gemeint sind. Unter einem „Königreich" hat man sich ursprünglich ein Spiel zu denken, bei dem es einen König gab, etwa wie bei Volksfesten den Nasenkönig, Schützenkönig oder Trinkkönig. Laut einer Anzeige der Talpfleger beim Stadtrat vom 10. Dezember 1558 hatten die Einwohner von Kirchzarten „altem geprauch und gewonheit nach einen könig erwölt" und gebeten, „inen zu vergönnen das königreich zu halten". Es wurde ihnen erlaubt, doch sollten sie sich „darin gepurlich halten". Zu Freiburg veranstalteten solche „Königreiche" in und außer der Fastnacht auch die Lehrmeister mit ihren Lehrjungen sowie die Studenten und die Mitglieder der Gauchgesellschaft. Die Handwerksgesellen pflegten an der Fastnacht in den Häusern der Meister umherzuziehen, „den armen maistern das ir ab(zu)fressen und (zu) verwuesten". Üblich war auch das „Fressen" auf den Zünften. Im Jahre 1550 beklagten sich die „beckenweiber" über ihre Zunftmeister, daß sie das ihnen wie den andern Zünften vom Rat „zur faßnacht" gegebene Wildpret „hinweggeschenkt", was zu „allerlei bösen Reden" Anlaß gegeben. Der Rat ordnete darauf eine Untersuchung an und bestimmte, daß die Schuldigen den Weibern auf den Aschermittwoch für 1 Pfund Rappen Fische zu kaufen hatten. — Wir hören auch von Masken, denn solche hat man sich unter den 1539 bezeugten „butzgen" vorzustellen. Am 16. Februar 1560 gebot der Rat den Stadtknechten, die „ungeschickten, unbeschaidenen vaßnachtnarren", die sich gegen Frauen, Jungfrauen und Kinder ungebührlich verhielten, in dem „Spitalsloch" gefangenzusetzen. 1566 kam der „Schuhknecht" Lazarus Yl ins Gefängnis, weil er an der „vaßnacht in der herrgottskleidung zum passion gehörig in butzenweis geloffen"[1]. 1567 beschloß der Rat, das „ungeschickt unsinnig wesen, butzenweise ze laufen, zu verbieten, aber „mummereien, so züchtiger weise umbgond", zu erlauben. Besondere Freiburger Masken, ähnlich denen zu Elzach oder Villingen, waren meines Wissens bis jetzt urkundlich nicht nachzuweisen.

Mehr als heute erstreckte sich die Fastnacht noch auf den Aschermittwoch. Man zog auch an diesem Tag noch „narrenweis oder mit trumen" (Trompeten, Trommeln) umher, wogegen der Rat 1551 „bei straf des turns" einschritt. Ein besonderer Brauch war an Fastnacht und Aschermittwoch das „in prunnen tragen" oder „in prunnen werfen",

[1] Vgl. F[ritz] G[eiges], Über Fasching im Mittelalter, im „Schauinsland" 1. Jahrg.

Digitized by Google

womit wohl ein Umzug verbunden war. Offenbar wurde dabei einer, sofern es nicht ein bloßer Strohmann war, in den Brunnen getaucht. Dieser an verschiedenen Orten verschieden gehandhabten Sitte lag derselbe Sinn zugrunde wie dem heutigen Begräbnis des Karnevals.

In gewissem Sinn gehörte auch noch der auf den Aschermittwoch folgende Sonntag Invocavit zur Fastnacht, hieß er doch im Volke auch Jungfrauenfastnacht, an der besonders das Küchleholen üblich war. So steht in einem Brief des Apothekers Johannes Hannser an den Apothekergesellen Hans Jakob Knobloch zu Ensisheim: „... Es last euch unser muetter grießen; so sagt die Anna Maria, ihr solt das kiechlin uf der jungfrawen faßnacht bei ihren holen oder sie wolls bei euch holen." Heute noch findet an diesem Sonntag im Breisgau das altbekannte Scheibenschlagen statt. Neu ist, daß diese Sitte einst auch in Freiburg auf dem Schloßberg üblich war. Unterm 1. März 1606 berichtet das Ratsprotokoll: „Dieweil fürkomen, das die baliererjungen[1] bis sontag an der jungfrawen faßnacht wie von altem hero abermalen vorhabens uf der Burckhalden die scheiben zu schlagen und aber meniglichen bewußt, was für böse schantliche und unzüchtige reden von inen getrieben und mit meniglichs ergernus gehört werden, auch denen, so reben an der Burckhalden, mit verbrennung der wellen und rebstecken großer schad zugefugt würdet, ist erkannt, solches scheubenschlagen, so nichts dan ergernus gibt und vil unzucht daraus entstehet, abzuschaffen und solches bei straf des turns zu verbieten, auch also morgen und bis sontag uf dem heuslin[2] auszukünden; sollen zwen oder 3 wechter uf die Burckhalden geordnet werden, kein feur zuzelaßen, sonder alle jungen mit ernst darvon abzuschaffen[3]." Wäre es — die praktische Möglichkeit vorausgesetzt — nicht angezeigt, den alten schönen Brauch, dessen tieferen Sinn die Stadtväter vom Jahr 1606 offenbar nicht kannten, wieder aufzunehmen, natürlich ohne den damaligen Unfug? Wie müßten die feurigen Scheiben auf der Höhe leuchten, ein Vorfrühlingsschauspiel für die ganze Stadt und ihre Umgebung! Wie wäre es, wenn etwa die Oberlindener als nächste Anwohner den Brauch neuaufleben ließen?

Auf die Schwelgerei der Fastnacht folgten die Entbehrungen und Bußübungen der Fastenzeit. Mit dem Fasten selbst nahm man es sehr ernst. Eier galten nicht als Fastenspeise. Als die Wirtin zum Storchen[4] einst am Aschermittwoch einem Herrn von der vorderösterreichischen Regierung Eier vorsetzte, wurde sie von der Regierung bestraft und 1557 auch noch vom Stadtrat belangt. Drei Jahre darauf (1560) kamen Stoffel Enderlin, Hans Stör sowie zwei Müllerknechte zur Anzeige, weil sie am Sonntag Oculi in der Fasten im benachbarten markgräflich-lutherischen Haslach öffentlich Fleisch gegessen. Da am folgenden Sonntag zu Haslach eine Hochzeit war, wollte der Stadtrat erst erkunden lassen, wer von der Stadt dabei Fleisch esse, um dann diese zusammen mit den Vorgenannten zu bestrafen. (In Haslach also pflegten die Freiburger das Fastengebot zu übertreten.) Als im Jahre 1586 etliche Wirte um die Erlaubnis baten, ihren Gästen Eier verabreichen zu dürfen, verwies der Rat sie an den Pfarrer; nur alten oder „blöden" Personen sollten sie etwa ein frisches Paar Eier ungestraft geben dürfen. In der Fasten des Jahres 1606 herrschte großer Mangel an Fischen, da wegen der langen grimmigen Kälte die Weiher im Sundgau und im Schwabenland, aus denen man sonst die Fische bezog, noch zugefroren waren. Da fiel das Eierverbot der gesamten Bürgerschaft wie den Akademikern, und besonders denen, die adelige und andere Tischgänger

[1] Die Granatenschleifer.
[2] Gemeint ist das ehemalige Ausrufhäuslein vor dem Münster.
[3] Wie farbig und voll Blut und Leben sind doch die alten Ratsprotokolle im Gegensatz zu den modernen!
[4] Heute Römischer Kaiser (Kaiserstraße 120).

Digitized by Google

hatten, sehr schwer. Dazu waren ungewöhnlich viel Leute krank, so daß der Pfarrer schier stündlich mit Erteilung einer Dispens belästigt werden mußte. Wegen starker Weinfuhr hielten sich auch gerade viele Schwerhandwerker, wie Schmiede, Wagner, Küfer, ferner viele Durchreisende, vornehmlich solche hohen Standes, in der Stadt auf, die man bei dem Fischmangel in den Herbergen nicht gebührend verpflegen konnte. Zudem wußte man, daß schier in allen andern Bistümern in der Fasten Eierspeisen erlaubt waren. Dadurch wurzelte sich beim gemeinen Volk der „Wahn" und die „Einbildung" ein, daß das Eieressen „gleichsam für kein sind (Sünde) geachtet, man predige und sage gleich darwider, was man immer wölle, dardurch dann solch gemein volk conscientiam (Gewissen) nit wenig beschwert". In dieser Not faßte sich der Stadtrat ein Herz und richtete an den Bischof von Konstanz die „ganz undertenig dienstlich und hochfleissig pitt", er möge geruhen, der Universität und Stadt Freiburg „per dispensionem gnedig zue vergunnen", in dieser Fasten Eier zu speisen. Wünschen wir, daß die Bitte nicht umsonst war!

Streng wurde darauf gesehen, daß alles zu den Sakramenten ging. Die ledigen Gesellen mußten nach einer Ordnung des 16. Jahrhunderts in der Fasten schwören, nach altem Herkommen in Freiburg zu beichten und zu kommunizieren. Nichtkatholiken hatten die Stadt zu verlassen. In der Fasten des Jahres 1573 wurden der Stadtarzt Dr. Schenk, der Goldschmied Burkard Frauenfelder und der Apotheker Isaak Forrer, da sie „nicht beichten und communicieren, auch ire heimliche conventicula haben", als Lutherische verdächtigt, und der Steinmetz Nikolaus Wachsbach als Wiedertäufer. Am 8. Mai 1585 beschloß der Rat, man solle alle Handwerks- und Dienstknechte, die „vermög des Pfarrers verzeichnis nit gebeuchtet und zugangen", einziehen und „hinwegweisen".

Für den in der Fasten herrschenden Geist und zugleich für die damalige religiöse Intoleranz ist folgendes bezeichnend: Im Februar 1598 beklagte sich der Pfarrherr beim Rat der Stadt, daß ein fremder Jude sich schon länger in Freiburg aufhalte, was „zu dieser zeit, da man das leiden Christi betrachten solle, meniglichen große ärgernus gebe". Man beschloß, den Juden gefänglich einzuziehen.

Eine freundliche und deshalb sehr beliebte Figur in der Fastenzeit war der Palmesel[1], der heute nur noch in Museen und auf Dachböden sein Dasein fristet. Eine köstliche Geschichte ist uns durch ein Freiburger Ratsprotokoll überliefert. Am Vorabend des Palmsonntags im Jahr 1556 legte Hans Müller von Wiesneck in betrunkenem Zustande zu Kirchzarten den Mantel seiner Frau an, setzte sich damit auf den Palmesel und wollte die Weiber zwingen, ihn herumzuführen. Er fluchte auch und zog die Kirchenglocke, um den Pfarrer zu nötigen, ihn Beicht zu hören. Für dieses Vergehen wurde er zunächst von seinem Leibherrn Hans Jakob von Landeck zu Wiesneck mit Gefängnis und dazu mit einer Kirchenbuße bestraft. Als er hernach in die Stadt hereinkam, nahm man ihn auch hier in Haft. Daraufhin verwendete sich sein Herr für ihn. Allein der Stadtrat behauptete, daß die Strafe dem Rat als Oberherrn des Tatorts und nicht dem Leibherrn zustehe. Schließlich kam man überein: Obwohl Müller eine Leibesstrafe verwirkt, wolle man ihm doch in Anbetracht der erlittenen Haft, und daß er sonst ein „unschalkbarer Mensch" und diese Tat in einer „weinfeuchte" begangen, die Gefangenschaft erlassen. Dafür aber mußte er zur Strafe am nächsten Sonntag eine zweipfündige brennende Kerze im „Umgang" zu Kirchzarten gleich hinter dem Priester öffentlich umtragen, dann in der Kirche „vor jedermeniglich" beichten und vom Priester Absolution empfangen, hierauf die brennende Kerze während des ganzen Amtes stehend in Händen

[1] Vgl. Fr. Pfaff, Der Günterstaler Palmesel, in der Zeitschrift „Allemannia" 3. Folge, Bd. 3.

Digitized by Google

halten und sie endlich „fürs sacrament" aufstellen, wo sie vollends verbrennen sollte. Wir haben damit zugleich einen Rechtsbrauch kennen gelernt, wie er (in dieser oder anderer Form) bis tief ins 18. Jahrhundert in Übung war. Beispiele dafür gäbe es eine Menge.

In der Talvogtei scheint überhaupt nicht immer alles in bester Ordnung gewesen zu sein. Der Kirchherr von (Kirch)zarten meldete nach Ostern 1499, er habe bei 200 Menschen, die noch nicht zum Sakrament gegangen; es hätten auch viele nicht gebeichtet und säßen „zu den uneren"[1], und hätten feil am Ostertag.

Bis zum Jahre 1751 veranstaltete in Freiburg am Karfreitag die „große lateinische Kongregation" eine Passionsprozession oder „Leiden-Christi-Umgang", wobei das ganze Leiden Christi vorgeführt wurde. Vom Gymnasium aus zog man von 1 Uhr nachmittags bis gegen 4 Uhr teils zu Pferd, teils zu Fuß mit acht bis zehn getragenen oder von Pferden gezogenen Bahren, worauf u. a. das Heilige Grab dargestellt war, in der Stadt herum, begleitet von einer Kompagnie Soldaten mit verkehrtem Gewehr, ferner von Pönitenten oder Büßern in braunhärenen Bußkleidern mit verhülltem Angesicht, von Geißlern in weißleinenen Kleidern, deren es bisweilen über anderthalbhundert waren, und von Kreuzziehern in blauleinenen Röcken, zehn bis zwölf Schuh lange hölzerne Kreuze nach sich ziehend. Das Landvolk kam in unzähliger Menge herbei, um den Umzug zu sehen. In Abgang kam diese Prozession teils wegen der hohen Kosten, hauptsächlich aber wegen Mißbrauchs. Es gab besonders unter den Flagellanten (Geißlern) „nicht ernsthafte" Büßer, die, weil man sie in ihrer Verhüllung nicht kannte, mit ihren blutigen Geißeln die Leute oft anspritzten oder anschlugen oder sie erschreckten, und zwar sowohl bei der Prozession selbst als auch hernach beim Besuchen der Heiligen Gräber, wo sie in Gruppen von zehn bis zwanzig von einer Kirche zur andern zu gehen pflegten. Aber auch nach Aufhebung der Prozession geißelte man sich noch im Gymnasium am Karfreitag, bis dies endlich 1768 „aus erhöblich Ursachen" ganz abgestellt wurde[2]. Es paßte eben nicht mehr in die Aufklärungszeit.

Für Ostern ist uns ausgangs des Mittelalters in Kirchzarten ein altes Kirchenlied bezeugt. „Nachdem man nächt (gestern) in der kirchen ze Kilchzartten crist ist erstanden gesungen und etwas unbescheidenheit (Ungebührlichkeit) gebrucht" — so meldete Peter Schefflin am Mittwoch nach Ostern 1499 —, habe der Priester Mißfallen davon empfangen und die Schuldigen gestraft, worauf einer dem Priester „übel geredt". Diesen ließ dann der Priester durch die Bauern gefangen setzen, womit er aber in die Befugnis der weltlichen Obrigkeit eingriff. Der Priester muß auch sonst bei der Sache nicht frei von Schuld und Fehle gewesen sein. Denn der Rat von Freiburg ließ ihm sagen, er solle sich „zuchtiglich halten" und „etlicher unzuchten"[3] abstehen. Die Bauern aber sollten „crist ist erstanden" zu rechter Zeit und züchtiglich singen. Im übrigen wolle man weder dem Pfaffen noch sonst jemand erlauben, einen gefangen zu nehmen.

Am Maitag (1. Mai) war in Freiburg das Maienstecken üblich, doch nicht immer zum Wohlgefallen des Rates. Im Jahre 1573 ließ er das Abhauen der „meien" und insbesondere der „langen stangen, so man für die heuser steckt", durch Ausruf verbieten. Als dann trotzdem viele solcher Stangen in der Stadt steckten, ließ man sie durch einen Bannwart abzählen und durch einen „schuler" aufschreiben, um die Täter zu bestrafen. Noch 1805 verbot die erzherzogliche Regierung zu Freiburg den „für die Holzkultur höchst nachteiligen Mißbrauch des Mayensteckens", der an mehreren Orten noch immer im Schwunge sei; auch wer den ihm gesteckten Mayen nicht binnen sechs Stunden nach der Wahrnehmung wegschaffe, sollte mit 5 fl. bestraft werden.

[1] „In Unehren sitzen" kann verschiedenes bedeuten; hier dürfte Ehebruch gemeint sein.
[2] Chronikblätter der Stadt Freiburg i. Br. (Adreßkalender 1891).
[3] Das Wort Unzucht bedeutete damals Betragen gegen die Zucht überhaupt.

Digitized by Google

In den Mai fällt die Bittwoche oder Kreuzwoche, wie sie in Freiburg hieß. In dieser Woche wurde nach dem Ratsprotokoll von 1574 von alters her kein Rat gehalten, noch etwas Gerichtliches gehandelt. Man hatte „von alters her in der creuzwochen ain creuzgang gon Haßlach gehalten". Als sich aber dort mit dem Übertritt des Markgrafen Karl II. zum Protestantismus nach dem Augsburger Religionsfrieden (1555) „die religion" geändert, sah man es nicht mehr für tunlich an, weiter dahin zu gehen. Man beschloß daher, hinfort den Kreuzgang nach St. Georgen zu machen, doch zuvörderst den Johannitermeister als dortigen Oberherrn „anzesprechen, ob ers leiden möge". In Pflegschaftsrechnungen finden sich nicht selten Posten wie der folgende (aus der Vogtrechnung für Gervasius Ziblin 1577/79): „Item als man geen Sölden mit creuz gangen, meinem vogtsohn geben, tut 1 β". Also sogar bis nach Sölden ging man von Freiburg mit dem Kreuz.

Am Himmelfahrtstag fand „von uralten Zeiten her" bis zum Jahre 1774, wo die Sitte durch landesfürstliche Verordnung verboten wurde und wie so manche andere der „Aufklärung" zum Opfer fiel, das „Bannreiten" in der Wiehre gelegentlich der dortigen Prozession statt. Die junge Bürgerschaft der Stadt, die Lust dazu hatte, zog teils zu Pferd mit Trompeten, Pauken und zwei Standarten, teils zu Fuß mit Ober- und Untergewehr, Trommeln und Fahnen — vor alten Zeiten soll man in Harnisch und Sturmhauben geritten sein — in die Wiehre, um dort die Prozession zu verherrlichen; meist waren es Bürger, die Güter oder Gärten in der Wiehre hatten und den Feldsegen von Gott erbitten wollten. Morgens früh um ½6 Uhr wurden zuerst mit der Reiterei die Standarten, auf denen „die städtischen Wappen zierlich eingestickt" waren, bei dem „regierenden Herrn Amtsburgermeister in Ehrforcht abgeholt", worauf man mit entblößtem Seitengewehr der „Wühremer" Kirche zuzog. Bei der Prozession ritten vor dem Hochwürdigsten drei Mann „in möglichster Stülle". Bei jedem Evangelium wurde zuerst von der Reiterei, dann von dem Fußvolk und zuletzt von der Stadt mit Böllern eine Salve gegeben. Vom einen zum andern Evangelium wurde laut gebetet. Unter dem Hochamt ging man zweimal opfern und gab wie gebräuchlich drei Salven. Um 12 Uhr zog man „mit herrlichem Gepränge" in die Stadt zurück, übergab die Standarten dem Amtsbürgermeister „mit einer schönen Rede", feuerte dann ihm, dem Schultheißen und dem Präsidenten der vorderösterreichischen Regierung zu Dank und Ehren unter den Augen einer großen Volksmenge nochmals eine Salve ab, worauf jeder in Stille nach Hause ging. Nachmittags nach dem Gottesdienst gab die Stadt den Teilnehmern einen Trunk aus dem Stadtkeller.

Das Hochfest aller Feste war einst, als Welt und Kirche noch aufs engste miteinander verbunden waren, Fronleichnam. Der Verlauf des Festes ist schon mehrmals dargestellt worden[1], weshalb hier nur einige Besonderheiten auf Grund neuer Quellenfunde kurz gestreift seien.

Da das Fronleichnamsspiel viel Zeit erforderte, begann die Prozession schon morgens um 5 Uhr. Für die Strapazen des Tages pflegte man sich vorher gehörig zu stärken. Doch schon im Jahre 1497 ward beschlossen, das „Morgeneſſen füro nit mehr zu üben", sondern bis zum „ymbis" (Mittagsmahl) zu warten, „da die rät ruwenclich eſſen mogen, dan vormittag sol man allein gott dienen und nit der füllry (Völlerei)". Und im Jahre 1545 wurde verfügt, daß „der uncoſt mit eſſen und trinken uf den zunften am morgen ganz abgeſtelt werden" solle. Hingegen beschwerte sich im Jahre 1602 die Schmiedebruderschaft über das Augustinerkloster, daß es ihr „morn (morgens) uf corporis christi,

[1] Siehe E. Eckhardt, Alte Schauspiele aus dem Breisgau (Fr. Pfaff, Volkskunde im Breisgau, Freiburg 1906). H. Müller, Das Freiburger Fronleichnamsfest und seine geschichtliche Entwicklung, Freiburg 1926.

Digitized by Google

wie von alters hero gebreuchig gewäsen, die suppen sambt 8 stuck fleisch und 8 maß weins zu geben abgeschlagen". Der Prior entschuldigte sich mit der Armut des Klosters und damit, daß sie selbst „anjetzo in mangel weins bier trinken müßen". Aber der Rat befahl nichtsdestoweniger: „sie sollen die alten gebreuch nit loßen abgon, sonder erneuern und, weil es ein gerings anlange, es in allwäg darbei verbleiben lassen".

Um 5 Uhr also hatten — nach einer Verordnung vom Jahre 1585 — alle Zünftigen, ein jeder mit seiner Seitenwehr, im „umbgang" (Prozession) zu erscheinen, um ihn „mit höchster andacht vollbringen" zu helfen, während je drei von jeder der zwölf Zünfte im Harnisch und je einer nur mit Seitenwehr zum Gauch[1] beschieden wurden, wo sie die Befehle der Stadthäupter empfingen. Die letzteren zwölf hatten in den Vorstädten und leeren Gassen, auch wo Scheuern und Ställe waren, acht zu geben, daß kein Schaden geschah. Die andern sechsunddreißig begleiteten die Prozession zunächst bis zum Fischmarkt[2], worauf noch zwölf von ihnen während des ganzen Umgangs „neben dem hochwürdigen sacrament" einhergingen, um „blatz und schürm" zu machen. Die Überreiter, Stadtknechte und Bannwarte hatten, mit „langen gerten" versehen, „das umbstehend volk zur andacht, niderkneien, endblösung des haubts und aller gebürender reverenz zu vermanen und mit ernst anzuhalten, weder frembd noch heimisch, hoch oder nider stands zu verschonen, wa sie nit volgen oder abweg gangen, daruf schlagen und welche sich hiewider setzen mit worten oder werken, die fenglich strags inziehen und hinwegfüehren: dan welcher gott sein gebürende ehr nit tuen oder solche straf darumb tulden wölle, der mag draußen bleiben". Bis 1506 war es wegen etwaiger Kriegsgefahr Brauch gewesen, etliche Reisige hinauszuschicken, „das veld zu besichtigen". Jetzt aber sagten sich die Stadtväter, daß dies unnötig sei, da ja kein Unfriede war und da man nur den armen Leuten das Feld vernichte, was Kosten verursache. Gleichfalls bis 1506 „ist der pruch gewest", daß der ganze Rat „uf corporis christi" mit der Prozession vor das Mönchstor[3] hinausging. Darob große Sorge für die Stadt, falls etwas vorfiele, wenn der Rat vor der Fallbrücke wäre. Man beschloß daher, der Rat solle künftig beisammen innerhalb der Stadt bleiben. Im Hinblick auf den Fremdenstrom zu Fronleichnam ließ der Rat im Jahre 1545 mit den Metzgern und Wirten verhandeln, daß sie sich gehörig zurüsteten, „damit die frombden leut mit essen und trinken versehen und zimblich umb ir gelt gehalten werden". Früher schon (1506) hatte der Rat den Bäckern aufgetragen, auf Fronleichnam größere Brote zu backen, denn „es sei allenthalben ein groß geschrei uber ein statt Freyburg".

Das Fronleichnamsspiel wurde nicht alle Jahre aufgeführt. 1542 wurde beschlossen, den Umgang mit dem Spiel wie von alters her zu halten, aber ohne den „lebendigen herrgott am kreuz", den man nur alle drei Jahre wolle. 1545 sodann wurde das Spiel „mit den figuren und dem hergot am creuz" wieder aufgeführt. Desgleichen 1596, „damit die personen und ornata nit gar abgangen". Die wichtigste Rolle bei dem Spiel hatte natürlich der Darsteller des Heilands. 1592 wurde Konrad Küeffer von den Metzgern „zum herrgott erwölt", nahm aber die Wahl aus allerlei Ursachen nicht an. Als 1604 das in mehrfacher Hinsicht verbesserte Spiel mit der Kreuzigung auf dem Münsterplatz „einem ersamen rat wol gefallen", wurden die Mitspieler mit einem „aben[d]trunk" und der „Herrgott" Martin Hew noch eigens belohnt. Demselben Hew wurden, als er 1607 abermals den Herrgott gespielt und „sich wol darinnen gehalten", 2 ℔[4] 10 ß ver-

[1] Haus der Gesellschaft zum Gauch (heute Kaiserstraße 52).
[2] Stelle des Bertholdsbrunnens.
[3] Etwa am Schnittpunkt der Zähringer- und Johanniterstraße.
[4] Das Pfund hatte 20 Schilling zu 12 Pfennig. Pfund und Schilling waren nur Rechnungsmünze, wurden also nicht geprägt.

Digitized by Google

ehrt. Im Jahre 1771 erhielten die sogenannten Corporis-Christi-Hayducken[1] (12 an der Zahl) zur Erkenntlichkeit 6 Gulden und 12 Maß Wein von der Stadt angewiesen.

Daß auch Mißbräuche, und sogar sehr grobe, vorkamen, darf nicht wundernehmen. So trieb Hans von Obernehenheim[2], der 1508 „uf unsers hergotstag ein tüfel gewesen"[3], „unzüchtig geperden" mit Frauen und Jungfrauen, die „offenlich zu im gezogen und genoppet"[4]. Er kam deshalb ins Gefängnis, wurde aber wieder freigelassen und nur „mit worten hart gestraft". Am 14. Juli 1530 baten Bürgermeister und Rat den Markgrafen Ernst von Baden um Bestrafung seines Trompeters namens Volz und anderer Diener, die am letzten Herrgottstag mit einigen Adeligen in der Stadt die ganze Nacht über mit einer „sackpfiffen" (Dudelsack) herumgezogen, geschrien und „geheulet", Karren und Fässer umgestoßen, etlichen die Fenster eingeschlagen und gegen die Nachtwächter sich „trotzlich erzeiget" hätten. 1543 wurden Georg Klein von „Eschen", Peter Dentz und Thoma, beide von Waldsee, aus dem Gefängnis heraus so lange der Stadt verwiesen, bis jeder 10 Pfund Pfennig für den Frevel gab, „das[s] sie an unsers hergotz tag, so ein gefreiter tag ist, mit einander geschlagen haben". Wie heilig der Tag der Bürgerschaft gewesen und wie stolz sie auf ihn war, zeigt auch, daß 1746 von der Bäckerzunft Marx Hartmann und Ferdinand Runck mit je 1 Pfund Weißwachs bestraft wurden, weil sie den Zunftheiligen sowohl am Fest Corporis Christi als auch am Fest der Stadtpatrone Lambert und Alexander „mit einem sehr schlechten mayen zue gröster beschimpfung einer ehrsamen zunft geziehret haben".

Daß im übrigen der Fronleichnamstag für viele Bürger auch eine Einnahmequelle war, geht außer dem bereits Gesagten ebenso aus den Stadtrechnungen hervor. So erhielten 1579: der Sigrist und die Münsterturmwächter „von der großen Glocken zu läuten" 19 ß; die zwei Wächter, die auf der Burghalde am Vorabend und am Morgen „gehietet", 3 ß; Mang [Anhofer] dafür, daß er auf den Münsterturm gestiegen, um den „Knopf" und Stern zu „salben", wie es häufig heißt, 6 ß, und ein junger Steinmetz ebendafür 3 ß; die Schererknechte, die „das fendlin (Fähnlein) in S. Urs[u]la schiff herumb getragen", 12 ß 6 ₰; Georg Neser für ein „fleschlin mit bomöl" zur Reinigung des Sterns auf dem Turm 3 ß 10 ₰; Konrad Ebert der Maler, der „unders creuz gemalet", 11 ß 4 ₰; der Judas für „grick[5] und milch[6], derm und kuder[7]" 3 ß 4 ₰. Ein anderes Beispiel: 1615 bekam u. a. der Schneider Martin Gilbert für Arbeit zur Passion 1 ℔ 18 ß; für Arbeiten zum Walfisch[8] der Dreher Oswald Wegelin 18 ß 9 ₰; der Scheidenmacher Hans Burckhardt für 300 leinene Nestel 1 ℔ 5 ß 9 ₰; der Säckler Otto Kepner für ein Paar Handschuhe und für Blut zum Kreuz 10 ß; der Krämer Hans Schmidt für gefärbten Taffet zu einem Schurz 3 ℔ 6 ß; Martin Stock für ein Paar rote Stiefel 11 ß 8 ₰; der Maler Franz Arparel[9], der dem Aiax[10] einen „Pusican"[11] gemalt und mit

---

[1] Die Hayducken, ein ungarisches Kriegervolk, wurden zum Teil in den Grenzgarnisonen verwendet.

[2] Oberehnheim im Elsaß.

[3] Ein Schwarm geschwänzter Teufel eröffnete und beschloß den Aufzug. Vgl. F. Geiges, Bürgerleben zu Freiburg i. Br. ausgangs des 15. Jahrh. („Schauinsland" 5. Jahrg.).

[4] „noppen" bedeutet stoßen, stupfen, auch coire (H. Fischer, Schwäb. Wörterbuch).

[5] Eingeweide (Lexer, Mittelhochdeutsches Wörterbuch).

[6] Wozu er Milch brauchte, ist mir nicht klar.

[7] Wohl in der Bedeutung von Werg.

[8] Bekanntlich war der Prophet Jonas drei Tage im Bauche eines Walfisches, weshalb er als Symbol der Auferstehung Christi gilt.

[9] Von ihm ist das sogenannte Fastentuch im Münster.

[10] Griechischer Held, der die Leiche des Achilles rettete. — Das Fronleichnamsspiel umfaßte die ganze Weltgeschichte.

[11] Streitkolben.

Digitized by Google

gold geziert", 6 ß 3 ₰; Herr Wolfgang Dentzlinger für den „türkischen Bund", den er als Pilatus benötigte, 3 ℳ 2 ß 6 ₰.

Wie hoch in Ehren der Tag in Freiburg war, ersehen wir auch daraus, daß man an der Oktav des Festes „das heilig sacrament mit der processíon" ums Münster trug, wozu 1517 Verena Bondorferin, Witwe Ulrich Riedrers, für ewige Zeiten das Läuten mit der großen Glocke stiftete, und daß am Sonntag der Oktav die Franziskaner (heute St. Martin) die bei ihnen herkömmliche Prozession seit 1692 „umb den ganzen stock", d. h. um das ganze Häuserquadrat herum abhielten, was der Stadtpfarrer erlaubte, wenn sie ihn alle Jahre „freindlich" darum ersuchten.

An Pfingsten pflegten in Freiburg „nach altem brauch" die Bäcker dem Adelhauserkloster „den hailigen gaist zu bringen", wofür sie 1684 3 Batzen erhielten. Wie der Vorgang sich abspielte, ist leider nicht gesagt. Vom einstigen Pfingstritt im Breisgau haben bereits Hermann Mayer[1] und Hermann Baier[2] gehandelt.

Die an das heidnische Sonnwendfest erinnernden Johannisfeuer sind meines Wissens im Breisgau nahezu ganz erloschen. Der mir bekannte früheste Beleg dafür, daß die Sitte einst auch in Freiburg herrschte[3], stammt aus dem Jahre 1558. Der wohlweise Rat fühlte sich damals bemüßigt, den „jungen buoben" zu verbieten, „uf Johannis ze nacht, wenn sie die feur uf der gassen[4] machen", mit „gewehrter hand" zusammenzukommen und „gegeneinander ze ziehen", wodurch es etwa Weiterungen geben könnte. Ein weiteres Verbot, vom Jahre 1566, bezweckte, daß die „knaben" am Johannis-Vorabend und am Tag selbst „nit also zusammenziehen, item des klöpfens und schießens bei den Johannisfeuren abzeston". Auch das Springen über das Feuer, wovon man sich allerhand geheimnisvolle Wirkungen versprach, war hier üblich. Aus Erbschaftsakten geht hervor, daß im Jahr 1636, also mitten im Dreißigjährigen Krieg, Anna Barbara Obergfell, die Frau des Reinachschen Sekretärs Gervas Obergfell und Tochter des Universitätssyndikus Dr. Sebastian Villinger, also eine vornehme Dame, am 24. Juni trotz Verwarnung „mit groß schwangerem leib uber St Johan feuer gsprungen", wovon sie eine „ruptur" und tödliche Krankheit bekam. Nach ihrem Hinscheiden wurde das Kind aus dem Mutterleib geschnitten und getauft; doch nach acht Stunden starb auch es, worauf Mutter und Kind bei den Augustinern bestattet wurden. 1756 und erneut 1763 wurden die Johannisfeuer verboten, aber ganz hörten sie in Freiburg erst im 19. Jahrhundert auf.

Um den Johannistag fand in Freiburg ein höchst wichtiger politischer Akt, der Wechsel des Rates, statt, womit verschiedene Bräuche verbunden waren.

Den neuen „Häuptern" (Bürgermeister, Schultheiß und Oberstmeister) steckte man „Maien" vors Haus, so auch 1570 dem neuen Oberstmeister Michel Damian. Aber er war nicht entzückt davon, denn schon 1563 hatte er als alter, kränklicher, übelhöriger, des Lesens und Schreibens unkundiger Mann bei der Regierung zu Ensisheim um Enthebung vom Amt als Statthalter des Bürgermeisters vergebens nachgesucht[5]. Jetzt bat er abermals um Dienstentlassung und warf die Maien „hinweg uf die gassen". Darob großes Mißfallen und Weigerung der Regierung, die von seinen Fähigkeiten offenbar eine höhere Meinung hatte als er selbst. Ablehnung einer Wahl wurde von jeher streng geahndet. Als 1499 Eberhard Struß sich weigern wollte, Zunftmeister zu werden, hätte

[1] Im "Schauinsland" 21. Jahrg.
[2] Freiburger Tagespost vom 30. Mai 1928, Nr. 123.
[3] Vgl. Franz Neumann, Das St. Johannisfest zu Freiburg, im „Schauinsland" 20. Jahrg.
[4] Also in den Straßen, nicht außerhalb der Stadt.
[5] J. Rösch, Ratsbesatzungen der Stadt Freiburg, im Adreßkalender 1854.

Digitized by Google

er, wenn er nicht nachgegeben, Haus und Gewerbe schließen und die Stadt verlassen müssen. 1603 bat Johann Schwarz, da er weiterstudieren und den Doktorgrad erwerben wollte, um Entlassung aus dem Rat, dem er schon vier Jahre angehörte. Doch man bedeutete ihm, daß man mit seinen Diensten auch ohne den Doktorhut gar wohl zufrieden gewesen und ein jeder „dem vaterland und gemainen nutzen zu dienen schuldig sei; " man müsse diejenigen „in rat ziehen", die dazu „qualificiert" seien, und könne ihm nicht willfahren, da auch andere „das irig" versäumen müßten.

Anläßlich der Ratswahl wurden verschiedene Essen veranstaltet, so das Bürgermeistermahl beim Ritter, der „Trinkstube" der Adelsgesellschaft (Münsterplatz 10), und das Oberstmeistermahl beim Gauch. Bis 1501 gab man dem Bürgermeister das „gleit"[1] zum Ritter in einer Weise, daß jedermann es für „ganz spottlich" erachtete. Man glaubte, sich vor den Dörfern schämen zu müssen, und beschloß daher einhellig der Stadt zu Ehren, daß der gesamte Rat inskünftig jedes Jahr dem Bürgermeister auf dem Ritter „schenken" solle. Da aber durch die Teilnahme der ganzen städtischen Beamten- und Dienerschaft die Mahlzeiten zu kostspielig wurden, verordnete man, daß nur der alte und neue Bürgermeister, der Oberstmeister und der Schultheiß sowie beim Bürgermeistermahl auf dem Ritter auch der Schulmeister, der Cantor, der Priester, der die Wahlmesse gelesen, und der Organist wie bisher freigehen sollten. Gleichwohl war die Ritterschaft mit dem städtischen Zuschuß, der gewöhnlich aus mehreren Kanten Wein bestand, nicht zufrieden. Sie beschwerte sich 1595 beim Rat, daß die Zahl der Teilnehmer auf 34 Personen anlaufe, während sie vom Rat nur ein Pfund Rappen, einen Karren Holz und einen Zuber Kohlen erhalte. Darauf gab man etwas mehr, und zwar gewöhnlich je acht Kanten Wein zum Bürgermeistermahl und zum Oberstmeistermahl. Die Zünfte veranstalteten dem neuen Oberstmeister zu Ehren ein besonderes Mahl, wobei es auch nicht ohne Mißbräuche abging. Am 31. Mai 1538 erwog man im Rat „die ongeschickt wibisch gwonheit, so sich eingerissen mit den zunftmeistern heimzefieren am tag, so man in zu nacht schenket, wie ein grosser onnutzer cost ufgat und ouch ein spott vor frömbden leuten der ongeschickten trunkenden personen etc." Dieses Treiben wurde abgeschafft und befohlen, daß nach dem Nachtessen jeder Zunftmeister „in sein hus heimgan" solle.

Eine andere Bewandtnis hatte es mit den sogenannten Ratssuppen während des Jahres. Schon ausgangs des Mittelalters (1499) hören wir von dem Essen, das bis dahin im Ratshof stattfand. Es wurde verfügt, daß man die Suppen künftig in des Heizers Stube, nicht mehr im Ratshof, einnehme und „darzu den räten verkünd", und daß kein Knecht vor den Räten essen solle. Der Bürgermeister sollte jeweils gefragt werden, „ob man suppen holen" solle oder nicht. An gebotenen Fasttagen solle auch fürderhin „kein suppen herumgetragen werden". Nach späteren Nachrichten waren es die Klöster der Stadt und der Umgebung, die, anfangs wohl aus Gefälligkeit, später meist sehr ungern, für die Ratssuppen aufkamen. So gab die Kartaus für den ersten Ratstag nach Ostern die „Ratssuppe", und zwar 40 Eier, 12 Maß Wein, 6 Laib Brot im Gewicht von je 2½ ℔, ferner den Trägern eine Suppe, eine Maß Wein und ein Brot. Als am 23. Januar 1737 Bruder Bruno Bilharz auf dem Kaufhaus das sogenannte Satzgeld und den Fischbachzins entrichtete, ging ihm der Ratsherr Georg Joseph Klump nach und sagte ihm frei heraus, daß sich sämtliche Zunftmeister über die „gar schlechte ratssuppen" der Kartaus beklagten; man werde ihr dafür künftig den Mühlenbach entziehen und selber fischen. Darauf erklärte sich der Prior bereit, mehr zu geben, wenn andere Klöster dem Beispiele folgten. Der St. Klara-Schaffner Hagen-

[1] Hat den Sinn von bewirten. Leitgebe = Schenkwirt. H. Fischer, Schwäb. Wörterbuch, Bd. 4.

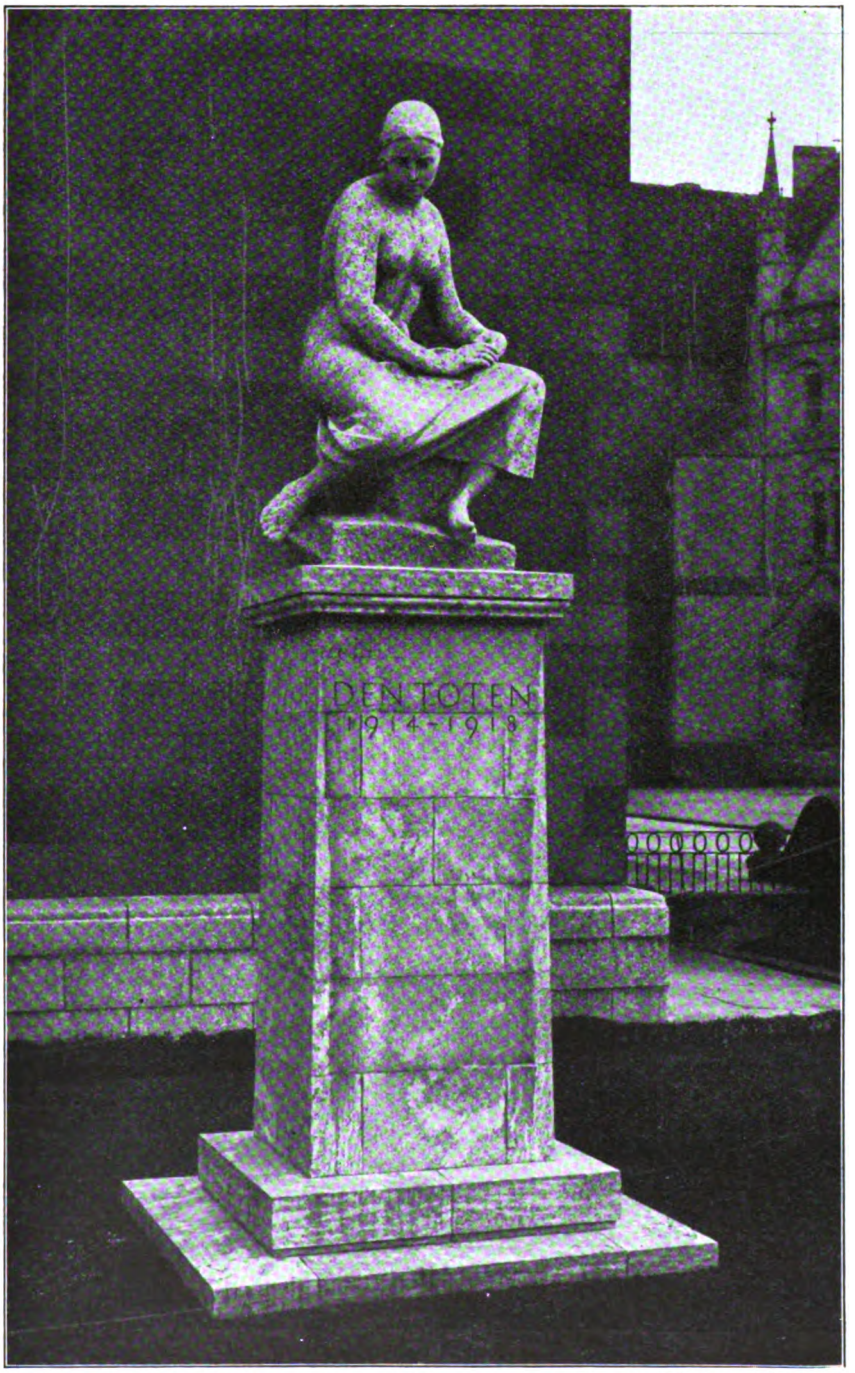
Digitized by Google

buch sagte auf Befragen Klumps, daß das Kloster St. Klara 18 ℔ Rindfleisch in zwei gewöhnlichen Ratssuppenschüsseln, 18 Maß Wein und 12 Laib Brot, sonst nichts gebe. Als die Kartaus daraufhin ebensoviel verabfolgte, begehrte man dazu noch ein „brattis" (Braten) und gab ihr auf dreimaliges Bitten um den Mühlenbach keine Antwort. Notgedrungen lieferte die Kartaus im folgenden Jahre 12 ℔ „brattis", 18 ℔ Rindfleisch, 26 Maß Wein und 10 Laib Brot. Köstlich ist, was der Schaffner der Kartaus als Grund notierte, warum es „mit altem gebrauch der ratssuppen sein verbleiben nicht hat und nicht vergnügt". Vor 1690 nämlich hatte man die Ratssuppen morgens früh gegeben, und zwar verzehrten die „herren bediente" sie während der Ratssitzung allein. Da begaben sich Zunftmeister, die vom Rat „abstand nehmen" mußten, zu den Bedienten und tranken mit ihnen „ein glas wein". Wieder in den Rat berufen, waren sie „wegen dem wein in dem kopf nicht im stand", ihr „votum oder wort zu geben". Darauf wurde befohlen, die Ratssuppen mittags oder nach dem Rat zu halten. Nun aber gesellten sich nach und nach alle Zunftmeister, endlich auch die „herren procuratores" und andere dazu. Daher das Bestreben, die Ansprüche zu steigern. Erst im Jahr 1800 verzichteten der Rat und die Beamten zugunsten des Armeninstituts auf die Ratssuppen. Nach Aufhebung der Klöster entrichtete die großherzogliche Domänenverwaltung der Stadt für die „Ratssuppen" jährlich eine Summe, die dann 1836 zusammen mit anderen Verpflichtungen abgelöst wurde.

Ein wohl im Aberglauben des Volkes wurzelnder Brauch ist uns für den St. Gallen-Tag (16. Oktober), der im Bauernkalender eine Rolle spielte, überliefert. An diesem Tag, oder aber am darauf folgenden Aschermittwoch, pflegte man wie anderwärts so auch in Freiburg die jungen Eichen zu setzen. Als dies 1560 am St. Gallen-Tag wegen des nassen Wetters und am Aschermittwoch 1561 wegen des Winters nicht möglich war, beschloß der Rat (am 14. Februar 1561), es um acht bis 10 Tage zu verschieben, aber „noch bi jetzigem neuem mon(d)" vorzunehmen und zuvorderst „bi den hievor gesetzten ze raumen und ze seubern, darmit dieselben furtwachsen mogen".

Noch ein Wort zur Kirchweih! In Vorderösterreich wurden die Kirchweihen erst unter Joseph II. auf den dritten Sonntag im Oktober verlegt. Auf dem Lande sind sie seitdem das Hauptfest des Herbstes, ein Volksfest. Nicht so in der Stadt. Der Weihetag des Freiburger Münsters wurde 1382 durch den Legaten des Gegenpapstes Klemens VII. zu Avignon, dem die Stadt Freiburg anhing, auf Bitten der Freiburger vom dritten Adventsonntag auf den Sonntag Vocem iucunditatis, also vom Winter in den Wonnemonat verlegt. Aber daß sie ein Volksfest war oder zu einem solchen geworden wäre, davon verlautet in den Quellen nichts. Dagegen zogen die Freiburger einst wie heute zur Kirchweih hinaus aufs Land. Bekannt ist die von Ulrich Zasius im „Geschichtbuch" der Stadt beschriebene Ebringer Kirchweihe vom 16. August 1495. Es kam dort zu Händeln zwischen den Freiburgern und Ebringern, wobei es auf Seite der Freiburger mehrere Verwundete und Tote gab. Noch heute erinnern vier Steinkreuze zu Ebringen an jenen Vorgang.

Digitized by Google



Totendenkmal der Freiburger Universität — Arnold Rickert, Bielefeld

Digitized by Google

Landstraße, Verlängerte Bismarckstraße
(Ölbild)

Rudolf Riester, Freiburg i. B.

Digitized by Google

1. Hochzeitszug in Kirchzarten im Breisgau

Die Trachten des Breisgaus und seiner Grenzgebiete

Kulturgeschichtliche Betrachtungen von Wilhelm Fladt, Freiburg i. Br.

Wenn man da und dort meint, unsere ländlichen Trachten seien uralt, so ist das eine ganz irrtümliche Annahme. In Wirklichkeit setzt die Trachtenbewegung erst um die Mitte des 16. Jahrhunderts ein. „Im allgemeinen bildeten sich die Volkstrachten aus Resten von stehengebliebenen Modetrachten heraus und gewannen dann ein umso seltsameres Ansehen, je weiter die große Mode auf ihrem Weltlauf sich von ihnen entfernte[1]."

Modezentralen am Oberrhein waren im Mittelalter und bis ins 18. Jahrhundert hinein die Städte Straßburg und Basel. Die von dorther kommenden Modeeinflüsse waren maßgebend für die Entwicklung der Volkstrachten im Breisgau. Als um die Wende des 16. Jahrhunderts links- und rechtsrheinisch sich Volkstrachten zu gestalten begannen, hatten diese beiden Städte eine gemeinsame Kleidermode, die kaum einen örtlichen Unterschied kannte. Wenn wir uns die charakteristischen Kleidungsstücke jener Zeit[2] ansehen,

[1] Friedrich Hottenroth, Deutsche Volkstrachten, 2 Bände, Frankfurt a. M. 1898.

[2] Vgl. Thesaurus picturarum in der Darmstädter Landesbibliothek. Tobias Stimmer, Die Lebensalter usw.

Digitized by Google

so finden wir in ihnen vielfach die Urbilder unserer einheimischen Volkstrachten. Da ist beispielsweise in der Frauentracht das Niederleibchen bemerkenswert, das von der Taille nur bis unter die Achsel ging und seitlich mit Haken geschlossen wurde. Man kannte den engen und den weiten Fältelrock, den einen am Niederleibchen angeheftet, den andern von den Achselgruben glockenförmig nach unten verlaufend. Dann gab es eine Sonderform mit eingezogener Taille und einem Oberteil, das ganz dem Muster des vornherab verschließbaren Leibchens folgte. Man hatte Röcke mit Koller, die man „Schaube" nannte, sobald oben ein Ausschnitt war. In der Bauerntracht trat im Gegensatz zur Städtertracht an die Stelle der Schaube ein kurzer Kittel mit Achselstücken. Die Bedeckung der Arme besorgte ein Unterwams.

In der Männertracht behauptete sich bis über die Mitte des 17. Jahrhunderts hinaus die alte taillenlose Bauernschaube, die schließlich vorn herab mit Knöpfen versehen wurde und als Halsabschluß einen enganliegenden Kragen erhielt. Daneben bürgerte sich aber auch der aus Spanien herübergekommene Rock ein, der sich mit seiner in die Hüfte eingezogenen Taille besser an den Körper anschmiegte als die seitherige Kleidung und deshalb wärmer gab. Das war für unsere Gegend mit ihren rauhen Wintern besonders wichtig. Die Beine steckten in Kniehosen und Wadenstrümpfen, die Füße in Schnallen-, in Bundschuhen oder in Latschen. Als Kopfbedeckung der Männer hatte der Hut und die Mütze der ehedem gebräuchlichen Gugel Platz gemacht. Bei den Frauen herrschte die Haube in den verschiedensten Formen; aber auch hier fand allmählich der Hut Eingang.

So ungefähr sahen in großen Zügen die Modetrachten aus, die von Basel und Straßburg in den Breisgau herübergekommen waren und dann allmählich als Volkstrachten hier stehen geblieben sind. Einen entscheidenden Einfluß auf ihre Gestaltung übte die Zeit unmittelbar nach der Revolution aus. Wir erleben hier das Typische, daß die katholisch gebliebenen Landesteile sich mehr für eine reiche, farbenfrohe Tracht entschieden, während die protestantischen Gegenden mehr zu der ernsten, dunklen, einfarbigen Gewandung neigten. Beweise dafür liegen heute noch in den Trachten des protestantischen Markgräflerlandes und in den starken Unterschieden, welche die Frauentrachten in den katholischen und evangelischen Orten der Baar aufweisen sowie in der verschiedenen Tracht der katholischen und evangelischen Prechtälerinnen.

Aus historischen Gründen dürfen wir bei einem Überblick über die Trachten des Breisgaus nicht allein das Gebiet berücksichtigen, das man heute schlechtweg als Breisgau bezeichnet, sondern den ganzen Landstrich, den man ursprünglich zum Breisgau rechnete, nämlich den gesamten westlichen Gebietsteil rechts des Oberrheins[1]. Während des 15. Jahrhunderts verlor sich dieser Begriff des alten Breisgaus und der Name Breisgau verblieb jetzt nur noch den Besitzungen des Hauses Österreich am Oberrhein, die im großen ganzen zusammengesetzt waren aus der Landgrafschaft Breisgau und der Grafschaft Hauenstein, d. h. man trennte jetzt die Begriffe Breisgau und Hauensteinerland. Badisch geworden waren die Herrschaft Hachberg und die Landgrafschaft Sausenberg. Mit diesem teilweisen Besitzwechsel vollzog sich für den nunmehr badischen Teil auch

[1] Aus einer Urkunde vom Jahr 1478: „das die lantgrafschaft im Brisgowe am Ryn, do die Bleicha inloufft, anwohe und gang die Bleicha hynuff bitz uwer Nuwenburg an das crutz, das do an der cappel stat, do sich die lantgrafschaft des Brisgowes und Susemburg scheidet, und von dem Ryn zu allen orten durch das Bryssgow in den Swartzwald bitz an die grafschaft von Furstenberg".

Vgl. Allemannia, Zeitschrift für Sprache, Literatur und Volkskunde des Elsasses und Oberrheins. Band 10 Seite 164.

Dr. Krieger, Topographisches Wörterbuch des Großherzogtums Baden. Heidelberg 1898.

Digitized by Google

2. Breisgauerin mit Markgräflerinnen

der Wechsel vom Katholizismus zum Protestantismus. Das war nicht nur ausschlaggebend für die kulturelle Entwicklung und den Volkscharakter des badischen Oberlandes, sondern wurde später auch bestimmend für das ganze Trachtenwesen des Markgräflerlandes und des engeren Breisgaus[1].

Wie wir gesehen haben, umfaßt der ehemalige Breisgau einen verhältnismäßig kleinen Landesteil und doch weist wohl kaum ein deutscher Gau in so engen Grenzen eine solche Verschiedenheit der Trachten auf. Trachten indes, die vor kaum hundert Jahren noch stolz und allgemein getragen wurden, sind heute mehr oder minder vergessen, eine Wahrnehmung, die man übrigens auch anderwärts macht. Es wird eine besondere Aufgabe sein, die Ursachen dieses Verfalls zu untersuchen und die Wege zu ermitteln, die uns hier ein kostbares Stück Volksgut retten und erhalten können.

Wenn wir nun das Trachtenwesen des Breisgaus einer Untersuchung unterziehen wollen, so müssen wir schon hundert Jahre zurückgehen, in die Blütezeit der Volkstrachten, als die Einflüsse der modernen Kultur und des Reiseverkehrs, der Landflucht und der Modenarrheit sich noch nicht in die Berge und Täler des Schwarzwalds hineingefressen hatten.

[1] Dr. Joseph Bader, Badische Landesgeschichte. Freiburg 1836. Seite 419.

Digitized by Google

3. Hornberger Volkstracht

Am Rande des Breisgaugebietes dringen in der Rheinebene bei Kenzingen die Einflüsse des Hanauer Trachtenbezirks herüber. Ähnlich ist es auf den Schwarzwaldhöhen bei Hornberg und Triberg, wo sich Elemente jener Trachten auch herüber in die letzten Berge und Täler des Breisgaus wagen. Es ist das eine Tatsache, die sich überall an den Grenzen der Trachtenbezirke beobachten läßt, die ihren Grund in den Heiraten hat, die hinüber und herüber geschlossen werden.

Die ersten trachtenkundlichen Aufschlüsse aus dem Breisgau treffen wir in den Totentanzbildern der Beinhauskapelle zu Bleibach (um 1723 entstanden) und jenen der alten Gottesackerkapelle zu Freiburg (um 1757 entstanden)[1].

Wohl die älteste Trachtenbeschreibung für unsere Gegend stammt aus den nach 1739 gefertigten Aufzeichnungen des P. Johann Nepomuk Maichelbeck aus dem Kloster St. Peter[2]. Er schreibt wörtlich:

„Als ich anhero kame, nemlich 1739, hatten die Bauern kurze Zwillichwammes mit Oerlinger ausgefüttert, weiße Krägen um den Halse, ihre Knöbelbärte, ein schwarzen Flor hinten über den Rucken herabhangend, ein hohen Hute rundlächt, weiße Strümpf, hohe Absätz und rothe Laschen an den Schuhen mit Nesteln, weißlederne Hosen. Die Tracht kame vast deren Hauensteinern gleich außer der Farbe. Von Knöpfen wußte man selber Zeit noch nichts, sondern lauter Haften. Im Sommer prangten die Mannsbilder mit ihren weißen, reistenen Strümpfen, nicht baumwollene, weniger gemodlete. Die Weiber trugen ihre gefältlete Röcke, worunter ein Schaafpelz; über diese hatten sie lange Mannskittel aus Tuch, —

[1] Hermann Eris Busse, Ein Totentanz. Walter Momber, Verlag, Freiburg 1924.
[2] F. Frankenhauser, Das Kloster St. Peter im Schwarzwald im Jahr 1739. Zeitschrift für Geschichte des Oberrheins. Band XXXI (1916) Seite 295.

Digitized by Google

4. Triberger Volkstracht

was alte ſind, haben noch heutiges Tags ſolche Kittel — Pelzkappen mit vier Hörner, um den Halſe ihre ſchwarze Flöhr, breite Abſätze an Schuhen; das war die ganze Hoffarth ihrer Kleydern."

Eine Abbildung dieſer Tracht ſcheint uns leider nirgends erhalten zu ſein.

Um das Jahr 1780 veröffentlichte der Augsburger Kupferſtecher Johann Martin Will ſeine „Sammlung Europaeiſcher Nationaltrachten"[1] und brachte darin auch die Bilder eines Breyßgauer Baurenmädels und eines Breyßgauer Bauers: Bei den Mädchen über den hervorſtehenden, gelitzten Unterrock ein reicher Fältelrock und darüber eine helle Bundſchürze; helle Strümpfe, Halbſchuhe mit übergeſchlagener Mittellaſche; verſchnürtes Mieder mit Überjäckchen; um den Hals ein Mailänder Halstuch und auf dem Kopf kokett ein niederes Strohhütchen mit dunklem Band. Bei dem Bauer dunkle Kniehoſen, helle Strümpfe und Stulpenſtiefel; eine langſchößige, bis an den Hals mit beiderſeits wechſelnden Knöpfen geſchloſſene, helle Rockweſte und darüber ein hell ausgeſchlagener, dunkler Schoßrock; auf dem Kopf einen dunklen Filzhut, halb Schiffhut, halb Nebelſpalter.

Den „weißen Wälderhut" der jungen Mädchen erwähnt auch der Freiburger Dichter Johann Georg Jacobi, wie er um 1790 das ſanktpetriſche Hirtenmädchen Maria Urſula beſingt, das ſpäter ſeine Frau geworden iſt.

[1] Hans Rott. Zur bad. Trachtenkunde im 18. und 19. Jahrhundert. Ekkhart-Jahrbuch 1925, Seite 69. Ebendaſelbſt entſprechende Abbildungen.

Digitized by Google

Eingehendere Darstellungen aus der Trachtengeschichte des Breisgaus und seiner Nachbargebiete veröffentlichten erst der badische Geschichtsschreiber Alois Schreiber (1763—1841)[1], der „Bädecker" des badischen Landes und der als Herausgeber der „Fahrten und Wanderungen", der „Badenia" usw., bekannt gewordene Archivar Joseph Bader (1805—1883)[2]. Ein begeistertes Loblied auf die kleidsame Tracht der Breisgauer Landleute singt der Franzose Emile Jacquemin (1805—1881)[3].

Es fällt in der damaligen Tracht eine gewisse Buntfarbigkeit auf und eine bürgerliche Vornehmheit zeugt nicht nur von einem gediegenen Geschmack, sondern auch von einer gewissen Wohlhabenheit (Abb. 1 und 2).

Die Männer hatten den rotgefüttertem, schwarzen oder braunroten Schoßrock ohne Knöpfe mit gleichfarbigem, rot eingefaßtem Ärmelaufschlag, darunter das rote, mitunter bestickte oder verbrämte, seitlich geschlossene Leiblein oder Brusttuch, über welchem die buntgewirkten Hosenträger mit Bruststeg niedergingen und die schwarzen Leder- oder Tuchhosen festhielten. Diese Hosen mit dem breiten, niederklappbaren Bauchteil (dem „Laden") waren an der Kniekante nach außen hin rot verschleift. Wo dieser Schleifenabschluß fehlte, legte man unterhalb des Knies um die weißen Wadenstrümpfe ein seitlich verschleiftes, rotes oder schwarzes Band. Das Schuhwerk bestand aus schwarzen Halbschuhen mit übergeschlagener roter Mittellasche. Oben aus dem Halsausschnitt des Brusttuches ragte der am Leinenhemd festgenähte und umgelegte weiße Vatermörder hervor, der mit einem violetten oder schwarzen Seidentuch umbunden war, das vorn in einer Masche lag. Die Kopfbedeckung war ein schwarzer, halbniederer Filzhut mit breiter, leichtgewellter Krempe, hinten herabhängendem schwarzem Band und unter dem Kinn gleichfalls mit einem schwarzen Band festgebunden. Nach dem Gottesdienst wechselten die jungen Burschen den Hut in eine pelzverbrämte Sammtkappe und den Rock in eine kurze, weiße Leinenjacke.

Ebenso bunt wie die Männertracht war auch die der Frauen. Über dem buntfarbigen, meist roten Fältelrock, der unterhalb des Rockbunds noch kokette Kleinfältchen trug, prangte die schillernde Seidenschürze. Über einem mit dem Rock gleichfarbigen, bis zur Brusthöhe mit gegenfarbigen Seidenbändern geschmückten Mieder lag ein dunkelrotes Halsgöller, das am Hals und gegen die untere Vorderkante zu mit schmalen, dunklen Samtlitzchen in einem bestimmten Muster verziert war. Über dem Mieder wurde aus Tuch oder Seide eine meist schwarzgrüne Juppe (Spenzer) mit eng anliegenden, oder auch auswattierten Ärmeln getragen. Hals und Schulter deckte ein im Rücken geknüpftes buntes Halstuch. Aus den schwarzen Halbschuhen mit roter, übergeschlagener Mittellasche schauten die weißen Woll- oder Baumwollstrümpfe. Als Kopfschmuck diente der breitrandige, florentinerartige Strohhut mit schwarzem Band oder auch eine Schleifenhaube, die viele Ähnlichkeit mit jener der Hanauer Gegend hat. Rock und Mieder haben im Lauf der Zeit mancherlei Wandlung erfahren, aber die Breisgauer Schleifenhaube trug man vereinzelt noch kurz vor dem Krieg in den Orten zwischen Staufen und Denzlingen und insbesondere auch in den Vororten der Stadt Freiburg[4]. Die Breisgauer Haube besteht aus zwei Teilen: einer Kopfhaube und einer Schleife. Die Kopf-

[1] Alois W. Schreiber, Trachten, Volksfeste und charakteristische Beschäftigungen im Großherzogtum Baden. Mit kolorierten Blättern nach Zeichnungen von Vollmar und Volz. Verlag Herder, Freiburg 1825.

[2] Joseph Bader, Badische Volkssitten und Trachten. Mit kolorierten Blättern. Kunstverlag Karlsruhe, 1843—1844.

[3] Emile Jacquemin, L'Allemagne agricole, industrielle et politique. Paris 1843.

[4] Den prachtvollen Breisgauer Hauben, welche die Schwarzwaldsammlung der Stadt Freiburg bewahrt, fehlt leider überall die charakteristische Kopfschleife.

Digitized by Google

5. Volkstracht aus dem Prechtal

haube ist aus zwei rechteckigen Mohrseidestücken zusammengesetzt; die Hinterkopfspitze ist abgerundet und mit einer Pappeneinlage versteift. Zwei Drittel des hinteren Kopfteils tragen einen rechteckigen, schwarzen Samteinsatz, der mit reicher Gold- oder Silberstickerei geziert ist. Goldplättchen, farbige Steine und Perlen erhöhen die Wirkung der Stickerei. Bei der Witwenhaube ist die Stickerei mit schwarzer Seide ausgeführt und zum Ausschmuck sind schwarze Perlen verwendet. Innen ist die Haube mit weißem Leinen aufgefüttert. An den Halsrand der Haube ist eine schwarze Litze so festgenäht, daß durch die von der Naht freigelassenen Litzenschlaufen ein schwarzes Samtband gezogen werden kann. Mittels dieses Samtbands wird die Haube unten zusammengezogen, so daß sie aufgesetzt nur den Hinterteil des Kopfes bedeckt und das Ohr freiläßt. Am vorderen, unteren Haubenzipfel ist eine Öse festgenäht, durch die ein schwarzes Samt- oder Seidenband gezogen wird, um damit die Haube unter dem Kinn der Trägerin zu verschleifen. Im Innenteil der Haube, ziemlich vorn in der Scheitelnaht, sitzt ein Metallhaken, an den mittels einer Hafte das schwarze Seidenband festgemacht werden kann, das die Kopfschleife trägt. Diese Kopfschleife ist wieder aus schwarzer Mohrseide und sitzt wie ein großer, schwarzer Schmetterling auf dem Scheiteldach der Haube; zierlich hängen an den Schleifenenden schwarze Seidenfransen beiderseits bis zur Ohrenhöhe nieder. Die Zöpfe trägt das junge Mädchen hinten über den Rücken niederfallend, die Frau aufgesteckt unter der Haube (Abb. 2).

Am Hochzeitstag trug die Braut einen schwarzseidenen Spenzer, Mieder, Halsgöller und Schürze aber in weißem Seide- oder Wollstoff, das Mieder mit rosarotem Seidenband überspannt; dann trug sie auch weiße Flauschstrümpfe, die aus den weichen

Digitized by Google

Haaren des weißen Seidehasen gestrickt waren. Die gleichen Strümpfe kennen die jungen Mädchen noch heute da und dort im Breisgau, besonders aber im Elztal als Festtagsstrümpfe. Höchst originell ist der Kopfschmuck, den ehemals die breisgauische Braut trug und der noch im Anfang des vorigen Jahrhunderts in Kirchzarten üblich war und sicher auf eine mittelalterliche Überlieferung zurückgeht. Dieser Kopfschmuck aus Silber- oder Goldblechstreifen legte sich auf einer Unterlage von falschen, scharlachrot gefärbten Haaren über das Haar der Braut, war an der Stirne mit einer Buntstein- oder Buntglasagraffe geschmückt und trug von Ohr zu Ohr gehend ein Blumen- oder Flitterkränzchen. Diese Brautkleidung mit Ausnahme des Kopfschmucks wurde auch bei Hochzeiten der Verwandtschaft, bei Kindstaufen und den Kirchenprozessionen der hohen Festtage getragen; auf dem Kopfe trugen die jungen Mädchen bei solchen Anlässen ein ganz kleines Schäpelkrönchen, das gar zierlich vorn über dem Scheitel saß. Dem Kopfschmuck der Braut entsprach beim Bräutigam am Hut eine Buntstein- oder Buntglasagraffe, aus der ein mit Blumen geschmückter Rosmarinzweig herausspitzte (Abb. 1).

Über das Hanauer Trachtengebiet[1] und dasjenige des Markgräflerlands[2] sowie auch über die Trachten des Hauensteiner Landes oder Hotzenwaldes[3] ist in den Veröffentlichungen des „Badischen Heimat" schon eingehend gesprochen worden.

Im Schwarzwald waren die Weg- und Verkehrsverhältnisse bis in die Mitte des vorigen Jahrhunderts nicht sonderlich ausgebaut. Auf schwer zugänglichen Höhen und Halden lagen die Gehöfte in stiller Abgeschiedenheit, in tief eingeschnittenen Tälern die Dörfer und Städte. Daß da alte Sitten und Gewohnheiten sich lange unberührt erhielten, ist selbstverständlich und daß die gegenseitige Abgeschlossenheit fast in jedem Tal und seinen angrenzenden Höhen eine besondere Tracht wachsen ließ, ist ebenso begreiflich. Und doch können wir bei näherem Zusehen bemerken, daß alle diese trachtlichen Verschiedenheiten viel Gemeinsames haben und von nur wenigen Grundformen ausgegangen sind, ganz wie dies der Landschaft entspricht, die trotz ihrer reichen Abwechslung ihren gleichgestimmten Charakter hat.

Schon oben ist angedeutet worden, wie die Trachteneinflüsse des Hornberger Bezirks sich auch in die dortigen Grenzgebiete des Breisgaus herüberspielen. Es wird deshalb interessant sein, auch jene Trachtengliederung des näheren anzusehen. Die Tracht um Hornberg herum, im Volksmund nach dem dortigen Gutachtal die Gutacher Tracht genannt[4], hat sich in ihren Grundzügen fast unverändert bis in die heutige Zeit hinein erhalten (Abb. 3).

Der Rock der Männertracht war taillen- und kragenlos nach Art der alten Bauernschaube, völlig schmucklos und hatte nicht einmal Knöpfe. Verschlossen wurde er mit Haken und Ösen oder Haften, die an der Innenseite des Rocks angenäht waren. Als üblich

---

[1] Richard Maier, Die Volkstracht des Hanauer Lands. Ekkhart-Jahrbuch 1923, Seite 62.

Joseph Schäfer, Volkstum in der Riedgemeinde Marlen. Mein Heimatland 1928, Heft 3/4, Seite 81.

Vgl. auch Wilhelm Jensen, Der Schwarzwald. C. F. Amelung, Leipzig 1891.

Charles Lallemand, Les paysans badois. Esquisse de moeurs et de coutumes. Straßbourg, libraire Salomon; Baden D. R. Marr ungefähr 1860.

[2] August Richard Maier, Die Markgräfler Volkstracht. Bad. Heimat, Jahrg. 1923, Heft 1/3, Seite 99.

H. Kolb, Die Frauentracht im Markgräfler Land. Mein Heimatland, Jahrg. 1922, Heft 5, Seite 74.

[3] August Richard Maier, Die Hauensteiner Volkstracht. Ekkhart-Jahrbuch 1924, Seite 70.

Vgl. Jakob Böser, Das Hauensteiner Land und die Salpeterer. Bonndorf etwa 1914.

[4] Prof. Curt Liebich, Die Trachten des Kinzigaus. Ekkhart-Jahrbuch 1921, Seite 37.

Digitized by Google

6. Volkstracht aus dem Simonswäldertal

galt gerippter Samt mit rotem Flanellfutter. Die Weste war schwarz oder rot und erinnerte noch an das Wollhemd des 16. Jahrhunderts, denn sie wurde wie dieses übereinandergeschlagen und seitwärts unter den Armen mit Haken und Haften oder Ösen geschlossen. Über der Weste lagen grüngewirkte Hosenträger, die mit ihren beiden äußeren Stegen an den Hosenbund angeknüpft waren. Über der Brust waren die beiden Schulterträger durch einen gleichartigen Mittelsteg verbunden und in spitzem Zulaufen gingen noch zwei Schiefstege nach der Mitte des Hosenbunds nieder und waren dort mit diesem durch Nestelung verknüpft. Die Kniehosen waren gewöhnlich aus schwarzem Samt oder aus schwarzgefärbtem Leder, die Wadenstrümpfe aus weißer Schaf- oder Baumwolle. An den Knöchelschuhen wurden die seitlichen Laschen über der Spannlasche zusammengebunden und letztere über die Nestelverschnürung heruntergeklappt nach dem Muster unserer modernen Haferlschuhe. Das Haar trug man leicht gewellt und bis auf die Schulter niederfallend. Der Filzhut hatte einen niedrigen, oben rundum eingedallten Rundkopf mit breitem, etwas nach oben gebogenem Rande, also ungefähr die Form der um 1600 herum üblich gewesenen Bauernschlapphüte.

Der Rock der Frauentracht war in der vordern Hälfte glatt, hinten aber in Falten gelegt; er war schwarz oder dunkelfarbig, stieg bis zum untern Wadenrand hinab und ließ mit einem ganz schmalen Streifen noch den rotflanellenen Unterrock hervorschauen. Das Mieder oder Leibchen war am Rock festgenäht, breit ausgeschnitten und am Ausschnittrand bunt eingefaßt; über einem buntfarbigen Latz verschnürte man es mit Seidenbändern.

Digitized by Google

7. Braut aus dem Simonswäldertal

Es war aus Samt oder Halbseide mit farbiger Musterung. Die obere Brust bis zum Anfang des Halses bedeckte ein glattaufliegendes Koller aus farbigem Stoff mit andersfarbigen Saumborten. Den Hals umschloß ein schwarzes Seidentüchlein, dessen Knotung im Nacken war. Über dem Leible trug man das kurze, schwarze, rotgefütterte Tschöple mit engen Ärmeln und den drei niedlichen Schoßfalten im Rücken. Die Schürze hatte oben einen breiten, glatten Bund. Rock, Tschöple und Schürze waren gewöhnlich aus demselben Wollstoff mit Leineneinschlag, schwarz oder dunkel gefärbt und glänzend geleimt. Dieser Leimung wegen kamen diese Trachtenstücke nie in die Wäsche. Die Strümpfe waren aus weißer Schaf- oder Baumwolle und bestickt oder nach 'altbewährtem Hausrezept einfach blau gefärbt. Die Schuhe tragen die Frauen ganz wie die Männer mit den Seitenlaschen über der Reihenlasche und verschnürbar. Auf dem Kopf lag zunächst eine schwarze Damasthaube, die mit einem angesetzten Tüllstreifen Gesicht und Nacken umrahmte. Ein Seidenband zog wie eine Zugschnur die Haube hinten im Nacken faltig zusammen und ließ sich vorn unter dem Kinn verschleifen. Über diese Haube kam ein Strohhut, wie ihn die Hausindustrie des Schwarzwalds zu flechten verstand. Der fast flache, wenig gekugelte Kopf dieses Strohhuts senkte sich schirmförmig zu einem ziemlich breiten Rand. Der Kopf des Hutes war von schwarzem, der Schirm von weißem Stroh. Auf dem Hut saß ein anmutiger Ausputz aus kugelig geschorenen Wollfadenbüscheln. Man nannte diesen Hutschmuck „Rosen"; sie lagen bündelweise in bestimmter Ordnung beisammen, waren bei Frauen schwarz und bei Mädchen rot. Hatte aber ein Mädchen Ursache ihrer Ehre wegen rot zu werden, dann trug auch sie die schwarzen „Rosen".

Der Triberger Trachtenbezirk, früher mehr denn heute der Mittelpunkt der Schwarzwälder Uhrenindustrie und Strohflechterei, umfaßt die Gegend von Triberg, Niederwasser, Gremmelsbach, Rohrhardsberg, Schonach, Nußbach, Schönwald, Rohrbach, Furtwangen, Gütenbach und Neukirch; er bildete ehemals eine Kameralherrschaft des vorderösterreichischen Breisgaus.

Die Männertracht war im Laufe der Zeit etwas von Modeeinflüssen verändert worden, während die Frauentracht ihre Ursprünglichkeit so ziemlich bewahrte, eine Wahrnehmung, die wir übrigens auch in anderen Trachtengegenden machen können. Es ist das eine etwas verblüffende Feststellung gegenüber der den Frauen so gern nachgerühmten Modesucht.

Noch am Ausgang des vorigen Jahrhunderts war der wandernde Triberger Uhrenhändler in allen Gegenden Deutschlands eine typische Erscheinung. Man bestaunte ihn nicht nur ob seiner surrenden, rätschenden, rasselnden und klingenden Herrlichkeiten, die er als Handelsware über der Schulter trug, sondern auch nicht minder ob seiner kleidsamen Tracht (Abb. 4): Über einer roten, hell eingefaßten Weste mit blanken Metall-

Digitized by Google

8. Todtnauer Volkstracht

knöpfen saß ein dunkler, einreihiger, kurzer Rock mit Kragenaufschlag. Das grobleinene Hemd zeigte am Halsausschnitt der Weste den üblichen, am Hemd festgenähten und mit einem schwarzen Halstuch umwundenen Vatermörder. Die Kniehosen aus schwarzem Tuch oder schwarzgefärbtem Leder hatten an der äußeren Kniekante einen Einschnitt und waren dort mit einer Schleife zusammengebunden. Schmuck gegen die schwarzen Kniehosen standen die weißen Wadenstrümpfe und die niederen Halbschuhe. Die Kopfbedeckung war bald der übliche Wälderhut aus schwarzem Filz mit niedrigem Rundkopf, bald der mehr modische schwarze, braune oder graue Biedermeierzylinder.

In der ebenso schmucken Frauentracht fällt zunächst der dunkle, meist rotbraune, am untern Rand handbreit roteingefaßte Fältelrock auf, über dem eine helle oder dunkle, glatte Schürze getragen wird. Über dem roten, ärmellosen Mieder mit seinem gelben Brusteinsatz und dessen Seidenbandverschnürung sitzt das schwarze, rot geränderte und am Halspreischen sowie über dem vorn querhinlaufenden Einfassungsband goldbestickte Halsgöller. Darüber trägt man die dunkle, meist braune, kurzschoßige Jacke und um den Hals ist ein buntes Woll- oder Seidentuch gebunden, das im Nacken verknotet ist. Das Haar ist über je einem schwarzen Band in zwei Hängezöpfe geflochten. Die schwarzen Zopfbändel und zwei weitere am Kopfhaar eingeflochtene rote Bänder hängen kokett bis zur Kniehöhe über den Rücken nieder. Aus den stark ausgeschnittenen Halbschuhen zünden die grellroten Strümpfe hervor. Auf dem Kopf sitzt zunächst wieder die engan-

Digitized by Google

liegende, unter dem Kinn festgebundene Seidenkappe und über dieser wird der hohe, schmalkrempige Strohzylinder getragen, der mit einer besonders hergerichteten Paste (Kalk oder Gips, Eigelb usw.) gelb überkrustet ist.

Zwei weitere kleine Trachtenbezirke jener Gegend sind das Prechtal[1] hinter Elzach und das Simonswäldertal bei Bleibach (Abb. 5, 6 und 7).

Auch im Prechtal wieder beobachten wir den Einfluß der Glaubensänderung auf Tracht und Sitte. Während der fürstenbergische Teil am katholischen Glauben festhielt, wurde der hachbergische und später badisch gewordene Teil protestantisch. Aus dieser konfessionellen Verschiedenheit entwickelten sich auch die Trachtenunterschiede, die man noch jetzt beobachten kann, obwohl sich die Gegensätze immer mehr überbrückten. Der protestantische Teil der Bevölkerung bevorzugt ernste, dunkle Farben; beim katholischen Teil überwiegt die farbenfrohe Gestaltung, wobei besonders Rot und Rotbraun vorherrschen.

Der Geschichtsschreiber Dr. Joseph Bader überliefert uns in seinen Trachtenbildern aus dem Anfang des vorigen Jahrhunderts folgende Frauentracht: blauer Rock, grellbunte Schürze, helles, bebändertes Mieder, dunkles, hell eingefaßtes Halsgoller und rotes, hinten geknotetes Halstuch, kurze, braune, hell eingefaßte Überjacke ohne Knöpfe, niederer breitkrempiger Strohhut, der mit schwarzem Band unterm Kinn festgebunden wurde, weiße oder blaue Strümpfe, bandgezierte, schwarze Halbschuhe.

Bei den Männern dagegen: hellblaue Tuch- oder Leinenhosen, die bis an die Knöchel reichten und nur noch wenig über den schwarzen Laschenschuhen die weißen Strümpfe sehen ließen, grüne, zweireihig mit Knöpfen besetzte Weste, aus der das Zwilchhemd mit dem schwarzumbundenen Vatermörder herausschaute, brauner Schoßrock, dessen Vorderteil mit rotem Flanell ausgefüttert war, Hut nach Art der Biedermeierzylinder oder blaue Tuchmütze mit Fuchspelzaufschlag, den man über Ohren und Hinterkopf herunterklappen konnte.

Für den protestantischen Teil brauchen wir die lebhaften Farben nur in ein feierliches Dunkel übersetzen.

Ebenso grell, aber doch wieder harmonisch bunt wie die Tracht der katholischen Prechtäler bietet sich die des nahen Simonswäldertals, in der als Besonderheit bei den Frauen die hohen, strohgeflochtenen und mit einem roten oder gelben Firnis überzogenen Zylinderhüte und die roten oder blauen, gegenfarbig gezwickelten Strümpfe auffallen. Statt der Westen tragen hier die Männer über dem Leinenhemd buntgewirkte oder bestickte Hosenträger mit dem Quersteg und den beiden Schiefstegen, wie wir sie schon bei den Hornbergern vorgefunden haben (Abb. 6).

Charles Lallemand gibt uns in seinen Trachtenbildern folgende Darstellung einer Simonswälderin: violetter, unten blau eingefaßter Fältelrock, blaue Schürze, rotes Mieder, das unten mit blauer Litze eingefaßt ist und am runden, in der vorderen Mitte halbnieder eingeschnittenen Halsausschnitt mit einem grünen Band geschlossen ist und das ellenbogenfreie Leinenhemd herausschauen läßt, darüber ein rotes, blau eingelitztes, viereckiges Halsgöller, einfarbiges Tschöple, gefirnißter Strohzylinder, der Hängezopf mit roten, bis zur Knöchelhöhe niederfallenden Bändern eingeflochten, rote Strümpfe, schwarze Halbschuhe. Die Simonswälder Braut trägt über einem blauen Rock eine weiße Schürze, ein blaues Tschöple, um den Hals ein grellbuntes Seidentuch und auf dem Kopf eine bunte Tschäpelkrone[2], die mit bunten Seidenbändern am Haar festgebunden ist (Abb. 7).

[1] Der Tracht des Prechtals wird später einmal eine besondere Darstellung zu widmen sein, weil sie eines der interessantesten Beispiele für Trachtenentwicklung und Trachtenwandlung abgibt.

[2] Vgl. E. Fehrle, Bad. Volkskunde. Verlag Quelle & Meyer in Leipzig. 1924, Seite 174.

Digitized by Google

9. Glashütte bei Neustadt im Schwarzwald

Der Strohzylinder der Frauen gehörte lange Zeit auch zur Tracht des Elztals, wich aber später dem niederen Strohhut mit seiner vorn und hinten niedergebogenen Krempe und dem etwas charakterlosen Ausputz mit künstlichen Pfennigblümchen. Dieser modesüchtige Wandel ist eine Tatsache, der wir nicht nur im vorderen Eltzal, sondern auch im vorderen Dreisamtal begegnen, also in Gebieten, die aus den nahen Städten und dem immer mehr überhandnehmenden Fremdenverkehr ihre trachtenzersetzenden Einflüsse empfingen.

Eine recht schmucke Tracht trugen noch im vorigen Jahrhundert die Frauen der Todtnauer Gebirgsgegend (Abb. 8): Über einem violetten, oft am untern Rand mit schwarzem Samtband eingereiftem Rock prangte die farbenschillernde Seidenschürze. Den Oberkörper schützte am Werktag ein rotes Mieder, aus dem die Ellbogenärmel des Leinenhemds sich herausbauschten und ein schwarzer, gelb abgegrenzter Halsgöller. Am Sonntag trug man über dem Mieder eine violette, enganschließende Kurzjacke, deren Oberärmel weit ausgebufft waren und am Achselansatz eine zierliche Fältelkrause aus gleichem Stoff hatten. Um die Schulter lag ein gestärkter, weißleinener Fältelkragen und darüber ein hellfarbiges, geblumtes Halstuch aus Seide oder Wolle. Während man werktags in der Regel, wie überall im Schwarzwald, barhäuptig ging, trug man Sonntags über einer dem Kopf angeschmiegten schwarzen Unterhaube mit zwei bis zur Kniehöhe hintenherniederhängenden Samtbändern einen hohen, mit gelbem Firniß überzogenen Strohzylinder. Die Fußbekleidung waren weiße Strümpfe und schwarze Halbschuhe.

Digitized by Google

Gegenüber dieser ziemlich unverändert in unsere Zeit überlieferten Frauentracht hatte die Tracht der Männer — die ältere Männertracht ist uns bis jetzt nicht bekannt — sich im Laufe der Jahre stark der Zeitmode angepaßt[1], so daß wir zu Anfang des letzten Jahrhunderts nur noch karge Überbleibsel hatten: in der Regel braune, bis an die Knöchel niedergehende, an der untern Beinkante offen eingezwickelte Hosen, aus denen die blauen Socken hervorschauten, niedere Schnallenschuhe, dunkle Weste, dunkler kurzer Kittel, am Zwilchhemd festgenähter Vatermörder, der aufgestellt oder niedergeklappt getragen wurde, umbunden mit einem schwarzen Halstuch oder einer schmalen Bandkrawatte, breitkrempiger, schwarzer Filzhut. So wenigstens kannte man noch bis ans Ende des vorigen Jahrhunderts die Todtnauer Männer, wenn sie mit einem Hausierbündel über der Achsel die Erzeugnisse der Todtnauer Bürsten- und Zunderindustrie durch die Lande trugen. An Stelle des Vatermörders mit Halstuch oder Bandkrawatte ist heute vielfach der an das Hemd angeknüpfte steifleinene Umlegkragen getreten, unter dem eine kleine Einsteckkrawatte getragen wird, deren Mittelstück und Schleifenflügel mit Goldstickerei geziert sind. Diese gleiche Krawattenform, mitunter auch mit Silber- oder Buntstickerei, trägt man heute sowohl im Elztal wie im Höllental bis hinauf in die Neustadter und Todtnauer Berge.

Die Männertracht der Neustadter Gegend ist der des Todtnauer Bezirks sehr ähnlich, so daß wir uns eine Beschreibung füglich ersparen können (Abb. 9).

Bei der Neustadter Frauentracht fällt die reiche Goldstickerei auf, die den vorderen Oberteil des Mieders sowie das Vorderstück und den Kragen des Halsgöllers dicht überdeckt. Einen wesentlichen Unterschied gegenüber den anderen Trachten im Oberrheingebiet zeigt aber die Kopfbedeckung, die sogenannte Backenhaube: Um einen dreieckigen, mit ganz dichter Goldstickerei gezierten Kappenblätz fügt sich die schwarzseidene Kappenhülle so über den Oberkopf, daß noch ein Stück der über der Stirn gescheitelten Haare hervorschaut. Hinten hernieder hängen zwei lange, schwarzseidene Mohrbändel und zwei ebensolche breite Bändel legen sich über Ohren und Backen und sind unter dem Kinn zu einem Schlupf gebunden[2]. Daneben trägt man aber auch den niederen Strohhut mit glattem, sanft nach unten gebogenem Schirm; um den Gupf ist ein getufftes schwarzes Seidenband gelegt und mitunter hängen hinten bis zur Rückenmitte noch zwei schwarze Samtbändel herab. Für die stets übliche Schürze liebt man dunkelfarbige Schillerseide mit einem kleinen Blümchenmuster. Diese Schürze wird recht kokett getragen und hebt sich vornehm von dem dunklen Rock ab. Die gleichfalls dunklen, meist sogar schwarzen, kurzen Jäckchen waren früher stark aufwattiert (Schinkenärmel), haben aber jetzt allmählich geschmeidigere Formen angenommen. Trägt man dieses Jäckchen nicht, dann schauen aus dem Mieder die Puffärmel des weißen Leinenhemds hervor, die über dem Ellbogen in ein schmales, glattes Bündchen hineingefältelt sind, welches mit einem Leinenbändel zusammengebunden wird. Um den Hals wird gern ein buntfarbiges Seidentuch geschlungen, dessen Knotung je nach Gegend oder Zeitmode bald hinten, bald vorn, bald nach der Seite geschoben ist[3].

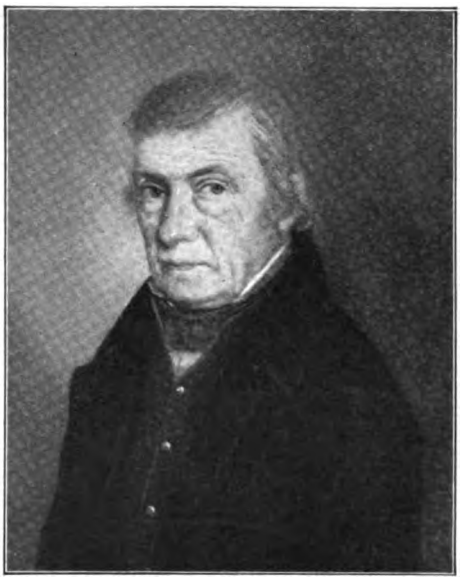
Die ursprünglich nur für die Neustadter Gegend typische Bandkappe eroberte sich im Lauf der Zeit Gebiete bis ins hintere Elztal und bis an die Dreisam hinunter. Diese Tracht der Neustadter ist indes nicht immer so gewesen, denn Alois Schreiber überliefert

[1] Vgl. Walter Tritscheller, Schwarzwälder Miniaturen. Ekkhart-Jahrbuch 1927, Seite 64.

[2] Eine gleiche Trachtenkappe trägt man in der Baar, nur hat man dort eine größere Form mit steiler gestelltem Kappenblätz. In Furtwangen legen sich über die Kappe noch zwei Querbänder.

[3] Max Wingenroth, Schwarzwälder Maler. Heimatblatt 19 der Schriftenreihe „Vom Bodensee zum Main". Karlsruhe 1922.

Digitized by Google



10 und 11. Matthäus Rombach und seine Frau Ursula geb. Straub aus Neustadt (1775—1853)
gemalt von Anton Kirner, Uhrenschildmaler in Kleineisenbach

uns in seinen Trachtenbildern die recht interessante Darstellung einer Uhrmacherwerkstätte „in der Neustadt", worauf die Männertracht dem allgemeinen Typ des Schwarzwälders entspricht, die abgebildete Frau aber eine Tracht trägt, die manche Ähnlichkeit mit jener aus den Seitentälern der Elz hat. Insbesondere fällt uns das schwarzsamtene Niederleibchen mit dem verschnürten Mieder und das Halsgöller auf sowie der zylinderförmige Strohhut mit seinem gewellten Rand, aus dessen Unterhaube zwei schwarze Samtbänder herniederhängen.

Die vorstehende Abhandlung ist nur ein Versuch, in die Trachtengeschichte des Oberrheingebietes, eine der reichsten unserer deutschen Heimat, einigermaßen eine Übersicht zu schaffen. Eine entwicklungsgeschichtliche Darstellung und eine trachtengeographische Abgrenzung der einzelnen Gebiete wird erst dann möglich sein, wenn Ort um Ort Erhebungen angestellt werden, die sich auf die letzten drei Jahrhunderte erstrecken müssen, wenn alte und neue Trachtenbilder aller Art gesammelt und jene Trachtenstücke ermittelt werden, die da und dort noch in den Truhen und Kasten alter Familien schlummern.

Besonders reiche Aufschlüsse über die Trachtenentwicklung unserer Gegend böte die Durchforschung der Votivbilder in unserern Kirchen und Kapellen, der Hinterglasmalereien, Miniaturen und Ölbilder, die man da und dort noch in Bauernstuben und Museen antrifft, nicht minder aber auch die Sichtung der in öffentlichen Sammlungen und in Privatbesitz zerstreuten heimatkundlichen Bilder der Maler Charles Lallemand (1826 bis 1904), Samuel Gränicher (1758—1813), Fr. Oelenheinz, Luzian Reich (1817—1900), Lukas Kirner, Johann Baptist Kirner (1806—1866), Rudolf Gleichauf (1826—1896), Johann Baptist Tuttine (1838—1889), Georg Maria Eckert (1828—1901) usw. sowie der von Gleichauf und Eckert hinterlassenen Aufzeichnungen über ihre umfangreichen Trachtenforschungen. Nicht übersehen dürfte man dabei auch die Terrakottafigürchen der Zizenhauser Malerfamilie Sohn.

Digitized by Google

Die Erhaltung der noch bestehenden Trachten ist vielleicht möglich; die Wiederbelebung der älteren Volkstrachten dagegen wird mancherlei Schwierigkeiten begegnen[1]. Auf jeden Fall aber wird es heute gerade noch Zeit sein, wenigstens in Bildern und Trachtenstücken dasjenige zusammenzutragen, was noch vor einem halben Jahrhundert der Bevölkerung des badischen Oberlandes ihr typisches äußeres Gepräge gab. Vielleicht schafft einmal ein späterer Alemannentag die Gelegenheit, in Freiburg, der Hauptstadt des Breisgaus, dasjenige Trachtengut in einer besonderen Ausstellung zu zeigen, das uns einen geeigneten Überblick über das bunte und interessante Kleiderwesen unserer trachtenstolzen Voreltern ermöglicht.

[1] Vgl. Mein Heimatland, Jahrgang 1927, Heft 7, Seite 307.

Freiburg

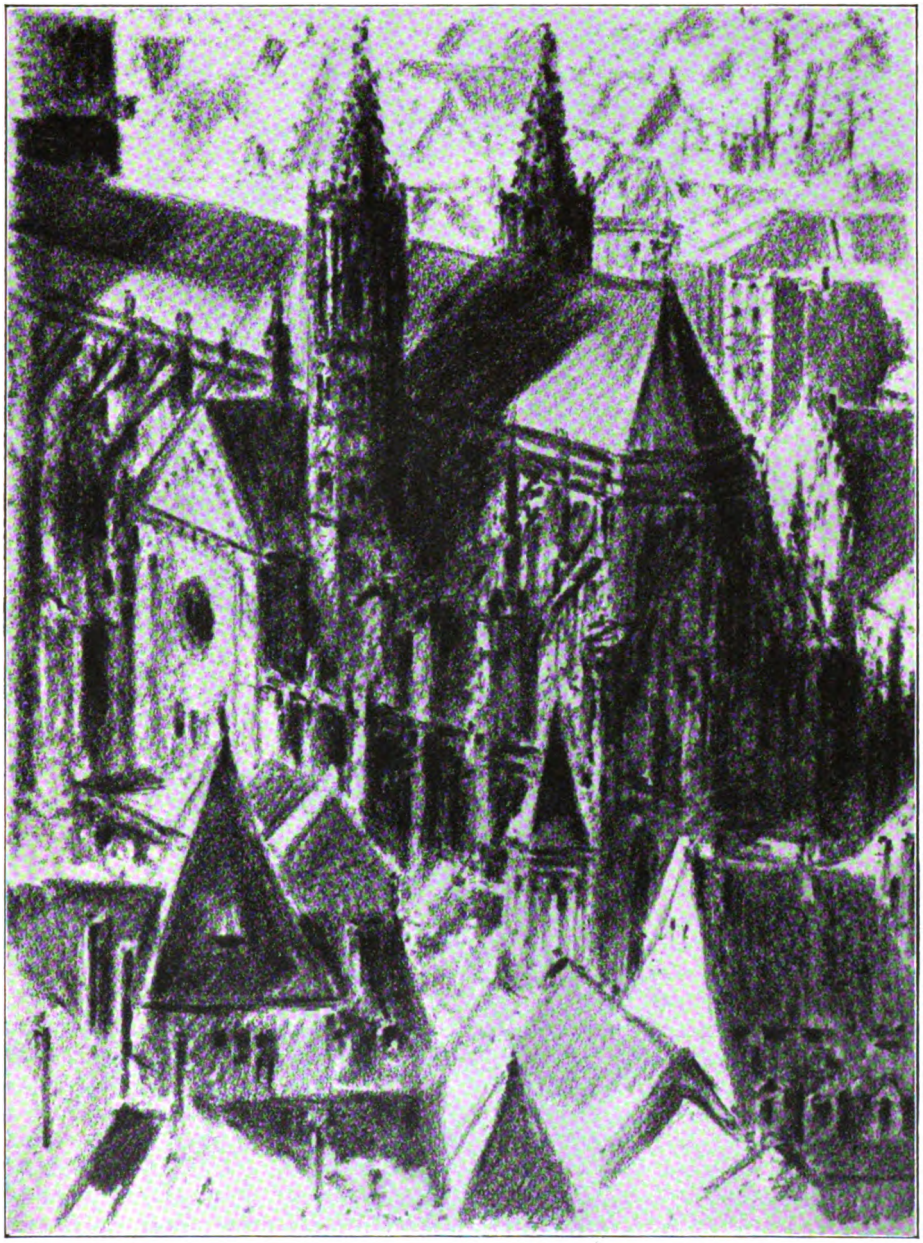
Durch die Gassen deine Bächlein rinnen,
Durch die Kehle rinnt dein Traubenblut;
Alte Stadt, was junge Herzen sinnen,
Wird zu Gruß und Klang: ich bin dir gut!

Freiburg, deine Lindenbäume blühen,
Bunte Sterne zieren Wald und Au;
Blume krönt und Stern im Abendglühen
Deines alten Domes Wunderbau!

Freiburg, deine lieben Mädchen locken
Holder noch als Blume, Stern und Wein —
Schwarzwaldstadt, bis meine Pulse stocken,
Walten deine Zauber — ich bin dein!

Karl Berner

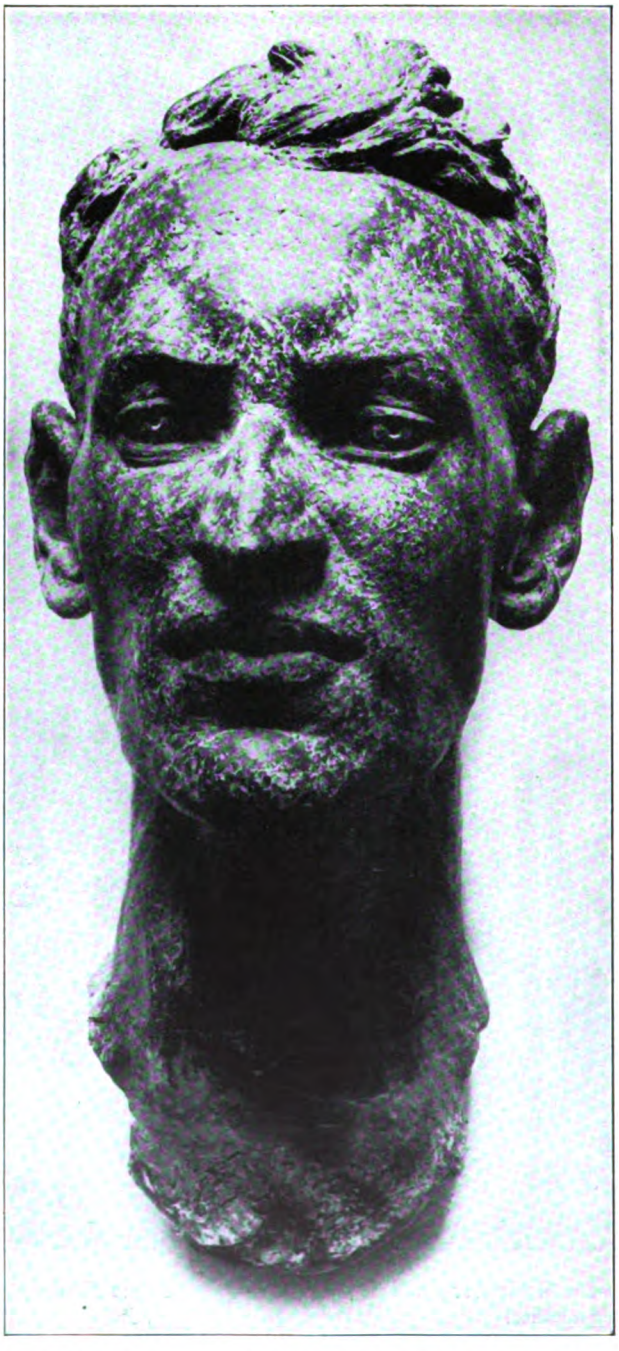
Digitized by Google



Münsterchor, vom Schloßberg aus
(Handzeichnung)

Bruno Schley, Freiburg i. Br.

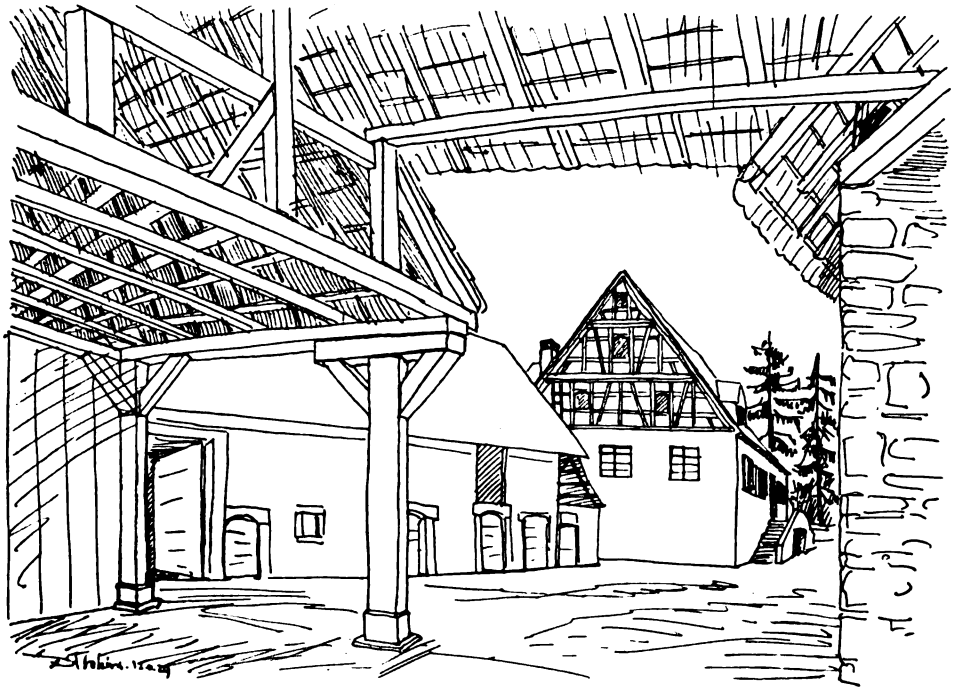
Digitized by Google



Selbstporträt
(Orig. Terrakotta)

Johann Schmitt, Freiburg i. Br.

Digitized by Google



1. Der Salzhof zu Gündlingen

Wasserburgen im Breisgau

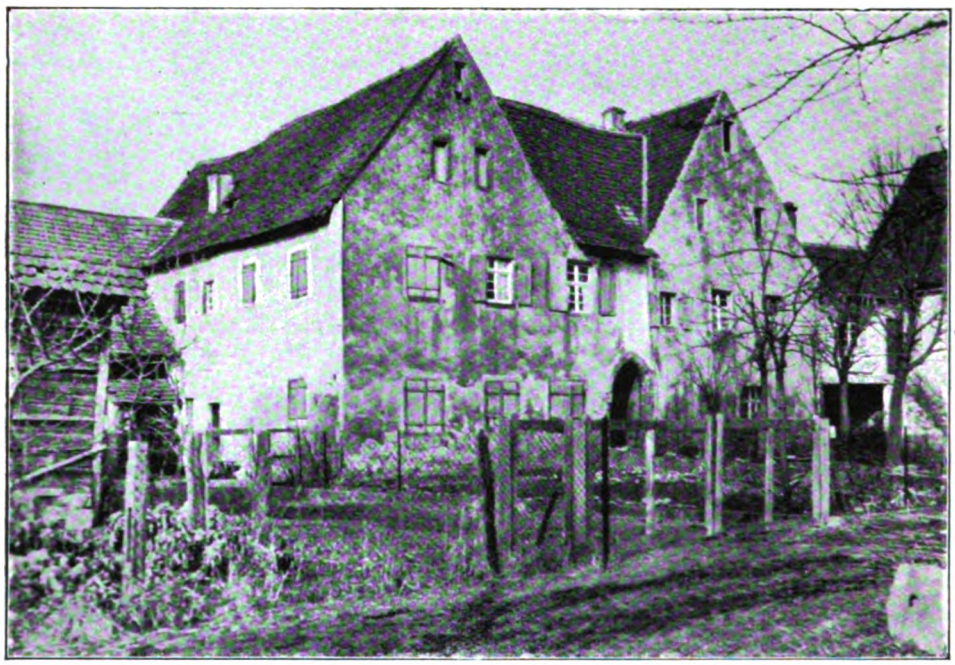
Von Wilhelm Arnold Tschira, Freiburg i. Br.

Die Wasserburg liegt im Gegensatz zur Höhenburg in der Ebene und ist durch einen Wassergraben oder einen Weiher vom offenen Land getrennt. Je gebirgiger eine Gegend ist, desto weniger Wasserburgen sind in ihr zu finden und desto unbedeutender sind diese, da in einer gebirgigen Gegend die natürlich stärkere Anlage einer Höhenburg der Tiefburg vorgezogen wird. So sind die Wasserburgen des Breisgaus fast alle nur größere Vogtshöfe, von denen aus ein Gut bewirtschaftet wurde. Ihre Geschichte ist die der ganzen Landschaft. Sie teilten Leid und Freud mit dem zugehörigen Dorf, dessen Ortsadel sie auch erbaute. Sie sahen den Glanz des Grundadels, seinen Abstieg, das Aufkommen des Stadtadels, die steigende Macht des städtischen Gemeinwesens, in diesen ganzen Reigen der Mächte wurden sie hineingezogen. Sie hatten die Stürme des Bauernkrieges zu bestehen und viele wurden Opfer des Krieges, der 30 Jahre lang Deutschland verheerte, sie spürten die Hand des französischen Mordbrenners. Aus diesem Kampf kamen nur wenige der alten Schlösser auf uns.

Dieser Beitrag, Aufnahmen und Zeichnungen sind eine Arbeit eines Schülers des Freiburger Bertholdsgymnasiums. Sie beweist, daß auch die Jugend für den Aufgabenkreis der „Badischen Heimat“ bei geeigneter Anleitung zu gewinnen ist. Es war uns daher ein besonderes Vergnügen, diese Arbeit veröffentlichen und darauf hinweisen zu können.

Die Schriftleitung.

Digitized by Google



2. Der Badhof zu St. Nikolaus

In ihrer baulichen Gestalt zerfallen die Schlösser in zwei Hauptarten, in die Hofanlage und die häufiger auftretende Form des Wighauses. Bei der Hofanlage liegen die Gebäude alle um einen Hof, das Ganze ist von einem Graben umgeben, während das Wighaus die Scheunen und sonstige Wirtschaftsgebäude ausschließt, befestigt ist nur das Wohnhaus. Diese Anlage ist besonders in späterer Zeit beliebt. Selten ist die Anlage so, daß jeder der beiden Teile, also Herrenhaus und Wirtschaftshof, getrennt für sich befestigt sind.

Dieser Fall scheint in Gündlingen zuzutreffen. In der Nähe von Gündlingen stand das jetzt verschwundene Schloß Alzenahe, das ein Wighaus gewesen sein soll, und am Rand von Gündlingen liegt ein großer, ehemals von einem Graben umgebener Hof, der ehemalige Alzenacher Hof. Die Burg Alzenahe gehörte ursprünglich den Herren von Alzenahe, kam 1273 nach ihrem Aussterben an die Grafen von Freiburg und wurde von diesen 1283 an die Johanniter verkauft, 1418 gehört die Burg dem Frauenkloster zu Sulzburg, während der Alzenacher Hof zu Gündlingen bis 1806 im Besitz der Johanniter blieb. Die Burg Alzenahe scheint im 15. Jahrhundert eingegangen zu sein, der Alzenacher Hof steht jetzt noch unter dem Namen Salzhof, am Ostrand von Gündlingen; allerdings stammt der heutige Bau aus jüngerer Zeit (Abb. 1). Er hat die Form des gewöhnlichen Bauernhofes, die Gebäude umgeben drei Seiten des viereckigen Hofes, an der einen Seite liegt das Wohnhaus, ein einfacher Bau mit Satteldach und Freitreppe. Im Innern ist die gewölbte Küche bemerkenswert. Die vierte Seite des Hofes wurde abgeschlossen von einer Mauer, über deren Tor das Johanniterkreuz angebracht war.

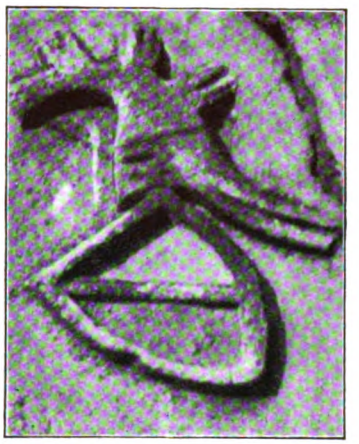
An der Westseite des Tuniberges stand früher nur noch ein Wasserschloß, die Bessiburg, nordöstlich (?) von Merdingen. Die Burg besaßen die Blumeneck als Kasten-

Digitized by Google

vögte des Klosters St. Märgen seit 1372. Sie scheint aber im 15. Jahrhundert eingegangen zu sein. Der Name klingt noch durch in Flurnamen, 1507 „Beſe bürgelin", 1524 „uff dem beſen berglin". Auch die Merdinger Sage von einem „Böſen Bürglein und dem böſen Ritter darauf" ſcheint von der Beſſiburg herzurühren.

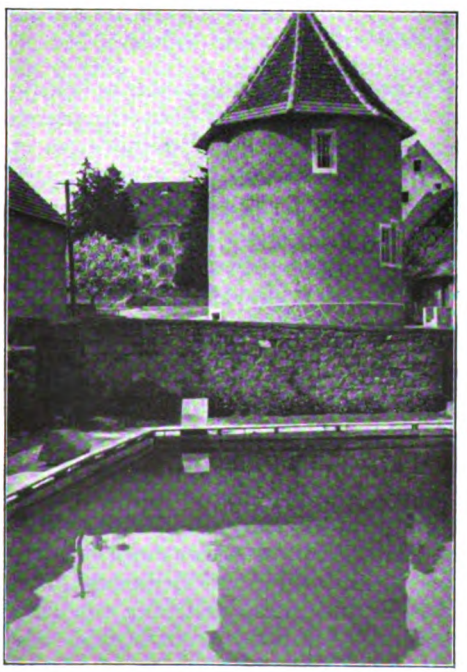
Mehr Waſſerburgen finden wir auf der von jeher fruchtbareren und ſtärker beſiedelten Oſtſeite des Tuniberges, aber auch dieſe fielen größtenteils der Zeit zum Opfer.

So ſteht nicht mehr die Burg zu Dachswangen, einem untergegangenen Dorf zwiſchen Gottenheim und Waltershofen, deren Beſitzer im 12. Jahrhundert die Herren von Tachswanc waren, 1279 wird zum letztenmal einer des Geſchlechts, Eppo von Thahswangen, genannt. Dann ſcheint die Burg an die Thierſtein und die von Falkenſtein gekommen zu ſein. Ende des 15. Jahrhunderts kam ſie an die Blumeneck, deren letzter, Junker Gaudenz von Blumeneck zu Dachswangen, hier 1577 ſtarb. Später wird das Schloß nicht mehr genannt.



3. Wappen der Geben am Badhof zu St. Nikolaus

Die einzige noch erhaltene Waſſerburg am Tuniberg ſteht in St. Nikolaus bei Opfingen. Der noch erhaltene Hauptbau des Schloſſes iſt in einen Bauernhof, den „Badhof", eingebaut. Der Badhof liegt nordöſtlich am Rand des Dorfes in den Wieſen (Abb. 2). Von der alten Burg ſteht noch der alte Wohnbau, der wahrſcheinlich aus dem 15. Jahrhundert ſtammt. Er wird gebildet von zwei gleichlaufenden größeren Gebäuden, die mit zwei ſchmalen, kurzen Verbindungsflügeln zu einem geſchloſſenen Bau vereinigt werden, in deſſen Mittelpunkt ein kleiner Hof liegt. Der Bau erhält durch ſeine geſchloſſene Anlage, durch die zwei Giebel und durch ſeine Lage in der Landſchaft ein außerordentlich wuchtiges Ausſehen. Das Innere des alten Schloſſes betritt man durch eine ſpitzbogige Türe an dem ſüdlichen Flügel. An den Quadern des Türgewändes iſt auf der rechten Seite das Wappen der Freiburger Patrizierfamilie Geben (Abb. 3) ausgehauen. Wenn man die alte Eichentüre, die den Eingang verſchließt, glücklich mit Mühe und Not aufgebracht hat, ſo kommt man in einen 3 Meter langen, ſchmalen Gang, der zu dem Innenhof führt. Der Innenhof zeigt ſehr ſchönes (vielleicht gotiſches) Fachwerk mit dem Ziermotiv des ſchiefgeſtellten Kreuzes. Die öſtliche Seite öffnet ſich zu einer Laube, die von ſchweren, behauenen Ständern getragen wird. In dieſer Laube



4. Turm vom alten Schloß in Munzingen

Digitized by Google

5. Das Schloß in Kirchhofen

führt die viertelsgedrehte Treppe in das zweite Stockwerk. Nach dem Geländer zu schließen ist die Treppe um 1800 entstanden. Im Innern des Baues ist nichts Bemerkenswertes erhalten. Von Verteidigungsanlagen sind an der Nordseite einige Schießscharten erhalten, auch die Grenzen des jetzt aufgefüllten Weihers lassen sich hier noch verfolgen.

Eine weitere Wasserburg stand am Tuniberg bei Tiengen, das Schloß Wangen auf dem Blankenberg, einem Hügel, der dem Tuniberg vorgelagert ist. Sie galt als spurlos verschwunden, bis 1925 bei einer Wiesenverteilung ihre Grundmauern gefunden wurden. Die Burg gehörte um 1300 noch den Herren von Wangen, gegen Ende des 14. Jahrhunderts ist ein „Wengein" unter dem Besitz der Grafen von Freiburg aufgeführt. Vom Anfang des 15. Jahrhunderts bis 1581 besaßen die Tegelin, eine Freiburger Patrizierfamilie, das Schloß und nannten sich danach Tegelin von Wangen. Nach mehrerem Wechsel des Besitzers kam Wangen schließlich an die Freiherren Schilling von Cannstatt, und wurde von diesen 1767 an Tiengen verkauft. Danach wird das Schloß nicht mehr erwähnt.

Bis auf einen Rundturm verschwunden ist die Wasserburg im benachbarten Munzingen, in deren namenreicher Geschichte zuerst die Ülsenberg auftreten, danach Ritter Johann Snewlin von Wisneck, 1440 wird das Schloß von dem damaligen Besitzer, Hermann Waldner, an die Breisacher verpfändet, 1447 ist es im Besitz des Herrn Ludwig von Blumeneck. 1451 kommt die Burg an Johann von Bolsenheim, von dessen Witwe Gervasius von Pforr die eine Hälfte erbt; 1520 kauft er auch die andere. Das Schloß blieb nun in den Händen der Freiherren von Pforr. 1632 wurde es von den Schweden zerstört.

Digitized by Google

Der noch übriggebliebene Rundturm stammt aus der Zeit der Herren von Pforr (Abb. 4). Über der Türe, zu der eine Freitreppe führt, sind die Wappen der Pforr und Andlaw und die Zahl 1582 angebracht. Außer der profilierten Türe sind noch ein paar profilierte Fenster bemerkenswert. Auf der Spitze des Kegeldaches steht eine Wetterfahne. Sonst ist von der Burg nichts erhalten.

7. Das alte Schloß in Merzhausen

Der Schwedenzug, dem Munzingen zum Opfer fiel, galt der Burg zu Kirchhofen, die jetzt noch steht und deutlich als Wasserburg zu erkennen ist. Das Schloß zu Kirchhofen machte auch den Besitzerwechsel durch. Von den Snewlin von Landeck und den Snewlin von Wisneck kam es 1416 an die Blumeneck. 1496 kaufte Asmus von Wiger den vierten Teil von Kirchhofen und die „Veste" und wurde von Maximilian damit belehnt. Dann treffen wir die Böcklin von Böcklinsau 1536 im Besitz der Burg, vorübergehend gehörte sie der Stadt Freiburg und kam 1570 an Österreich und — jetzt kommt neues Leben in den Besitzerwechsel — jetzt wird der Besitz alle 25 Jahre verpfändet, 1577—1607 an Lazarus von Schwendi, und später an den Obersten von Schauenburg. 1633 wurde das Schloß nach erbittertem Widerstand von den Schweden eingenommen. Die 300 Kirchhofer, die es verteidigt hatten, fanden dabei alle den Tod, der alte Wohnbau des Schlosses scheint bei der Belagerung verbrannt zu sein. 1722 löste Karl VI. das Schloß wieder ein und verkaufte es 1738 an das Kloster von St. Blasien, 1806 fiel das Schloß an Baden. Jetzt dient der Bau als Schule, und auf der Stätte, die den Kampf und Tod ihrer Väter sah, spielen jetzt die Kinder von Kirchhofen. Idyllisch liegt das Schloß am Rande des Dorfes, an dessen höchster Stelle. Nichts stört seinen Frieden, nur drei trotzige Rundtürme und der tiefe Graben erinnern an die Kämpfe, die einst diese Stätte umtobten (Abb. 5).

Der Hauptbau wird von zwei senkrecht aufeinanderstoßenden Gebäuden gebildet In der Ecke der zwei Gebäude steht in einem turmartigen Anbau die Treppe. Auf dem Dach dieses Anbaues trug eine schöne schmiedeeiserne Arbeit, von dem springenden Hirsch St. Blasiens bekrönt, ein jetzt verschwundenes Glöckchen (Abb. 6). Das Innere des Baues ist vollständig verändert. Die drei noch stehenden Türme dienen jetzt als Notwohnungen. An einem ist über einer Schießscharte die Zahl 1507 zu lesen.

Am Rande des Schönbergs finden wir noch ein Wasserschloß, das „alte Schloß" in Merzhausen, über dessen Besitzer nichts bekannt ist. Das Schloß liegt inmitten des Dorfes an der Straße. Es ist ein einfacher Putzbau mit Treppengiebeln (Abb. 7). An der Westmauer liegt im zweiten Stockwerk unter dem Verputz noch schönes Fachwerk. Sonst ist der Bau schmucklos. In der Nachbarschaft dieses Schlosses stand bis nach 1800 ein zweites, das sogenannte Dankenschweilsche Haus.

Von dem großen Snewlinschen Familienbesitz erwähnte ich bis jetzt die Schlösser Kirchhofen und Munzingen. Weiter war noch im Besitz der Snewlin die jetzt verschwundene Burg Kranznau bei Eichstätten, und das Schloß Wiger bei Emmendingen.

Das Schloß Wiger wird erstmalig erwähnt 1318. In diesem Jahr schenkte Markgraf Heinrich von Baden das Schloß seinem in den Johanniterorden eintretenden Bruder.

Digitized by Google

8. Das Schloß in Buchheim

Die Johanniter verkauften die Burg 1325 an Ritter Konrad Dietrich Snewlin, dessen Nachkommen nach der Burg sich von Wiger nannten. Einem von ihnen, Johann von Wiger, wurde 1367 die Burg von den Freiburgern zerstört, weil er in den Kriegen des Grafen Egeno von Freiburg gegen die Stadt auf die Seite des Grafen trat. Nach dessen vereitelten Anschlag auf die Stadt plünderten und verbrannten die Freiburger zur Rache die Burg Wiger. Sie wurde jedoch bald darauf wieder aufgebaut, und kam im 16. Jahrhundert durch Kauf an den hachbergischen Landvogt Melchior von Au. Im Jahre 1700 besaß sie der Oberamtmann von Dungern, 1757 wurde die alte Burg von den Herren von Dungern abgebrochen und durch ein neues Schloß ersetzt. Dieses kam später an den Markgrafen Karl von Baden, und wurde gegen Ende des 19. Jahrhunderts abgebrochen.

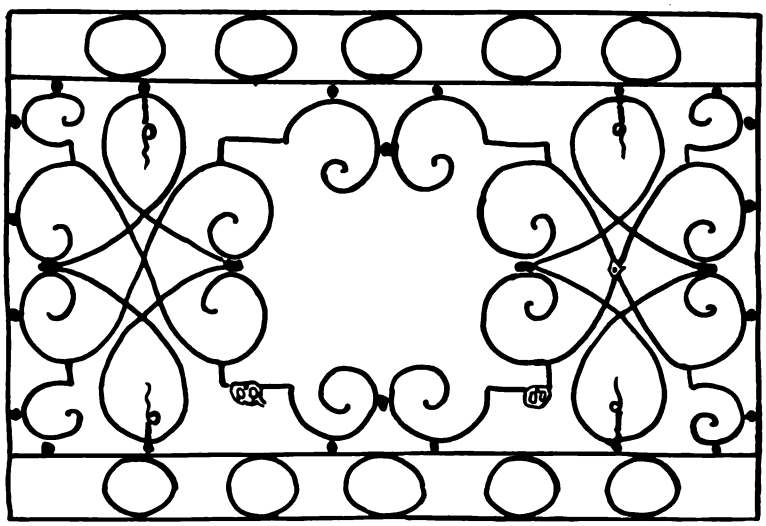
Zum Besitz der Snewlin gehörte ferner die Burg in Buchheim. Sie kam an die Snewlin von Landeck nach dem Aussterben der von Buchheim. Später gehörte es zu dem Besitz, den sich Konrad Stürtzel an der March zusammenkaufte. Konrad Stürtzel war Kanzler Maximilians I. Der Kaiser erlaubte seinem Günstling, sich nach Buchheim fortan Stürtzel von Buchheim zu nennen. Nach dem Aussterben seines Geschlechtes, das zu den angesehensten im Breisgau und Elsaß gehörte, kam die Burg nach häufigem Wechsel schließlich als badisches Lehen an die Familie von Berstett; inzwischen wechselte sie aber noch mehrere Male ihren Besitzer.

Der einfache, zweistöckige, mit einem Walmdach gedeckte Bau steht an der Südostseite des Dorfes in einem Park mit schönen alten Bäumen (Abb. 8). Man betritt den rechteckigen Bau über eine alte Steinbrücke und durch eine einfache Türe an der Nordseite. Im Lauf der Zeit wurde der Bau ziemlich verändert, der äußere Gesamteindruck ist aber gewahrt worden.

Digitized by Google

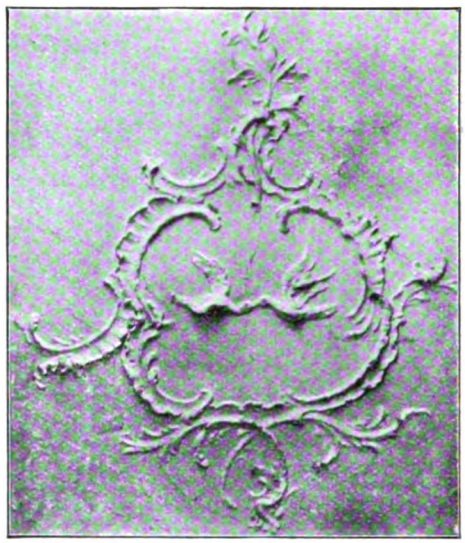
Zwei kleinere Wasserburgen stehen in Lehen, westlich von Freiburg. Beide liegen nahe beieinander, zwischen Hauptstraße und Kirche, die eine näher bei der Kirche, die andere, kleinere, näher bei der Straße. Letztere ist ein einfacher, würfelförmiger Bau mit abgeschrägten Ecken (Abb. 9). Der Eingang liegt an der Nordseite und wird über eine Treppe erreicht. Das schöne schmiedeeiserne Treppengeländer (Abb. 10) ist an der einen Seite noch leidlich erhalten, es fehlen aber einzelne Teile, deren Ansatzstellen noch sichtbar sind, und in der Mitte war früher wohl ein Monogramm oder Wappen angebracht. Über der Türe ist ein Stein eingemauert mit der Inschrift: „Anno 1587 ist disi Behausung durch Herren Michaelem Textorem I. V. Doctorem und sin eliche Hausfrawe Maria Prombachin erkaufft und ernewert worden." Darunter sind die Wappen der beiden Gatten ausgehauen. Michael Textor war vorderösterreichischer Amtmann zu Lehen, seine Frau liegt im Chor der Kirche begraben. Durch die eichene, mit schweren Nägeln und Füllungen gezierte Tür betritt man zunächst den Vorraum, von dem aus Türen mit Stuckrahmen in die Zimmer führen. Von hier aus führt auch die einfache Wendeltreppe in den Oberstock, dessen eine Hälfte ein Saal einnimmt. In diesem ist die alte Eichentäferung und zwei Eckschränke erhalten. An der Decke sind noch ausgezeichnete Stuckverzierungen, Rokokorankenwerk, in der Mitte zwei Tauben, erhalten (Abb. 11). Eine ältere Stuckdecke ist in dem anstoßenden Raum in der Nordostecke des Hauses. Die Decke zeigt die starren Formen des angehenden 18. Jahrhunderts. An der Außenmauer sind Spuren von roter Rocaillebemalung erhalten. Der Dachstuhl ist liegend. Die Umfassungsmauern des Anwesens sind jetzt abgetragen; der Schlußstein des Tores wurde in eine Gartenmauer vermauert. Er trägt die Jahreszahl 1588 und die Namen sowie die Wappen des Ehepaares Textor. Textor tauschte das

9. Lehnshof in Lehen



10. Treppengeländer am Lehnshof in Lehen

Digitized by Google



11. Mittelstück der Saaldecke im Lehnshof in Lehen

Haus 1587 von Hans Frei, dem Vogt von Dachswangen ein. Über die sonstigen Besitzer des Schlößchens ist nichts bekannt.

Der zweite „Lehnshof" (wie die Gebäude in Lehen heißen), das alte Schloß, ähnelt in der Form und Größe dem anderen sehr, er ist nur ein Stockwerk höher (Abb. 12). Der Bau steht in einem ummauerten Hofraum, in dessen einer Ecke noch kleinere Gebäude stehen. Über der Türe, zu der ein paar Stufen führen, sind die Wappen von Freiburg und Österreich in flotter Arbeit angebracht.

Das Schloß, das jetzt wie der andere Lehnshof ein einfaches Bauernhaus ist, gehörte ursprünglich den Grafen von Freiburg, und wurde von diesen an die von Nankenrütti verkauft. 1565 werden die von Stadion als Besitzer genannt. Von den Erben des Hans Ulrich von Stadion kauft die Stadt Freiburg Schloß und Burgstall Lehen mit Zubehör um 24000 fl. Nach der mündlichen Überlieferung sollen in Lehen sieben solche Lehnshöfe gestanden haben, dazu gehörte vermutlich auch der 1590 genannte Edelsitz Nöllenstein.

Das Schloß zu Lehen war nicht die einzige Wasserburg, die der Stadt Freiburg gehörte. Schon oben fanden wir sie als Besitzerin von Kirchhofen. In ihrer unmittelbaren Nähe gehörte der Stadt der Dinghof zu Herdern. Dieser Hof war der erste, den die Stadt kaufte. Im 13. Jahrhundert war er Lehen des Bischofs von Straßburg. Als Lehensträger finden wir 1284 Graf Egeno von Freiburg und Graf Friedrich Cunrat von Fürstenberg. Diese verkaufen ihre zwei Teile an mehrere Freiburger Bürger[1], darunter auch ein Snewlin. 1331 gehörte ein Teil des Hofes den Üsenbergern, im 14. und 15. Jahrhundert ein Drittel den von Falkenstein. 1445 belehnt Graf Egon von Fürstenberg Hans Snewlin von Landeck mit zwei Teilen des Hofes. Dann brachte der deutsche Orden den ganzen Hof an sich, 1446 verkaufen Hans Lup sein Drittel und Hans Snewlin seine zwei Drittel an Comthur Peringer von Wiler, 1457 kaufte die Stadt den Hof, aber ohne Einwilligung des Lehnsherrn, des Grafen Heinrich von Fürstenberg. Dieser erklärt 1460 den Kauf für nichtig, gibt aber im November 1460 seine Zustimmung. Die Stadt gab den Hof mehreren Bürgern[2] zum Lehen und kaufte 1538 auch dem Grafen Friedrich von Fürstenberg sein Lehnsrecht ab. Um diese Zeit war der Hof in den Händen des bekannten Arztes Dr. Bernhard Schiller. Der Hof ist jetzt verschwunden, eine Abbildung von ihm ist noch auf dem Gemarkungsplan von Freiburg im Augustinermuseum erhalten. Er lag an der heutigen Stadtstraße, und nicht an der nach ihm genannten Weiherhofstraße.

Ebenso nur noch in einem Straßennamen ist das Thurnseeschloß erhalten. Es lag an der heutigen Thurnseestraße, war ein einfacher „Thurn", der in einem Weiher stand. Die Besitzer nannten sich danach Thurner, und lassen sich von etwa 1300—1450 als Freiburger Patrizier verfolgen.

[1] Burkart Meinwarte, Cunrate v. d. Eiche, Diethriche Cunrate Snewelin, Burkart von Tottinkoven, Cunrat von Sneite und Johannes Bitterolf.

[2] 1461 Conratt von Kippenheim, 1471 Melchior von Falkenstein, 1491 Arbogast Snewlin von Zäringen.

Digitized by Google

12. Das alte Schloß in Lehen

13. Die Talvogtei in Kirchzarten — Dorfseite

Digitized by Google

14. Die Talvogtei in Kirchzarten von Westen

Mit Lehen und Herdern war der Besitz der Stadt an „vesten Häusern" noch nicht erschöpft. Ihren Besitz im Dreisamtal ließ sie von der Talvogtei von Kirchzarten aus bewirtschaften, jetzt noch eine der größten Wasserburgen des Kreises. Burg und Dorf Kirchzarten gehörten vor dem Erwerb durch die Stadt zu zwei Dritteln Konrad von Hailfingen und zu einem Drittel Dietrich von Blumeneck. Den Anteil des ersteren kaufte Stadt und Rat Freiburg 1492 um 1650 fl., das übrige 1496 um 925 fl. Als 1525 die Burgen weit und breit von den aufrührerischen Bauern gebrochen wurden, belagerte und zerstörte auch der Haufe der Schwarzwälder das alte Schloß zu Kirchzarten. Es wurde jedoch bald wieder aufgebaut. 1818 wurden die Schloßgüter von der Stadt verkauft. Wie alt der jetzige Bau ist, läßt sich nicht sagen, er scheint aus verschieden alten Teilen zu bestehen.

Die geräumige, hufeisenförmig angelegte Burg liegt westlich des Dorfes neben der Bahnlinie, die gerade am Rand des jetzt aufgefüllten Weihers vorbeiführt (Abb. 13, 14). Früher betrat man den Hof über einen Steg und durch ein jetzt abgebrochenes Tor. Der Hof ist in der westlichen Hälfte von dreistöckigen Gebäuden umgeben, die andere Hälfte ist durch eine Mauer geschützt. Die Nordostecke ist von einem Geschützstand ausgefüllt, an der Südostecke liegt eine kleine Scheune, die später erbaut wurde. Die Gebäude zerfallen in die an der Nord- und Westseite liegenden Wohngebäude, und in die Scheuer an der Südseite. Allem Anschein nach ist der Westbau der älteste; er dürfte in die Zeit nach 1525 fallen. In ihm lagen auch die vornehmsten Zimmer an der Giebelwand. Im Erdgeschoß hat dieser Raum eine hölzerne, bemalte Decke, ferner ist hier eine hölzerne, behauene Halbsäule mit geschnitztem Unterzug erhalten. Die entsprechenden Räume in den Oberstöcken sind durch Stuckdecken in den Formen des angehenden 17. Jahrhunderts ausgezeichnet. Im Westbau soll noch ein Gewölbe mit eiserner Türe sein; es war mir aber leider nicht zugänglich. Auch hier sind noch einige einfache Stuckdecken erhalten. Der Treppenturm steht in der Ecke, die von den beiden Flügeln gebildet wird. Er ist nach außen achtseitig und innen rund, die schiefen Fenster sind in Hohlkehle und Ablauf profiliert. Seine Eingangstüre zeigt schöne Profilierung mit Voluten. Der Türsturz trägt die Wappen von Freiburg und Österreich und die Zahl 1621. Im Innern

Digitized by Google

des Turmes führt eine Wendeltreppe mit etwas kärglicher, gewundener, profilierter Spindel in die oberen Stockwerke. In die einzelnen Stockwerke führen von der Treppe aus je zwei, meistens profilierte Türen. Die Fenster aller Flügel sind gleich in Hohlkehle und Ablauf profiliert. An der Westseite waren früher keine Fenster, sondern nur die jetzt vermauerten Schießscharten, die in vier Stockwerken übereinander lagen. Im Hof liegt noch ein profilierter mit Voluten gezierter Stein, der zum Rahmen des jetzt abgebrochenen Hoftores gehörte. Dieses soll die Jahreszahl 1768 getragen haben.

In dem Schloß wohnte bis 1806 der Freiburger Talvogt oder Talschaffner, dem das Talamt unterstand. Er hielt Gericht im Namen Freiburgs und erhob den Zehnten. Zum Talamt gehörten die städtischen Besitzungen in Zarten, Kirchzarten, Wagensteig, St. Märgen, Himmelreich und das Gut Birkenreuthe.

15. Schloß Birkenreuthe

Dieses Birkenreuthe, ursprünglich Buckerütti, ist die einzige Besitzung im Kirchzartener Tal, die der Stadt jetzt noch gehört. Der Ortsadel von Buckenrütte oder Buckenrieth wird im 13. Jahrhundert mehrere Male genannt. Das Gut war später in verschiedenen Teilen im Besitz, u. a. der Snewelin von Landeck, 1514 Bernhard von Blumeneck, dieser verkauft es im gleichen Jahre mitsamt Oberbirkenreuthe — dem jetzt verschwundenen dazugehörigen Ort — und mit allen Rechten an Stoffel von Grathwohl um 410 fl. und 12,5 ßh. Um dieselbe Summe verkauft seine Witwe das Gut an Hans von Fürst, von dessen Witwe kommt das Gut an die Tegelin von Wangen. Das Gut gehört dann nacheinander Sebastian von Blumeneck, Hans Graf, Satzbürger von Freiburg, 1548 Junker Georg von Schneider (um 12800 fl.), der Stadt Freiburg (4050 fl.), 1560 Wolf Guntersheimer, 1570 Philipp Held (4750 fl.), Adam von Schwalbach, dann zwei Schwalbach, Wolfgang von Thammbach, Dr. Jakob Embach, Dr. Ludwig Vogel. Unter Vogel wurde das Schloß, das seit 1560 unter Oberhoheit der Stadt stand, wieder adliges Rittergut, kam aber unter Vogels Nachfolger, Dr. Ferdinand Mayer (von Birkenreuthe) wieder unter die Oberhoheit der Stadt. Von Mayers Witwe kam das Gut an ihren zweiten Mann, Herrn von Öhningen. Unter diesem verschuldet das Gut und wird am 15. März 1740 öffentlich versteigert. Die Stadt Freiburg steigerte das Gut um 20000 fl. Seither blieb das Schloß im Besitz der Stadt.

Die Wasserburg, von der aus das Gut bewirtschaftet wird, liegt am Ausgang des Oberrieder Tales, östlich von Kirchzarten (Abb. 15). Das Schloß stammt in seiner heutigen Gestalt wohl aus der Zeit Dr. Mayers, also aus dem Anfang des 18. Jahrhunderts (Abb. 16). Es ist ein einfacher, rechteckiger Bau mit starken, aus „Dreisamwacken" gebauten Mauern, deren Ecken von Sandsteinquadern gebildet werden. Zu dem Eingang führt ein Damm, von einer jetzt vermauerten Brücke unterbrochen, über

Digitized by Google

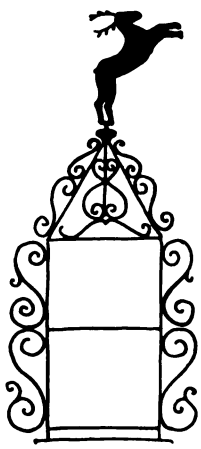
16. Schloß Birkenreuthe

den heute ausgefüllten Graben. Noch vor einigen Jahren waren die nördlichen Weiher mit Waſſer gefüllt, ſie ſind aber jetzt verſumpft und werden allmählich zugeſchüttet. Das Eingangstor liegt an der Weſtſeite, über ſeinem gequaderten Rundbogen ſteht eine Niſche, die einſt eine längſt „ausgewanderte“ Heiligenfigur barg. Im Innern der Burg kommt man zunächſt in eine Vorhalle, welche die ganze Tiefe des Baues einnimmt. Von dieſer Halle führen Türen in die Zimmer. Im Hintergrund der Halle, von dieſer durch einen Korbbogen geſchieden, liegt die Treppe. Sie führt an der leicht nach innen geſchwungenen Oſtmauer in einem geraden Lauf zum Oberſtock, und von dort ebenſo in den Speicher. Das Treppengeländer zeigt Pfoſten, die denen an der Treppe von Dr. Ferd. Mayers Haus in Freiburg (Salzſtraße 17) genau gleich ſind. Die Doggen ſind gedreht. Im zweiten Stock betritt man zunächſt die geräumige Diele, von der eine Flügeltüre mit ſchönen eichenen Rahmen in den Mittelſaal führt. Der Saal hat eine einfache Stuckdecke. In dem nördlich anſtoßenden Zimmer ſind in die Wand einige alte glaſierte Kacheln mit Phantaſielandſchaften eingelaſſen. An der Oſtſeite des Schlößchens ſteht noch ein kleiner Anbau. In dem Winkel, den dieſer mit dem Hauptbau bildet, iſt ein hölzerner Balkon angebaut. Der alte Dachſtuhl trägt ein Walmdach, das ſchon mit Moos beſetzt iſt, und wie das ganze Gebäude am Ende ſeiner Tage angelangt iſt. Der Keller iſt ein einziger Wald von Holzſtützen. Es iſt zu hoffen, daß die Ausbeſſerungen, welche die Stadt jetzt dem alten Bau angedeihen läßt, hier Abhilfe ſchaffen werden, und daß der Plan, ihn zu einem Erholungsheim umzubauen, ſich bald verwirklichte. So wäre wenigſtens eine der alten Tiefburgen des Breisgaus vor dem Verfall gerettet, dem die anderen entgegengehen. Es iſt ſchade, daß dieſe noch erhaltenen Burgen ſo wenig Beachtung finden, während die Erhaltung der Ruinen der Höhenburgen mit ſolchem Eifer betrieben wird.

Digitized by Google

Quellen: Die Kunstdenkmäler des Großherzogtums Baden. Band VI. Kraus, Landkreis Freiburg. Tübingen 1904. — Schuster, Die Burgen und Schlösser Badens. Karlsruhe 1908. — J. Rösch, Birkenreuthe, im Freiburger Adreßkalender von 1851. — A. Poinsignon, Ödungen und Wüstungen im Breisgau, in Ztschr. f. Gesch. d. Oberrheins. Neue Folge II. 323—368, 449—480. — J. Bader, Meine Fahrten u. Wanderungen im Heimatland. Freiburg 1856. —

Stadtarchiv Freiburg. Talvogtei, Herdern, Lehen. Für freundliche Unterstützung und Überlassung von Archivalien schulde ich Herrn Archivdirektor Hefele verbindlichsten Dank.



6. Wetterfahne
auf dem Treppenturm des Schlosses
in Kirchhofen

Alter Freiburger Merkvers

Ein Kirchturm ohne Dach.
In jeder Gaß ein Bach.
An jedem Tor eine Uhr.
Ein Pacem an jeder Schnur.

Digitized by Google

1. Die Abtei St. Trudpert

Der Spätbarock in breisgauischen Stiftern

Von C. A. Meckel, Freiburg im Breisgau

Zwar hat die gewaltige Kulturwelle des Barocks, diese großartige Offenbarung gotischen Geistes nach der zweihundert Jahre währenden Unterdrückung durch die Renaissance, im Breisgau nicht so viele bedeutende Denkmale hinterlassen wie im benachbarten württembergischen und bayrischen Oberschwaben, vollzog sich doch die Bautätigkeit der geistlichen und weltlichen Herren in Stadt und Land meist in bescheideneren Grenzen, und dennoch besitzen wir auch hier eine ganze Reihe sehr beachtenswerter Zeugen dieses Zeitalters intensivsten Lebensgefühls und Gestaltungswillens.

Wie anderwärts, so ist auch im Breisgau der Einfluß der Klöster und Stifter auf die Kunstgesinnung weiter Kreise ein großer gewesen, und wenn die ersten Träger des barocken Gedankens im Kirchenbau, die Jesuiten, hier nicht in bedeutendem Maße zu Wort kamen, so nahmen die seit uralten Zeiten bestehenden Konvente der Benediktiner die kühnen Gedanken, dem Zug der Zeit willig folgend, auf und brachten sie in ihren teils durch die Notwendigkeit teils durch die Lust am Neugestalten entstandenen Kirchen- und Klosterbauten zum beredten Ausdruck.

Es würde den Rahmen der Abhandlung bei weitem sprengen, wollte ich auch nur einigermaßen erschöpfend auf das eingehen, was diese Klöster im Lande auf ihren ausgedehnten Besitzungen und Filialen alles geschaffen haben; ich greife deshalb nur drei Beispiele heraus: ein kleineres, ein mittleres und ein großes Stift, die Abteien St. Trudpert, St. Peter und St. Blasien. Von Staufen, dem alten weinfrohen Breisgaustädtchen mit dem es überragenden Schloß der Herren von Staufen, durch das

Digitized by Google

2. St. Trudpert. Inneres der Abteikirche

liebliche Münstertal gegen den Belchen wandernd, erreicht man nach zwei knappen Wegstunden im oberen Münstertale die alte Abtei St. Trudpert. Hier, am Fuße des Belchens, soll einer frommen Überlieferung zufolge der heilige Trudpert aus Irland im 7. Jahrhundert ein Kloster gegründet haben. In das Licht der Geschichte treten die Schicksale der Abtei freilich erst im 12. Jahrhundert, wo für das Jahr 1185 die Benediktinerregel als dort geltend bezeugt wird. Von Bauten aus früher Zeit ist auch nichts mehr vorhanden. Nach einem Klosterbrande in den dreißiger Jahren des 15. Jahrhunderts errichtete Abt Paul um 1450 den spätgotischen, umfangreichen Kirchenbau, von dem die Umfassungsmauern von Chor, Sakristei (ehemals Kapitelsaal) und der Unterbau des Nordturms noch heute stehen. Schwere Schicksale erlebte die Abtei in den Bauern- und Schwedenkriegen. Am 28. September 1631 steckten die Schweden die gesamten Baulichkeiten in Brand, und erst fast hundert Jahre später konnten trotz großer Einbußen im spanischen Erbfolgekriege die Äbte Augustin Sengler 1694—1731 und Cölestin Hermann 1737—1749 an Neubau von Kirche und Kloster denken, nachdem vorher nur notdürftige Flickbauten den sehr zusammengeschmolzenen Konvent beherbergt hatten.

Peter Thumb aus Bezau im Allgäu, der sich in Konstanz niedergelassen hatte und dort in den Rat aufgenommen worden war, wurde als Architekt gewonnen, derselbe Meister, der bereits die Kirche zu St. Peter erbaut hatte, und der das besondere Vertrauen der Prälaten des Breisgaus genoß. Thumb war ein tüchtiger Mann, freilich stand er damals als Künstler noch nicht auf seiner vollen Höhe. Der große Wurf in der künstlerischen Gestaltung einer Raumidee, wie er etwa Dominikus Zimmermann bei seinen oberschwäbischen Bauten auch unter kleinen Verhältnissen eigen war, und wie er Thumb später in Neubirnau und St. Gallen in seinen Werken auch gelang, fehlt seiner Schöpfung. Wir merken noch nichts von jener großen Schöpferkraft, die dem Raumorganismus scheinbar jedes Begrenzte nimmt, die in einheitlichem Zusammenhang von Wand und Decke alles Beengende und Kleine aufzuheben scheint, um den entzückten Blick in ungemessene Fernen zu führen, ihm in den Gemälden der Decken und Gewölbe die jubelnde Glorie des Himmels zu offenbaren. Vom Vorarlberger Münsterschema kommt Thumb vorerst nicht los. Freilich hat er es in St. Trudpert nur verstümmelt angewendet, da

Digitized by Google

er den alten Chor der Geldknappheit wegen benutzen mußte. Die fünf Joche des Langhauses schließen sich ohne die Arlberger querschiffartige Erweiterung an den Chor an. So ist immerhin eine weite, lichte Halle entstanden mit seitlichen Kapellen und Emporen.

Das Äußere der Kirche wie das der anschließenden Klostergebäulichkeiten ist ganz schlicht gehalten; der alte gotische Nordturm wurde von Thumb nicht mehr ausgebaut, er blieb auf Dachgesimshöhe des Chores, teilsweise tiefer, liegen. Thumb errichtete vielmehr an der Westseite des Kirchenschiffes einen neuen Turm mit achteckigem Glockengeschoß und Zwiebeldach. Das Abteigebäude ist unvollständig und zum Teil durch späteren Abbruch nach der Säkularisation verstümmelt. Es umschloß auf der Südseite der Kirche einen quadratischen Hof, und westlich daran anschließend sollte wohl vor der Kirche eine offene Hofanlage geschaffen werden. Die Gebäude sollten also eine streng räumlich empfundene Anlage bilden; sie ist nur teilweise zur Ausführung gelangt. Der der Kirche gegenüberliegende Südflügel des umschlossenen Hofes wurde kurz nach der Säkularisation, der erst 1761 fertig gewordene, an das westliche Kirchenschiff anschließende Nordflügel, das Amtsgebäude, gegen 1840 abgetragen. Außerdem fiel dem Unverständnis eine Reihe von Nebengebäuden samt dem Torhaus zum Opfer. Zu beachten ist, wie mit gutem Empfinden die Kirche vom Berge abgeschoben ist, und wie die gesamte Anlage in ihrer räumlich empfundenen Regelmäßigkeit und mit dem anschließenden geordneten Garten in bewußtem Gegensatz zu der umgebenden freien Landschaft steht, keineswegs in diese „stimmungsvoll eingefühlt" ist, wie man das heutzutage mit den in bäuerliches Gewand gekleideten Landsitzen zu tun pflegt. So wird der Bau der Gestalter des Landschaftsraumes, er beherrscht ihn weithin und ist trotz aller Einfachheit ein Kunstwerk, das man an dieser Stelle auf keinen Fall missen möchte.

Das innere Kulturleben der Abtei im 18. Jahrhundert ist beachtenwert. Abt Cölestin Hermann fand trotz seiner regen Bautätigkeit Zeit zu gelehrter Arbeit. Er hatte sich an der Universität Freiburg die Doktorwürde erworben und hinterließ ein großes literarisches Erbe. Sein Nachfolger Abt Columban erweckte 1751 wieder die Klosterschule zu neuem Leben. Auch ein Theater, ähnlich wie in Ottobeuren, nur kleiner, wurde für die Schule errichtet, an dem eine Reihe von lateinisch geschriebenen Dramen des Pater Augustin Deirer, der Professor der Rethorik in Kempten gewesen war, zur Aufführung gelangte.

Durch seine Probsteien St. Ulrich und Sölden dem Stifte St. Trudpert eng benachbart war die Abtei St. Peter[1]. In beiden Probsteien hat Peter Thumb gearbeitet, in St. Ulrich Kirche und Probsteigebäude, wahrscheinlich auch den großen Probsteihof um 1740 und 1741 neu gebaut. Unendlich stimmungsvoll liegen die ganz schlichten, aber in trefflichen Verhältnissen streng räumlich gelagerten Bauten in dem weltabgeschiedenen Waldtal, unverändert und wohlerhalten. Außerordentlich flott und sicher angetragene Stukkaturen, die den Arbeiten der Italiener in der Kirche zu St. Trudpert weit überlegen sind, zieren Decken und Wände der Kirche und der Probstei, des jetzigen Pfarrhofes. Ich vermute als ihren Verfertiger Christian Wenzinger, den Freiburger Meister. Wenigstens zeigen sie alle besonderen Einzelheiten Wenzingerscher Ornamentik, wie der Vergleich mit Freiburger Stukkaturen von des Meisters Hand und namentlich mit seinen Arbeiten in St. Gallen zeigt.

Wenden wir uns nun zu St. Peter selbst. Von Freiburg gelangt man am Südhang des Roßkopfes vorbei über den Husarenweg, das Streckereck und am Flaunser entlang in vierstündiger aussichtsreicher und prächtiger Gebirgswanderung nach der alten

[1] In Vorbereitung steht als Heimatblatt unserer Schriftenreihe Vom Bodensee zum Main „St. Peter" von Hermann Ginter. —

Digitized by Google

3. Die Propstei St. Ulrich

Benediktinerabtei, der Gründung der Zähringer Herzöge. Viermal seit der Gründung im Jahre 1093 wurden Kirche, Abtei und Konventsgebäude in Schutt und Asche gelegt, zuletzt am 7. Juni 1678, als sich die Franzosen in den Klostergebäuden verschanzt hatten. Im ersten Jahrzehnt des 18. Jahrhunderts waren Kirche und Klostergebäude wiederhergestellt, aber bereits 1724 ließ der baulustige und tatkräftige Abt Ulrich Bürgi (1719 bis 1739) die Kirche bis auf den Grund abtragen und durch Meister Thumb das neue Gotteshaus aufrichten, das 1727 im großen und ganzen fertig war. 1733 wurde mit dem Bau der Bibliothek begonnen, und Abt Philipp Jakob Steyrer (1749—1795) endlich ließ die gesamte Abtei bis zum Jahre 1757 neu erbauen.

Es ist erstaunlich, welche gewaltigen Leistungen trotz der vorhergegangenen Zeitläufte Bedrängnis das Kloster in so kurzer Zeit von dreißig Jahren zustande brachte, namentlich wenn man bedenkt, daß es auf seinen Filialen und Probsteien zu gleicher Zeit ebenfalls eine rege Bautätigkeit entfaltete. Immer und immer wieder entstehen nach den verheerendsten Heimsuchungen im Verlaufe der Jahrhunderte die Gebäude aus der Asche, um dann ohne der Elemente oder Feinde Wüten nach dem Kulturbedürfnis und dem Gestaltungswillen des Spätbarocks einem vollständigen Neubau Platz zu machen. Welche Tatkraft, welche Zuversicht und nicht zuletzt welches Gottesvertrauen müssen Abt Ulrich, der doch aus bürgerlichen Verhältnissen stammte, beseelt haben, daß er sich kaum zwanzig Jahre nach der Wiederherstellung der Kirche zum Neubau entschloß. Wahrlich, kleinlicher und ängstlicher Geist lag diesen Prälaten des 18. Jahrhunderts fern, aber auch der Großzügigkeit und dem Kulturempfinden der bürgerlichen Kreise, aus denen sie stammten, stellt solches Tun ein glänzendes Zeugnis aus, weit entfernt von zopfiger Enge, mit der man so gern das Bürger- und Volkstum dieser Zeit abtun möchte.

Digitized by Google

Die Abteigebäude nebst Kirche sind um zwei rings umschlossene geräumige Höfe von 42 m Breite und 22,5 m bzw. 27,5 m Tiefe gelagert. Der Mittelflügel zwischen den Höfen ist der Bibliotheksbau. Das Äußere ist schlicht und einfach, nur der Westbau der Kirche mit den beiden Türmen und dem dazwischen liegenden Giebel sowie der Haupteingang der Abtei haben besondere architektonische Betonung erhalten. Trotzdem, oder besser gesagt gerade deshalb ist die Gesamtwirkung der Bauten in ihrer hohen Lage ganz vorzüglich, namentlich wenn man sich das alte farbige Gewand im Geiste vergegenwärtigt: helle Putzflächen, rot gestrichene Architekturteile, Pilaster und Simsteilungen, dazu das rote, meisterhaft namentlich an den Anschlüssen der Mansarden der Eckbauten an die Langflügel gedeckte Ziegeldach. Leider ist dieses durch die Wiederherstellungen in neuester Zeit stark verdorben worden.

Für die Raumgestaltung der Kirche ist Thumb dem Vorarlberger Münsterschema treu geblieben, das sein Vater Michael Thumb bereits 1682—1686 bei der Wallfahrtskirche zu Unserer lieben Frau von Loreto auf dem Schönenberg bei Ellwangen und 1686—1692 bei der Kirche SS. Petrus und Paulus des Prämonstratenser-Chorherrenstiftes zu Obermarchtal angewendet hatte. Grundriß und Aufriß der St. Peterer Kirche gleichen daher denen der genannten Kirchen mit geringen, durch örtliche Notwendigkeiten bedingten Ausnahmen, nur die Abmessungen sind geringer. Die Ausgestaltung und Dekoration des Inneren ist dem veränderten Geschmack entsprechend ein frühes Rokoko, das im übrigen sich ebenfalls in seiner Gesamthaltung den Vorarlberger und oberschwäbischen Vorbildern anschließt. Weiß war ursprünglich die gesamte Kirche getüncht; der farbige Schmuck beschränkte sich auf Deckenbilder, Ausstattung und teilweise Vergoldungen. Leider hat man die Kirche in den siebziger Jahren durch leichte farbige Fassungen „verschönert". Der Gesamteindruck hat darunter sehr gelitten. Man soll die Finger von derartigen „Verbesserungen" lassen und ebenso von dem Einfügen farbiger Fenster an Stelle der alten hellen Verglasungen absehen. Der Eifer der Geistlichkeit und der Unverstand aufträgelüsterner Glasmaler haben schon manchen barocken Innenraum durch das Anbringen von „stilgerechten" Glasmalereien gänzlich verdorben. Aber auch jetzt noch macht die Kirche den Eindruck festlichfreudiger Helligkeit, bei der die reiche Ausstattung mit Stukkaturen, Altären, Chorgitter und Gestühl vorzüglich zur Geltung gelangt. Namentlich der Hochaltar mit seinen wohlabgewogenen Verhältnissen vereinigt sich zusammen mit den vor den beiden östlichen Vierungspfeilern angebrachten großen Nebenaltären zu einem Dreiklang von hervorragendem Eindruck und fesselt den Blick gleich beim Eintritt in die Kirchenhalle. Die Deckenbilder, Begebenheiten aus dem Leben des heiligen Petrus, sind gute Arbeiten des Joseph Spiegler aus Riedlingen in Schwaben, der später (1747—1751) die großen Deckenfresken der Abteikirche zu Zwiefalten ausführte.

Hier sei noch auf den Taufstein, offenbar ein Werk Wenzingers, und die trefflichen eingelegten Sakristeischränke hingewiesen, die Abt Philipp Jakob beschaffen ließ. Besondere Beachtung verdient auch die vom gleichen Abt gekaufte silbergetriebene Büste des heiligen Karl Borromäus. Im übrigen bergen Kirche und Sakristei noch manchen Schatz, doch würde es zu weit führen, auf weitere Einzelheiten einzugehen. Statten wir nun noch dem Abteigebäude mit seinen weiten Gängen und den luftigen und geräumigen Gelassen einen Besuch ab. Alles atmet hier trotz Prunklosigkeit heitere, sichere Ruhe und sichtliches Behagen. Bequeme, mit flotten Stukkaturen geschmückte Treppenhäuser, breite Flure mit gut verteilten Fenstern, deren bleigefaßte Scheiben traulich-stimmungsvoll anmuten, ein mit Stuck, Gemälden und reich eingelegtem Gestühl gezierter Kapitelsaal und der im Mittelrisalit der Südfront belegene, durch Stukkaturen und Gemälde ausgezeichnete Fürstensaal sind besonders hervorzuheben. Eine Perle ist aber die Biblio-

Digitized by Google

4. Die Kirche zu St. Peter

thek im Mittelflügel. Sie reicht durch zwei Stockwerke und ist von ganz vorzüglicher Raumwirkung. Tiefe Nischen gliedern die Wandflächen, auf deren Pfeiler das Deckengewölbe mit seinen Stichkappen, geschmückt mit reichem Spiegelbild und stuck- und gemäldeverzierten Zwickeln, aufsitzt. Eine graziöse, balluster- und figurengeschmückte Galerie schafft eine bewegte Horizontale als Gegensatz zu den Senkrechten der Nischen, Pfeiler und Regale, und das Ganze mit seiner glücklichen Farbengebung, seinen Putten, Ranken, Gliederungen und Dekorationen bewirkt eine so heiter festliche Raumstimmung, daß auch bedeutendere Abteien wie Obermarchtal oder Ottobeuren mit ihren Bibliotheken St. Peter nicht übertreffen. Benedikt Gams, ein Allgäuer, schuf unter Abt Philipp Jakob Steyrer 1751 diesen trefflichen Raum.

Ergreifend ist die Schilderung, die Abt Ignatius in seinen Lebenserinnerungen von der Auflösung des Stiftes gibt. Bereits waren bis auf St. Blasien die sämtlichen Klöster der Umgegend aufgehoben, als am 21. November 1806 auch St. Peter das Geschick ereilte. Man hatte immer noch gehofft, daß der von Napoleons Gnaden nunmehr Großherzog von Baden gewordene Markgraf die Stiftung seiner Vorfahren erhalten werde. Eine Reise des Abtes zusammen mit dem Fürstabt von St. Blasien nach Karlsruhe schien das Gelingen zu begünstigen. Allein schließlich war alles vergeblich. Der Großherzog äußerte, er habe das Kloster ganz gerne erhalten, aber der Zeitgeist habe es nicht zugelassen. Eine billige Redensart, die nichts entschuldigt. So endete diese alte Kulturstätte. Mit Beginn des Jahres 1807 hörte das Chorgebet auf, dann wurden die Schätze des Klosters und der Bibliothek verpackt und nach Karlsruhe geschleppt; traurige Habsucht bemächtigte sich des alten Besitzes, und was die Jahrhunderte an Kulturgut gehäuft und durch schwere Zeiten gebracht, wurde in alle Winde zerstreut.

Weitaus das bedeutendste Stift am Oberrhein war die Fürstabtei St. Blasien[1]. Ganz streng genommen kann man sie eigentlich nicht als rein breisgauisches Stift bezeich-

[1] Vgl. Heimatblatt Nr. 14 unserer Schriftenreihe Vom Bodensee zum Main „Das ehemalige Benediktinerkloster St. Blasien" von Ludwig Schmieder. Erscheint im Herbst in 2. wesentlich erweiterter Auflage.

Digitized by Google

nen; denn sie war reichsunmittelbar, und seit 1746 war der Abt Reichsfürst. Aber sie lehnte sich eng an den vorderösterreichischen Breisgau an, hatte viele Besitzungen in demselben, und so können wir sie füglich dazu zählen, zumal sie eben dieser Besitzungen wegen auch österreichischer Untertan war. Fast tausendjährig ist die Geschichte des auf dem hohen Schwarzwald im oberen Albtal und zu Füßen der Hochberge des südlichen Schwarzwaldes gelegenen Gotteshauses. 47 Äbte, darunter 6 Fürstäbte, zählt die Abtstafel, bis das Jahr 1806 auch diesem stolzen Stift ein Ende bereitete. Von den 93 Patres und 14 Fratres, die der Konvent damals zählte, wanderten 35 mit dem letzten Fürstabt Bertholdus Rottler nach Österreich aus, wo sie die Abtei St. Paul in Kärnten wieder zu neuem Leben brachten; den größten Teil der Klosterschätze samt der wertvollen Bibliothek nahmen sie mit in die Fremde. Auch die Insassen St. Blasiens nebst den Äbten mit Ausnahme Martin Gerberts, der einer alten Patrizierfamilie entsproß, stammten im 17. und 18. Jahrhundert, wie die zu St. Peter und St. Trudpert, aus armen oder wenig bemittelten Bürger- und Bauernfamilien Vorderösterreichs oder Schwabens; sie hatten meist eine harte Jugend hinter sich und brachten so den nötigen Ernst und den gesunden Willen, den einfache Verhältnisse zeitigen, mit ins Klosterleben. Und aus diesen gesunden, ursprünglichen Menschen wurden alsdann in klösterlicher Zucht tüchtige Geistliche und hervorragende Gelehrte. Das Kloster St. Blasien besaß treffliche Schulen, pflegte Kunst und Wissenschaft, und seine Gelehrtenakademie unter den Fürstäbten im 18. Jahrhundert genoß weiten Ruf. Mit berechtigtem Stolz weist Abt Gerbert am Schlusse seiner „Silva nigra" darauf hin, daß neben allen Fächern der Gottesgelehrsamkeit und der Philosophie das Studium der orientalischen Sprachen, des Kirchenrechtes und besonders der Geschichte und ihrer Hilfswissenschaften im Kloster betrieben wurde; daneben gab es dort eine Schule für Musik, und die schönen Künste pflegte man mit aller Liebe. Jeder Novize erlernte ein Instrument, und jeder Pater spielte ein solches, dieser und jener mit ausgezeichneter Meisterschaft. Neben der Instrumentalmusik wurde der Choralgesang betrieben und bei der Einweihung der neuen Kirche ein Choralgesang intoniert, den Böcklin mit dem Choralgesang in St. Peter in Rom vergleicht. Die Fürstäbte im 18. Jahrhundert waren durchweg bedeutende Persönlichkeiten. Sie erfreuten sich der besonderen Gunst des Kaiserhauses und wurden häufig zu diplomatischen Sendungen verwendet. Aus ihrer Zahl ragt Martin Gerbert noch besonders hervor, der Erbauer der Kirche und der Wiederhersteller der jetzt noch stehenden Klostergebäude.

Eine reiche, vielgestaltige Geschichte zieht vor unseren Augen vorüber, wenn wir uns in die Annalen dieses herrlichen Gotteshauses vertiefen; daß ein so reiches und einflußreiches Stift auch eine reiche Baugeschichte hat, dürfte einleuchten. Und doch ist von mittelalterlichen Bauten auf unsere Zeit nichts gekommen, wir kennen sie nur aus alten Abbildungen und Überlieferungen. Drei gewaltige Feuerbrünste in den Jahren 1322, 1525 und 1768 zerstörten die Abtei, die aber jedesmal neu und herrlicher wieder erstand. Im siebzehnten Jahrhundert entfaltete das Kloster eine bedeutende Bautätigkeit, um die Schäden des Dreißigjährigen Krieges zu beseitigen, insbesondere Abt Augustin I. Fink aus Wolfach (1695—1720) ließ große Erneuerungsarbeiten und Umänderungen vornehmen.

Damals wurde das sogenannte neue Münster, eine dreischiffige romanische Basilika mit Querschiff, im Geschmack der Zeit verändert und umgebaut, die Türme erhielten neue Zwiebelhelme, das Innere ward vollkommen barockisiert. Umfassend war schließlich der Neu- und Umbau, dem Abt Franz II. in den Jahren 1728—1747 die gesamten Konvents- und Abteigebäude unterwarf. Die alten Klostergebäude wurden bis auf den Grund abgetragen, und das Bett der Steina, die sich bei St. Blasien in die Alb ergießt, um 180 Fuß verschoben, um den neuen Gebäuden Platz zu machen. Dem Neubau fiel auch das sogenannte alte Münster, ebenfalls eine dreischiffige romanische Basilika, zum

Digitized by Google

5. Der Bibliothekſaal zu St. Peter

Digitized by Google

Opfer, während das „neue" Münster in der unter dem vorhergehenden Abte erhaltenen Gestaltung in den Neubau einbezogen wurde. Bereits 1733 wurde der neue Konvent eingeweiht; ein Plan aus dem Jahre 1746, der in St. Paul verwahrt wird, zeigt den gesamten gewaltigen Gebäudekomplex vollendet. Nur zwei Nachfolger Franz' II., die Fürstäbte Cölestin und Meinrad II., konnten sich des Neubaus erfreuen, unter dem dritten, dem berühmten Martin Gerbert (1764—1793), zerstörte eine gewaltige Feuersbrunst die neuen Gebäude samt der Kirche am 23. und 24. Juni 1768. Bei dem Brande ging auch ein großer Teil der im Kloster aufbewahrten Kunstschätze und der Bibliothek zugrunde; nur die kahlen, rauchgeschwärzten Mauern blieben stehen.

Franz II. hatte mit den umfangreichen Bauarbeiten den Architekten Franz Beer aus der bekannten Vorarlberger Baumeisterfamilie, der schon manchen großen Kloster- und Kirchenbau geschaffen hatte, betraut. Da Beer die Kirche beibehalten mußte, außerdem einen südlich an diese anstoßenden Gebäudeflügel, so war er in seinem Entwurf stark behindert. Er schuf aber trotzdem eine reife geschickte Anlage, bei deren Würdigung man beachten muß, daß damals der Zugang zu Kirche und Kloster von Westen erfolgte, nicht von Norden wie heute. Bei der Lage der Kirche konnte diese leicht dem großen Bau angeklebt, nicht organisch eingeordnet erscheinen; deshalb hat Beer sehr geschickt den Ostflügel weit nach Norden vorgeschoben, wodurch für das Auge des Beschauers ein gutes Bild entsteht, wenn auch die Regelmäßigkeit der um zwei große Höfe gruppierten Anlage darunter litt. Die Westseite der Abtei schmückte ein reichgegliederter Portalbau mit der Haupttreppe, sehr originell gestaltete Treppenhäuser sitzen in den einspringenden Ecken nach dem Hofe. Die Gebäude, die in der Hauptsache, mit Ausnahme der aus dem alten Kloster beibehaltenen Bauteile, auf uns gekommen sind, da sie in ihren Mauerteilen den großen Brand von 1768 überdauerten, sind hell, luftig und außerordentlich geräumig gestaltet. Ob sie früher mit reichen Stuckarbeiten geziert waren, steht dahin; die Ausstattung, die ihnen Fürstabt Gerbert nach dem Brande angedeihen ließ, ist einfach, aber sehr würdig. Die Stuckdekorationen sind im frühklassizistischen Geschmack gehalten, also bedeutend einfacher und strenger, als sie die vorhergegangene Epoche zu halten liebte. Einige sehr gute Eisenarbeiten stammen wohl noch aus der Beerschen Zeit.

Sein Hauptaugenmerk richtete Abt Gerbert auf den Neubau der Kirche. Mit ihm wollte er etwas ganz Neues, Großartiges, Unerhörtes schaffen, das seinem auf weiten Reisen, bei denen er auch Italien und Frankreich besuchte, gebildeten Geschmacke entsprach. Das Pantheon in Rom schwebte ihm vor, als er den Plan zu dem Neubau der Kirche faßte, und in reinen klassischen Formen sollte sie erstehen, Formen, die er in Italien bei den erhabenen Bauwerken der Antike kennengelernt hatte. Mit den Wiederherstellungsarbeiten an den Konventsgebäuden war von ihm der Architekt Franz Josef Salzmann betraut worden, für den Kirchenbau aber gewann er den in Straßburg ansässigen Franzosen Michel d'Ixnard, der in Oberschwaben schon wiederholt tätig gewesen war, und der bei seinen Bauten die von den Franzosen damals in Mode gebrachte klassizistische Formensprache verwendete, während die Deutschen noch am späten Barock und Rokoko festhielten.

D'Ixnard fertigte aber nicht nur die Entwürfe zur Kirche, sondern auch einen Gesamtplan für die Umgestaltung des Klosters und seiner Umgebung. Ein einheitliches großes Wollen spricht aus diesem Plan, dem man die Anerkennung einer gewaltigen künstlerischen Idee zollen muß. Leider ist er nur unvollkommen zur Ausführung gelangt; er war zu schön, als daß er in die Wirklichkeit hätte umgesetzt werden können. In einer großen von Osten nach Westen ziehenden Achse ordnet er den gesamten Gebäudekomplex an, schafft aber unter Beibehaltung des alten Süd- und Westflügels sowie des Torhauses und seiner Nebengebäude nach Abbruch des Beerschen Ostflügels eine ganz regelmäßige,

Digitized by Google

räumlich organische Anlage mit großen regelmäßigen Gärten auf der Ost- und einer mit einer Gloriette gekrönten, den Berg hinaufziehenden, kaskadengeschmückten Anlage auf der Westseite.

Die Kirche fand ihren Platz in der Mitte des Nordflügels, und der Hauptzugang zu ihr und zum Kloster sollte nunmehr von Norden erfolgen. Ein gewaltiger, von Säulen getragener Kuppelbau von 32 Meter Durchmesser und 35 Meter Höhe bis zum Scheitel der inneren Zierkuppel bildet den Hauptraum der Kirche, dem nach Süden der Chorbau, nach Norden der von zwei Türmen flankierte Portikus vorgelagert ist. Auch dieses Werk wurde im Jahre 1874 durch Feuer zerstört, nachdem es nach der Säkularisation mit knapper Not dem Unverstand der Zeit und dem drohenden Abbruch entgangen war. Langsam und in Pausen ward es, zuletzt von Friedrich Ostendorf, bis kurz vor dem Kriege wiederhergestellt; die alte Schönheit und Großartigkeit hat man ihm mit unzulänglichen Mitteln nicht wiedergeben können. Die d'Ixnardsche Idee der Verbindung eines Kuppelraumes mit einer Choranlage ist zwar an sich keine neuartige. Schon Peter Parler hat mit seiner Karlshoferkirche in Prag in konsequenter Verfolgung der Raumidee der spätgotischen Hallenkirche etwas Ähnliches geschaffen, und der geistreiche, in gottbegnadeter künstlerischer Schöpferkraft übersprudelnde Dominikus Zimmermann aus Landsberg am Lech hat in der prachtvollen ovalen Anlage der Wallfahrtskirche zu Wies bei Steingaden in Oberbayern (1746—1754) einen Raum geschaffen, der dem d'Ixnardschen an Harmonie und Flüssigkeit des Gesamtorganismus sicherlich weit überlegen ist, wenn er auch an Größe und Ausdruckswucht hinter ihm zurückbleiben muß. Weitere Vorbilder fand d'Ixnard in seiner Heimat z. B. am Invalidendom zu Paris; immerhin hat er auch Eigenes dazugegeben, und seine Verdienste sollen darum nicht geschmälert werden, obwohl schon seine Zeitgenossen mit reichlicher Kritik nicht geizten!

6. Die Kirche zu St. Blasien

Wie dem auch sei, d'Ixnard hat ein herrliches Werk geschaffen, das auch heute noch in einfacherer und unzureichenderer Gestalt die alte Schönheit ahnen läßt und das uns mit Bewunderung für den großen Sinn des Bauherrn erfüllt, der diese Schöpfung ermöglichte. Eines Umstandes müssen wir hier noch gedenken, der geeignet ist, den hohen Stand des

Digitized by Google

Handwerkes der damaligen Zeit zu beleuchten. So wie es dem Besucher Zwiefaltens wohl immer in der staunenden Erinnerung bleiben wird, daß ein Schlossermeister aus Riedlingen das herrliche perspektivische Chorgitter, und ein Bildhauer von dort das prächtige Chorgestühl gefertigt hat, so bleibt es für unsere Zeiten kaum glaublich, daß ein Zimmermeister aus St. Blasien, ein Mann, der nie aus seiner Heimat herausgekommen ist, wie Nikolai schreibt, den gewaltigen Dachstuhl der Kuppel, ein Spreng- und Hängewerk, das auch die innere Zierkuppel trug, geschaffen hat. Joseph Müller hieß dieser bedeutende und wackere Handwerksmeister, der seinen Kollegen allezeit als großes Vorbild zur Nacheiferung vor Augen stehen soll. Daß der Architekt die Konstruktion angegeben, ist kaum anzunehmen. Einmal lag dem Franzosen derartiges wohl kaum; in seinem Kupferstichwerk über die Kirche hat d'Ixnard jede Konstruktionsangabe des Dachstuhles fortgelassen, und dann bezeugt Nikolai ausdrücklich, daß Müller die Arbeit „angegeben und aufgerichtet" habe. Höchstens könnte ihn Pigage beraten haben. So gebührt das Verdienst dem Handwerk allein, und wir Nachgeborenen müssen auch bei diesem Anlaß über dessen Sicherheit, Fertigkeit und außerordentlich hohen Stand, den eine reiche Überlieferung stützte, staunen, heute, wo nach hundertfünfzig Jahren zwar viel geredet wird über den Stand des Handwerks, wo aber Achtstundentag, Normierung, Typisierung und wie die Verflachungsbestrebungen alle heißen mögen, dem ohne Tradition ziellos Steuernden vollends den Garaus machen werden.

Im Jahre 1781 ward die Kirche zu St. Blasien von dem Bischof Maximilian von Konstanz eingeweiht. Sieben Tage währten die Feierlichkeiten, an jedem Tage predigte ein anderer Kanzelredner. Darauf diente das Gotteshaus wenig über zwanzig Jahre dem Gottesdienste der Konventualen, dann zogen die Greuel des Unverstandes und der Habsucht ein. Zwar blieb die Kirche schließlich nach vielen Fährnissen dem Pfarrgottesdienst erhalten, die Klostergebäude aber wurden vom Staat verschachert, machten allerhand Schicksale durch und sind heute Fabrik, erweitert durch banale Shedbauten. Und in das stille Albtal, das einst eines der größten Bauvorhaben der Erde schauen sollte, wären d'Ixnards Vorschläge ganz verwirklicht worden, zog die moderne Hotelindustrie ein, und ein Vergleich ihrer baulichen Erzeugnisse mit den Bauten der Abtei krampft dem Kunstfreund das Herz zusammen. An Stelle der alten Baukultur ist Kulturlosigkeit im schlimmsten Sinne, aber „jeder Komfort der Neuzeit" getreten.

Wenn wir zum Schlusse die lichten, weiträumigen Kirchenhallen, die wir geschaut haben, nochmals vor unserem geistigen Auge erscheinen lassen und uns erinnern, daß sie ihresgleichen aus der Zeit des Barocks allenthalben in deutschen Landen haben, so meine ich, ist es schwer begreiflich, daß uns heute dieses Erbe großer Zeit ganz verlorengehen konnte. Wie hatten doch diese barocken Bauherren und Baumeister die praktischen Bedürfnisse erkannt, sie zur Grundlage all ihres Schaffens gemacht, sie rhytmisch verarbeitet mit ihren künstlerischen Ideen zu idealem Zusammenklang.

Und dann die hohe Wohnkultur, die uns selbst die Klosterbauten mit ihren strengen Regeln der Anspruchslosigkeit anzeigen, alles praktisch, hygienisch, sauber. Und dabei aber in eine feine Kulturform gebracht. Auch heute verlangt der Bauherr praktische Einteilung seines Hauses. Hat er eine Ahnung von Wohnkultur? Selten! Man sehe sich die Häuser unserer Gebildeten nur einmal daraufhin an. Der Ruf nach praktischer Brauchbarkeit ist berechtigt, aber alles muß in gewisse Formen gekleidet sein, auch das Bewohnen eines Hauses, sei es klein oder groß. Diese Formen, dieses „savoir vivre" des Wohnens, waren der Barockkultur bekannt — unserer Zeit sind sie abhanden gekommen. Nur wenige bemühen sich mit Verständnis, sie wiederzugewinnen, und wenn vor dem Kriege gute Ansätze vorhanden waren, so stimmen die jetzigen trüben Zeiten nicht gerade hoffnungsfreudig.

Digitized by Google

1. Am Rande des Münstertales phot. H. Schwarzweber

Fünfundzwanzig Jahre Naturschutz in „Badischer Heimat“

Von Konrad Guenther, Freiburg i. Br.

Vor 25 Jahren war von einem Gesamtnaturschutz in Baden noch kaum die Rede. Nur der Pflanzenschutz hatte schon in dem Karlsruher Prof. Klein einen Verfechter gefunden, wie denn die damals in Preußen bereits begründete Naturdenkmalpflege sich hauptsächlich den Pflanzen widmete und „forstbotanische Bücher“ herausgab, die die bemerkenswertesten Bäume nannten und ihren Schutz empfahlen. Ein solches Buch schrieb auch Prof. Klein. Mein Weg zum Schutze der Natur ging vom Vogelschutz aus. Ich wurde darauf aufmerksam, daß auch um Freiburg herum die Vögel nicht in der Artenzahl vorhanden waren, wie sie sollten, und sah zudem eine fortwährende Verminderung des Buschwerks auf dem Lande. So trat ich denn gerade vor 25 Jahren zum erstenmal für einen sachgemäßen Vogelschutz ein, den ich bei seinem Begründer, Freiherrn v. Berlepsch, kennengelernt hatte. Ich fand sowohl bei der Stadt wie auf dem Lande Verständnis und habe von damals an bis heute in ganz Baden Lehrkurse für Vogelschutz abgehalten, für Anlegung dichter Gebüsche und das Aufhängen von „Nisthöhlen“ gesorgt.

Aber ich habe meine Arbeit auch auf die anderen Tiere und dann auch auf die Pflanzen ausgedehnt, ja es war von Anfang an meine Auffassung, daß zu der Naturdenkmalpflege, d. h. der Sicherung von ausgezeichneten und bedrohten Naturgegenständen, auch ein umfassender Naturschutz kommen müsse, der dafür zu sorgen habe, daß die

Digitized by Google

2. Windbuchen an der Halde — phot. H. Schwarzweber

3. Wetterbuchen an der Halde — phot. H. Schwarzweber

Digitized by Google

4. Weidtännle am Baldenweger Buck
phot. K. Guenther

5. Tannen am Kybfelsen (unten)
phot. K. Guenther

Digitized by Google

6. Fichtenhecke über Günterstal phot. H. Schwarzweber

heimatliche Natur in der Gesamtheit ihrer Tier- und Pflanzenformen geschützt werde und ihre Schönheit und den Reichtum an verschiedenen Formen behalte. So gab ich denn meinem 1909 erschienenen Buch den Namen „Naturschutz" und kann sagen, daß seitdem dieser Name sich immer mehr eingebürgert hat.

Diese Vereinigung von Natur- und Heimatschutz war es denn auch, die die Aufmerksamkeit des Vereins für ländliche Wohlfahrtspflege erregte, dessen Vorsitzender für Baden, Prof. C. Fuchs, mich zur Mitarbeit im Vorstand des Vereins aufforderte. So darf ich behaupten, daß damals schon unser Verein „Badische Heimat" bestand, denn bald darauf schloß sich auch Prof. Pfaff mit seinem Verein für Volkskunde uns an, und so waren bereits alle unsere drei Abteilungen vertreten, ehe in einer gründenden Sitzung der Verein „Badische Heimat" sich auftat, in der ich die Bedeutung des Heimatschutzes betonen durfte und auch den damals gewählten Namen vorschlug. Später wurde die Arbeit im immer frischer aufstrebenden Verein so groß, daß sich der Schutz der Kultur- und Naturgüter wieder trennte.

* * *

Der Verein kann auf eine erfolgreiche Arbeit im Naturschutz zurückblicken, aber es heißt, immer noch auf dem Posten zu sein, ja, die seit dem Kriege naturgemäß verstärkte Betonung des Nützlichkeitsstandpunktes gefährdet heute mehr denn je die herrliche Natur des Landes. Auch müssen der Notlage der Zeit entsprechend die Wälder mehr ausgenutzt werden, und so sind viele Bestände alter herrlicher Bäume, auf die wir damals stolz waren, gefallen.

Digitized by Google

7. Ebringen. Altes Kreuz in Reben phot. K. Guenther

8. Rebweg bei Ebringen phot. K. Guenther

Einzelne Bäume, die sich zu der vollen Schönheit ihres Wuchses entfalten, zeigen uns erst, was sozusagen der Gedanke eines solchen Baumes ist. Ja, auch wenn die Blätter fehlen, verrät das Astgerüst ebenso den edlen Bau wie das Knochengerüst die gute Rasse eines Menschen (Abb. 1). Wir haben solche Buchen in der Nähe von Freiburg mehrfach, vielleicht die schönsten bei Horben. Geht man von hier aus noch weiter hinauf auf die Höhen, so erhalten die Buchen die Form der „Weidbuchen", sie werden vielfach vom Vieh verbissen, wachsen aber schließlich doch in die Höhe und bieten durch ihre Belaubung die bis auf den Grund geht, einen prächtigen Anblick. Dort wo von Westen der Wind über die Kämme des Gebirges weht, werden die Bäume „windgescheert", d. h. auf der Wetterseite wachsen die Zweige nicht, sondern sie strecken sich nach der windfreien Seite aus, und so erhält das Bild des Baumes etwas wie eine Windfahne, sein Geäst scheint vom Sturme geschüttelt zu werden, auch wenn es windstill ist (Abb. 2 und 3). Wir müssen sehr auf dem Plane sein, um uns diese Windbuchen an der Halde zu bewahren.

Den Weidbuchen entsprechen die „Weidtännli". Auch sie bieten mit ihrer aus der Wiese aufsteigenden Benadelung einen schönen Anblick, auch sie haben etwas Bewegtes und scheinen in Gruppen oder einzeln die höchsten Kuppen hinaufzuwandeln (Abb. 4). Oben bilden dann die Fichten oft nur heckenartiges Gesträuch, und ebenso die Buchen, die durch ihre Rotfärbung im Herbst den grünen Wiesen einen farbigen Schmuck verleihen. Wir traten in den letzten Jahren für eine Erhaltung dieser Pflanzen im Feldberggebiet ein.

Am Kybfelsen stehen Tannen und Buchen in knorrigem Wuchs, die als Vordergrund zur weiten Aussicht besonders schön wirken (Abb. 5). Es ist erfreulich, daß die städtische Forstverwaltung sie schont. Überhaupt haben wir mit dieser oft zusammengearbeitet. Die Fichtenhecken, die die Waldfahrstraßen bei Freiburg begleiten (Abb. 6) sind ja auch eine ausgezeichnete Nistgelegenheit für Zaunkönige. Das Forstamt hat aber auch sachgemäße Nistgehölze in seinen Waldungen angelegt, deren Pflanzung wir

Digitized by Google

9. Vom Ebringer Berg gegen den Kaiserstuhl phot. K. Guenther

überwachen konnten, und Nisthöhlen aufgehängt. Ein 4 ha großes Waldstück am Waldsee (im Mösle) wurde mir zur Verfügung gestellt für den Vogelschutz. Als ich die „Vogelschutzstelle" für Baden begründete und leitete, wurde sie umhegt und bewahrte außer zahlreichen Kleinvögeln, die dort brüteten, auch 4 Rehe, Fasanen und Hasen. Wir haben das Gebiet jetzt wieder an die Stadt zurückgegeben, da Sportplätze heranzogen und sich das Waldstück nicht mehr abschließen ließ. Die Stadt hat mir aber ein anderes Stück für den Vogelschutz zugesagt, das wir diesen Sommer aussuchen dürfen.

Die Hereintragung des Vogelschutzes in die Landwirtschaft gelang an vielen Stellen. Als ich in einer Versammlung der Dörfer um den Batzenberg bei Freiburg darauf hinwies, daß die schlechten Herbste auf dem Bergrücken gewiß auch damit zusammenhängen, daß der Berg nicht an Wald angrenze, von wo die Vögel ihre Flüge in das Rebgelände unternehmen könnten, um die schädlichen Insekten abzulösen, beschloß man, den Berg mit mehr Gehölz zu versehen und Nisthöhlen aufzuhängen. Auch diesen Sommer konnte ich mich davon überzeugen, daß bei Ebringen die Trauben am Walde am reichsten trugen, nach unten zu aber allmählich abnahmen. Wo Buschwerk das Rebgelände durchzog, war der Behang besser. So müssen wir immer wieder darauf hinweisen, daß eine natürliche Haltung des landwirtschaftlich genutzten Geländes sich lohnt (Abb. 7 und 8). Die Natur ist ein Organismus und bleibt nur gesund, wenn alle ihr zukommenden Tiere und Pflanzen in lebendigem Wechselverhältnis stehen. Darauf beruht auch ihre Schönheit, und nichts ist hübscher als ein Blick über Felder und Wald auf ferne Berge (Abb. 9).

Baden hat ja zum größten Teil Kleinbetrieb in der Landwirtschaft, und da gibt es überall Gräben, Wege, Steinbrüche, Schutthalden, an denen das Gebüsch und die ur-

Digitized by Google

10. Felder bei Ebringen — phot. K. Guenther

11. Heidelandschaft im Münstertal — phot. H. Schwarzweber

Digitized by Google

12. Moorwald am Schluchsee phot. H. Schwarzweber

sprüngliche Pflanzenwelt stehenbleiben kann. Zugleich trägt ein Blick über all das, was der Bauer zu seinem Leben braucht, dazu bei, ihn selbst mit seiner Heimat zu verbinden. Er wird gewissermaßen selbst zum Teil einer lebendig aufgebauten Landschaft (Abb. 10).

Man soll nicht denken, daß irgendeine Pflanze, ein Tier überflüssig ist und vernichtet werden könnte. Nichts ist überflüssig in der Natur, sonst wäre es nicht geschaffen worden, und von jedem Lebewesen gehen Fäden zu den andern aus. Reißt man sie ab, so macht sich der Schaden oft an ganz unvermuteter Stelle bemerkbar.

In letzter Zeit hatten wir Sorge um Wacholderbestände, die im Verein mit üppig wuchernden Farnen im Münstertal prächtige Bilder schaffen (Abb. 11). Unser Eintreten für unsere Seen ist bekannt; die Bäume der Moore, die durch ihren Wuchs ihr ganzes Ringen um ihren Platz ausdrücken, bedürfen unserer besonderen Fürsorge (Abb. 12). Die Orchideen und anderen seltenen Pflanzen am Kaiserstuhl, ebenso wie die dortigen ausgezeichneten Insekten, stehen jetzt sicherer da, aber der Apollofalter im Höllental ist immer wieder gefährdet. Reiher zeigen sich jetzt öfters als früher, denn wenn nach dem Kriege eine vernichtende Schießerei um sich griff, haben wir jetzt in Baden viele weidgerechte Jäger, mit denen wir zusammenarbeiten, und im „Bund badischer Jäger" haben wir eine wertvolle Unterstützung gefunden, wie denn auch dieser Bund meinen Naturschutzaufruf herausgab, den dann das Unterrichtsministerium an alle Schulen verteilte.

Der Naturschutzgedanke lebt im Lande Baden. Wir verbreiten ihn als einen Teil des Heimatgedankens. Und in der Tat, die Grundlage der Heimat ist die Natur, und je inniger unser Volk wieder mit dieser zusammenlebt, um so festere Wurzeln wird es in seinem schönen badischen Lande schlagen.

Digitized by Google

1. Breisach, von der Rheinseite aus. Aus „Seisgraphia cosmica“ bei Paul Fürst, Nürnberg, 1637/38; nach Daniel Meißner „Thesaurus philopoliticus“ bei Eberhard Kieser, Frankfurt a. M., 1623. Kupferstich. (Höhe 10,5, Breite 15 cm)

Alt-Breisach

Von Franz Schneller, Freiburg i. Br.

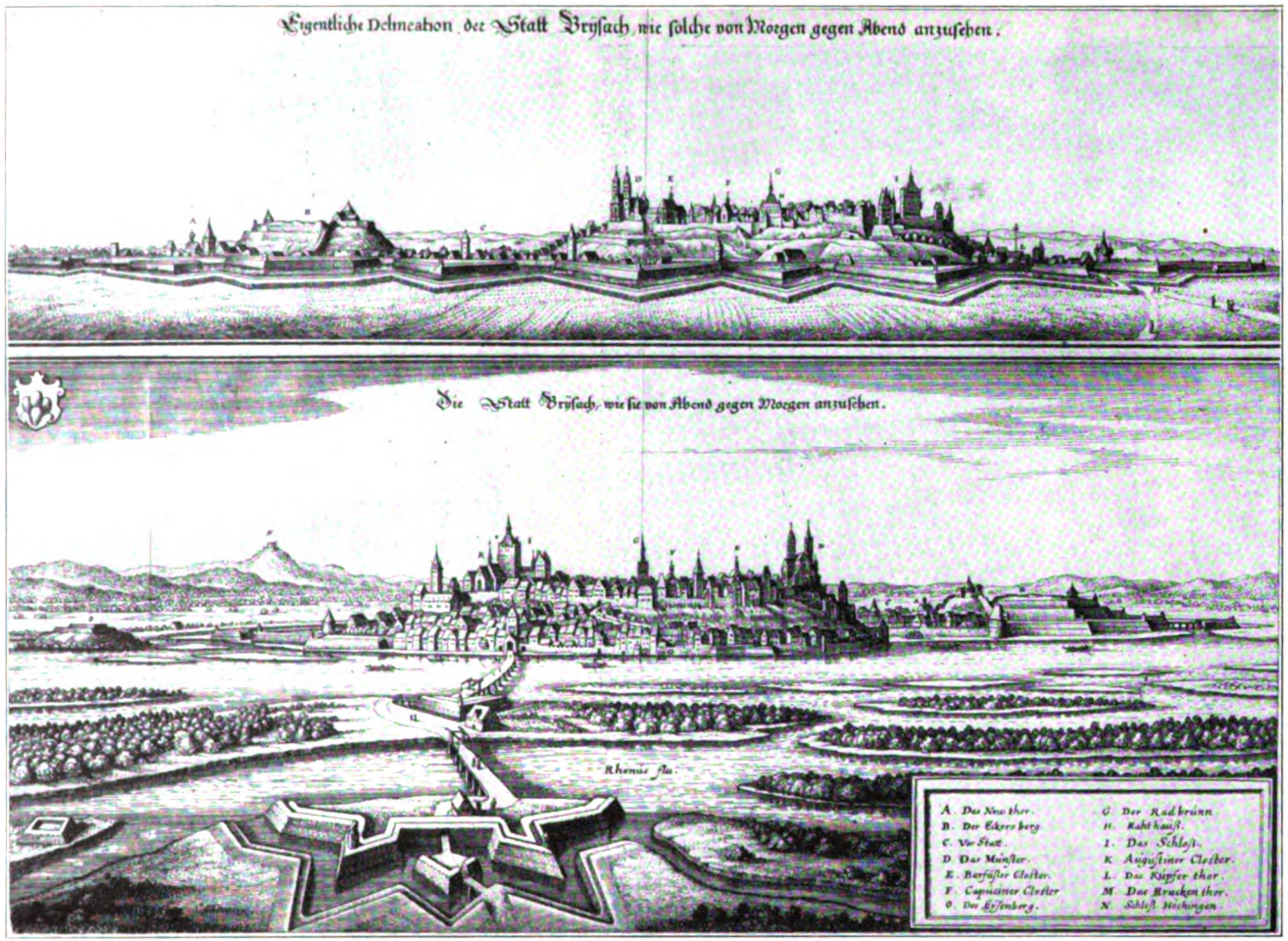
Es gibt Dinge, an die man eine tausendjährige Erinnerung zu haben wähnt. Mir geht es so mit Breisach. Großgestimmt durchwandre ich stets diese Stadt. Jede Begegnung mit ihr bleibt denkwürdig.

Schon als Kind lernte ich dieses alte Nest kennen. An Allerheiligen fuhren wir hinüber, um auf dem Grab einer Tante einen Kranz niederzulegen, den ich tragen durfte. Nebel dampfte über dem Rhein. Es duftete nach faulenden Nußblättern. Während wir am Grab still neben der Mutter standen, dachten wir an gebackene Rheinfische, „Salat mit Nußöl angemacht“ und Kaiserstühler. Angesichts dieses Feinschmeckerstillebens dauerte das Vaterunser unseren Zungen etwas lang und wir zupften deshalb bald die Mutter am Rock.

Dann folgte ein Gang den Münsterberg hinauf, ein langer Blick auf den Strom, ein zweiter nach einer Kanone, die als Beutestück von 1870 hier aufgebaut, ihre Rohrmündung zu den Vogesen erhob.

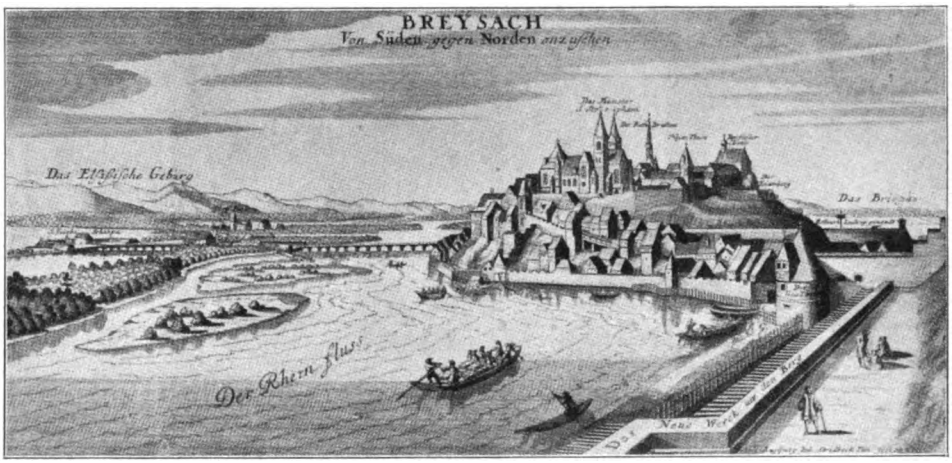
Niemals standen wir hier, ohne einem Trupp „Bummsköpfen“ zu begegenen, denen ein Unteroffizier etwas erklärte. Einmal rasch ums Münster herum und nun endlich zum „Salmen“!

Digitized by Google



2. u. 3. Breisach, von Osten (oben) **und von Westen** (unten). Aus Matthäus Merian „Topographia Alsatiae . . .“ 1. Ausgabe 1644. Kupferstich (Höhe 10,5, Breite 37,5 cm bzw. Höhe 17, Breite 37,5 cm)

Digitized by Google



4. Breisach, von Süden. Kupferstich. Joh. Stridbeck jun., Augspurg fec. nach G. A. Boeckler bei Matthäus Merian „Topographia Alsatiae . . .“ (Höhe 16, Breite 34 cm)

Der Vater schritt in seiner „Pfeffer-und-Salz-Hose“, die er nur Sonntags trug, weit voraus, unbekümmert um die Mutter, die langsam über das holprige Sündenpflaster stackselte. Wenn wir ins Wirtshaus kamen, hatte er schon Nüsse für uns aufgeknackt und Butterbrote gerichtet, „um die ärgsten Löcher zu stopfen“. Die Mutter erzählte uns von der Tante, und dem Onkel, der hier „großherzoglicher“ Notar gewesen war. Gern erinnerte sie sich der Fahrten mit ihm, nach Rotweil, Sasbach und Endingen. Er paßte eigentlich gar nicht in die Familie mit seiner „Wanderniere“, der zuliebe er keinen Wein trank, seiner Angst vor Gewittern, die ihn jeweils ins Bett trieb. — Er schwor darauf, daß es keinen besseren Schutz gegen den Blitz gäbe als ein Plumeau! — Aber ohne diesen grätigen Mann hätten wir Breisach sicherlich seltener gesehen.

Eine tiefere Bedeutung erhielt der Ort für mich durch die Harlungensage. Ich lernte sie früh kennen. Mein Vater hielt mit mir manchmal Divan in seinem Bette ab, las aus einem Buche Heldensagen vor. Noch klingt in mir die Sage nach von Eckhard, der auf schweißtriefendem Rosse in den Fluß sprengte, um seine Pfleglinge vor dem schuftigen Sibich zu warnen. Ich sehe die Burg vor mir (wie damals), aus der die Flammen schlagen, sehe die Heldenjünglinge ihren schrecklichen Tod erleiden und weiß noch, daß mein Vater auf die Frage, ob er den Sibich gezwungen hätte, sehr ernüchternd geantwortet hatte: „Schwätz doch kein so dumms Zeug!“

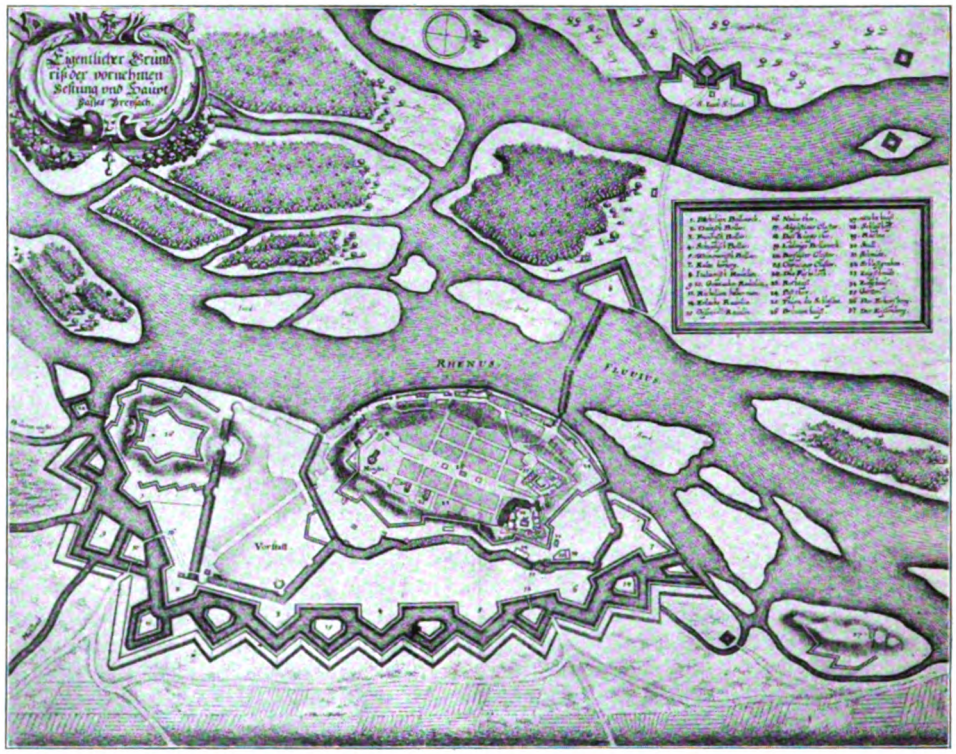
Bald las ich selbst. Da tauchte mitten in den schönsten Geschichten Breisach vor mir auf, erschien als stimmunggebendes Bild vor dem Gesicht, ob von Indianern oder Negern die Rede war.

Mit dem Zauber der Geschichten schmückte ich wieder Breisach. Darunter gab es blutige Bilder. So verband sich mit dem Anblick des Gemäuers über dem Rheintor der Kampf Abd el Kaders mit den Franzosen. Ich nannte das Viertel neben dem Tore „mellah“, wie die Araber die Quartiere nannten, in denen die Männer wohnten, die das Einsalzen der abgeschlagenen Köpfe übernahmen. Später brauchte es in den Geschichten nicht mehr so grausam zuzugehen, sie konnten mich dennoch nach Breisach versetzen.

Aber dann las ich eines Tages die Geschichte der Stadt selbst und sah, daß sie ganz und gar mit Blut geschrieben ist.

* * *

Digitized by Google



5. Breisach, Stadt- und Festungsgrundriß. Aus Matthäus Merian „Topographia Alsatiae...“ Ausg. v. 1694. Kupferstich. (Höhe 37,5, Breite 35,5 cm)

Dieser mächtige Felsen, auf dem die Stadt liegt, ist eine wichtige Boje inmitten der Fluren der Ebene. Solange Menschen dieses Tal bewohnen, war ohne Zweifel dieser Fels besiedelt. Daß hier die Römer sich festsetzten und die Plattform des Berges mit einem castrum krönten, ist so natürlich. Zweifellos sind auch sie es gewesen, die den Berg bis zur Sohle durchbohrten, um der Besatzung für Belagerungsfälle Wasser zu sichern. Also ist der große Radbrunnen das Denkmal, das sich die Römer im Herzen der Stadt errichteten.

Im 6. Buche des Codex Theodosianus findet sich ein Gesetz des Kaisers Valentinian, gegeben zu Breisach, am 30. August 369.

Die Römer sind es auch gewesen, die den Breisachern die Rebe geschenkt haben. Mancher Breisacher, der am Fronleichnamstag nicht wüßte, wo sein Platz in der Prozession wäre, hat es den Römern zu danken. Wie hätte sich sonst die Zunft der Winzer bilden sollen?

Die Rebe hat seit den Tagen Valentinians die Bewohner dieses Wellenbrechers am Rhein immer wieder aufgerichtet. Wenn die Brandfackel des Krieges die Häuser zerstörte, Generationen im Blute erstickte, schmückte sie sich immer wieder mit lichtem Grün, tastete sich am Schafte ihrer friedlichen Lanze hoch, fing Sonne in ihren Beeren ein und füllte den schmerzensreichen Mund der Menschen mit duftender Süßigkeit. Über den Kellern zerstörter Klöster faßte sie im Schutt des Gemäuers Fuß, reifte im Rücken derer,

Digitized by Google

6. Breisach, vom Eckardsberg aus. Aquatintablatt nach der Natur gez. v. Follenweider, geätzt v. Nilson, Freiburg bei Herder. (Höhe 24, Breite 29 cm)

die mutlos geworden auf den Stufen zum Garten saßen. Und darum lieben sie die Breisacher und werden ihr treu bleiben. Wenn die Blaukreuzler eines Tages der Rebe den Krieg erklären sollten, werden die Breisacher mit der Rebe stehen oder fallen.

So könnte die Stadt die Rebe im Wappen führen, doch es sind 6 Hügel, silbern im roten Feld. Drüben im Elsaß waren ehedem diese Hügel ein beliebtes Zeichen für Wirtshausschilde. Zu den 6 schwarzen, zu den 6 grünen Hügeln nannten sich die Herbergen. Allerdings sind bis auf den Münster- und den Eckardsberg die anderen verschwunden. Jahrhunderte, die an dieser Stadt herumkorrigierten, fanden es gut so, wie es eines Tages als zweckmäßig erachtet wurde, das Bett des Stromes entschieden klarer zu gestalten, die Rheinader zu straffen und ihr einen gesünderen Puls zu sichern.

Steht man heute auf der Münsterterrasse, denkt man kaum daran, daß der Stadtberg vor Zeiten eine Insel war, daß die Versandung des rechten Flußarmes gegen Ende des 13. Jahrhunderts Breisach dem rechten Ufer zuschied.

„Rhenus qui longo tempore oppidum Brisacum ab Alsatia diviserat, isto anno 1625, pro parte ad latus montis sed aliud transferebat". Dieses pro parte entscheidet einen langen Kampf, denn aus der Tatsache, daß in einem alten römischen Postbuch Breisach an der Linie Mailand—Straßburg liegt, wollte man schließen, die Stadt habe ursprünglich linksrheinisch gelegen. Doch diese römische Posada lag wohl jenseits des Rheins, jenseits der Stadt wie auch heute Bahnhöfe draußen liegen.

* * *

Digitized by Google

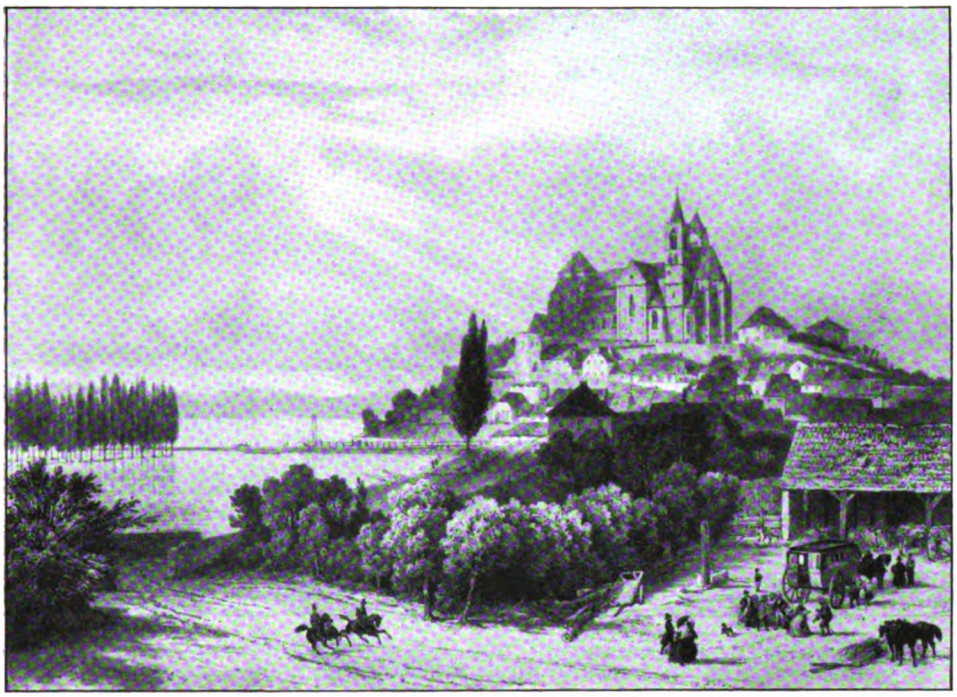
7. Breisach, vom Eckardsberg aus. Tuschzeichnung von Nilson. (Höhe 17,5, Breite 22,5 cm)

Streifen wir durch die Jahrhunderte! Die Geschichte Deutschlands ist auch diejenige Breisachs. Aber immer ist es Unheil, was dieser Stadt widerfährt. Die Reichsfeste hat vom 10. Jahrhundert an für alle Kriegführenden größte Wichtigkeit: 939 belagerte sie Kaiser Otto, 1002 der Schwabenherzog Hermann, der nach der Kaiserkrone strebte und sich mit den Bischöfen von Straßburg und Basel, den Herren der Stadt, zu messen hatte. Der Herzog übertölpelte die Bischöfe, ließ Soldaten in Verkleidung zwischen den Leuten sich in die Stadt schleichen, die zum Proviantholen ausgezogen waren, ließ durch sie die Gottesmänner vertreiben und die Stadt plündern.

Auf weite Strecken ist uns die Geschichte Breisachs nur mangelhaft überliefert. So weiß man nicht, weshalb 1146 die Stadt Eigentum des Basler Domstiftes ist.

1185 nimmt Kaiser Heinrich VI. die Hälfte des Ortes zu Lehen und baut mit dem Bischof die Festung aus. Im Streite Ottos IV. mit Friedrich von Hohenstaufen stützte sich Otto auf Breisach, aber die Bürger erhoben sich gegen den König und sein Heer und verjagten beide. Auch Rudolf von Habsburg nahm einem Basler Bischof die Stadt durch List weg, schloß mit ihm später einen Vergleich um 900 Mark Silber, nahm sie indessen wieder aus den Händen des Bischofs und schlug sie 1275 dem Reiche zu. Aber während andere, mit ähnlichen Freiheiten ausgestattete Reichsstädte aufblühten, richteten sie Verpfändungen und die Habgier der Habsburger immer wieder zugrunde, 1313 und 1349 greift die Pest nach dem Leben der Bürger. Jeder Haudegen, der sich durch Europa schlug, wurde von Breisach magnetisch angezogen, selbst in die Armagnakenaffäre wurde es verwickelt.

Digitized by Google



8. Breisach, vom Badhotel aus gesehen. Kol. Lithographie, gez. v. Chapuy, lith. v. Bichebois, Fig. v. V. Adam, gedr. b. Lemercier, Paris. (Höhe 29, Breite 40 cm)

Um die Mitte des 15. Jahrhunderts steht die Stadt unter vorderösterreichischer Landeshoheit. Wieder wird sie verpfändet. So ist 1469 Karl der Kühne von Burgund ihr Herr, der Stadt und Landesteile durch den Landvogt Peter von Hagenbach verwalten läßt.

Ihn haben die Breisacher bis auf den heutigen Tag nicht vergessen, und weil die Legende dieses Mannes für die damalige Zeit so charakteristisch ist, sei sie hier angeführt.

Hagenbach war eigentlich ein Elsässer, eine Landsknechtnatur, die nach Art Geßlers mit rücksichtsloser Strenge gegen die Bevölkerung vorging. Man haßte ihn, schon weil er abtrünnig geworden war, in welschem Solde stand. Nicht nur die Breisacher, alles, was im Elsaß und in der Schweiz den Burgundern gehörte, tat sich zusammen, um Sigismund zu bitten, sie vom Joche der Fremden zu befreien. Doch es fehlte nicht nur an gutem Willen, es fehlte noch vielmehr an Geld. So blieb also der Landvogt der Schrecken der Stadt. Wer ihm nicht gehorchte, wurde als Rebell behandelt. Seine Garde bildeten 200 Soldaten, Deutsche, die allerdings schon lange keinen Sold mehr erhalten hatten und ihm nicht sehr gewogen waren, was er wußte, denn er verstärkte die Leibwache um 800 Mann „Franzosen und Pikarden". Um sich der Deutschen zu entledigen, deren Verschwörung mit der tyrannisierten Bürgerschaft ihm zweifellos nicht verborgen geblieben war, eröffnete er ihrem Anführer Voegelin am Ostersonntag 1474 im Münster, daß sie anderen Tags ohne Waffen zu Befestigungsarbeiten vor den Toren der Stadt zu arbeiten hätten. Es gehörte keine besondere Schlauheit dazu, die Absicht des Landvogts zu durchschauen. Da es nun ums Ganze ging, kamen Bürger und Soldaten Hagenbach

Digitized by Google

9. Breisach, von der Rheinseite aus. Lithographie, gez. v. C. Delisle, lith. v. C. Lang, Lith. Anstalt C. F. Müller in Karlsruhe. (Höhe 26,5, Breite 42 cm)

zuvor, nahmen ihn fest und setzten ihn gefangen. Seine Garde zog es vor, unter Zurücklassung ihrer ganzen Habe zu fliehen.

Jubelnd wurde Sigismund empfangen, als er am 30. April nach Breisach kam. Das Gericht trat zusammen, ließ den Landvogt in den Folterturm bringen, in dem es — die Breisacher waren immer human — allerdings keinerlei Folterwerkzeuge gab. Basel lieferte sie gern. Bald lag der Peiniger der Stadt gebrochen auf seinem Lager und so elend jammernd, daß die Wachen sich seiner erbarmten und ihn zu trösten suchten. Als er die Gäule der Basler hörte, die durch das Tor unter seinem Gefängnisse ritten, rief er verzweifelt: „das sind die Schweizer, nun ist es aus mit mir!“ Es waren die Geschworenen aus Basel. Außer denen, die Breisach stellte, wurde der Gerichtshof ergänzt durch Beisitzer aus einer Reihe von Städten.

Heinrich Schreiber hat 1840 dieses gerichtliche Drama ausführlich beschrieben. Es war nicht wenig, was man dem Vogt vorzuwerfen hatte an Mißachtung der Gesetze, Niedermetzeln von Menschen, Mißbrauchen von Frauen und Mädchen. Nach sorgfältiger Untersuchung wurde er schuldig gesprochen und entschieden, daß er mit dem Schwerte gerichtet werde.

Man führte ihn nach dem Richtplatz. Männlich schied er aus dem Leben. Ein kleiner Mann mit einem kurzen Schwert, wie der Scharfrichter beschrieben wird, den man aus Kolmar mußte kommen lassen, trennte mit virtuosem Hiebe den Kopf vom Herzen. Als Karl von Burgund die Nachricht der Enthauptung seines Vogtes vernahm, schwur er, ihn blutig zu rächen. Aber diesmal traf das Schwert des Todesengels Karl selbst, und so blieb Breisach die Rache erspart.

* * *

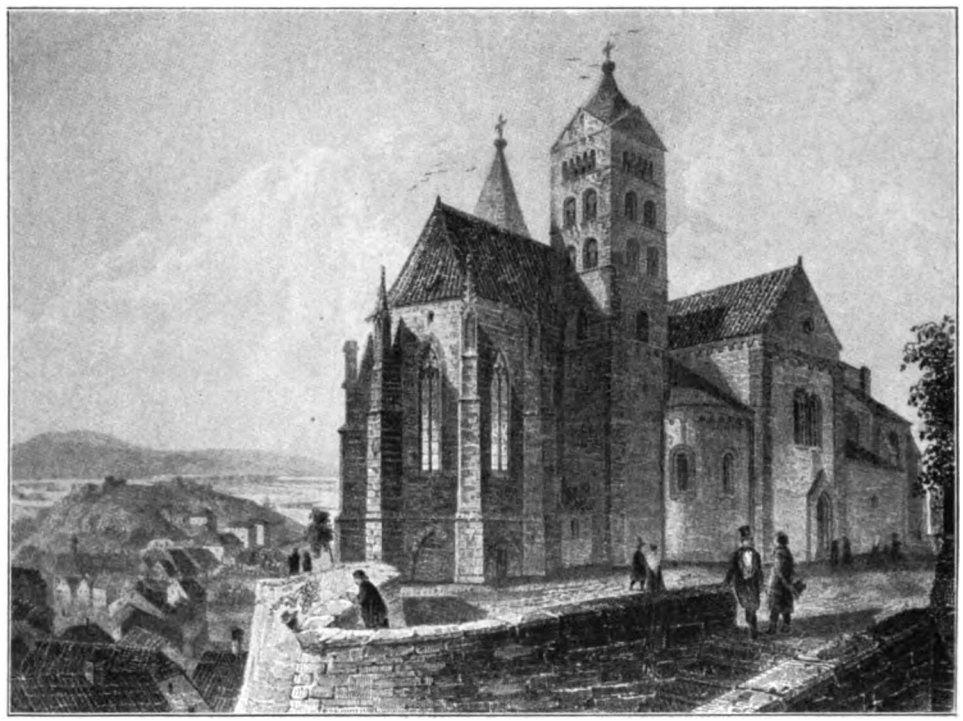
Digitized by Google

10. Breisach, das Münster von Nordwesten. Aquarell v. August v. Bayer (1803—1875) (Höhe 15, Breite 21 cm) (Städt. Sammlungen, Freiburg i. Br.)

Endlich schien für die unglückliche Bevölkerung der Rheinfeste eine bessere Zeit zu kommen. Der Kriegsadler, der unermüdlich die Stadt umkreist hatte, war höher gestiegen, hatte seine Kreise weiter gezogen. Seltener stieß er unvermutet nieder, aber er nistete nicht. Trotzdem baute man die Verteidigungsanlagen aus. Der Platz war zu wichtig, als daß die Händel der Zeit sich nicht hier abspielen sollten. Und mit Verstärkung der Befestigung wurde auch die Besatzung vermehrt.

Der Dreißigjährige Krieg, an den heute am Oberrhein manchmal inmitten von Weinbergen ein Kreuz erinnert, brachte Breisach neues Verderben. Da die Kaiserlichen die Herren der Stadt waren, drängte es den Schweden den Platz zu nehmen. Pläne, Versuche. Die Festung war stark, die Erstürmung schwierig. Immer wieder wurde der entscheidende Angriff verschoben, bis eines Tages Graf Otto mit einer bedeutenden Armee nach Breisach marschierte. Der alte Montecuculi verteidigte die Feste heldenhaft. Auch der Angreifer stritt erbittert. Eine hartnäckige Belagerung wurde vorbereitet, Gräben wurden gezogen, Breschen geschlagen, die Besatzung verschiedener Außenwerke gezwungen, sie aufzugeben. Es ging den Kaiserlichen herzlich schlecht und noch mehr den Breisachern. Eine Atempause des Kampfes brachte das Heer des Herzogs von Feria, vor dem der Schwede sich zurückzog und Winterquartiere bezog, um in aller Ruhe für das Frühjahr 1634 die Berennung vorzubereiten, in allen Einzelheiten durchzudenken. Wieder gab es einen Aufschub. Die Kaiserlichen hatten bei Nördlingen gesiegt. So hielten es die Schweden für klüger, vorläufig den Oberrhein zu verlassen. Aber schon 1635 brach der Kampf erneut aus. König Ferdinand kam nach Breisach. Wieder wurden die Werke stärker befestigt. Ein weiteres Jahr und Herzog Bernhard von Sachsen erscheint

Digitized by Google



11. Breisach, das Münster von Nordosten. Stahlstich, gez. v. R. Höfle, gest. v. J. Richter. Publ. in: Das Großherzogtum Baden in malerischen Ansichten . . . . v. Johann Poppel u. a., bei Gg. Lange in Darmstadt, 1851 (Höhe 13, Breite 17,3 cm)

mit Schweden und Franzosen am Oberrhein. Freiburg wird genommen, Breisach belagert. Alles, was die Österreicher unternehmen, schlägt fehl. Eine Entsetzungsarmee wird zurückgeschlagen. Alle Versuche, Proviant oder Kriegsmaterial in die Stadt zu bringen, scheitern. Bernhard läßt durch eine Kette den Rhein sperren. Trotz aller Vorsicht fliegt in der Stadt am 30. Mai 1638 das Pulvermagazin in die Luft. 80 Tonnen Pulver, 400 Malter Getreide und viele Menschen gehen zugrunde. Das große Hungern beginnt. Die 300 Kroaten, die sich mit Proviant und Munition bis zu den Belagerten durchschlagen, bringen keine Hilfe mehr. Dennoch hält die Stadt aus. Es wird berichtet, daß sich die Hungernden um Ratten und Mäuse stritten, die Toten verzehrten, Kinder schlachteten. Das kümmert den Belagerer nicht. Ein volles Jahr hat er die Festung blockiert, 4 Monate lang belagert. Da, am 4. Dezember verlassen 400 abgehungerte Soldaten und 50 Kranke mit Ehrenzeichen und zwei Achtpfündern die Stadt. Es ist alles, was von der heldenmütigen Verteidigung noch übrig blieb. Herzog Bernhard rückt ein, läßt 20000 Laib Brot verteilen. Die letzte Wegzehrung für viele, die nach der langen Hungerzeit Nahrung nicht mehr gewohnt sind. Der Siegesadler kehrt den Österreichern den Rücken. Die Festung ist für sie verloren.

1639 läßt der Franzose sich in Breisach huldigen. Das stärkste Festungswerk gegen Frankreich wird nun in seiner Hand Bollwerk gegen die Deutschen. Der Ryswiker Frieden spricht die Stadt wieder Deutschland zu, bis im spanischen Erbfolgekrieg der Franzose die Zeit gekommen sieht, seine Hand erneut danach auszustrecken. Während

Digitized by Google

Markgraf Ludwig 1703 Winterquartiere bezieht, ziehen die Franzosen über den Rhein und stürmen unter dem Herzog von Burgund und Marschall Vauban die Stadt. General Arco verteidigte sie so unehrenhaft, daß man ihn vor ein Kriegsgericht stellte und ihn zum Tode verurteilte. Was auch die Österreicher noch versuchen, den Ort wieder zurückzugewinnen, schlägt fehl. Erst der Friede von Baden schenkt die Stadt wieder den Österreichern. Kaiser Karl legt auf dem Eckardsberg ein Fort an, verstärkt auch die übrigen Werke.

Wie 1743 die Franzosen drohen, in den Breisgau einzufallen, läßt Maria Theresia kurzerhand die Leopoldschanze in die Luft sprengen und alle Vorräte nach Freiburg bringen. Der Franzose zieht ein, bricht die Bollwerke und die Jochbrücke über den Rhein ab. Ein Dornröschenschlaf scheint für die Stadt zu beginnen. Breisach, die wichtigste Festung am Rhein ist nicht mehr, die Garnison zurückgezogen.

Die Erholung setzt erst 1768 ein, als ein Bataillon des kaiserlichen Infanterieregiments Migazi einrückt. Erholung? Drüben, auf dem linken Ufer wird das Fort Mortier angelegt, lange zuvor Neu-Breisach. Die Kriegsfaust ballt sich wieder, wird niedersausen. Sie tut es am 15. September 1793 von 7 Uhr morgens bis zum Abend und zermalmt alles auf Befehl des Wohlfahrtsausschusses. Fünf Tage lang dauert die Arbeit. Von glorreicher Arbeit kann der Zerstörer nicht sprechen, denn alles, was Breisach an Verteidigung hatte, waren eine Eskadron österreichischer Husaren und drei leichte Batterien, die nur einige Ziegel im Fort Mortier zerbrachen. Außer drei Leichtverwundeten der ganze Schaden, der den Franzosen zugefügt wurde. Desto gründlicher wirkte ihre Artillerie. Alles wurde in Grund und Boden geschossen. Was die Bewohner noch retten konnten, war ihr nacktes Leben. Und nicht einmal das Mitleid riefen sie mehr erfolgreich an, denn die Hilfe, die man den unglücklichen Bewohnern von Kehl bot, leerte die Beutel.

1796 beginnt ein zögernder Wiederaufbau. Der Franzose besetzt die Stadt und verschanzt sich. 1799 wird sie abermals eingeschlossen. 1805 soll sie zum festen Platz ausgebaut werden. Man leitet einen Rheinarm östlich um die Stadt, verwandelt sie in eine Insel. Ein letzter Versuch, dessen Ende der Friede von Preßburg vereitelt, der Stadt und Breisgau Baden gibt.

* * *

Der Überfluß der Landschaft mit einer Vegetation, die im Sommer an die Tropen erinnert, verbirgt mit Grün und Blüten die Narben der Kriege. Das Brückentor Ludwig XIV. spiegelt sich wie ein im ruhigen Schlafe geöffneter Mund im toten Wasser. Rasch fließt draußen der Strom vorüber. Über die Brücke geht kaum ein Mensch. Vögel singen. Die ganze Stadt ist eine Blume der Natur. Gestein wird im Altern schöner. Die Substanz duftet würzig, denn die Stadt hat etwas Kerniges, Symbolhaftes, ist von absoluter Schönheit. Wer sie liebt, liebt leidenschaftlich.

„Finden Sie nicht auch, daß man die Menschen in solche einteilen könnte, die Breisach lieben und solche, die es nicht lieben?“ .... Die Frage ist sehr berechtigt.

Daß es nun Grenzort ist, vertieft die Innigkeit vor allem. Aus allem scheint ein wunderbares Lächeln über das Schicksal zu leuchten.

Was vom dreifachen Befestigungsgürtel noch übrig ist, hilft die Weinterrassen stützen. In Hypnose stehen die Fremden auf dem Münsterberg im Abendrot, die Wunder der Atmosphäre genießend und das Paradies des Umkreises.

Was sollte man über die Ansichten dieser Stadt sagen, die aus den verschiedensten Zeiten auf uns überkommen sind? Man muß sie lange betrachten, muß die Augen schließen,

Digitized by Google

das Bild des heutigen Breisach zurückverwandeln, während durch die Erinnerung Lärm ferner Kriege rauscht.

Man muß sich in der mittelalterlichen Stadt einschließen, der Zeiten gedenken, als es gefährlich war, bei Einbruch der Dunkelheit außerhalb der Stadttore zu weilen und sich diesen Menschen vorstellen, der hier gestritten und gelitten hat.

Eine Bilderfolge ist nichts, wenn sie nur Wissen vermittelt, Neugierde befriedigt. Sie muß etwas in uns aufwirbeln. Die Hand muß sich in eine andere legen, eine lange Kette von Händen muß sich bilden, die uns mit allen verbindet, die jemals hier gelebt. Und es wird eine herrliche Feier sein, wenn der Betrachtende dabei nach einem Glase Eckardsberger greift.

Eine Stadt ist ein Wesen wie ein Mensch. Diese hier gleicht einem alten Philosophen. Versuche sein Freund zu werden. Er wird dich segnen!

Kaiserstuhl

Kaiserstuhl, kleine, erhöhte, wallende Erde,
In deinem seligen Blütenerraffen,
Erstem Frühling zur Weihe geschaffen,
Bist Du Gestaltung des heiligen „Werde"!

Duftend lohst Du in schlohendem Weiß,
Größer als irgend wächst Anemone,
Tausendfach Liebreiz trägst Du als Krone,
Die glockenden Lilien erwachenden Mai's!

Über der Ebene klarer, stirnhafter Neige
Höhst Du behangen, schimmernd, brokaten,
Stufe um Stufe, silbrige, festliche Steige,

Ein in die Kuppeln schneender Zweige! —
Fällst Du dann Pracht der Gewandung, lasse geraten,
Daß auch die Leese prangend sich zeige.

Wolfgang Müller-Clemm.

Aus „Sonette" von Wolfgang Müller-Clemm, Verlag Axel Junker, Berlin.

Digitized by Google

1. Endingen im Rebenkranz phot. G. Röbcke

Endingen am Kaiserstuhl

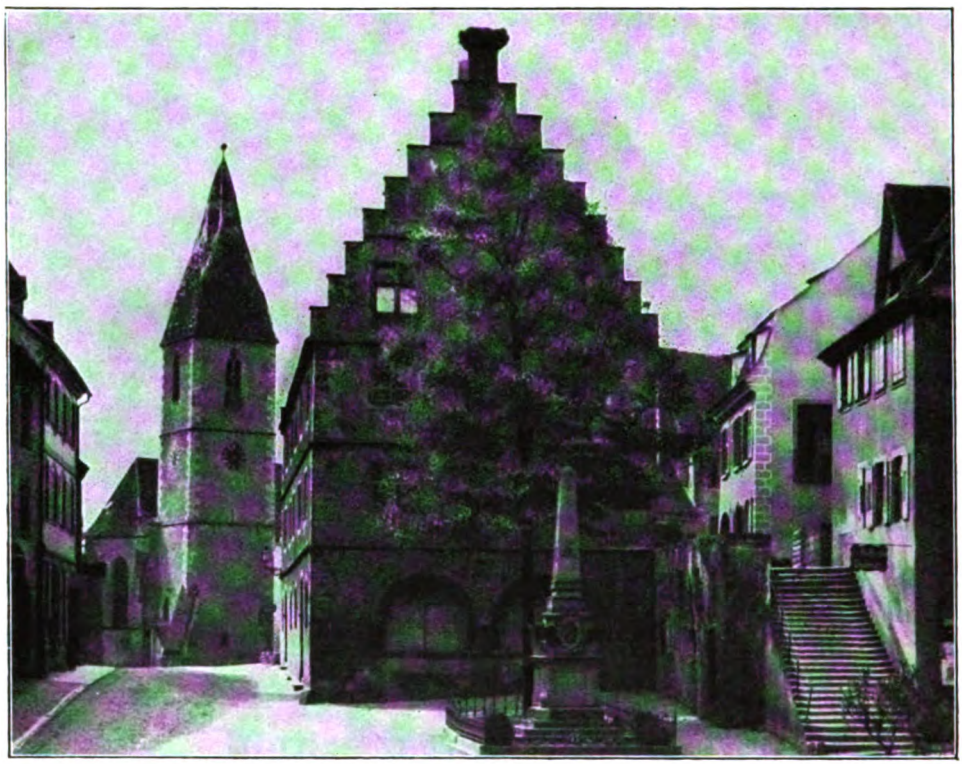
Bilder aus seiner Vergangenheit

Von Franz Hirtler, Freiburg i. Br.

Eine stille zauberhafte Insel inmitten des reichen Gartens der oberrheinischen Tiefebene ist der Breisgaubucht vorgelagert: die seltsame Bergwelt des Kaiserstuhls, einst hervorgequollen aus der Tiefe, nun, da die vulkanischen Kräfte längst schweigen, von glühenden Sommern heimgesucht und zugleich begnadet, die heißeste Gegend im Deutschen Reich, ein Erdenflecken mit dem Schimmer des Fremdartigen — und doch zugleich mit der Urechtheit der Heimat, der alemannischen Heimat. Als Hauptort dieser abseits vom großen Verkehr träumenden reichen Landschaft — wenn man schon einen suchen will — kann die Stadt Endingen gelten. Aufgebaut auf einem flachen Lößrücken, der vom Katharinenberg sich in die Ebene herniedersenkt, steht sie vor dem nahen Hintergrund rebenbewachsener Höhen, die von einem mit Laubwald bewachsenen Gipfel überragt werden, auf dem die der heiligen Katharina geweihte Kapelle steht. Über tausend Weinlesen wurden in den Gärten Sankt Urbans, die Endingen umsäumen, gehalten in guten und schlimmen Zeiten, und beglückten seit den Tagen der Römer bis heute die Menschen mit ihrem Segen. Vielleicht gab es dort schon vor der Römerzeit wildwachsende Reben, deren Samen durch Zugvögel aus den Ländern des Mittelmeers bis hierher verbreitet wurden. Man kann sich die Endinger Landschaft nicht anders vorstellen als mit Reben

Die Photographien der Abbildungen 1, 2, 6, 7 und 8 wurden in liebenswürdiger Weise von Weingutsbesitzer Bastian, Endingen, zur Verfügung gestellt.

Digitized by Google



2. Der Marktplatz in Endingen mit der Kornhalle. Im Hintergrund die St. Martinskirche phot. Ferrars

bewachsen. Die natürliche Form der Berghänge ist in jahrhundertlanger Kulturarbeit zweckmäßig umgestaltet worden: steile Wände sind gestaffelt, Hügelrücken durch tief in den Löß geschnittene Hohlwege zerlegt worden, über steilen Grasböschungen und bastionartigen Vorsprüngen stehen die Rebstöcke wie Heere, die von Lanzen starren. So ist trotz gleichartiger Bepflanzung der Anblick der Weinberge nirgends einförmig. Der Pflege des Rebstocks ist die Arbeitskraft der Bürgerschaft Endingens seit Jahrhunderten gewidmet gewesen. Im Wappen der Stadt, das schon ein Siegel von 1306 zeigt, findet man neben dem üsenbergischen Flügel auf dem linken Felde ein Rebmesser in der Form, wie es heute noch gebraucht wird. Endingen ist heute die zweitgrößte der weinbautreibenden Gemeinden Badens, und größte Kellereien sind in privatem Besitz.

* * *

Aus dem Dunkel, in das für uns die früheste Vergangenheit Endingens gehüllt ist, schimmert in einer alten Urkunde des achten Jahrhunderts zum ersten Mal ein Lichtlein, das erkennen läßt, daß damals schon eine befestigte Siedelung (oppidum) auf der Stelle der heutigen Stadt vorhanden war.

Mit dem Beginn des 14. Jahrhunderts gelangte Endingen zu größerer Bedeutung, als es ein Hauptort der oberen Herrschaft Üsenberg geworden war. Die Ritter von Üsenberg, deren Stammschloß am Rhein unterhalb Breisach, wo heute das Gewann Eisenberg ist, lag, spielten während der Folgezeit eine bedeutende Rolle in der Geschichte

Digitized by Google

Endingens. Ihnen gehörte die Feste Ober-Endingen, die heutige Oberstadt mit der Martinskirche, während Nieder-Endingen ein Dorf war mit einem großen Fronhof. (Niederdorf und Fronhof sind heute noch in Endingen gebräuchliche Ortsbezeichnungen).

phot. W. Kratt, Karlsruhe

3. Die Scheibe der Herrschaft Usenberg im Endinger Rathaus

Der Fronhof im Dorf Nieder-Endingen war im 9. Jahrhundert Eigentum der fränkischen Könige. Richardis, die Gemahlin Karls des Dicken, hatte den Hof mit vier anderen Höfen im Breisgau und einem Dorf im Elsaß als Morgengabe erhalten. Sie zog sich, von ihrem Gemahl verstoßen, in das Kloster Andlau im Elsaß zurück. Das Schicksal der Kaiserin wurde auch für den Fronhof entscheidend: Richardis vermachte ihn mit allen Äckern, Reben, Wäldern, mit Menschen und Vieh dem Kloster. Außer den Leibeigenen des Klosters, Gotteshausleute genannt, wohnten noch einige freie Bauern (Huber) und auch Bürger der Stadt im Dorf Unter-Endingen. Ein bedeutendes Ereignis im Leben dieser Leute war es, wenn die Herrin des Hofes, die Äbtissin von Andlau, mit Gefolge hoch zu Roß ihren Einzug hielt. Dieser Besuch erfolgte dreimal im Jahr: zur Sankt Martinsmesse (November) in der Mitte des Hornung und des Mai, woraus man Rücksichtnahme auf die Hauptarbeitszeit der Rebleute und der Ackerbauern erkennen kann. Es ging hoch her bei solcher Ortsbereisung. Im Gefolge der Äbtissin war auch der Herr von Usenberg mit mehreren Begleitern, der das Amt des Vogtes vom Kloster zu Lehen hatte. Sie alle wurden im Fronhof verpflegt, ein ausgewachsenes Schwein mußte geschlachtet und ein Ohm Wein aufgelegt werden. Für jegliches Bedürfnis hatten die Leute des Fronhofs vertragsmäßig zu sorgen. Dem Jagdhabicht des Ritters stand ein Huhn zu. Erster Zweck des Besuchs durch die Klosterherrin war die Abhaltung des Things oder Dings, d. h. des Gerichts, das im Fronhof unter freiem Himmel stattfand. Richter waren zwölf Huber. Die Äbtissin nahm in der Mitte Platz, übergab aber den Vorsitz in Sachen, die um Erb und Eigen gingen dem Schultheißen. Über Diebstahl

Digitized by Google

phot. W. Kratt, Karlsruhe

4. Die Scheibe des Pfarrers Georg Laub (von der St. Martinskirche) im Endinger Rathaus

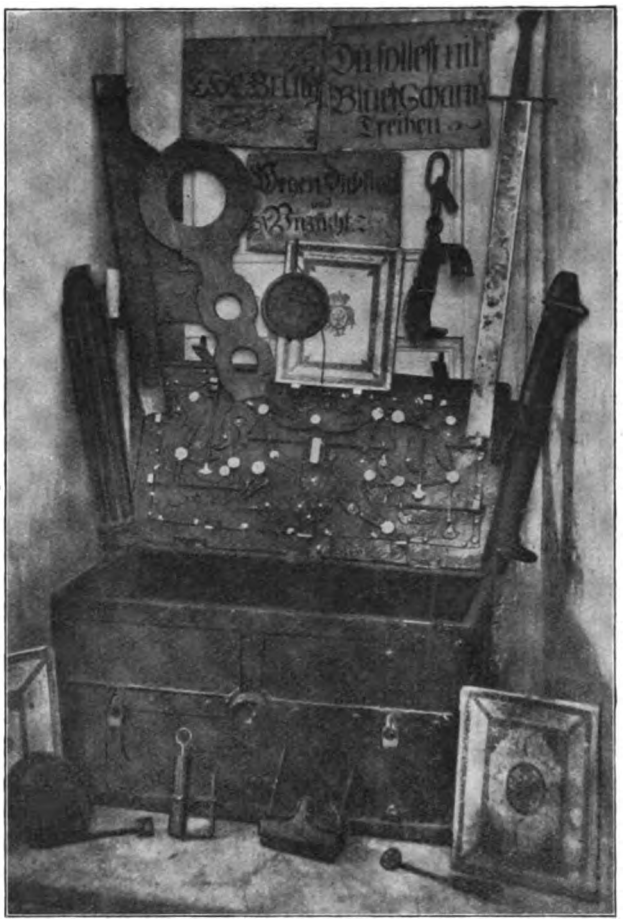
und Frevel richtete darauf der Vogt. Eine strenge Gerichtsordnung herrschte: niemand durfte vor den Richtern ungefragt sprechen oder in eigener Sache ohne Fürsprecher das Wort ergreifen. Diebstahl wurde mit dem Strang, schwerer Frevel z. B. Mord, Totschlag, Körperverletzung mit Enthauptung bestraft. Welche Rolle Reben und Wein schon damals spielten, ergibt sich aus dem verbrieften Recht des Klosters, dreimal im Jahr je zwei Wochen lang Bannwein auszuschenken, während welcher Zeit sonst niemand Wein auflegen durfte. Was nicht verkauft wurde, mußten die Huber und Lehensleute gegen Bezahlung abnehmen, durften sich aber nicht abfällig über die Güte des Weins äußern, indem sie etwa sagten, man solle ihn hinter den Herd schütten. (Nach H. Maurer u. a.).

Zum Fronhof in Nieder-Endingen gehörte die alte Peterskirche. (Der jetzige Bau stammt aus dem Jahr 1778, der Turm ist älter.) Im Jahre 1344 verkaufte die Äbtissin Adelheid von Andlau den Fronhof an die Stadt Endingen um 600 Mark Silber, reservierte sich aber das Patronat, das dann 1574 an das Kloster Thennenbach überging. Die Bewohner von Nieder-Endingen zogen nach und nach in die Stadt, so daß das Dorf schließlich völlig einging.

Die Stadt Ober-Endingen, deren mittelalterliches Gesicht heute noch zwischen neuzeitlichen Bauten hervorschaut, war befestigt und gehörte den Rittern von Üsenberg. Die Bürger trieben Wein- und Getreidebau, daneben auch allerlei Gewerbe. Außer den Dienstleuten der Herren von Üsenberg waren auch einige adelige Familien da, von denen eine sich „von Endingen" nannte. Diese Freiherrnfamilie übte lange Zeit hindurch das Schultheißenamt aus. Mit den Herren von Endingen waren die Herren von Falkenstein und die Ritter von Kolenberg verwandt. Die Burg Kolenberg, von der jetzt nur spärliche Trümmer oberhalb der Stadt Endingen vorhanden sind, wurde der Schauplatz eines blutigen Überfalls, den die Üsenberger zusammen mit den Bürgern von Endingen

Digitized by Google

während des sogenannten Kaiserstühler Krieges (1320) unternahmen. Burkart III. und Gebhard von Üsenberg, die Söhne Hessos III. (welch stolzer Klang in diesen Namen!) waren mit den Herren von Falkenstein in Streit geraten wegen der Vogtei des Dorfes Bickensohl. Da Burkart als älterer Bruder das väterliche Erbe angetreten hatte, war Gebhard in den geistlichen Stand getreten und Pfarrer von Eichstetten und Domherr von Straßburg geworden. Die Falkensteiner erhielten Unterstützung durch die Herren von Endingen, und das erzürnte die Üsenberger so sehr, daß sie mit den Bürgern ihrer Stadt Endingen zur Burg Kolenberg zogen, sie einnahmen und niederbrannten, wobei alle Urkunden und Briefe, deren Wert und Bedeutung das Mittelalter noch höher schätzte als reine Sachwerte, vernichtet wurden. Schlimmer noch war aber, daß bei dieser Fehde drei Ritter der Familie derer von Endingen erschlagen wurden. Einer dieser Erschlagenen, der Ritter Thomann, war Bürger der Stadt Freiburg und darum erklärten der Graf Konrad und die Stadt Freiburg den Üsenbergern den Krieg. Nun waren die Üsenberger in schwerer Notlage, da sie außer von ihren treuen Endingern keinerlei Unterstützung zu erwarten hatten. Sie riefen den Herzog Leopold von Österreich und den Bischof Johann von Straßburg als Vermittler an. In Kenzingen tagten die Schiedsrichter. Sie setzten eine Sühne fest, die den Üsenbergern und den Bürgern von Endingen eine schwere Schuldenlast auflud. Außerdem mußte der Domherr Gebhard von Üsenberg, der bei der Tötung der drei Endinger Ritter trotz seiner geistlichen Würden offenbar eine sehr aktive Rolle gespielt hatte, innerhalb einer ihm gesetzten Frist das Land verlassen. Er begab sich nach England und kehrte nicht



phot. Franz Vollherbst

5. Die sogenannte „Folterkammer" im Endinger Rathaus.

Vor der eisenbeschlagenen Truhe von links nach rechts: in Pergament mit Golddruckverzierung gebundene Urkunden von Kaiserin Maria Theresia und Kaiser Franz Josef, davor das kaiserliche Siegel. Brenneisen mit Rad und Galgen zum Brandmarken der Verbrecher. Vorhängschloß. Daumenschraube. Urkunden in Pergament mit Siegel. Die Truhe diente früher zur Aufbewahrung von Dokumenten. In der Mitte des Deckels der Schlüssel, der die Riegel nach vier Seiten bewegt. Auf der Kante der Truhe stehend, rechts und links je ein „Ratzmauser". Oberhalb der Truhe das alte Richtschwert (rechts) mit Scheide aus dem Besitz der Endinger Scharfrichterfamilie Burkhart. Halsgeige und Halseisen vom Pranger. Über einem weiteren Urkundenband mit Siegel drei Schandtafeln vom Pranger.

Digitized by Google

6. Kornhalle in Endingen phot. Ferrars

mehr zurück. Für jeden Erschlagenen hatten die Üsenberger eine ewige Messe in einer Kirche des Breisgaues zu stiften. Aller Wahrscheinlichkeit nach ist aus diesem Anlaß die Katharinenkapelle gegründet worden.

Im Jahr 1379 fiel Endingen an Österreich. Der letzte Sproß des einst so stolzen üsenbergischen Geschlechts, Agathe von Üsenberg starb 1434 als arme Nonne im Margarethenstift in Waldkirch. Durch ihre Übereignung an Österreich kam die Stadt in eine isolierte Lage, da die Kaiserstuhldörfer, mit denen sie bisher in lebendiger Verbindung gestanden hatte, hachbergisch wurden. Die Reformation, die in Endingen keinen Boden fassen konnte, wohl aber im hachbergischen Gebiet, schloß die Stadt noch stärker von ihrem Hinterland ab.

Die besonderen Privilegien, die die Stadt von den Herrschern des Reiches erhielt (König Wenzel räumte ihr sogar das Vorrecht ein, Geächtete aufzunehmen), gaben Endingen den Charakter einer freien Reichsstadt. Als solche war sie in mancherlei Fehden und Prozesse verwickelt, die hier nicht näher betrachtet werden können.

Das spätmittelalterliche Endingen mit seinen beiden Kirchen St. Peter und St. Martin (letztere seit dem 12. Jahrhundert bis 1508 als Filialkirche der gleichnamigen Kirche in Riegel bezeichnet) zeigt, soweit historische Quellen einen Einblick in die inneren Verhältnisse ermöglichen, das Bild einer eigenwilligen kleinstädtischen Kultur. Das Mittelalter, eine große Zeit mit wunderbaren, nie wieder erreichten Leistungen des Menschengeistes, ist keineswegs eine Idylle, als welche sie manche Bilder und Dichtungen darzustellen versuchen. Die dunklen Schatten, in denen das Gewürm des Fanatismus und Aberglaubens lauert, gehören jedoch auch zum Bild dieser Epoche, in der wir so viel Leuchtendes bewundern; nicht übersehen dürfen wir auch die ungeheuern Leiden, die Krieg und Seuchen dem Volke brachten. Die große Pest, die um die Mitte des 14. Jahrhunderts die europäische Menschheit züchtigte, hat auch Endingen schwer heimgesucht. Am schlimmsten in jener Gasse, die heute noch den Namen Totenkinzig führt. Damals läutete auf der oberen Kirche bereits die Glocke, die (nach C. H. Baer) die älteste Glocke mit deutscher Inschrift ist. Man kann die Bedrängnis, in die die Bewohner der Stadt durch den schwarzen Tod kamen, aus dem alten Glockenspruch herausfühlen:

Wer diese Glocke beschouwe,
Den schirme unsre liebe Frouwe.

An der Peterskirche soll aber auf einem Leichenstein zu lesen gewesen sein:

Ist's nicht eine große Plag, 17 in einem Grab?
Und ist es nicht ein großer Graus, 7 aus einem Haus?

Als kleine Rauchwolke (s'bläu Dempfli) soll die Seuche der Sage nach noch heute in einem Balken eines Hauses der Totenkinzig stecken.

Digitized by Google

Um jene Zeit hatte Endingen nur etwa 150 Herdstätten mit etwa 800 bis 1000 Einwohnern. Viele Häuser waren baufällig und ganz heruntergekommen, andere völlig verödet und herrenlos.

Als weitere mittelbare Folge der Heimsuchung durch die Pest muß man die Judenverfolgungen ansehen, die ein trübes Kapitel in der Geschichte Endingens bilden. Im Jahre 1462 wurde in Endingen eine christliche Bettlerfamilie ermordet. Acht Jahre später verfiel man auf den Gedanken, daß die Juden diesen Mord auf dem Gewissen haben könnten. Mehrere Endinger Juden wurden verhaftet und verhört. Sie gestanden, angeblich „ohne Marter und Wehtun" diese Tat ein und wurden außerhalb der Stadt auf einer Anhöhe verbrannt, die heute noch Judenbuck heißt. Die teilweise mumifizierten Leichen der vier ermordeten Christen sind noch jetzt in der St. Peterskirche zu sehen, die zwei Kinder in einem Glaskasten auf dem rechten Seitenaltar, die Eltern in einem Schrank auf der rechten Seitenempore.

phot. Ferrars

7. Blick durch das Pfarrhofgäßle auf den Turm der St. Peterskirche

Zu dem angeblichen Geständnis der Juden, das in einem Verhörprotokoll niedergelegt ist, bemerkt der Freiburger Rechtslehrer Karl von Amira, daß jeder Geschichtskundige wisse, „zu welch sophistischen Auslegungen der Klausel ‚one marter und wetun' die im Verfall begriffene Rechtspflege sich verstiegen hat," während nach anderer Meinung das Wörtlein „one" eigentlich bedeute „ane", d. h. „nach", wodurch jene Klausel den entgegengesetzten Sinn erhielte. Den Fanatismus der jeder Zivilisation hohnsprechenden Judenhetze erkennt man auch an den weiteren Auswirkungen dieses offensichtlichen Justizmords: in Pforzheim wurde ein Jude namens Leo verhaftet, den die Endinger Juden als Empfänger des Christenblutes angegeben hatten. Leo und vier weitere zufällig bei ihm zu Besuch weilende Juden wurden ebenfalls trotz der Widersprüche in ihren Aussagen zum Feuertod geführt. In Endingen aber kam es zu einer Verbannung aller Juden, die erst nach über 300 Jahren durch Kaiser Josef II. (1785) aufgehoben wurde. Freilich konnte man in der Folgezeit das allein auf den Handel angewiesene Volk im Wirtschaftsleben nicht entbehren. Man traf sich nun an der Gemarkungsgrenze, um dort die notwendigen Handelsgeschäfte zu erledigen.

Von der sadistischen Raffiniertheit des einstigen Strafvollzugs (oder des peinlichen Verhörs) gibt die im Endinger Rathaus aufbewahrte Sammlung von Foltergeräten eine schauerliche Vorstellung. Blutschande, Ehebruch, Notzucht wurde mit grausamer Verstümmelung durch den Ratzmauser bestraft, bei dem eine ausgehungerte Ratte dem Sünder die Möglichkeit zu weiteren Untaten nahm. Wahrscheinlich stammen diese Dinge aus dem 17. Jahrhundert, in dem die durch den großen Krieg emporgezüchtete menschliche Rohheit Triumphe feierte. Ein Richterschwert von 1650 aus der Endinger Scharf-

Digitized by Google

phot. Ferrars

8. Hauptstraße mit Königschaffhauser Tor.

Der in der Bildmitte stehende „Sonnenbrunnen" wurde kurz vor dem Kriege entfernt. Die Brunnenschale befindet sich jetzt im Amtshof, der Brunnenstock in der Kornhalle. Vom Verkehrsverein wird die Wiederaufstellung des Brunnens an seinem alten Platz betrieben.

richterfamilie Burkhard stammend, deren Nachfahr heute noch dies Amt inne hat, trägt die grausam witzige Inschrift: Wer was sint ehe das / verloren und kauft es (ehe es) / feil wird der stirbt ehe das / er krankh wirt.

Einen freundlicheren Eindruck empfängt man beim Anblick der wertvollen zwölf Glasscheiben aus dem 16. Jahrhundert, die die Fenster des Rathaussaals zieren. Im Stil kleinbürgerlicher Renaissance sind hier neben den Wappen heimatlicher Adelsgeschlechter, Figuren und Szenen aus der Zeit um 1525 und Allegorien dargestellt, die noch der Deutung harren, die aber schon ohne weiteres als Ausdruck reicher und hoher Kultur erscheinen. Auch aus dem plastischen Schmuck mancher der späten Gotik und Renaissance angehörenden Portale an Privathäusern spricht der Geist einer Zeit, die sich ihres Reichtums an seelischen Werten bewußt war. Im 17. Jahrhundert, an das schon die Foltergeräte erinnerten, ging davon viel verloren. Im Jahre 1616, also noch vor dem großen Krieg, wurde auf dem Endinger Marktplatz ein „Judenspiel" aufgeführt, das die Vorgänge vom Jahre 1470 zum Gegenstand hat. Eine „stattliche Comedia" nennt es der Zeitgenosse Thomas Mallinger in seinen Tagebüchern. Das achtaktige Stück setzt 48 Personen in Bewegung und soll (nach H. Schreiber) einen Angehörigen der Endinger Meistersingerzunft zum Verfasser haben. Sein Inhalt ist der Prozeß, den man den des Christenmords verdächtigten Juden machte. Gerichtsverhandlungen sind ja stets sehr theaterwirksam. Die Handlung des Judenspiels verläuft aber ganz geradlinig ohne dramatische Spannung und hat als Dichtung keine Reize; einzig in der Rolle des Rabbi Elias ist eine feinere Charakteristik versucht. Die Angeschuldigten machen sofort ein glattes Geständnis, werden zum Schluß über die Bühne geschleift und von Knaben mit Steinen beworfen, bevor sie den Feuertod erleiden. — Einige Jahre vorher wurde von dem größten Dramatiker der Weltliteratur ein Judenspiel geschrieben: Der Kaufmann von Venedig, eine Dichtung, die im Vergleich zu der Comedia des Endinger Dramatikers fast tendenzlos anmutete, und sogar (nach H. Heine) den Juden Shylock als tragischen Helden erscheinen läßt. Die mit Musik begleitete Aufführung des Endinger Schauerstücks (die erste deutsche Ritualmordoper nennt sie F. W. Beck) fand auf einer über den Marktplatz gebauten Brücke statt, worunter man sich ein Podium ohne Kulisse und Vorhang vorstellen muß. Tausende waren von weither gekommen und wurden fanatisiert. Der Epilogus aber konnte nicht umhin, aus der „Action" die billige Moral zu ziehen:

Digitized by Google

Obschon lang verdeckht dieſe exceſſen
got hots darumb noch nit vergeſſen.
Kein faden würdt ſo rein geſponnen,
der kompt zue letzt auch ahn die ſonnen.
Darumb merkh, o lieber frommer chriſt,
wie d' ſündt vor got ſo grawſam iſt.

Im dreißigjährigen Krieg teilte Endingen die Schickſale des vorderöſterreichiſchen Breisgaus, wurde 1634 von den Schweden erſtmals ausgeplündert, ſpäter von den Soldaten des Herzogs Bernhard von Weimar und den Franzoſen heimgeſucht[1]. Auch in den Kriegen Ludwig XIV. wurde die Stadt hart mitgenommen. Oben auf der Höhe des Katharinenbergs hauſte damals (ſeit 1715) ein Waldbruder, der Franziskaner Welthin aus Gottenheim, ſah von ſeiner neben den Kapellentrümmern erbauten Hütte über die Rebberge auf die Stadt hinab und betete, daß Gott die Stadt und ihre Weingärten ſchützen möge.

Im 19. Jahrhundert war Endingen eine friedliche Entwicklung beſchieden, nachdem die Stadt 1806 badiſch geworden war. Eines Mannes muß hier zum Schluß noch gedacht werden. Der Bürgermeiſter Kniebühler (geb. 13. Oktober 1813, geſt. 11. Februar 1874) war es, der als erſter es unternahm ſeine Landsleute für die Heimat- und Volkskunde zu gewinnen. In volkstümlichen Liedern, Balladen und in Proſaaufſätzen wirkte er als Heimatſchriftſteller, deſſen Werke allerdings heute verſchollen ſind. Nur zwei unaufgeſchriebene Verszeilen haben ſich als unſterblich erwieſen und werden fortklingen, ſo lange Reben wachſen am Kaiſerſtuhl. Er ſprach ſie aus in den Herbſttagen des Jahres 1865 (das reichen und köſtlichen Ertrag brachte) als er beim Neuen im „Rebſtock" (dem heutigen Pfarrhaus) ſaß:

O Menſch im Volksgewuhl,
trink Wein vom Kaiſerſtuhl!

* * *

Wunderliche Empfindungen ſteigen auf beim verweilenden Schauen in die Vergangenheit der Heimat. Die Heimatſtadt der Eltern iſt dem Sohn, der anderswo geboren ward und außerhalb ihrer Mauern ſeine Jugendzeit verlebte, nie zu einer Alltagswirklichkeit geworden, in der die bunte und grelle Gegenwart das Schauen und Hineinträumen in die Vergangenheit erſchwert. Vater und Mutter erzählten, was ſie aus mündlicher Überlieferung von der Geſchichte der merkwürdigen Stadt Endingen wußten. Der Name der Üſenberger wurde genannt und rief lebendige Vorſtellungen von Kämpfen um ihre Burg wach. Der Fronhof und das Niederdorf hatten ein eigenes vom Alter gezeichnetes Geſicht. Die Schützengeſellſchaft zog auf, voller Stolz auf die ihr von Kaiſer Maximilian verliehenen Privilegien. Die Peſt in der Totenkinzig, der Mordprozeß gegen die Juden, das ſchauerliche Spiel auf dem Marktplatz und der Einſiedler von St. Katharina wurden zu Bildern, in denen ſich Wirklichkeit und magiſcher Schein ſeltſam miſchten. Nicht anders war es, als hätten die Eltern dies alles miterlebt. Und dies iſt gewiß: auf geheimnisvolle Art lebte es in ihnen. Der naive Glaube des Kindes, die Mutter habe ſelbſt geſehen wie die Peſtleichen aus den Häuſern der Totenkinzig getragen wurden, der Vater ſei ſelbſt Zeuge der Judenverbrennung geweſen, dieſer Glaube, der eine düſtere Karfreitagsſtimmung um die Stadt wob, iſt in anderem Sinne heute noch lebendig in uns, den Söhnen. Das Erlebnis der Vorfahren regt ſich noch in unſerem Blute ahnungsvoll, und wirkt in uns, ohne daß wir ſeiner bewußt werden. Das väterliche Geſchlecht ſoll

[1] Die Schilderung eines zwiſchen Endingen und Riegel ſich abſpielenden Gefechts kann man im Simpliziſſimus von Grimmelshauſen nachleſen.

Digitized by Google

nach dem großen Krieg aus der Schweiz eingewandert sein, das der Großmutter (Kurz) kann stammbaummäßig bis 1400 zurückverfolgt werden. Die Geschichte Endingens ist keine Mär von fremden Menschen aus Zeiten, die uns heute nichts mehr angehen: sie ist in uns, träumt und wirkt in uns, denn wir sind nur das Zweiglein eines Baumes, der durch Jahrhunderte aus dem Heimatboden seine Lebenskraft sog. Die Verdienste und Sünden, die Demütigungen und die Standhaftigkeit der Ahnen, die die Geschichte der alten Stadt mitschufen, sind in uns. Ein Schauer dieses Gefühls stieg immer schon auf, als in Kindheitstagen die Fahrt von der Breisgaustadt an den Kaiserstuhl ging. Die Stadt, die dem Kinde doch so viel Angenehmes bot, war allezeit erfüllt mit der Luft dunkler beängstigender Erinnerungen an Pestgassen und Scheiterhaufen, die vielleicht vor kurzem noch die Menschen bedroht haben mochten. Wurde doch 1751 erst die letzte Hexe in Endingen verbrannt. Im Planwagen sitzend auf langer Landstraßenfahrt schuf die Phantasie daraus Bilder, die bald wieder in scheinbare Vergessenheit versanken. Nach des Vaters Tod erst kam mir die von dem Rechtslehrer Karl von Amira veranstaltete Ausgabe des Judenspiels in die Hand. Daraus erfuhr ich, daß die Handschrift D einst von meinem Vater im 14. Lebensjahre angefertigt wurde als Kopie des später verlorengegangenen Originals. Da wachte mit einemmal die Erinnerung auf an manche Erzählung des Vaters zu diesem Thema. So blüht, ohne daß es besonderer Bemühungen bedarf die Vergangenheit der Heimat in den Nachfahren auf.

Im Planwagen oder auf der Postkutsche fuhr ich oft auf der Straße von Riegel nach Endingen. Einsam am Wege steht der Bannstein. Dort gespenstert ein böses Tier. War man vorbei, so war man geborgen und befand sich im Bannkreis der Stadt. Immer, so scheint es mir, ist man geborgen im Bannkreis der Heimat.

Wie Bürgermeister und Rat der Stadt Freiburg den Kartäusermönchen ein Vogellied gegönnet haben

Aus einer Urkunde von 1508

Wir Burgermeister und rat der statt Freyburg im Brysgaw thun kund menigklichen unnd bekennen offenlich mit diesem brieff / Das wir den wirdigen Ehrsamen geistlichen Pryjorn und convent Inn der carthus uff Sannct Johannis Baptistenberg ob unser statt gelegen / Us sonderer liebe unnd neygung so wir zu Inen unnd Irem gotshus tragen unnd sunst gar dheiner gerechtigkeit Biß uff unser widerrufen gegönndt unnd zugelassen habenn / Das nun hinfür nyemand In unserem wolde unnd eigentumb am allernächsten an Irem gotshuws gelegen / genempt Im Vogelgesang / voglen soll umb willen das die vätter dadurch nicht belestigt / auch die vögelin so zün Inen Ihr gotshuws Iren flugk unnd wonung haben / nie uffgefangen werden.

Digitized by Google

1. Die Hauptstraße in Kenzingen, von Süden nach Norden gesehen

Kenzingen

Von Eberhard Meckel, Freiburg im Breisgau

Das Gesicht Kenzingens ist nach Westen gerichtet, das bestimmt zugleich die Richtung des ersten Blickes: Man sieht die Vogesen in größerer Entfernung in zarten Linien gegen den Himmel stehen, dann unterbricht plötzlich ziemlich rauh die Masse des nahen Kaiserstuhles, um dann wieder Raum frei zu geben für die entfernten Berge des Schwarzwaldes; Belchen, näher schon der Schauinsland, da liegt auch Freiburg davor, endlich der Kandel, dann hört es auf. Es beginnt mit einem senkrechten Sturz, den die Mauerreste einer Burgruine bewirken, und fällt dann immer noch steil kurz über Rebhügel hinab in die Ebene des Breisgaues. Da liegt Hecklingen, in dreiviertel Wegstunden zu erreichen. Gegen Osten, also im Rücken, treten die Weinberge etwas zurück (dort hinten weiß man auch die höchste Erhebung der Umgegend, den Streitberg), später kommen sie dann im Norden Kenzingens ganz nahe heran, so daß sie fast die ersten Häuser berühren. Nicht sehr weit übrigens, ginge man dort hinaus, fließt die Bleich oder Bleichach, deren eines Ufer noch Breisgau bedeutet, deren anderes schon zur Ortenau gehört. Dieses Flüßchen mündet später in die Elz, dem Fluß, an dem unsere Stadt liegt, wo dieser aus den Vorbergen heraustritt, um in vielfach geschlängeltem Laufe den Rhein zu erreichen.

Das ist das Äußere, wenn man mit dem Inneren Geschichte, Geschick und den augenblicklichen Zustand meint: Ursprünglich ein kaiserlicher Hof, den im Jahre 880 Karl der Dicke auf Bitten seiner Gemahlin mit noch mehreren andern Gütern dem elsässischen Kloster Andlau schenkte, entwickelte sich dieser mit der Zeit zu einer größeren Ansiedlung,

Digitized by Google

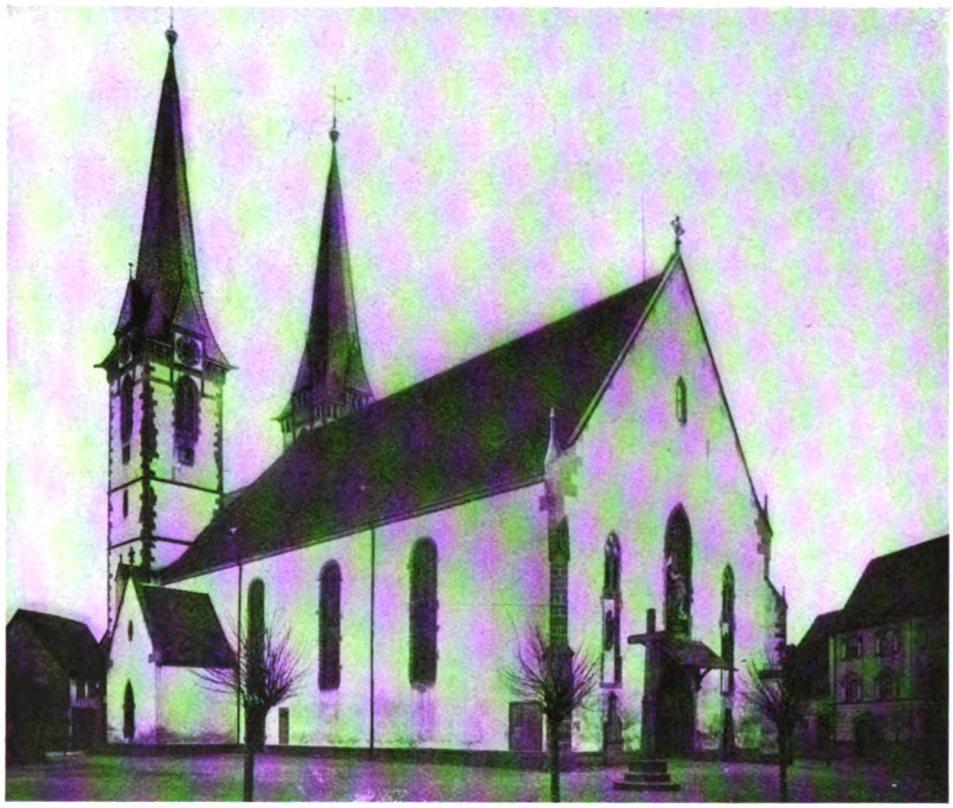
phot. W. Kratt, Karlsruhe

2. Durchblick durch das Schwabentor nach der Stadt

deren Lage jedoch keineswegs identisch war mit der des heutigen Kenzingen, vielmehr lag das Dorf etwas mehr östlich des jetzigen Ortes. Zusammen mit einem Schloß, dem in Urkunden als „castrum cancingen" Erwähnung geschieht und von dem aus die Herren die Vogtei über den stiftandlauischen Fronhof innehatten, ist das alles heute vollkommen verschwunden; am Ende des 18. Jahrhunderts sollen noch die Reste zweier Kirchen sichtbar gewesen sein, das waren wohl „sant Geirgen zu altenkenczingen" (1358) und die „ecclesia s. Petri in altenkenczingen in Decanatu Waltkilch" (1360). Einige Gewannbezeichnungen, so die sogenannte Petersbreite müssen als ehemalige Lage angenommen werden.

Als Nachfolger der Herren von Schloß Kenzingen sind seit Anfang des 13. Jahrhunderts die Herren von Uesenberg genannt, denen das Kenzingen, wie wir es heute verstehen, seinen Ursprung verdankt: Im Jahre 1249 gründete Rudolf II. von Usenberg auf einer Elzinsel wenig westlich die Stadt und umgab sie mit Mauer und Graben. Die Verfassung, die ihr 1283 gegeben wurde, stimmt mit der Freiburgs genau überein, das soll für uns später noch Veranlassung werden, nicht nur innerlich, sondern vor allem äußerlich die überraschende Ähnlichkeit mit seinem Verfassungsvorbild aufzuzeigen. — Albrecht von Österreich und Rudolf von Nassau lagerten 15 Jahre später in ihrem Kampfe um die deutsche Königskrone vor Kenzingen, was ganz klar die Bedeutung dieser Stadt für den Breisgau beweist in jener Zeit. Von Österreich 1369 in Besitz genommen, wurde sie 1415 unter Kaiser Sigismund freie Reichsstadt, um 1427 wieder österreichisch zu werden, als den Städten des Breisgaues Verbleib oder Nichtverbleib unter der alten Krone freigestellt wurde. — Aus der Hand des Erben des Wolf von Hürnheim, dem die Stadt 1515 verpfändet wurde, ging sie an den Freiherrn von Baumgarten zu Hohenschwangau über, doch 1564 wurde sie wieder von Österreich eingelöst, in dessen Hand sie bis 1806 blieb, wo sie dann badisch wurde. Die Geschichte Kenzingens ist durch drei Jahrhunderte mit der des Breisgaues ziemlich gleichlautend in großen Zügen, im kleinen jedenfalls aber hat die Stadt für sich sehr viel zu erdulden gehabt. Das fing an mit dem Bauernkrieg, wo die Anhänger des Bundschuhes arg in ihr gehaust haben, und wo es sogar von dem in der Nähe gelegenen Cisterzienserinnenkloster Wonental heißt: „In dem vergangenen Beürischen uffrur ist das Kloster Wonental verhercgt und verbrent worden, also daß die frauen, so darinn gewesen, wonung und leibsnarrung nit lenger darin gehaben mögen"

Digitized by Google



3. Die Stadtkirche zu Kenzingen phot. W. Kratt, Karlsruhe

(1547). — Nach fast hundertjähriger Ruhe begann im Jahre 1620 der Greuel des großen Krieges und fegte volle 30 Jahre über Kenzingen mit Raub, Plünderung, Teuerung, Mord und Totschlag, Steuerlasten und Brand. Das Kriegsvolk Mansfelds, die Schweden, die erst wieder nach der Schlacht bei Nördlingen abzogen, die Scharen Bernhards von Weimar im Kampfe gegen Johannes von Werth, die das „Nest" in Brand steckten, die Franzosen, die übel hausten bis nach der Entscheidungsschlacht bei Freiburg am 3. und 4. August 1644, die Kaiserlichen, die bis zuletzt, als schon längst der Friede unterzeichnet war, blieben, ein ständiges Kommen und Gehen mit Verlust und Krankheit der Bevölkerung, die zum Schluß nur noch ein Fünftel der ursprünglichen zählte. — Die Erhebung war eine langsame, doch eine stetige, allerdings 1796 unter den Franzosen und 1813/14 beim Durchzug von 67000 Soldaten aller Völker geschahen für längere Zeiten wieder schlimme Rückschläge, Not und Feuersbrunst, die die Hälfte der Stadt in Schutt verwandelte.

Dem Beschauer des heutigen Kenzingen bleibt nichts anderes übrig, als die Reste des alten wahrzunehmen, doch er mag feststellen, daß im wesentlichen die innere Anlage der Stadt sich nicht verändert hat, und so muß es ihm sogleich auffallen, welche Ähnlichkeit diese mit der Freiburgs aufweist, nur etwa alles um ein Drittel kleiner. So verhält es sich auch in der Tat: Im Jahre 1249 wurde Kenzingen genau nach dem benachbarten Muster angelegt. Da sehen wir bei einem Gange durch Kenzingen die Hauptstraße, die

Digitized by Google

4. Grabstein des Wolf von Hürnheim zum Tuttenstein

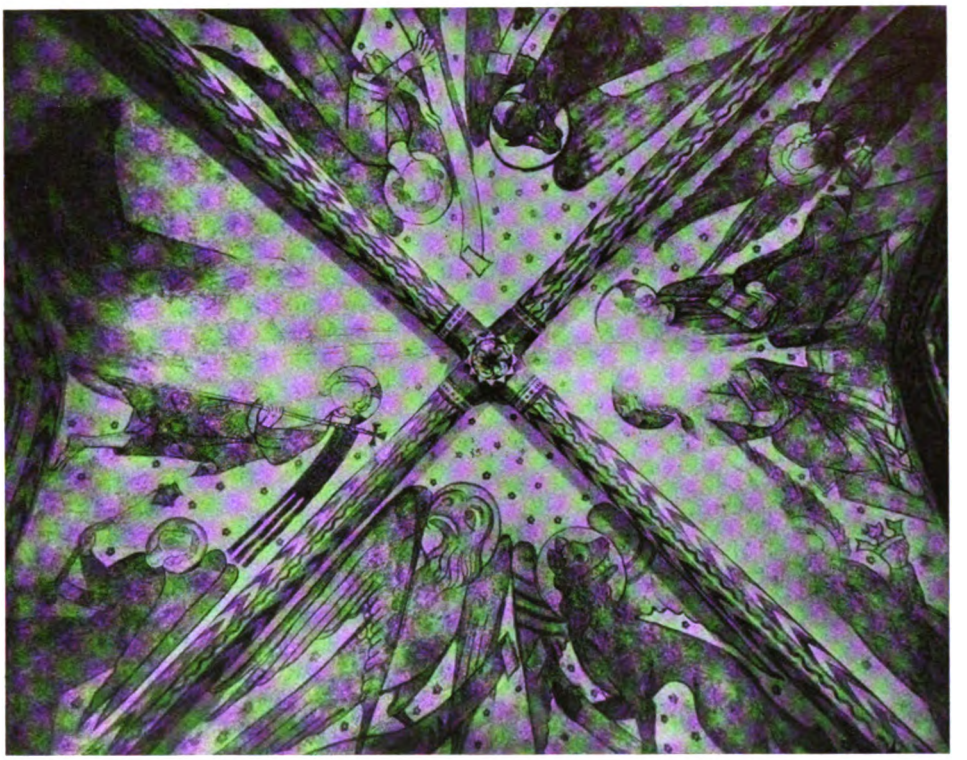
phot. W. Kratt, Karlsruhe

5. Grabstein der Beatrix von Hürnheim, geborene von Hohenrechberg

alte Reichsstraße von Norden nach Süden, der Kaiserstraße dort entsprechend, mit dem Brunnen, darauf das Standbild des Grafen von Isenburg, (Bertholdsbrunnen), ausgehend von dort als dem Straßenkreuz Kenzingens, nach Westen die Eisenbahnstraße (Bertholdstraße) und nach Osten die Brodstraße (Salzstraße) mit dem einzig noch erhaltenen Tore am Ende, ebenfalls wie in Freiburg Schwabentor geheißen. Die anderen Tortürme sind abgerissen, sie standen jeweils entsprechend dem Vorbild nach Süden an der Elz, nach Norden an dem als Graben benutzten schmalen Arme dieses Flusses (denn Kenzingen wurde ja auf einer Insel gegründet), nach Westen gegen die heutige Eisenbahn zu. Sogar die Lage der Kirche ist genau bestimmt nach der des Freiburger Münsters, zu erreichen durch die Kirchgasse (Münsterstraße), wo sich dieselbe schräggestellte Ansicht in klein bietet inmitten eines Platzes, des ehemaligen Kirchhofes. Die Stadtmauern, heute niedergelegt, sind noch deutlich zu verfolgen in dem Verlaufe der ehemals dahinterliegenden Gassen, so am „oberen oder unteren Zirkel" zum Beispiel.

Im Verfolg der Dinge, die von früheren Zeiten noch auf uns gekommen sind, wird vor allem die Aufmerksamkeit auf die Stadtkirche zu richten sein, die aus der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts stammt, wovon allerdings nur noch der gotische Chor und die untere Hälfte der Türme erhalten sind; an ersterem ist sogar noch ein Lettneransatz zu erkennen. Das flachgedeckte, saalartige Langhaus setzt sich aus Umbauten des 16. und 18. Jahrhunderts zusammen, die Inneneinrichtung, so die barocken Seitenaltäre und

Digitized by Google



phot. W. Kratt, Karlsruhe

6. Frühmittelalterliche Wandmalerei in der Turmkapelle. (Links Marienkrönung, rechts Auferstehung)

die Kanzel, teilweise dem Kloster Wonnental entnommen bei dessen Aufhebung im Jahre 1806. Wenn man absieht von den etwas ländlichen Deckengemälden und der guten, doch einfachen Orgelbühne mit manch ordentlicher Schnitzarbeit, die übrigens auch am Gestühl noch teilweise festgestellt werden kann, so birgt die Kirche drei Dinge, um die sie zu beneiden ist. Das sind zum ersten in der Turmkapelle die beträchtlichen Reste von Wandmalerei, die als nicht unwichtiges frühmittelalterliches Dokument gelten können vom Ende des 13. oder Anfang des 14. Jahrhunderts mit Darstellungen aus einer Heiligenlegende (an der Nordwand), ferner einer Marienkrönung und einer Auferstehung in den Gewölbezwickeln, wo noch Gewölbekonsolen, bemalt, teils auf Köpfen aufsitzend, bemerkt werden müssen. — Als Zweites muß das sogenannte „Theatrum" (nach Andrea del Pozzo) genannt werden, das jeden Karfreitag in der Kirche aufgestellt wird: Es ist dies eine Scheinarchitektur, die in unserem Falle in ihrer imposanten Szenerie eine Art stummes Passionsspiel darstellt, entstanden wohl im Anfange des 18. Jahrhunderts. Ähnliche, doch nicht annähernd so vorzügliche Arbeiten findet man z. B. auch in Bayern für bestimmte Feste. — Zum Schlusse sehen wir in der rechten Seitenkapelle am Langhause die drei Grabsteine, die, nach 1533 entstanden, ganz ausgezeichnete Arbeiten bedeuten, vielleicht des Bildhauers Sixt von Staufen, mit dessen Kaufhausfiguren in Freiburg oft, z. B. in der Behandlung der Rüstung und der Gewänder, Ähnlichkeit festzustellen ist, und welche darstellen den Wolf von Hürnheim zum Tuttenstein (gest. 1533), dem oben

Digitized by Google

7. Portal am ehemaligen Bezirksamt phot. W. Kratt, Karlsruhe

erwähnten Pfandherrn von Kenzingen, und dessen Frau, die Beatrix von Hürnheim, geborene von Hohenrechberg (gest. 1522), ferner deren früh verstorbene Tochter Veronika (gest. 1517) in naturalistischer Behandlung unter sorgsamster Ausarbeitung jeglichen Details. (Sie sind von Geiges im 10. Jahrlauf des „Schauinsland" sehr gut gezeichnet.) Leider sind die Grabsteine der beiden Eheleute bei einem gänzlich unnötigen Umbau und einer Erweiterung der Kapellen versetzt worden, wie überhaupt mancher Fehler an der ehemals schöneren Kirche durch unverständige und unkünstlerische Hände verübt worden ist. Man denke an die neu aufgesetzten Turmhelme im Vergleich zu den alten einfachen Türmen, sowie an die schwer zu ertragende Neugotik der Sakristeianbauten. — An der Außenwand der Kirche sind noch, hinweisend darauf, daß der Kirchplatz, wie schon erwähnt, früher Kirchhof war, alte Grabsteine, Wappensteine angebracht; ein Friedhofskreuz mit der Jahreszahl 1569 am Sockel, steht vor der Kirche, deren nüchterne Front durch einige größere Plastik immerhin etwas Belebung erfährt.

Stattliche alte Gebäude vermag Kenzingen eine ganze Anzahl aufzuweisen. Da ist vor allem das gotische Rathaus bemerkenswert mit seinen im Obergeschoß befindlichen sieben dreiteiligen, einfach profilierten Fenstern, die, in der Mittelöffnung erhöht, dicht aneinander gekuppelt, das Motiv von Ensisheim, Kolmar und Freiburg wiederholen. Im Innern befindet sich noch eine Wendeltreppe, und im Hofe an der Nordwand sind zwei Wappensteine eingemauert, wohl von den ehemaligen Toren herrührend. Neben dem Gasthaus zur Krone, einem ebenfalls gotischen Bau mit einem kräftigen Erker nach dem Straßenkreuz hinaus, ist weiter in der Hauptstraße das Gasthaus zum Salmen, das in seinem etwas ländlichen, doch guten Barock mit einer einfachen Fassade, einem kleinen Balkon und schmiedeeisernem Gitterwerk an den Kellerfenstern und einem Treppchen zum Eingange vielleicht von derselben Hand sein dürfte, wie das am Rathausplatze zu Endingen gelegene Bürgerhaus, sich erfreulich einfügend in den breiten Rahmen der Straße, in der eine Menge von guten alten Einzelheiten noch vorhanden ist, so z. B. das Renaissanceportal vom ehemaligen Bezirksamt, schräg gegenüber dem Salmen, ferner weiter oben das Portal zum Hause Naudascher, dessen unterer Teil wesentlich früher ist als der später einmal daraufgesetzte Barockaufsatz mit der Jahreszahl 1719 (die Figur vom Sockel über dem Eingang ist verschwunden); oder aber das Hauptportal zur Drogerie mit eigenartiger Säulenlösung, die schlichte Haustüre zum Hause Hauptstraße 265. — Nimmt man sich die Mühe und streift kreuz und quer durch die alten Gassen und Winkel, so ist man vor Überraschungen nicht sicher. Man trifft auf solche

Digitized by Google

ausgezeichnete Dinge wie das Portal zum Haus 138, man findet im oberen Zirkel Nr. 337 ein behäbiges Gebäude mit originellen Fensterumrahmungen und einem fein stilisierten Eingang, unweit davon ein Barockhaus mit vorspringender Front, eingemauerte Wappen, Reste gotischer Fenster, einen alten Schuppen, Fachwerkhäuser, die Franziskanerkirche, an der heute viel verdorben ist, mit einem Tonnengewölbe, Anfang des 17. Jahrhunderts, mit früher ausgezeichneten Resten des ehemaligen Klosters, zuletzt, ein dankbares Fundobjekt, hinter der Kirche die heutige Kinderschule, den ehemaligen Hof der Herren von Betscholdt (dessen Grabmal an der Südmauer der Kirche sich befindet), den man betritt durch ein großes altes Tor, über dem die Wappen von Blumeneck und Betscholdt angebracht sind. Die großzügige gotische Anlage weist neben der fein profilierten Türumrahmung noch eine Menge von alten Einzelheiten an Fenstern, Dach und Gesims auf.

Nicht vergessen zu erwähnen sei das Pfarrhaus und seine Eingangspforte mit der Jahreszahl 1553 zwischen zwei leeren Wappen, unbeachtet soll man auch nicht lassen den Friedhof an der Straße gelegen, die nach dem Tal gegen Osten führt. Das Friedhofskruzifix ist alt, an der Westmauer lehnen noch ein paar gute Grabsteine vom Anfang des 19. Jahrhunderts, in der neuen Grabkapelle grüßt eine reizende spätgotische Madonna mit Kind auf die Bänke herunter, die selbst noch ordentliche Schnitzarbeit an sich haben.

phot. W. Kratt, Karlsruhe

8. Maria mit Kind des Nic. von Leyden
(Kenzingen, Privatbesitz)

Man muß auch nach Wonnental, gegen Süden, hinausgehen, dann kommt man, aus der eigentlichen Stadt heraustretend, über die Brücke, wo zu beiden Seiten ein kleines malerisches Kenzingen an der Elz sich auftut. Gärten hinter den Häusern, fast klein Venedig. Ehe man abbiegt nach dem Weg zum Kloster, sieht man hinter Bäumen ein breites Bürgerhaus liegen, zu dem eine stattliche Freitreppe hinaufführt. Die Anlage ist ganz regelmäßig, mit zwei Wirtschaftsgebäuden an den Seiten im Hofe, aus dem 18. Jahrhundert, im Besitz des Dr. Schwörer, dessen Sammlung alter Plastik sehr gute Stücke aufweist: unter anderem eine Madonna mit Kind des Nic. von Leyden, wie überhaupt im Kenzinger Privatbesitz noch manches in dieser Art anzutreffen ist.

Das Zisterzienserinnenkloster Wonnental ist in südlicher Richtung von Kenzingen aus in einer Viertelwegstunde zu erreichen. — 1242 gegründet, erlebte es beinahe, wie

Digitized by Google

phot. W. Kratt, Karlsruhe
9. Portal zur Wohnung der Äbtissin, Kloster Wonnental

schon oben erwähnt, die Geschicke Kenzingens mit; verschiedlich verfallen und verlassen, erhob es sich immer wieder bis zu seiner Aufhebung im Jahre 1806. Im großen und ganzen ist der Gesamtkomplex noch heute erhalten, wenn auch vielfach abgerissen wurde und umgebaut. Von der Kirche ist nur noch ein zugemauertes Portal sichtbar, alles andere ist verschwunden, fast das einzige gute Überbleibsel ist der Eingang zur Wohnung der Äbtissin mit dem Wappen vom Klosterneubau der Äbtissin Maria Caecilia 1727. In der Nordwestecke des Hofes sind Reste eines Kreuzganges noch zu sehen, während an der Nordseite eine altes gotisches Fenster auf die alte Kirche hinweist. Wirtschaftsgebäude meist und Wohnungen heute, armseliger Rest einer einst blühenden Anlage von großem Umfange, den die noch teils erhaltenen Mauern umgrenzen in allmählichem Zerfall.

So setzt sich heute aus all diesem Innern und Äußeren Kenzingen und sein Gebiet zusammen, was für den Breisgau jetzt nicht ohne Bedeutung ist: Man sieht die Stadt in der freundlichen Landschaft und weiß, sie beherbergt etwa 3000 Seelen, ist Sitz einiger Industrie und Behörden, nicht reich, nicht arm, die Leute leben recht und schlecht, treiben Landwirtschaft oder auch Handel, alles ist tätig in der Richtung einer Entwicklung hin, wie überall ein Auf und Ab durch gute und schlimme Zeiten (und der Wein, der dort wächst, ist nicht zu verachten).

Die Stadt Freiburg

Die Stadt Freiburg wird in alle Zukunft eine Perle unter den deutschen Städten sein, ein sicherer Hort deutscher Art und Sitte, ein Sammelpunkt des Schwarzwaldes, ein Mittelpunkt des Alemannenstammes, in dem Religion, Wissenschaft und Kunst blühen, erfüllt vom deutschen Geiste, der unvergänglich die Zeit überdauert. Sie liegt auf einem gar schönen Erdenfleck, nah beim Himmelreich. Gott wird sie behüten!

Hans Thoma.

Digitized by Google

1. Hochburg (Stammburg der Markgrafen von Hochberg) phot. G. Röbcke, Freiburg i. Br.

Emmendingen

Von seinen Bauten und Menschen

Von Rosa Hagen, Emmendingen

Lassen wir unsere Gedanken zurückgleiten in die fröhliche Jugendzeit, wie belebt sich alles mit Gestalten von einst, mit lieben Menschen, denen wir die Geschichte der Heimat ablauschten. Jedes unscheinbare Haus hat sein Erlebnis, jeder Garten, jeder Hügel, Wald, Feld, Bächlein, alles hat uns schon etwas Schönes gegeben. Die Geschichte eines Städtchens wie Emmendingen spinnt von Generation zu Generation ihren Faden und verbindet alles zu einem festen Ganzen. Wir empfinden mit denen, die vor uns waren, verstehen ihre Leiden, ihre Daseinskämpfe und folgen den Spuren ihres Schaffens, die Schönheit der Natur erfreut unser Auge wie einst sie, derselbe Boden gibt uns Nahrung, trägt unsere Füße, und die Heimat wird zu einem Etwas, das Seele hat und sich mit uns verbindet durch die Heimatliebe.

Wer von Emmendingen die Hochburger Straße bis zur Abgrenzung der Heil- und Pflegeanstalt gegangen ist, sieht innerhalb der Abgrenzung ein altes Gebäude, halb versteckt hinter hohen Bäumen. Es paßt so gar nicht zu den anderen Bauten der Heilanstalt, denn es trägt das Gesicht der Vergangenheit. Wenig beachtet, ist der Bau doch unlöslich mit der Geschichte Emmendingens und der Hochburg verknüpft. Es ist die alte Wasserburg, das Weiherschloß, der ersten Markgrafen von Hochberg. Erbaut wurde sie

Digitized by Google

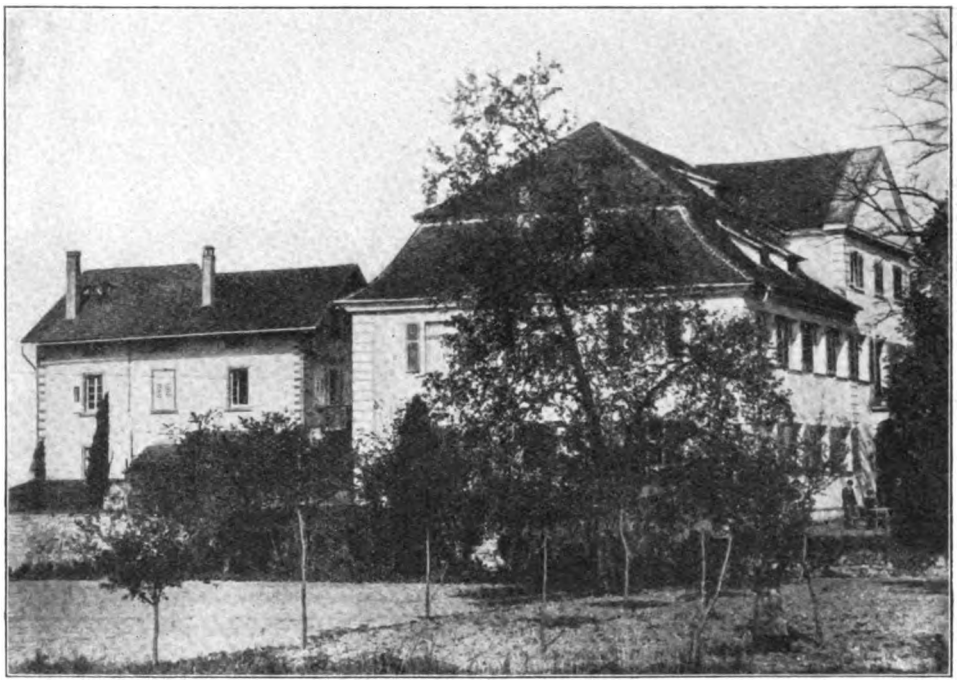
2. Bernhard I., † 1431, ließ Emmendingen mit Mauern umgeben und verlieh dem Ort Marktrecht

3. Carl II. † 1577, kaufte vom Straßburger Stift das Kirchspiel Emmendingen und führte die Reformation ein

4. Jacob III., † 1590, erhob Emmendingen zur Stadt und Residenz

5. Karl Friedrich, † 1811, ließ den Stadtplan Emmendingens erweitern und seiner zweiten Gemahlin einen Witwensitz erbauen (heute Amtsgericht)

Digitized by Google



6. Weiherschloß (die einstige Wasserburg der Markgrafen von Hochberg) phot. C. Hirsmüller, Emmendingen

etwa gegen das Ende des 13. Jahrhunderts von den Nachkommen des Markgrafen Hermann IV., der auf dem Kreuzzuge gegen Saladin 1190 zu Antiochien starb, dessen dritter Sohn, Heinrich I., der Stammvater der Markgrafen von Hochberg wurde. Der jüngste Sohn Heinrichs II., Hermann, trat 1318 in den Ritterorden der Johanniter ein und verkaufte die Wasserburg im Jahre 1324 an den Ritter Konrad Dietrich von Snewelin, der sich auf Wunsch Heinrichs III. verpflichten mußte, erstens den markgräflichen Untertanen keinen Schaden zuzufügen, zweitens weder von den Selden (Söldner Hof, Frauenkloster in Emmendingen, wo heute das Gasthaus zum Rebstock steht) noch von den Thennenbachern an Emmendingen grenzendes Gebiet zu erwerben und drittens, bei Wiederverkauf von „Wiger" dem Markgrafen Vorkaufsrecht zu lassen. Zeugen für den Vertrag waren Pfarrer Weckerli und Vogt Zuckmantel von Emmendingen.

Ritter Johann Snewelin, der Sohn Dietrichs, hatte sich 1367 mit den Grafen von Freiburg verbündet, als diese mit der Stadt Krieg führten. Die Wasserburg wurde infolgedessen von den Freiburgern überfallen und zerstört und zwei junge Straßburger Edelleute, die da zu Gast weilten, erschlagen. Wiger wurde wieder aufgebaut. Um diese Zeit wurde ein großer Teil des Breisgaues österreichisch, doch Emmendingen mit seiner Wasserburg blieb markgräfliches Besitztum. 1535 starben mit Wendelin zum Wiger die Snewelin aus. Nun wechselte das Schlößchen oft die Besitzer und wurde im Laufe der Jahrhunderte von verschiedenen badischen Adelsgeschlechtern bewohnt. Nach den Snewelin von Claudi Böcklin von Böcklinsau, dessen Gattin eine Snewelin von Wiger war. Von diesen erwarb Markgraf Ernst von Baden das Weiherschloß. Sein Sohn, Markgraf Karl II. verkaufte das Besitztum an Melchior von Au, ihm folgte von Kroneck

Digitized by Google

7. Residenzschloß Jakob III. in Emmendingen phot. H. Sillmann, Emmendingen

und als letzter der adeligen Geschlechter Freiherr von Dungern. Von diesen erwarb es Markgraf Karl Friedrich Wiger um 26000 Gulden und ließ den größten Teil des dazu gehörenden Geländes an die Untertanen versteigern, das Schlößchen selbst wurde Volksbad mit anschließender Wirtschaft, heute beherbergt das geschichtlich interessante Gebäude ruhige Kranke der Heilanstalt. Sechs Jahrhunderte haben wechselvolle Schicksalswellen über das Wasserschlößchen rinnen lassen. Emmendingen spielte während dieser Zeit eine armselige Rolle, die Markgrafschaft, eingeengt zwischen zwei mächtigen Großstaaten, war ein unglückseliges Ländchen, Emmendingen, fortwährend ausgeplündert von durchziehenden Truppen und heimgesucht von Überschwemmungen, blieb arm. Der gänzlich verschuldete Markgraf Otto, der letzte der Hochberger, verkaufte seine verarmte und verkleinerte Herrschaft 1418 an Markgraf Bernhard von Baden, der die besten Absichten für das Wohlergehen seiner neuen Untertanen hegte, die aber unsagbares Elend über die unglücklichen Bewohner des Städtchens brachten. Er ließ den Ort mit Mauern und Toren umgeben und verlieh dem Städtchen Marktrechte. Der Neid der Nachbarn wurde wach, und Freiburg schloß einen Bund mit Breisach und Endingen, Straßburg und Basel traten bei, sowie weitere fünf Städte von Ensisheim bis Belfort und sämtliche Adelige, deren Güter an die Markgrafschaft grenzten, und ein Einkreisungskrieg mit Grausamkeit geführt, legte den kaum im Aufstieg begriffenen Ort in Asche. Tiefste Armut und Stumpfheit hatten sich der noch lebenden Bewohner bemächtigt. Markgraf Bernhard starb 1431. Anderthalb Jahrhunderte waren verflossen, bis der unglückliche Ort aus seiner Stumpfheit gerüttelt wurde. Der Urenkel Bernhards, Karl II., kaufte vom Straßburger Stift die Pfarrei Emmendingen und führte die Reformation ein. Nach seinem 1577 erfolgten Tode erhielt sein dritter Sohn, Jakob III., die Markgrafschaft Hochberg. Was sein Ahnherr Bernhard I. einst erstrebt hatte, suchte Jakob III. zu vollenden. Die 166 Jahre in Trümmern gelegenen Stadtmauern und Tore wurden

Digitized by Google

8. Altes Tor am Goetheplatz phot. E. Baumgartner, Freiburg i. Br.

wieder aufgebaut und Emmendingen zur Stadt erhoben. Weiter kaufte er den Tennenbacher Hof (Bauhof) und ließ ihn in ein Schlößchen umbauen. Emmendingen wurde Residenz.

Gewiß waren es frohe, festreiche Tage für die armen Bewohner der Stadt, als der junge Markgraf mit seiner schönen Gemahlin Elisabeth, geb. Gräfin von Eulenberg-Manderscheid in seiner neuen Residenz einzog. Klug, und weit gereist empfing Jakob III. viel Gäste, die mit ihrem zahlreichen Gefolge der kleinen Residenz einen ungewohnten Glanz verliehen. Dazu kam die zahlreiche Dienerschaft, und besonders der Marstall erforderte großen Aufwand. Als Kenner und Liebhaber hielt Jakob III. viele Pferde, darunter ausländische Rassen, die durch ihre Pfleger aus Spanien, Italien und der Türkei gebracht worden waren.

Durch das von Jakob III. 1590 veranlaßte Religionsgespräch kamen neue Unruhen in das Städtchen. Der am 17. August desselben Jahres erfolgte Tod des Markgrafen, machte den Beklemmungen ein Ende.

Mag auch die Glanzzeit Emmendingens nur wenige Monate gedauert haben, ihre Spuren verwischten nie wieder. Dreißig Epithaphien, deren Originale leider bis auf wenige verschwunden sind, berichten bis auf den heutigen Tag von Geschlechtern, die einst da waren und in der evangelischen Kirche beerdigt wurden, so Ernst Carol, der erste Sohn Jakobs III., drei Kinder des Markgrafen Georg Friedrich, und kaum dürfte noch jemand davon wissen, daß auch ein Enkel „Gustav Wasas“ in der Kirche zu Emmendingen bestattet wurde. Es war dies Philipp, Markgraf von Baden und Hochberg, der dritte Sohn Christoph II. von Baden und der schönen lebenslustigen Cecilie von Schweden.

Bis zum Umbau der Kirche vor einigen Jahrzehnten bezeichnete eine Grabplatte rechts vom Altar die Stelle, wo seine Gebeine ruhen. Einige der sehr schönen alten Grabmäler gehen auf dem alten Friedhof ihrer Verwitterung entgegen. Bis vor Jahres-

Digitized by Google

9. Schlossers Anwesen von vorn phot. F. Keller, Emmendingen

frist waren sie vor Witterungseinflüssen geschützt im Schloßhof aufgestellt, wo noch vier der Grabmäler stehen.

Kaum hatte sich Emmendingen aus der feudalen in bürgerliche Zeit zurückgefunden, brach neues Unheil herein. Der 30jährige Krieg mit seinen Schrecken überflutete auch die Markgrafschaft. Emmendingen war wieder der Schauplatz von Raub, Brandschatzung, Armut und Krankheit. Darnach zählte Emmendingen von 112 Häusern noch 36 und von 110 Bürgern waren noch 48 im Städtchen. Unversehrt waren das Markgräfliche Schloß und das dazu gehörende Sommerhäuschen am Stadtgraben geblieben. Das Schloß, wie es heute steht, dürfte durch die Wiederherstellung 1920 wieder dem Zustand ähnlich geworden sein, als Markgraf Jakob III. da Hof hielt. Die vor mehreren Jahrzehnten abgetragenen Stützpfeiler, welche dem Bau einst ein stattliches Aussehen gegeben hatten, wurden nicht wieder errichtet. Die schön gehauenen Steine der Schnecke im Treppenturm tragen verschiedene Steinmetzzeichen. Der Verbindungsgang vom ersten in das zweite Nebengebäude ist ein freundlicher Fachwerkbau, der auf drei Steinsäulen ruht, zwei davon, sechsflächig, sind von hübschen Kapitälen gekrönt. Der an das Hauptgebäude grenzende Nebenbau mit Einfahrt und Seitentürchen, wird von drei massigen Holzsäulen getragen. Der abgebrochene Bau gab für die Erweiterung der Synagoge Raum. Stallungen, darüber die Wohnungen für die Stallknechte und andere Wirtschaftsgebäude schlossen den Hof gegen den Pfarrgarten. Sie wurden vor einigen Jahren abgerissen. Freundlich umrankt steht das reizende Sommerhäuschen im städtischen Rosengarten. Seine gotischen Scheiben blicken wie Augen verwundert in die neue Zeit und auf die großen Nachbarn: gegen die Stadt das Schloß und die evangelische Kirche, links an den Fachwerkflügel angebaut die Synagoge, jenseits des Grabens die katholische Kirche. Wunderschön ist es, wenn in der Neujahrsnacht die 8 aufeinander gestimmten Glocken der beiden

Digitized by Google

10. Schlossers Anwesen gegen den Park

christlichen Kirchen über das kleine Häuschen weg ineinandertönen. „Menschen, liebt euch untereinander, ihr lebt zusammen, sterben ist euer Ziel, und nur ein Himmel wölbt sich über euch allen, ihr seid alle Gottes Kinder, so ihr das Gute wollt."

Vom Sommerhäuschen dem Wasserlauf entlang ziehen sich Reste der Stadtmauer, unterbrochen durch alte Häuser und Häuschen, bis zu dem einzig noch stehenden, glücklich geretteten Stadttor, unter dem die große Verkehrsstraße Basel—Frankfurt hindurchführt. Am Goetheplatz vor dem Tor liegt die sogenannte untere Mühle. 1680 war sie zur Münze eingerichtet worden. Das in Emmendingen geprägte Geld trug die Umschrift „Hochbergerland". An der ehemaligen Münze vorbei führt eine lotterige Brücke über den Stadtgraben. Schmerzlich packt es den Beschauer beim Betreten des Hofes des ehemaligen Schlosserschen Anwesens, zu welchem die Brücke führt. Formlose Baukolosse, deren Zwecke nicht ersichtlich sind, stehen planlos ineinandergeschoben, und das Wohnhaus, in dem sich einst die bedeutendsten Männer Deutschlands, der Schweiz und des Elsasses sammelten, steht im dürftigsten Gewande. Regen sich keine rettenden Hände?

Um Hilfe ist schon oft gerufen worden! Emmendingen, der Ort, welchem der Schwager des unsterblichen Goethe so viel gegeben hat, daß es den Segen heute noch spürt, zeigt sich dadurch wenig dankbar, daß es die klassische Stätte der Profanierung preisgab.

Wem schon Gelegenheit gegeben worden ist, Akten aus Schlossers Verwaltungszeit des Oberamtes Emmendingen durchzusehen, der kann nicht anders, als Schlosser bewundern. Aus den nüchternsten Verordnungen spricht der Menschenfreund voll sorgender Güte und ein selten scharfer Verstand durchdrungen von strengster Pflichttreue. Schlosser war einer der Hervorragendsten seiner Zeit. Was er als Jurist, Diplomat, Politiker und Schriftsteller seinen Zeitgenossen galt, haben Eberhard Gothein und Carl Walbrach bearbeitet mit mehr oder weniger richtigem Urteil über Schlosser als Mensch. Schlosser soll sich hier selbst als solcher durch einige seiner Amtshandlungen offenbaren. (Nach Originalen.) Seine erste amtliche Verordnung in Emmendingen vom 23. August 1774 an das Bürgermeisteramt gibt in kurzer, klarer und sehr bestimmter Sprache den Befehl,

Digitized by Google

11. Schlossers Kanzlei (Bezirksamt)

daß von nun an keine Zwangsversteigerung ohne oberamtliche Genehmigung abgehalten werden dürfe. Die Eingaben seien bis jetzt häufig auf dem Oberamt liegen geblieben, und die Schuldforderer haben nach Willkür Exekution abhalten lassen, sehr oft, ohne daß Käufer erschienen seien. (Anscheinend übernahmen oft die Gläubiger das verschuldete Gut zum Nachteil des Schuldners.) Schlosser untersuchte nun selbst die Gantfälle, und wenn dem Schuldner zu helfen war, wurde geholfen. Zu welchen Mitteln Schlosser griff, um den Verschuldeten zu helfen, zeigt folgendes. (Nach glaubwürdiger mündlicher Überlieferung einer Hochbetagten.) Der Nachtwächter wurde angewiesen, morgens um 4 Uhr bei den Verschuldeten an die Fensterladen zu klopfen und zu rufen: „Leute steht auf und arbeitet, damit ihr eure Schulden bezahlen könnt." Das Mittel half, denn ein gewisser Wohlstand kehrte im Städtchen ein. In einer anderen Verordnung befiehlt er bei hoher Strafe des Nichtbeachtens, daß kein Fleisch mehr ausgehauen dürfe, ohne daß das Vieh lebendig oder tot gründlich vom Fleischbeschauer untersucht worden sei. Den Hausverkauf von Weißkraut verbietet er und ordnet an, daß solches ... Freitags auf den Markt gebracht würde, damit es die Käufer besehen und aussuchen könnten. Dieser Krautmarkt nach Gallentag besteht heute noch in Emmendingen. Für die Sittlichkeit der Dienstboten macht er die Arbeitgeber verantwortlich. Eine andere Verordnung empfiehlt die Strohflechterei, um der Armut abzuhelfen. Schlosser weist darauf hin, daß sie in Bahlingen bereits mit Erfolg betrieben würde. Der kleinlichen Prozeßsucht tritt er entgegen, der konfessionellen Toleranz ebnet Schlosser die Wege, er wird der eigentliche Gründer der Waisenhäuser in Baden und regelt das Gefängniswesen. Vom Kleinsten bis zum Größten erstreckte sich seine Vielseitigkeit. Bei Schlossers Dienstantritt in Emmendingen lag das Unerledigte in Stößen von Akten. 29 Ortschaften hatte er zu bereisen und zu verwalten. Von allen Seiten arbeiten ihm die Beamten entgegen. Besonders das Rentamt in Karlsruhe war ihm feindlich gesinnt und machte ihm viel unnütze Arbeit, die Schlosser so sehr haßte. Schlossers Wirken war und blieb segensreich für Emmendingen. Für seine örtliche Kleinarbeit, die doch von größter Tragweite für die Folge war, hatte Goethe volles Verständnis, wenn er in „Hermann und Dorothea" sagt: „Sieht man am Hause

Digitized by Google

12. Schmiedbrücke, der alte Meister Bodenweber bei der Arbeit Boehle

doch sogleich, welch Sinnes der Herr sei, wie man das Städtchen betretend die Obrigkeit beurteilt."

Wohl mit Recht darf auch angenommen werden, daß es Schlosser war, der den Markgrafen Karl Friedrich beeinflußte, daß er in Emmendingen seiner zweiten Gemahlin Luise Karoline von Geyersberg einen Witwensitz erbauen ließ, das heutige Amtsgericht. Ein großes Wappen schmückt den Giebel. Ein geflügelter Leopard mit Geierkopf, der die gräfliche Krone trägt, sitzt auf den Wurzeln eines abgehauenen Eichstammes, dem ein neuer Zweig entsprießt, der Leopard hält das badische Wappen, auf welchem ebenfalls die markgräfliche Krone ruht. Luise von Geyersberg wurde von Kaiser Franz II. zur Reichsgräfin von „Hochberg" erhoben. Der neue Zweig am alten Eichstamm wurde der spätere Großherzog Leopold, ein Sohn der Reichsgräfin von Hochberg. Ihren Witwensitz hat sie nie bezogen, wahrscheinlich wegen der Veränderung in der Erbfolge. Alles umfaßte Schlossers Geist, nichts war ihm zu unbedeutend, als daß er sich dessen nicht mit äußerster Pflichttreue angenommen hätte. Seine Erholung und Anregung fand er unter den zahlreichen Gästen, die sich in seinem Hause einfanden. Eine Gedenktafel neben dem Haupteingang meldet einen Teil der Namen derer, die Schlosser besuchten. Allen voran sein Schwager Goethe und der Herzog von Weimar, unter ihnen der Dichter Pfeffel, der durch seinen Bruder die Schlosser aufgetragenen Verhandlungen wegen des Fürstenbundes in Paris vermitteln mußte. Pfeffels Großvater war in Mundingen Pfarrer gewesen und hatte einst seine Hochzeit im Rathaus zu Emmendingen in der Stube (Städt. Tanzsaal) abgehalten. Reinhold von Lenz, nach Goethe der bedeutendste Dichter der Sturm- und Drangperiode, verfiel bei einem zweiten Besuch bei Schlosser in Schwermut. Schlosser gab ihn bei Schuster Süß in der Lammstraße (eine Gedenktafel zeigt das Haus) in Pflege; während seiner zeitweiligen Tobsuchtsanfälle wurde er im Markgräflichen Sommerhäuschen untergebracht, das daher als „Lenzhäuschen" bezeichnet wird.

Digitized by Google

Später wurde Lenz zu einem Chirurgen nach Weisweil verbracht. Der Herzog Karl August von Weimar zahlte auf Schlossers Vermittlung das Kostgeld. In einem Gedicht an den Rhein gibt Lenz auch seiner dankbaren Verehrung für Schlosser Ausdruck.

Dreizehn arbeitsreiche Jahre verbrachte Schlosser in Emmendingen. Auf einer Reise nach der Schweiz besuchte er im Jahre 1794 sein vielgeliebtes Schmerzenskind Emmendingen noch einmal; er geriet unter die aus der Kirche kommenden Einwohner, die freudig auf ihn zueilten, um ihm die Hände zu reichen, viele weinten, alle Fenster waren besetzt, und unter den Haustüren warteten die Leute, um ihn mit seiner Familie vorbeikommen zu sehen. Schlosser selbst war sehr bewegt und nahm Tage darauf mit innigster Wehmut Abschied. Er starb 1799 in seiner Vaterstadt Frankfurt, der er während seines letzten Lebensjahres als Syndikus vorgestanden hatte.

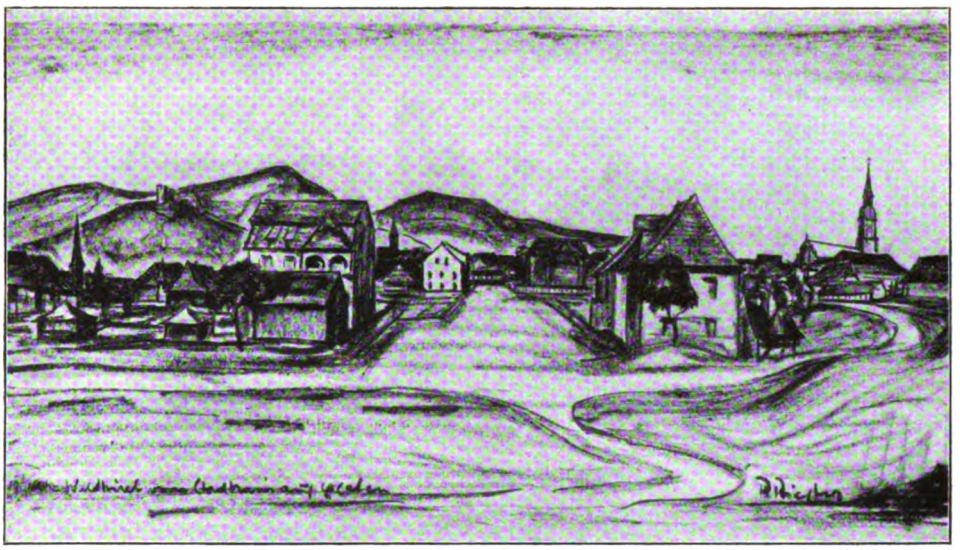
Verläßt man das vom Graben her betretene Chaos, welches Schlossers Musensitz zu verschlingen scheint, nach der andern Seite, gelangt man durch ein altes Gäßchen in die Lammstraße. Das Gasthaus zum Lamm bildete das scharfe Eck der nach ihm benannten Straße. Auch dieses Haus ist von Bedeutung, nicht nur für Emmendingen, sondern für alle, die sich für Kunst und besonders für die Kunst Boehles interessieren. Obgleich in der Markgrafenstraße 14 geboren, war das Gasthaus zum Lamm für Boehle eine zweite Heimat, denn im „Lamm" war seine Mutter, eine geborene Hartmann zu Hause. Als später die Eltern Boehles nach Frankfurt übersiedelten, kam Boehle alljährlich mit seinen Brüdern nach Emmendingen, um im „Lamm" bei den Großeltern die Ferien zu verbringen. Hier hatte er Zeit und Freiheit zu tun, was er wollte.

Er zeichnete und zeichnete. Hof, Scheuern und Gartentore dienten als Zeichenblock. Als Dreizehnjähriger zeichnete er sprechend ähnlich seine Brüder, später seine Eltern, Schmied Bodenweber u. a. Reich ist das „Lamm" an Kunstwerken von Boehle. Seine Tante, Fräulein L. Hartmann, darf ihre Wohnung ein Museum von Boehles Erstlingswerken nennen. Eine besonders wertvolle Farbstiftzeichnung befindet sich im Ratszimmer des Rathauses, eine landwirtschaftliche Sitzung darstellend. Eine Anzahl prächtiger Charakterköpfe taucht aus dem Dunst der verqualmten Wirtsstube. Im städtischen Krankenhaus hängt in der Halle eine feine Studie zu Boehles barmherzigem Samariter. Beide Bilder sind Geschenke von Boehles Mutter an die Stadt, anläßlich der 1917 in Emmendingen abgehaltenen Boehle-Gedächtnisausstellung, deren Reinertrag für Wohlfahrtszwecke bestimmt war. Zahlreiche Radierungen und Steinzeichnungen von Boehle befinden sich in Emmendinger Privatbesitz. Eine große Anzahl Steindrucke sowie persönliche Gebrauchsgegenstände aus dem Nachlaß Boehles bergen die städtischen Sammlungen. Auch ein Abzug Boehles letzter Zeichnung, die die Unterschrift trägt: „Alles Vergängliche naht und vergeht".

Die Werke überdauern ihre Schöpfer. Was die Markgrafen Emmendingen vom 13. bis 18. Jahrhundert gaben, spricht durch Baudenkmäler zu den heutigen Bewohnern. Schlossers Wirken könnte nur mit Goethe vergessen werden, und Boehle spricht durch die Kunst zu den zukünftigen Generationen.

Boehle, ein Sohn der Stadt Emmendingen, ruht auf dem Ehrenfriedhof zu Frankfurt. Cornelia Schlosser, Goethes einzige Schwester, geboren in Frankfurt, fand auf dem alten Friedhof in Emmendingen ihre letzte Ruhestätte. Und Schlosser, der Frankfurter Patrizier, setzte seine ganze Kraft ein, um dem unglücklichen, verarmten Städtchen aufzuhelfen. Sie aber, die Emmendingen ihr Gepräge gaben, leben durch die Geschichte unter uns weiter.

Digitized by Google



1. **Waldkirch vom Stadtrain aus gesehen.** Pinselzeichnung von Rudolf Riester, Freiburg i. Br.

Das Elztal in kunst- und heimatgeschichtlicher Betrachtung

Von Karl Kühner, Waldkirch

A. Waldkirch

Waldkirch, einladend zum Wandern und beschaulichen Ruhen, zu Feiern und Festen, heute belebt durch Textilfabriken, Orgelfabrikation und Edelsteinschleifereien, hat auch eine große Vergangenheit, eine reiche über 1000jährige Kloster- und Stadtgeschichte. Von wandernden Völkern und vom Seßhaftwerden einzelner Stämme, von weltlichen und geistlichen Herrschern, von Kämpfen zwischen Herren und Bauern, von den Leiden und den Werken fleißiger, früherer Geschlechter künden uns nicht nur Urkunden, sondern auch Bauten und Bilder in Stein und Farbe, die ganz oder teilweise, dem Wechsel der Zeiten und der alles nivellierenden Industrie trotzend, sich bis heute erhalten haben. —

Am Schänzle bei Waldkirch wurden 32 römische Münzen gefunden, die aus der Kaiserzeit von 14 v. Chr. bis 364 n. Chr. stammen; daß Römer sie hierherbrachten, läßt sich nicht beweisen, sie können ebensogut auch von Kelten oder Alemannen gebraucht worden sein. Auf Eindringen und Ansiedelung der Römer im Elztal lassen eher schließen die interessanten und wertvollen Funde, die der Sternenwirt von Siensbach am Altersbach im Jahre 1881 gemacht hat, bestehend aus einem großen schönen Weinkrug und 8 Bronzegefäßen bzw. Geräten (Eimer, Schale, Becken, Teller, Halbdeckel usw.). Der Henkel des Weinkrugs ist in spätrömischer Weise geschmückt mit 2 Gestalten, wahrscheinlich Bacchus und Ariadne, unten am Henkel, und weiter oben mit einem Satyr, der in der einen Hand einen Thyrsusstab, in der andern eine Weintraube hält. Alle Funde waren in ein Grab zusammengetragen, zu welchem Zweck, ist unklar. Sie gehörten jeden-

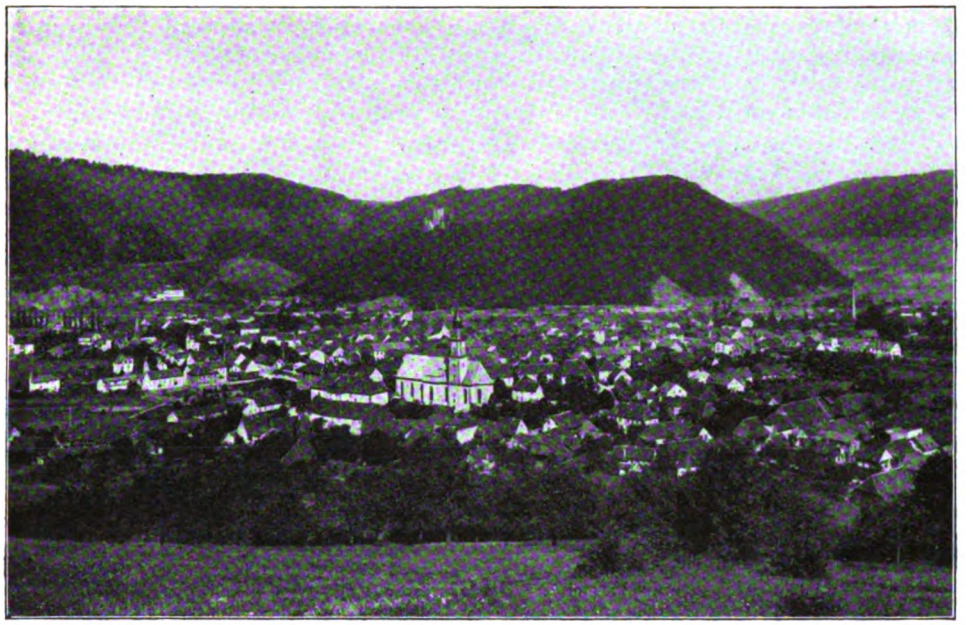
Digitized by Google

falls zur Kücheneinrichtung eines vornehmen Römers. Es wurden ja nach den jeweiligen kriegerischen Unternehmungen der Römer ausgediente Offiziere und höhere Beamte mit Ländereien zu einer Ansiedelung beschenkt; solche Ansiedelungen werden auch im Elztal bis zur Vernichtung der Römer durch die Alemannen gewesen sein.

Wann in unserm Tal das Christentum eingeführt wurde, und wo zuerst, läßt sich aus den dürftigen Quellen, die wir haben, nicht genau ermitteln. Auf dem Mauracher Bergle (angeblich ist mur nicht römischen Ursprungs (murus = Mauer), sondern keltisch wie in Murg) stehen noch ansehnliche Reste einer im frühgotischem Stil erbauten Kapelle, die heute als Begräbnisstätte der Familie Sonntag dient; an sie knüpft sich eine bis ins 6. Jahrhundert zurückreichende und den Frankenkönig Clodvech rühmende Tradition an. In dieser wird die hübsche Geschichte aufbewahrt, daß bei den in der Severinskapelle gehaltenen Gottesdiensten der ersten deutschen Christen mit dem Beginn immer so lang gewartet wurde, bis ein gewisser „Simon vom Walde" — der 2 bis 3 Stunden Weg zurücklegen mußte — angekommen war. Bemerkenswert in den die Gliederung und Größe der einstigen ersten christlichen Kultstätte des Elztals noch deutlich machenden Resten von Sandsteinmauern und Putzbau ist ein spitzbogiges Fenster, die Jahreszahl 1497 tragend, die jedenfalls auf den Umbau hinweist, und eine unter Buschwerk verborgene rote Sandsteinplatte, auf der das Relief des hl. Severin im Abtsornat sich befindet. Ins frühe Mittelalter führen uns außer dieser Severinskirche die Namen der St. Peterskirche sowie der St. Martins- und der Walpurgiskirche auf Waldkircher Boden; diese sind verschwunden, doch kündigt am ersten der 3 Petershöfe die Aufschrift an einem Kreuz: „Hier ist die S. Mardis Kirch gestanden, das war die erste Kirch in dem Dahl."

Im Mittelalter muß auf dem Talausschnitt an der Elz zwischen dem Kastelberg und dem Schwarzenberg bzw. Kandel ein reich bewegtes Leben sich abgespielt haben, das Kloster und die zahlreichen Kirchen sorgten für Frömmigkeit und kirchliche Sitte, das Bürgertum lag im Kampfe mit den Vögten und den Rittern, Kriegslärm und Jagdhörner erklangen von den Bergen her ins Tal; und bei Turnieren und bürgerlichen Festen brachte das Gewächs der Reben von Glottertal und Buchholz erhöhte Lebenslust. Leider haben wir aus dieser Zeit nur wenige, aber immerhin beredte Zeugen in Stein; es sind Teile der Quadersteinmauern, die einst mit dem Stadtgraben das Bürgerstädtlein umgaben; Tore und Türme sind infolge von Kriegszügen, Feuersbrünsten und neuzeitlichen Veränderungen, die man auch Verschandelungen nennen kann, verschwunden; noch vor einigen Jahren war der Unterbau eines Eckturms der Stadtmauer vorhanden, aber auch er mußte einem Kino und Parkcafé weichen. Den Wanderer, der von Denzlingen her durchs Elztal kommt, erfreuen je nach der Windung der Landstraße immer neue und reizvolle Gebirgsszenerien, und bevor er in Waldkirch einzieht, grüßen ihn die beiden Burgen auf den Höhen des rechten und linken Elzufers, hier die Schwarzenberger Burg über Suggental, und dort die Castelburg, niedriger unmittelbar über Waldkirch gelegen. Beide Burgen gehörten dem Geschlecht der Herren von Waldkirch. Die ältere ist jedenfalls die auf dem Schwarzenberg erbaute, von der heute jedoch nur Mauerreste, die den gewaltigen Umfang der Burg bezeugen, vorhanden sind; sie war ca. 1140 von Konrad von Waldkirch erbaut, der sich nach ihr „von Schwarzenberg" zubenannte. Bei der Teilung der Linie 1249 blieb die jüngere Linie auf der Stammburg, während der ältere Zweig unter Johann sich die bequemer gelegene Burg auf dem Kastelberg zum Wohnsitz erwählte. Die Herrlichkeit des Ritterlebens überdauerte jedoch nicht lange die Hälfte des 14. Jahrhunderts. 1358 verkaufte Hans von Schwarzenberg seine Herrschaft Kastelberg, die Stadt Waldkirch und das Schultheißenamt an den reichen Freiburger Patrizier Joh. Malterer, während die andere Linie auf dem Schwarzenberg 1459 ausstarb. Das

Digitized by Google



2. Waldkirch und das Elztal nach Westen vom Schänzle aus gesehen

Besitztum kam dann wechselnd an die Stadt Freiburg, an die Herren von Rechberg, die von Ehingen und zuletzt an Erzherzog Ferdinand, d. i. zu Vorderösterreich. „Kastelburg" heißt die Burg heute im Volksmund; das Wort ist eine Tautologie und hat mit römischer Herkunft nichts zu tun; genau genommen müßte sie Kastelbergburg heißen. Es muß einmal ein prächtiges Bauwerk gewesen sein; ein oberer Burghof mit schönen Durchblicken nach dem Städtlein und dem Kandel lag höher als die Wohnräume, von denen Küche, Säle und Wendeltreppe heute noch sichtbar sind; überragt waren sie von dem Hauptturm, dem gewaltigen Bergfried, der heute dank der Erhaltungsarbeit der Regierungen wieder besteigbar ist. Ein großer Zwinger und Burggraben umschlossen die Burg, und das vorgeschobene Bollwerk, und eine Burgbrücke, deren hohe Pfeiler heute noch stehen, führte vom Wald durch das Tor ins Innere. Ein wuchtiges Mauerwerk zeugt von gleichmäßiger Technik, in der Bruchsteine und Wacken mit Ziegelteilen zusammengefügt wurden, die Architekturteile in rotem Sandstein sind nur wenig profiliert; nur der große Hauptturm ist durch Quader mit Randschlag und großen Bossen verstärkt; das ganze Bauwerk ist um 1250 auf den Resten älterer Befestigungen (aus der Keltenzeit?) errichtet. Eine Verbesserung und Veränderung des Schloßbaues scheint 1510 unter Leo von Staufen vorgenommen zu sein, von der das Bollwerk, die Verstärkung der Zinnen und die an den Hauptturm angebaute Wendeltreppe herrühren.

In das ausgehende Mittelalter führt uns die auf dem jetzt ungemein malerischen und stimmungsvollen Friedhof an der Siensbacher Landstraße stehende Friedhofkapelle (Michaelskapelle); sie ist ein spätgotischer einschiffiger Bau mit Chor; die Fenster sind zweiteilig, einige mit reichem Fischblasenornament versehen; der Altar im Barockstil ist später hineingekommen. Auf demselben stehen zwei stark polychromisch bemalte Figuren, ein Bischof und ein Apostel; Grabmäler von hohen Geistlichen sind an der Wand und auf dem Fußboden angebracht. Das schwache Türmlein mit der Glocke über dem ansehnlichen Por-

Digitized by Google

tal ist jedenfalls erst später aufgebaut. Die Kapelle hat durch ihre wundervolle Lage inmitten des alten Grüns und der Gräberstätte etwas so Reizvolles und Feierliches, daß man ernstlich daran dachte, das Kriegerehrungsmal darin unterzubringen. Doch dürfte aus mancherlei Gründen ein Platz in deren Nähe noch geeigneter sein.

Aus der Renaissancezeit und ihrem Stil geschaffen ist hier kaum etwas Beachtliches vorhanden; die Stürme des Bauernkrieges, des Dreißigjährigen Kriegs und des französischen Erbfolgekriegs, auch Feuersbrünste haben so gut wie alles weggefegt.

Reichlich und gut vertreten ist aber das 18. Jahrhundert durch kirchliche und profane Bauwerke. Wundervoll in ihrer reich gegliederten Gestalt und dem farbigen Gewand, das ganze Städtlein beherrschend und von verschiedenen Straßen her sichtbar, liegt die einstige Kloster- und Pfarrkirche da; gebaut im 4. Jahrzehnt des 18. Jahrhunderts von den Vorarlberger Baumeistern, den Brüdern Thumb, die eine ganze Reihe von Barockkirchen in der Südhälfte Badens geschaffen haben. Mit der Kirche zusammengehörig und ihr durch Zweck und Stil verwandt ist das frühere St. Margarethenkloster (von 1891—1920 die Dr. Plähn'sche Erziehungsanstalt, jetzt die Real- und Handelsschule der Stadt Waldkirch), das im Jahre 1755, wie eine Inschrift an der Fassade bezeugt, vollendet wurde. Beide sind an Stelle früherer, wohl kleinerer, uns bis jetzt unbekannter Bauten, von denen das Hoftor des Klosters noch Zeugnis gibt, erstellt worden. Die Fassade der Kirche ist mit den in hohen Nischen stehenden Figuren, der Himmelskönigin, der hl. Margarethe und dem hl. Nepomuk, sowie mit einem schönen Giebel in Rocailleverzierung geschmückt; der Turm in seiner schlanken Linienführung und harmonischen Gliederung ist einer der besten Jesuitenstiltürme und in merkwürdiger Weise hinten zwischen Chor und Schiff südöstlich angebaut. Unter den sieben Glocken[1] ist eine durch ihr Alter und ihre herrliche Tonfülle besonders ausgezeichnet; es ist die von dem berühmtesten Stiftsprobst, Balthasar Märklin († 1531 in Trier, wo er auch geboren war) gestiftete Osannaglocke, mit der bedeutsamen Aufschrift: Osana heis ich, unserer lieben frauen und sant Margareten erlit man mich, das ungewidter verdreib ich, meister jerg (Jörg) zu straßburg gos (goß) mich im MCCCCCXIIII jor (Jahr 1514). Der Grundriß der Kirche ist die Kreuzform, wobei jedoch das Querschiff außergewöhnlich breit und kurzarmig ist. Im Innern der Kirche, das durch die vielen unbemalten Fenster und die weißen hellen Wände und die Decke außerordentlich licht und durch seinen reichen Schmuck sowie seine Bemalung sehr farbenfroh ist, sehen wir im Chor schönes altes Gestühl über dem Hochaltar, ein auf die Legende der hl. Margarethe bezügliches Gemälde und die Gestalten der verschiedenen Patrone der Stadtkirchen und eine Frauenfigur, die vielleicht die Gründerin Reginlindis darstellt. Eine schöne schmiedeeiserne Schranke erhebt sich über der 3. Stufe des Aufgangs. Über dem Schiff wölbt sich die große mit mittelmäßigen Gemälden geschmückte Holzkuppel, und an der Nordseite des Schiffes steht die mit Reliefs und Skulpturen geschmückte Rokokokanzel. Die Brüstung ist bedeckt mit Reliefdarstellungen der Lehrtätigkeit Christi. Der prächtige, pyramidenförmige Schalldeckel trägt die Gestalten der vier großen Kirchenlehrer Augustinus, Ambrosius, Hieronymus und Gregor I. in Barockmanier, und gekrönt wird sie durch eine Christusgestalt in üppig gebauschtem und fliegendem Gewand. An beiden Seiten des Langhauses bis in den Chor hinein stehen die 12 Apostel in Stuck, künstlerisch unbedeutend, aber ungemein dekorativ wirkend, während im Querschiff zwei Taufbecken auffallen, hinter denen zwei Holzreliefdarstellungen der Taufe Christi und des betenden David sich befinden, die wiederum mit silbernen Kaskaden wenig künstlerisch geschmückt sind. Eine Merkwürdigkeit ist die zur Orgel- und Sängerempore führende hölzerne

[1] Eine davon ist während des Weltkriegs abgegeben und bis jetzt nicht ersetzt worden.

Digitized by Google

3. Waldkirch mit Blick nach Kollnau und Gutach i. Br. phot. G. Röbcke, Freiburg i. Br.

Wendeltreppe und das sie umhüllende kunstvolle Gehäuse. Zu nennen wäre noch im Chor je auf beiden Seiten ein Dreisitz mit marmorartigem Rocaillebaldachin; hübsch ist auch das Holzgitter an den Ehrenlogen des Chors.

Das nach der Südseite neben der Kirche liegende stattliche Kloster ist ein langgestrecktes, durch Giebel deutlich gegliedertes zweigeschossiges Gebäude mit Putzfassade, Fenstergewänden in Sandstein, und einem Mittelrisalit und den zwei seitlichen Voluten-giebeln; auf diesen stehen Obelisken und Vasen; in dem Mittelstück befindet sich das Hauptportal, dessen Säulen zusammen mit einer Rocaillekonsole den Balkon tragen, der durch reiche und kunstvolle Schmiedeeisenarbeit ausgezeichnet ist. Über dem Mittelrisalit erhebt sich die Statue der hl. Margaretha als der ersten Patronin des Klosters, der die Chorherren später den hl. Nepomuk als zweiten Patron noch hinzugefügt haben. Eine schöne, breite, jetzt teilweise durch Stein ersetzte Holztreppe führt in die zwei Obergeschosse. In den Sälen, deren einer der Kaisersaal, der andere der Festsaal später genannt wurden, sind die kostbaren Stuckdecken und Stukkaturen (Wappen, Rocaillenetzwerk) an den Wänden hervorzuheben. Insbesondere der Saal im obersten Geschoß, der offenbar den Prunksaal in der Wohnung des Stiftsprobstes bildete, bietet in seiner Decken- und Wandbehandlung die vorzüglichsten Arbeiten des Rocaillestiles im ganzen Kreis Freiburg dar; auch die neben dem Saal gelegenen Räume sowie die Korridore zeigen Stuckdecken, besonders vorzügliche die beiden Eckzimmer. Der Name „Kaiserzimmer“ für den unteren Saal, der heute die Naturaliensammlung der Realschule enthält, rührt von einem Besuch her, den der alte Kaiser Wilhelm I. der Stadt Waldkirch im Jahre 1883 gemacht hat, und anläßlich

Digitized by Google

dessen er hier festlich begrüßt und bewirtet wurde, wie es ein früher im Hause befindliches Gemälde lebensvoll darstellt. Das Einfahrtstor in den Garten ist von zwei kräftigen Pfeilern flankiert, die ehemals einen Flachbogen trugen, dessen Mittelstück jetzt über der kleinen seitlichen Pforte angebracht ist, das letztere trägt die Jahreszahl 1606 und dazwischen zwei Wappenstücke, deren eines einen springenden Löwen und das andere drei Kugeln enthält. Zu rühmen ist die außerordentlich vornehme und großzügige Raumanlage des Ganzen.

Zu dem Kloster gehörte noch eine ganze Anzahl großer und vornehmer Bauten, die geschmackvoll angeordnet sind und das Stadtbild reich beleben, die später und zumeist bis heute als Pfarrhaus, dreifache Kaplanei, Forstamt, Bezirksamt und Notariat (früher Amtsgericht) benutzt wurden. Das stattliche Pfarrhaus mit einem Haupteingang und einem Seiteneingang hat eine wundervolle Haustüre mit gebrochenem Giebel, Voluten und Rocaillekartusche und im Innern auch schöne Stukkaturen. Am Forsthaus befindet sich eine Türe mit geschwungenem Giebel und an der Kartusche die bedeutungsvolle Inschrift: Deo infinito intactae coeli reginae piaeque virgini Margaritae (1771), d. h.: „Gewidmet der unendlichen Gottheit, der unbefleckten Himmelskönigin und der frommen Jungfrau Margarete."

Alle die genannten Gebäude sind Dokumente der Waldkircher Klostergeschichte in ihrer letzten Blüteperiode bis zur Säkularisierung im Jahre 1805, der Geschichte des Klosters unter den Pröpsten von Franziscus Egermaier, dem Stiftskirchenerbauer an bis zu dem Koadjutor Nepomuk Hauser, also von 1720—1805[1].

Aus der Empire- und Biedermeierzeit (1790—1850) besitzt Waldkirch einige wertvolle Bürgerhäuser, das Rathaus mit seinem Renaissanceportal und den alten Friedhof, der am Silvester 1901 geschlossen wurde zugunsten des auf freiem Feld unmittelbar am Fuße des Kandels eröffneten neuen Gottesackers. In ihm stehen noch durch ihre schöne Form, sinnige Ausschmückung und künstlerische Beschriftung wertvolle Grabsteine, die aus malerisch wucherndem Efeu und glücklich zusammengewachsenen Baumgruppen herausschauen. Eine besondere Zierde ist das in seiner Einfachheit und Sinnigkeit beredte, hohe Steinkruzifix, welches der vorletzte, im Jahre 1809 verstorbene Stiftspropst Jos. Byrsner für diese Stätte gestiftet hat. Es steht inmitten einer Rundung, die von großen alten Linden und einer Reihe hierher zusammengestellter, origineller Grabsteine gebildet wird; das Ganze ein schlichtes Denkmal, das auch zu ferneren Geschlechtern noch zu reden befähigt und darum schonender Erhaltung wert ist. Interessant wäre es noch, der Geschichte des am Eingang des Dettenbachtals stehenden Weiherschlößle („Kilchlinsburg") und der des ehemaligen Nikolaus-Spitals und ihren Bauspuren nachzugehen, das erstere würde bis 1301, das letztere auf 1239 zurückführen. Die Existenz einer „Spittel (Spital)-Mühle" ist bezeugt durch einen Stein, der in die Orgelfabrik von W. Bruder-Söhne an der Freiburger Landstraße eingebaut ist, und der in großen Ziffern die Jahreszahl 1596 trägt.

[1] Eine bis ins 10. Jahrhundert zurückgehende reiche und hochinteressante, auch in die Weltgeschichte vielfach eingreifende Klostergeschichte ist dem Jahr 1720 voraufgegangen, von der hier nur einige wenige hervorragendere Daten gegeben seien: Der alemannische Herzog Burkhard gründet 915 für seine Gemahlin Reginlinde das adeliche Damenstift mit dem Namen „St. Margarethen" oder „Waldchilcha" und verleiht ihm das Besitztum des ganzen Wassergebiets der Elz; damit zieht der Orden der Benediktiner im waldreichen Tal ein. 980 stirbt die erste Äbtissin, Gysila „im besonderen Geruch der Heiligkeit". Kaiser Otto III. (980—1002) schenkt dem Kloster Besitzungen im Breisgau und verleiht der Äbtissin gleiche Rechte wie dem Abt der Reichenau. Von ca. 1350 beginnt der Verfall des Klosters und 1434 stirbt die letzte Äbtissin und Nonne zugleich in bitterer Armut. 1437 wird an Stelle des aufgehobenen Damenstifts ein Chorherrstift mit Propstei durch Konzilsbeschluß von Basel errichtet. 1508 wird der Hofrat und Kanzler des Kaisers Baltasar Märklin einstimmig zum Stiftspropst erwählt.

Digitized by Google

4. Elzach von Südwesten. Nach einem Aquarell von Erwin Krumm, Elzach

B. Elzach

Auf der Wanderung oder auch Autofahrt von Waldkirch nach dem 13 km entfernten und um etwa 100 m höher gelegenen Elzach werfen wir einen Blick auf die für Baumwoll- und Seidentextilbetrieb geschaffenen großen Fabrikanlagen von Kollnau und Gutach i. Br., von denen namentlich die der Seidenfirma Gütermann & Co. sich vielfach vorzüglich in die Landschaft eingliedern, und machen einige Minuten Halt in Bleibach. Seine Kirche besitzt einen zierlich hochgespitzten Kirchturm, der mich schon oft an den in Flüelen in der Schweiz erinnert hat, und ein Beinhaus, in welchem um die Wände herum ein Totentanz im Sinne des Baseler Holbeinschen schlecht und recht in solider Handwerksmanier aufgemalt ist. Er ist nicht so vollendet wie der im Freiburger alten Kirchhof, aber älter als dieser. An dem Schriftband, das die Bilder wohl mit selbstgemachten Versen des Malers begleitet, steht das Jahr 1723. Auf den Bildern erscheinen das Kind, der Papst, der Kardinal, der Abt, der Priester, der König, der Arzt, der Jurist, der Bauer u. a.; alle fordert der Tod zum Tanze auf:

„Kein Mensch kann ihm ja nit entgehen,
Wie du vor Augen thust jetzt sehen.
Gedenk' oft nur an das Sterben,
So wirst' ein selig End' erwerben."

In der Kirche zu Oberwinden werden den Kunstforscher drei Holzschnitzbilder mit der Darstellung Christi und der zwei Schächer am Kreuz aus dem 16. Jahrhundert fesseln; das Bildnis Christi trägt auffallend jüdischen Gesichtsausdruck; die beiden Schächer sind interessant durch ihre Häßlichkeit, alle drei verraten eine virtuose Technik.

In Elzach, welches in den Urkunden 1275 als „Alza" und 1351 als „Eltzach" genannt und das 1326 schon als Stadt erwähnt wird, spielen Beziehungen zur ursprünglichen Herrschaft Schwarzenberg und zum Kloster Waldkirch eine Rolle; seit 1323 ist

Digitized by Google

5. Chor der Stadtpfarrkirche (1522) phot. Imhof, Elzach

es vorderösterreichisch und seit 1805 badisch; bis 1822 hatte es ein Bezirksamt, das in dem jetzt noch stehenden Gyslerschen Hause neben der Apotheke untergebracht war, und bis 1916 ein Notariat. Kriege und eine große Feuersbrunst, die im Jahre 1634 durch die Württemberger angelegt wurde, haben viel Altes und Schönes hinweggefegt. Einige wenige Gebäude aus der Zeit vor dem Dreißigjährigen Krieg haben sich aber dennoch in unsere Zeit herübergerettet; es ist vor allem die lauschig gelegene, behäbige Apotheke, die leider mit dem neusten orangegelben Anstrich ihre schöne Epheuumrankung verloren hat, und die neben ihr liegende Schmiede (Haus Gysler). Die Sparkasse, die früher Rathaus war, dürfte etwas jüngeren Datums sein. Ein wertvolles Stück der Renaissancekunst ist der leider an vielen Stellen verwitterte und darum für eine gründliche Erneuerung vorgesehene laufende Brunnen gegenüber dem Gasthof Löwen-Post; er ist gekrönt mit der Statue des Stadtpatrons St. Nikolaus mit dem Bischofsstab in der einen und den drei Äpfeln (oder Kugeln) in der andern Hand. Durch den Mund zweier Masken fließt das Wasser in das breite Brunnenbecken; alle Skulptur ist aus rotem Sandstein. Ein zweiter Brunnen, in der Fortsetzung der Hauptstraße gelegen, hatte einen ähnlich bedeutenden Brunnenstock, der aber in neuerer Zeit einer unbedeutenden Steinskulptur weichen mußte und leider verloren gegangen ist; auf dem Schaft der Säule dieses steht das Jahr 1617, während bei dem erstgenannten die Jahreszahl 1610 auf dem Schaft eingeritzt ist. Älter noch als diese Brunnen ist ein künstlerisch hochwertiges Glasfenster,

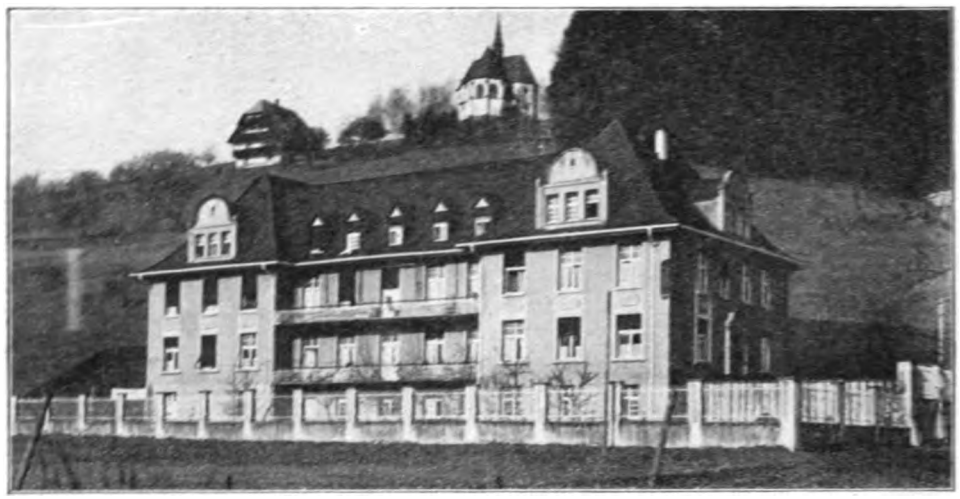
Digitized by Google

6. Elzach von Norden phot. Imhof, Elzach

das im Fenster des neuen Rathaussaales eingelassen ist; das Teilstück davon ist alt, es trägt die Unterschrift: „Die stat Elzach 1523" und hat den Stadtpatron Elzachs, den St. Nikolaus mit dem Sudarium (Schweißtuch) am Stab und einem Gefangenen, den der Heilige an der Kette führt. Im andern Teil sind — später stark ergänzt — zwei weitere Begebenheiten aus dem Leben des St. Nikolaus zur Darstellung gebracht und außerdem das Wappen der Stadt Elzach, drei Kugeln übereinander. Das jetzige Rathaus, in neugotischer Weise erbaut, ist im Jahre 1909 nach den Entwürfen von Mallebrein in Freiburg vollendet worden und bietet hinter einer imposanten Fassade würdige und behagliche Räume.

Die wertvollsten Denkmäler der Kunst und Kultur befinden sich in der durch ihren wuchtigen Turm auch weithin sichtbaren und imponierenden Pfarrkirche und dem zugehörigen Pfarrhaus; der Turm, wie er neuerdings von dem einheimischen Maler Erwin Krumm wiederholt dargestellt wurde, ist das Wahrzeichen des Städtleins geworden; der Chorbau stammt aus dem Anfang des 16. Jahrhunderts, das Langhaus aus dem 17. Jahrhundert, während der Turm erst 1828 vollendet wurde. Der Chor, außen ein achteckiger Putzbau, ist innen überspannt von einem Sterngewölbe, dessen Schlußsteine gut gearbeitete Wappen und Reliefbilder tragen. Besonders wertvolle Stücke der Renaissancekunst sind die acht Glasgemälde, deren sechs sich im Chor befinden, und das Sakramentshäuschen, das leider stark überstrichen ist. Das letztere ist an der linken Seite im Dreieck aufgestellt und wird von Engeln gestützt; eine Putte daran in ihrer realistischen Nacktheit ist wohl aus Versehen ins Heiligtum geraten. Von den Glasgemälden zeigen die in den Fenstern des Langhauses in leuchtenden Farben und guter alter Technik den Ecce-Homo

Digitized by Google



7. Städt. Krankenhaus mit Neunlindenkapelle — phot. Imhof, Elzach

und die schmerzensreiche Mutter, der das Schwert durch die Seele geht; dagegen die Fenster im Chor, deren mittleres dreiteiliges noch nicht bemalt ist, stellen dar: 1. die Kreuzigung, 2. die Dormition Marias, 3. den St. Christof und St. Georg, 4. die St. Margarethe mit dem Drachen und St. Maria mit dem Kind und 5. (in einem Doppelfenster) den hl. Nikolaus, wieder mit dem Gefangenen, und den St. Georg als älteren bärtigen Ritter mit dem Drachen; zu dessen Füßen sieht man den Stifter oder hier begrabenen Herrn von Hohen Rechberg mit seinem Wappen. Es wird angenommen, daß der Schöpfer dieser Gemälde mit dem damals blühenden Kunstleben Freiburgs starke Beziehung hatte. Glasgemälde aus neuerer Zeit im Langhaus stellen die sieben Seligpreisungen sinnig dar. Am rechten Seitenaltar befindet sich eine spätgotische Holzfigur, eine sitzende Madonna mit dem Jesuskind in halber Lebensgröße, die einen außerordentlich feinen, echt deutschen Gesichtsausdruck hat, und an die sich eine Legende voll bewegten Inhalts angerankt hat; sie war das Wallfahrtsbild aus der im Jahre 1778 bei einer großen Wassersnot zerstörten Kapelle der „Mutter Gottes zu den neun Linden", die selbst wieder ihre Auferstehung erlebt hat in der auf der westlichen Bergeshöhe über dem Spital in neuester Zeit in Neugotik erbauten großen Neunlindenkapelle. Die drei Altäre in der Elzacher Pfarrkirche, die im Barockstil gearbeitet sind, stammen aus dem Kloster Oberndorf.

Es wäre dankbar, der Fülle von landschaftlicher Schönheit, in die das saubere Städtlein gebettet ist, und ebenso seiner wirtschaftlichen und gewerblichen Entwicklung nachzugehen, doch fehlt dazu der Raum; erwähnt sei nur noch, daß die Bewohner bei aller Aufgeschlossenheit für gutes Neues an alten Gebräuchen und Sitten, so auch an der alten Fastnacht mit ihren Schuttigen, zähe festhalten.

Digitized by Google

1. Neustadt im Jahre 1780. (Nach einem alten Stich)

Die Wälderstadt Neustadt im Hochschwarzwald

Von Wilhelm Stahl, Neustadt

Der Hochschwarzwald ist das Gebiet nördlich, östlich und südlich vom Feldberg in einer Ausdehnung, welche im Süden bis zu den Höhen reicht, von welchen sich steil abfallende Täler mit wildschäumenden Bächen hinunterſenken in das Markgräflerland und zum Oberrhein, welches im Norden begrenzt ist von den Höhen von Breitnau, Weißtannenhöhe, Turner, Hochberg, dem Rücken des Höchstberges (Wasserscheide zwischen Rhein und Donau) mit den Tälern von Schollach, Urach und Linach und im Osten durch die von Norden nach Süden verlaufende geologische Linie, welche die Baar mit ihrem Muschelkalkboden von dem Hochschwarzwalde, der durch die Urgesteine Granit und Gneis aufgebaut ist, trennt.

Hier will ich bleiben, erklärte der Schwarzwald, als er an dieser Grenze angekommen war. Für meine frischen Tannen eignet sich der zerklüftete Kalkboden nicht, in welchem die Wasser versickern, wo keine Bächlein sprudeln, wo der Boden im Sommer austrocknet, und wo Gräser und Bäume dürsten. Von allen Seiten müssen die Bächlein über meine Höhen herunterspringen, selbst im heißesten Sommer darf kein Quell, kein Bächlein versiegen, und kein Gräslein der saftigen, grünen Schwarzwaldwiesen darf vertrocknen. Hoch auf den Bergen müssen die Wipfel meiner Tannen im kühlen Winde sich wiegen und rauschen, müssen dem Sturme und der Last des Schnees trotzen, weit hinaus in die Ferne über Berg an Berg hinunter in die Täler, an den Rhein, zu den Vogesen, zum Bodensee und zu den silberglänzenden Alpengipfeln sollen die Kuppen meiner Berge schauen.

Digitized by Google

2. Neustadt im Jahre 1868. (Nach einem alten Pastell)

Und so blieb der Hochschwarzwald ein Gebiet für sich und topographisch, klimatisch und vegetativ ein eigenes Gebilde mit eigenem Gepräge.

Vom Feldberg senkt sich dieses Land von einer Höhe von 1500 m bis zu 800 m herunter, breite offene Täler und Hochflächen bildend, welche den Vorzug haben, daß ihnen, da sie am Ost- und Südende des Schwarzwaldes liegen, keine überragenden Gebirgszüge mehr vorgelagert sind, so daß die Sonne und südliche Wärme freien Zutritt haben. Die Täler, welche meistens von Norden und Nordosten nach Süden und Südosten verlaufen und im Norden durch schützende Berge überragt sind, gewähren den Sonnenstrahlen freien Zutritt, so daß eine große Erwärmung derselben stattfindet, was zur Folge hat, daß bis zu Höhen von 1000 m und höher erfolgreich Landwirtschaft getrieben werden kann. Dieses günstige Klima wird unterstützt von einem großen Wasserreichtum und einem tiefgründigen Ackerboden, welcher die Vegetation bis auf die obersten Bergeshöhen sich ausbreiten ließ.

Diese Eigenschaften machten es möglich, daß eine starke Besiedelung stattfinden konnte, da der Schwarzwald alles das bot, was zum Leben eines Volkes, das von der Welt abgeschnitten und ganz auf sich allein angewiesen war, nötig ist. Die Tannen der Wälder boten das Holz zum Bau der Häuser, das Brennmaterial für die langen Wintermonate, die Landwirtschaft gab den Bewohnern Brot, Milch, Butter und Fleisch und den Urbewohnern Felle und Wolle, Leder und später durch den Flachsbau Gewebe zur Kleidung und ermöglichte ihnen das Halten von Zugtieren für die Landwirtschaft. Der Wasserreichtum trieb die Räder der Hausmühle und in späteren Zeiten der Klopfsäge zum Schneiden der Bäume zu Brettern und Balken.

Aus diesen Eigenschaften des Bodens und Klimas entwickelte sich durch fortgesetzte Anpassung und Naturauslese eine eigene Kultur der Vegetation, der Tierwelt und auch der Bewohner. Auch das Bauernhaus ist ganz aus den Erfordernissen des Klimas

Digitized by Google

3. Neustadt im Schwarzwald 1925. (Nach einer Federzeichnung des Verfassers)

und der Landwirtschaft herausgewachsen. Der Waldreichtum bot das Holz zum Baue der Holzhäuser. Der sechs bis sieben Monate dauernde Winter, der oft über Nacht große Schneemassen brachte und die Menschen tagelang in ihren Häusern festhielt, verlangte, daß alles, was zum Leben für Menschen und Tiere nötig ist, sich unter einem Dache zusammenfand. Auf manchen Höfen werden viele Wagen Garben und bis zu 100 Wagen Heu und Öhmd eingeführt, welche Futtermenge für das Füttern von 30 bis zu 40 Stück Vieh ohne die Schafe und Schweine während einer Zeit von 6 bis 7 Wintermonaten nötig ist. Dadurch wurde die Größe des Hauses bedingt. Des anhaltenden Schneedruckes wegen mußte das Dach steil gebaut und mit Schindeln bedeckt werden, und zum Schutze gegen Schnee, Nässe und Kälte senkt sich dieses wie eine schützende Kappe über das Haus herunter. Dieses Bauernhaus des Hochschwarzwaldes unterscheidet sich daher wesentlich von den typischen, strohbedeckten, immer wieder abgemalten und photographierten Schwarzwaldhäusern der tiefer liegenden Schwarzwaldtäler.

Auch die Menschen, die zu einer Zeit, als der Schwarzwald noch eine zusammenhängende, urwaldartige Waldfläche war, in den Schwarzwald eindrangen und sich da seßhaft machten, haben sich im Verlauf einer jahrtausendelangen Abgeschlossenheit im Kampfe mit den Unbilden des Klimas diesem angepaßt. Viele Jahre sind vergangen, und ungeheure Strapazen und Entbehrungen waren nötig, bis aus dem Urwalde ein landwirtschaftliches Gelände geschaffen war. Mitgewirkt bei der Bildung des Schwarzwälder Volkstumes haben wohl auch die Rassenabstammung und Rassenhygiene. Über die Abstammung des Schwarzwälder Volkes ist man sich nicht einig. Die einen führen dieselbe auf zersprengte Überreste der Kelten zurück, welche vor dem Ansturme der Germanenstämme in die unzugänglichen Gebiete des Hochschwarzwaldes flüchteten. Andere neigen der Ansicht zu, daß es sich um die Nachkommen einer noch älteren Urbevölkerung handle.

Digitized by Google

4. Das Uhrenmachen in der Neustadt. (Nach einem alten farbigen Druck)

Daß es sich um einen fremden Volksstamm handelt, sieht man daraus, daß der Hochschwarzwaldbewohner sich von den umgebenden Germanen, besonders von den Schwaben der Baar, scharf unterscheidet, und daß auch an Stellen, wo diese aneinanderstoßen, eine Verschmelzung nicht stattfand. Dies zeigt sich besonders da, wo der Hochschwarzwald die Baar berührt. Es besteht eine scharfe Trennung und ein jedem oberflächlichen Beobachter sofort in die Augen springender Unterschied im Äußern und im Charakter. Obwohl beide während Jahrhunderten ohne trennende Grenzverhältnisse nebeneinander hausten, sind sie in ihren Charakterzügen grundverschieden geblieben und stehen sich auch heute noch fremd und ohne gegenseitige Beziehung gegenüber. Eine Vermischung mit andern Volksteilen wurde bis auf die heutige Zeit durch die Abgeschlossenheit der Gegend und durch die Eigentümlichkeit des scheuen, zurückhaltenden, allem Fremden abholden Charakters dieses Bergvolkes verhindert.

Die Erschwernisse des Klimas und des Bodens haben aus den Bewohnern des Hochschwarzwaldes einen abgehärteten, widerstandsfähigen und genügsamen Menschen gemacht. Auch heute noch ist er zurückhaltend, bedächtig, zuverlässig. Es hält schwer, ihm näherzukommen; denn die Worte liegen ihm nicht auf der Zunge wie dem Schwaben, besonders nicht mit herablassendem, kordialseinsollendem Benehmen. Er ist seinen angestammten religiösen Traditionen getreu, ohne in Frömmelei zu verfallen. Ganz abhold ist er allem närrischen Getue. Er ist auch kein Politiker, läßt sich aber doch nicht von jedem Parteiagitator ein X für ein U vormachen. Besonders musikalisch ist er auch nicht; dagegen ist er ein Freund des Kartenspielens, mit welchem er sich des Sonntags in der

Digitized by Google

5. Strohflechten im Schwarzwald. (Nach einem alten Druck)

großen Bauernstube oder im Wirtshaus des Tales die Zeit vertreibt. Er ist ein Frühaufsteher und hat die mitteleuropäische Zeit schon längst eingeführt, indem die Schwarzwälder Uhr in der Wohnstube das ganze Jahr eine halbe bis eine Stunde vorgeht[1].

Viele Jahrhunderte lang hat der Wälderbauer weltfern auf seinem Hofe, in den einsamen Hochtälern auf seiner Scholle, deren Produkt er war, als ein Selbstherrscher, als ein Patriarch sich mit der Landwirtschaft ernährt. Haus und Hof gingen ungeteilt auf den Nachkommen über, wobei der Vater die Wahl seines Nachfolgers nach seinem Belieben traf. Die übrigen Kinder begnügten sich mit einer kleinen Abfindungssumme, blieben meistens bei dem Bruder, oder aber sie erwarben ein kleines Gütchen und gründeten eine eigene Familie. Hier zeigte sich ein prächtiger Charakterzug des Schwarzwälders. Obwohl der Bruder den Hof mit Roß und Vieh, mit Wald und Feld um einen geringen Kaufpreis erhielt, fügten sich die Geschwister ohne Murren der Entscheidung des Vaters. Feindschaft gab es aus solchen Erbabmachungen selten, wie überhaupt die Erziehung der Kinder zu Gehorsam und zur Ehrfurcht gegen die Eltern eine mustergültige war.

Eine Änderung in das Leben und Treiben und die Wirtschaft auf dem Hochschwarzwalde kam nun durch drei Dinge: durch die Flößerei, durch die Straßenbauten und den Höllentalbahnbau 1887. Durch die Flößerei konnte der Schwarzwaldbauer seine Wal-

[1] Der Bewohner der Berge und Täler des Hochschwarzwaldes ist ein Kaltblüter mit ruhigen Nerven. Unglück und besonders die Widerwärtigkeiten des Klimas erträgt er mit größter Kaltblütigkeit. Gegen Schmerzen ist er ganz unempfindlich, so daß selbst Schulkinder allein zum Arzte gehen und sich einen bösen Finger aufschneiden oder Zähne ziehen lassen.

Digitized by Google

6. Maler Karl Heine, geboren 1847 in Neustadt, in der Jugend Schildmaler, von glänzender Begabung, verließ Ende der achtziger Jahre Neustadt, um sich in England eine neue Existenz zu suchen. Auf der Überfahrt suchte und fand er den Tod in den Wellen.

dungen, welche für ihn in früheren Zeiten fast wertlos waren, verwerten, wodurch Geld auf den Schwarzwald kam. Auch im Neustädter Gebiet wurde, wenn auch in kleinerem Maße, geflößt. Noch im Jahr 1830 wurden in der Gutach, da wo jetzt die Schraubenfabrik steht, die Stämme zu Flößen zusammengebunden und hinunter in den Rhein geflößt. Durch die Straßenbauten wurde dann die Flößerei abgebaut. Langholzfuhrwerke übernahmen jetzt den Transport der Tannenstämme und des Brennholzes. Es entwickelte sich eine Fuhrwerkskunst, welche sich auf den Schwarzwaldhöfen fortvererbte; Peitschenknall der Vier- und Sechsgespanne und das Wiehern der Pferde erfüllten die Stille der Wälder. Tägliche Postverbindungen nach Freiburg, St. Blasien, Donaueschingen, und eine regelmäßige Fracht- und Botenfuhrwerkerei bracht reges Leben auf die sonst so einsamen Wald- und Bergstraßen und in die Städtchen des Hochschwarzwaldes. Dann kam 1887 im Mai die Höllentalbahn, welche das ganze Leben umgestaltete und den Hochschwarzwald an die Welt anschloß. Der belebende, idyllische Postwagen, das Lastwagen- und Botenfuhrwerk verschwanden auf den Straßen, auf welchen es einsam wurde, wodurch viele Betriebe, die vom Fuhrwerksverkehr lebten, brotlos wurden. Auch das Langholzfuhrwerk wird nun immer mehr von den Lastautos verdrängt. Schade ist es um die Holzflößerei und das Fuhrwerksleben, welch beide das Bild eines kraftstrotzenden, urgesunden, wagemutigen Volkstumes zeigten. Hunderten von Menschen verschafften diese Betriebe Arbeit, Brot und Gesundheit. Jetzt ziehen sie in die Stadt und werden Fabrikarbeiter.

Der von den Bauernhöfen abstammende Kleinhäusler besaß Feld und Wiesen zum Halten von ein bis drei Kühen und einigen Schafen. Das Häuschen war klein, ganz von Holz, ganz Zimmermannsarbeit und stand gewöhnlich abseits vom Bauernhof, oben am Berge. Die Unmöglichkeit, sich mit der Landwirtschaft allein durchzubringen und des hohen Schnees wegen im Winter sich nicht einmal mit Waldarbeit Verdienst verschaffen zu können, haben den Kleinhäusler darauf angewiesen, neben seiner Landwirtschaft sich anderweitig nach Einkommen umzutun. In den langen Wintermonaten fing er natürlich zu basteln an und wurde zum Sinnierer und Tüftler. So entstanden die Strohflechterei, die Weberei, die Schnitzerei, die Herstellung von Holzwaren, von Glaswaren, von Glocken und dann die Uhrmacherkunst, besonders die Anfertigung von Kuckucks- und Spieluhren[1]. Die meisten dieser Betätigungen erfolgten als Hausindustrie. Die Produkte all dieser Beschäftigungszweige bedurften aber auch des Absatzes, welcher bei dem Mangel an Verkehrsmöglichkeiten sehr schwierig war. Da zeigte sich eine andere Eigenschaft des Schwarzwälders, ein gediegener Handelsgeist und die im Kampf mit der rauhen Natur

[1] Vgl. Heimatblatt Nr. 31 der Schriftenreihe Vom Bodensee zum Main „Die Schwarzwälder Uhr" von Adolf Kistner, 164 Seiten mit 113 Abbildungen.

Digitized by Google

erworbene zähe Energie und Genügsamkeit. Es fanden sich Männer, welche mit dürftigen Mitteln, die Krätze auf dem Rücken, unter Entbehrungen hinauszogen in die Ferne und bei äußerster Bedürfnislosigkeit den Verkauf der zu Hause verfertigten Waren betrieben. Schon im 18. Jahrhundert zogen diese nach Holland, England, Italien, Spanien, Rußland und sogar nach dem Kapland und Mexiko. Es wurden Geschäftsniederlassungen und Handelskompagnien gegründet, durch welche der Schwarzwälder Handel in aller Herren Länder in großzügiger Weise verbreitet wurde. Die Uhrenschildmalerei gestaltete sich zu einer Kunst, die sich in vielen Familien als Hausindustrie fortvererbte. Aus den Schildmalern gingen dann die Schwarzwälder Maler und vorwiegend die Porträtmaler hervor.

Die in ihre Heimat zurückgekehrten Handelsleute und Uhrenmacher, „Schwarzwaldengländer" genannt, brachten nicht nur reiche Mittel, sondern auch durch die Berührung mit der großen Welt einen aufgeweckten Sinn und den Hang, ihre Altersheime behaglich einzurichten und mit besseren Bildern, hauptsächlich mit Ölbildern ihrer Heimathöfe und ganz besonders mit den Bildnissen ihrer Familie zu schmücken, mit in die Heimat zurück. Dieser Eigenschaft verdankten die Schwarzwaldmaler ihre Existenzmöglichkeit und die heutige Zeit die vielen Bildnisse der prächtigen markanten Bauernköpfe, der stolzen Gestalten der Handels- und Fabrikherrn, der Bürger und Frauen, welche Bilder uns einen tiefern Einblick in das Wesen des Wäldervolkes und in die solide feine Kultur der damaligen Zeit gewähren, als viele der süßlichen und oft zweckdienlich konstruierten Schwarzwald-Dorfgeschichten.[1]

Durch die Flößerei und die Handelstätigkeit im Auslande wurde eine reiche Absatz- und Verdienstmöglichkeit geschaffen. Den Schwarzwälder, welchen es hinauszog in die ferne Welt, trieb es, wenn er für sich und seine Familie ein auskömmliches Vermögen erworben hatte, immer wieder in seine Heimat zurück. Dadurch kam Geld auf den Schwarzwald. Der Bauer verschaffte sich aus der Vieh- und Waldwirtschaft und mit dem Holzfuhrwerke Verdienst und Einkommen. Der Bürger und Kleinhäusler hatte neben der Landwirtschaft Verdienst aus der Hausindustrie. So entstand auf dem Schwarzwalde diejenige Wohlhabenheit, auf welcher sich das vielgestaltige Volksleben mit den vielbeschriebenen Sitten und Gebräuchen und Trachten aufbaute. So blühend und farbenprächtig wie in tiefer gelegenen Gegenden des Schwarzwaldes, besonders wie im Kinzigtale, konnte sich bei den klimatischen und örtlichen Verhältnissen und dem ruhigen und zurückhaltenden Charakter der Bewohner das Volksleben auf dem Walde nicht entwickeln. Auch die Trachten waren weniger farbenprächtig und lebhaft. Doch macht die Tracht der Frauen, wie sie noch zur Mitte des vorigen Jahrhunderts getragen wurde, einen harmonischen, feinen Eindruck. Die Tracht der Uhrmachersfrau auf unserem Bilde „das Uhrenmachen in der Neustadt" geht wohl auf die Anfangszeit der Uhrmacherei zurück. Sie hat etwas Eigenartiges, etwas Fremdes und mag als das Produkt des Volksgeistes jener früheren von der Außenwelt abgeschlossenen Bevölkerung ohne Beeinflussung und Kritik von außen entstanden sein.

Überall, wo in einem Landbezirke sich ein reges geschäftliches Leben entwickelt, wird dies die Entstehung eines Städteweſens zur Folge haben. Nur wo die Möglichkeit besteht, aus einem wohlhabenden Hinterlande Verdienst zu holen, werden sich Handwerker und Handelsleute ansiedeln. Eine Schmiede, eine Wagner- und eine Sattlerwerkstatt werden die ersten Ansiedelungen sein; bald werden auch andere Handwerker dazukommen.

---

[1] Eine gediegene, verdienstvolle Darstellung der Schwarzwälder Malkunst finden wir in Heimatblatt 19 der Schriftenreihe, Vom Bodensee zum Main „Schwarzwälder Maler" von Max Wingenroth.

Unsere Mitglieder beziehen diese Heimatblätter durch das Haus Badische Heimat, Freiburg i. Br., Hansjakobstraße 12, zu Vorzugspreisen.

Digitized by Google

Das nächste Bedürfnis wird eine Kirche, ein Friedhof, aber auch ein Wirtshaus sein. Der Platz, an welchem Neustadt liegt, ist ein Kreuzungspunkt, an welchem die Wege von Freiburg nach dem Osten des Landes und die Pässe, die über das Höchst gen Donaueschingen und über Kappel, Bonndorf zum Rheine führen, sich schneiden. Hier bildete sich ein Haltepunkt, wo Wanderer und Fuhrwerke Station machten, wo die Schäden an Wagen und Pferden ausgebessert werden konnten, und wo man auch Vorspann an größeren Steigungen der Straße bekam[1]. Noch vor hundert Jahren war Neustadt ein einsames Wälderstädtchen mit lauter Schwarzwaldhäusern und etwa 800 bis 1000 Einwohnern. Es war die Kirchspielgemeinde für die Zinken Jostal, Schildwende, Spriegelsbach und Altenweg, welche die Gemeinde Viertäler bildeten. In Neustadt feierten diese die Hochzeiten, dort ließen sie ihre Kinder taufen, und dorthin brachten sie ihre Toten. Sonntags kamen sie zu Fuß, mit ihren Einspännerwägelchen oder mit Schlitten zur Kirche, machten ihre Einkäufe, kehrten in ihrem gewohnten Wirtshause ein, aßen ein Leberle oder ein Sülzle, dann ging es wieder nach Hause zur Nudelsuppe. So bestand ein inniger Zusammenhang zwischen den Bauern und den Bewohnern „der Neustadt", welcher trotz aller Veränderung bis heute fortgedauert hat. Die Bewohner der Neustadt waren zu dieser Zeit Kaufleute und Handwerker. Unentbehrlich war der Drechsler, der die Schwarzwälder Spinnräder, die Kunkeln und die Garnhaspeln anfertigte. Neben dem Handwerk wurde fast in jedem Hause ein kleine Landwirtschaft auf den an der „Fehren" und am Fullberg gelegenen Allmendteilen, welche heute noch zu dem Bürgernutzen gehören, betrieben. Die Uhrmacherkunst als Hausbetrieb fällt in die Zeit zum Beginne des 18. Jahrhunderts. Von da an wurde die Neustadt zur Uhrmacherstadt und mit dem Gebiete von Schwärzenbach, Friedenweiler, Eisenbach, Hochberg, Saig, Bubenbach zum Hauptsitze der Uhrmacherei. Zu den bestehenden Handwerken kamen dann die mit der Uhrmacherei zusammenhängenden, schon früher genannten Erwerbszweige dazu. Zu diesen gehörte auch die Uhrenschildmalerei, welche in Neustadt allein vier Familien beschäftigte. Die bedeutendste war die Schildmalersfamilie Brunner-Dilger-Heine, aus welcher „einer der feinsten Maler" des ganzen Schwarzwaldes „Karl Heine" hervorgegangen war[2].

Jahrzehntelang wurde die Uhrenmacherei als Hausindustrie in kleinen Werkstätten betrieben. Anfangs wurden die Uhren ganz aus Holz (Waag-Unruhuhren) mit Zirkel, Bohrer, Säge, Messer angefertigt. Die erste Kuckucksuhr wurde 1720 gemacht. Aus kleinen Anfängen heraus entwickelte sich dann eine umfangreiche Industrie. Im Jahre 1796 zählte man schon 500 Uhrenmacher auf dem Schwarzwald. Der Vertrieb der Fabrikate wurde später durch sogenannte Packereien (Versandhäuser) und Handelskompagnien besorgt. Mit den Packereien waren gewöhnlich eine Wirtschaft und ein Kramladen verbunden. Wenn dann die kleinen Uhrmacherlein ihre Uhren bei dem Packer, Wirt und Krämer ablieferten, mußte er einen Tribut bezahlen, welcher im Trinken einiger Schoppen und im Kaufen von Waren bestand. Man sieht, schon damals war es der Zwischenhandel, welcher dem Produzenten seinen Verdienst beschnitt. Solche Packereien befanden sich auf dem Rudenberg (Sternen) und auf dem Hochberge (Hochberger Wirtshaus).

Da die Wälderstadt Neustadt geradeso auf sich allein angewiesen war und geradeso unberührt von den Einflüssen der Außenwelt ihre Entwicklung nehmen mußte wie die

---

[1] An der Stelle von Neustadt, wo die Landstraße von der Unterstadt steil in die Oberstadt hinaufführt, standen zwei Schmiedewerkstätten. An dem Hause der einen, der „Basilischmiede", befindet sich eine Tafel mit dem Zeichen eines Hufeisens und der Jahreszahl 1599.

[2] Ausführliches über diese Malersfamilie und über den unglücklichen Maler Karl Heine ist ebenfalls in dem schon genannten Heimatblatt „Schwarzwälder Maler," von Max Wingenroth zu lesen.

Digitized by Google

7. Karl Heine, Bildnis seiner Mutter. (Aus „Schwarzwälder Maler" von Max Wingenroth, Heimatblatt 19 der Schriftenreihe Vom Bodensee zum Main)

Bauernschaft, so verlief diese ganz in denselben Bahnen wie bei diesen. Neustadt war ein Städtlein von Heimarbeitern, Handwerkern und Bauern. Deshalb spielte sich das ganze Leben in dem Städtchen in den Grenzen ab, welche durch diese Verhältnisse gesteckt waren.

Die Entwicklung des Schwarzwaldes in der im vorstehenden geschilderten Richtung hatte Ende des 18. Jahrhunderts ihren Höhepunkt erreicht. Um die Mitte des 19. Jahrhunderts trat plötzlich eine Wendung ein, welche zu einem Rückgange, ja zu einem Verschwinden der bisherigen Kultur des Schwarzwaldes und zu einer Änderung des ganzen Erwerbslebens führte

Die immer mehr sich ausbreitende Photographie bereitete der Schwarzwälder Malkunst besonders der Porträtmalerei ein Ende. An Stelle der Ölbilder und Porträte

Digitized by Google

traten Photographien und an Stelle von schönen Lithographien und Stahlstichen schlechte Photographien und kitschige Öldrucke.

Durch den Bahnbau 1887 wurde der Abgeschlossenheit des Schwarzwaldes, besonders des Neustädter Gebietes ein Ende bereitet: Die Beziehungen zu den Städten der Außenwelt wurden immer größer, und dem Eindringen von fremden Sitten, fremder Mode wurden die Tore geöffnet. Die Trachten wurden abgelegt. Nur die Bauersfrauen und auch manche Frauen in der Stadt tragen als Rest der früheren Tracht eine unschöne, halbstädtische Kleidung mit farbigem Brustlatz und goldgesticktem Halskragen. Bei allen Festen, wo Festjungfrauen aufzutreten pflegen, wird aus dem Kleiderschranke eine Art Paradetracht hervorgeholt, welche aber mit der alten Bauerntracht nichts zu schaffen hat. Mit der Tracht verschwinden folgerichtig auch das bäuerliche Auftreten und die bäuerischen Gebräuche. In den Jahren 1817—1867 und 1887 zerstörten große Brände in Neustadt die meisten alten Schwarzwaldhäuser, und an Stelle der alten Kirche, welche 1897 abgebrochen wurde, erhebt sich nun ein neues gotisches Münster, und viele neue Häuser kamen dazu. So hat nun Neustadt seinen früheren Charakter als Wälderstadt verloren und macht als schmuckes Städtchen seinem Namen „Neustadt" alle Ehre. Nach der Eröffnung der Höllentalbahn 1887 und der Bahn nach Donaueschingen 1901 trat rasch eine Vergrößerung der Stadt ein. Die Einwohnerzahl verdoppelte sich auf 5000. Der Verkehr, der bis dahin durch eine einmalige Postverbindung bewältigt wurde nahm nun in ungeahnter Weise zu. Es genügten 1885 ein Briefträger mit einem Gepäck, austräger und zwei Landpostboten; heute sind es 31 Postbeamte. Die Volksschule samt der Gewerbeschule hatte mit zwei Lehrerwohnungen im heutigen Rathause Platz, und heute hat Neustadt ein großes Schulhaus, und ist im Begriffe ein zweites großes Schulhaus zu bauen. Es besitzt eine Realschule, eine Gewerbeschule und Handelsschule mit 25 Lehrkräften gegen drei Schullehrer anfangs der 80er Jahre des vorigen Jahrhunderts.

Die Entwicklung der Technik und des Maschinenwesens führte zur Herstellung der Uhren auf maschinellem Wege und zu einer Massenproduktion von sogenannten Amerikaneruhren, welchem erdrückenden Wettbewerbe die Schwarzwälder Heimindustrie nicht gewachsen war. Um dieser Konkurrenz auf dem Weltmarkte zu begegnen, mußte man auf dem Schwarzwalde, besonders auch in Neustadt zu dem maschinellen, fabrikmäßigen Betriebe übergehen. Zu diesem Zwecke wurden Aktienunternehmnugen gegründet, welche bald zu prosperieren begannen. Anfänglich wurde noch längere Zeit besonders in Neustadt die Heimarbeit dadurch erhalten, daß man von dieser die Bestandteile anfertigen ließ und die Zusammensetzung in der Fabrik vornahm. Aber trotzdem kam doch nach und nach die Heimindustrie, welche Hunderten von Uhrenmachern die Existenz verschaffte, zum Erliegen, wodurch große Not in diese Häuser einzog.

Zu der Uhrenfabrikation gesellten sich dann noch andere Fabrikationszweige, unter welche die Holzstoff- und Papierfabriken A.-G. als Hauptfaktor des Wirtschaftslebens von Neustadt und Umgebung genannt werden muß.

Obwohl man die industrielle Entwicklung als ein Glück für den Schwarzwald ansehen muß, da diese ihn vor Not und Verarmung bewahrt, muß uns aber doch unendliche Wehmut ergreifen, daß das schöne und eigenartige Schwarzwälder Volkstum mit seinem Erfindergeist, seinem technischen und künstlerischen Sinne, welches durch eine jahrhundertelange Entwicklung geschaffen wurde, innerhalb so kurzer Zeit verlorengegangen ist.

Wir müssen uns aber damit abfinden, wie mit vielem anderen Unabwendbaren, aber eines sollte und könnte verhütet werden, nämlich das Aussterben des Schwarzwälder Qualitätsarbeiters. Dieser war nicht das Produkt einer zufälligen Begabung, sondern der Einwirkung einer Reihe von Generationen. Die Geschicklichkeit der Finger bei allen Hantierungen, die Schärfe der Augen, die Ausbildung bestimmter Muskelgruppen, das

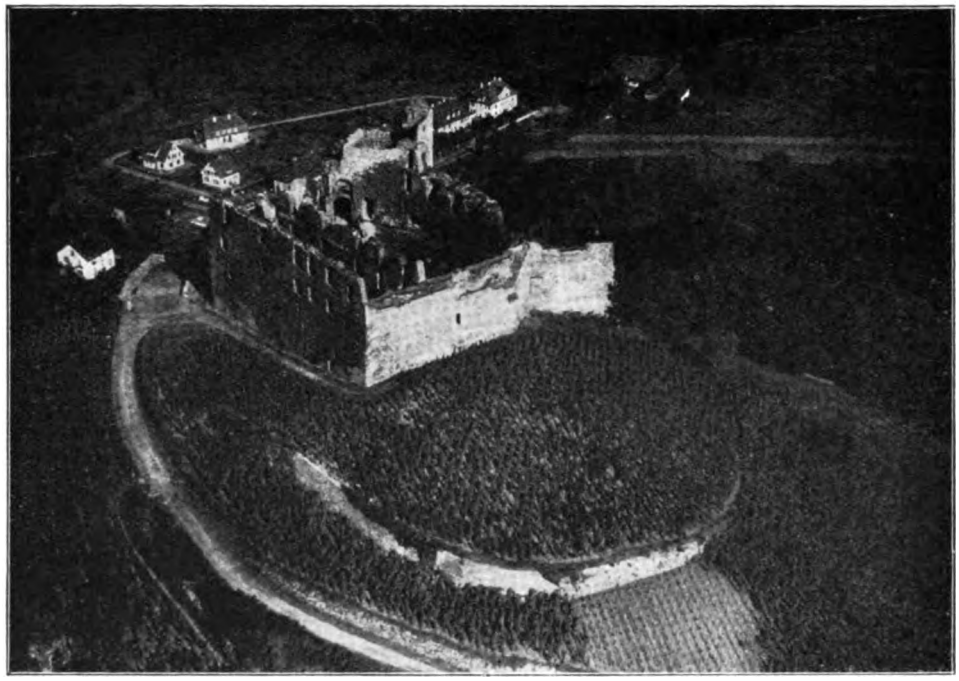
Digitized by Google

ganze technische Talent wurden im Verlaufe der Zeit erworben und vom Vater auf den Sohn vererbt. Einmal verloren läßt sich dies alles nicht mehr zurückgewinnen. Sehr erfreulich ist, daß man in den alten Uhrmacherkreisen in Neustadt wieder das Vertrauen gewonnen hat, daß auch kleinere Betriebe mit der alten Qualitätsarbeit unter Hinzuziehung der Heimarbeit den Kampf mit der Massenfabrikation bestehen können.

Aber auch die Industrie kann einmal durch andere Fabrikationsmethoden oder eine andere Einstellung des Weltmarktes versagen. Zum Glück aber hat das Schicksal dem Schwarzwald etwas geschenkt, was man mit dem ungeschickten Namen „Fremdenindustrie" bezeichnet. Je mehr die Menschen durch die sogenannte Nationalisierung der Arbeit zu Arbeitsmaschinen gemacht werden, je mehr diese sich in den rauch- und dunsterfüllten Städten zusammendrängen, um so größer wird das Verlangen, fern der Hast und dem Trubel der Städte, auf den Bergen des Schwarzwaldes, in der reinen Höhenluft, in dem gesunden Höhenklima Erholung und Genesung zu suchen. Immer mehr wird der Hochschwarzwald mit seinen Dörfern und Städten von Fremden aus aller Herren Länder aufgesucht. Mit Vorliebe werden neben den Hotels auch Privathäuser bezogen, ja selbst in Bauern- und Arbeiterwohnungen finden sie Unterkunft. So schafft sich der Hochschwarzwald aus eigenen Mitteln Ersatz für die verlorenen Erwerbsquellen, ein Ersatz, der ihm von niemand genommen werden kann.

8. Neustadt, Kriegerdenkmal auf dem benachbarten Fullberge
(Nach einer Zeichnung des Verfassers)

Digitized by Google



1. Burg Staufen, Luftbild — phot. Bad.-Pfälz. Lufthansa, Mannheim

Aus Staufens vergangenen Tagen

Von Jörg Hermann Nagel, Pforzheim

Am Eingang des Münstertals, wo grüne Matten, goldwogende Kornbreiten und Rebenhänge zusammentreffen, überschattet von den dunkelblauen Vorbergen der wuchtig und trotzig gelagerten Belchenkuppe, ragt, vergleichbar dem Bergkegel der Hohkönigsburg drüben im Elsaß, nur in kleinerem Maßstab, ein runder isolierter Vorberg auf, mit einer efeuumsponnenen Ruine gekrönt, die Feste Staufen, die auch dem zu seinen Füßen ruhenden Städtchen den Namen gegeben hat. Steigt man zur Sankt-Johannes-Kapelle auf der benachbarten Berghalde hinauf, so überschaut man Zwingburg und das sich an Staufenberg anschmiegende, förmlich Schutz suchende Städtchen zugleich, erkennt die ursprüngliche Gebundenheit und Einzwängung in Stadtmauer und Graben — die Türme sind leider abgetragen — und freut sich über die Behaglichkeit, mit der das Städtchen, von den Fesseln einstiger Abhängigkeit glücklich befreit, gemächlich begann, sich zu recken und zu dehnen und seine Häuser breitspurig ins Tal zu stellen.

Unwillkürlich also, möchte man sagen, lockt der Anblick dieses Fleckchens Heimatboden zum Nachsinnen über seine Vergangenheit. Und wenn sich hier auch keine welterschütternden Ereignisse abgespielt haben, so liegt das Reizvolle gerade darin, die Ausstrahlungen der großen Weltgeschehnisse hier in dieses Schwarzwaldtälchen hinein zu verfolgen und an vertrautem Persönlichen die Wirkungen unpersönlichen Zeitengeschicks zu schauen.

Digitized by Google

phot. A. Kuban, Staufen

2. Bezirksamtsgebäude, früher das untere Schloß genannt, aus dem 16. Jahrhundert, war ein altes Eigengut der Freiherrn von Staufen, 1606 erwarb es die österr. Regierung, die es 1725 erweitern ließ

phot. A. Kuban, Staufen

3. Blick von der Johannesgasse auf die kath. Stadtpfarrkirche

Wir stehen hier auf uraltem Kulturboden. Das bezeugen die aus keltisch-römischer Zeit stammenden Namen Neumagen (Neomagus), Dunsel (Tonsol) und Breisach (Brisiacum). Sicherlich hatten schon die Römer die Silbergruben des Münstertals bebaut, wenn wir auch nur geringfügige Funde aus jener Zeit in Händen haben. Im Jahre 1901 wurden in der Stadt Staufen jedenfalls Funde gemacht, die auf eine Besiedlung des Platzes durch die Römer schließen lassen: bei Grabarbeiten entdeckte man Teile einer römischen Wasserleitung, die in einer Tiefe von anderthalb Metern unter der Erde aus den Weihermatten in die Stadt führte. Wie lange die römische Besiedlung unserer Schwarzwaldhänge gedauert hat, vermögen wir nicht zu sagen. Unsere Altvorderen, die in Jahrhunderte dauernden, immer wieder nach mißglückten Versuchen erneuten Vorstößen gegen den Rhein auch in die Münstertäler Gegend einbrachen, haben gründliche Arbeit getan: kein Stein blieb auf dem anderen. Das Silberamulett, bei Badenweiler dem Boden entrissen, dürfte einer der wenigen Belege dafür sein, daß in unserer Gegend in den ersten drei Jahrhunderten schon römische Christen wohnten.

Einzelne Errungenschaften der Römer, wie der Münstertäler Bergbau, mögen sich in kümmerlichen Ausmaßen überlieferungsgemäß erhalten haben; wenigstens findet sich in den sogenannten Kapitularien Karls des Großen eine flüchtige Erwähnung des Bergbaus im Breisgau. Der erste urkundliche Beleg über den Münstertäler Silberbergbau stammt aus dem Jahre 1028. Konrad II. belehnte damals das Hochstift Basel mit der Nutznießung etlicher Silbergruben am Kropbach und beim Steinbrunnen, Flurnamen, die neben anderen, zum Teil recht alten, wie Bötzen (biezen = stoßen; also Steinbruch),

Digitized by Google

phot. A. Kuban, Staufen

4. Marktplatz mit Rathaus aus dem Jahre 1546, Marktbrunnen mit der Marktstatue aus dem 16. Jahrhundert und Gasthaus zum Löwen, Sterbehaus des histor. Dr. Faust, der hier im Jahre 1539 der Sage nach vom Teufel geholt wurde

Diezelbach (diezen = tosen), Ebersol, Etzmatte, Mezzenbach, Ruhrain u. a. den Bewohnern Staufens heute noch geläufig sind. Eine dauernde Blüte hat der Bergbau bei Staufen nie gezeitigt. Eine günstige Rückwirkung auf die wirtschaftliche Entwicklung des Städtchens wäre sonst nicht ausgeblieben. Die Tatsache aber, daß bei den eigenartigen geologischen Lagerungsverhältnissen des Schwarzwalds die abbaufähigen Gänge oft taub werden, sobald sie von anderen Verwerfungen durchsetzt werden, hat äußerst hemmend auf den Bergbau gewirkt. Der Mangel an edlen abbauwürdigen Schichten von größerer Mächtigkeit und die dürftige Technik erklären die Unmenge von Gruben, von den Vorhügeln bei Staufen bis hinauf zum Erzkasten oder, wie er heute genannt wird, Schauinsland. Immerhin eine gewisse Bergbaufreudigkeit dürfen wir schon fürs frühe Mittelalter annehmen. Und so konnte schon recht früh einer am Ausgange des Münstertales gelegenen Ansiedlung eine gewisse Bedeutung zukommen. Und in der Tat, im Gegensatz zu Freiburg, blickt Staufen auf ein hohes Alter zurück. Aus klosterurkundlichen Belegen geht hervor, daß das Dorf Staufen schon im 8. Jahrhundert existiert und damals schon Mühlen und Weinberge besessen hat.

Von einem staufischen Adelsgeschlecht dagegen hören wir erst viel später. Im Gefolge des Herzogs Berthold III. von Zähringen erscheinen urkundlich zwei Brüder namens Kuno und Adelbert als Zeugen; nicht unter den freien Herren, sondern unter den unfreien Ministerialen: sie sind die Stammväter zweier breisgauischen Adelsgeschlechter, der von Blankenberg und von Staufen.

Die Lebensdauer der älteren Linie der Familie, die zu Blankenberg, einem Hof unweit der Stadt Freiburg, ansässig war, muß anscheinend nur kurz gewesen sein. Wir hören jedenfalls nichts mehr von ihr: entweder starb sie aus oder sank wieder in die Hörigkeit zurück, aus der sie hervorgegangen war.

Digitized by Google

Anders dagegen das Schicksal der jüngeren Linie. Die Nachfolger Adelberts von Staufen erfreuten sich in hohem Maße der herzoglichen Gunst, und schon um 1175 hatten sie die höchste Würde erlangt, die sie als Ministeriale erreichen konnten: die erbliche Würde eines herzoglich zähringischen Marschalls wurde ihnen zuteil. Zahlreiche Lehensgüter häuften sich nun in ihrer Hand, so daß sie beim Aussterben des Zähringer Herzogsgeschlechts im Jahre 1218 neben einem stattlichen Allodialbesitz einen Lehensbesitz innehatten, der den anderer breisgauischer Geschlechter bei weitem überragte.

Außer dem Dorf Staufen zu Füßen ihrer Zwingburg gehörte den Herren von Staufen das nahe gelegene Dörflein Grunern, dann Ballrechten, Dottingen und eine stattliche Reihe von Dörfern in der Rheinebene, unweit Staufen gelegen, dann eine Menge einzelner Güter und Höfe im Breisgau, ferner als zähringisches Lehen das Regal über die Silbergruben im Münstertal und schließlich die Schutzvogtei über das 615 gegründete und seither zu einem stattlichen Kloster gediehene Sankt Trudpert.

Gerade aus der Chronik des Klosters Sankt Trudpert erfahren wir, daß die Herren von Staufen ihre Besitztümer und Rechte, manchmal nur zu energisch, zu wahren und zu mehren wußten; sehr zum Leidwesen der dortigen Mönche, denn in Sankt Trudperts stiller Klosterzelle saß gar manches Schreiberlein, mit Hornbrille und Federkiel bewaffnet, und machte seinem gepreßten Herzen Luft, indem es in zierlicher Schrift ganze Seiten seiner Klosterchronik füllte von Mitteilungen über Bedrückungen und Gewalttaten, die sich als Kastvögte die Staufer gegen Sankt Trudperts Abt und Mönche erlaubten. „Einmal", so lesen wir in der in der Acta Sanctorum abgedruckten Chronik, „lag die Faust schon am Schwerte, den Abt zu durchbohren, aber Gott der Herr erbarmte sich seines Dieners — ein Wunder half ihm davon." Zweifellos klagten die Mönchlein nicht immer mit Unrecht, hatten doch die Kastvögte das Recht in den Klosterwaldungen nach Herzenslust dem Waidwerk obzuliegen und aus den Klosterwässerlein die köstlichen Forellen herauszufischen. Summa ius summa iniuria! Konnte dieses „bitter empfundene" Unrecht aufgewogen werden damit, daß einmal wieder eine staufische Schenkung an die Zelle Sankt Trudperts erfolgte oder gar der eine oder andere staufische Sohn, weil er zum Kriegshandwerk untauglich war, in der Zelle Sankt Trudperts als Mönch für die Sünden seiner Brüder betete?

Jahrhundertelang blieben die Staufer ein rauhes, im Kriegshandwerk erprobtes Rittergeschlecht. Und wo unter dem breisgauisch-elsässischen Adel glänzten nicht die drei goldenen Kelche, die Staufe im roten Feld? Bei welcher Ahnenprobe fehlten sie? Im Verzeichnis der Mitglieder des vorderösterreichischen Adels nimmt Herr Martin von Staufen mit dem Grafen von Tübingen die erste Stelle ein, und sein Neffe Leo wurde von Kaiser Friedrich III. in den Freiherrnstand erhoben. Eine längst fällige Ehrung! Der letzte des Geschlechts war der Freiherr Georg Leo von Staufen. Er starb 1602 und hinterließ nur drei Töchter, von denen zwei frühzeitig den Schleier nahmen. Ein halbes Jahrtausend war vergangen seit dem ersten urkundlich bezeugten Auftreten der Familie. Ein mannhaftes, trutziges, treu zu Kaiser, Reich und seinem Herzog stehendes Geschlecht war erloschen. Erloschen wie so viele andere Geschlechter. Wirft man einen Blick auf eine der vielen Adelsmatrikeln unseres engeren Heimatlandes, so überkommt einen eine Art Totengräberstimmung angesichts der vielen dahingeschwundenen Geschlechter. Soviel Lebenssehnsucht und Lebensfreude geknickt und begraben auf irgendeinem der vielen Schlachtfelder des Mittelalters!

Auch die Burg Staufen fiel in Trümmer. Die Ortschaft Staufen aber, die noch 1258 als Dorf (villa) urkundlich genannt ist, war dank der Fürsorge der Burgherren ein Städtlein geworden, auf dessen Kornmarkt gar bald die Kaufleute von nah und fern zusammenströmten. Ein Stadtrecht freilich, wie es die größeren Nachbarstädte besaßen,

Digitized by Google

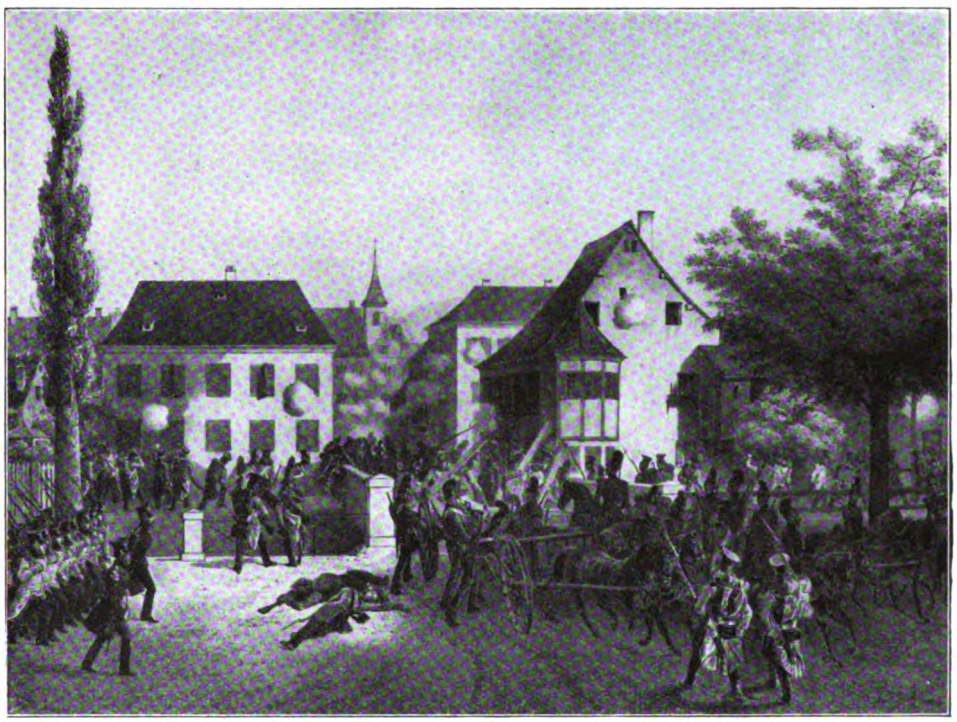
5. **Schützenbild**, Ölgemälde von Simon Göser von 1802 im Rathaussaal in Staufen

wurde nicht kodifiziert, oder wenn eines vorhanden war, ging es früh schon verloren. Ansätze zu einer künftigen Selbständigkeit waren zwar auch in Staufen vorhanden. Die 1337 urkundlich erstmals erwähnte Stadt Staufen erfreute sich eines eigenen Stadtgerichts, dessen Leitung in den Händen des Stadtvogts lag; sie besaß eigene Einkünfte, Zölle, Umgelder, Marktstandgelder und Gerichtsgefälle. Die Herrschaft hatte diese Gefälle einst bewilligt „zum gemeinen Bau" der Stadtmauer, der Tore und der städtischen Gebäude, der Kornlaube und der Metzig. Die Stadtväter aber begingen den unverzeihlichen Fehler, im Jahre 1369 diese eigenen Einkünfte zu verpfänden. Sie erhielten sie niemals zurück. Alle Bitten und Prozesse blieben erfolglos. Der letzte Streit hierüber mit ihrer damaligen Herrschaft, dem fürstlichen Stift Sankt Blasien, dauerte solange, bis mit dem Übergang der Stadt an Baden der Streit gegenstandslos geworden war. So mußte das Städtlein — sehr zu seinem Nachteile — in enger Abhängigkeit von seiner Herrschaft bleiben und konnte später um so weniger zu einer gewissen Selbständigkeit gelangen, als mit der Einführung des römischen Rechts den ungelehrten Stadtrichtern in der Person des herrschaftlichen Amtmanns ein gelehrter Richter gegenübertrat, der gewissermaßen die juristische Direktion des Gerichts innehatte und so förmlich ein Vergnügen darin fand, städtischen Selbständigkeitsgelüsten gründlich das Konzept zu verderben.

Die allgemeine Notlage des Bauernstandes zu Ende des Mittelalters hatte 1524/25 zu jener katastrophalen Explosion des Bauernkriegs geführt.

Wenn dieser Aufruhr in Staufen gewissermaßen einen Hauptbrennpunkt fand, so lag das zweifellos in dem Gefühl der staufischen Bürger begründet, von der Herrschaft um ihre rechtmäßigen Stadteinnahmen betrogen worden zu sein. So wurde z. B. der Altstadtvogt Staufens nach der Bewältigung des Aufstandes der Äußerung bezichtigt: „Wir wellen fürterhin Zoll und Umbgeld uns selbs haben, wann es vormals auch gesin. Wir wellens ihnen (den Freiherren von Staufen) nit mehr lassen." Der unbestrittene

Digitized by Google



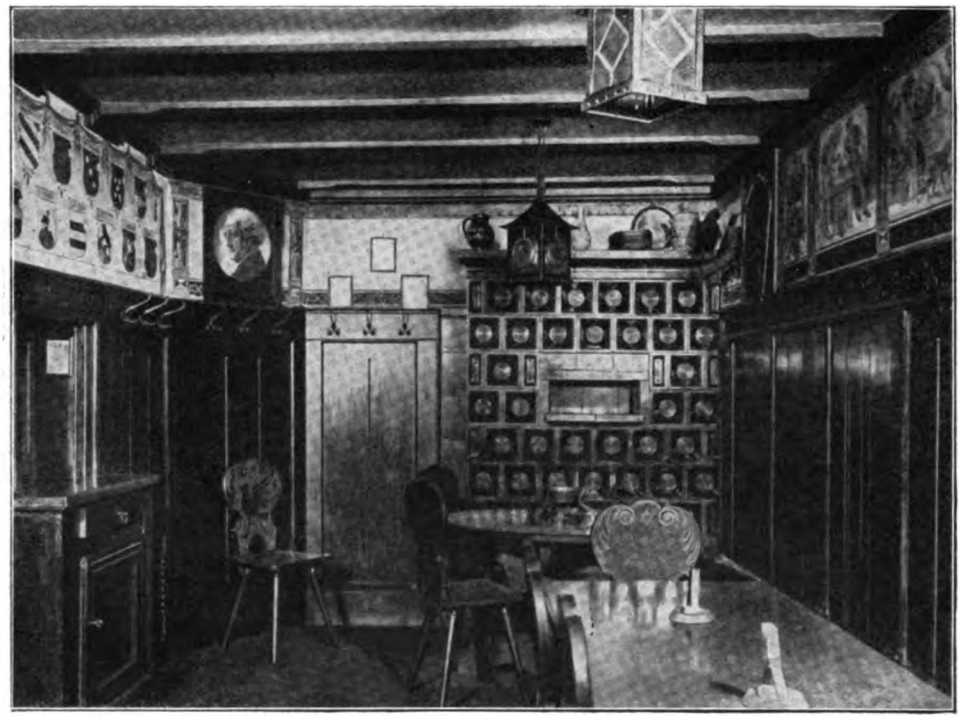
6. Revolutionskämpfe in Staufen im Jahre 1848. Einmarsch der badiſchen Truppen unter General Hoffmann

Führer der ganzen Bewegung in Staufen war der Stadtſchreiber Gregorius Müller. Weit entfernt, aus falſchem Ehrgeiz nach kriegeriſchen Würden zu ſtreben, wuchs er, ein ſchwärmeriſcher Anhänger der Revolutionsſache, zu einer wahrhaft dramatiſchen Geſtalt empor, die ſchließlich zwiſchen den beiden Gewalten der Bedrücker und der Bedrückten wie zwiſchen Mühlſteinen zermahlen wurde. Eine Reihe von Bürgern der Stadt Staufen erſcheint in einem Rädelsführerverzeichnis, und nur die Nähe der Schweiz ließ einige wenige dem furchtbaren Blutgericht entkommen. Von einem Staufer Bürger iſt die Geſtändnis- und Hinrichtungsurkunde erhalten. „Datum uff Sambstag vor Cantate 1526 iſt erkennt worden," heißt es da, „daß man Vaſius Buren von Stauffen ſoll dem Nachrichter an die Hand geben. Der ſoll ihn ußfiehren zum Hochgericht und ihm daſelbs den Kopf abhauen, darnach den Körper in vier Stück hauen und die Stück auf die fri keyſerlich Landſtraß henken."

Mit den kurzen, nur andeutenden Hinweiſen auf die Bauernbewegung in Staufen und ſeiner Umgebung haben wir das Mittelalter verlaſſen und müſſen noch einige Daten aus der neueren Zeit ſtreifen. Die Quellen fließen reichlicher, ſo daß wir ſeit dem Tode des letzten Freiherrn weſentlich genauer über die Geſchicke der Stadt Staufen unterrichtet ſind.

Zunächſt wäre zu erwähnen, daß im Jahre 1628 dem Feldmarſchall Hannibal von Schauenburg die inzwiſchen öſterreichiſch gewordene Herrſchaft Staufen pfandweiſe überlaſſen wurde. 1722 wurde ſie ausgelöſt, doch auch diesmal dauerte die Verwaltung durch landesherrliche Beamte nicht lange. Schon im Jahre 1738 wurde ſie, zuſammen mit Kirchhofen, dem fürſtlichen Stift St. Blaſien, und zwar nicht wie bisher als Pfandſchaft, ſondern als freiadeliges Lehen übertragen.

Digitized by Google



7. Fauststube im Gasthaus zum Löwen phot. A. Kuban, Staufen

In Staufen nahm man zunächst die Kunde von einer bevorstehenden Veräußerung mit sehr gemischten Gefühlen entgegen. Man sah sich ungern unter eine fremde Grundherrschaft versetzt. Auch machten sich konfessionelle Bedenken geltend, da ja auch die benachbarten badischen Markgrafen von der österreichischen Regierung als Lehensträger in Aussicht genommen sein konnten.

Um so größer war die Freude dann, als man hörte, daß das durch seine Gelehrten Herrgott, Neugart und Martin Gerbert im 18. Jahrhundert berühmt gewordene Kloster St. Blasien die Herrschaft übernehme, denn das alte Sprichwort, daß unter dem Krummstab gut leben sei, berechtigte zu den schönsten Hoffnungen. Und die Staufener wurden nicht enttäuscht. Die Fürstäbte von St. Blasien folgten dem Zug der Zeit als aufgeklärte Regenten. Ihr Versuch zwar, in einem kleinen Miniaturstätchen die in den benachbarten größeren Staaten eingeleiteten straffen, zentralistisch gerichteten Reformen auf allen möglichen Gebieten der Staatsverwaltung durchzuführen, mutet komisch, fast tragikomisch an, und die Staufener Untertanen zeigten recht wenig Verständnis für die zum Teil recht unglückseligen, aber gutgemeinten Regierungsexperimente der St. Blasianer Äbte.

Dem wurde erst abgeholfen, als der österreichische Staat unter den Schlägen Napoleons zusammenbrach und die Rheinbundstaaten, in nie gesehenem Länderschacher die Gunst des französischen Machthabers umbuhlend, all diese kleinen Miniaturstätchen zusammenfaßten. Ein Glück, daß gerade Baden in Brauer den fähigen Kopf besaß, der den Übergang der Breisgauer an die neue Herrschaft nicht allzu schwer machte. Die Zeit des öster-

Digitized by Google

reichischen gemütlichen Schlendrians mit seinen jahrhundertelang dauernden Prozessen und Relationen war allerdings vorbei. Es wehte eine frische Luft, das spürte man auch im Städtlein Staufen, wo nun so manches zart und treugehütete Privileg von rauher Bürokratenhand hinausgefegt wurde.

Damit aber haben wir die äußeren Schicksale des Städtchens bis in unsere heutige Zeiten heran verfolgt. Es läge noch nahe, die Revolutionsbewegung der 48er Jahre kurz zu streifen, namentlich den sog. Struveputsch vom September 48, der nichts Geringeres bezweckte, als mit einer Handvoll, zum Teil gepreßter und darum im höchsten Maße fluchtbereiter Freischärler die deutsche Republik zu errichten.

phot. A. Kuban, Staufen

8. Feldkreuz bei Staufen mit Belchenblick; 1649 errichtet zur Erinnerung an den beendeten 30jährigen Krieg

Karl Blind, neben Siegel, Struve, dem Philhellenen Bönning und dem „General" Löwenfels, einer der wortgewandtesten Führer, hielt damals gerade vom Rathausfenster in Staufen eine seiner blutrünstigen, „berühmt" gewordenen Dantonreden, während unten auf dem Rathausplatz, bewundert von der staunenden Menge, Madame Struve in ihrem bei Blankenhorns in Müllheim „geliehenen" (requirierten!!) Vierspänner liebenswürdig lächelnd und fächelnd sich zurücklehnte, um dem feurigen Redner besser lauschen zu können, als plötzlich die Batterien der badischen Truppen von Krozingen her begannen, ins Städtlein hereinzufunken. Die Staufener, die in so manchen kriegerischen Verwicklungen schon die Erfahrung gemacht hatten, daß es nicht begehrenswert ist, im „Brennpunkte" der Ereignisse zu stehen, waren skeptisch von vornherein und waren deshalb heilfroh, als die wackeren Revolutionsgenerale sich bei ihnen über die nächste Rückzugsstraße über den Schwarzwald nach der lieblichen, sicheren Schweiz erkundigten. Bereitwilligst gaben sie Auskunft, und alsbald wuselte es in den Staufener Rebbergen wie bei der Ernte eines feurigen Heurigen.

Die furchtbaren Katastrophen und Umwälzungen, die wir in unseren Tagen erlebt haben und — wer weiß — vielleicht noch erleben werden, lassen jenes Revolutiönchen vom September 48 in operettenhaft zierlichem Stil erscheinen und eigentlich nur aus den eingangs dieser Ausführungen genannten persönlichen Motiven erwähnenswert erscheinen.

Dagegen gilt es noch — bei der Knappheit des Raumes ist es nicht anders möglich — mit einigen wenigen Worten auf vier Gestalten hinzuweisen, die in ihrem Leben eine überragende Bedeutung erlangt haben und in mehr oder weniger enge Beziehung zur Stadt Staufen gebracht werden.

Da ist zunächst eine glänzende Gestalt des ausgehenden Mittelalters zu nennen: Meister Sixt von Staufen, der Schöpfer des Mariä-Schutzmantel-Altars in der sogenannten Locherer Kapelle des Freiburger Münsters. Durch eine Notiz im Ausgabebuch der Stadt Freiburg vom Jahre 1530 ist vor nicht langer Zeit der Nachweis erbracht worden, daß Meister Sixt auch der Schöpfer der vier Kaufhausstandbilder ist, die seit der neuerlichen Instandsetzung dieses prachtvollen Gebäudes des Übergangsstils der späten Gotik zur Renaissance jedem Münsterplatzbesucher von weitem entgegenleuchten.

Digitized by Google

An der Wende des Mittelalters zur Neuzeit steht dann noch eine andere und anders-geartete, von Sage und Dichtung umrankte Gestalt, die mit Staufen in Verbindung gebracht wird durch die berühmte Notiz von 1579 in der Zimmerschen Chronik: Doktor Faust, der zu „Staufen, dem Stetlin im Breisgau ellendiglichen gestorben" sei. Ein Bild am Gasthaus zum Löwen in Staufen weist bekanntlich auf die Höllenfahrt dieses abenteuerlichen Alchimisten hin.

Weniger bekannt aber dürfte sein, daß die berühmte Malerin Angelika Kauffmann, das Wunderkind, dessen ständiger Sonntagsgast während ihres römischen Aufenthalts kein geringerer war als unser Altmeister Goethe, mit der Stadt Staufen, wenigstens mittelbar, in Verbindung gebracht wird. Von der Familie Kauffmann, zu der Angelika gehörte, starb ein Mitglied namens Franz Josef, ein Porträtmaler, 1780 zu Staufen. Wegen einer anscheinend übertrieben strengen gerichtlichen Verurteilung des Vaters Josef Kauffmann im Jahre 1756 — das Gerichtsprotokoll ging verloren — waren die übrigen Glieder der Familie von Staufen weggezogen und haben, abgesehen von einem — leider noch nicht aufgefundenen — Briefwechsel mit einer alteingesessenen Staufener Familie, ihre Beziehungen zu Staufen abgebrochen.

Schließlich wäre noch eines Mannes zu gedenken, der sich um unsere badische Schwarzwaldheimat durch seine wissenschaftliche Förderung der Uhrenindustrie unsterbliche Verdienste erworben hatte, des 1784 zu Staufen geborenen Benediktinermönchs von St. Peter und späteren Freiburger Universitätsprofessors für angewandte Mathematik: Thaddäus Rinderle. Der Ruhm des kunstgewandten Mönchs verbreitete sich weit über den Schwarzwald hinaus, und Unzählige bewunderten damals seine Kunstwerke. Seine Vaterstadt Staufen darf berechtigterweise stolz sein auf ihren großen Sohn. Wenn die Rose selbst sich schmückt, ziert sie auch den Garten.

phot. A. Kuban, Staufen
9. Marienbrunnen aus dem 17. Jahrhundert (1626)

Digitized by Google

Die Industrie des Breisgaus

Von Franz Kaiser, Freiburg i. Br.

Ein Blick in die Geschichte rückwärts zeigt, daß es auch vor Hunderten, ja vor Tausenden von Jahren überall, wo Menschen wohnten, irgendeine, wenn auch noch so primitive, Form von Produktion und Handel gegeben hat. Produktion ist bei werdender Wirtschaft die einfache Herstellung von Gebrauchsgegenständen, und Handel ist Austausch der im eigenen Haushalt nicht unbedingt benötigten Gegenstände gegen andere, die nicht selbst herstellbar sind: Die Urformen haben im Laufe der Zeit in engster Verbindung mit kultureller, technischer und politischer Entwicklung eine grundlegende Um- und Ausgestaltung erfahren. Diese allgemeinen Erscheinungen wiederholen sich stets und allerorts. Sie zeigen sich auch in Deutschland, in Baden, und mit besonderer Deutlichkeit auch in Freiburg und im Breisgau.

Schon im 11. Jahrhundert finden wir zahlreiche Bergwerke bzw. Gruben, in denen besonders Silbererze gewonnen wurden. Dorther stammte auch ein großer Teil des Reichtums der alten Bürgerschaft, die zumeist Handelsleute waren. Sehr lebhaft gepflegt wurde die Bearbeitung und der Handel mit Edel- und Halbedelsteinen. Das Freiburger Silbergeld genoß wegen seiner Vollwertigkeit weithin hohes Ansehen. Besonders im Zunftwesen beruhte die innere Stärke und Geschlossenheit der selbstbewußten Kaufmannschaft, die, gestützt durch den Autoritätsgedanken, auf die strenge Abschließung nach außen und vorsichtige Zulassung neuer Mitglieder bis ins letzte Jahrhundert hinein den festen Kern der Bürgerschaft bildete. Diese zusammen mit den Landleuten, Adeligen und Klerikern gab viele Jahrhunderte hindurch den Boden ab für die Struktur der Bevölkerung. Erst allmählich haben sich die einfachen Formen der Produktion hineinentwickelt in die Neuzeit, wobei sich auch mit aller Deutlichkeit zeigt, wie sehr der heutige Mensch und die heutige moderne Wirtschaft auf andere angewiesen sind.

Seiner geographischen und topographischen Lage nach gehörte auch der Breisgau mit Freiburg früher zu den verhältnismäßig verkehrsgünstig gelegenen Gebieten, und es könnte vielleicht auch künftig wieder so werden. Allerdings kann es mit seiner Umgebung nie ein Amsterdam, ein Hamburg oder London werden, weil der billigste Verkehrsweg, das Wasser, fehlt, das gerade mit zunehmender Internationalisierung der Tauschverbindungen an Bedeutung gewinnt; es wird auch nie Binnenstädten wie Mannheim, Leipzig oder Berlin gleichkommen, weil es zwar in fruchtbarer, landschaftlich hervorragend schöner Gegend, aber nicht im Zentrum dichtbevölkerter Industrieplätze mit abnahmefähigem Hinterland oder an Wasserstraßen liegt.

Indessen darf die Bedeutung Freiburgs und des Breisgaus wegen der Nähe des alten Rheinstroms nicht unterschätzt werden, wenn auch dessen Schiffbarkeit von Straßburg aufwärts nicht mehr die Bedeutung besitzt wie weiter unterhalb. Es ist aber noch keineswegs ausgeschlossen, daß die Schiffsbautechnik auch diese Strecke in naher Zukunft noch bedeutend wichtiger zu machen vermag wie bisher, und es ist ferner nicht unmöglich, daß Projekte, wie sie bis jetzt nur mehr die Phantasie beschäftigt haben und noch nicht ernstlich durchgeprüft sind, wie z. B. ein Kanal Freiburg—Breisach

Digitized by Google

oder ein Hafen in letzterer Stadt, dereinst in besseren Zeiten als den gegenwärtigen gründlich studiert und vielleicht auch durchgeführt werden.

Was im folgenden von Freiburg gesagt wird, gilt in sehr vieler Beziehung auch für die umliegenden Städte und Ortschaften. Da noch mehrfach darauf hingewiesen wird, genügt es hier, in aller Kürze einen allgemeinen Überblick über die Größe und Zusammensetzung des Bezirks zu geben, den etwa der vorliegende Aufsatz beschreibt.

Das hier behandelte Gebiet umfaßt etwa 2000 Quadratkilometer Bodenfläche mit zirka 270000 Einwohnern. Zu dem besprochenen Komplex gehören etwa die Amtsbezirke Freiburg, Breisach, Emmendingen, Teile von Neustadt, ferner Staufen und Waldkirch, d. h. das im allgemeinen als Breisgau bezeichnete Gebiet, in dem begreiflicherweise die Stadt Freiburg mit ihrer sich 100000 nähernden Einwohnerzahl an erster Stelle kommt. Diese wird darum auch den Hauptgegenstand der Besprechung bilden müssen. An Bedeutung die nächste Gemeinde ist heute das industriereiche Emmendingen mit 8800 Bewohnern, am nördlichen Ende der Freiburger Bucht. Am Ausgang des Elztals liegt das gleichfalls sehr emporstrebende Amtsstädtchen Waldkirch mit 5200 Einwohnern und weiter östlich davon Elzach (1200 Einwohner), der Endpunkt der Elztalbahn. Das Elztal ist besonders erwähnenswert durch seine Seiden- und Textilindustrie (Gutach, Kollnau), seine Edelsteinschleifereien (Waldkirch) und seinen lebhaften Fremdenverkehr. Aus der Geschichte wohlbekannt ist die „Türhüterin" des alten Deutschen Reiches, Alt-Breisach (3200 Einwohner), in malerischer, stolzer Lage am Rhein, die gleichfalls erfreuliche Ansätze zu industrieller Entwicklung aufweist. Als besonders interessant und zeitgemäß sei die alte Überschrift am Rheintor erwähnt Limes eram Gallis, nunc pons et ianua fio, si pergunt, Gallis nullibi limes erit (Grenzwall war ich gegen Frankreich, nun bin ich Brücke und Tor, und keinen Schutzwall mehr gibt es, wenn Frankreich bis hierher dringt vor).

Zu erwähnen ist sodann noch Staufen (2000 Einwohner) in weinreicher Gegend mit einigen größeren Fabriken, ebenso Krozingen, auch bekannt durch die 1911 erschlossene Thermalquelle, ferner Sulzburg (gleichfalls Bad) und die Gemeinden Endingen und Kenzingen in der Kaiserstuhlgegend. Die Gemeinde St. Georgen mit 2600 Einwohnern wird immer mehr in den Interessenkreis Freiburgs einbezogen. Das hauptsächlichste Weinproduktionsgebiet ist der Kaiserstuhl mit zahlreichen Landgemeinden. Die Grenzen im Osten bilden etwa die Schwarzwaldstädte Neustadt mit 4900 und St. Blasien mit 2000 Einwohnern.

Der Einfluß der geographischen Lage ist von großer Bedeutung. Es ist eigenartig, zu sehen, wie Gebirgszüge nur dann verkehrshemmend wirken, wenn beiderseits wirtschaftsähnliche Landgebiete liegen. Sind starke Unterschiede in der wirtschaftlichen Struktur vorhanden, so zeigt sich eine Spannung, ein starker Drang nach Ausgleich, der auch erhebliche Opfer nicht scheut. Weder das eine noch das andere trifft, scharf ausgeprägt, für den Breisgau und seine Metropole zu. Im allgemeinen herrschen im Elsaß wie in Schwaben oder der näheren Schweiz ähnlich geartete Verhältnisse; immerhin aber ist Schwaben industriereicher; das Elsaß treibt mehr Weinbau und Landwirtschaft und hat seine Spezialindustrien, wogegen die Schweiz schon als Ausland von politischen Gesichtspunkten aus anders geartet ist. Während jedoch die nähere Umgebung verhältnismäßig nicht erhebliche Unterschiede aufweist, trifft dies ganz klar für die weiter entfernten Anschlußgebiete zu. Denken wir nur an Bayern, Oberitalien, Unterbaden oder das eigentliche Frankreich und die Binnenschweiz. Bei dem früher ungleich geringeren Handelsverkehr, der aber für den Standort der Produktion ausschlaggebend war, konnte sich Industrie überall und in dem Umfang niederlassen, wo und in welchem Maße Bedarf für die Produkte in der Nähe bestand. Heute, wo Zeit und Raum als

Digitized by Google

Elemente des Transports gewissermaßen auf ein Minimum reduziert sind, liegen die Verhältnisse ganz anders. Dazu kommt die politisch so ungünstige Grenzlage und die weite Entfernung von Rohstoffgebieten und Konsumtionszentren.

Daher ist die badische Südwestecke in industrieller und handelspolitischer Beziehung zu einem fast toten Winkel geworden, nicht so sehr durch die Ungunst der natürlichen Verhältnisse als durch die Absatzverhältnisse. Trotzdem könnte durch eigene Maßnahmen manches besser werden. Wie im Mittelalter ist die alte Rheinstraße zu lebhaftem Verkehr geeignet, was besonders für die spätere Entwicklung Breisachs von Bedeutung sein kann. Von Süden nach Norden und umgekehrt kann man zu Wasser und Lande Güter versenden, denn es liegt an dem natürlichen Landverbindungsweg England—Holland—Nordwestdeutschland—Schweiz—Italien. Auch Emmendingen, Kenzingen, selbst Waldkirch und Staufen müßten aus diesem Verkehrswege Nutzen ziehen können.

Ferner darf die zunehmende Bedeutung des Ost-West-Verkehrs nicht unterschätzt werden. Schon vor dem Kriege hatten sich erfreuliche Ansätze herausgebildet. Paris—Konstantinopel lautete die Losung. Die kommenden Vogesendurchstiche werden es ermöglichen, dabei nicht nur die Strecke Straßburg—Karlsruhe—Stuttgart ins Auge zu fassen, sondern auch die Linie Breisach—Freiburg—München mit herbeizuziehen. Es ist darum für Oberbaden und speziell Freiburg und in gewisser Beziehung auch Breisach eine dringende Pflicht, die Verkehrs-, d. h. Absatzverhältnisse nach dem Osten auf der Höllentalbahn möglichst günstig zu gestalten und die Elztalbahn bis zum Anschluß an die Schwarzwaldbahn zur Verkehrsverbesserung nach Stuttgart auszubauen.

Eine günstige Ausgestaltung der Tarife und des Fahrplanes wird uns zunächst für den Verlust der benachbarten Grenzgebiete entschädigen und ein aufnahmefähiges reiches und ausgedehntes Hinterland schaffen müssen. Mit zunehmender Verbesserung der internationalen Verhältnisse aber wird auch der weitere Fernverkehr seine günstigen Wirkungen nicht vermissen lassen. Gerade der letzte Gesichtspunkt ist für den Breisgau bedeutsam für die Fremdenindustrie, wobei zu beachten ist, daß neben Freiburg auch besonders das malerische alte Breisach und die anderen Amtsstädte beliebte Anziehungspunkte sein werden. Das Wort Fremdenindustrie ist vielleicht nicht glücklich gewählt, denn von einer Industrie kann man nach landläufigen und praktischen Begriffen nicht reden, eher von einer Industrie, die für die Fremden arbeitet. Das wären vor allem die Hotels, Gastwirtschaften und die Herstellungsbetriebe für Reiseandenken u. dgl. Ferner sind für den Fremdenverkehr neben den gut sich bewährenden staatlichen Kraftwagenlinien in die nähere und weitere Umgebung eine Anzahl privater Autoverkehrsgesellschaften in diesem Sinne tätig, die den Vorzug haben, sich dem Wunsch des Publikums besser anzupassen.

Von größter Bedeutung für die Entwicklung und das Gedeihen der eigentlichen Industrie sind aber die Tarife der Eisenbahn. Die Grenzlage Freiburgs bringt es mit sich, daß sie gegen günstiger gelegene Städte doppelt und dreifach benachteiligt ist. Einmal wird die Rohstoffbeschaffung durch die hohen Frachtkosten erheblich verteuert, zweitens trifft diese Benachteiligung bei der Versendung der Fertigprodukte im Innern des Reiches abermals zu und schließlich wirkt die weite Entfernung von den Rohstoffzentren oder anderen konsumstarken Gebieten Mittel- und Westdeutschlands dahin, daß beim Bezug und Versand von Gütern aller Art eine erhebliche Zeitversäumnis, Verlustgefahr und Versandrisiko eintritt. Für rohstoffarme Gebiete aber sind die Eisenbahn-Verkehrsverhältnisse schlechthin der Untergrund für alle wirtschaftlichen Lebensbedingungen.

Im folgenden seien nun zum Thema im engeren Sinne einige registrierende Aufzählungen gegeben.

Digitized by Google

Die Industrie der Steine und Erden hat nur in dem Kappeler Erzbergwerk überlokale Bedeutung. Hier werden speziell Blei- und Zinkerze aus dem Massiv des Schauinsland gewonnen. Im Elztal besitzt die Edel- und Halbedelsteinschleiferei, die früher auch in Freiburg heimisch war, größere Bedeutung. Verarbeitet werden u. a. Rubinen, Saphire, Smaragde, Opale, Amethyste, Topase u. dgl., sowie synthetische Steine für technische Zwecke (Meßinstrumente, Uhrenwerke). Wegen ihres Versandes über die Grenzen Badens hinaus ist eine Fabrik für Asbestplatten in Neuershausen zu erwähnen, die zur feuersicheren, wetterbeständigen Wand- und Dachbekleidung sowie als Isoliermaterial dienen.

Die früher wichtigste aller Industrien, die Bauindustrie, hat infolge der Wohnungszwangswirtschaft und des Kapitalmangels eine starke Einbuße erlitten und kann nur durch gemeindliche Bautätigkeit aus Mitteln der Gebäudesondersteuer auf Kosten der Rendite des Hausbesitzes einigermaßen aufrechterhalten werden. Sie verfügt über namhafte Firmen (auch Beton, Eisenbetonbau und Zementdielen). Hierzu sind sodann größere Ziegelwerke zu rechnen, die aber nur lokales Interesse haben.

Zahlreich sind die in der Metall- und Maschinenindustrie hergestellten Gegenstände. Erwähnenswert sind die vorzüglich konstruierten Holzbearbeitungsmaschinen, Fabriken für Eisenkonstruktionen (Freiburg), Kesselbauten und Tanks (Emmendingen), für Armaturen, Spezialpumpen, Feuerlöschgeräte, Keile, Gasdruckregler, Gaswascher, Brauereiartikel, Feld- und Gartengeräte (Freiburg), Herde und Öfen (Krozingen), Kombinationsschlösser, Schraubenspunde und Faßverschraubungen (Freiburg). Auch je ein Werk für Eisengießerei (Teningen), für Metallzerkleinerung, Herstellung von Stahlspänen und Bleiwolle und eine Karosseriefabrik (Freiburg) ist von Bedeutung ebenso die Fabrikation von Schrauben (Neustadt), sowie von Aluminiumfolien in Teningen als Packmaterial für Schokolade, Zigaretten u. dgl. mehr.

Gut vertreten ist in Freiburg die Feinmechanik und Elektrotechnik durch Fabriken für wissenschaftliche Apparate verschiedenster Art, u. a. für medizinische und chemische Zwecke. Hergestellt werden außerdem vorzügliche feinmechanische und optische Apparte, Tachometer und sonstige Meßinstrumente, sowie Prothesen von hervorragender Verwendbarkeit und elektrische Kochapparate. Ins Gebiet der Elektrotechnik gehören ferner die Schwachstromkabel, Kopfhörer und Kondensatoren nebst Isolierpreßmaterial, Zählertafeln und Radioartikel. In Neustadt ist auch die Uhrenindustrie heimisch und durch mehrere Fabriken vertreten.

Auch die Weltruf genießenden Musikapparate gehören hier erwähnt. Es sind einige Fabriken für Orgelbauten, für Pianos, Orchestrions und pneumatische Musikwerke (Welte-Mignons) in Freiburg und Waldkirch.

Als wichtigste ist wohl die Textilindustrie anzusprechen, die vor allem in Freiburg, Emmendingen, Kollnau, Gutach und St. Blasien ihren Sitz hat. Weit über das Deutsche Reich hinaus gehen die Fabrikate der großen Seidenfabriken aus Rohseide und Kunstseide, Baumwoll-, Seiden- und Florettseidengarne, Näh- und Stickseide, Spinnseide, Handarbeitsgarne. Als Fertigwaren aus Webereien kommen in Frage seidene und halbseidene Bänder, besonders für Trachten, leichte Wollstoffe für Damenkleider, Popeline, Cheviot, Gabardine, Wollmusseline und Unterwäsche. Von Besonderheit ist eine Ramiefabrik, die aus bestimmten Fasern Glühstrümpfe, Stapelfasergarn für Plüsche und Jumper, außerdem aber Möbelstoffe, Litzen, Spitzen, Trikotagen und Kleiderstoffe herstellt. In diesem Zusammenhang sei auch eine Pelzzurichterei angeführt, sowie die Fabrikation von Hanfseilen und Stoffpuppen.

Auch die Papier- und Zellstoffindustrie hat repräsentable Vertreter in Freiburg, Neustadt und Waldkirch durch Fabriken für Feinpapiere, Pausleinen, Lichtpaus-

Digitized by Google

papiere und Tapeten (letztere in Breisach), sowie Pappen und Etiketten in Freiburg und Waldkirch. Eine Weltfirma für hauptsächlich religiöse Literatur, zahlreiche andere gute Druckereien, größere leistungsfähige Betriebe für die Herstellung von Durchschreibebüchern, Geschäftsbüchern, Bürobedarfsmaterial und Buchbindereimaterial rechnen gleichfalls hierher.

Die Lederfabrikation besonders für Rind- und Kalbleder sowie Sohlleder aus rohen Häuten hat einige ansehnliche Betriebe aufzuweisen in Staufen und Endingen; Schuhfabriken sind in Emmendingen.

Sehr wichtig ist aber die Holzindustrie, was schon in der holzreichen Umgebung des Schwarzwaldes seine naturgemäße Begründung findet. Die Eisenbahnschwellen und Telegraphenmaste, die selbst nach Übersee gehen, legen davon Zeugnis ab. Auch die bestbekannten Qualitätsmöbel für Haus und Büro, sowie Furniere werden in namhaften Betrieben hergestellt. Schuhleisten vor allem für orthopädische Zwecke, Skier und häusliche Gebrauchsgegenstände (z. B. Bürsten, Wäscheklammern) sind ebenfalls zu finden. Auch Furniere und Korbwaren werden fabrikmäßig hergestellt.

Es bleibt sodann noch übrig, der Nahrungsmittel- und der chemischen Industrie zu gedenken. Beachtenswerte Brauereien treten auf dem Gebiete der Getränkeherstellung, angesehene Unternehmungen zur Herstellung von Branntweinen bis zu den edelsten Sorten in Freiburg und Emmendingen und von Schaumwein in Breisach hinzu. Erwähnenswert ist ferner die Herstellung der bekannten Freiburger Brezeln sowie von Kunsthonig, Kindermehl und Zichorie.

Auch einige Zigarrenfabriken von gutem Ruf dürfen nicht übergangen werden. Schließlich sei der besonders in letzter Zeit, teilweise nur in kleinerem Umfang, aber durch die Hochwertigkeit der Produkte doch bedeutenden Fabrikation von chemischen Erzeugnissen, vor allem für pharmazeutische und kosmetische Zwecke, gedacht.

Bei dieser flüchtigen Aufzählung ist natürlich eine Vollständigkeit nicht denkbar und es mußte manches unaufgezählt bleiben, aber im allgemeinen wird man doch sagen dürfen, daß trotz vieler Hemmnisse, die sich gerade bei uns infolge der wirtschaftlichen und politischen Entwicklung zeigten, die Industrie sich tapfer auf der Höhe gehalten hat und sich wohl energievoll weiter entwickeln oder doch behaupten könnte, wenn sie nicht vor steuerlichen und sozialen Lasten fast erdrückt oder doch in der Entwicklung gehindert würde.

Ein allgemeines Bild über das zahlenmäßige Verhältnis zwischen Einwohnerschaft und Betrieben nebst Arbeitern ergibt folgende Statistik:

Amtsbezirk	Einwohner am 16. Juni 1925	Zahl der Betriebe mit mehr als 20 Arbeitern	Zahl der beschäftigten Arbeiter	Auf 100 Einwohner kommen Arbeiter im ganzen
Freiburg	134494	93	5986	4,5
Emmendingen	59785	75	6507	10,9
Waldkirch	24721	17	3233	13,1
Staufen	20829	14	531	2,5
Neustadt	27241	18	2297	8,4
Stadt Freiburg . . .	90475	76	5120	—

In folgenden Gemeinden befanden sich 1925 Betriebe mit mehr als 20 Arbeitern: Au, Breisach, Elzach, Emmendingen, Endingen, Freiburg, Gottenheim, Gutach, Heitersheim, Hugstetten, Kenzingen, Kirchzarten, Kollnau, Köndringen, Krozingen, Lehen, Merzhausen, Neustadt, Obermünstertal, Reute, Riegel, St. Blasien, St. Georgen, Staufen, Waldkirch.

Wenn man bedenkt, daß ungefähr 500 badische Gemeinden Betriebe über 20 Arbeiter aufweisen, zeigt sich, daß unser Bezirk mit ungefähr einem Viertel dieser Zahl industriell weit weniger entwickelt ist wie andere.

Digitized by Google

Einen guten Überblick über die berufliche Struktur läßt nachfolgende auf Grund der Berufszählung von 1925 gemachte Zusammenstellung der Bevölkerung nach Berufszugehörigkeit in den einzelnen Amtsbezirken zu.

Amtsbezirke	Land- und Forstwirtschaft	Industrie inkl. Bergbau und Baugewerbe	Handel und Verkehr inkl. Gast- und Schankwirtschaft	Verwaltung, Heerwesen, Kirche, freie Berufsarten	Gesundheitswesen und hygienische Gewerbe inkl. Wohlfahrtspflege	Häusliche Dienste und Erwerbstätigkeit ohne feste Stellung	ohne Beruf und Berufsangabe
1. Emmendingen	30219	18267	4106	1609	924	1322	3338
2. Freiburg . .	29353	39794	28089	10267	3933	5418	17640
3. Waldkirch . .	9710	10177	1802	719	217	507	1589
4. Staufen. . .	12362	4554	1489	678	279	303	1164
5. Neustadt . .	10105	10180	3319	1016	576	610	1435

Typisch an diesen Zahlen ist das Verhältnis der Mischung der einzelnen Berufsarten, das prozentual betrachtet dem Durchschnitt Badens, ja sogar des Reiches nahekommt. Es läßt dies aber auch erraten, daß die Industrie keine unverhältnismäßig überragende Stellung einnimmt, sondern sich harmonisch in die andern Zweige eingliedert.

In den Hauptbetrieben wurden beschäftigt:

in der Industrie der Steine und Erden, einschl. Ziegelwerke, Baugewerbe, Edelsteinschleifereien	zirka	900	Arbeiter
Metall- und Maschinenindustrie	„	1200	„
feinmechanischen und elektrotechnischen Industrie	„	1000	„
Textilindustrie ohne die abhängigen Filialbetriebe außerhalb des Kammerbezirks	„	7000	„
Papierindustrie	„	1500	„
Lederindustrie	„	200	„
Holzindustrie ohne die abhängigen Filialbetriebe außerhalb des Kammerbezirks	„	1200	„
Nahrungs- und Genußmittelindustrie	„	1100	„
Bekleidungs- und Reinigungsindustrie	„	200	„

Wir sehen also, daß neben Ansätzen zu einer Entwicklung im großstädtischen Sinne doch das konservative Element vorherrscht und die Struktur des Stadtbildes und seiner Bewohner bildet. Ähnlich liegen die Verhältnisse in den Landstädten. So wird es wohl noch viele Jahre sein, und wenn auch das ungestüme Wachstum moderner Riesenstädte imponieren mag und materielle Vorteile ergeben kann, so hat doch die Gegenwart vielleicht schon den Beweis erbracht, daß bodenständiges, arbeitsames Bürgertum im kleineren Ausmaße sehr viel mehr ideelle Vorzüge in sich birgt, die, am inneren Werte gemessen, manche scheingoldenen Großstadtkolosse mit ihren himmelanstrebenden rauchigen Schloten überragen. Das Ziel einer guten Wirtschaftspolitik muß sein, alle Teile unseres Vaterlandes in der Richtung sich weiterentwickeln zu lassen, die ihnen nach ihrer natürlichen Lage und Beschaffenheit die meisten Vorteile bietet, wobei vor allem auch das traditionelle Herkommen nicht übersehen werden darf. Sie alle mögen unbehelligt von Zwang in voller Freiheit und in gemeinsamer Arbeit den ihnen vorgeschriebenen Weg gehen in Freiheit und natürlicher Ausgestaltung, geleitet von dem Bewußtsein, daß Zusammengehörigkeitsgefühl und Ausnutzung gegebener Bedingungen mit die Hauptquellen erfolgreicher Zukunftsarbeit bilden.

Digitized by Google

Hof des Großherzoglichen Palais, Salzstraße

Freiburg im Breisgau in Bildern von Georg Röbcke

Text von Franz Schneller, Freiburg i. Br.

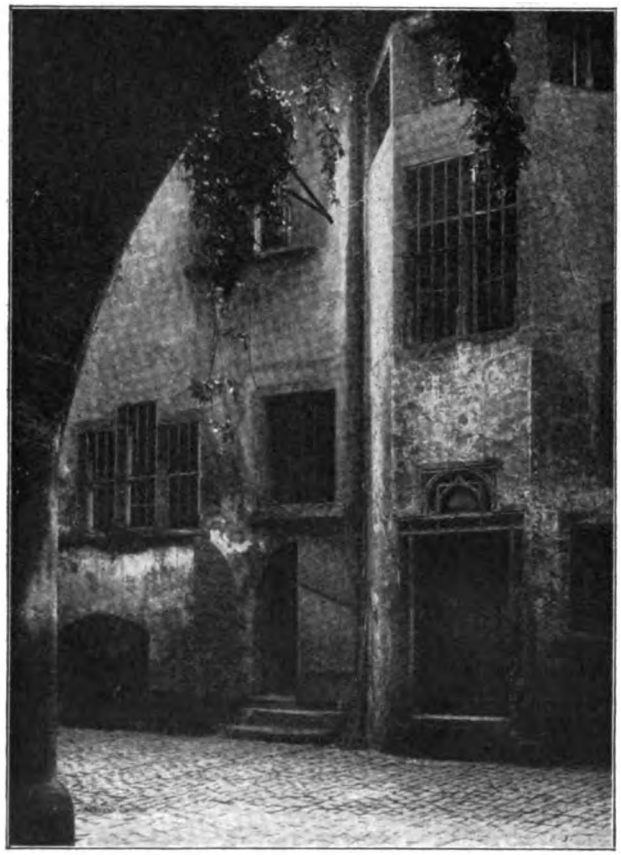
Es gibt eine Stunde der gelösten Stimmung, kurz vor Sonnenuntergang, und zwei Stellen in Freiburg, sie besonders feierlich zu erleben: auf der mittleren Dreisambrücke und auf dem Münsterturm.

Auf der Dreisambrücke, mit Blick gegen Westen, übers Grüne weg nach dem Himmel! Alles was die Atmosphäre einer tiefbegnadeten Gegend zustande bringt, begibt sich hier, und die Lichtwunder sind so stark, daß sogar Hunde betroffen stehen bleiben. Das Unbegreifliche gebietet ihnen Halt, wie dem Menschen.

Sind die Landschaften dieses Himmels von Stadt und Gegend wegzudenken? Sind sie, in dieser Einheit mit Tal, Fluß, Gebirgen und Stadt, nicht diejenigen, die allem den Zug ins Große geben?

Nichts Wechselvolleres als dieser Himmel, und, wenn man das sagen darf, nichts Schicksalhafteres. Prüfen wir die Wirkung, fragen wir unsere Seele. Es ist so! Das ist der Himmel, den Grünewald in seiner Palette spiegelte, dessen Tönen er seine Malfarben anzugleichen versuchte, und damit hat er sich außerhalb alles dessen gestellt, was sonst an Farbe von Leinwand strahlt. In keinem andern Maler hat sich diese Lichtkommunion vollzogen.

Digitized by Google



Freiburg i. Br., Kaufhaus-Hof

Wer Freiburg, wer den Breisgau kennenlernen will, muß mit dem Himmel beginnen. Und es genügen nicht die Tage mit dem atlasseidigen Blau des Luftozeans, nicht die warmen Stunden, in denen der rote Sandstein sich volltrinkt; die kalten Töne des Lichtes gehören ebenso dazu, die bleifarbenen Wolkenwände vor den Vogesen und die Schneeinseln, die mit goldenen Buchten langsam im milden Luftstrom, der aus Burgund weht, dahinsegeln, tausend Lichtverwandlungen durchmachen, bis sie irgendwo über einer fernen Ebene niederrieseln oder im verfilzten Gehölz hoher Berge sich festsetzen.

Manchmal bilden die Ausstrahlungen des Bodens eine farbige Hülle goldenen Dunstes, der das Licht noch hält, wenn die Berge schon schwarz werden und kühle Nacht heraufzieht. Sie geben Stadt, Mensch und Baum eine Glorie, die alle schön macht und sie lächelnd als Geschöpfe Gottes bestätigt.

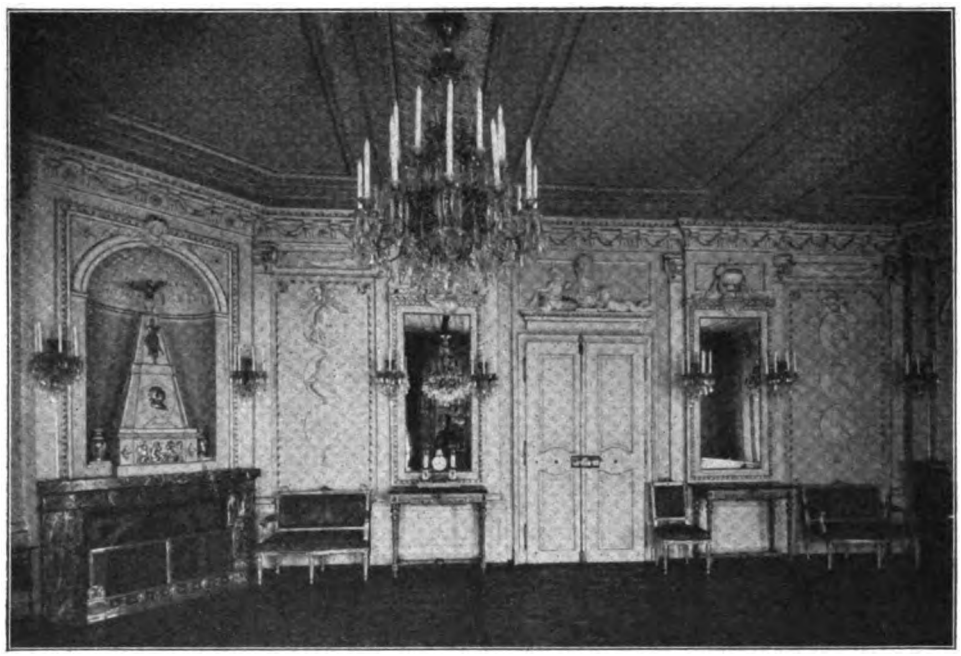
Durch die Kulisse windbewegter Pyramidenpappeln am Dreisamdamm schimmern edle Häuser. Sie gehören dem weißen Freiburg an, einer Stadt seelischer Ruhe und Anmut, die um 1800 begann. Weiße Häuser, die blumenhaft zu schlafen verstehen, die ihr Erwachen damit anzeigen, daß ein junger Mädchenarm den Laden aufstößt, dann einen Lappen schwenkt, der Staub ausschüttelt, und den frischen Morgen mit winkewinke begrüßt . . .

* * *

Die andere Stelle ist auf dem Münsterturm unter der spitzen Filigrantiara der Pyramide, über dem Glockenstuhl. Ein Ort erhabenener Einsamkeit, inmitten der edelsten Steinblume, gewachsen aus weitentferntem Gestern. Ein Ort, vom himmlischen Blau durchflutet und doch in der Nestmitte einer Stadt, umräuchert vom grauen Rauch der Kamine, zwischen Giebeln, anheimelnden Höfen, dunklen Dächern und hellen Rinnsalen.

Domtauben flattern hin und her. Drunten hat man eben den Markt gefegt, eine Andeutung von Gemüseduft trägt eine plötzlich entstandene Bö hoch. Ringsum Gotik. Lebendige Häuser, kein Museum, nichts künstlich am Leben Gehaltenes. Nein, dieser

Digitized by Google



Roter Saal, Großherzogliches Palais

Gürtel ist echt, mit allen seinen schön patinierten Beschlägen. Baumkronen bauschen sich da und dort auf. Der Berg ist so nahe, man möchte seinem Rücken die Hand auflegen. Und weil dem so ist, machen auch die Jahreszeiten nicht vor den Häusern Halt. Bis zum Hochaltar des Münsters schreitet der Frühling. Zwischen den Kandelabern blüht der Mai. Im Sommer stehen die Kirchentüren sperrangelweit auf. Der warme Tag durchschreitet das Querschiff, treibt die Fledermäuse von den Musikpulten. So ist auch die Stille des Abends, die Stille der Stadt und das kleine Silberglöckchen vernehmbar bis an den Rand der Ebene.

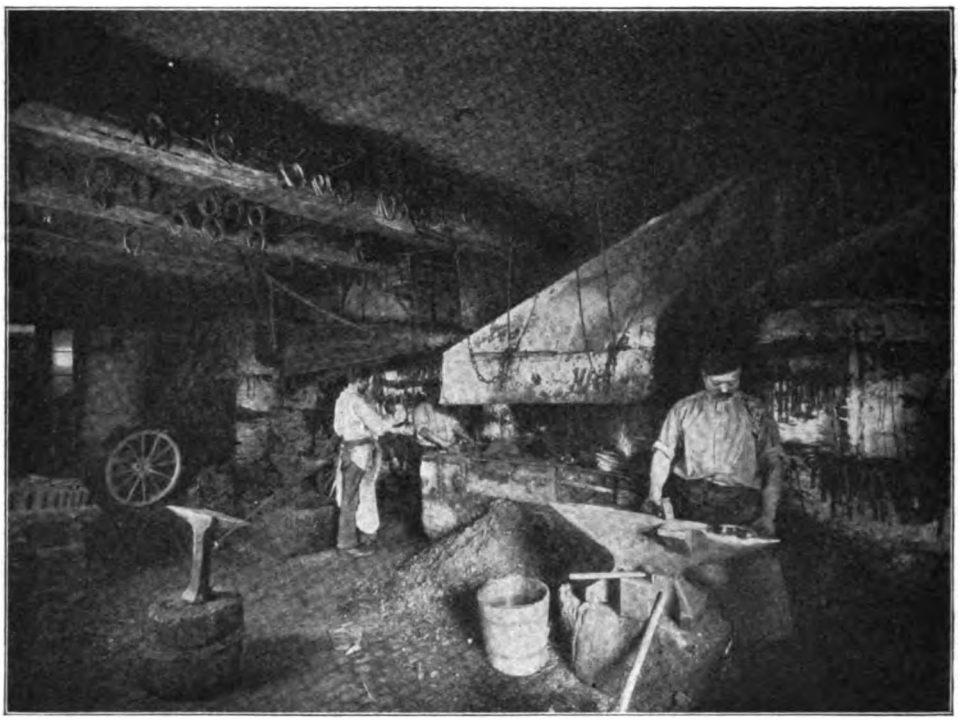
Ruhe atmet die Stadt. Alles scheint Seiend von Ewigkeit. Alles ist Inwendigkeit. Das ist also der Ort ohne Heimweh, in dem der Wind Atemzug, Seufzer und Jauchzen ist. Wesenhaft sind Licht und Schatten. Hier gibt das Räumliche dem Menschen Nahrung.

Jenseits des gotischen Gürtels nichts von den Kräften, die der Kern der Altstadt nährte, keine geschlossene Verwandlung eines starken Geistes. Wohl gibt es da noch jene Einheit des weißen Freiburgs, aber alles andere sind Metamorphosen des Zeitgeistes, Drolerien manchmal, die Kopfschütteln erregen, neben einem Zuwachs des bedächtig weiterschreitenden Bürgergeistes ...

Doch von solchen Einzelheiten muß man nichts wissen. Hier oben sind sie Farbtupfen eines großen Bildes, Blumen im großen, zwischen Vorbergen des Schwarzwaldes niedergelegten Straußes.

Jenseits der Altstadt hat alles den Drang zu wachsen. Weit in die Ebene hinaus laufen die Wellen, verschäumen in Rebgärten, an Hängen, spritzen einige Wellen noch weiter hinaus, die bald eingeholt sein werden von der immer kräftiger ausholenden Masse.

Digitized by Google



Zur kalten Schmiede (schon im 14. Jahrhundert erwähnt) Oberlinden

Dem nachträumen, macht alles deutlich, enthüllt den Sinn des Lebens, verzaubert dennoch alles wieder, wenn Wolkenschatten ganze Teile auslöschen, Licht im Westen die Stadt zum Ducken bringt, die Berge zum Aufragen, Grün zum Leuchten.

Und dann erst wenn die Nacht mit breitem Sepiapinsel das ganze Bild verwischt, der Abendstern über der Vogesenwand leuchtet, Stern um Stern die von Ewigkeit her stehenden Bilder zusammenstellen und aus schwarzen Wäldern der kühle Wind bläst!

Doch dies vom Turm aus zu genießen, ist nicht erlaubt. Die Wandlung ins Überwirkliche verfolgen wir vom Schloßberg aus. Dort schließt des Himmels herrlicher Mond-Opal den Dom ein.

* * *

All dies sollte der in sich haben, der die Stadt durchwandert. Nie würde sie mehr in seinem Gemüt erlöschen. So würde sie Wesen, Natur bewahren, denn die Bewegung der Atmosphäre erst rundet den Körper einer Stadt. Und kommt man von diesem Größeren her, geht Kleineres so anders in geweitete Augen ein. Dann erscheint hinter den Einzelheiten die Totalität. Ein Vergißmeinnicht ist etwas anderes am Bache zwischen Kresse, Möhre, Binsen und Wegerich als im Topf in einer Zimmerecke, bei einem Menschen, der nie die blaue Blume im Freien sah. Und nun durch die Stadt selbst, die Gassen. Vor den Häusern stehengeblieben, sie betrachten, Tore öffnen, Höfe betreten, das Geheimnis von Räumen auf sich einwirken lassen, aufmerken, welche Dinge hier beisammen sind, und was sie sagen.

Digitized by Google

Alter Friedhof (bald nach 1677 angelegt, 1872 geschlossen)

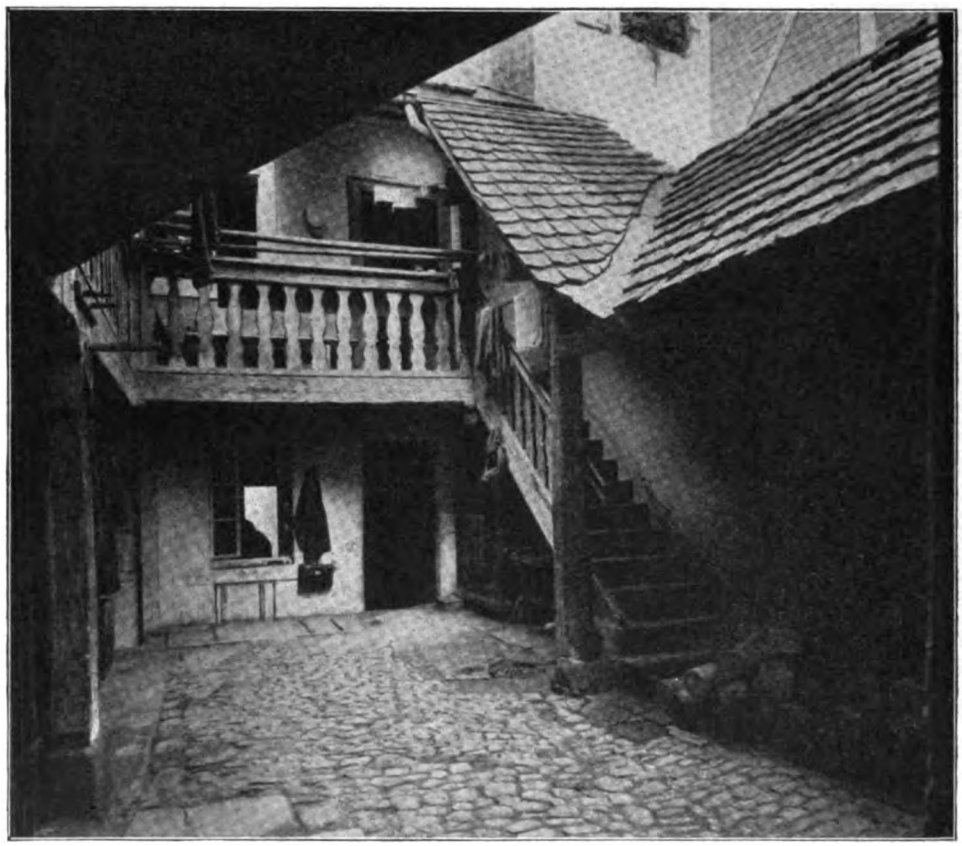
Wer da Wegweiser sein möchte? Besser als Worte das Bild. Und die schönste und vollkommenste Sammlung von Bildern der Stadt und des Breisgaus besitzt ohne Zweifel G. Röbcke. Dicke Bände füllen die Regale aus, fassen das Bildwerk eines Mannes, der durch Jahrzehnte hindurch alles aufgenommen hat, was ihm als schön erschien. Vieles, was inzwischen untergegangen ist, lebt da in einem Bilde, Bauten wie Landschaften.

Hat man erst zu blättern begonnen, gibt es kein Loskommen mehr. Wenigstens im Fluge möchte man von allem etwas mitnehmen, kein Bild anzublicken versäumen.

Herrgott, wieviel von dem, was aus den Bildern uns entgegenstrahlt, ist dahingeschmolzen, den Korrekturen einer Stadt zum Opfer gefallen. Wie viele dieser herrlichen Höfe hat inzwischen das Feuer verzehrt. Hier, diese mächtige Eiche ist gefallen, dieses hübsche Häuschen hat ein Neubau verschlungen. Nun, dies ist der Welt Lauf überall, aber immerhin, noch ist ein Bild da. Es kann nicht ganz vergessen werden.

Wieviel Aufnahmen allein vom Münster da sind! — Wie ein Botaniker, der die flüchtige Blütezeit einer Pflanze nicht vergessen darf, mußte der Photograph die guten Gelegenheiten ausnützen. Er hat es getan. Wo am Turm, oder am Langhaus des Münsters ein Gerüst auftauchte, stellte sich Röbcke ein. Wenn die Kirschen am Kaiserstuhl die höchste Verschwendung der Blüten trieben, war er da. Die tollste Schneewächte auf dem Feldberg, er mußte sie aufnehmen. Es gibt nichts draußen und drinnen, was seinem Auge entgangen wäre, was es ausgelassen hätte bei der Erfüllung der sich selbst gestellten Aufgabe. Seit den Tagen unserer Kindheit war er unterwegs, fügte Bild an Bild. Wie der Zufall es wollte, geriet in dieses eine seltsame Melancholie, in jenes eine lichte

Digitized by Google



Hof der ehemaligen Häuser zur Wasserstelze, zum Rinderstall und zum Geisenstall (heute Konviktstraße 51)

Freude, eine volksliedhafte Stimmung. Dies spannt die Sinne, daß man weinen möchte. Warum? Ist es das bißchen Gras zwischen dem Pflaster des alten Hofes? Ist es das Licht, das an den Großvater erinnert, wenn wir mit ihm auf dieser Bank saßen, eine fette Amsel vor unseren Füßen einen Wurm hinabschluckend, eine andere, die im Gezweige einer Platane ihr Lied sang, bei dem der Großvater den Finger erhob, um Achtung zu befehlen? Ist es die Sehnsucht, die Unmöglichkeit, dem Amselruf zu folgen, das Alphorn in der Brust? Das Alphorn, das niemals in uns verstummt!

* * *

Die Folgen der Bilder Alt-Freiburgs von G. Röbcke sind die Kapitel eines schönen Buches für die Freunde dieser Stadt.

Die erste beginnt mit einem Blick auf Chor und Anbau des Münsters von den Lauben des Kaufhauses aus, mit der Hauptwache rechts, die 1848 den alten Liebknecht beherbergte, wo in der „guten alten Zeit" einige Soldaten der österreichischen Armee lagen, die zu Philosophen wurden, weil man sie vollkommen in Ruhe ließ. Daneben der alte Pfarrhof und das Wohnhaus des Bildhauers und Architekten Christian Wenzinger (1710—1797), das Haus zur schönen Ecke.

Digitized by Google

Das Waisenhausgäßle, ein enger Durchlaß für die Bewaffneten zum Versammlungsort, dem Münsterplatz. Wie im Märchen ist hier alles. Domherren mit Spitzenchorröcken beleben am Sonntag diesen Bezirk, der seine alte klösterliche Stille und Abgeschlossenheit bewahrt hat. Das Gäßchen hat auch diesen Hüftenknick der gotischen Figuren. Selbst die Notenschriften dieser Zeit zeigen ihn. Mitten durchs Gäßle fließt ein Bächle. In einem Eckhaus ist die Volksbibliothek, im anderen üben an Samstagnachmittagen die Singvögel des Münsterchors. Welche Heiterkeit erwacht dann in diesem Winkel.

„Im Paradies". (Gegend am Gewerbekanal vor dem Martinstor, die Paradiesmühle, schon im 14. Jahrhundert erwähnt, hat dem Neubau der Universitätsbibliothek weichen müssen, in der abgebildeten Gegend lagen in alter Zeit viele Badestuben)

Die Häuser ums Münster haben nur kleine Höfe bis auf das Kaufhaus. Der ist aber um so schöner. Aber im weiteren Umkreise gibt es deren, die eine Welt für sich darstellen, deren Anblick die Träume beeinflußt, phantastische Vorstellungen in Gang setzt. Hexen- und Dämonengeschichten fallen einem ein, weil sie zum Stil dieser Höfe gehören, auch wenn eine Schultasche auf einem Fenstersims entschieden Einspruch erheben will. Was es in solchen Höfen alles gibt an architektonischen Sonderbarkeiten! Kleine Terrassen mit Oleander, Feigen und Granatbäumchen in verwitterten Kübeln, Schnittlauchplantagen in Heringsbüchsen. Rundum führen gedeckte Gänge mit sonderbaren Treppenanlagen, Nischen, Lauben, wo das Holz lagert, wo Werkstätten sind. Es ist südlich hier, man arbeitet, wenn es warm ist auch im Freien, nur eben im abgeschlossenen Hof. Wäscheleinen spannen sich über den Köpfen wie in Genua und die Katzen genießen hier alle Vorrechte. Es mag manches sicherlich nicht sehr hygienisch und sozial einwandfrei sein. Wieviel aber nimmt der hier aufgewachsene Mensch ins Leben mit! — Einen typischen Hof dieser Art hat Röbcke in der Konviktstraße aufgenommen. Er gehört zu den ehemaligen Häusern zur Wasserstelze, zum Rinder- und zum Geisenstall. Es gibt noch Häuser dieses Typs, die ganz so sind wie zu Großvaters Zeiten, mit dem Tor, das von innen verriegelt wurde, sobald das Silberglöckle „ausgebämbelt" hatte. Wehe dem, der das Zeichen überhörte. Er brauchte nicht damit zu rechnen, geöffnet zu bekommen. Ein anderer, aus dem 16. Jahrhundert stammender Hof, ist der des Zunfthauses der Schuhmacher zum goldenen Bären in der Salzstraße 17. Der ist weniger „légère", fast streng in seiner Haltung, gar nicht zu sprechen von dem des neuen Rathauses, des Bezirksamtes und anderer Häuser. Zwischen beiden steht ein weiterer Typ, der des gepflegten Bürgerhauses. Das Haus zum Rautenstock, Niemenstraße 16, kann hier als gutes Beispiel angeführt werden. Wieder auf anderem Bildniveau stehen die Höfe des Zollamtes und des groß-

Digitized by Google

Waisenhausgäßle

herzoglichen Palais. Zur selben Gruppe gehörte der ehemalige Wirtschaftshof des Klosters Tennenbach, das seit Anfang des 13. Jahrhunderts hier einen Hof besaß, der später zur Weinkellerei Kuenzer wurde und einen ganz entzückenden Mittelbau aus dem 18. Jahrhundert hatte.

Es ist eines der schönsten Bilder, das diesen Mittelbau gibt. Es könnte als Illustration einer Provinzerzählung eines Balzac beigegeben sein. Wärme entströmt diesem Bilde. Die Seele entgleitet dem Körper, um in der Atmospäre dieses Hofes unterzutauchen. Man kann es gar nicht genug betrachten, mit Träumen umkreisen.

* * *

Eine andere Aufnahmensammlung umfaßt kauzige Hausindividuen aus der Petersgasse, wo sich noch eine Reihe erhalten hat, aus der Adelhauser, Salz- und Herrengasse, der Insel, aus der Fischerau, der Vorstadt „Im Paradies". Am alten Runz (heute Gewerbekanal) hatte sich viel Derartiges angesiedelt. Werkstätten waren es, deren Besitzer der Runzgesellschaft zur Ausnützung der Wasserkraft angehörten. Stimmungsgemäß schließt sich ihnen manches in der Metzgerau an. Und wie gut passen die knorrigen Robinien hinter dem Freiburger Hof dazu!

Jeder Freiburger kennt die Hammerschmiede in der Wilhelmstraße, das Haus zur kalten Schmiede, Oberlinden. Sind das Werkstätten, war das ein Handwerk! Zu diesem Freiburg zählt auch der alte Friedhof mit dem Totentanz, den oft ohne jede Beschönigung abgefaßten Grabinschriften, den Ruhestätten der Männer, die Gestalter des damaligen Lebens waren, den molligen Sandsteingenien, Lebensfackeln auslöschend, in anmutiger Pose auf abgebrochene Lebenssäulen gestützt, den Tränenstrom trocknend, Gräbern, deren Schriftzüge den Duft einer unerhörten Kultur tragen, wie diejenige auf dem Grabe des Generals R. de Mirabeau. Und dem fügen sich ganz bestimmte Bäume und Gärten, Vögel und Düfte ein, gehören die ganz im Grünen versteckten Winzerhäuschen, die um die Jahrhundertwende fallen mußten, als die behäbigen Tore plötzlich zu Grenadieren sich hochrecken mußten.

Die Aufnahmen der Universitätskirche, des Domänenamtes sind wieder eine eigene Sache, wie die des großherzoglichen Schlosses eine Partitur für sich darstellen.

Wer von den Freiburgern hat eine Ahnung vom Reiz dieses Palais', das 1769 bis 1771 von d'Ixnard für den Freiherrn Ferdinand Sebastian von Sickingen erbaut wurde? Alles, was sie davon sehen, ist diese feierliche Fassade, manchmal, wenn es der Zufall will, daß gerade gelüftet wird, die vornehme Eingangshalle, etwas vom prachtvollen Hof. Vom reinen Entzücken, das die stilvollen Räume auslösen, in denen alles

Digitized by Google

Portal des früheren Deutschordenhauses (wahrscheinlich um 1760 von Bildhauer und Architekt Christian Wenzinger erbaut) Salzstraße 28

freudige Helligkeit ist, hat niemand eine Vorstellung, noch von den duftigen Stukkaturen, den Deckenengeln, die zwischen verwehenden Wölkchen mit einer Guirlande im Ringelflug sich vergnügen, ohne das überirdische Gebilde eines reichen Glaslüsters zu vergessen, der ihnen zum Halten anvertraut ist.

Wer kennt die blanken Porzellanöfen, die aus hohen Spiegeln leuchten, reiche Konsolen darunter, die Bronzeuhren tragen, deren feine, helle Glöckchen schon lange nicht mehr schlagen, wer die Treppenanlage, die blassen Fluchten? . . .

* * *

Und da gibt es Leute, die meinen, Freiburg zu kennen, wenn sie das Münster besichtigt haben. Als ob das Münster für sich allein stünde, als ob nicht aus dem Fleisch der Stadt ihm Blut zugeflossen wäre und immer noch zuströmte! Als ob das Freiburg um 1800 nicht auch zu der Stadt gehörte, die das Münster erbaute!

In der achten Folge der Röbcke-Sammlung strahlen dem Beschauer die Tapetenbilder aus dem Hause des ehemaligen österreichischen Regierungspräsidenten von Greifenegg entgegen. Auf dem einen Bilde steigt Psyche ins Bad, dort entführt sie Amor, hier steht sie vor Apollo. Auf einem anderen Bilde überrascht Psyche Amor im Schlaf, und da stellt der Künstler sie auf der Irrfahrt dar.

Digitized by Google

Wirtschaftsgebäude des alten Wirtschaftshofes des Klosters Tennenbach
Der Mittelbau stammt aus dem 18. Jahrhundert (heute Herder'sche Verlagsanstalt)

Während man dasitzt und die Bilder betrachtet, fühlt man sich inmitten krauser Blütenköpfe blauer und rötlicher Hortensien. Die Welt ist plötzlich edel geworden, alles ist „luxe, calme et volupté", das Leben ein Spiel. In langen Gewändern schreiten hoheitsvolle Frauen, die Brüste keck entblößt. Sie bieten sie mit natürlicher Grazie wie Früchte, uns zugedacht. Wir sind im Empire.

Aller Zeiten Äußerungen ist Röbcke nachgegangen. Nichts hat er vergessen. Es war ihm gleichgültig, ob der Mann von Geschmack zu irgendeiner Zeit das Colombischlößchen als Kitsch bezeichnete. Er nahm es mal auf, an einem warmen Sommermorgen, und nun erweist es sich, daß die unglückliche Maria von Colombi doch sehr schön gewohnt hat. Und nun freuen wir uns auch, genau wieder zu sehen, wie das alte Theater war, ehe das Augustinermuseum daraus wurde. Und wenn wir vor jedem der Bilder geweilt haben, kommt der Breisgau dran. Weiß Gott, das ist Merzhausen. Da steigt der Schönberg auf. Es ist an einem Maimorgen. Alles in Blüten. Sollen wir ins Alphorn stoßen, den Freunden über dem Ozean dies Bild schicken, wir, bei denen die Heimatliebe fast zum Laster geworden ist?

Alle Berge, die im Rücken der Stadt aufsteigen, alle Täler, Höhen, Wälder hat Röbcke durchstreift und im Lichtbild widergespiegelt. Es gibt keinen Fleck im Breisgau, dem wir nicht in diesen Bilderalben begegneten.

Was die Photographie wert ist, weiß heute jedes Kind, aber wenige haben es schon vor Jahrzehnten gewußt und daraus zu unserer Freude, unserem Gewinn Konsequenzen gezogen wie er. Dafür sei ihm gedankt. Wer aber nicht weiß, wieviel es bei uns zu sehen gibt, blättere in diesen Alben einer vergänglichen und darum mit soviel süßer Anmut gefüllten Welt, die ewig sich erneut, umwandelt und uns dennoch vieles von dem erhält, was sie lange vor uns schon werden und — ach — wie herrlich werden ließ!

Digitized by Google

Tapeten aus der Zeit um 1810 aus dem ehemaligen Haus des österreich. Regierungspräsidenten von Greifenegg. Heute Haus Kaiserstraße 79. (Die Tapeten wurden abgelöst und befinden sich bei den Städt. Sammlungen)

Digitized by Google

Landschaft / Kunst / Kultur

Bücherbesprechungen

Von Hermann Eris Busse, Freiburg i. Br.

Von keinem Platz im Breisgau erlebt man den Sinn der Siedlung, ihre in die Landschaft hineingewachsene, oder vielmehr ihre von der Landschaft bedingte Daseinskraft so stark als vom Münsterturm herab. Ringsum schaut man in das Gewirr der Dächer, das tausendfältig verästelte Netz der Straßen, die ganze Stadt liegt uns zu Füßen, ihr Kern ist deutlich sichtbar und ihr Wachstum um diesen Kern in die Ebene hinaus und in die Täler hinein. Ihrer Entwicklung steht noch viel Land zur Verfügung, der moderne Mensch freut sich darüber; denn solange die Landschaft es erlaubt, bleibt die Stadt lebendig, zukünftig, daseinssicher. Und ihrer Spannweite nach allen Richtungen hin warten große Aufgaben des schöpferischen Städtbaues. Der Mensch, das wird uns offenbar auf unserer hohen Turmwarte, ist so mächtig, daß er ein landschaftsbildnerisches Element geworden ist, wie die Naturgewalten: er sprengt Berge und füllt Täler auf, er überwindet Ströme und dringt durch Felsen, die Landschaft ist ihm untertan geworden, er paßt sich ihr nicht mehr in dem instinktiven Siedlungsgefühl an wie ehedem, er siedelt bewußt.

Die Stadterscheinung Freiburgs fordert dazu heraus, einmal die inneren Ursachen solcher Gründungen zu erforschen; denn es ist die einzige große Stadt weitum, und die kleinen Städte ringsum, alle ehemals blühend, freie Reichsstädte sogar, hat es überflügelt. Mit welcher inneren Notwendigkeit? In der Reihe „Geographischer Abhandlungen", die von Prof Dr. A. Hettner und Prof. Dr. N. Krebs herausgegeben wurde, erschien eine Schrift, die bedeutsame Aufklärungen gibt. Sie stammt von Prof. Dr. Karl Mader, ist betitelt **„Freiburg im Breisgau"**, ein Beitrag zur Stadtgeographie. Verlag C. F. Müller, Karlsruhe. Es ist die erste Arbeit dieser Art in Baden. In gut geformten Kapiteln wird die Landschaft behandelt, die Lage der Stadt zum Straßennetz und Fernverkehr, die wirtschaftlichen Grundlagen, Grenzen und Übergangsgebiet, Einflußzonen der Stadt und sie bringt im zweiten großen Abschnitt Aufsätze über die morphologischen Grundlagen der Stadtsiedlung, die räumliche Entwicklung, das Stadtbild, über Bevölkerungsverteilung und den inneren Verkehr. Die wissenschaftlich tief veranlagte Arbeit vermittelt durch ihren klar gegliederten Bau nicht allein Stoff, sondern am Schlusse weiß man, jede Siedlung hat ihr eigenes Antlitz, das die Umwelt, die Landschaft spiegelt und der die Landschaft Wiege war von Anbeginn. Der Siedler ist der Träger der schöpferischen Idee, die von der Landschaft ihm bewußt oder unbewußt eingegeben wurde. Das Buch sagt viel Neues aus und es sollte auf jeden Fall in keiner breisgauischen Heimatbücherei fehlen, zumal ein reichhaltiges Literaturverzeichnis zum Weiterforschen ermuntert.

Von Universitätsprofessor Dr. Josef Sauer zusammengestellt und mit einer großzügigen Einführung versehen, erschien **„Alt-Freiburg"** im Verlag Benno Filser G. m. b. H., Augsburg. Das Hauptgewicht ist auf die Reichhaltigkeit der Bilder gelegt, die auch tatsächlich so sorgsam gewählt wurden, daß die Stadtaussage in dieser Schau charakteristisch erscheint, auch dem Fremden, dem das wertvolle Buch in die Hände fällt. Man wird verlockt werden, einen Blick in die Einführung zu tun, um die reiche Geschichte, Kunst und Kultur der Münsterstadt nicht nur im Bild, sondern auch im Wort abzulesen oder sich bestätigen zu lassen: also bedeutet das Buch ein Führer in solidem und geschmackvollem Sinn, auch seiner verlegerischen Ausstattung nach.

In der Schriftenreihe „Vom Bodensee zum Main", im Auftrage des Landesvereins Badische Heimat herausgegeben (Verlag C. F. Müller, Karlsruhe), erscheint soeben als Nr. 34 eine stattliche Arbeit von Archivdirektor Dr. Friedrich Hefele, die ein Thema **„Aus Freiburgs Baugeschichte"** behandelt **„Die ehemalige Zähringer Vorstadt und Kreisbaumeister Christoph Arnold"**.

Hefele hat beim Stöbern in den Archivschätzen viel wichtige, namentlich stadtgeschichtliche und baugeschichtliche Dinge gefunden, darunter auch die Quellen vorliegender Arbeit. Christoph Arnold, Neffe und Schüler Friedrich Weinbrenners, hat sehr zur heutigen Ausprägung des Stadtbildes beigetragen. Er hat vor allem den engen Gürtel der ehemaligen Festung gesprengt, in dem eng, winklig, ungesund die Menschen allzu nahe beisammenwohnten, und in dessen Bezirk regelrechte Wohnungsnot herrschte. Arnold schuf die Vorstadt, über-

Digitized by Google

wand die Abneigung des Bürgers, vor dem Stadtring zu siedeln. Es kostete Kämpfe und Anfeindungen. Ein Kulturbild jener Zeit zu Anfang des 19. Jahrhunderts rollt sich auf, wenn man in dem Buch liest, der bürgerlichen Kultur einer kleinen Stadt, an deren Entwicklung Männer mit großem Wollen zäh und unabweisbar formten. Die Ära Arnold und sein Kreis, dem Oberbürgermeister und einzelne Stadträte, vorab einer namens Kern, starke Unterstützung gewährten, ist fruchtbar gewesen: eine Blütezeit des Städtebauwesens in Freiburg wie die Konrad Winterers. Für den Freiburger Stadtforscher, für Architekten und Lehrer wird das Buch Hefeles bedeutsam sein, um so mehr, als manche Unsicherheiten des Albert-Wingenrothschen Bürgerhauswerkes aufgeklärt werden konnten.

Im Schatten des Liebfrauenmünsters gedieh Freiburg zu der schönen, berühmten Stadt, aber es ist auffallend, wie wenig buchmäßig die Geschichte des Münsters bearbeitet wurde. Die „Freiburger Münsterblätter" brachten eine Folge von Einzelaufsätzen mit schönem Bildmaterial. Das Handbuch über **„Das Freiburger Münster"** schuf Münsterbaumeister Dr. e. h. Kempf, der seit vierzig Jahren den Pflegerdienst am heiligen Bau versieht. Friedrich Kempf hat sein Wissen und die Ergebnisse der Münsterforschung zusammengefaßt und gemeinverständlich dargestellt, dazu hervorragende Aufnahmen gegeben, einen überreichen Bildschmuck innerhalb des Textes und ganzseitige Tafeln. Das Werk erschien ursprünglich als graues Heft I, 1914 Badische Heimat in der Reihe der jetzigen Jahreshefte. Da es jedoch in II. Auflage, durch bedeutende Erweiterungen in Text und Bildteil, auch in der viel weiter gespannten und wissenschaftlich vertieften Anlage den Rahmen der „Badischen Heimat" sprengte, überließ man das Werk der breiten Öffentlichkeit und der Verlag G. Braun, Karlsruhe, übernahm die alleinige Verantwortung in Ausstattung und Vertrieb. Es ist ein stattliches Buch geworden, das in keinem Freiburger, ja in keinem oberrheinischen Haus fehlen sollte.

Das Freiburger Münster ist wohl das schaubarste und großartigste Kunstwerk am Oberrhein. Erschütternd aber ist der Isenheimer Altar Matthias Grünewalds in Kolmar. Die vieldeutige, rätselvolle, unerschöpfliche Tat des in seinem Lebensablauf uns fast sagenhaft unbekannten Meisters, hat wohl alle deutschen Künstler nach ihm auf das Tiefste ergriffen, und wo ein Künstler sich vom anderen so erschüttern läßt durch ein Werk, da brechen die Quellen der inneren Wahrheit auf und der schöpferischen Kraft durch den Glauben. Das brauchen keine Maler zu sein; die leidenschaftlich gesammelt in unerhörter Gesamtheit sich auswirkende Künstlertat des Malers überwältigt die Dichter und Musiker vielleicht noch mehr als die Bildner; denn jene sind nicht befangen durch das Wissen um das handwerkliche Können. Sie fühlen, sie erleben absoluter.

Indes, Grünewalds Werk, nun uns äußerlich entrissen — da es auf elsässischem Boden seine Heimat hat, aber nach altem Gesetze des deutschen Wesens: wonach erst das, was verloren ging, zum Besitz der Seele wird und vom Heimweh der Inbrünstigen umsorgt — hat einen Deuter und Sprecher gefunden, den ersten sicherlich, der ergreifend und hoch hinaufhebend zugleich Belehrung und reinste Dichtung gibt. Gewiß, wenn man im Buch von Friedrich Alfred Schmid-Noerr liest **„Wie Sankt Antonii Altar zu Isenheim durch Meister Matthias Grünewald errichtet ward"** stillt sich der Wunsch niemals, selbst vor dem Altar stehen zu dürfen, im Gegenteil, aber man besitzt ihn doch im Geiste, und seine Offenbarungen sind uns nahe gebracht durch den Mund eines unserer abseitigen, inbrünstigen und, sagen wir es frei, seelenhaften Dichter. Es werden wenige sein, die Schmid-Noerr lesen können und wollen. Er erschließt sich nicht sogleich, man muß sich mit seiner Sprache, seiner geistigen Struktur hingebend beschäftigen, um ihm folgen zu können. Aber es wird sich ein fester Kreis langsam um ihn schließen, und er wird eine Gemeinde haben zuletzt von der, wer weiß es, eine gesunde, freie Volkheitsbewegung ausgehen könnte. Zurück jedoch zu seinem kostbaren Buch über den Isenheimer Altar. Es erschien im Horen-Verlag, Berlin-Grunewald, hervorragend ausgestattet mit neun farbigen und mehreren einfarbigen Tafeln des Altars, sowie sechs Skizzen. Es ist eine Dichtung, eine blühende, farbige, glühende, in Form eines Gespräches des Meisters Grünewald mit den Auftraggebern und Besuchern der Antoniterkongregation, der Augustiner Chorherren zu Isenheim. Was in diesen Gesprächen gesagt wird ist immer gültig, es steht viel ewige Wahrheit in den Sätzen, neu gesagt, es steht auch manches drinnen, das zum erstenmal gefunden wurde durch Schmid-Noerr, den tiefen Denker. Und es stehen auch mutige Urteile dabei, unseren heutigen Kunstbetriebsamen aller Art ins Ohr gesprochen, falls sie feinhörig genug sein sollten. Aber nirgends Tendenz, nirgends die geringste Verletzung der künstlerischen Aussage durch unerzogenes Temperament. Man könnte eine Fülle schöner, inhaltsreicher Sätze aus dem Ganzen lösen. Sie würden für sich allein bestehen. Dieses Grünewaldbuch ist ebenso verantwortungsbewußt wie genial gestaltet, ein Meisterwerk der deutschen Dichtung und ein starker Pfeiler der Grünewaldforschung.

Digitized by Google

Auf dem ehemaligen Altarschein standen etliche alte Kritzeleien. Eine hieß: Wie wohl d'Kunst Gaben Gottes seindt / Ist Unverstand ier größter Feindt / Darumb wer solches nicht verstaet / Allhie nichts zu urtheilen het.

Hans Thoma schrieb am 19. November 1904 an seinen Freund Henry Thode: „Doch möchte ich dir vor allen Dingen berichten, daß ich vor etwa vierzehn Tagen zum erstenmal den größten Schatz an Malerei, den die Deutschen besitzen, gesehen habe; ich hatte viel davon gehört, aber alle meine Erwartungen wurden übertroffen: es ist dies der Isenheimer Altar von Grünewald in Kolmar. —"

„Wenn man fragt: Was ist deutsch? so muß man unbedingt den Grünewaldschen Altar nennen. — Eine Freiheit der Erfindung, Gestaltung und Farbenzauber wie es nur aus dem tiefst Innersten, wo auch die Träume ihren Ursprung nehmen, entstehen kann. — Bei all dem ist ein Können, das ganz mühelos erscheint, fast übermütig im Gefühl unversiegbaren Reichtums. — Es wird vor so einem Werk einem so vieles klar, was man ahnt und denken möchte, vielleicht auch machen möchte — ja, das Erkennen ist so stark, daß man fast dem Wahn unterliegt, man habe das selber gemacht, — es ist dies gewiß nicht Unbescheidenheit, aber man fühlt sich in Tiefen geführt, aus denen ja auch das entspringt, was man selber zu gestalten sucht, aus aller Unruhe und Verwirrung der Zeit und Umstände heraus." Diese Briefstelle stammt aus dem von J. A. Beringer herausgegebenen Buch **„Hans Thoma, Briefwechsel mit Henry Thode"**, verlegt bei Koehler & Amelang, Leipzig. Die Freundschaft des Altmeisters der deutschen Kunst, Hans Thoma, aus bäuerlichem Umkreis herausgewachsen, mit dem viel jüngeren Patrizierſohn, Ästhet und Kunstgelehrten, steht nahezu beispiellos da in der Geschichte der Künstler. Wenn man diese Briefe liest wird man dies gewahr. Spontan dem natürlichen Lebenskreis und Herzenstakt Ausdruck geworden, der Ethik zweier reiner Künstlermenschen von gesundem Wuchs Gestaltung gebend, schlossen sich die Briefe durch ein Menschenalter hindurch zusammen und sind nun nach dem Tode beider Freunde zu einem stattlichen Bande gesammelt, sachlich wie geistig höchst wertvollen Inhalts, ein Dokument der fruchtbarsten Männerfreundschaft geworden. Sie entbehren nicht der allerpersönlichsten Erlebnisse und Anschauungen, keineswegs aber engem, familiärem Geschehen Raum gebend. Wenn die Familien in Bayreuth, insbesondere Cosima Wagner, Thodes Schwiegermutter und Daniela Thode, geb. von Bülow, zum Thema werden, so ist irgendeine tragische Woge über die Seelen der Schreibenden gegangen, etwa da Cella Thoma sterben mußte, da Daniela Thode sich von Henry schied. Das Schicksal hat den Freunden, deren gleiche Anfangsbuchstaben: H. Th. schier an eine magische Fügung glauben lassen, ein reiches, weil kämpferisches Leben beschert. Der Briefwechsel beleuchtet die Zeit des Übergangs auf der Schwelle des neuen Jahrhunderts, politische und geistesgeschichtliche Zustände, die Kritik ist wachsam und in frühen Briefen temperamentvoll, später — wie fein baut sich die Seele des Alters aus — steht sie weise und leise geworden, gelassen über den Dingen. Wie kann Thoma klagen und sich nach der ewigen Ruhe sehnen, er klagt, daß sein Körper nicht mehr will Schritt halten mit dem regen Geist — er klagt, aber er jammert nicht: er ist nur noch so angefüllt mit Gesichten und Plänen und innerem Wachstum, daß er gern eben schaffen möchte, malen: mit achtzig Jahren noch, nachdem alle Freunde gestorben sind, auch der weit jüngere Thode. Nur Cosima Wagner ist noch da, die Freundin. Sie lebt heute noch. Dem Buch sind die Bildnisse von Thoma und Thode eingefügt.

Die deutsche Kunst am Oberrhein hat zu keiner Zeit aufgehört Blüten zu treiben und neue Früchte zu bringen. Die Atmosphäre, die um die großen Kunstwerke steht, um Dome, Bildnereien, die von Dichtungen ausströmt, trägt Keime steter Erneuerung immer noch in solche Menschen, die berufen sind. Woher kommt die kristallhaft dieses Land umschließende Begnadung, die auffällige Häufung von Künstlern aller Art? Strahlt die Landschaft geheime Kräfte aus? Wir wissen es nicht, nur gibt es Leute, die aus der norddeutschen Tiefebene beispielsweise hergereist kommen in unseren Süden und die dann gestehen: hier musiziert es, das Land, das Wesen der Menschen, Berge, Strom, Licht, Luft. Musik ist allum. Wie sollte es da nicht an Musikern fehlen, inbrünstigen, singbereiten Seelen?

Ich will auf Franz Philipp kommen, den Alemannen aus dem Herzen Alemanniens, der zwischen Strom und Dom aufgewachsen ist, beim Gesang des Schwarzwaldes und der Rheinwellen. Sein erstes, großes Werk, op. 12 **„Die Friedensmesse"** wurde in den Städten Badens und auch im übrigen Deutschland mit beispiellosem Erfolg aufgeführt. Der Name „Friedensmesse" ist halbwegs irreführend. Das Werk besteht aus drei Teilen: Kyrie, Benedictus und Gloria und soll nicht als eigentliche Messe für kirchlichen Gebrauch gelten, sondern als Symphonie mit Chören in drei Sätzen. Alle Stimmen, die in der Öffentlichkeit sich über diese prachtvolle, aus dem Erlebnis des großen Kriegs herausgeschleuderte Musikschöpfung äußerten, hießen sie erschütternd im „Kyrie", voller aufrüttelnder Gebets-

Digitized by Google

kraft, die aus der grauenhaften Tiefe der Not im Kriege steigt, sich beruhigt im Glauben an Erlösung in dem sphärenhaft schwebenden „Benedictus“ und aufquillt, berauschend hingegeben und emporgesteigert im „Gloria in excelsis deo“.

Das Werk, das bisher der Allgemeinheit nicht zugänglich war, ist jetzt als Klavierauszug im Südd. Musikverlag F. Müller, Karlsruhe, erschienen, ferner wurden dort auch die Frauenchöre a cappella op. 3, Gebet (Mörike), Ave Maria, gedruckt, dann op. 19 zwei A-cappella-Chöre für achtstimmigen gemischten Chor (tantum ergo, St. Martinus-Lied), dann die Lieder für eine hohe Singstimme und Klavier op. 20 (Vorahnung, Wenn schlanke Lilien wandelten, Viel tausend Grüße, Kinderliedchen, Herbstreigen), ferner der jetzt von den besten Chorvereinen aufgenommene, ganz eigenartige Eichendorff-Zyklus für Männerchor, Horn, Orgel und Posaunen (op. 16), der geeignet ist, den in abgeleierten Bahnen uninteressant gewordenen Männergesang auf höchst musikalische, geistvolle und durchgeistigte Art zu beleben, vielmehr so zu befruchten, daß man wieder ergriffen und erhoben einem Chor zu lauschen vermag.

Philipps Werk hat eine eigenwüchsige Linie. Es ist durch Kraft und Inbrunst absolut musikalisch, aus ihm singt es, tönt es, er erfindet noch, das heißt er folgt noch einer elementaren musikalischen Phantasie, daher der Reichtum an Themen, an Mitteln zu dichten und zu malen, zu beten und zu fordern, zu schreien und zu flüstern in Tönen. Und er stellt alle Instrumente in seinen Dienst, Orgel, Orchester, Menschenstimmen, Klavier und Horn.

Es bleibt im Augenblick nicht mehr Raum übrig im Rahmen einer Besprechung seines Werkes, als hier zum erstenmal die Namen seiner Veröffentlichungen zu nennen. Im gleichen Verlag erschien demnach noch die Klavier-Toccata D-Dur op. 2. Fünf kleine Lieder für eine mittlere Stimme und Klavier op. 8 (Ein kleines Lied, Du bist mein, Vierzehn Englein, Kinderbegräbnis, Wohin ich geh und schaue) kamen bei C. L. Schultheiß, Musikverlag, Ludwigsburg, heraus. U. Simrock G. m. b. H., Berlin-Leipzig, brachte heraus op. 5 Kriegslieder für eine mittlere Singstimme und Klavier (Nr. 1 Kriegsgebet, Nr. 2 Der erste Schnee, Nr. 3 Posten, Nr. 4 Heimat) in Einzelfolgen, die beiden ersten sind dem Infanterieregiment Nr. 113 gewidmet. Im gleichen Verlag kam die „Ballade“ für Klavier, dem Andenken gefallener Kriegskameraden und Freunde als op. 6, und fünf Lieder für mittlere Singstimme op. 7 (Ein Völklein, Gottes Segen, Du milchjunger Knabe, Wiegenlied, Kindergebet).

Als Direktor der Musikhochschule und als Chordirigent zeigt Franz Philipp hohe Führerbegabung, das nimmt ihm aber hoffentlich nicht allzu viel Kraft und Zeit, seiner eigentlichen Berufung als Tonsetzer zu folgen.

Das königliche Instrument, die Geige, wurde schon in früheren Zeiten in Freiburg gebaut, im Schwarzwald gab es sogar ein kleines Mittenwalde, besonders in Röthenbach, eine fleißige und befähigte Kolonie von Geigenbauern. Als Freiburger ist Erggelet mit seinen Violinen und Gamben besonders bekannt geworden. Gegenwärtig ist wohl Adolf Romer, der 1863 zu Ettenheim geboren wurde, der bedeutendste Geigenbaumeister Oberbadens. Er hat in einer kleinen Schrift, die bei Emil Groß, Universitätsdruckerei G. m. b. H., Freiburg, erschien unter dem Titel „**Geigenbaumeister Adolf Romer, sein Leben und sein Schaffen, von ihm selbst erzählt**“, als einer der ersten badischen Geigenbaukünstler zur Feder gegriffen, um vor allem auch einen kleinen Einblick in die stets von Werkstättengeheimnissen umwehte schwierige Kunst des Baues dieses empfindlichen Musikinstrumentes zu geben. Das Buch enthält reichen Bildschmuck, insbesondere einige Tafeln über den Werdegang der Geige.

An ein sehr wertvolles Freiburger Werk, vor allem an dessen vor Jahresfrist erschienenen dritten Band soll hier nachdrücklich erinnert werden: „**Die Urkunden des Heiliggeistspitals zu Freiburg im Breisgau**“ 1220—1806 (Nachträge), bearbeitet von Dr. Josef Rest, Universitätsbibliothekar, erschienen in der Caritas-Druckerei G. m. b. H., Freiburg i. Br. Es gehört in die Reihe der „Veröffentlichungen aus dem Archiv der Stadt Freiburg im Breisgau“, die unter der Obhut von Dr. Friedrich Hefele stehen, der dem sehr umfangreichen Werk ein Vorwort gibt, und auf die schwierige Entstehungsgeschichte der Buchreihe, die bereits vor dem Krieg begonnen war, hinweist. Dr. Rest gibt dann in seiner Einleitung die Richtlinien seiner Gestaltung des Stoffes an. Den Urkunden schließt sich ein Register an, das eine Fundgrube für den Familien- und Namensforscher, für den Gewann- und Flurnamenforscher wie auch für den berufskundlichen Forscher darstellt. Für alle, die sich mit Geschichte, Kulturgeschichte und Heimatkunde beschäftigen, ist das Werk unentbehrlich, das sich hoffentlich mit weniger Schwierigkeiten, die sich den bisherigen Bänden, namentlich ihrer Drucklegung, entgegenstellten, fortsetzen kann, mit der gleichen Umsicht und Übersicht, welche die Dr. Restsche Bearbeitung auszeichnet.

Digitized by Google

Als Herausgabe der Bad. Hist. Kommission, Verlag G. Braun, Karlsruhe, von Dr. Friedrich Lautenschlager, Universitätsbibliothekar in Heidelberg bearbeitet, erschien der erste Band der „**Bibliographie der badischen Geschichte**". Er enthält in seinen Abschnitten allgemeine einleitende Literatur, Gesamtdarstellungen, politische Geschichte der oberrheinischen, insbesondere der badischen Lande, ausschließlich der Geschichte der einzelnen Territorien bis zur Gründung der Rheinbundstaaten. Die Veröffentlichung ist im Sinne der gesamten Heimatforschung herzlich zu begrüßen als zuverlässiges, wissenschaftliches Hilfswerk. Eine ausführliche Würdigung werden wir folgen lassen.

Als erstes Heft „Wissenschaftliche Veröffentlichungen" der Geogr. Fachschaft, deren Schriftleiter Prof. Dr. Hans Schrepfer ist, kam (in Kommission bei Speyer & Kaerner, Freiburg i. Br.) eine umfangreiche Schrift über „**Das Markgräfler Hügelland zwischen Staufen und Basel**" von Gebhard Ulsamer. Dr. H. Schrepfer spricht in seinem Geleitwort von einem sehr empfindlichen Mangel an guten geographischen Untersuchungen über das badische Oberland und hat damit wirklich den Finger auf ein heilbares Leiden unserer Heimatliteratur gelegt. Mit dieser ersten Veröffentlichung beginnt schon der Heilprozeß; denn sie ist in ihrer ganzen Anlage und ihrer ebenso gründlichen wie lebendig schaubar gemachten Sachlichkeit von bleibender Bedeutung, das liegt auch wohl an der klaren, von keiner aufdringlichen Wissenschaft belasteten Sprache. Der Verfasser ging, wie der schon genannte Dr. Karl Mader, darauf aus, die innere Struktur, wie soll ich sagen, die Psychologie des Landschaftsbildes, die schöpferischen Ursachen und Quellen der Länderformen in den Umkreis der Forschungen aufzunehmen und damit hat sich gleichzeitig lebensvolle Erweckung eines Gebietes „der Geographie" ergeben, das auf totem Geleise angelangt war. Das Heft enthält vorzüglichen Bildschmuck, z. T. nach Gemälden des Markgräfler Malers Hermann Daur, die auch wiederum zeigen, wie tief und einmalig dieser stille Meister, der allzu früh hat sterben müssen, die Sprache der Landschaft verstanden hat. „Der Blauen von Hammerstein aus" oder „Die Mühle im Kandertal" haben auch, ohne daß man sie farbig sieht, bei aller dinglichen, geradezu kühlen Sachlichkeit den Zauber inneren Lebens, irgendeiner magischen Erinnerung an Ewiges.

Es ist ein feines Experiment, nach der Arbeit eines Fachmannes und auch nach dem Aufnehmen des Wissens um diese geschlossene, geradezu klassisch klare Landschaft des Markgräfler Hügellandes das Buch des Dichters Alfons Paquet „**Der Neckar, ein Lebensbild**", zu lesen, und in eine vielfältige, launische, lebhafte, romantische Landschaft einzutreten. Das Buch wurde bei J. Hörning, Heidelberg, verlegt und vorzüglich ausgestattet, insbesondere wurde große Sorgfalt auf den Bildteil gelegt, der vierzig Zeichnungen sehr anmutiger charaktervoller Art auf festen Tafeln in Kupfertiefdruck enthält, neben 15 Textbildern. Sie stammen von Joachim Lutz. Alfons Paquet, der viel von der Welt schon gesehen hat, geht darauf aus, die Landschaft als Persönlichkeit darzustellen, also von ihrer äußeren Struktur zu berichten in einer dichterisch gesteigerten Sprache, die malt, musiziert und zeichnet, die farbig und rhythmisch ist und hinter diesen feinverästelten, lebhaften Berichten leicht und unaufdringlich das Seelenleben der Landschaft, des Flusses gleich einer Spiegelung hinzuhauchen. Er gibt das „Lebensbild" des Neckars, er sagt: „Der Neckar ist das wandernde Idyll der Hügellandschaft, der glückliche Bruder von Saale und Weser, Lahn und Mosel, der deutscheste der deutschen Flüsse." Paquet bringt es nicht fertig, sentimental zu sein, wozu der Neckar mit Heidelberg (!) geradezu verlockt, auch moderne Menschen. Paquet sieht, spürt, erinnert sich an alles, was der Landschaftsschwärmer niemals aufnehmen würde. Er lobt und erlebt die Arbeit des Flusses, sein Wachsen in die Zeit, er ist bezaubert aber nicht blind vor Liebe.

„**Die Geschichte der Stadt Kehl und des Hanauerlandes von den ältesten Zeiten bis heute**" (Druck und Verlag A. Morstadt, Kehl a. Rh.) hat Otto Rusch zum Verfasser. Das Werk ist weit ansprechend gewandet. Kehl am Rhein, die Hauptstadt des Hanauerlandes kämpft heute herb und verzweifelt um seine Existenz; es leidet alle Nöte der besetzten Grenzorte. Seine Geschichte ist ungemein wechselvoll, Kehl war einmal eine der wichtigsten Festungen Europas. Die Handelsbeziehungen erstreckten sich bis Italien und Holland; Rheinbrücken verbanden Deutschland mit dem Westen. Die Bürger wurden wohlhabend, dies alles geschah bereits im 14. Jahrhundert. Viele Schicksalswellen überstürmten es, bis das letzte Unglück nach dem Weltkrieg über die Stadt hereinbrach. Otto Rusch, der das Werk über Kehl als Fortsetzung und Vertiefung der ersten Auflage von Beinert neu geschaffen hat, legt, wie es bei einem Lebensbild der Stadt nicht anders sein kann, den Hauptwert auf Behandlung der geschichtlichen Vorgänge. Mögen die Kehler, denen augenblicklich der Sinn nach nothafteren Dingen steht, aus vergangenem Geschehen Trost und Mut schöpfen; auch aus diesem Grunde sei die gediegene Arbeit des bekannten Heimatforschers bestens empfohlen.

Digitized by Google

Badische Heimat

Zeitschrift für Volkskunde, ländliche Wohlfahrtspflege, Heimat- und Denkmalschutz
17. Jahrgang * Jahresheft 1930

Singen und der Hegau

Im Auftrag des Landesvereins
Badische Heimat herausgegeben
von **Hermann Eris Busse**
Freiburg im Breisgau

1 9 3 0

Verlag G. Braun in Karlsruhe

Digitized by Google

Inhaltsverzeichnis

Seite

Der Hegau, von Ludwig Finckh, Gaienhofen 3
Geburt des Hegau, Gedicht von Paul Sättele 8
Landschaft am Hegauer Hochrhein, von Otto Weiner, Büsingen 9
Hegau und Bodensee, von Ludwig Finckh, Gaienhofen 15
Am Scheideweg, Gedicht von Willi Hensler, Welschingen 16
Die Hegauvulkane von Singen bis Engen, von Wilhelm Schmidle, Salem 17
Der Hegau in der Vorgeschichte, von Georg Kraft, Freiburg i. Br. 34
Mägdeberg, Gedicht von Paul Sättele 39
Frühmittelalterliche Töpferkunst in Konstanz, von Alfons Beck, Konstanz 40
Von den Geschicken der größten Hegauburgen und ihrer ritterlichen Geschlechter, von August Vogel, Weiterdingen 51
Die alten Hegaustädte Engen, Aach, Blumenfeld und Tengen, von Paul Motz, Konstanz 64
Singen am Hohentwiel, von Albert Funk, Singen a. H. 84
Das Hegau-Museum in Singen a. H., von Albert Funk, Singen 92
Hohenstoffeln, Gedicht von Paul Sättele 93
Literarisches Schaffen im Hegau, von Wilhelm Engelbert Oeftering, Karlsruhe . . . 94
Hohenhöwen, Gedicht von Paul Sättele 99
Das Hegöw, Übersichtskarte 100
Volkskundliche Streife durch den Hegau, von Otto Weiner, Büsingen 101
Sagen vom Poppele von Hohenkrähen, von Johannes Künzig, Freiburg i. Br. . . . 112
Reiseerinnerungen berühmter Männer (Goethe, Schwab, Hansjakob) 115
Hohentwiel, Gedicht von Paul Sättele 117
Gedichte von Eduard Presser †, Riedheim 118
Scheffel und der Hegau, von Hans Specht, Singen a. H. 120
Das Scheffelmuseum auf der Mettnau-Radolfzell, von Anna Regina Zimmer, Radolfzell 122
Die Wirtschaft des Hegaus, von Edmund Kaufmann, Singen a. H. 128
Hohenkrähen, Gedicht von Paul Sättele 138
Kunst, Volkskunde, Heimatgeschichte und Heimatschutz, Bücherbesprechungen, von Hermann Eris Busse, Freiburg i. Br. 139
Die Veröffentlichungen des Landesvereins Badische Heimat 151

Digitized by Google

Das Land der Alemannen (Ölbild H. Lotter, Reichenau

Der Hegau

Von Ludwig Finckh, Gaienhofen

Feuer und Wasser haben brüderlich das fruchtbare Bodenseevorland geschaffen, das man Hegau nennt. Linzgau, Klettgau, Thurgau und Baar, Bertoldsbaar, umringen ihn, noch von den Zeiten der alten Gaugrafschaften Pipins und Karls des Großen her. Denn er ist uraltes Kulturland, besiedelt von den ersten Menschheitsspuren an. Hewengau, Berggau, vom keltischen Ceb, Bergrücken — der Gau voller Berge —, es ist gar nicht wahr, was man in den Büchern liest von den sieben Hegauvulkanen; es sind doppelt soviel, der Hegau starrt von Buckeln und Kuppen wie ein Mondgebirge. Denn zu den sieben Allbekannten — Twiel, Krähen, Mägdeberg, Stoffeln, Hohenhöwen, Neuhöwen, Höwenegg aus Klingstein und aus Basalt — treten sieben Unbekannte von Feuer- und Wassergeburt: Staufen, Rosenegg, Heilsberg, Rauenberg, Hohenfridingen, Homburg und Windegg — und vielleicht habe ich noch einen vergessen. Die Nellenburg zum Beispiel, deren Grafen einst über das halbe Gebiet herrschten,

---

Eine wertvolle Ergänzung zum Jahresheft „Singen und der Hegau" bilden die Jahreshefte Badische Heimat 1924 „Der Überlinger See", 1926 „Der Untersee" und 1921 „Die Baar". Es ist geplant, das Gebiet der Städte Stockach, Pfullendorf und Meßkirch in einem zukünftigen Jahresheft darzustellen.

Digitized by Google

Vulkanische Hegaulandschaft (Ölbild) — Helene Roth, Engen, Berlin

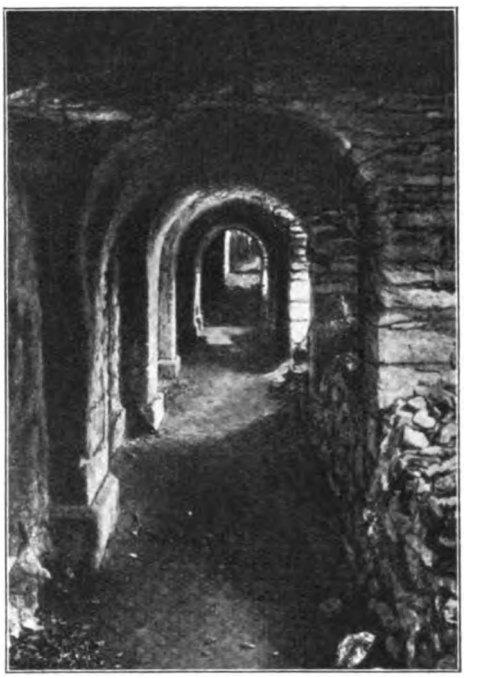
Blick auf den Hohentwiel (Aquarell) — C. H. Münch, Stuttgart

Digitized by Google

den Homboll bei Hilzingen, den Hardtberg, Kirnberg, Galgenberg und den allerkleinsten, den Zwerg Junkersbühl bei Rielasingen. 91 Burgen standen auf den Bergen des Hegaus, davon sind 49 noch bewohnt. Es war das richtige Burgenland.

Denn der Hegau im landschaftlichen Sinne reicht viel weiter, als man denkt. Er geht vom Untersee und Rhein im Süden vor dem Randen im Westen nordwärts in den Zwickel von Tuttlingen und Meßkirch hinein und wieder zurück bei Stockach und Goldbach zum See. Wohin aber mit Konstanz, der einstigen Bischofstadt, der ungekrönten Hauptstadt des Thurgaus, Linzgaus, Hegaus? Sie steht inselhaft dazwischen, sie hat die Wahl unter allen dreien.

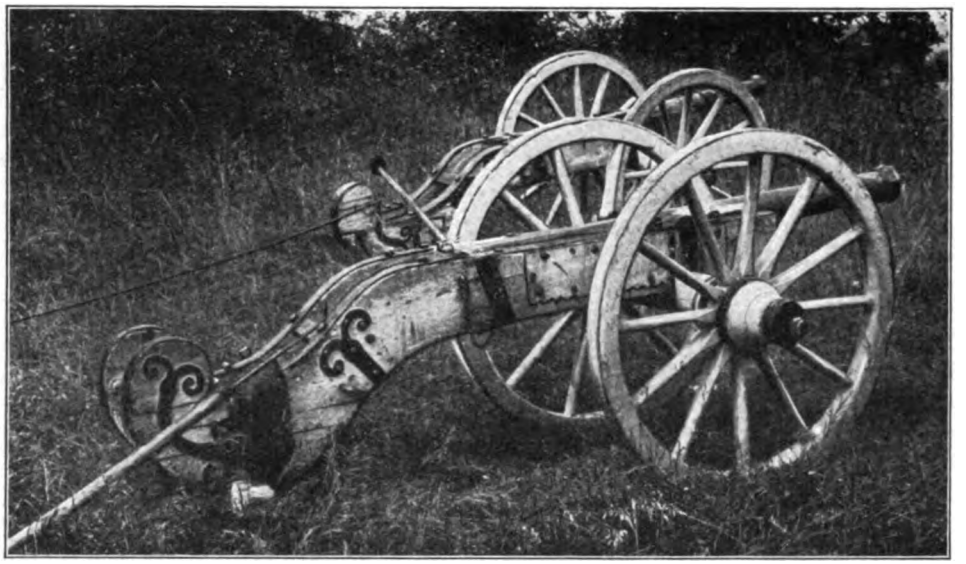
Feuer und Wasser. Denn wie der tiefe Rheingraben, der eingebrochen war, sich mit Gletscherwasser auffüllte, der Untersee mit den Halbinseln Bodanrück, Höri und Schweizer Seerücken, so trieb die Erdrinde weiter nördlich Blasen vom feurigen Innern herauf und hob die Hegaukegel vor. Der Gletscher reichte bis zum Hohenstoffeln — der Binninger See ist noch sein letztes Überbleibsel —, bis Stockach und bis zum Schwarzwald; er ließ auf dem Rückzug Geröll, Schuttwälle, Moränen liegen, vor allem auf dem Bodanrück — auf den meerentstiegenen Molasserücken, den Schlammablagerungen; auf dem Schienerberg wurden Meerlachen verschüttet, vertrocknet, vielleicht durch ein vulkanisches Erdbeben von drüben — es zieht heute noch eine Erdbebenlinie durch unser Gebiet —, und so tragen die Öhninger Steinbrüche bei Wangen am Untersee noch die Millionen Jahre alten Einschlüsse im Kalk von urzeitlichen Pflanzen und Tieren, die Fischchen, Insekten, Salamander, Eidechsen und Ahornblätter aus der Werkstatt Gottes vor dem Auftreten des Menschen.



Klostergang auf dem Hohentwiel — phot. J. Ott, Singen

Dem Herzog von Schwaben gehörte einst dieses Reich, und er saß auf dem Hohentwiel. Und der Hegaugraf, dessen Ritterschaft in Radolfzell Haus und Tagung hatte, würde sich heute wundern über das veränderte Antlitz seines Gaus; er könnte eine Perlenschnur von blinkenden Städten und Dörfern durch die Hände gleiten lassen; aber auch rußig würden seine Finger dabei werden von Essen und Kaminen: den Hegaumutterstädten Radolfzell, Engen und Aach — jedes ein Blumenstrauß für sich — hat das sachliche Sisinga, Singen, den Rang abgelaufen an Tätigkeitsdrang und Ausdruckswillen. Singen hat Kraft, es ist das badische Barmen und Dortmund, Singen überholt sich selbst. Wie sein Raum einst, vor 5000 Jahren — nach den Gräberfeldern an der Remishofer Straße —, schon Durchgangs- und Siedlungsplatz war für urzeitliche Stämme und es durch alle Jahrtausende und Völkerschaften blieb, für Helvetier, Kelten, Römer, Alemannen, so ist es heute wieder dank seiner Lage an dem Kreuzungspunkt der Ostwest- und Nordsüdstraßen Sammelpunkt von Menschen aller Gaue, die in seine Fabriken strömen. Um 1000 Einwohner wächst es im Jahr. Und der grauhäuptige,

Digitized by Google



Die alten Schwedenkanonen zu Engen — phot. A. Schleicher, Engen

unerschütterlich angewachsene Hohentwiel von Hadwigs und Ekkeharts Gnaden würde oft gerne den Kopf schütteln, wenn er könnte, über das, was in seinem Tale geschieht. Schon hat sich der allesfressende Geldgeist an seine stolzen, wehrlosen Brüder gewagt, hat den Höwenegg aufgeschnitten und den Hohenstoffeln umnagt, um den basaltenen Kern herauszureißen. Es ist eine schwere Kunst, Ehrfurcht vor dem Gewachsenen mit den Notwendigkeiten des Lebens zu vereinen, und unsere Zeit ist kulturlos. So ist im Hegau am Hohenstoffeln ein Warnungsmal aufgerichtet für ganz Deutschland: schützet eure Berge vor Raubbau!

An der nordöstlichen Grenze des Hegaus stehen Meßkirch, die kunstreiche Landstadt, in deren Bereich ein römischer Bauernhof aufgedeckt wurde, und Stockach, die Erznarrenstadt. Narr gilt hier als Ehrenname, denn er bedeutet eine praktische Philosophie, das schwere Leben anmutig auf eine Schulter zu nehmen. Es könnte niemand schaden, ein wenig Stockacher Laufnarrentum zu lernen.

In dem grünen und goldenen Ährenland rinnen wie Geschmeide — zwischen Donau und dem Rhein — Bäche und Flüsse: Ablach und Stockach, Aach und Biber und Hepbach — und wenn die unterirdischen Jurakalkhöhlen, in denen die Tuttlinger Donau zu versinken droht, aufgedeckt würden bis zum Sprudelbecken des Aachtopfs, ihr Tor und Eingang —, vielleicht könnte man auf einer Galerie unter der Erde nebenher laufen durch den halben Hegau. Wie man ein Paddelboot einsetzt in die Aachquelle und durch die Windungen des geschlängelten Flusses hinunterquirlt nach Singen, Bohlingen bis in den Untersee bei Moos, zwischen Schilf und Seerosen durch, so müßte man ein geschlossenes, beleuchtetes Boot mit unzerbrechlichen Fenstern in ein Sickerloch der Donau bei Möhringen setzen, um unter Witthoh und Bittelbrunn bei Aach wieder heraufzuschießen. Was könnte man von der Hegauhöhlenfahrt erzählen!

Der Hegau trägt verschwiegene Seen und Weiher in seinem Schoß, von denen der größte, der Mindelsee, auf dem Bodanrück, voller geheimer Zauber ist; er ist größer als der Titisee. Aber auch der Binninger See birgt Rätsel und Vogelnester,

Digitized by Google

der Steißlinger See und die Langenrainer Weiher. Einen unerschöpflichen Reichtum an Vögeln hat der Hegau, durch den Bodensee und die Aach genährt, Reiher, Kiebitze, Brachvögel, Möven, Wildenten, Haubentaucher, Regenpfeifer, Eisvögel — er ist Zugvogelstraße, und um ihn haben sich Forscher und Lauscher geschart in der Süddeutschen Vogelwarte auf der Halbinsel Mettnau und in der Konstanzer Vogelboothütte im Wollmatinger Ried.

Vom Hegau reden auch die Steine, und ein besonders leuchtender, orangegelber, in Strahlen angeordneter, der Natrolith im Klingstein des Hohentwiels und am Hohenkrähen, hat den Namen Hegauit bekommen, weil er nur im Hegau vorkommt; eine merkwürdige weiße Ader führt der schwarze Basalt des Hohenstoffeln, den Thompsonit.

Letzte „Orgelpfeife" zu Engen — phot. F. Häusle, Engen

Kleinode sind auch die Landkirchen im Hegau, von denen eine, zu Meßkirch, die Augen der Welt auf sich zog. Manches Schloß im Hegau hat noch heute Wirkung in die Weite, Schloß Langenstein befruchtet die Landwirtschaft des Landes, Schloß Gaienhofen und Kattenhorn bergen eine Schule, das Krenkinger Schloß zu Engen wuchtet südlich farbig herunter, oder es zehrt eines von versunkenen Zeiten märchenhaft, wie Schloß Möggingen am Mindelsee. — Dem Hegau blicken die weißen Firne der Alpen über die Schultern.

Dieser ganze hügelvolle Hegau ist — trotz Scheffel und seinem Hegauerblut — noch unentdeckt. Die Städtchen gehören noch sich selbst, man wandert tagelang durch sonnenvolle Gefilde, kein Fremder kommt hinein.

Engen, Thengen, Blumenfeld
Sind die schönsten Städt der Welt.

Aber eifersüchtig setzt noch einer hinzu:

Doch wär Engen nicht dabei,
Wär es nichts mit allen drei.

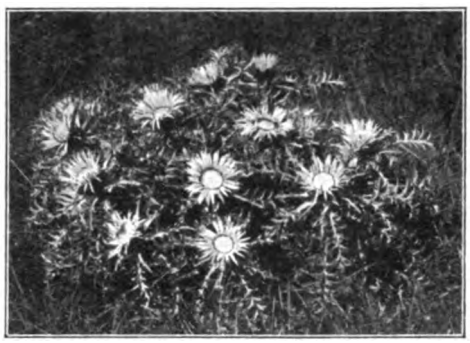
Es würde mir schwerfallen, Preis und Krone zu reichen. Denn auch das Städtchen Aach thront hochgemut auf seinem Berg. Und vergeßt nicht den Kranz der strotzenden Orte zwischen den Bergen, Weiterdingen, Duchtlingen, Hilzingen, Binningen, Welschingen und in den Tälern Worblingen, Rielasingen, Gottmadingen, Bohlingen, Bankholzen, Eigeltingen, Volkertshausen, Orsingen, Wahlwies, Schwackenreute, am Bodanrück: Markelfingen, Allensbach, Wollmatingen, Bodman, oder am fließenden Rhein, der Schweiz und Schaffhausen zu: Stein, Gailingen, Randegg, Büsingen; alles alte Siedlungen aus der Alemannenzeit.

Von dort hinten, bei Schaffhausen, am hohen Randen, erscheinen die Hegauberge am kühnsten, unverdorbener als im Angesicht der Schienenstränge. Blumen und

Digitized by Google

Sträucher wachsen, wie sie die Ebene nicht kennt, Trollblumen und Dipdam, Orchideen, Felsennelken und Silberdisteln, seltene Schmetterlinge fliegen, Apollo und Segelfalter, auf halber Alpenhöhe, um 900 Meter, und der rote Milan kreist um die Häupter.

Dies ist der durch allen Rauch und Qualm immer noch funkelnde Edelstein in der Krone des alten Herzogtums Schwaben: der Hegau.



Silberdisteln aus dem Hegau phot. L. Denzel, Radolfzell

Geburt des Hegau

Schon abertausend Jahre füllt das Meer
Die Einsamkeit mit ewigen Gesängen.
Der Geist des Herrn nur schwebt darüber her
In Wolkenflügen, die hernieder hängen.

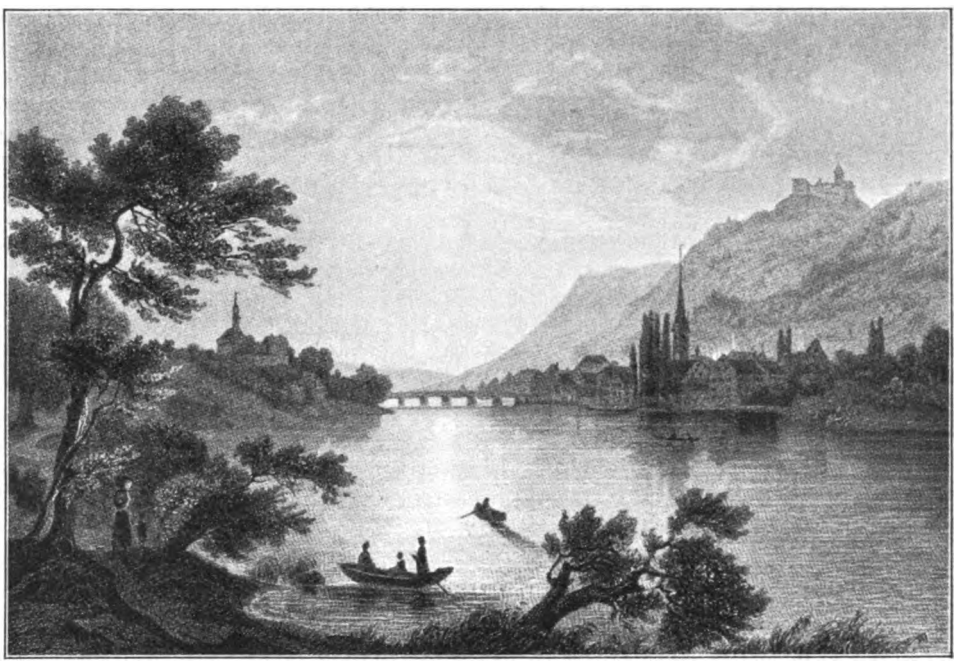
Da kam ein Tag, da in der Tiefe schwer
Der Mutter Erde Schoß die Wehen sprengen:
In Glut und Flammen, aus geborst'nem Wehr,
Muß sich der flüß'ge Fels zum Lichte drängen.

Da wich die Flut, und es erschien das Land,
In welligen Gebreiten weit gespannt
Und übersteilt vom trotzigen Vulkan.

Es schwand die schöpfungsalte Nebelwand.
Auf grüner Flur der Friedensbogen stand,
Und segnend zog die Sonne ihre Bahn.

Paul Sättele

Digitized by Google



Gez. von J. Lange | Stein am Rhein | Stahlstich von J. Richter

Landschaft am Hegauer Hochrhein

Von Otto Weiner, Büsingen

Der Hegaupoet Eduard Presser hat in einem Dialektgedicht in Nachahmung der Hebel'schen „Wiese" der Hegauer Aach ein Denkmal gesetzt, jenem Flüßlein, das „keine Jugend kennt", wie J. C. Heer sagt, vielmehr als „fertiger Mann" ins Leben tritt und mit stattlicher Wasserfülle dem See zueilt. Bescheidener, weil wasserärmer, schlängelt sich die Biber durch den südlichen Teil des Hegaus, den Bader in seinen „Wanderungen" dereinst wegen seiner Fruchtbarkeit und seines Obstreichtums als „den Busen" der Landschaft bezeichnet hat. Sie kreuzt die alten Heerstraßen Stuttgart-Schaffhausen und Schaffhausen-Ulm und gleitet in beschaulichem Fließen durch ein stilles Wiesental, das vom Schienerberg und Rauhen Berg flankiert wird, dem Rhein zu, der sie bei Bibern aufnimmt. Diese Talaue aber war ehedem das Flußbett des Rheines selbst, der sich unterhalb Stein gegen Norden wandte und also unweit der Hegauberge floß, bis ihn schließlich der Randen wieder in westliche Richtung wies. Und so kommt es, daß, wer auf schmuckem Rheindampfer nunmehr von Stein nach Schaffhausen fährt, in der Bucht von Bibern den Twiel sein trutzig Haupt über das Grün des Uferschilfes am Horizont erheben sieht.

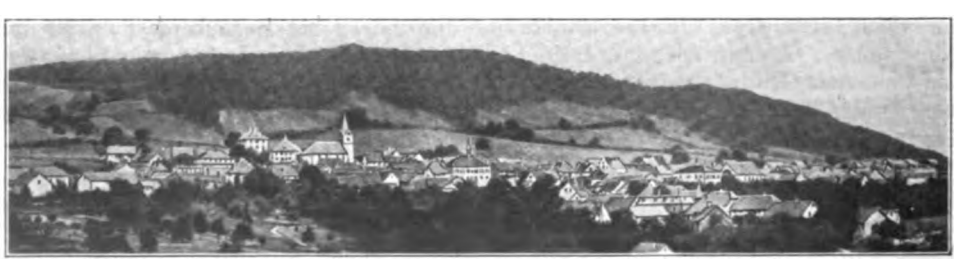
Der Hochrhein grenzt auf seiner Strecke Stein-Schaffhausen den Hegau nach Süden, trägt ihn sanft zu den grünen Hügeln des Thurgaus hinab und wandelt seine außerordentlichen Formen in ruhige, wälderumschlungene Höhenrücken, seine braune Ackerflur in grüne Triften, auf denen Herden weiden, und in sonnige, windgeschützte Halden, an denen frühe schon die Rebe gepflanzt ward. Die warmen Buchten von Stein, Rhein-

Digitized by Google

klingen, Dießenhofen und Schaffhausen wurden frühe bewohnt, und die Urgeschichte weiß hier von menschlichen Siedlungen aus zahlreichen Epochen. Bei Stein schlugen die Römer eine Brücke über den Rhein und errichteten Villen und Altäre an der sonnigen Halde des Klingen. Das Kastell Tasgaetium schützte ihre Straße nach Pfyn (ad fines) im Thurgau; längs des Rheins bauten sie Wachttürme bis in die Gegend von Schaffhausen. Das St. Georgenkloster auf dem Twiel wurde 1005 an die lieblichen Gestade des Rheins verpflanzt und bildet bis heute ein Schmuckstück des Städtchens Stein am Rhein.

Kapellen und ehemalige Klöster begleiten den Strom. Wenig unterhalb Stein träumt im Baumgrün die Kirche des einstigen Klosters Wagenhausen; am Ende des mächtigen Staffelwaldes grüßt vom hohen Rheinufer die Niklausenkapelle von Obergailingen. Das Ekkhart-Jahrbuch von 1927 nennt sie malerisch über dem Rhein gelegen. Die Kapelle, deren bauliche Instandsetzung schon in früheren Jahren erfolgte, „erfuhr jetzt eine konservierende Behandlung und würdige Herstellung des Innern, insbesondere der Decke und des reizenden Frühbarockaltärchens". Wagenhausen, das ehedem der Reichenau und dann St. Katharinental gehörende Obergailingen und die Bergkirche von Büsingen erscheinen als romanische Bauten mit hochliegenden kleinen Fenstern. Am Gailinger Ufer stand im Grün der Dießenhofer Zehntreben die Michaelskapelle des Siechenhauses, die Merian in seinem Prospekt „Dießenhofen" wiedergegeben, und die 1799 mit der ganzen Leprosenanlage ein Opfer russischer Zerstörungswut geworden ist. In St. Katharinental — vallis sanctae Catharinae — bei Dießenhofen hatte die Mystik einen starken Nachhall gefunden, und Paradies unterhalb Büsingen ward die neue Wohnstätte der von Konstanz (Paradies) verzogenen Nonnen.

Vor mehreren Jahren wurde die alte Kirche in Gailingen, eine der ältesten der Gegend, abgebrochen und an ihre Stelle ein mächtiger gotischer Bau errichtet, der von stolzer Höhe weit in die Lande grüßt. Auf einem Hügel, unweit des Rheins, erhebt sich die Büsinger Bergkirche, ehemals Pfarrkirche von Kirchberg, einer nunmehr abgegangenen Siedlung, und Leutkirche von Schaffhausen. Der heute als Friedhofkapelle dienende romanische Bau, dem leider wenig Pflege zuteil wird, gehört zu den ältesten Kirchen im Hegau und liegt malerisch und wehrhaft über einem Wiesentälchen auf der Höhe. Schon in vorgeschichtlicher Zeit war der Hügel besiedelt, und frühe wurde die Kirche hier erbaut, dem Erzengel Michael geweiht und im Lauf der Jahrhunderte vergrößert und verändert. Ein Grabstein im Innern enthält die Worte: Ich läbt oh'n Eh' zur Frist, nun ist mein Brüttgam Jesus Christ. Den Gottesdienst hier hat um 1600 Johann Jakob Rüeger, der Chronist von Schaffhausen, versehen, „an die neunzehn" Jahr, und schlug der Blitz einmal in den Turm, „es war eine erschröckliche Nacht". Rüeger stand in Freundschaft mit dem hochgelehrten Junker Hans von Schellenberg in Randegg, der auf dem Schlosse daselbst wohnte und bei trefflicher Äzung, bei Fischen aus dem Rhein



Gailingen mit alter Kirche · phot. O. Hirth, Gailingen

Digitized by Google

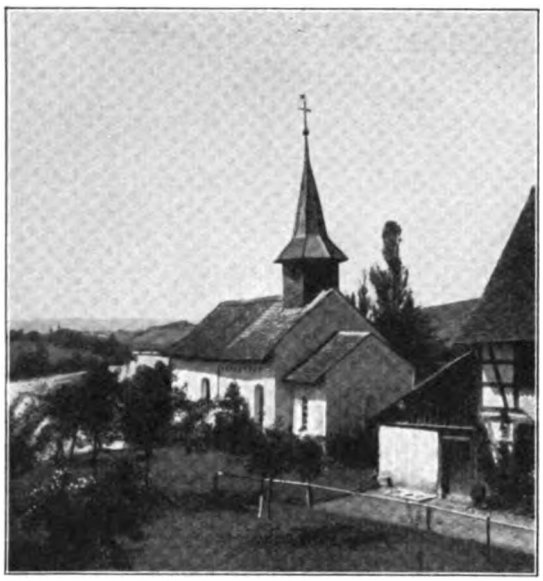
Fachwerkhaus beim Obergailinger Kirchlein — phot. A. Greuther, Singen

und dem Bodensee und Wildbret aus seinen weiten Wäldern seine Gäste mit Wein vom Hegau und den Scherzen seines Hofnarren traktierte. Rüeger nennt ihn seinen lieben Freund, wiewohl er oft seinen Spott ertragen mußte, und einen der angesehendsten Ritter im Hegau. Er besorgt ihm Fische, Käse und Bücher aus Helvetien und findet Hansens vielseitige Unterstützung zu seinem großen Werke: „Chronik der Stadt und Landschaft Schaffhausen", das auch für den Hegau viele geschichtliche Aufschlüsse gibt.

Das Randegger Schloß, heute ein mächtiger, von vier Rundtürmen flankierter Bau, von dessen Fenstern man weite Teile des Hegaus überblickt, wurde 1499 bis auf den Grund verbrannt. Anlaß zu jenem Schwaben- oder Schweizer Krieg, der eine Hauptursache des Bruches zwischen dem Reich und der Schweiz geworden, hatten die Gailinger gegeben: Sie gruben den Dießenhofern den Brunnen ab und legten in die Brunnenstube ein totes Kalb, worauf die also gekränkten Eidgenossen einen blutigen Rachezug in den Hegau unternahmen, Gailingen „verküchelten" und trotz bisheriger Freundschaft auch das Schloß Randegg, woraus ihnen das verhaßte „Kugiger" zugerufen ward, verbrannten.

Im 17. Jahrhundert bildete Büsingen Gegenstand eines langen Streites zwischen Österreich und Schaffhausen, der schließlich die Ursache ward, daß das Dorf dem Reich verblieben. Eberhard Im Thurn, Schaffhauser Bürger und nellenburgischer Lehensträger in Büsingen, wurde im Februar 1693 von seinen Verwandten wegen Erbzwist mit List in einem „Gütschlein" nach Schaffhausen verbracht. Nun kamen lange Verhandlungen, für Eberhard aber auch böse Tage. Er wurde sogar, da er den Rat geschmäht, hinter Schloß und Riegel getan, ein Abgesandter machte eine Fahrt nach Wien und wurde vom Kaiser in Audienz empfangen. Der Handel zog sich bis 1699 hin und wurde endlich beigelegt, indem Eberhard wieder in allen Ehren nach seinem Junkernhaus in Büsingen

Digitized by Google



Kirchlein in Obergailingen phot. A. Greuther, Singen

zurückgeführt wurde. 1724 trat Österreich die hohe Gerichtsbarkeit über die sogenannten Reiatdörfer am Randen und im südlichen Hegau um eine hohe Summe an Schaffhausen ab. Büsingen jedoch verblieb wegen des Im-Thurn-Handels „zum ewigen Ärger für Schaffhausen" österreichisch. Eberhard Im Thurn starb 1726 in seinem Junkernhaus zu Büsingen, das heute noch steht.

Über 100 Jahre später, 1849, ergab sich ein weiterer Büsinger Handel. Hessische Soldaten fuhren unter Umgehung der schweizerischen Neutralität mit einem Dampfschiff von Konstanz nach Büsingen, von wo ihnen jedoch nach Gefangennahme einiger Freischärler die Rückfahrt von schweizerischer Seite untersagt ward. Erst nach langen Verhandlungen, die sogar den englischen Gesandten in Frankfurt a. M. erreichten, wurde den Soldaten der Abmarsch über Gailingen erlaubt. Die eigenartigen Lage- und Grenzverhältnisse des Dorfes sind bis zur Gegenwart Gegenstand eifriger Erörterungen.

Seit altersher war die Rheinstrecke Konstanz—Schaffhausen eine vielbenutzte Wasserstraße. Schon im 8. Jahrhundert fuhren große und kleine „Lädinnen" auf dem Rhein. Zumeist gehörten sie in den folgenden Jahrhunderten der Lindauer und Konstanzer Schiffergesellschaft. Am Ufer führten Leinpfade, auf denen die „Rosser" die Schiffe stromauf roßten, manchmal auch unter Benutzung von Segeln, wobei das Steuer mittschiffs angebracht war, damit zugleich das Segel bedient werden konnte. Obst und Wein und namentlich Salz waren die Hauptfrachten stromab; Schaffhausen war Stapelplatz und Umladestation und verdankte diesem Umstand seine Bedeutung. An den Felsen der Biberner Enge, dem „Apfel- und Salzfresser", zerbrachen manchmal die Schiffe, bei hochgehendem Rhein bot das Rossen durch die Brücken mancherlei Gefahr. 1622 sagt eine „Rosserordnung" von Schaffhausen: Die Büsinger Rosser und Bauern haben sich immer fahrbereit zu halten, höherer Lohn wird nicht bezahlt, der Wirt hat auf einer Tafel über die Rosser und Schiffsleute Buch zu führen, am Sonntag darf nur mit Erlaubnis des Gerichtsjunkers geroßt werden, bei Hochwasser sind unter Androhung von Strafe die Wasserzeichen zu beachten. Aber auch heitere Episoden erzählt die Geschichte der Hochrheinschiffahrt: Es kam vor, daß die Schiffer ein Fäßlein Tiroler Wein anbohrten, so sie in der Sonnenglut rheinab fuhren, und sich an kühlem Trank erlabten.

Bis nach Bern und Neuenburg hinein wurde die Schweiz mit österreichischem Salz versorgt, und als einmal 1642 Konrad Widerhold bei Stein ein Salzschiff überfiel und plünderte, wollten die Schiffer nicht mehr fahren. Es fehlte bald an Salz in der Schweiz, während in Konstanz die Fässer sich zu Hunderten stapelten. 1825 machte die Einführung der Dampfschiffahrt dem Rossen der Lädinnen und Segner langsam ein Ende. Das erste Dampfschiff „Helvetia" ward in Schaffhausen mit Musik und Kanonendonner begrüßt, hatte aber das Pech, auf der Rückfahrt nach Konstanz bei Büsingen,

Digitized by Google

Bergkirche zu Büsingen phot. C. Koch, Schaffhausen

da durch die Holzfeuerung die Maschine versagte und der Schornstein verrußte, stecken zu bleiben, so daß es von einem Rosserschiff überholt wurde. Der Güterverkehr ging später ganz auf die Bahn über, und nun wurde es still auf dem Rhein. Heute tragen seine grünen Fluten nur noch im Sommer Personendampfer, Waidlinge und Faltboote, im Winter da und dort einen Fischerkahn oder das Ruderboot eines Unentwegten. Auch die Flöße, die einst, namentlich unterhalb des Rheinfalls, sogar eine Personenschiffahrt nach Basel herstellten, sind ganz verschwunden. Und bis einmal die Kohlenflottillen vom Niederrhein diese Strecke des Hochrheins befahren und neben der farben- und formenschönen Schweizerflagge und der badischen einmal die holländische weht, stürzt wohl noch viel Wasser über den großen „Laufen" hinab.

Noch aber strömen wie in der Vorzeit Tagen die klaren Wasser dahin; keine Wehre, keine Uferbauten hemmen den Fluß. Weite Wälder betten ihn ein und werfen Schatten- und Lichtspiele auf den Stromspiegel. Schwärme von Enten, denen sich im Herbst Belchen und Haubentaucher zugesellen, nisten in Schilfbuchten, die Möwen nehmen den Rhein als Ausflugsziel, führt er sie doch wieder nach der großen Wasserfläche, nach dem See, zurück. Auch hier erlebt der Wanderer, der Wasserwanderer insbesondere, „in Schilf und Ried" die Heimat am Rhein mit der Unvergeßlichkeit, wie es Paul Sättele für den See so eindrucksstark geschildert hat. Über Kies und Tuff rauschen und rieseln Bächlein aus moosigen Waldesgründen, wo der Habicht wohnt, Fischreiher lauern auf Weidenköpfen und hohen Tannen, manchmal schillert ein Eisvogel in entzückenden Farben.

Die Ruhe des Sees wandelt der Rhein in stetiges Fließen. Grün und klar, wie er dem großen Klärbecken entströmt, rinnt er über Fels und Kies, sprudelt und quirlt, spiegelt Ufer, Sonne, Wolken und die Farbenspiele der Libellen, die darüber gleiten, und lockt unablässig. Stundenlang kann man in dieses Fließen schauen, diese Stille atmen, den Waldesfrieden trinken. Wiesen grünen weltabgeschieden, Zelte von Wasser-

Digitized by Google

Büſingen phot. C. Koch, Schaffhauſen

wanderern ſtehen tagelang im Schatten alter Ufereichen, ſo ſchwer löſen ſich die Faltbootfahrer von den idylliſchen Plätzen. In ſtillen Buchten angeln Fiſcher im Schilfrohr, ſeltene Alpenblumen, Enziane, Veilchen und Lilien, deren Samen die Hochwaſſer herangeſpült, blühen auf den naturgeſchützten Rheinwieſen. Wege führen uferentlang durch hohe Tannen, die ſich zu dunklen Wäldern drängen, durch helle Buchenwälder, deren Kronen weit hinausragen über die Flut. Man blickt durch Lichtungen auf den blaugrünglänzenden Strom, auf das ſtillgleitende Dampfboot und hinaus in die wellige Landſchaft.

Bezaubernd ſchön ſind die Mondnächte am Rhein; ſilbernes Licht fließt auf den Wellen, rieſelt über Giebel, Türme und Dächer der alten Städtchen; in undurchdringlicher Schwärze ſtehen die Wälder. Schaurigſchön ſind die Sturmtage am Rhein. Schäumend wälzen ſich die unaufhaltſamen Wogen dem Winde entgegen, der ſie zerwühlt und aufpeitſcht zu weißem Gicht. Ruhevoll aber ſind die hohen Sommertage. Herdenläuten klingt von den Ufern, Hirtenrufen widerhallt in den Wäldern. Von den Bergen, dem Kohlfirſt bei Paradies, dem Rodenberg bei Dießenhofen, ſchweift das Auge weit über den Hegau hin: Der Twiel bäumt ſich in trotziger Schwere, der Klingen bei Stein dunkelt im Mantel ſeiner weiten, dunklen Wälder, der Randen wächſt wie eine ſchwarze Rieſenraupe in den Horizont, und erhaben thront der Stoffel in überragender Majeſtät.

Digitized by Google

Alpenblick von der Spöckh bei Engen (Ölbild) — Alfred Wissler, Donaueschingen

Hegau und Bodensee

Von Ludwig Finckh, Gaienhofen

Immer haben Verkehr und Handel, aber auch die Händel der Welt herüber und hinüber gespielt vom See zum Hegau, und manchmal haben die Burgen und Dörfer unter den Bergen gebrannt von den Sträußen und Fehden der Raubritter, von den Fackeln der Schweizer, die ins Land einfielen, den Zügen Konrad Widerholds auf Hohentwiel und Bernhards von Weimar, und von den Schlachten der Franzosen. Heute ist Frieden, und man sollte meinen, wie die Hegauer Donau, die Aach, nach Überwindung großer Schwierigkeiten ihr Wasser in den Bodensee strömt, so müßte es alle Hegauer unbezwinglich an ihren See hinunterziehen. Aber der ländliche Einwohner ist seßhaft, und der Hegaustädter bedächtigen Gemüts, und so gibt es manchen im Hegau, der zeitlebens noch nie den Bodensee gesehen hat, als vielleicht von seinem Berg herunter als silberglänzendes Feld.

Radolfzell freilich besitzt den See. Es hat den Schlüssel zum Bodensee in der Tasche, es ist sein Torwart, und es schließt ihn seit einiger Zeit gerne auf; hat es doch gemerkt, daß die Schwaben weither von Rottweil und Tuttlingen kommen und die Schweizer von Schaffhausen, nur um ein paar Stunden im Bodenseewasser zu baden, und daß sie viel um das geben, was die Radolfzeller alle Tage haben. Und so dreht die Stadt den Ring mit dem blauen Stein an ihrem Finger und läßt ihn funkeln.

Anders Singen, das stürmische, kraftbewußte. Es ist zurückgelehnt an die Hegauberge, fast noch Bergstadt, aber es streckt seine Fühler aus, es tastet sich heran an den

Digitized by Google

Am Strand bei Unterzell Karl Kabis, Pforzheim
Blick auf den Hohentwiel
(Aquarell)

See, es übergießt ihn mit einer Welle von Stadtluft. Es greift mit zwei Armen um den Schienerberg herum, über Stein und über Moos mit seinem Überschuß an Menschen, und es erobert sich den Bodensee. Die Rheinbauwerke, die in kurzem in Angriff genommen werden, vielleicht das bedeutendste und einschneidendste deutsche Werk der nächsten Jahre, sollen Singen zu einer Bodenseehafenstadt machen: der Trichter von Moos wird landeinwärts gebuchtet, Singen und Radolfzell verschmelzen, und die Großschiffe von 1200 Tonnen aus der Nordsee werden hier umgelegt, der silberne Strang vom Meer zum Bodensee ist geflochten. Dann ist unsere Südwestecke endlich ans Deutsche Reich festgebunden

So sind die Pläne. Was dabei aus den Schilfbuchten der vogelbeflogenen Aach, aus den Ufern des Untersees und aus den klaren Häuptern der Hegauberge wird, steht auf einem anderen Blatt. Hier werden sich Naturschutz und Lebensnotwendigkeiten vereinbaren müssen. Man müßte um den Gottesgarten des Hegaus beizeiten noch einen Zaun machen, und die Ufer des Sees — trotz der Meerschiffe, die auf ihm fahren — so sauber und blumig erhalten wie damals, als er noch im Paradiese lag. Denn mir scheint — und die Öhninger Steinbrüche sagen es laut —, daß hier am Untersee der Anfang der Welt war, und daß der auf den Bildern aller Maler angedeutete, von Hirschen bevölkerte und von Adam und Eva selig bewohnte Waldsee der Schöpfung der Bodensee war.

Am Scheideweg

Ich bin erwacht aus meinem ersten Traum
Und laß die süßen Blumengärten liegen.
Die Hand greift weit in neuen Atemraum,
Wo sternenhoch sich fremde Dinge wiegen.

Die Kraft fließt hart und siedendheiß im Blut,
Ich kann mich ihren Armen nicht entwinden.
Und will nach Wetternacht und Sturmesglut
Dem hüllenlosen Leben mich verbinden.

Willi Hensler, Welschingen

Digitized by Google

Der Hohenstoffeln mit Welschingen und Weiterdingen (links oben) phot. F. Häufle, Engen

Die Hegauvulkane von Singen bis Engen

Von Wilhelm Schmidle, Salem

Wer vom Schwarzwald an den Bodensee fährt, dem fallen die mächtigen Bergkegel ins Auge, die von Engen bis Singen die Bahn begleiten. Steil und mit Burgen gekrönt ragen sie aus einer reizlosen Ebene heraus. Wer sie besteigt, genießt einen wunderbaren Blick. Vom Feldberg bis zum Bodensee überblickt er den Ostabhang des Schwarzwaldes, und jenseits der glänzenden Seefläche erheben sich die Alpen als breite Zackenmauer am Horizont.

Diese steilen Kegel passen nicht in die abgehobelte Glaziallandschaft des Bodensees; es sind Fremdlinge. Wir hören schon in der Volksschule, es seien einst Vulkane gewesen. Vergebens aber sucht der Laie ihren Bau zu ergründen. Wo war ihr Krater, ihr Aschenkegel, wie sahen sie aus, als sie noch tätig waren, und wie die ganze Gegend? Zwar erzählen sie uns das alles klar und deutlich, nur muß man ihre Sprache verstehen, um ihre Runen entziffern zu können. Dazu sollen diese Zeilen beitragen.

1. Etwas über heutige Vulkane

Wer freilich die Sprache erloschener Vulkane studieren will, tut gut, mit jener der lebenden zu beginnen.

Noch nicht lange ist es her, daß unter den Geologen heißer Streit herrschte, wie die heutigen Vulkanberge entstanden. Da lehrten die einen, bei dem ersten Ausbruche sei der Boden durch unterirdische Gewalten, die einen Ausweg suchten, aufgebläht wor-

Digitized by Google

den, bis er am oberen Ende barst, so daß dort eine Öffnung, der Krater, entstand, aus dem sich die glühend flüssigen Massen, das Magma, entluden. Ihre Gegner aber erklärten, jeder Vulkan hätte seinen Berg nur aufgeschüttet. Zu Beginn des ersten Ausbruches sei eine Öffnung im Boden entstanden, welcher die Auswurfstoffe entflogen; sie hätten sich ringsum angehäuft, und so sei der Berg zustande gekommen. Die Untersuchung der Vulkanberge, ja selbst die Entstehungsweise junger Vulkane in geschichtlicher Zeit hat die letzte Auffassung fast durchweg bestätigt. Weitaus die meisten Vulkanberge sind lediglich die Anhäufungen ihrer Auswurfstoffe.

Woraus bestehen nun diese? Vorzüglich aus zwei Dingen, aus Laven und aus vulkanischer Asche.

Beginnt ein Ausbruch, so bringt aus dem Erdinnern, durch unterirdische Kräfte gehoben, das Magma bis an den Rand des Kraters herauf. Teils fließt es als Lava über seinen Rand und erstarrt, teils wird es aber durch glühende Gase, die im Magma enthalten sind und im Erdinnern unter großem Druck standen, zerstäubt und fliegt in Form feinen Staubes, glühender Tropfen, größerer Lavafetzen in die Luft. Dort erstarrt es völlig oder teilweise und fällt im festen oder halberweichten Zustande rings umden Krater als Asche, Lapilli oder Bomben nieder. So wiederholen sich hier in allergrößtem Maßstabe dieselben Vorgänge, die wir beim Öffnen einer Selterswasserflasche täglich beobachten, wenn die in das Wasser eingepreßte Kohlensäure die Flüssigkeit weithin zerstäubt.

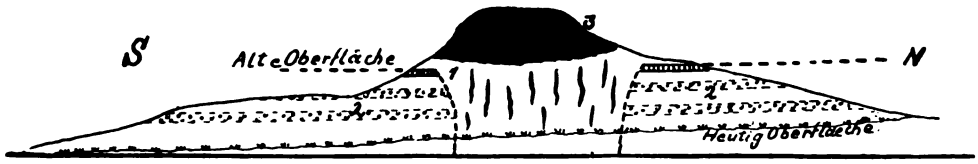
Und nun sind drei Fälle denkbar, die auch tatsächlich vorkommen, freilich mit allen nur möglichen Mischungen und Übergängen. Der erste ist: Das Magma ist äußerst gasarm. Hier muß die Aschenbildung zurücktreten oder völlig aussetzen, der Lavaerguß herrscht vor. Und da die Lava solcher Vulkane fast stets dünnflüssig ist, müssen flache, schildförmige Berge entstehen, die aus den übereinandergeschichteten Lavaströmen der einzelnen Ergüsse bestehen. Die Ausbrüche selbst gehen durchweg ruhig und gefahrlos vonstatten. Solche „Lavavulkane" sind selten, auf Hawaii uns Island finden sich Beispiele.

Der zweite ist: Das Magma ist äußerst gasreich. Lavaergüsse fehlen dann überhaupt, denn das Magma zerstäubt völlig unter dem ungeheuren Gasdruck, nur Aschen entstehen. Ihre lockeren Anhäufungen werden häufig vom Regen bald wieder verschwemmt und vom Winde verweht, und so kommt es meistens nicht zur Bildung größerer Vulkanberge, ja, bereits gebildete werden bei den heftigen explosiven, Ausbrüchen zerstört. Auch diese „Aschenvulkane" sind in reiner Ausbildung außerordentlich selten.

Weitaus die meisten der heutigen Vulkane gehören zur dritten Art, den „Mischvulkanen". Der Gasgehalt ihres Magmas ist ein mittlerer, so daß Laven und Aschen ausgeworfen werden. Der Vulkanberg besteht deshalb aus Aschen- und Lavaschichten. Die harten Lavamassen bilden ein widerstandsfähiges Gerüst, so daß hohe Kegel aufgebaut werden können. Ihre Ausbrüche sind an Heftigkeit recht wechselnd. Nach langen Ruhepausen treten oft plötzlich heftige Aschenausbrüche ein, wobei nicht selten der obere lockere Aschenkegel des Berges, ja selbst der ganze Berg in die Luft gesprengt wird.

Sobald nun der Vulkan erlischt, so beginnen Hitze und Kälte die Laven- und Aschenschichten des Berges zu lockern; Schwerkraft und Regengüsse bringen den Schutt an den Bergfuß, die Flüsse führen ihn fort, der Berg wird zerstört, erodiert. Die Zerstörung geht freilich nur langsam vor sich; die Vulkane der Eifel z. B., welche am Ende der Eiszeit noch tätig waren, sind heute noch in ihrer äußeren Form vorzüglich erhalten. Vulkane aber, die vor Millionen Jahren erloschen, sind heute bereits völlig oder doch zum größten Teile abgetragen, ja es ist sogar ihr Untergrund, der einst von dem glühend flüssigen Magma durchbrochen wurde, bloßgelegt, so daß wir einen Einblick in den Tiefenbau des Vulkans erhalten. Es gilt auch hier das Wort: Mortui vivos docent. Was wir hier dann sehen, sollen uns nun die Hegauvulkane erzählen.

Digitized by Google



Der Höwen
1. Aschen, 2. Juranagelfluh, 3. Basalt

2. Der Höwen

Wir beginnen mit dem schönsten und lehrreichsten Berge, dem Höwen. Von der Station Welschingen aus gehen wir gegen Anselfingen. Als breite nordsüdlich gerichtete Bergmasse liegt er vor uns. Sein Nord- und Südabhang steigt in mäßiger Steilheit 200 Meter hoch auf und verflacht sich in etwa 700 Meter Meereshöhe. Es entstehen so zwei Bergschultern, aus welchen ein schmales, steiles Berghaupt noch etwa 100 Meter höher herausragt. Der uns zugewendete Osthang jedoch ist außerordentlich steil. Wir erkennen gerade in der Bergmitte unterhalb des Hauptes die schlecht bewaldeten Abrißnischen zweier Bergstürze. Ihre Schuttkegel bilden mehrere Hügel am Bergfuße. Wir erkennen ferner, daß der Abhang durch fast wagrecht verlaufende Steilböschungen etwas gegliedert ist. Sie verschwinden gegen das Bergsturzgebiet hin, treten jedoch jenseits wieder auf.

Unser Weg führt uns zunächst über eine Kiesebene am Ostfuße, aus der der Berg sich erhebt. Sie ist an ihrem östlichen Rande überall in großen Kiesgruben erschlossen. Die Kiese stammen fast alle aus den Alpen und wurden von Flüssen abgelagert, die vor dem Eisrande der letzten Vergletscherung hinströmten. Der Gletscher bedeckte die ganze Ebene, die sich nach Osten und Südosten ausdehnt, so daß die Schmelzgewässer an dem Ostrande des Höwen hinfließen mußten und an der Westseite des Stoffelns entlang bei Schaffhausen den Rhein erreichten. Sie nagten dabei die Ostseite des Höwen an, verursachten ihre Steilheit und damit auch mittelbar die Bergstürze.

Kurz vor Anselfingen wenden wir uns westwärts durch einen der Feldwege dem Höwen zu und erklimmen eine kleine Entblößung am Steilhang, die wir vom Wege aus sehen. Wir finden da Gerölle, die durch Kalk zu einem festen Gemäuer, einer „Nagelfluh" oder einem „Konglomerat" verbacken sind. Diese Vermauerung hat die Natur selbst besorgt. Das Regenwasser enthält stets Kohlensäure, die es aus der Luft aufgenommen hat; dadurch ist es imstande, Kalk aufzulösen. Es entnimmt deshalb den obersten kalkhaltigen Kieslagen etwas Kalk und rieselt dann als kalkhaltiges Wasser durch die Kiese langsam hinunter, wobei die Kohlensäure durch Verdunsten wieder verlorengeht. Der aufgenommene Kalk scheidet sich deshalb in der Tiefe wieder ab und backt die Geröllsteine zuletzt zusammen, wenn sich im Verlaufe der Jahrtausende dieser Vorgang millionenmale wiederholt hat. Auf diese Weise entstehen aus Kiesen Konglomerate und aus Sanden Sandsteine.

Diese Gerölle stammen nun nicht mehr aus den Alpen, es sind fast durchweg solche des Juras und des Muschelkalkes, wie sie am Randen und an den Süd- und Ostabhängen des Schwarzwaldes heute noch anstehen. Sie müssen also durch Flüsse dorther gebracht worden sein. Bei der heutigen Gestaltung des Landes wäre dieses nicht mehr möglich, sie muß also zur Ablagerungszeit völlig anders gewesen sein. Die Ablagerung geschah deshalb vor sehr langer Zeit. Zu diesem Schlusse führt uns auch die hohe Lage am Bergabhang; denn hier oben war doch damals noch der Tal- oder Seeboden.

Noch ein weiteres Kennzeichen deutet auf hohes Alter. Viele Gerölle haben eigentümliche Eindrücke; ja eine genaue Beobachtung zeigt oftmals, daß sich ein Geröll

Digitized by Google

geradezu in das andere eingebohrt hat. Auchhier hat die Kohlensäure des Sickerwassers an den Druckstellen den Kalk des angebohrten Gerölles gelöst. An Geröllen der Eiszeit findet man diese Erscheinung nie. Unsere Gerölle sind also älter als jene.

Zwischen den Konglomeratbänken treffen wir ferner gelbbraune Sande und Sandsteinbänke. Wenn wir in ihnen fleißig suchen und Glück haben, so finden wir Muscheln und Schnecken ausgestorbener Arten, die um die Mitte der Tertiärzeit lebten. Dadurch ist ihre Ablagerungszeit bestimmt. Nach neueren Schätzungen der Geologen und Physiker sind seitdem mehrere Millionen Jahre verflossen.

Wenn wir uns nun am ganzen Bergabhange umsehen, so erkennen wir unschwer, daß alle Steilabsätze, die uns schon beim Gesamtanblicke des Berges auffielen, aus solchen Geröll- und Sandbänken bestehen. Sie haben also eine beinahe wagrechte, nur ganz schwach nach Süden geneigte Lage. Vergebens suchen wir aber zu ergründen, aus welchen Gesteinen der Boden zwischen den Steilböschungen besteht. Da kann nur der Erdbohrer oder eine Grabung helfen. Und diese lassen uns erkennen, daß hier geschichtete Mergel liegen, die meist lebhafte, rote, gelbe, blaue, seltener dunklere, graue Farben tragen. Der ganze Höwen bis hinauf an die Bergschultern ist also abwechselnd aus fast horizontal gelagerten Konglomeratbänken, Sandsteinen und Mergelschichten aufgebaut.

Solche Schichten sind nun nicht auf den Höwen beschränkt; sie erstrecken sich von Aarau bis Ulm am Südostrand des Schweizer Juras und des Randens hin. Die Geologen heißen sie wegen der vielen Juragerölle, die das Konglomerat enthält, Juranagelfluh. Sie bezeichnet das Nordwestufer eines großen Süßwassersees, der sich in der genannten Richtung erstreckte. Wo sein Südostufer lag, ist unsicher, irgendwo unter den vorderen Ketten der heutigen Alpen. In diesen See schwemmten die Flüsse von Süden und Südosten her, also aus der Gegend der heutigen Alpen, Sande und Mergel ein. Sie bilden heute die sogenannte Süßwassermolasse, die wir noch antreffen werden. Von Norden und Nordwesten aber wurde ebenso unsere Juranagelfluh eingelagert. Und da die Geröll-, Mergel- und Sandsteinbänke in vielfachem Wechsel 200 Meter hoch am Höwen übereinanderliegen, so muß dieser See, der mit dem heutigen Bodensee oder den übrigen Voralpseen nichts zu tun hat, lange bestanden haben. Da ferner Gerölle von den Flüssen stets in der Nähe des Ufers abgelagert werden, Sande in etwas größerer und Mergel in noch weiterer Entfernung, so muß sein Ufer hier am Höwen wiederholt hin und her geschwankt sein, es muß der Seespiegel sich gehoben und gesenkt haben, bis er endlich völlig ausgefüllt war.

Langwierige Forschungen haben ferner ergeben, daß zur Zeit des mittleren Tertiärs, als unser See existierte, die Alpen noch im Entstehen begriffen waren, und daß das Klima subtropisch war. Den Beweis für die letzte Behauptung liefern, wie wir noch sehen werden, Pflanzen und Tiere, die in der Juranagelfluh oder der Molasse versteinert liegen. Wir brauchen nur weiter über die Juranagelfluhbänke hinaufzusteigen, um in etwa 700 Meter Meereshöhe einen alten Fundplatz, der jetzt freilich vollständig verschüttet ist, anzutreffen. Es bestand da am Nordhange eine alte Gipsgrube, aus der früher zum Düngen der Felder tonhaltiger Gips und gipshaltiger Mergel gewonnen wurden; die Stelle ist noch gut erkennbar. In ihr fand man beim Abbaue verschiedene Süßwasserschnecken (Helixarten) und Schildkrötenschalen, vereinzelte Knochen einer Elefantenart, eines elefantenartigen, großen, heute ausgestorbenen Tieres (Mastodon angustidens), zweier Wiederkäuer (Anoplotherium commune und Xiphodon gracile), mehrerer Hirscharten (Palaeomeryx minor, minimus und Scheuchzeri), eines hundeartigen Tieres (Amphicyon) und eines Pferdes. Alle Arten sind heute ausgestorben. Mit dieser Gipsgrube und der darüberliegenden gipshaltigen Kalkbank schließt die Juranagelfluh am Höwen ab.

Digitized by Google

Der Hohenhöwen vom Binninger Ried aus phot. C. Denzel, Radolfzell

Wir schlagen nun den Weg ein, der an der Ostseite über den Abrißstellen der Bergstürze um den Berg herum nach der Südseite führt. Hier erst treffen wir zum ersten Male Anzeichen vulkanischer Tätigkeit. Es sind zunächst schlecht erschlossene Aschen, denen wir keine Beachtung schenken, da sie uns bald besser entgegentreten. Wenn wir aber ungefähr die Mitte der Bergseite erreicht haben, so ist der Abhang oberhalb des Weges und der Weg selbst mit Basaltbrocken und Basaltschlacken bedeckt, und aus dem Bergschutte oberhalb des Weges sehen wir die schwarzen Basaltfelsen herausragen. Zu ihnen steigen wir hinauf.

Dieses schwarze harte Gestein, das eckig und splitterig bricht, und das bei uns seiner Härte wegen überall zu Straßenschotter verwendet wird, war einst das Magma unseres Vulkans und stieg in feurigflüssigem Zustande aus der Tiefe herauf. Es war indessen schon damals keine reine Schmelze mehr, es hatten sich bereits kleine grüne oder gelblichgrüne Körnchen ausgeschieden, die nach ihrer Farbe den Namen Olivin erhalten haben, und daneben noch kleine Nädelchen, Augitkristalle. Wir können die ersteren an einem abgeschlagenen Stück leicht finden. Die schwarze Grundmasse, aus der die Olivine herausleuchten, war die eigentliche Schmelze und erstarrte erst an der Oberfläche. Unter dem Mikroskop besteht sie aus einem dichten Gewebe von Nephelin, Melilit und Augitkriställchen und einer Menge kleiner Eisenerzkörnchen. Erstarrte sie langsam, so erhielt sie ein etwas körniges Aussehen (das Gestein heißt dann Dolerit), erstarrte sie rasch, ein etwas glasiges, erstarrte sie endlich an der Oberfläche des Stromes, wo während des Erstarrens Gasblasen austreten konnten, so entstand ein schlackiges Gestein. Solche Basaltschlacken können wir hier in großer Menge finden. Wir sehen sie an vielen Stellen noch die Felsen überziehen. Die von den austretenden Gasen gebildeten Hohlräume sind heute gewöhnlich von meist weißen Mineralien (Zeolithen) angefüllt. Sie entstanden

Digitized by Google

dadurch, daß die Bergfeuchtigkeit verschiedene Stoffe in der Basaltmasse löste (namentlich Kalk- und Natronverbindungen), die sich dann beim Verdunsten des Wassers in die Blasenräume niederschlugen.

Was uns hier an den Felsen besonders auffällt, ist ihre Zerklüftung. Sie sind einerseits in undeutlich ausgebildete eckige, senkrecht stehende Säulen zerklüftet, und anderseits jede Säule wieder in brotlaibartige, übereinandergeschichtete Blöcke. Diese Zerklüftung entstand bei der Abkühlung des bereits festen aber noch heißen Gesteins. Alle Körper ziehen sich beim Erkalten zusammen und reißen dabei häufig. Glasflüsse z. B., die nicht sorgfältig und äußerst langsam abgekühlt werden, erhalten beim Abkühlen Risse und zerspringen. So auch unsere erstarrten Basalte.

Wir gelangen nun an die Südseite des Berges. Hier erkennen wir bald, daß die Abgrabungen des Weges an der Bergseite aus einem grauen Boden bestehen. Er ist wenig hart, zerfällt leicht in Brocken, oft ist er deutlich geschichtet, oft gar nicht; Basaltklötze und Gänge liegen in ihm, und wenn wir genauer zusehen, finden wir größere und kleinere Gesteinsstücke verschiedenster Art darin, nicht selten Juranagelfluhgerölle, wie wir sie unten am Berg kennengelernt haben. Hier liegen vulkanische Aschen vor. Als sie einst hier niederfielen, waren sie locker und sandig, durch kohlensauren Kalk wurden sie dann wie die Gerölle der Juranagelfluh zu einem festen Gestein verbacken. Und heute löst das Regenwasser den ausgeschiedenen Kalk wieder auf, so daß sie jetzt an der Oberfläche wieder sandig-erdig geworden sind. Wenn wir diese Aschen in tiefen, frischen Ausgrabungen treffen, so sind sie steinhart. Die fremden Gesteinsbrocken, die wir in ihnen finden, wurden bei dem Ausbruch aus der Tiefe mit heraufgerissen, ebenso die goldglänzenden Glimmerblättchen in ihnen; sie waren wie die Olivinkörner bereits ausgeschieden, als das Magna an die Oberfläche der Erde trat.

Damit beenden wir vorerst das Studium der Aschen und besteigen vollends den Berg. Seine Kuppe besteht aus Basalt. Das Gerüst auf der Spitze bietet eine der schönsten Aussichten der Bodenseegegend.

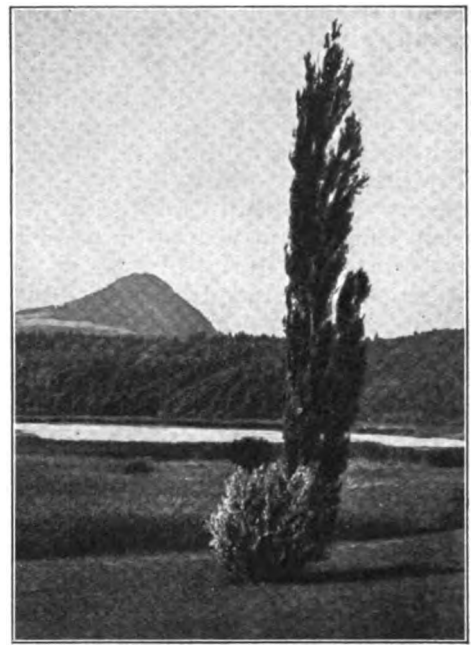
Beim Abstieg verfolgen wir zunächst denselben Weg, gehen jedoch nicht mehr in den Osthang hinein, sondern den Zickzackweg am Südhange hinunter, bis wir am Ausgang des Waldes einen alten Fahrweg treffen, der wagrecht gegen Osten verläuft, und über welchem eine zweite Gipsgrube erschlossen ist.

Sie ist ähnlich gebaut wie die alte verfallene auf der Nordseite. Wir finden Mergel der Juranagelfluh, in denen eine Menge kleiner Gipskriställchen liegen, darüber erhebt sich eine Kalkbank mit Fasergipsnestern und Gipskriställchen; darüber nochmals Mergel mit eingestreutem Gips. Nun folgen horizontale Lagen vulkanischer Asche, die sich einst, bevor sie wie heute vom Bergschutt überdeckt waren, hoch an den Berg hinauf erstreckten. Jede Lage entspricht wohl einem Ausbruche des Vulkans oder doch einer Episode desselben. Bei dem letzten Ausbruche des Vesuvs im Jahre 1907 wurde z. B. rings um den Berg herum eine Aschenschicht von 1 bis 3 Meter Höhe ausgestreut. Die Aschenlagen geben so ein achtunggebietendes Zeugnis der vulkanischen Tätigkeit unseres Höwens.

Und nun können wir aus unseren Beobachtungen einige ebenso interessante als wichtige Schlüsse ziehen. Die beiden Gipsbrüche mit ihren Kalkbänken liegen beiderseits des Berges fast genau in 700 Meter Meereshöhe. Aber auch auf der Westseite wurden Gips und Kalk bei Grabungen in gleicher Höhe verschiedene Male gefunden. Es handelt sich deshalb um eine Gesteinsschicht, die durch den ganzen Berg hindurchgeht. Unter ihr liegt Juranagelfluh, über ihr vulkanische Aschen, und zwar in schönster Weise horizontal geschichtet. Die liegende Juranagelfluh hat mit der vulkanischen Tätigkeit nichts zu tun, sie ist älter als diese, weil schon Juranagelfluhgerölle mit den Aschen ausgeworfen wurden; die Kalkbank mit ihren Schnecken- und Schildkrötenresten ist eine Süßwasser-

Digitized by Google

ablagerung und auch nicht vom Vulkane verursacht. Die Gipsschicht ist also die Grenze zwischen dem alten Erdreiche, das durch den Vulkan einst durchbrochen wurde, und den aufgelagerten vulkanischen Gebilden. Sie stellt somit die alte Oberfläche vor, auf der sich einst der Vulkanberg nach seinen ersten Ausbrüchen aufbaute. Vom Vulkane selbst sind nur geringe Reste noch vorhanden, die Aschen und Basalte an den Schultern und dem Haupte des heutigen Berges. Er ist also eine fast vollständig abgetragene Ruine des einstigen Vulkans, und sein ganzer Sockel von 200 Meter Höhe besteht aus Erdschichten, die einst im Untergrunde des einstigen Vulkans lagen.



Der Hohenhöwen mit dem Binninger See — phot. W. E. Oestering Karlsruhe

Nun gehen wir, um das Bild zu vollenden, noch eine Strecke ostwärts den Berg hinunter, bis uns der Pfad an den Rand der südlichen Absturznische hinführt. In ihr klettern wir eine Strecke hinauf. Mächtige Aschenfelsen streben in die Höhe, ihre Schichten sind unregelmäßig nach allen Seiten geneigt, überall werden sie von Basaltgängen durchschwärmt. Tertiäre Mergelbänke treffen wir dazwischen, Basaltschlacken sind in Menge vorhanden, ebenso vulkanische Bomben in allen Größen. Erb hat solche bis zu einem Meter im Durchmesser gefunden. Oft sind sie miteinander verwachsen und deshalb im halbweichen Zustande aufeinandergefallen, oft zu einem beinahe festen Gesteine verschmolzen, so daß es schwer ist, sie vom typischen Basalte zu unterscheiden. Gesteinsbrocken, die aus der Tiefe mitgerissen wurden, sind häufig, und oft von besonderer Größe. Erb fand einen Juranagelfluhblock von 20 Zentimeter Durchmesser. Dieses alles reicht in den Absturznischen tief unter die einstige Oberfläche hinunter, und die Juranagelfluh tritt von beiden Seiten an das Absturzgebiet heran. Hier ist also die Kraterröhre des Vulkans selbst erschlossen, der Schlot der einst in die Tiefe führte. Von den Gewässern der Eiszeit wurde somit die ganze östliche Hälfte des Vulkans entfernt und sein Unterbau 200 Meter tief unter die ursprüngliche Auswurfsöffnung bloßgelegt. Wir sehen also heute tief in den Untergrund hinein.

Und nun gewinnt eine Beobachtung, die wir gleich zu Beginn der Begehung machten, eine ganz besondere Bedeutung. Wir sahen dort die von den harten Konglomeratbänken der Juranagelfluh erzeugten Steilböschungen beiderseits völlig ungestört an das Absturzgebiet herantreten. Sie wurden also beim Durchbruche des Magmas nicht, wie man denken sollte, zerbrochen, zerknickt und in ihrer Lagerung zerstört oder gar, wie die alten Geologen wollten, blasenförmig aufgetrieben, sondern glatt durchschlagen oder, wie man vielleicht besser sagen kann, durchschmolzen. Denn man schreibt diese Erscheinung, die man an solchen Vulkanruinen immer wieder beobachten kann, den glühenden Gasen zu. Sie sammeln sich naturgemäß über den höchsten Punkten des

Digitized by Google

heraufdringenden Magmas an und durchschmelzen dort das Erdreich genau so, wie die glühenden Gase einer Stichflamme die dicksten Wände eines Geldschrankes durchschmelzen.

Ferner erhalten wir eine genaue Vorstellung über den Verlauf der Vulkanausbrüche unseres Berges. Aschen liegen zunächst in vielen Lagen beinahe 50—60 Meter hoch über der alten Erdoberfläche, und aus ihnen schaut das Basalthaupt an der heutigen Bergspitze heraus. Entsprechend ist der Krater mit Aschen angefüllt, und diese sind von späteren Basaltgängen durchbrochen. Das heißt aber: Der Vulkan war zunächst ein reiner Aschenvulkan und hat in vielen heftigen Ausbrüchen die Aschen über die alte Erdoberfläche aufgeschüttet. Dann erst drang nochmals basaltisches Magma durch die in den Krater zurückgefallenen Tuffmassen herauf und erstarrte im heutigen Berghaupte. Ob es hier noch ausfloß, so daß sich über dem Aschenring zuletzt noch basaltische Lavaströme ergossen, oder ob es im Krater, ohne auszufließen, erstarrte und in ihm einen abschließenden Basaltpfropfen bildete, ist unsicher. Von Lavaströmen ist freilich nirgends am Berge etwas zu bemerken. Sie könnten indessen durch die Erosion des Wassers völlig abgetragen sein. Jedenfalls hörte mit der Bildung des heutigen Berghauptes die vulkanische Tätigkeit auf. Denn sein Basaltklotz verstopfte den Krater. Wir dürfen uns also den Vulkanberg nicht viel höher als den heutigen Höwen vorstellen, so daß er also höchstens eine Höhe von etwa 100 Metern erreichte und in heutiger Meereshöhe ausgedrückt von etwa 700 Meter Meereshöhe auf 810 hinaufreichte.

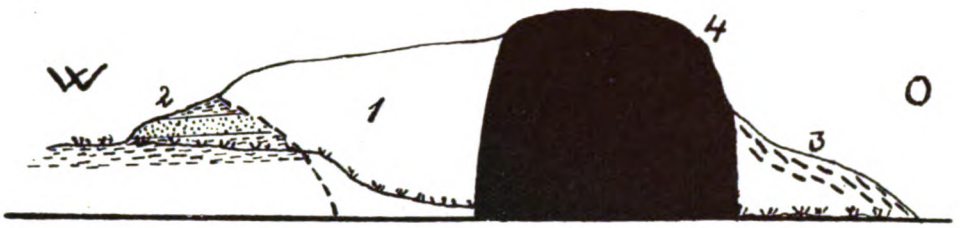
So erzählt uns der Berg seine einstige Geschichte. Ja noch mehr, die Juranagelfluh mit ihren Versteinerungen und die Kalk- und Gipsschichten an ihrem Firste geben uns bereits einige Andeutungen über das Aussehen der Gegend, aus welcher er sich erhob. Wir wollen ihre Beschreibung indessen auf den Zeitpunkt aufsparen, wo wir die übrigen Vulkane kennengelernt und dadurch mehr von ihr erfahren haben. Nur einen Punkt müssen wir noch berühren: die Gipsführung der Kalke und Mergel an der alten Erdoberfläche. Gipse sind im Bodenseegebiet sonst selten. Ich fand Fasergips nur noch in den Spalten der Mergelgrube von Thaingen und kenne sie als Pseudomorphosen am Roseneck. Nach Oskar Fraas sind sie dadurch entstanden, daß vor oder während der Aschenausbrüche nach Art der Solfataren schwefelige Säure aus dem Boden heraufdrang und mit Hilfe des Sauer- und Stickstoffes der Luft den kohlensauren Kalk in Gips verwandelte. Ich beschränke diese Zeit auf die Aschenausbrüche, weil ich ein Handstück erhielt, in welchem der Gips unter Hitzeerscheinungen in den Basalt eingeschmolzen war.

Wenn wir nun zu den übrigen Vulkanen übergehen, so werden wir finden, daß sie durchweg nach dem gleichen Plane gebaut sind. Nur einer ist vielleicht etwas schwerer zu enträtseln, und da er zugleich der hervorragendste und am meisten besuchte ist, da sein Name durch die Dichtungen Scheffels in der deutschen Kulturwelt bekannt wurde, so soll er zunächst behandelt werden.

3. Der Twiel

Durch eine talartige Niederung von den übrigen Hegaubergen im Westen und Norden getrennt, erhebt sich bei Singen eine breite Felssäule unmittelbar aus der Ebene. Ihr liegen im Süden und Westen zwei kurze aber steile Höhenzüge an, die sich kaum einen Kilometer westwärts erstrecken. So entsteht zwischen ihnen ein kurzes muldenförmiges Tal am Eselsbrunnen. Der nördliche Zug gliedert sich nicht weiter, der südliche sendet in der Mitte nochmals einen kleinen Hügel südwärts. Die Felssäule selbst überragt als stolzes, mit den Ruinen einer Feste geschmücktes und vom Regenwasser durchfurchtes

Digitized by Google



Der Twiel
1. Aschen, 2. Molasse (Mergel, Sande), 3. Schutt, 4. Phonolith

Felshaupt die Höhenzüge. Es ist kahl oder mit struppigem Gebüsch bewachsen, während die reich terrassierten Höhenzüge mit kurzem trockenem Grase bedeckt sind. Im Frühjahr blühen die Felsen weiß und gelb, und die Grashänge schmücken sich mit einer Unmenge herrlicher Blumen. Das ist der Twiel.

In seiner äußeren Gestaltung spiegelt sich der innere Bau. Die grasbewachsenen Hänge bestehen aus vulkanischen Aschen, die Felsensäule aus hartem Phonolith, einem Bruder unseres Basaltes. Er entstieg wie dieser einst als glühendflüssiges Magma dem Schoße der Erde und erstarrte zu hartem Fels.

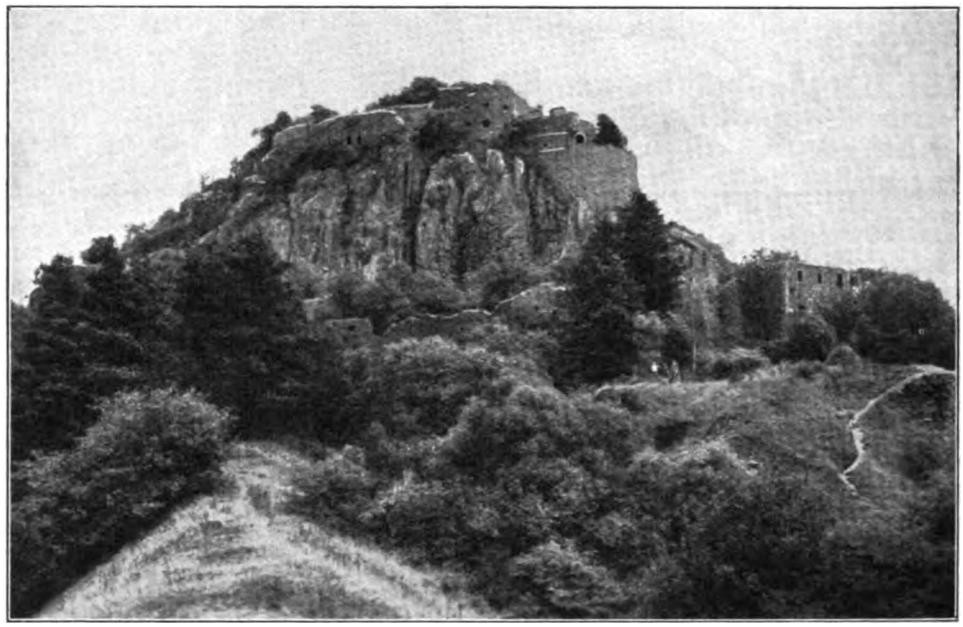
Den Berg selbst formte in großen Zügen das diluviale Eis. Die von Südosten herandringenden Gletscher fanden an der harten Säule Widerstand, den sie mit ihren Schmelzwässern nicht völlig überwinden konnten. Diese schützte dann die westlich hinter ihr liegenden weicheren Aschen, während die östlichen der Erosion zum Opfer fielen. Das Eis umwallte beim Vordringen und Abschmelzen den Felsen in parabolischem Bogen und legte auf die Aschenhöhen leichte Erdmoränen, die heute noch vorhanden sind. In den geschützten, eisfreien Raum unmittelbar hinter dem Felsen stürzten dann die Schmelzwässer westwärts und gruben das kurze Muldental aus. Selbst die hohen Steilböschungen an den Abhängen der Aschenhöhen mögen beim Abschmelzen des Gletschers durch die zwischen dem Berg und dem Eis hinströmenden Schmelzwässer entstanden sein.

Fast am Ostende des südlichen Höhenzuges sind die Aschen am Bergfuße vorzüglich erschlossen. Sie wurden hier früher gebrochen und zum Düngen der Felder verwendet, da sie ziemlich kalireich sind. Leider dauert es lange, bis das harte Gestein verwittert und die Kaliverbindungen in lösliche Formen übergeführt sind, so daß sie von den Pflanzen aufgenommen werden können. Ihre Wirkungsweise wurde dadurch sehr abgeschwächt. Und es wird verständlich, daß die künstlich hergestellten Düngemittel diese Aschendüngung verdrängte. Die Grube ist darum schon lange außer Betrieb, wegen des harten Gesteins aber immer noch leidlich erhalten. Heute dient sie als Schießstätte.

An der westlichen Grubenwand fällt uns sogleich die Schichtung wieder ins Auge. Die Schichten liegen jedoch nicht wie beim Höwen horizontal, sondern senken sich mit etwa 30 Grad Neigung nach Süden. Man erhält den Eindruck, am Abhang des einstigen Aschenkegels zu stehen, dessen Steilheit dann an dieser Schichtenneigung gemessen werden könnte. Wenn wir den ganzen Berg begangen haben, werden wir sehen, daß dieser Eindruck kaum richtig ist.

Wenn wir nun die grauen Aschen genauer ins Auge fassen, so finden wir in dieser Grube eine Menge Dinge, die uns von den Eruptionen des Twiels ein lebendiges Bild geben. Da fallen uns zunächst wieder die goldigen Glimmerblättchen ins Auge, die wir schon am Höwen gesehen und als Kristallbomben gedeutet haben. Dann liegen hier in großer Menge graue Kügelchen, in Form und Größe den Kindermarbeln gleichend, mit denen die Kinder im Frühjahr „Rippling“ oder „Gluggeren“ spielen. Sie werden „Lapilli“ genannt. Das Mikroskop zeigt, daß sie aus basaltischem Magma bestehen,

Digitized by Google

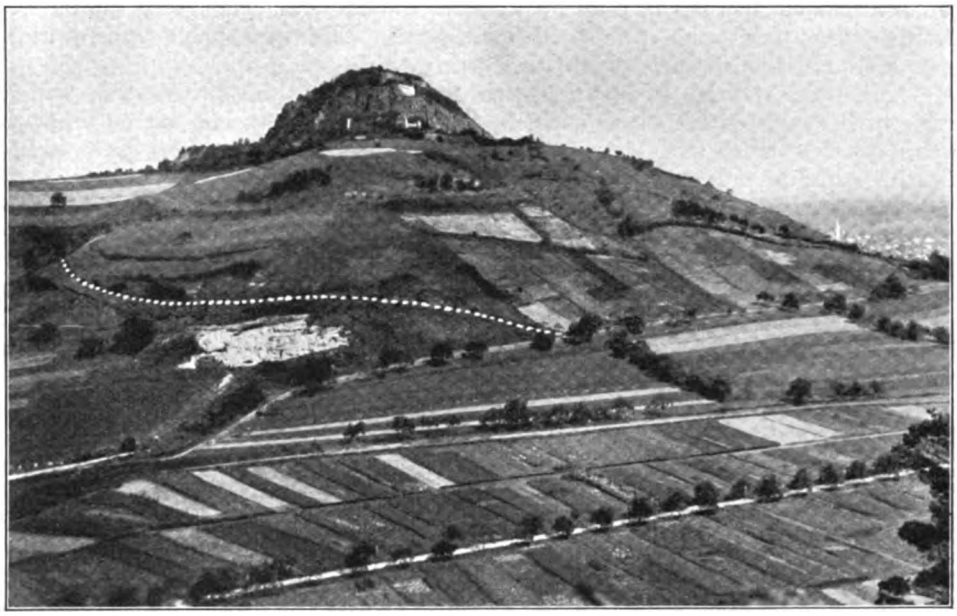


Festungsruinen auf dem Hohentwiel phot. O. Denzel, Radolfzell

dessen Kriställchen strahlenförmig um einen Fremdkörper herum angeordnet sind. Es waren einst Tropfen glühendflüssigen Magmas, die vom Twiel ausgeschleudert wurden, in der Luft erstarrten und dann in Form eines steinernen Hagels in die noch weiche Asche hineinfielen. Dann sehen wir, etwas seltener zwar, aber noch häufig genug, nuß- bis faustgroße mehr oder weniger runde Bomben eines schwarzen Gesteins von schaligem Bau. Sie wurden bei dem Ausbruche von einem in der Tiefe des Twiels liegenden Stocke eines vulkanischen Tiefengesteins syenitischer Natur losgerissen und ausgeworfen, sie entstammen also einem Magma, das nie zur Eruption kam, sondern in der Tiefe erstarrte. Ihr schaliger Bau ist eine Abkühlungserscheinung der bei der Eruption glühendheiß gewordenen Stücke und also genau so entstanden wie die Abkühlungsstrukturen des Basaltes. Von Schalch erhielt ich einst Malmstücke, welche in einem Schmelzofen der Bahnerze bei Schaffhausen hoch erhitzt wurden und beim Abkühlen genau denselben Schalenbau und dieselbe runde Gestalt annahmen. In der Felswand sehen wir einige runde Bomben von Kopfgröße dieser Art und dazu noch andere, die aus aufgerollten Aschen bestehen. Feinste Asche, vielleicht bei Regengüssen während des Ausbruches gefallen, rollte hier den Abhang hinunter und ballte sich wie feuchter Schnee einer Lawine. Früher wurden hier auch Opale gefunden, die als Absätze heißer Quellen zu deuten sind.

Von besonderem Interesse sind aber die vielen aus der Tiefe mitgerissenen, meist eckigen, selten runden Gesteinsbrocken, die überall herumliegen. Sie geben einen Einblick in den Untergrund des Vulkans. Buri hat eine besondere Arbeit über sie geschrieben. Die ihm bekannt gewordenen Auswurflinge der Hegauvulkane stammten aus allen Erdschichten Südbadens, nur solche des Buntsandsteins und des Rotliegenden fehlten. Sie scheinen unter dem Hegau nicht vorhanden zu sein. Hier am Twiel findet man besonders häufig Malmkalke, sie tragen infolge der Erhitzung beim Ausbruche meistens eine rote Brandrinde oder sind ganz schwarz gebrannt. Auch fallen die schwarzen

Digitized by Google



Der Twiel vom Plör aus phot. Dr. J. Barsch 1922
Unterhalb der gestrichelten Linie Molasse mit dem Molassesteinbruch
Die übrige Bergmasse besteht aus Aschen, über welche die Phonolithkuppel hinausragt

Posidonienschiefer des Lias auf, oder die gelben und grünen Tone, die aus dem Keuper oder der unteren Molasse stammen können. Ich habe hier Gesteine der Meeresmolasse, des Juras, des Muschelkalkes gefunden, die noch die bezeichnenden Versteinerungen enthielten, und ein alpines Flyschgeröll, das nur aus der Geröllzone der Meeresmolasse losgerissen sein kann. Die tiefsten Gesteine, die heraufbefördert wurden, sind Schwarzwaldgranite und Gneiße. Da sie 1500 bis 2000 Meter unter unserem Standorte liegen und trotzdem noch in fast kopfgroßen eckigen Brocken gefördert wurden, geben sie ein sprechendes Zeugnis von der Gewalt der Eruption unseres Vulkans.

Wir verlassen den alten Steinbruch und wenden uns dem Studium des Phonolithes zu. Unverwittertes Gestein treffen wir ganz in der Nähe. Links oberhalb des Bruches ziehen alte Weinbergmauern am Abhang hin; ihre Blöcke bestehen aus alpinem Gestein und ganz frischem Phonolith. Beide wurden einst vom Gletscher hier abgelagert und von Menschenhand zusammengelesen. Die Phonolithblöcke stammen dabei wahrscheinlich von der Ostseite der Felssäule, wo auch heute noch frischer Phonolith ansteht. Hier hat er, fast wie der Basalt, eine dunkelgraue, fast schwarze Grundmasse. Sie entstand aus dem an der Erdoberfläche rasch erstarrten Glutbrei. Er muß indessen im Gegensatz zum Basalt beim Austritt schon recht dickflüssig gewesen sein. Denn in der Grundmasse steckt eine Menge Kriställchen, die ja bereits in festem Zustande heraufbefördert wurden. Da fallen uns vor allem grün und blau gefärbte ins Auge, mit fast rundem, vieleckigem Umriß. Sie gehören zu einem Mineral, das den Namen Hauyn erhalten hat. Dann sehen wir erdigweiße mit undeutlich verschwommenen Rändern, nur selten sind sie im Querschnitt schön rechteckig. Es sind schon in Verwitterung begriffene Nepheline. Im frischen Zustand waren sie farblos. Und zuletzt erkennen wir länglich-rechteckige, d. h. leistenförmige, farblose aber glasglänzende Kriställchen, die einem Feldspate mit dem

Digitized by Google

Namen Sanidin zugehören. Auch die scheinbar einfache Grundmasse zeigt sich im Mikroskop als ein Gewebe allerkleinster Kriställchen dieser Mineralien, und dazwischen liegen noch Körnchen dunklen, undurchsichtigen Eisenerzes.

Im verwitterten Phonolith dagegen sind die Hauyne und Nepheline zu weißen, erdigen Flecken verändert, die Grundmasse ist hellgrau geworden, und nur die Sanidine haben ihre Leistenform und glänzende Oberfläche behalten. Die Ursache der Veränderung liegt in der leichten Verwitterbarkeit der Hauyne und Nepheline. Sie enthalten Kalk- und Natronverbindungen, die im Wasser leicht löslich sind. Die Bergfeuchtigkeit, die das Gestein durchsickert, nimmt die gelösten Stoffe mit sich und scheidet sie beim Verdunsten in den Spalten und Rissen des Gesteins in anderer Form, als Zeolithe, wieder aus. Unter ihnen haben an unserem Twiel die Natrolithe einen weitverbreiteten Ruf erhalten. Es sind die Goldadern, die der Hirte Audifax gefunden haben wollte. Und in der Tat, die ganze Westseite des Felsklotzes ist von diesen dunkelgelblichen bis rötlichen Adern durchzogen, die aus dem grauen Gestein prächtig hervorleuchten. Oft sind sie daumenbreit, oft bilden sie nur dünne Schnüre. Ihre Entstehung ist leicht zu verfolgen. Man findet Gesteinsspalten, deren Wände erst mit feinen Kristallnädelchen unseres Minerals ausgekleidet sind. Dann sieht man, wie sie sich zu kleinen rosettenartigen Gebilden vereinigen, man sieht wie diese Rosetten die beiden Wände der Spalte überziehen, wie in der Mitte noch ein freier Raum klafft, wie auch er überwachsen wird, so daß uns zuletzt die dunkelgelbe Ader entgegenleuchtet. Diese Natrolithe haben also mit dem Vulkanismus nichts zu tun, es sind im Gegenteil Gebilde des Wassers. An der Westseite unserer Säule wurden sie einst zum Schmucke des alten Stuttgarter Königsschlosses gebrochen.

Wie am Höwen der Basalt, so wurde hier der Phonolith beim Abkühlen zerrissen. Doch nicht in sechseckige Säulen, die senkrecht zur Abkühlungsfläche stehen, sondern in Risse, die teils senkrecht in die Phonolithsäule hineingehen, teils der früheren Oberfläche parallel laufen. Während sich nun die ersten besonders mit Natrolith auskleideten, verwittert der Phonolith nach den zweiten, und so spaltet er sich in Platten, die zuletzt abfallen. Der Fuß der Felssäule ist überall von einem plattigen Schuttwalle umgeben. Der Mönch Ekkehart fuhr bekanntlich auf einer solchen Platte zu Tal. Und schlägt man sie heutzutage mit dem Hammer an, so geben sie einen hellen Klang, eine Eigenschaft, die unserem Gestein den Namen Phonolith d. h. Klingstein eingetragen hat.

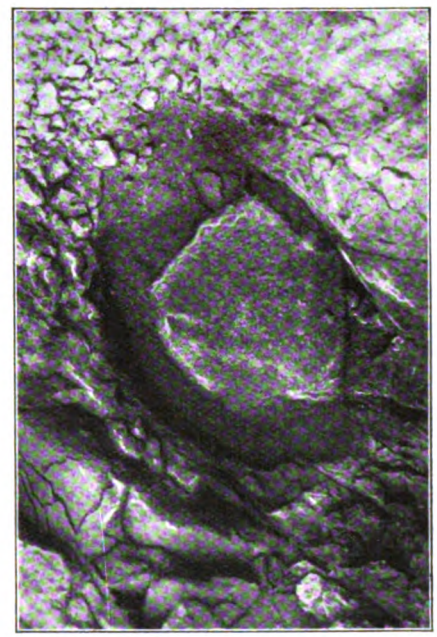
Und nun gehen wir westwärts am Berghange weiter. Überall treffen wir unsere Aschen. An seinem südlichsten Punkte waren sie sogar beim Bau der Hilzinger Bahn herrlich in horizontal liegenden Bänken erschlossen. Erst am Westende des Hanges treffen wir anderes Material. Hier sind in einem Bruche gelblichweiße Sande erschlossen. Vor Jahren waren sie schneeweiß und in den vielen Rissen des Gesteins hatte sich Kalkspat abgelagert. Ein Konstanzer Industrieller hatte die Grube einst angelegt und daneben eine kleine Fabrik erstellt. Denn die weißen kalkfreien Sande eigneten sich zur Herstellung von Kunststein. Mit der Veränderung der Farbe im Innern des Berges wurden die Sande unbrauchbar. Fabrik und Steinbruch sind heute verlassen.

Heiße Gewässer, die hier am Rande des Vulkans zutage traten, hatten das färbende Eisenoxyd und den Kalkspat gelöst und entfernt; so wurde die weiße Farbe erzeugt. Spuren dieser Gewässer sind kaum 200 bis 300 Meter nördlich des Bruches nochmals zu finden. Man kann dort in den Feldern bei fleißigem Suchen braune Opale auflesen, die als Niederschlag in diesen heißen, kieselsäurereichen Thermalgewässern entstanden sind.

Die Sande selbst sind trotz ihrer veränderten Farbe echte Sande der „Oberen Süßwassermolasse". Sie sind also mit den Geröllen der Juranagelfluh im Untergrund des Höwens ungefähr gleichalterig, nur daß sie nicht mehr von Flüssen am Nord-

Digitized by Google

ufer des tertiären Sees sondern vom Südufer, also von den Alpen her, eingeschwemmt wurden. Nach der Lage der Molasseschichten im ganzen Hegaugebiet gehören sie zu ihren tiefsten Lagen. In nicht zu großer Tiefe müssen bereits Meeressande anstehen. Ihr Vorhandensein beweist das Flyschgeröll in den Aschen des oben beschriebenen Bruches. Als die Sandgrube noch ausgebeutet wurde, war unter ihnen eine Mergelschicht erschlossen, und an der Grenze beider flossen Quellen aus. Über ihnen liegen bis auf etwa 540 Meter Meereshöhe, bis etwa zum Haus am Eselsbrunnen nochmals Molassemergel und Kalkbänke, beim Bau des Hauses war eine Kalkbank sichtbar. Diese Lagen stimmen wieder mit dem allgemeinen Bau der oberen Süßwassermolasse im Bodenseegebiet; die Sande gehören dann zu den sogenannten Steinbalmensanden, die tieferen Mergel zu den Haldenhofmergeln und die höheren Mergel und Kalke zu den Öhninger Schichten. Und da auf ihnen dann die Aschen des Vulkans liegen, so haben wir wieder den Untergrund des Vulkans vor uns. Und es ergibt sich, daß der Twielvulkan während oder nach der Ablagerung dieser Öhninger Schichten auszubrechen begann, ein Schluß, der durch viele andere Beobachtungen im Hegau bestätigt wird.



phot. J. Gail, 30. 8. 24

Eine kopfgroße syenitische Bombe in der Vorderwand des Aschensteinbruchs mit dunklem, verbranntem Rande

Von großer Bedeutung für die ganze Auffassung des Twiels ist nun die Lagerung dieses Untergrundes. Seine Schichten liegen nicht wie am Höwen überall noch in ungestörter horizontaler Lage. An der Sandgrube fallen sie mit etwa 30 Grad Neigung gegen Nordwesten ein und sind stark zerrissen. Dann liegt seine Oberfläche nicht wie dort überall horizontal und trägt den Tuffring. Nur im Norden und Nordwesten scheint die Grenze zwischen dem Molasseuntergrund und den Aschen sich ziemlich horizontal vom Eselsbrunnen bis zu den Quellen am Wirtshaus hinzuziehen, und die Quellen scheinen von dieser Grenze bedingt und erzeugt zu sein.

Gegen Osten aber fällt diese Grenze steil im Berge selbst in die Tiefe. Besonders am Südfuße des Berges ist dieses gut zu erkennen. Denn die Aschen sind dort in den zwei obengenannten Aufschlüssen in 450 Meter Meereshöe, also 100 Meter tiefer, noch vorhanden. Ja, vom Plör aus kann man an der Gestalt des Berges dieses Einsinken der Aschengrenze unmittelbar verfolgen. Auch im Osten bei Singen wachsen die Phonolitsäule und die angrenzenden Aschenlagen aus den Kiesen der Singener Ebene heraus. Nur am Nordrand des Berges waren vor 70 Jahren nach Oskar Fraas wieder Gerölle erschlossen, die zur Meeresmolasse gehören müssen, und zwar dort, wo der Weg nach Duchtlingen an das Gehänge tritt.

Zeichnet man diese Verhältnisse in zwei Schnitten auf, die den Berg von Norden nach Süden oder von Osten nach Westen queren, so kommt man zur Einsicht, daß hier das trichterförmige Ende eines großen Vulkanschlotes vorliegt. Im Norden und Westen ist sein Rand noch erhalten, im Süden und Osten ist er von den Gewässern

Digitized by Google

der diluvialen Eismassen zerstört. Wie weit hinaus er nach Süden und Osten reichte, ist nicht zu sagen. Nur eine neuerdings in der Nähe des Bahnhofes niedergelassene Tiefbohrung der Maggiwerke ergibt, daß dort unter den diluvialen Kiesen wieder untere Süßwassermolasse ansteht. Er reichte also nicht mehr bis dahin. Messen wir ihn deshalb nur vom Eselsbrunnen bis zur Aach und vom Wirtshaus bis zum Döllenhau, so erhalten wir eine Breite in westlicher Richtung von einem und eine Länge in nördlicher von anderthalb Kilometer. Der Twiel entpuppt sich so als der mächtigste Vulkan der Phonolithreihe, vielleicht als der mächtigste des ganzen Hegaus. Nur wenige der heutigen Vulkane haben weitere Schlotränder, und den Maaren der Eifel steht er nicht nach. Die kleinen Phonolithschlote des Staufen und Gönnersbuhl in seiner Nähe und selbst die Aschenröhre des Junkernbuhls bei Nielasingen möchte ich unbedenklich als Seitenkrater (parasitäre Krater) ansehen. Und wir gehen kaum fehl, wenn wir die Aschendecken auf den Höhen seiner Umgebung, dem Plören, dem Galgenberg oder dem Hardberge, seiner Tätigkeit zuschreiben.

Der Bau des Berges ist also ein ganz anderer als der des Höwens. Dort besteht er zum größten Teile aus Juranagelfluh, und nur in seinen höchsten Teilen liegen in spärlichen Resten vulkanische Aschen. Hier besteht fast der ganze Berg aus ihnen, und von dem Untergrunde ist kaum etwas zu sehen.

Aber die Reihenfolge der Eruptionen ist hier wie dort dieselbe; nur ist am Twiel ihr Ausmaß größer. Zuerst wurden in wiederholten Ausbrüchen mächtige Aschenmassen ausgeworfen, sie bedeckten weithin die Umgebung oder fielen in den Krater zurück und füllten ihn aus. Und dabei scheinen sie hier wie dort die gleiche chemische Zusammensetzung zu haben. In beiden finden wir gelbe Glimmerblättchen, Augit- und Hornblendekristalle. Nur sind in den Aschen des Hohentwiels die Auswurflinge der tiefen Granite und Gneise viel häufiger zu finden. Bei beiden dringt zuletzt durch den aschenerfüllten Schlot nochmals Magma herauf, erstarrte, verstopfte ihn und beendete die vulkanische Tätigkeit. Nun erst tritt ein Unterschied auf. Der Basalt des Höwens ist stark basischer Natur, der Phonolith des Twiels weit kieselsäurereicher. Vielleicht hängt dieses mit der Vulkanlage zusammen. Der Herd des ersten liegt vielleicht in den Kalken des Muschelkalks und Juras, der des Twiels tiefer im Urgestein.

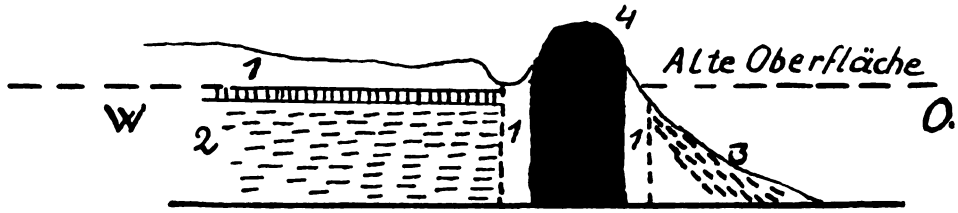
Und wenn wir nun im Aschenbruch des Südhanges die schiefgestellten zerrissenen Aschenschichten sehen, während jene des Höwens horizontal liegen, und wenn wir in ihnen eine fast unerschöpfliche Menge von Tiefengesteinen, Lapilli, und von Bomben bis zur Kopfgröße finden, so darf uns dieses nicht wundern. Wir stehen hier im Ausbruchschlote selbst und finden deshalb hier alles wieder, wie wir es im Schlote des Höwens gefunden haben. In den Schlot fällt eben die große Menge dieser großen Auswurflinge zurück.

4. Der Krähen

Nun ist es nicht mehr schwer, den Bau der übrigen Vulkane, die die Bahnlinie Singen-Engen begleiten, zu verstehen.

Als eine aus der Erde herausgewachsene, 200 Meter hohe schlanke Steinsäule steht der Krähen vor uns. Frei tritt er aus dem Abhang der Hochebene heraus, die sich westlich von ihm ausdehnt, und nur durch einen tiefen, schmalen Sattel ist er noch mit ihr verbunden. Kaum hat die Burg auf seinem Scheitel Platz, während seinen Fuß ein Schuttwall der uns schon bekannten Phonolithplatten umgibt. Es ist kein Wunder, daß die Volkssage sich seiner bemächtigt hat und auf der zerfallenen Burg den bösen buckeligen Burgvogt Poppele als Irrgeist hausen läßt, der den Hegauern, wenn sie des Mostes übergenug genossen haben, böse Streiche spielt.

Digitized by Google



Der Krähen
1. Aschen, 2. Molasse, 3. Schutt, 4. Phonolith

Schon aus den Phonolithplatten des Schuttringes können wir schließen, daß die Säule aus Phonolith besteht, wenn sich auch das Gestein von jenem des Twiels etwas unterscheidet. Auch von roten Natrolithen ist er durchzogen. Und die Erfahrungen am Twiel und Höwen sagen sogleich, daß er einst einen Pfropfen in einem Vulkanschlot bildete, dessen Gesteinsmantel durch die Verwitterung völlig zerstört ist. Leistete sich hier die Natur nicht einen paradoxen Witz: Das Loch blieb versteint erhalten und ragt heute noch hoch in die Luft, während das umgebende Erdreich verschwunden ist?

Aber auch spärliche Aschenreste können wir noch in dem Schuttwall finden. So kam mir ein Block in die Hände, der aus lauter zusammengesinterten Lapillikugeln bestand. In halbweichem Zustand waren sie also hier aufeinandergefallen. Und das Ganze durchzog noch eine Natrolithschnur.

Glückliche Aufschlüsse am Abhang zeigten denn auch, daß die Säule von einem dünnen Aschenmantel umgeben war, und daß beide in horizontal gelagerte Schichten der Öhninger Molasse eingelagert sind. Sie bestehen, wie Schalch angibt, aus dünnen, blätterigen kieselsäurereichen bituminösen Schiefern. Am Abhang nördlich der Säule sind sie in schlechten Aufschlüssen zu sehen, und Stücke davon liegen in den Feldern zerstreut. Schalch fand in ihnen Süßwasserschnecken und betont ihre völlige Gleichheit mit den Mergelschiefern der Öhninger Molasse am Schienerberg. Diese Molasseschichten enden fast an der Oberkante des Abhanges in einer Steilstufe. Sie besteht aus einer Kalkplatte. Über ihr liegen dann die Aschen des Vulkans, welche die westliche Hochebene bedecken.

Der Bau des Berges gleicht also völlig jenem des Höwens; nur sind die Verhältnisse kleiner. Am Fuß des Berges stehen wir etwa 100 Meter tief im Untergrunde des Vulkans. Er hat dessen Schichten wieder glatt durchschmolzen. Die alte Oberfläche der Erde beim Ausbruch ist die Kalkbank in 550 Meter Meereshöhe, auf die er die Aschen ausstreute. Die Hochebene selbst, die sich westlich des Krähens ausdehnt, ist von ihr ein Rest. Vom Vulkanberg, d. i. von dem Tuffring, der einst den Schlot umgab, ist nichts mehr vorhanden.

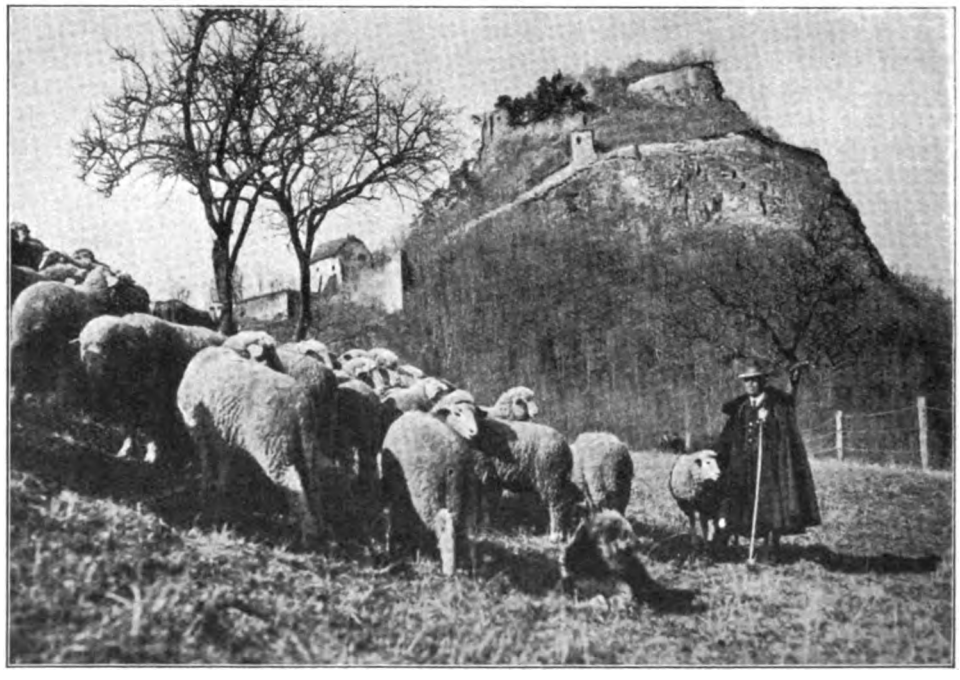
Auch die Eruptionsfolge ist wieder die gleiche. Zunächst erfolgten basische Aschenausbrüche, bis ein Phonolithpfropfen den Schlot verschloß und die Eruptionsphase beendete.

Und das alles gilt in gleicher Weise von dem nördlich sich erhebenden Mägdeberg mit seinem Seitenkrater, dem Schwindel.

Das Interessante am Krähen enthält die Kalkbank, welche die Molasseschichten nach oben zu abschließt. Sie ist oben am Abhang am Wege nach Mühlhausen in einem kleinen Bruche geöffnet. Der tonige Kalk enthält bereits Aschenreste, vor allem finden wir vereinzelte Glimmerblättchen; der Krähen war also zur Zeit ihres Absatzes bereits in Tätigkeit.

Wenn nun im Frühjahr die zerfrorenen Kalksteine sich gut aufblättern, so findet man hier die Reste jener Pflanzen, die am Ufer des Sees oder der weiten Sumpfebene zur

Digitized by Google



Schäfers Sonntag am Hohenkrähen phot. F. Häufle, Engen

Ausbruchszeit wuchsen. Da war zunächst eine reiche Strauchflora, vielfach mit Schmetterlingsblüten. Ihre Nachkommen oder Verwandte leben heute in den südlichen Staaten Nordamerikas (Cassia, Zantoxylon, Ilex, Myrica, Casuarina) oder in Brasilien (Caesalpina), in Kapland (Coelastrus), in Persien (Colutea), in Indien (Dalbergia), in Japan (Glyptostrobus), ja selbst im fernen Australien (Pimela). Als höhere Bäume wuchsen hier Fichten, Ulmen und Eichen. Auch ihre Vettern sind heute nicht in Europa zu finden, sondern an den sandigen Küsten Amerikas (Fichte und Eiche) oder in Asien (Ulme). Auch das Blatt eines Adlerfarns lag vor, dessen Verwandter heute in Persien lebt. Zwei Dinge zeigt diese Flora: Es wuchsen hier Pflanzen nebeneinander, deren Verwandte heute in alle Welt zerstreut sind, doch herrschen weitaus die amerikanischen vor, und alle verlangen zu ihrem Gedeihen ein wärmeres Klima, als es heute am Krähen herrscht. Als häufigste Pflanze dieses Standortes lebte hier schließlich eine heute völlig ausgestorbene Gattung, Podogonium Knorri Heer. Sie steht der Tamarinde (ursprünglich in den Steppen Afrikas wachsend) am nächsten.

Und da wir wissen, daß diese Kalke zur gleichen Zeit abgelagert wurden wie jene des Schienerberges, so können wir die noch viel reichere Fauna und Flora, die in jenen gefunden wurden, zur Illustration der Ausbruchszeit benützen. Da dehnten sich in den Gewässern weite Röhrichte und Binsenwiesen aus. Potamogetonrosen wogten in dem langsam strömenden Flusse, Charen wucherten am Grunde, und Algen schwammen auf der Wasserfläche. Im seichten Wasser gediehen Isoetesgräser, Seerosen, Schwertlilien und Sumpfdolden. Das Ufer der Altwässer umsäumten Weiden, Birken und Pappeln. Zypressen, Ahornarten, Meerrohrpalmen und der giftige Sumach wuchsen im Sumpf. Draußen im Walde stritten viele Bäume um die Herrschaft. Da gediehen vor allem

Digitized by Google

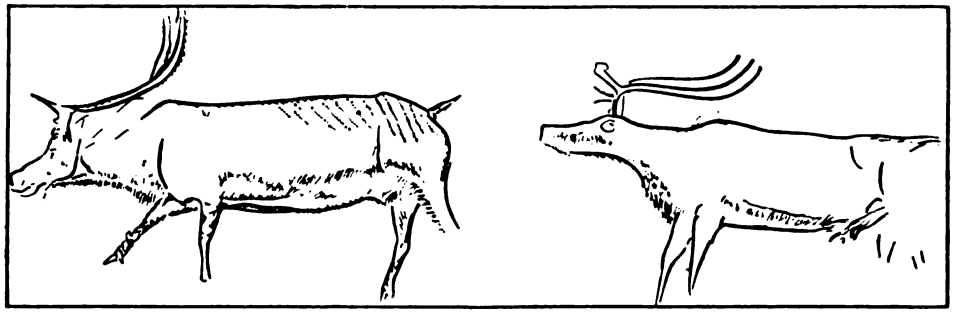
Zimmet- und Kampferbäume, Lorbeerarten, Ahorn- und Amberbäume, Ulmen, Seifenbäume, Walnußarten und Ebenholz. An trockenen Stellen wuchsen Eichen, Feigen, Zypressen, Mammutbäume, Tannen, Fichten, Platanen, Kirschen, Zwetschgen, Stechpalmen, Akazien, Robinien, Gleditschien, Podogonium, Caesalpinen, Cassien und vereinzelte Fächerpalmen. Am Boden wucherte die Heidelbeere. Das Unterholz bildeten Kreuzdornarten, der Blasenstrauch, Sonnenröschen, der Seidelbast, Sassafras und der Weißdorn. Eine Reihe Schlingpflanzen machten das Dickicht undurchdringlich, Lianen, der Smilax, die indische Porana, Epheu und Weinreben. An waldfreien Stellen fehlte nicht ein reicher Blumenflor. Und belebt war diese Pflanzenwelt durch eine ebensoreiche Tierwelt. Eine Menge Schnecken und Muscheln lebte in den Gewässern. Garneelen und fremdartige Land- und Wasserkrabben krochen umher. Hechte, Schleien, Aale, Karpfen und Weißfische waren häufig; ebenso Kröten, Schlangen, Schildkröten, darunter solche, die einen Meter groß waren. Ein Riesenfrosch, wie er heute in Brasilien lebt, und ein Riesensalamander von Meterlänge, wie er noch in Japan zu finden ist, hätten uns erschreckt, noch mehr die Krokodile, die nicht selten waren. Durch das Dickicht brachen Nashornarten und Herden großer elefantenartiger Tiere, Vorläufer der heutigen Elefanten. Schweine letzten sich im Pfuhl, während auf den lichten Wiesen Hirsche und kurzohrige Hasen weideten. In den Bäumen lebten Eichhörnchen und Affen, selbst ein Menschenaffe, eine Gibbonart, war vorhanden. Auch Raubtiere fehlten nicht, doch schienen sie selten zu sein, nur eine Zibetkatze wurde bis jetzt gefunden, anderwärts freilich große Löwen und Tiger. Über den Sümpfen gaukelten im Sonnenglanze Libellen Fliegen, Schmetterlinge, Wespen und Bienen besuchten die Blumen, Ameisen und Käfer krochen durch das Gras.

Und über diese Tier- und Pflanzenwelt donnerte eines Tages der Vulkan. Aus dem Boden drangen giftige Dämpfe, zu Tausenden sanken Ameisen, Libellen und Käfer in den Schlamm. Reicher Aschenregen fiel. Was nicht fliehen konnte, wurde in der Asche begraben und zeugt uns heute von einer Schöpfung, die kein Menschenauge gesehen hat. Denn der Schöpfungstag des Menschen war noch nicht angebrochen.

Literatur

O. Heer: Flora tertianea Helvetiae I—III Winterthur 1855—1859.
Schill: Die Tertiär- und Quartärbildungen am n. Bodensee und Höhgau. 1858.
F. Schalch: Das Gebiet n. vom Rhein. Beiträge zur geol. Karte der Schweiz. 1883.
J. Weber: Über die Geologie des Hegaus. 1900.
W. Buri: Über die Deckgebirgseinschlüsse in den Phonolithtuffen des Hegaus. 1911.
A. Heim: Geologie der Schweiz. 1916.
W. Deecke: Geologie von Baden. 1917.
W. Deecke: Morphologie von Baden. 1918.
W. Schmidle: Die Geologie von Singen und seiner Vulkane. 1919.
H. Reck: Die Hegauvulkane. 1923.

Digitized by Google



1. Schreitende Rentiere (Ältere Steinzeit). Petersfels bei Engen

Der Hegau in der Vorgeschichte

Von Georg Kraft, Freiburg i. Br.

Der Hegau ist die historisch wichtigste Landschaft Oberbadens. Das ergibt sich aus seiner Lage.

In vorgeschichtlicher Zeit bedeckte undurchdringlicher Urwald die Höhen des Schwarzwalds; der Bodensee sperrte den Verkehr von Norden nach Süden; dazwischen aber öffnete sich unseren Vorfahren die breite Mulde des Hegaus auf ihren Handelszügen, die kostbare Waren vom Mittelmeergebiet nach Norden brachten, oder auf ihren großen Völkerwanderungen, die aus dem unerschöpflichen Überfluß der nordischen Länder an Menschen immer wieder neue Scharen auf der Suche nach Siedlungsland südwärts ziehen ließen. Aber auch der Weg von Osten nach Westen, von der Donau herüber an den Hochrhein und umgekehrt wurde oft und viel von schwerfälligen Volksmassen oder gewinnsüchtigen Händlern begangen[1]. Sie alle kamen im Hegau auf ihre Rechnung: Siedlungsland fanden die einen, Absatz für ihre Waren bei der wohlhabenden Bauernbevölkerung die andern. Tiefer gelegen als der Randen und der Schwarzwald und in beider Regenschatten ist hier das Klima trocken und mild. In wasserreichen Niederungen lebten Fische und Sumpfwild, darüber aber lockten trockene Terrassen und Moränenhügel und hochragende Berge zur Ansiedlung. Wasser, Wild, Siedlungsland, Acker, Weide, Zufluchtsstätten — alles war vorhanden. So fanden Siedlung und Verkehr der vorgeschichtlichen Zeit, die noch ganz unmittelbar an die natürlichen Bedingungen geknüpft waren, günstige Existenzbedingungen. Wie rauh dagegen sind Baar und Alb, Klettgau und Albgau; und im Rheintal sind der Breisgau samt der Ortenau gleichsam nur Anhängsel an das größere Kulturgebiet des Elsaß. So kommt unter den Landschaften Oberbadens einzig dem Hegau (einschließlich der Westufer des Bodensees) von Natur eine selbständige Bedeutung für die vorgeschichtliche Besiedlung zu.

Der Hegau ist die historisch wichtigste Landschaft Oberbadens. Das bestätigen die vorgeschichtlichen Funde.

Aus der Urzeit der Menschheit (Ältere Steinzeit, Paläolithikum), hat der Petersfels bei Engen die besten paläolithischen Funde aus ganz Deutschland geliefert[2]. Sie

[1] G. Kraft, Zeitschrift des Freiburger Geschichtsvereins 41, 1928. S. 1—22.
E. Peters, Die altsteinzeitliche Kulturstätte Petersfels. 1930. Augsburg.

Digitized by Google

gleichen aufs Haar denjenigen von Thayngen und Schaffhausen, ebenso aber auch solchen aus Südfrankreich. Das heißt also, daß die Renntierjäger auf ihren Wanderungen vom atlantischen Ozean durch Frankreich hindurch bis hierher gelangt sind.

Mit dem Beginn des heutigen Klimas wird der Mensch seßhaft (Jüngere Steinzeit; etwa 4000 bis 2000 v. Chr.). Gerade im Hegau und am Rand des Bodensees — das ist eines der neuesten Ergebnisse der Forschung — haben sich jene Renntierjäger niedergelassen, aus ihnen ist der Grundstock der ackerbautreibenden Bevölkerung hervorgegangen, die aus den Pfahlbauten des Bodensees und aus zahlreichen Landsiedlungen bekannt ist (z. B. Singen — mit Töpfereianlagen[1] —; Altenburg A. Waldshut). Aber die günstige Verkehrslage brachte bald in diese Bevölkerung von mediterranem Schlag nordische (indogermanische) Zuwanderungen[2] und um 2000 v. Chr. sogar streitbare Händler aus Spanien[3]. Kein Wunder, daß sich die Menschen nach Zufluchtsplätzen umsahen, die sich leicht verteidigen ließen. Und auch das gab es im Hegau in geradezu klassischer Weise: die zahlreichen Bergkuppen wie der Twiel, Stoffel, Höwen, Mägdeberg, Krähen, Bietinger Kapf, die jetzt aufgesucht und erstmals bewohnt werden.

2. Hockergrab (Erwachsener, Kind; Jüngere Steinzeit). Singen 1929

3. Urnen-Brandgrab (Späte Bronzezeit). Singen 1928

Mit dem zweiten Jahrtausend vor Christus beginnt die Bronzezeit. Ihre ältesten Stufen sind

[1] A. Funk, Vorgeschichtliche Siedlungen und Gräber in Singen. Bad. Fundber. 1930.

[2] Rössener Kultur — Bürglebuck bei Riedböhringen (P. Revellio, Bad. Fundber. 1926, S. 166) und in Pfahlbauten. Schnurkeramik: Kiesgrube Kohler, Welschingen.

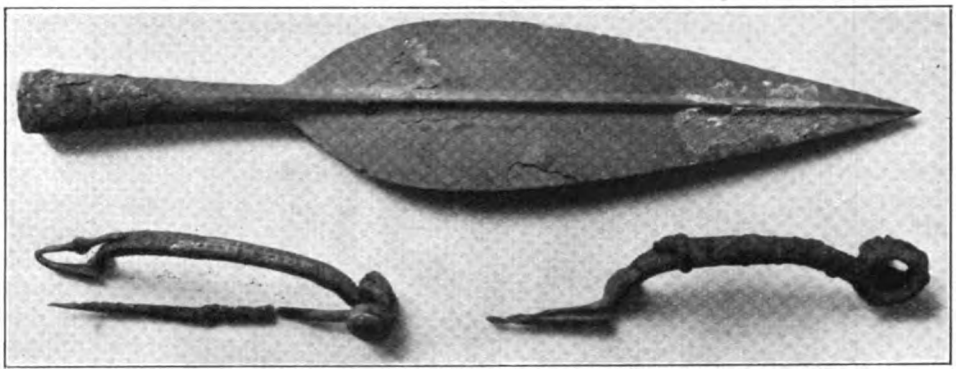
[3] Glockenbecher von Wahlwies und aus der Kiesgrube Kohler, Welschingen.

Digitized by Google

4. Tongefäße der mittleren Hallstattzeit. Rielaïngen

5. Zwei Skelettgräber der älteren La-Tène-Zeit. Singen 1929

Digitized by Google



6. Lanzenspitze und zwei Fibeln aus Eisen. Aus Brandgräbern der La-Tène-Zeit. Singen

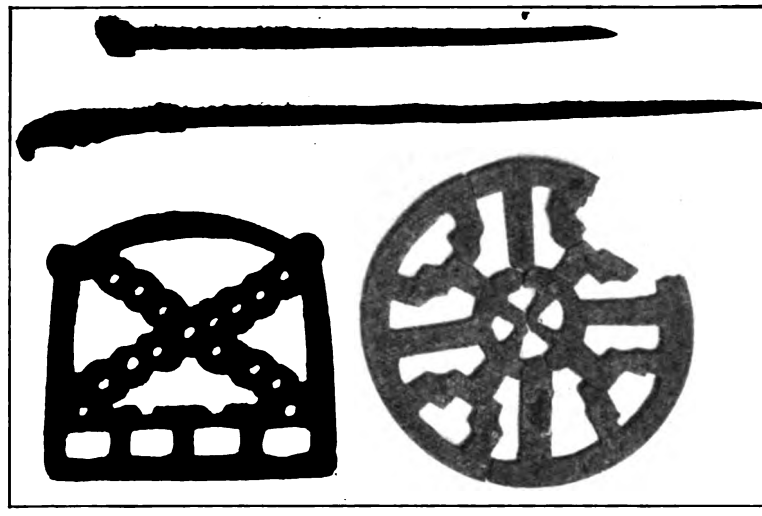
selten[1], bis sich gegen Ende des zweiten Jahrtausends wieder eine reichere Besiedlung nachweisen läßt: die Pfahlbauten des Bodensees, Siedlungen in Singen[2] und Welschingen und auf den Berghöhen und ebenso die Brandgräber („Urnenfelder") mit ihrem prächtigen Tongeschirr, das wie Metall so scharf profiliert ist[3]. Zu den schönsten Erzeugnissen einheimischen Kunstgewerbes aller Zeiten sind ferner die Urnen und Teller der mittleren Hallstattzeit (8. und 7. Jahrhundert) zu rechnen in ihren bewegten und doch beherrschten Formen, reichen und doch straff gegliederten Mustern, kräftigen und doch übereinklingenden Farben[4]. Eine wohlhabende, bodenständige Bauernbevölkerung gab sie ihren Häuptlingen und deren Angehörigen mit ins Grab und wölbte darüber als weithin sichtbares Monument einen Hügel aus Erde und Steinen; leider zogen sie in der Gegenwart die Blicke von törichten Schatzgräbern auf sich, so daß heute so gut wie alle ausgeraubt sind. Diese schöne Irdenware wurde aber auch im Alltag benützt, wie es die Ansiedlung in Singen zeigt.

Träger der La-Tène-Zeit (500 bis Christi Geburt) waren die Kelten, deren großes Gräberfeld von Singen durch die Ausgrabungen von 1929 bekannt geworden ist[5], und das in Welschingen eine Parallele hat[6]; eine Ansiedlung aus dieser Zeit wurde in Altenburg ausgegraben[7]. Die Funde stimmen so sehr mit denen aus der Schweiz überein, daß es ein und derselbe keltische Stamm, der der Helvetier, gewesen sein muß, der beiderseits des Hochrheins gesessen hat, aber nur in Singen so einzigartige Einblicke in seinen Grabritus hat tun lassen.

Doch auch dieses mächtige Volk mußte einem stärkeren weichen, den germanischen Sueben, die unter Ariovist von Norden heranrückten. Im Gegensatz zu den Kelten werden die Toten verbrannt; die Funde dieser Gruppe aus Singen sind die besten in ganz Süddeutschland und darum ein besonderer Stolz des Heimatmuseums Singen[8]. Aber noch waren unsere Vorfahren nicht die endgültigen Herren des Landes; die Römer

[1] Welschingen, Anselfingen; ferner Löhningen, Kanton Schaffhausen.
[2] Kiesgrube Allweiler.
[3] Singen, Mozartstraße; Garten Döbele.
[4] Singen, Rielasingen, Gottmadingen u. a.
[5] Eine monographische Bearbeitung ist in Vorbereitung. Vorläufig s. Germania 1930; Bad. Fundber. 1930.
[6] Kiesgrube Kohler. S. Bericht Schreiber in Bad. Fundber. 1930.
[7] Kiesgrube Ruh. Bericht Kraft in Bad. Fundber. 1930.
[8] A. Funk, in Bad. Fundber. 1930.

Digitized by Google



7. Schmuckstücke in Bronze aus alemannischen Gräbern. Singen

dringen von Vindonissa (Windisch bei Brugg) über Hüfingen bis an den Neckar und besetzen auch den Hegau, wo sich bald schloßähnliche Gutshöfe (villa rustica), modernen Rittergütern vergleichbar, erheben. Ihre Reste waren so auffallend, daß sie am frühesten von allen Bodenaltertümern im Hegau untersucht wurden[1]. Auf den Bergen mögen Tempel der einheimischen, romanisierten Bevölkerung gestanden haben. Um 260 n. Chr. wurde das rechtsrheinische Land von den Germanen — den Alemannen — zurückerobert; doch hielten sich zunächst die Römer südlich des Rheins, und manches spätrömische Stück gelangte herüber ins Alemannenland. Aber auch das einheimische Kulturgut durfte sich sehen lassen, wie es die schönen Funde vom Singener alemannischen Friedhof dartun, die Gustav Müller gerettet hat.

Um es zusammenzufassen: Von Westen kommen die Renntierjäger, die Glockenbecherleute und wohl auch die Kelten; von Süden die Römer, von Osten die Urnenfelderbevölkerung, von Norden die ersten Indogermanen und später die Germanen (Rössen nnd Schnurkeramik; Sueben-Alemannen). Besiedelt sind vor allem die trockenen Terrassen und flachen Hänge in der Nähe des Wassers und in unruhigen Zeiten (Ende der Jüngeren Steinzeit, späte Bronzezeit, Hallstattzeit, La-Tène-Zeit, vielleicht frühes Mittelalter) auch die Berge; die Erdbefestigungen sind freilich durch die mittelalterlichen Burgen meist zerstört worden.

Der Hegau ist die historisch wichtigste Landschaft Oberbadens. Das beweist die Geschichte.

Als das Gebiet des alemannischen Stammes — Bayrisch Schwaben, Vorarlberg, Württemberg, Nordschweiz, Oberbaden, Elsaß — noch ein Land war, befand sich hier, auf dem Twiel, sein Mittelpunkt, und drüben auf der Reichenau blühte ein Kulturzentrum von europäischer Bedeutung. Beider Erbe übernahm das Bistum Konstanz. Dann freilich setzt eine unheilvolle Zersplitterung ein; das ganze alemannische Gebiet

[1] Orsingen 1846.

Digitized by Google

zerfällt in viele kleine Territorien, und die Schrecken aller Kriege durchzittern das arme Land.

Der Hegau ist die historisch wichtigste Landschaft Oberbadens.
Das gibt Hoffnung auf einen Aufstieg in der Zukunft.

Je mehr durch Niederlegung der Grenzen heute die natürlichen Verhältnisse wieder in ihre Rechte gesetzt werden, um so mehr besteht die Aussicht, daß der Hegau aus seinem Dornröschenschlaf erwacht und eine neue Blütezeit beginnt. Mag auch der heutige Aufschwung der Stadt Singen zum Teil durch äußere Verhältnisse (Zollgrenze, Nähe der Schweiz) hervorgerufen sein, letzten Endes setzt er voraus, daß Verkehrsmöglichkeiten und Arbeitskräfte reichlich vorhanden waren. Die Natur hat den Hegau begünstigt; auf ihr beruht seine vorgeschichtliche und frühmittelalterliche Glanzzeit; wer sie nützt, hat die Zukunft.

Mägdeberg

Du schreitest durchs zerfallene Tor
In sommerstille Einsamkeiten,
Wo aus dem Mauerkranz hervor
In Fenstern stehn die lichten Weiten.

Der grüne Rasen dämpft den Schritt
Und führt dich zu der alten Linde;
In ihren Schatten sinkt dein Tritt
Und schweigt im Anhauch kühler Winde.

Ein Flüstern geht wie leises Wehn
Durch ihre dämmergrünen Wipfel,
Nur eine Amsel flötet süß
Im Sommertraum der hohen Gipfel.

Ein Steinchen klirrt vom Mauerwerk,
Aus dem sich grüne Büsche neigen:
Es ruht der sonnenmüde Berg
In hochgebenedeitem Schweigen.

Da läßt sich aus dem Lindenlaub
Ein Trauermantel samten gleiten:
Er trägt wie dunklen Blütenstaub
Die Seele dieser Einsamkeiten.

Paul Sättele

Digitized by Google

Frühmittelalterliche Töpferkunst in Konstanz[1]

Mit 11 Zeichnungen von Alfons Beck, Konstanz

Versuch einer Chronologie

Für die Erfassung der Kulturentwicklung der römischen Kolonisation in Baden sind, wie auf allen Gebieten der Ur- und Frühgeschichte, die Tongefäße, bzw. deren Bruchstücke von großer Bedeutung. Sie sind für Baden ziemlich erforscht, man kennt die südfranzösischen Fabriken und die im Elsaß, siehe die Terra-Sigillata-Funde von Baden-Baden, vom Kaiserstuhl (Riegel), von Konstanz, letztere im Rosgartenmuseum. Die Profile dieser Gefäße, wie sie etwa Prof. Dr. O. Fritsch in seiner Abhandlung über die Baden-Badener Funde herausgestellt hat, sind von einer künstlerischen Beschwingtheit, einer reichen Erfindungsgabe, wie sie nur Hochkulturen hervorbringen konnten. Daß den prähistorischen Gefäßen der Pfahlbauzeit, der Hallstatt- und La-Tène-Zeit ebenfalls Formschönheit zuerkannt werden muß, sei der Vollständigkeit halber erwähnt. Die Zweckform ist auch hier zugleich der Schönheitstyp.

Weniger bekannt als das prähistorische und historisch-römische Scherbengut ist die Tonware des frühen Mittelalters. Im Rosgartenmuseum ist ein Schrank mit mittelalterlichen Gefäßen, hiervon enthalten jedoch nur einige Glasbehälter Scherben aus früher Zeit. Vermengt mit dem römischen Scherbengut von St. Johann (Konstanz) sind einige Stücke mittelalterlicher Ware. Die ältesten Stücke, die meinen Konstanzer Funden verblüffend ähnlich sind, stammen von dem Ringwall Raduhn bei Schwedt an der Oder (zur Zeit noch wegen Platzmangel untergebracht im prähistorischen Saal). Ich kam freilich voraussetzungslos an die Materie heran, erst durch die Scherbenfunde aufmerksam gemacht, suchte ich Vergleichsmaterial im Rosgartenmuseum, das mir Konservator Dr. Leiner gütigst zur Durchsicht zur Verfügung stellte.

Der Boden der mittelalterlichen Stadt muß voll sein von diesem Scherbengut, man muß nur das Glück haben, die entsprechende Fundschicht anzuschneiden. Die wichtigsten Fundstellen, die in den letzten Jahren durch Grabungen des Bezirksamtes und der Telegraphendirektion freigelegt wurden, waren am Stephansplatz (Kabelbrunnen am Heckerbalkon), Schulhof am Stephansplatz, Kreuzung Neugasse-Rosgartenstraße (bei der Dreifaltigkeitskirche), und außerdem spätmittelalterliches Gut beim Bruderturm und beim Schnetztor.

Zusammenfassend kann man sagen, — wenn man diese Profanware mit dem Terra-Sigillata-Gut überhaupt vergleichen darf —, daß die frühalterliche Keramik gegenüber der vorausgegangenen, aber nicht bodenständigen, ästhetisch und stilistisch verfeinerten Ware der Römerzeit primitiv erscheint, doch gibt auch das vielfach variierte Wellenornament dem Töpfer dieser Zeit Gelegenheit, seinen Erfindergeist und seinen Schönheitssinn walten zulassen. Auch das Profil, insbesondere das der Randstücke, zeigt großen Reichtum von Spielarten derselben Form, es verfeinert sich immer mehr bis zur Gotik, die sich der Differenzierung der römischen Form wieder nähert.

Digitized by Google

Wenn man eine Entwicklungslinie annehmen will (insofern diese nicht da und dort abgebrochen ist), so führt diese am ehesten von der La-Tène-Zeit in die Zeit der alemannischen und fränkischen Landnahme (Schuhmacher, Siedlungs- und Kulturgeschichte der Rheinlande). In dieser Arbeit fand ich Formen belegt, die als Überleitung zu frühmittelalterlichen Gefäßtypen erklärt werden könnten. Es sind darunter, aus Gräberinventar, verballhornte römische Formen in teilweise größerer Reichhaltigkeit der Profilgattung als bei der mittelalterlichen Ware. (Fundstätten aus der Wetterau, Salem, Neuenheim, Herthen bei Augst, Rheinhessen, bei Bonn, vom 4. bis 6. Jahrhundert n. Chr.). Dann wäre in chronologischer Folge die merowingisch-karolingische Töpferware heranzuziehen, auch sie ist, wie mir von fachmännischer Seite versichert wurde, in den Konstanzer Formen wiederzuerkennen. Am wichtigsten für die Beurteilung der Konstanzer Keramik ab 1000 n. Chr. ist die Parallele mit der slawischen Keramik, die seit dem Einrücken der Slawen (vom 6. Jahrhundert ab) in die verlassenen Gebiete Ostdeutschlands nachgewiesen ist durch Burgwallfunde; ihr Ende ist auf ungefähr 1150 anzusetzen, der Zeit der Zerstörung der slawischen Burgen durch die wiedereinsetzende germanische Kolonisationswelle. (Siehe „Slawische Keramik", von Dr. Christoph Albrecht, Mannus-Bibliothek Nr. 33.)

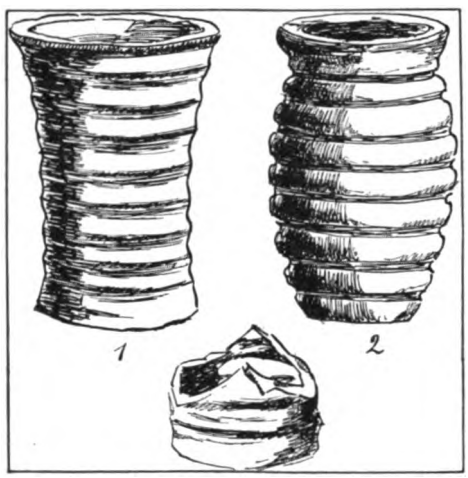
Slawische Keramik in Beziehung zur Konstanzer Keramik

Die Slawische Töpferware ist im Anfang von Hand, ohne Drehscheibe gebildet, zeigt einfachstes Profil (von 600—1000), meist sackartige Gefäßform, also senkrecht ansteigende Außenwand (wie gewisse Typen aus dem steinzeitlichen Pfahlbau). Verzierungen fehlen oder sind spärlich. Ab 1000 n. Chr. wird der Oberteil auf der Drehscheibe geformt, das Profil ist gegliedert, das Gefäß bekommt einen Bauchknick und nach außen gebogenen Rand, eine Form, der wir häufig im Konstanzer Boden begegnen. Als Verzierung treten Rillen, Stempelmuster (Quadrate und Kreuze wie auf karolingischen Gefäßen), Band- und Flechtmuster, Wellenornament auf. Die Welle steil, langgezogen, kann einfach oder mehrlinig sein, in letzterem Fall wird sie mit mehrzinkigem Gerät (Kamm) in den weichen Ton eingekratzt. Die Welle ist in vielen Variationen auf dem Konstanzer Fundgut bezeugt. Ab 11. Jahrhundert wird der Rand stärker profiliert, der Brand der Töpferware ist besser, als Verzierung treten Gurtfurchen, bohnenförmige Einstiche und Rädchenornament auf. Der Topfboden zeigt des öfteren ein Rad mit 4 Speichen oder das Kreuzeszeichen (Fundstücke von der Neugasse und vom Stephansplatz). Es bildet sich dann ein Übergangsstil ab 13. Jahrhundert zur mittelalterlichen Keramik, der besseren, klingend-harten Brand des Materials aufweist, oft S-förmig, gebogenen, lippenartigen Rand zeigt, später aber in Entwicklung zur Gotik, einen geraden, fast senkrechten Rand benützt, der den typischen, gotischen Dornfortsatz nach unten trägt. Wellenornament, Gurtfurchen und Rädchenmuster sind nach wie vor in diesem Übergangsstil vertreten. Damit kommen wir in die Zeit der Gotik, die ich auch die Zeit der „schlanken Linie" (Dome, Plastik, Gefäße) nennen möchte, eine Zeit, formal-parallel unserm Empfinden. Auch die Gefäße werden langgestreckt, oval, das Randprofil wird differenzierter, es treten die Doppelhöcker auf, und damit nähert sich die Keramik in der Gliederung des Profils der allerdings noch reicher variablen Terra-Sigillata wieder. Mit dem Anfang des 14. Jahrhunderts tritt die Glasur, zunächst auf der Innenseite der Gefäße auf (gelbe, rötliche, grüne Glasur), die in der romanischen Zeit fehlt. Der Konstanzer Boden birgt Ware mit Glasur, die in der Form noch mit der vorausgehenden Epoche vollständig übereinstimmte.

Digitized by Google

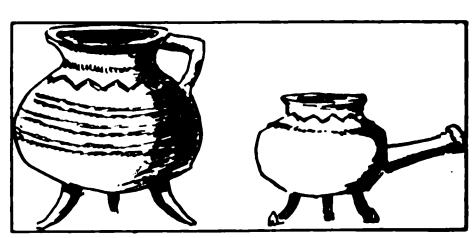
Formenreichtum

Wir haben, nach Form und Zweck gegliedert, zunächst Becher-,[2] Topfkacheln (für die Kachelöfen gebraucht), das am reichsten vertretene rote Scherbengut. Dann Kochtöpfe ohne und mit Henkel, Grapen, das sind: Kochtöpfe mit 3 Füßen, Krüge (Ölkrüge), Teller, Untersätze, Schüsseln (Suppen-, Milchschüsseln). Die Becherkacheln, hielt ich, ich gestehe es offen, zunächst für Trinkbecher, wenn mir auch das Gerät in seiner rauhen Oberfläche zu primitiv erschien. Die Brandspuren im Innern, sowie Spuren von Hafnerlehm auf der Außenseite belehrten mich bald eines besseren. Diese Becherform ist stets durch starkgewellte Außenwand (die Ringe laufen parallel dem Rand) erkenntlich. Die Außenwand steigt geradlinig schräg in die Höhe, weniger häufig fand sich die gebauchte Form (Bild 1). Den geradlinigen Bechertyp fand ich in rotem und schwarzem Ton auch auf der Oberfläche des Hollwanger Ringwalls (bei Überlingen), der damit in seinem oberen Teil als mittelalterlich festgelegt ist. Becher- und Topfkacheln werden gleichzeitig verwendet. Später erhält die Topfkachel Glasur auf der Vorsatzplatte; im Rosgartenmuseum ist ein Becher (als Gesichtsbecher bezeichnet), der auf der Vorderseite einen Kopf in Relief trägt. Die Becherkachelscherben sind so häufig, daß sich die Mühe des Auflesens kaum lohnt[3].



1. Becherkacheln, zwei Formen darunter Bruchstück der Form 1

Die Kochtöpfe haben als Grundform den bombenartigen Topf, dessen einfach umgebogener Rand später lippenartig wird, ein Profil, das sehr reichhaltige Abwandlungen annimmt. Ein Halsansatz nach oben, Aufnahme des Henkels (meist am Lippenrand) ergibt die Krugform, außerdem wird noch der Krugboden durch eine Hohlkehle profiliert. Im 13. und 14. Jahrhundert entsteht aus dem bombenförmigen Kochtopf die Grape (von greifen, weil teilweise mit Griff), die sich als Leimpfanne bis in unser Jahrhundert hinübergerettet hat. Die Grape ist eines der gebräuchlichsten Kochgeräte des reichen Haushalts, später des armen Mannes (Bild 2). Die Entstehung dieser Form ist so erklärbar. Aus dem kugelförmigen Bombentopf werden zunächst zur Erhöhung der Standfestigkeit 3 kleine Dellen herausgedrückt, dann werden spitzkolbige, kleine Füßchen angesetzt, bis schließlich hornartige Füße entstehen in reicher Variation, die der Konstanzer Boden in großer Zahl bei Grabungen wieder herauswirft; auch auf Äckern und Gärten der Umgebung habe ich eine Menge solcher Füße aufgelesen. Manche Stücke darunter, vor allem die mit Glasur, gehören späteren Jahrhunderten an.



2. Zwei verschiedene Grapenformen (Kochtöpfe mit 3 Füßen)

Die Ölkrüge, große, bauchige Gefäße aus rotem Ton mit Ausgußröhre und Henkel, sind eine Abart der Krugform (besonders häufig in der Neugasse). Milch- oder Suppenschüsseln, mit sehr starker Wandung,

Digitized by Google

und im Viertelkreis ansteigender Bauchlinie, zeigen Gliederung durch parallele, wohl mit dem Daumen gezogene Furchung, ähnlich wie die Topfkacheln.

Schüsselchen und Untersätze haben ähnliches Profil, Formen, die bereits im steinzeitlichen Pfahlbau vorkommen.

Fundbericht

I. Stephansplatz, Kabelbrunnen

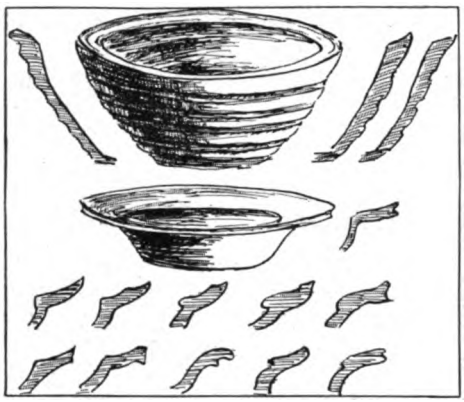
Im Juni 1928 war bei Arbeiten der Telegraphendirektion Konstanz ein Schacht im Quadrat von etwa 2½ m Seitenlänge für einen Kabelbrunnen bis 2½ m Tiefe hinab ausgehoben worden. Diese Stelle (beim Heckerbalkon) muß früher einem Friedhof angehört haben; in 78 cm und 120 cm Tiefe zeigte sich eine Bestattung, ebenso eine dritte in 2 m Tiefe. Bei 1,70 m trat eine deutlich erkennbare, wagrecht verlaufende Brandschicht von 3—10 cm Mächtigkeit auf. Es folgte darunter 15 cm Lettenton, Sand, darunter verlief eine zweite Brandschicht von 5 cm, in der auch die dritte Bestattung lag. Dann erst folgte der gewachsene Boden mit dem in Konstanz üblichen Bänderton. Die obere und untere Brandschicht enthielt neben Tierknochen und Eberzähnen schwarze (graue) und rote Scherben, die ich dem Urgeschichtlichen Institut der Universität Freiburg vorlegte. Dr. Kraft bestimmte die grauen Scherben als romanisch, die roten mit dem senkrecht abgestrichenen Rand als dem Jahr 1300 zufallend.

Die schwarzen Scherben gehörten Kochtöpfen an, darunter ein sehr großer, der größte, den ich je feststellen konnte, mit einer Mundweite von 20 cm, vermutlicher Höhe (nach Konstruktion) 25 cm, als Ornament ein Wellenband von 3 cm Höhe, direkt unter dem Hals verlaufend[4]. Ein anderer Topf hatte einen entsprechenden Durchmesser von 12 cm, vermutliche Höhe von 16 cm. Ein Bauchstück, das zu diesem kleineren Kochtopf gehörte, zeigte als Schmuck 5 Gurtfurchen im Abstand von je 1 cm. Kochtöpfe dieser Art sind heute noch bei den Kabylen in Gebrauch (Bild 9 Nr. 14 zeigt einen solchen Topf aus Marokko). Die roten Scherben, vom Stephansplatz, die zeitlich später anzusetzen sind, gehörten bauchigen Becherkacheln an, nach dem Durchmesser der Öffnung (5 cm) wie nach den parallelen Gurtfurchen zu schließen. Von zwei Fragmenten einer Milchschale hatte eines nach innen umgebogenen, abgerundeten Rand, bei dem zweiten Stück war der Rand nach außen gelappt und oben wagrecht abgestrichen (Bild 10 K). Merkwürdigerweise fand sich in der Fundschicht auch ein Feuerstein, den ich zunächst für einen Schmuckstein hielt, er erwies sich aber in der Folge als typischer Rundschaber des Mesolithikums, mit Retouchen auf einer Seite. Es ist rätselhaft, wie dieser Rundschaber in die mittelalterliche Fundschicht gekommen ist. Möglich wäre, daß ihn Mönche des nahen Franziskanerklosters irgendwo aufgelesen hatten, und daß er mit Brandschutt wieder verloren ging.

Neugasse

Durch diese Funde in das Gebiet eingeführt, schenkte ich den Ausschachtungsarbeiten im Innern der Stadt erhöhte Aufmerksamkeit. Bei der im April 1929 erfolgten Kanalisation der Neugasse, bei der man bis zu 4 m Tiefe herabging, kamen abermals eine Menge mittelalterlicher Tonscherben zutage, die freilich zunächst durch den erdfarbenen Schlammüberzug kaum von der Umgebung zu unterscheiden waren. Erst nach sorgfältiger Waschung konnte man feststellen, ob man es mit den häufigen Becherkacheln, mit schwarzer oder roter Tonware zu tun hatte. Ganze Ofenkacheln fanden sich nie, stets nur Splitter, Rand- oder Bodenteile, letztere glichen dem Bodenstück einer explodierten Granate. Boden-

Digitized by Google



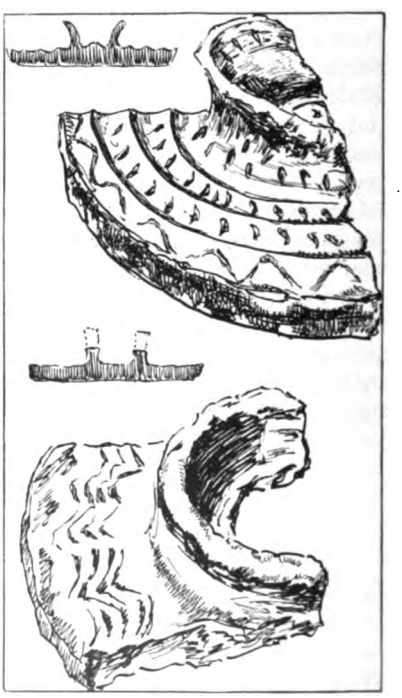
3. Oben: **Dickwandige Schüsseln, verschiedene Profile**
Unten: **Schalen** (große Teller)

durchmesser 6½ cm, Höhe des Bechers 12 cm. Im Ausmaß der Topfkacheln zeigt sich ziemlich Übereinstimmung, nur die Rillen waren verschieden, teils rund und plump, teils scharfkantig, was sich sicher durch die formende Hand des Töpfers erklären läßt. Gegen den Rand zu war der Becher oft ausladend.

Weiteres rotes Scherbengut, Schüsseln, Teller und Lampen

In 1,70 m Tiefe, direkt östlich des Brunnenschachtes der Kanalisation bei der Dreifaltigkeitskirche, fand sich ferner ein rotes, dickwandiges Scherbengut, in ungestörter Schichtlagerung. Die Scherben gehörten zu Milch-, Suppen- oder Teigschüsseln, dem oberen Durchmesser von 38—50 cm entsprechend. Wandstärke 1½ cm, nach unten abnehmend, Höhe der Schüssel nach Konstruktion 16 cm (Bild 3). Diese Fundschicht ist nicht ausgebeutet, nur einen Teil konnte ich bergen, da die Grabarbeiten keinen Aufschub duldeten. Profil der Schale ein Viertelkreis, als Verzierung auf der Außenseite breite Wulste in regelmäßigem Abstand von 1 cm. Eine andere Art, die sich mehr in der Neugasse fand, zeigte große Tellerform, mit sehr verschieden gestaltetem geschweiftem Randprofil, beinahe in Rechteckform. Bei einer Schale war ein breiter Wellenkamm auf dem Innenrand (Bild 9 Nr. 7), bei einer ähnlichen ein Wellenkamm mit scharfem Knick unterhalb des Tellerrandes (Bild 9 Nr. 6). Mit ähnlichen Schalen am Stephansplatz fand ich 12 verschiedene Abarten derselben Form (Bild 3).

Merkwürdige kreisrunde Scheiben von großer Dicke (1,5 cm), Durchmesser 16 cm, mit einem Becher in der Mitte von 8 cm, warf die Neugasse ferner heraus. Den 3 cm hohen Becher erklärte ich mir als Handhabe, das Ganze mußte ein Deckel sein für ein Gefäß, doch wurden mir von fachmännischer Seite die Stücke als romanische Öllampen gedeutet[5]. Die eine Scheibe hatte vierzinkiges Wellenmuster, die andere konzentrische Furchen und bohnenförmige Einstiche, außerdem am Rand noch einen plumpen Wellenzug (Bild 4). Eine Tassenform mit leicht gebogenem, senkrechtem Rand war ebenfalls vertreten, aus hartem, gut verarbeiteten roten Ton; merkwürdig waren die Einstiche, die mit einem vierzinkigen Gerät gefertigt waren und unterhalb des Gefäßrandes in einer Breite von 1,2 cm rings um das Gefäß verliefen.



4. **Kreisrunde Scheiben mit Griff, als Ornament Einstich und Welle (Lampen)**

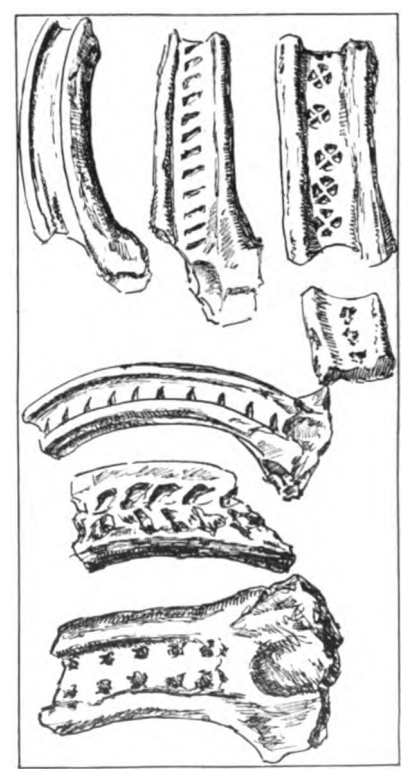
Digitized by Google

Fundschichten der Neugasse

Der Schachtbrunnen bei der Dreifaltigkeitskirche war bis auf 4 m Tiefe hinabgetrieben worden. Noch in dieser Lage fanden sich schwarze Scherben, die jedoch keiner früheren Zeit angehörten, untermengt mit vielen Tierknochen und Gehörn. Die Menge der Knochenreste ist wohl aus der Nähe des Schlachthauses zu erklären, das hier vor dem Mordertor lag[6]. Die mittelalterliche Stadtmauer wurde bei der Anlage des Kanalisationsgrabens freigelegt, östlich vom Brunnenschacht, in dem engen Augustinergäßchen. Möglich wäre aber auch, daß hier, am Brunnenschacht, eine Abfallgrube des Augustinerklosters angeschnitten wurde, denn daß das ganze Gelände 4 m tiefer lag im frühen Mittelalter, ist kaum anzunehmen. Die Beobachtung der Fundschichten in die Neugasse hinein war schwierig, zwar steckten die meisten Scherben in einer durchschnittlichen Tiefe von 1½ m, aber die Lagerung war, wohl durch frühere Grabungsarbeiten, vielfach gestört. Viele Scherben las ich oben auf den Schutthaufen ab, und so mögen immerhin auch neuere Stücke zu den älteren hinzugekommen sein. Je weiter man in die Neugasse vorstieß, von der Rosgartenstraße aus, desto mehr war eine Abnahme der Fundschicht zu erkennen, schließlich fand sich nur noch späte, glasierte Ware. Das schwarze Scherbenmaterial sei hier übergangen, da es keine neue Erkenntnisse lieferte, es soll dann zusammen mit dem Material vom Schulhof Stephansplatz überprüft werden. Teilweise ging ich dem Abraum nach bis auf den städtischen Auffüllplatz und konnte noch einige schöne schwarze Stücke retten.

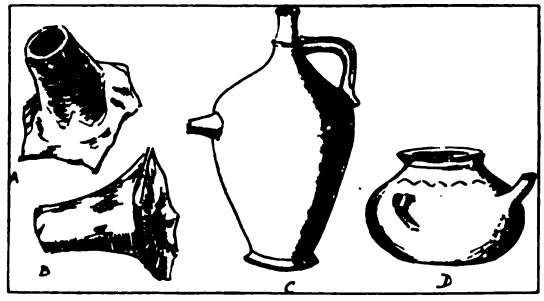
Henkel und Ausgüsse

Das rote Scherbengut war prozentual weit geringer als das schwarze Material. Es gehörte wohl durchweg zu bauchigen Krügen, war meist dünnwandig, doch war auch sehr dickwandiges Gut darunter. Sicher gehörten die Scherben Öl- oder Wasserkrügen an. Auffallend waren die äußerst starken Henkel, die verschiedene Verzierungsarten aufwiesen (Bild 5). Zwei Arten von Henkel stelle ich heraus, solche mit bohnenförmigem Querschnitt und mit kreisförmigem. Am häufigsten war der aus der Rechtecksform abgewandelte Querschnitt, der bohnenförmige. In der Längsrichtung des Henkels zieht eine Riefe in Daumenbreite. Diese Längsfurche ist bei der Hälfte der Henkelfunde unverziert, bei einigen sind zentimeterbreite Einstiche mit einem Spachtel oder Holz, die wie Sprossen einer Leiter ansteigen. Ein anderes rohes Stück zeigt plumpe, dreieckige Einstiche. Ein Henkel bringt ein Flechtbandmuster mit einem Grat in der Mitte, ein anderer ein Kreuzmuster, das mit einem Stempel eingedrückt wurde, und das an karolingische Vorbilder erinnert. Am unteren Henkelansatz ist meist eine Delle als Verzierung, durch Daumendruck hergestellt. Einen ähnlichen Henkel, mit rechteckigen Einstichen



5. Henkelformen mit Stempelmustern, zu roten Krügen gehörend

Digitized by Google



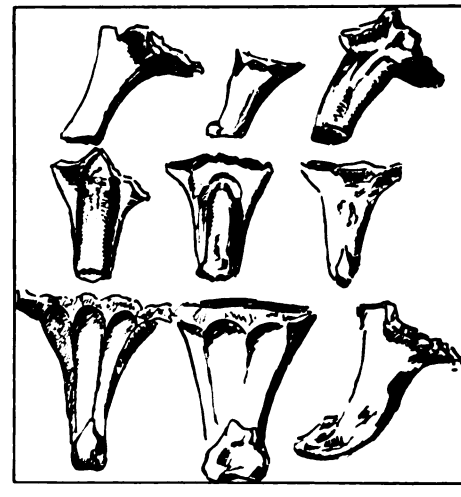
6. Ausgußröhren. A von vorn, B von rückwärts, C Krug mit Ausguß, D Topf mit Ausguß

verziert, erkannte ich in einem Aquamanile aus rotem Ton wieder, das im Rosgartenmuseum liegt. (Gefunden 1889, Fundament Reichspostgebäude.) Fragmente von Aquamanilen fanden sich auch in der Neugasse. Allerdings haben die in der Neugasse geborgenen Henkel durchweg einen kleineren Radius, während das Aquamanile einen langgespannten Traghenkel braucht. Die Henkel könnten daher doch zu Ölkrügen gehören, worauf auch die am gleichen Ort geborgenen Ausgüsse in rotem und grauem (schwarzem) Ton deuten. Die Ausgußröhren sind vom Töpfer nachträglich an den Bauch des Gefäßes angesetzt, wie die Faltlappen im Innern der Röhre erkennen lassen (Bild 6). Länge des Ausgußansatzes 3 cm, Rohrweite 1½ cm.

Füße

Die sehr häufigen Füße gehören schwarzen und roten Gefäßen an, später auch glasierter Ware. Plumpe Füße von 5 cm Länge und 3 cm Durchmesser sind nicht selten, sie waren in diesem Ausmaße notwendig für größere Kochtöpfe. Konrad Strauß erklärt in seinen Studien zur mittelalterlichen Keramik, Mannus-Bibliothek 30, die Grape (Kochtopf mit 3 Füßen) aus Zweckmäßigkeitsgründen. Im Reisigfeuer, auf offenem Herde, wie man ihn in der Schwarzwaldküche heute noch antrifft, hat ein Topf mit Füßen erhöhte Standfertigkeit. Er kann direkt, ohne Aufhängungsvorrichtung, in das Feuer gestellt werden. Fundorte der Grapenfüße sind Dreifaltigkeitskirche, Neugasse; doch seien zur Ableitung der Form auch die Ergebnisse vom Stephansplatz, Bruderturm, Schnetztor, Brauneggerstraße, von Gärten in der Umgebung mit herangezogen (Bild 7). Die Füße sind als solche von Henkelstücken durch die Abplattung am Bodenende zu unterscheiden. Früh wird aus Schönheitsgründen der Fuß profiliert (Angleichung an den Tierfuß), er bekommt eine Art Kralle vorgesetzt, dann eine umgeschlagene Spitze, oder der Fuß wird auf die doppelte Länge gestreckt, in der Mitte umgeschlagen und der halbe Lappen dann auf den andern gelegt. Die spätmittelalterlichen Formen mit Glasur, die der Vollständigkeit wegen erwähnt seien, zeigen ebenfalls noch umgeschlagene Ränder mit Spitze als Verzierung, ferner Eindrücke, die eine Art Palmblattmuster ergeben.

Neben der früheren, dazugehörigen Form des kugelförmigen Kochtopfes zeigt das Mittelalter auch Pfannen (mit grüner Glasur) die meist wagrechten Boden besitzen, also etwa der Leimpfanne auf 3 Füßen entsprechend.

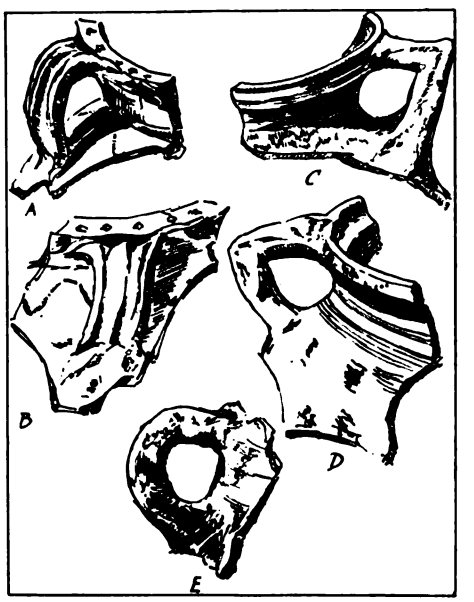


7. Fußformen von Kochtöpfen und Pfannen (Grapen) die unterste Reihe mit Glasur

Digitized by Google

Stephansplatz, Schulhof

Im Juli und August 1929 wurde der Stephansplatz bei Kanalisationsarbeiten durch einen Graben bis 4 m Tiefe in der Diagonale durchschnitten. Auch die westliche Hauswand des Volksschulgebäudes wurde bis 4 m Tiefe unterminiert, hier fand sich auf der Grabensohle viel grüne Glasurware, darunter auch ein grünes Tintengeschirr. Doch diese Ware der Renaissance soll uns hier nicht interessieren, wichtiger sind die Funde schwarzer Erde auf dem Stephansplatz, durchweg in einer Tiefe von 1—20 m bis zum gewachsenen Boden (Diluviallehm in einer Tiefe von 2,20 m). Ob der ganze Stephansschulhof von solchem Auffüllmaterial bedeckt ist? Fast möchte man es annehmen. Dieser Platz muß nach der Auffüllung mit Schutt und Abfall, die im 12. oder 13. Jahrhundert erfolgt sein könnte, längere Zeit als Wiese oder Gartenland gedient haben; darauf deutet die gut durchgearbeitete Humuserde, in der die Scherben teilweise liegen. In wochenlanger Sucharbeit, von den Arbeitern unterstützt, konnte ich die meisten Typen belegt finden, doch fanden sich auch neue Randprofile. Rotes Material war seltener, dagegen irdene Teller (Milchschalen), wie sie die Neugasse erbrachte, in ganz neuen Variationen. Auch einige dickwandige Schüsseln, Teig- oder Suppenschüsseln traten wieder auf, in bekannter Form. Rote Henkel fanden sich nur wenig. Kochtöpfe mit Henkel, rote Ware war vorhanden (Bild 8 c, d, e); ein sehr schönes Stück mit Henkel, Einstichen auf dem Gefäßrand und Wellenornament hatte ganz seltenen, hellgelben, harten Brand (Bild 8 a und b).



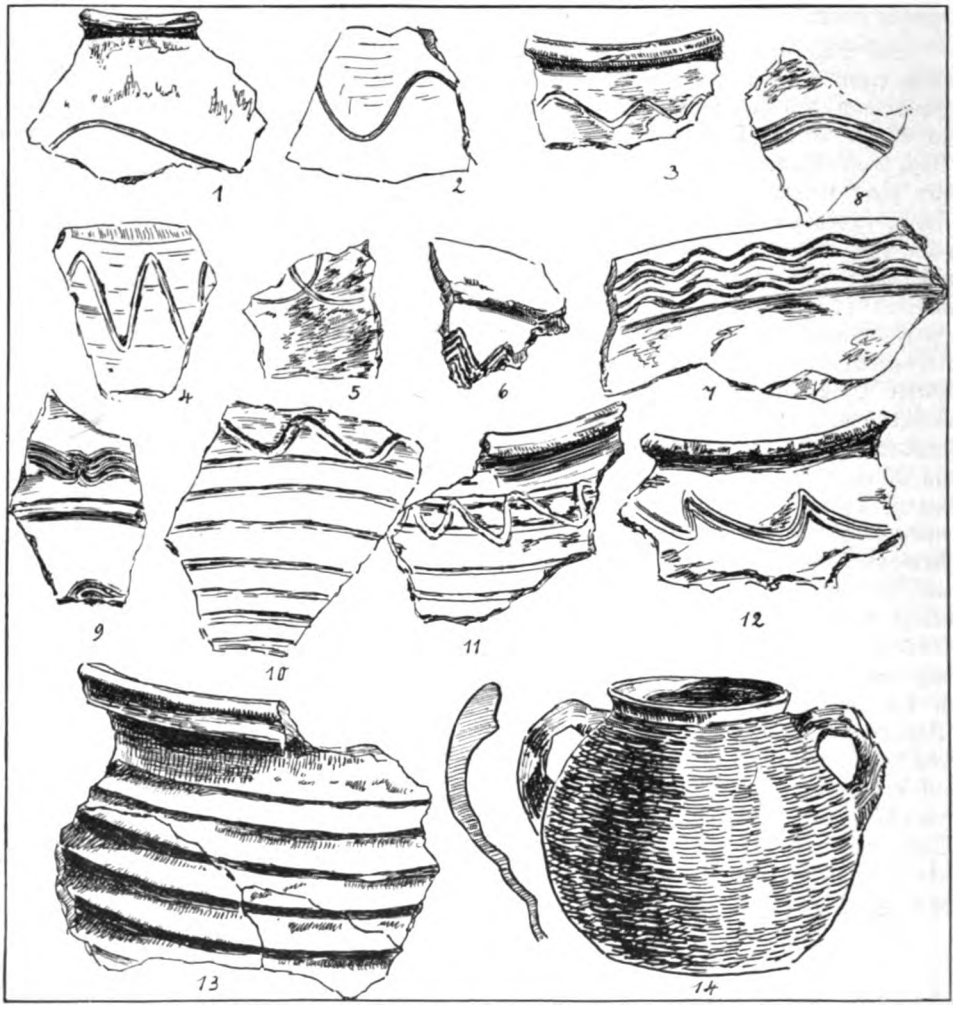
8. Henkelansatz, zugleich verschiedene Formen des Kochtopfes zeigend. A Seitenansicht, hellgelber Brand, B Vorderansicht derselben Form, C, D, E rote Ware

Das Wellenornament

Viele Bruchstücke des grauen Tons mußte man freilich auflesen, um ab und zu durch ein schönes Wellenornament belohnt zu werden. So schlicht diese Verzierungsart ist — in gewissem Sinn lehnt sie sich an die Technik der parallelen Linien in der jungsteinzeitlichen Keramik an —, so groß ist die Gestaltungskraft des künstlerischen Handwerkers, der in so einfachem Rahmen so viel Abwechslung erzielte. Das Ornament wird freilich nicht durch Farbe (Knochenmehl) hervorgehoben, wie bei der steinzeitlichen Töpferkunst, es wirkt nur durch Breite der Linienführung, hebt sich aber sonst kaum von dem umgebenden Ton ab. Auch in der Renaissance haben wir ein solches, in den Ton eingekratztes Ornament, insbesondere bei Tellern; dieses Muster tritt aber durch die umgebende Glasur stärker hervor. Es muß eine asketische, allem Lebensgenuß und allem Glanz ferne Zeit gewesen sein, die sich in dieser Profanware der mittelalterlichen Küche kundgibt.

Die Welle (Bild 9) wird hauptsächlich in einer Linie geführt. Sie ist je nach der Größe der Töpfe langgeschweift, ausladend, von Wellenberg zu Wellenberg bei einem

Digitized by Google



9. Wellenornament und Gurtfurche. 1—3 schwarze Ware, 4 hellgelber, harter Brand (Abb. 8 A und B), 5 kreuzende Wellen, schwarz, 6, 7, 8, 9, 12 mehrfache Wellenlinie, 10, 11 Welle mit Gurtfurchen, 13 Gurtfurchen mit Profil (spät), schwarze Ware, 14 Kochtopf aus Marokko (Jetztzeit), ähnliche Form wie im Mittelalter

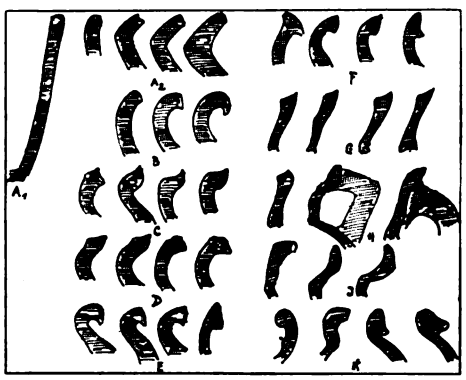
Beispiel (Nr. 1) 14 cm, bei einer Wellenhöhe von 3 cm. Entsprechende Zahlen für eine mehr zusammengedrängte Welle sind: 5 cm Abstand von Wellenberg zu Berg, Höhe der Welle 3 cm (Nr. 2). Das kleinste Wellenband, das sich fand, hat 1 cm Höhe und 2 cm (Nr. 3) Abstand von Berg zu Berg. Die Form der Welle ist entweder symmetrisch, Berg und Tal sind schön abgerundet, öfters steigt der eine Ast steil an, der andere ist weniger geneigt (Nr. 10, 11). Dadurch erhalten wir schließlich die spitze Welle mit scharfem Knick, die fast Schreibübungen unserer Schulanfänger gleichkommt (Nr. 4). Auch ein System von zwei sich kreuzenden Wellenlinien wendet der Töpfer an (Nr. 5). Weit seltener — wohl älter — ist die mit einem Kamm eingeritzte, mehrfache Wellenlinie, die wir auf den Öllampen, den irdenen Tellern der Neugasse fanden, und auf einem beson-

Digitized by Google

ders kunstvollen Stück, wobei die mehrfache Wellenlinie mitten im Lauf abgesetzt ist (Nr. 9). Neben der Welle tritt als schmückendes Element die Gurtfurche auf, manchmal läuft die Welle über oder unter dem System der Gurtfurchen, bei einem Scherben ist die Welle nachträglich über die Gurtfurche gezogen (Nr. 11). Stets verrät die Welle einen gewissen Schwung der Ausführung.

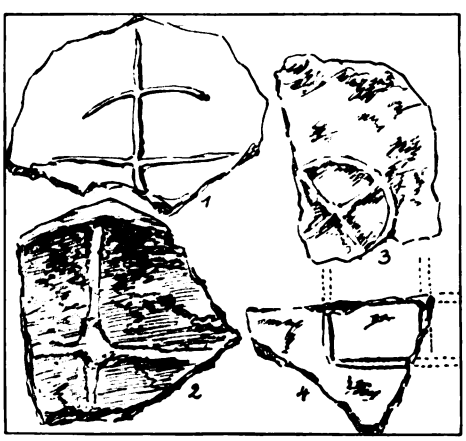
Randprofil der schwarzen Ware

Eine Messung der Randstücke ergab, daß als häufigste Form ein Kochtopf mit einer Mundöffnung von 12 cm vorhanden ist, doch sind 8 cm, 16—19 cm auch gebräuchliche Maße. Die Randprofile, von denen ich ungefähr 70 Stück untersuchte, ergaben etwa 10 deutlich erkennbare Formen, die eine typologische Entwicklung aufweisen (Bild 10). Die ganz frühe, primitive Form des geraden Abstrichs, die in der slawischen Keramik vorkommt, ist nirgends vertreten, eine Tasse mit schräg ansteigender, fast gerader Seitenwand darf nicht hierzu gerechnet werden (Bild 10, A 1). Eine leichte Ausbuchtung ist auch in der frühsten Form vorhanden. Dann wird der Halsknick deutlicher, Innen- und Außenwand laufen gleichdick parallel. Manchmal ergibt sich am Knick eine Verdichtung (Bild 10, A 2), wohl der größeren Haltbarkeit halber, doch herrscht die parallele Form vor. Dann zeigen sich Ansätze, den äußersten Rand nach unten umzuschlagen, er erhält eine elegante Abrundung dabei (B). Das Profil wird reicher, erhält Ecken, wird auf der Töpferscheibe wagrecht, senkrecht oder schräg abgestrichen (C und D). Zuletzt erhält der Rand eine Spitze nach unten, wir nähern uns dem gotischen Dornfortsatz der späteren Tonware (D, E und F). Das Profil wird nun immer beschwingter (G), wir haben Topfränder mit einer Hohlkehle auch innen, mit Henkelansatz am Topfrand (H), noch spätere Stücke zeigen dasselbe Profil mit grüner Glasur (J).



10. Profile von Randstücken: Reihe A—F. Kochtöpfe schwarzen Materials. A 1 Tassenform. G rotes Material, H schwarzes Material, J dünne schwarze Ware mit Glasur (spät), K 1 und 2 graue Ware (früh), 3 und 4 roter Ton

Um ein vollständiges Bild der Kochtöpfe zu erhalten, die mit und ohne Füße zu denken sind, sammelte ich die Bodenstücke besonders. Die Bodendurchmesser bewegen sich von 10 bis 18 cm, entsprechen also ungefähr der Mundweite. Am häufigsten sind auch hier die Töpfe mit 12 cm Bodenweite, der Befund deckt sich also mit den Maßen der Ausgußöffnung.



11. Bodenstücke mit Kreuz- und Radmuster
Das Rechteckmuster auf der Innenseite des Gefäßes

Bei genauerem Zusehen entdeckt man auf der Außenfläche der Topfböden Marken, meist in Kreuz- oder Radform, wie bei der slawischen Keramik. Diese Stücke sind jedoch selten, unter sehr vielen Bodenteilen konnte ich nur 5 Exemplare mit Zeichen finden. Bild 11 zeigt diese Muster. Figur 1, stark

Digitized by Google

verkleinert, weist auf der Außenfläche eines Topfes von 14 cm Bodendurchmesser das griechische Kreuz. Die quadratischen mittleren Kreuzbalken haben eine Länge von je 5 cm. Figur 2, ein quadratisches Kreuz von ebenfalls 5 cm Länge, Durchmesser des Topfbodens 10 cm. Der Stempel ist hier ebenfalls auf der Außenseite des Bodens. Figur 3, ein Rad mit Kreuz, Durchmesser 4 cm, Außenseite des Topfes. Figur 4. Ein Kreuz in Rechtecksform 2/3 cm, jedoch auf der Innenseite (Bruchteil) eines roten Gefäßes.

Als zufällige Beigaben vom Stephansplatz, die aber nicht zeitbestimmend sein brauchen, seien noch erwähnt: Ein mit einem Drillbohrer angebohrtes Stück Horn, zur Gewinnung von Scheiben für Rosenkränze, eine sehr kunstreich gearbeitete Schnalle aus Messing mit 2 Rosetten, frühestens Spätgotik, und ein Wallfahrtskreuz mit der Bischofsmütze und 4 Rosetten, die die Initialen S V[7] umrahmen, außerdem ein Gäbelchen aus Messing mit geflochtenem Stiel. Fundschicht ist unbekannt, es sind Zufallsfunde, aufgelesen von dem ausgeworfenen Schutt.

Eine genaue Datierung der einzelnen Typen- und Gefäßformen ist deshalb nicht möglich, weil die Fundschichten meist gestört waren, weil vor allem Münzbeigaben fehlten, die die Keramik datieren würden wie etwa den Liegnitzer Topffund des 13. Jahrhunderts. Auch muß man bedenken, daß selbst bei solch günstigliegenden Funden die zeitliche Festlegung immer eine relative ist, denn oft ist Geschirrware noch Jahrzehnte im Gebrauch, als längst andere Formen auf dem Markt aufgetaucht waren. Jedoch geht die Annahme wohl nicht fehl, daß keines der Bruchstücke vor dem 11. Jahrhundert anzusetzen ist, das meiste gehört dem 12. und 13. Jahrhundert an, doch hat sicher auch das 14. Jahrhundert, das die Glasur brachte, ältere Formen noch weiter benutzt, und besonders die Grapenfüße mögen bis ins späte Mittelalter weisen. Erst durch Vergleich mit andern badischen Funden wird eine genaue Einreihung möglich sein.

Im gesamten liegt hier ein Gebiet vor, das den Keramiker wie den Heimatfreund interessiert, weil es einen Formenreichtum unserer mittelalterlichen Kultur erschließt, den man in so profaner Ware nie erwartet hätte. Irrwege auf diesem Gebiete sind natürlich nicht ausgeschlossen, und erst die Zukunft wird die gesamte Erschließung der mittelalterlichen Keramik unserer Heimat ergeben.

---

[1] Da uns zur Zeit kein Material über mittelalterliche Keramik des Hegaus vorliegt, so bringen wir einen eben abgeschlossenen Beitrag aus dem entsprechenden Gebiet der benachbarten Stadt Konstanz. Er ergänzt in gewissem Sinn die Kulturgeschichte der Hegauburgen und Hegaustädte.

[2] So möchte ich die engen Formen nennen im Gegensatz zur breiten Topf- oder Schüsselkachel.

[3] Die Wandgemälde zur Kunkel-Konstanz (14. Jahrhundert) zeigen deutlich die Konstruktion des Kachelofens: In den Zwischenräumen, die die breiten Topfkacheln trennen, sind reihenweise enge Becherkacheln angebracht, die zur Versteifung und besseren Wärmeausnutzung dienen (etwa die Kacheln vom Konradihaus R. M.).

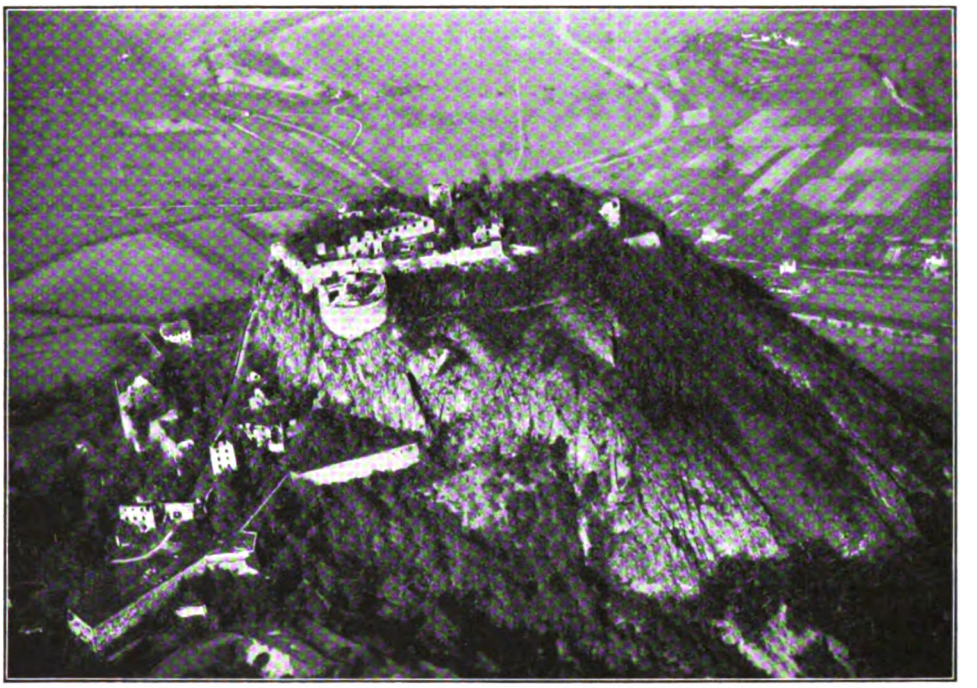
[4] Das Rosgarten-Museum hat unter den römischen Funden von St. Johann auch schwarze Deckel (mit Griff) von 16 bis 20 cm Durchmesser, die wohl zu solchen Kochtöpfen gehören.

[5] Unter den Funden von St. Johann ein ähnliches Stück im R. M., hier als „ornamentierter Fuß" bezeichnet.

[6] Diese Fundstelle ist auch belegt in Ludwig Leiner: „Die Entwicklung von Konstanz" Schriften des Vereins für Geschichte des Bodensees 1882 pag. 84.

[7] Sanctus Valentinus, Bischof von Terni (Italien), private Arbeit aus dem 16./17. Jahrhundert (nach Dr. Clauß).

Digitized by Google



Die Hohentwieler Burgruinen (vom Flugzeug)[1]. Mit Genehmigung des Luftverkehrs Strähle, Schorndorf

Von den Geschicken der größten Hegauburgen und ihrer ritterlichen Geschlechter

Von August Vogel, Weiterdingen

Unter all den spitzkegeligen und halbkugeligen Bergkuppen des Hegaus tritt in Form und Geschichte der Hohentwiel am stärksten hervor. Dieser massige, vierschrötige Riese entwickelte sich vom Träger eines römischen Kastells über die einfache und erweiterte Ritterburg zur weit und breit angesehenen, ob ihrer Uneinnehmbarkeit bestaunten und gefürchteten Festung. Daß die heftigsten Stürme der Geschichte ihre Wogen zu seinem Fuße wälzten und mancher Brandungsspritzer bis zu den Burg- und Festungszinnen hinaufleckte, ist begreiflich. Niemals aber beugte der trotzige, tapfere Riese sein Haupt. Gemeinem Verrate erst blieb es überlassen, die militärisch wertlos, zum Kulturdenkmal vergangener Festungsbaukunst gewordene Feste in einen formlosen Trümmerhaufen zu verwandeln.

Der Hohentwiel als Herzogsburg[2]

Buntbewegtes Leben pulsierte auf der Felsenglatze des Duello oder Twiels, als die Hegaufröner aus mühsam in verbissenem Grimme emporgeschafftem Baumaterial

[1] Den Bildteil besorgte die Schriftleitung.

[2] Vergleiche die grundlegende Arbeit von Franz Schnabel, „Die oberrheinischen Lande", eine geschichtliche Einführung, im Jahresheft Badische Heimat 1928 „Karlsruhe", S. 5—18.

Digitized by Google

die einfache Burganlage Pippins, eines Sohnes Karls des Großen, zum Wohnsitze der königlichen Kammerboten, der Grafen Erchanger und Berchtold, erweitern und ausbauen mußten. Frohes kriegerisches Treiben brachten die beiden mächtigen Kriegshelden auf des Berges luftige Höhe.

Ernste Tage drohten mit Kampf und Tod, als König Konrad als Rächer seiner tiefbeleidigten bischöflichen Gnaden Salomon von Konstanz im Jahre 914 am Fuße des Twiels erschien. Wohl trotzte dieser der königlichen Gewalt, mußte aber doch den Bischöflichen sein stark bewehrtes Tor öffnen, als Graf Erchanger durch unglücklichen Zufall in des Königs Gefangenschaft geriet. Das schnell einberufene alemannische Gaugericht unter des Königs Vorsitz entkleidete den unglücklichen Grafen seiner Würden und schickte ihn außer Landes in die Verbannung.

Burkhard, der Sohn eines Thurgauer Markgrafen, entriß dem Bischof die Feste der Kammerboten und verwüstete von hier aus allen bischöflichen Landbesitz. Schon 915 sah sich der so schwer um seine Anerkennung kämpfende König gezwungen, wieder vor den Twiel zu ziehen. Aber das Glück war ihm diesmal nicht so günstig. Der Thurgauer wußte sich hinter seinen festen Mauern so gut zu verteidigen, daß der gekrönte Reichsherr unverrichteter Sache abziehen mußte.

Jetzt kam der verbannte Graf Erchanger zurück, verband sich mit Burkhard und schlug die königlichen und bischöflichen Mannen nahe dem Bodensee bei dem Orte Wahlwies entscheidend. Allgemein als Herzog von Alemannien anerkannt, kehrte Erchanger auf den Twiel zurück. Seine fehlende Gewalt ersetzte der König nun durch eine sehr niedrige List. Er lud das gräfliche Bruderpaar und dessen Neffen Liutfried zur Synode nach dem schwäbischen Altheim. Im Vertrauen auf Gerechtigkeit und königlichen Edelsinn folgten die drei dem Rufe. Sie sollten Twiel und Hegau nicht mehr wiedersehen. Am 21. Januar 917 ließ der heimtückische König auf Betreiben seines Busenfreundes, des Bischofs Salomon von Konstanz, seinen beiden Schwägern Erchanger und Berchtold und deren Neffen Liutfried zu Adingen im Neckargau den Kopf vor die Füße legen. Damit war eine herzogliche Twieltragödie beendet und den einstigen Ungarnbesiegern der Schlacht bei Passau ein unrühmlich Ende bereitet.

Der Thurgauer, königlichem Wort und Frieden nicht trauend, war der Synode ferngeblieben. Jetzt fiel er mit Macht im Hegau ein, riß die Güter der Hingerichteten an sich und ließ sich von den schwäbischen Großen zum Herzog ausrufen. Seine herzogliche Residenz wurde der Twiel. Er nannte und beurkundete sich: „Burkhard I., Herzog der Allemannen von Gottes Gnaden." Da er ein mächtiger, besonders bei den räuberischen Ungarn gefürchteter Kriegsherr war, und diese von seines Landes Grenzen sich fernhielten, ward Herzog Burkhards Zeit ein Segen für den durch die vergangenen Kampfjahre arg mitgenommenen Hegau. Diese Erholungszeit dauerte aber nur kurz. Schon 926 schloß der erste beurkundete Allemannenherzog auf dem Hohentwiel seine Augen zum ewigen Schlafe. Alles Schutzes beraubt, mußten seine Lande nun aufs neue den Sturm der brand-, raub- und mordsüchtigen Ungarnhorden über sich ergehen lassen.

Endlich gab Burkhards Witwe in ihrem zweiten Gemahle, dem Grafen Hermann von Franken, der verwaisten Twielburg einen neuen Herrn und dem verwüsteten und entvölkerten Alemannien einen Herzog und Schutzherrn. Durch Vermählung seiner Tochter mit Kaiser Ottos I., des Großen Sohn Liutolf erhielt das Herzogtum einen kaiserlichen Sproß als Herrn. Allerdings verlor dieser 954 Macht und Würde wegen Rebellion gegen den kaiserlichen Vater, und Alemannien kam an Burkhard II., den Gemahl der bekannten Herzogin Hadwig.

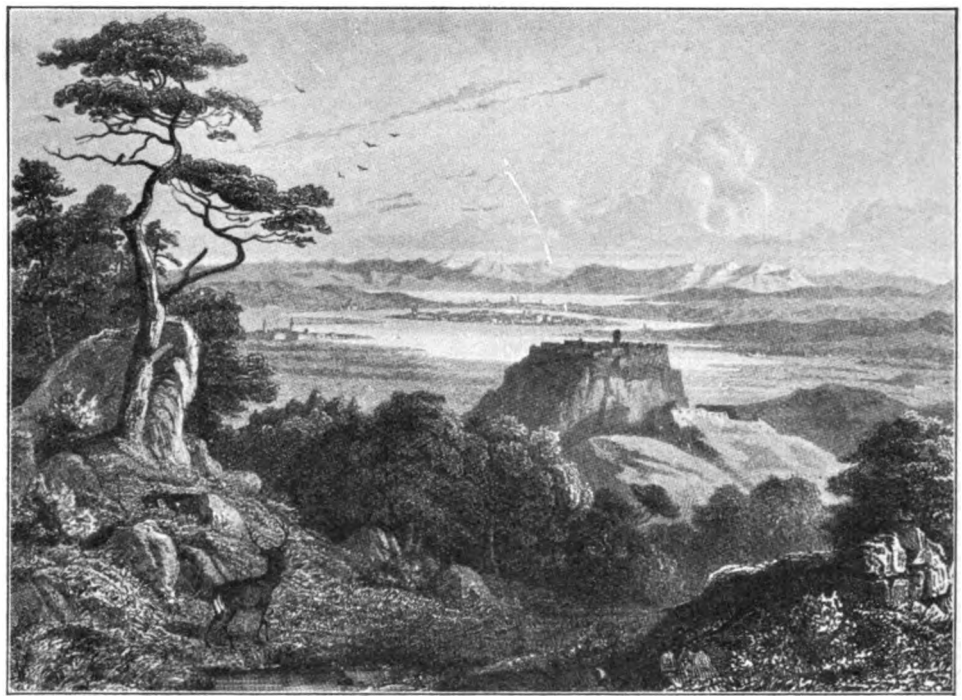
Mit dem Tode dieser Frau erlosch um die Wende des 10. Jahrhunderts der Herzogsglanz des Twiels. Ritterlichen Dienstmannen aus niederem Adel diente

Digitized by Google

Gez. von L. Mayer **Hohentwiel und die Hegauberge** (alter Stich) Gest. von W. Kelsall

Hohentwiel und die Hegauberge (vom Flugzeug). Mit Genehmigung des Luftverkehrs Strähle, Schorndorf

Digitized by Google



Gez. von R. Höfle — **Hohentwiel und Bodensee** (alter Stich) — Stahlstich von J. Riegel

Hohentwiel und Bodensee (vom Flugzeug). Mit Genehmigung des Luftverkehrs Strähle, Schorndorf

Digitized by Google

er fortan als Sitz, bis er am 16. Februar 1300 durch Kauf in den Besitz des stolzen Geschlechts der Klingenberger überging.

Der Hohentwiel als Raubsitz

Die Klingenberger, von hohem Wuchs und mit besonderen Kräften begabt, waren ein kampflustig, streitbar Geschlecht. Wie so viele ihrer Standesgenossen benutzten auch sie die Ohnmacht der Reichsgewalt, um dem Fehdewesen zu frönen. Wo sich Gelegenheit bot, flog ihr Fehdehandschuh von der Faust. An allen Händeln, unter denen die klingenbergischen wie andern Adelsgeschlechtern oder Klöstern gehörigen Hegauländereien litten, waren sie beteiligt. Verlockend war auch der lustige Raub, den man an Dörfern und auf Straßen unter dem Deckmantel einer Fehde treiben konnte. So machten sich die zu Beginn ihrer Twielzeit so angesehenen Klingenberger bald überall bei Bauer und Städter verhaßt.

Die schwäbische Stadt Rottweil rüstete 1330 einen starken Zug, um die Hegauer Raubfeste niederzuwerfen. Aber obwohl Hans von Klingenberg, der stärkste Ritter seiner Zeit, im Treffen zu Singen den Tod fand, vermochten die Städter nicht einmal ans Tor der trutzigen Feste zu klopfen.

Auch den vereinten Kräften des St. Georgsbundes und der Städte am Bodensee lachten 1446 in der sogenannten Werdenberger Fehde die tapferen Räuber hinter Twiels Mauern Hohn, und der Winter jagte die Belagerer nach erfolgloser Belagerung von dannen.

Blutige Köpfe holten sich von Klingenberger Schlägen die Eidgenossen auf ihrem Durchzug durch den Hegau in Singen.

Immer stolzer und anmaßender hoben die Klingenberger ob der Stärke ihres Geschlechts und der Uneinnehmbarkeit ihrer Feste den Kopf. Bald aber brachten die vielen Teilungen ihres Besitzes das föhnereiche Geschlecht dem finanziellen Ruine nahe. Alle Vorsichtsmaßnahmen, wie schriftlich niedergelegt und beschworener Burgfrieden, Pfändungs- und Verkaufsverbot konnten den Krebsgang nicht mehr aufhalten. Da sanken die stolzen Klingenberger, Adel und Ansehen vergessend, zu den gemeinsten Heckenreitern und Wegelagerern herab und wurden im Verein mit den Friedingern auf Hohenkrähen die schlimmste Landplage des Hegaus. Keine Straße war mehr sicher, und viele unschuldige Opfer seufzten in den dunkeln Kerkern der kleinen, steilen Krähenburg und der Feste Twiel Freiheit oder Tod entgegen.

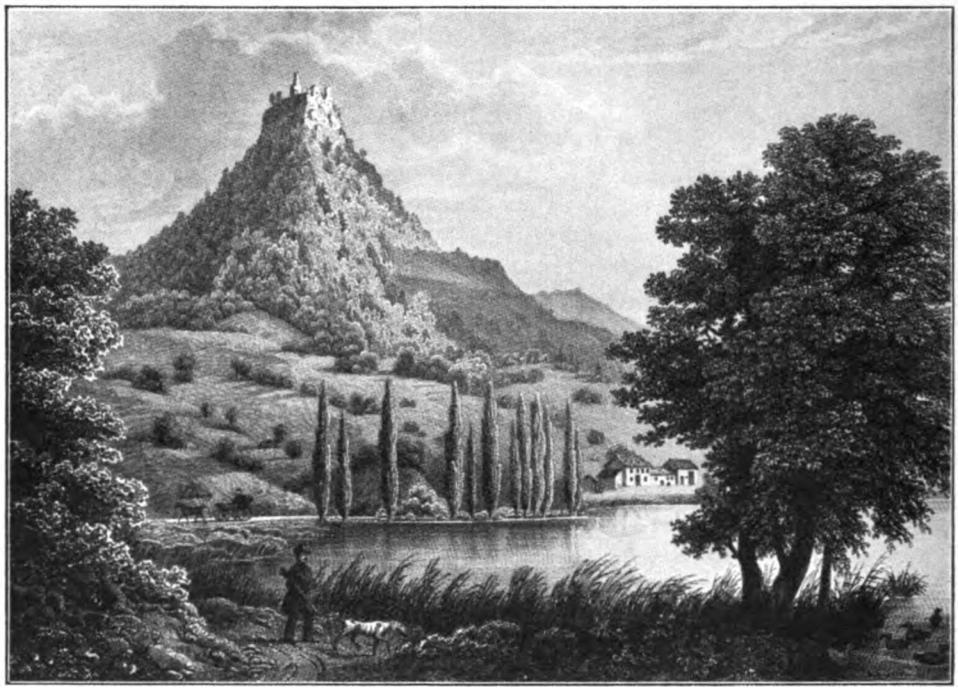
Endlich war die Zeit des entarteten Geschlechtes zu Ende und Twiel wurde verkauft. Herzog Ulrich von Württemberg erwarb sich 1511 das Öffnungsrecht. Während seiner unglücklichen Verbannungszeit nahm er 1519 dorthin seine Zuflucht und gab die Feste nicht mehr aus der Hand.

1536 bestätigte der Kaiser das alleinige Besitzrecht des Herzogs auf Hohentwiel, und damit beginnt eine neue und die letzte Ära des Berges, seine Festungszeit.

Der Hohentwiel als herzoglich württembergische Festung

Als die Württemberger ihren Herzog Ulrich von Thron und Land vertrieben, warf sich der fürstliche Flüchtling mit wenigen Getreuen in die unter den Klingenbergern erprobte Feste Hohentwiel. Max Stumpf von Schweinsberg, seinen von den Feinden gefürchteten, ritterlichen Freund ernannte er zum Befehlshaber der Burg. Ein förmlicher Vertrag vom 23. Mai 1521 mit Hans Heinrich von Klingenberg gab den Twiel bis zur Wiedergewinnung von Thron und Land in des Herzogs Besitz.

Digitized by Google



Gez. von K. Corradi **Hohenstoffeln** vom Binninger See aus (alter Stich) Stahlstich von J. Umbach

Hohenstoffeln mit Steinbruch (vom Flugzeug). Mit Genehmigung des Luftverkehrs Strähle, Schorndorf

Digitized by Google

Der Hegauer Adel und die eidgenössischen Städte wollten den unruhigen Fürsten nicht in ihrer Nähe haben, und Österreich, das sich von Albrecht von Klingenberg ebenfalls das Öffnungsrecht der Feste erkauft hatte, verlangte die Auslieferung der Burg. Kaiser Karl V. schickte Hans Heinrich von Klingenberg einen Achtbrief, weil er gegen Österreich einen Vertragsbruch begangen habe. Aber weder die Bitten des Geächteten, noch Überrumplungs- und Bestechungsversuche konnten Twiel dem Besitze des Herzogs entwinden. Von der uneinnehmbaren Feste aus erließ der landflüchtige Fürst am 20. Februar 1525 an sein Land und seine Feinde folgende Erklärung:

„Ihr warft mich aus den eignen Toren,
Doch einmal klopf' ich wieder an;
Drum Mut! Noch ist nicht all verloren,
Ich hab' ein Schwert und bin ein Mann.
Ich wanke nicht, ich will es tragen;
Und ob mein Herz darüber bricht,
So sollen meine Feinde sagen:
Er war ein Mann und wankte nicht."

Mut und Schulden waren aber auch alles, was der Herzog besaß. Von seinen 12000 Gulden Kaufpreis hatte der Klingenberger noch keinen Heller. Alle Aufforderungen des Hofgerichts blieben erfolglos. Die beiden Hegauer Freiherren Georg von Hewen und Eberhard von Reischach bürgten zuletzt für ihn. Erst am 24. Mai 1538 erhielt der Sohn des Hans Heinrich, Kaspar von Klingenberg, für die schon 1521 abgetretene Feste 6000 Gulden bar und 6000 in einem Gültbrief versichert, der ihm und seinen Leibeserben jährlich 300 Gulden Zins brachte.

Albrecht, der andere Klingenberger, der einst Österreich das Öffnungsrecht der Burg abgetreten hatte, erhielt gar nichts, und seine Gemahlin Dorothea starb in Elend und Armut, nachdem sie jahrelang vergebens den eisenharten Herzog um Unterstützung gebeten hatte.

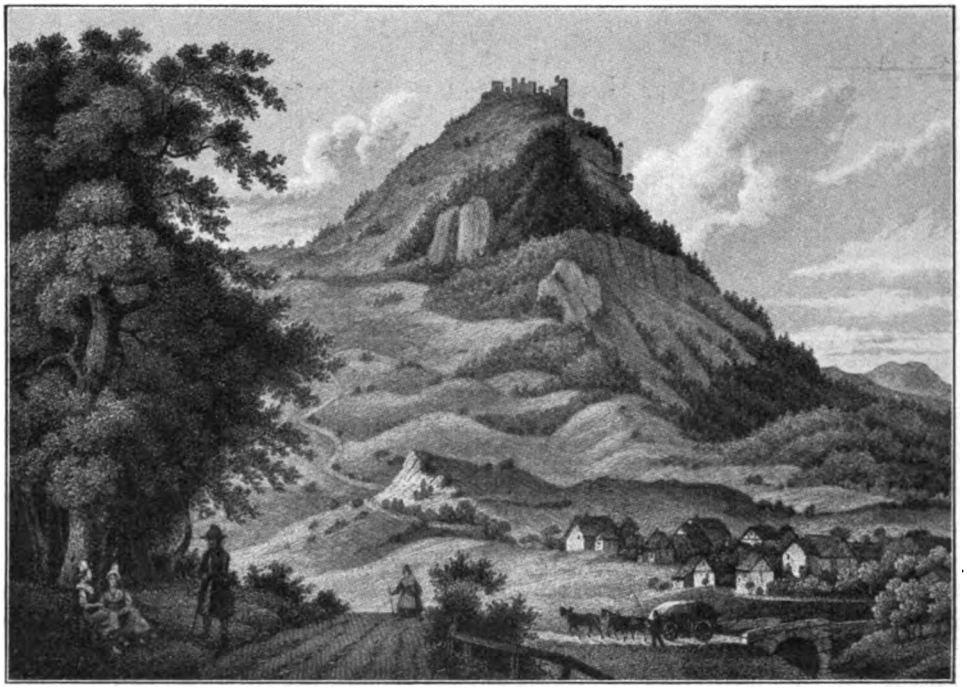
Der Hohentwiel aber blieb laut Bestimmung des Vertrages von Passau vom 6. August 1552 herzoglich württembergisches Eigentum und wurde in der Folgezeit zur starken Festung ausgebaut.

Neugewappnet, mit starken Bastionen versehen, trat die herrliche Feste als unbezwingliche Höhe in den 30jährigen Religionskrieg ein. Als Besitztum der protestantischen Herzöge von Württemberg war sie denn auch die wichtigste Zentrale des süddeutschen Protestantismus, eine Hochburg gegen die kriegerischen Unternehmungen der katholischen Liga im Hegau. Unter der Führung des Obristen Konrad Widerholt, dessen erzgegossenes Standbild heute zwischen den geborstenen Mauern den Besucher an den eisernen Kommandanten erinnert, erlebte der Hohentwiel von 1634 bis 1650 seine Glanzzeit.

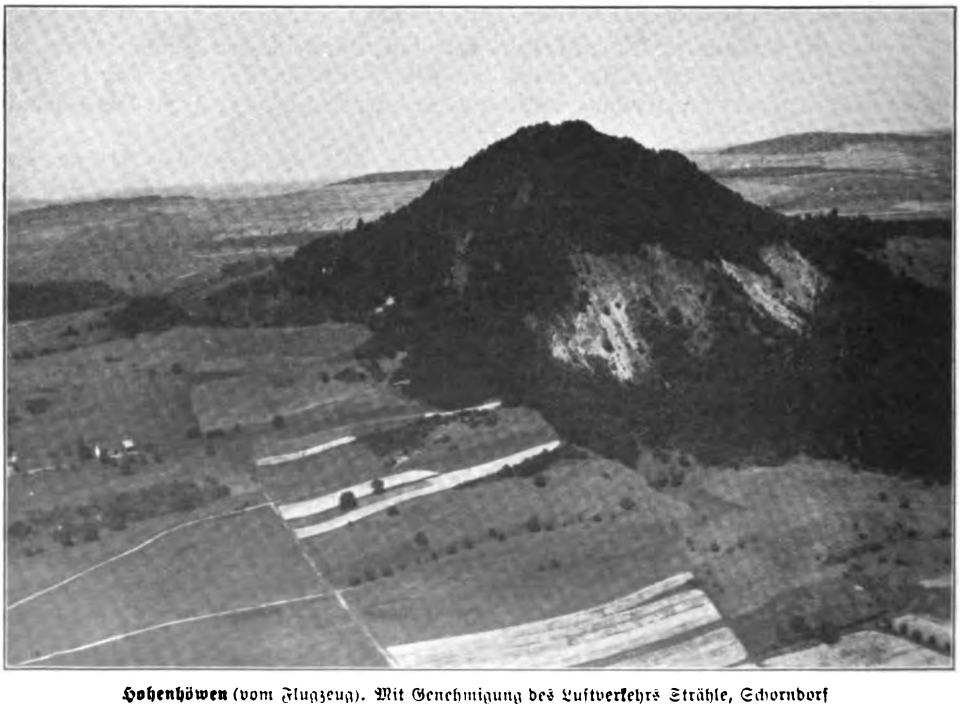
Fünf gewaltige Belagerungen und während der ersten den Besuch der Pest hielt der stahlharte Befehlshaber aus. Viele Leiden brachte ihm und seiner Besatzung und durch sie den Hegauer Bauern diese Zeit. Keine Gewalt und keine noch so verlockende Bestechung konnte dem fürstentreuen Helden die Feste entreißen. Unter dem Zwange des harten Krieges wurde er mit seinen Mannen zum Wegelagerer und Buschräuber, zu einer Geißel des Landes. Unbezwungen konnte Widerholt seine Twielfestung im Jahre 1650 an seinen Landesfürsten zurückgeben, und er wurde darob von diesem hoch in Ehren gehalten.

Mit dieser Glanzzeit sinkt des Berges Stern in der Geschichte. Die herrliche Feste wurde zum Staatsgefängnis für politisch unbequeme Gegner. In ganz ver-

Digitized by Google



Gez. von K. Corradi **Hohenhöwen** (alter Stich) Stahlstich von L. Thümling



Hohenhöwen (vom Flugzeug). Mit Genehmigung des Luftverkehrs Strähle, Schorndorf

Digitized by Google

lottertem Zustande und mit völlig unbrauchbaren Geschützen kam sie in die napoleonische Kriegszeit.

Am 1. Mai 1800 erschienen die Franzosen 10665 Mann stark unter Führung des Generals Vandamme vor dem Hohentwiel. Am 2. Mai zog die Besatzung aus den Mauern der einst so ruhmreichen, nie überwundenen Festung, und am 1. März 1801 war das am 6. Oktober 1800 mit 100 Mineuren begonnene Zerstörungswerk beendet.

Die militärisch völlig wertlos gewordene Festung, die ein Kulturdenkmal mittelalterlicher Festungsbaukunst ergeben hätte, war auf Befehl des korsischen Machthabers in einen rauchenden Trümmerhaufen verwandelt. Wie in den Ruinen des Heidelberger Schlosses, so hat die große Kulturnation links des Rheins ihre eigene Kulturschande auch in das spärliche, ausgebrannte Gemäuer des Hohentwiels unauslöschlich eingegraben.

Das Hohelied von Glanz, Kraft, Ruhm und Freiheit eines Hegauriesen ist zu Ende. Möge wenigstens das wetterharte Gefelse stehenbleiben, um fernsten Zeiten Zeuge zu sein von großer Vergangenheit — und der Hohentwiel bleiben der mächtige Herrscher inmitten des Hegaus.

Der Staufen

Am Fuße des Hohentwiel gegen Westen erhebt sich der Staufenberg. Spärliche Mauerreste träumen inmitten eines herrlichen Hochwaldes, der die ganze Bergkuppe bedeckt, wie es vor 35 Jahren noch wogende Ährenfelder taten, ehe der staatliche Pachthof am Fuße des eigentlichen Burgfelsens ein Opfer der Flammen wurde. Das kleine Herrensitzlein hat keine berühmte Vergangenheit. Im 15. Jahrhundert war es nacheinander im Besitze der Herren von Homburg, von Randeck und von Schellenberg. In der Fehde zwischen der Hegauer Ritterschaft und den Bodenseestädten 1441 erhielt es den roten Hahn aufs Dach. Herzog Ulrich von Württemberg nahm das wiedererstellte Schlößlein 1531 ohne Schwertstreich ein. 1640 zerstörte es Konrad Widerholt vollständig, damit es in seiner nächsten Nähe keinen Stützpunkt seiner Feinde ergebe.

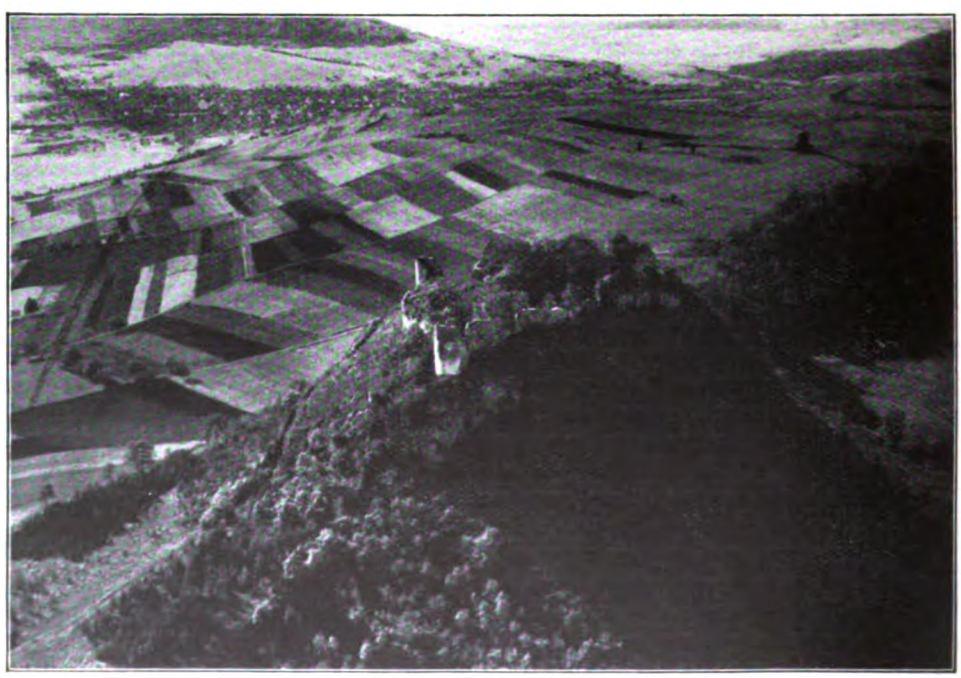
Der Hohenstoffeln

Eine ganz andere Rolle spielte der doppelgipflige Hohenstoffeln. An Alter und Berühmtheit der Befestigung tritt er als fast ebenbürtiger Kämpe mit dem Hohentwiel in die Schranken. Die Herren von Stoffeln, die in der sicher schon im 10. Jahrhundert erbauten Burg saßen, waren eines der ältesten, reichsten und angesehensten Grafengeschlechter des Hegaus. 1056 beherbergten die Mauern der Stoffelnburg im Bruder Kaiser Konrads V., dem Bischof Eberhard von Regensburg, einen hohen Gefangenen. Stolz auf die drei Schlösser, die die langgestreckte Höhe trug, nannten sich die Besitzer „Herren zu den 3 Stoffeln". Viele Söhne dieses Geschlechts, das unter der Hegauer Ritterschaft eine führende Rolle spielte, widmeten sich dem geistlichen Stande. In Norbert von Stoffeln saß um 1304 ein gar kriegerischer und streitbarer Herr auf dem St. Galler Abtsstuhl.

In Meister Cunrat von Stoffeln hatte das Geschlecht auch einen Dichter, der im 13. Jahrhundert sein Gedicht „Gauriel von Montabel, der Ritter mit dem Bock", schrieb. Jakob von Stoffeln war der letzte männliche Sproß dieses tapferen und frommen Geschlechts. Durch seine Tochter, Kleopha von Stoffeln, gingen Mittel- und Hinterstoffeln auf deren Gemahl, Balthasar von Hornstein, über. Durch Erbvertrag mit Bilgri von Reischach kam Hornstein auch in den Besitz von Vorderstoffeln. In das Wappen derer von Hornstein mit Bärentatzen und Hirschhorn wurde der Stoffelnsche

Digitized by Google

Lithog. par F. M. Ring — **Mägdeberg** (alter Stich) — Lith. de Engelmann



Mägdeberg (vom Flugzeug). Mit Genehmigung des Luftverkehrs Strähle, Schorndorf

Digitized by Google

Löwe aufgenommen. Schon der Enkel des ersten Hornsteiners auf Stoffeln, Balthasar Ferdinand von Hornstein, war alleiniger Besitzer des ganzen Stoffelnerbes. Neben dem Twiel gewann der Hohenstoffeln im Dreißigjährigen Krieg die Hauptbedeutung. Als Sitz eines sehr kirchlichen, katholischen und gleichzeitig österreichisch gesinnten Geschlechts mußte er den bedeutendsten Gegenpol des protestantischen Hohentwiel abgeben. Balthasar Ferdinand von Hornstein warb daher eine ganze Kompagnie Fußtruppen und Reiter und brachte seine drei Schlösser in besten Verteidigungszustand. Angriffe der Twieler, schwedischer und württembergischer Truppen schlug er siegreich ab. Als aber im August 1633 Herzog Bernhard von Weimar selbst mit 8000 Mann und schwerem Geschütz erschien, war das Schicksal der 700jährigen Bergfeste besiegelt. Der Freiherr übergab seinen Burgsitz, um unnützes Blutvergießen zu vermeiden. Widerholt brannte die Schlösser aus und ließ sie durch Hornsteinsche Bauern von Binningen und Weiterdingen niederreißen. Fünfzehn Jahre lang bezog der Twieler Kommandant des Hornsteiners Einkünfte mit Gewalt; insgesamt 180000 Gulden. Erst nach dem westfälischen Frieden kam der Hohenstoffeln wieder in die Hand seiner Besitzer zurück.

Der Hohenhöwen

Auch mit den Geschlechtern, die einst diesen schönen Burgsitz mit seiner wunderbaren Aussicht auf Hegau und Randen bewohnten, lohnt sich ein Bekanntwerden. Ist auch nichts über den eigentlichen Erbauer der Burg Hohenhöwen bekannt, so weiß man doch, daß lange ehe die Herren von Höwen kamen, ein Graf von Ziegenhain in Hessen, dem Geburtsorte des Twieler Kommandanten Widerholt, dort seinen Sitz hatte. Erstmals beurkundete sich in Berthold von Hewin um 1180 ein Herr von Hewen. Erst nannten sich diese Ritter Herren von Engen. Im 12. Jahrhundert erbauten sie Althewen und nannten sich fortan „von Hewen". Das ritterliche Geschlecht tat sich rühmlichst hervor. Zur Herrschaft Hewen gehörten auch Heweneck und Neuhewen, die von den Herren von Hewen ihre Burgen erhielten. Auf den Turnierplätzen hatte der Name Hewen guten Klang, und auch in den Annalen der Kirche ist er ehrend verzeichnet. Das Jahr 1389 enthielt den Todestag des als Bischof von Konstanz allgemein geehrten und geliebten Burkhard von Hewen. Zuviel ihres Besitzes opferten die Herren von Hewen äußerem Glanze. In ihrer Lebenshaltung wurden sie so verschwenderisch, daß sie von Schulden überladen um die Wende des 14. Jahrhunderts die Herrschaft Hewen mit der Stadt Engen und 13 Ortschaften an Österreich verpfänden mußten. Auf kleine Besitzungen in Graubünden mußte sich das glanzgewohnte Geschlecht zurückziehen. Manche der Hewener Herren begaben sich, weil sie die äußere Pracht nicht ganz entbehren wollten, in Herrendienst. Der berühmteste von diesen war Georg von Hewen im Dienste des leichtlebigen aber ritterlichen Herzogs Ulrich von Württemberg. Bei der Belagerung des Schlosses zu Tübingen 1519 durch den schwäbischen Bund, tat er sich durch besondere Tapferkeit hervor. 1542 fiel er als Hauptmann an der Spitze seines württembergischen Fähnleins und schloß so sein ruhmreiches Leben mit ehrenvollem Tode. Mit Albertus Arbogastus von Hohenhewen, herzoglich württembergischem Landvogt der Grafschaft Mömpelgard, starb das Hegauer Rittergeschlecht am 15. Februar 1570 aus. Mit der verpfändeten Herrschaft Hewen aber hatte Österreich schon 1404 die Grafen von Lupfen belehnt. Gleich den Klingenbergern versuchten auch diese ihrem verschuldeten Besitztum nicht durch vernünftige Lebensweise, sondern durch gemeinen Straßenraub aufzuhelfen. Die stolze Hewenburg wurde weit und breit als böses Raubnest verrufen. In immer tiefere Armut versunken, mußte der letzte Graf, Heinrich von Lupfen, die Engener Bürger um eine Beisteuer zu nötigen Baulichkeiten seiner Schlösser bitten. 1582 erlosch das zweite

Digitized by Google

Gez. von K. Corradi **Hohenkrähen** (alter Stich) Stahlstich von G. M. Kurz

Hohenkrähen (vom Flugzeug). Mit Genehmigung des Luftverkehrs Strähle, Schorndorf

Digitized by Google

Herrengeschlecht auf dem Burgsitz des Hohenhöwen. Nachher gelangte derselbe in den Besitz derer von Pappenheim und durch Heirat der letzten Erbin von Pappenheim an Graf Rudolf von Fürstenberg. Noch im gleichen Jahre, Anno 1639, nahmen bayrische Kriegsvölker die Burg ein und verwandelten sie in eine Ruine. Auch Hewenеck und Neuhöwen, die beiden Nebensitze der Herren von Hewen, erlitten das gleiche Schicksal.

Der Mägdeberg

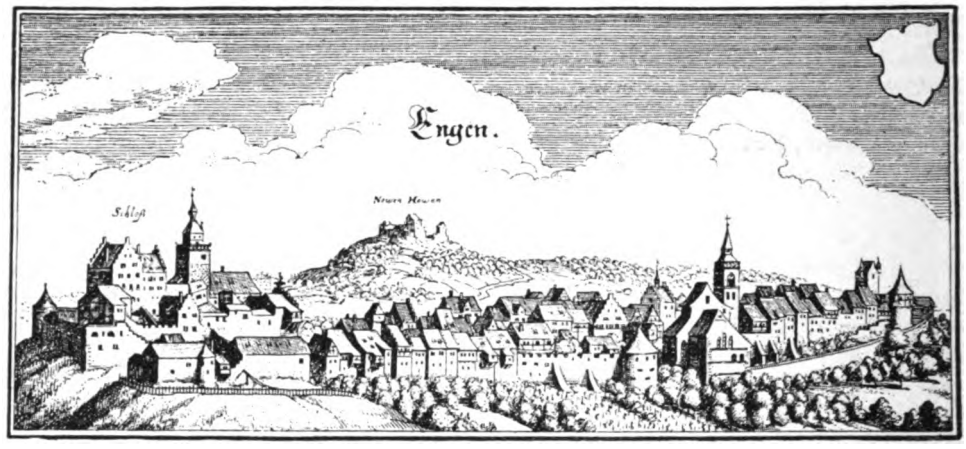
Eine breite Ruine, die auf festungsartige Anlage schließen läßt, krönt den Gipfel des Berges. Schon früh hing sich die Sagenlust des Volkes an ihn. Das Gnadenbild der heiligen Ursula, das das Kloster Reichenau in der auf der Bergeshöhe schon früh erbauten Kapelle aufgestellt hatte, gab Anlaß, an den Namen des Berges sagenhafte oder besser gesagt, legendäre Erzählungen zu knüpfen. Schon Mitte des 14. Jahrhunderts verpfändete Reichenau die Burg an Werner von Dettingen, und von diesem ging sie durch Kauf an Graf Eberhard von Württemberg über.

Im Städtekrieg 1378 wurde die Burg eingenommen und gebrochen. Festungsartig wieder aufgebaut, erhielt sie den Namen „Neu Württemberg". Aber auch unter dem neuen Namen blühte der Feste kein Glück. Verrat unter der Besatzung spielte sie dem Erzherzog Sigismund von Österreich in die Hände, dessen Besitzrecht 1480 fest bestätigt wurde. 1634 wurde auch Mägdeberg wie die meisten Hegauburgen durch Widerholt geschleift.

Der Hohenkrähen

Kühn saß auf der Spitze des schlanken Berggipfels die Burgfeste Krayen oder Krähen. In Urkunden erschienen die Edlen von Krayen erst im 12. Jahrhundert. Schon zu Anfang des 13. Jahrunderts starb das Geschlecht aus und ihr Sitz kam an die Herren von Fridingen. Diese erkannten die Uneinnehmbarkeit der Burg und ihre Eignung zur Raubfeste. Zusammen mit den ihnen verschwägerten Klingenbergern auf Hohentwiel zählten sie lange zu den gefürchtetsten Raubrittern des Hegaus. Alle Schlechtigkeiten, die irgend ein Adliger ersann, unterstützten sie. Auf eigene Faust führten sie für einen Adligen, Stefan Hauser, der von einer schönen Bürgermaid einen Korb erhalten hatte, Fehde mit der Stadt Kaufbeuren. Fünf Kaufleute der Stadt wanderten in die finstern Verließe der Krähenburg. Jetzt war das Maß der Fridinger voll. Kaiserlicher Ohnmacht hatten sie Hohn gelacht. An des Reichsoberhauptes Statt übernahm der schwäbische Bund die Bestrafung der frechen Hegauer Räuber. Im November 1512, noch ehe der Winter sein Regiment aufgerichtet hatte, traf ein Belagerungsheer von 8000 Mann mit schwerem Geschütz unter Führung des Bundesobersten, Georg von Frundsberg, vor dem Krähen ein. Obwohl die Burgbäckerei oder Pfisterei der Beschießung zum Opfer fiel, spottete der kühne Räuber der Belagerer. Es wäre fraglich gewesen, ob die Burg hätte eingenommen werden können, wenn sie des Fridingers Geist weiter belebt hätte. Dem zertrümmerte ein Ladeunglück seiner eigenen Hackenbüchse den Arm so fürchterlich, daß seine adeligen Freunde sich in dunkler Nacht an Stricken mit ihm über die Mauer hinabließen und auf geheimem Pfade glücklich dem Feinde entrannen. Die 18 Knechte übergaben andern Tags die Burg an den Bundesobersten. Diese wurde niedergelegt. Hans von Fridingen baute sie wieder auf. Als 1546 der letzte Fridinger starb, erhielt Wolf von Homburg den Edelsitz und 1571 Hans von Bodman. 1632 besetzte der Twieler Kommandant Löscher den Hohenkrähen und 1634 verwandelte ihn dessen Nachfolger, Widerholt, in eine Ruine.

Digitized by Google



1. Engen, nach einem Stich von Merian, 1643

Die alten Hegaustädte Engen, Aach, Blumenfeld und Tengen

Von Paul Motz, Konstanz

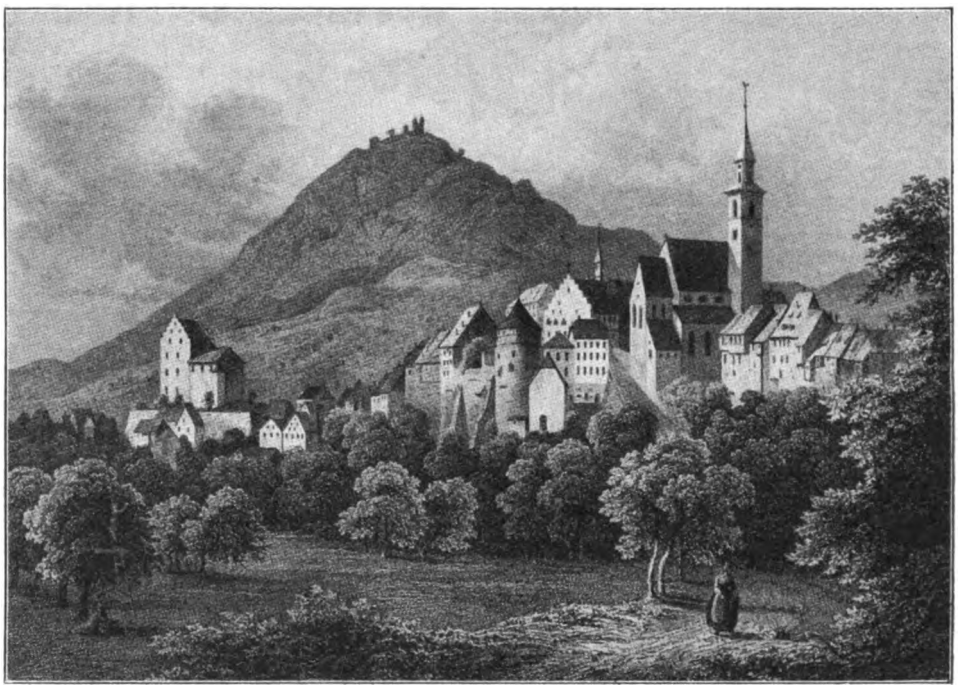
„Wirdt zum Hegöw gerechnet, so ein Theil deß Obern Schwaben Lands / und gleichsam so viel / als Hewengew / vom Schloß Hohenhewen genandt wird / und zwischen dem Rhein und der Thonaw begriffen / ein klein, aber über die maßen wol erbawet fruchtbares Ländlein / unter dem Celler See / sechs Meilen weit und breyt ist / darinn viel veste hohe Schlösser / und ein stattlicher Weinwachs, gibt auch viel Korn und Obst: Item / gute Fisch / Vögel / und Wildprät allda / deßhalben sich viel Adels / so das fünfte Viertel von d. schwäbischen Reichs Ritterschafft / von St. Georgen Schild / machet / darinn befindet."

M. Merian, Topographia Sueviae 1643.

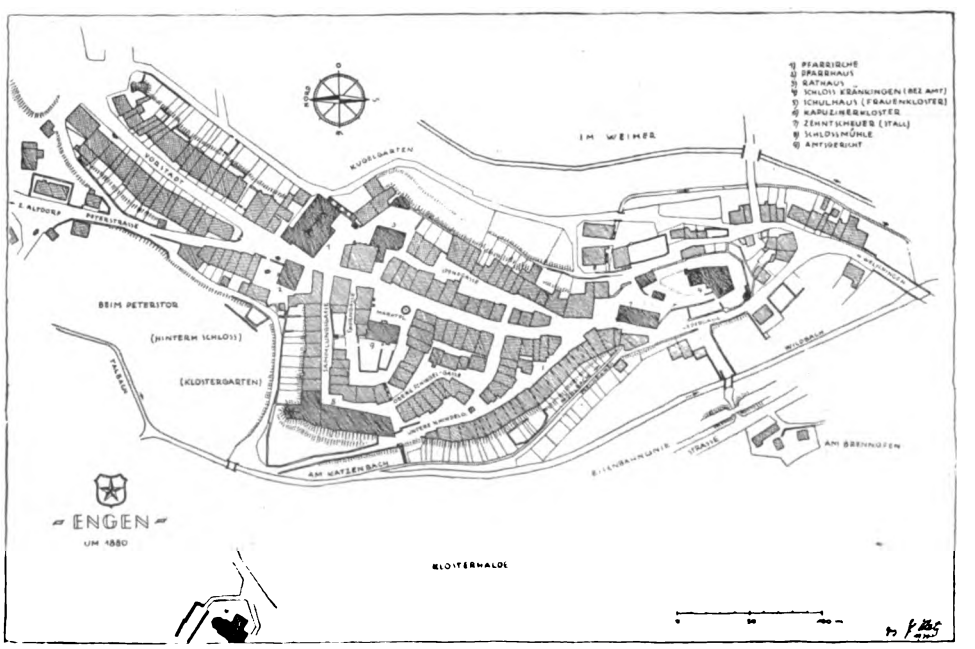
Der Hegau, dessen Besiedelungsgeschichte in die ältesten Zeiten hinauf zu verfolgen ist, bildete nach der Vertreibung der Römer durch den germanischen Stamm der Alamannen seit der zweiten Hälfte des 4. Jahrhunderts n. Chr. einen Teil des alemannischen Landes. Die meisten heute noch bestehenden Siedelungen sind wohl auf Gründungen von Geschlechts- und Kampfgenossenschaften zurückzuführen. Diese Sippensiedelungen führen die zahlreich im Hegau vorkommenden Ortsnamen mit der Endung „ingen". Seit 536 war auch der Süden Alamanniens unter fränkischer Oberhoheit. Der ursprüngliche Alamannengau, als Teil Alamanniens unter den Alamannenherzögen, wird zum fränkischen Grafschaftsbezirk unter einem Gaugrafen, der vom König bestellt ist. Die erste urkundliche Erwähnung des Hegaus geschieht im Jahre 787.

Die alten Grenzen der Grafschaft Hegau umfaßten bekanntlich ein weit größeres Gebiet, als die Landschaft, welche wir heute als den Hegau zu benennen gewohnt sind. Im Lauf der Jahrhunderte verringerte sich der Umfang des alten Grafschaftsbezirkes dadurch, daß sich einzelne Herrschaften, Städte und Klosterbesitztümer selbständig machten oder sich unter andere Hoheit begaben. So kam es, daß die im späten Mittelalter aus dem alten Hegau entstandene Landgrafschaft Nellenburg, die einen wesentlichen

Digitized by Google



2. Engen, Stahlstich von Höfer, gez. von Corradi um 1850



3. Engen, Stadtplan

Digitized by Google

4. Engen von Süden — phot. W. Kratt, Karlsruhe

5. Engen von Westen mit ehem. Frauenkloster — phot. H. Meßmer, Köln

Digitized by Google

Bestandteil Vorderösterreichs ausmachte, als sie 1810 zu Baden kam nur noch einen Teil der ursprünglichen fränkischen Grafschaft Hegau bildete. Als Hauptorte im Hegau (im weiteren Sinne) sind die Städte Radolfzell, Stockach, Engen und das jetzt schweizerische Stein am Rhein zu bezeichnen. Die heute größte Stadt Singen ist erst vor einem Menschenalter Stadt geworden. Fast alle Hegauorte sind wohl auf ursprünglich alamannische Siedelungen zurückzuführen. Die meisten von ihnen wurden schon im 8., 9. und 10. Jahrhundert urkundlich erwähnt. Von den erst später genannten kann man annehmen, zumal wenn sie wie Engen als ansehnlicher Ort auftreten, daß sie auf kein geringeres Alter zurückblicken können.

6. Engen, Kränkinger Schlößchen phot. W. Kratt, Karlsruhe

Die eingehender zu behandelnden Hegaustädte Engen, Aach, Blumenfeld und Tengen sind, als Hauptorte größerer Herrschaften an günstigen Verkehrswegen im Schutz der Burg ihrer Begründer gelegen, zu einiger Bedeutung gekommen. Es gelang jedoch keiner von ihnen, wie z. B. vorübergehend Radolfzell, sich selbständig zu machen als freie Reichsstadt und sich größere Freiheiten zu verschaffen. Ihr Schicksal blieb immer auf Gedeih und Verderb mit demjenigen ihrer Besitzer verbunden.

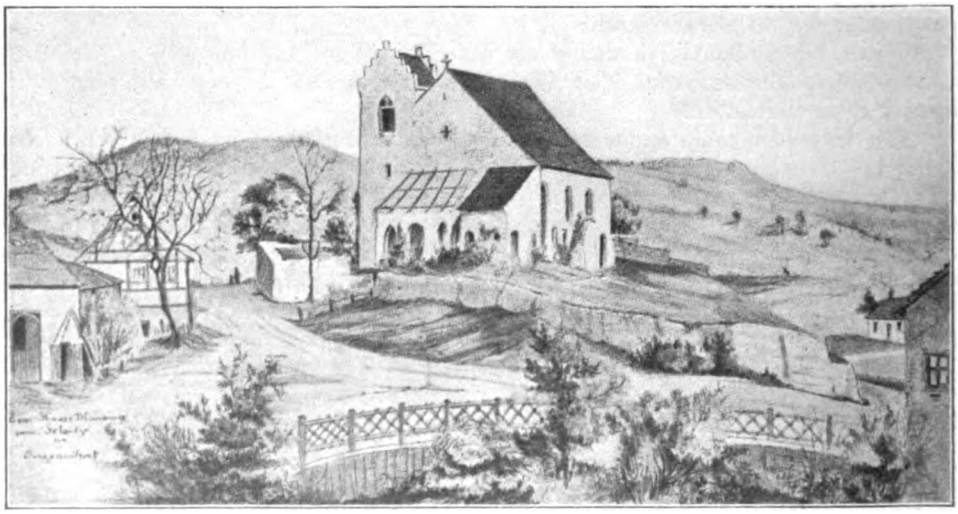
Die Entwickelungsgeschichte der bürgerlichen Ansiedelungen im Schutz der starken Burg des Grundherrn, als sogenannte Vorburg zunächst angelegt, ist aus den Grundrissen der Städte Engen, Tengen und Blumenfeld noch deutlich zu sehen. In Aach, dessen Plan durch starke Veränderungen infolge von Bränden, nicht mehr die ursprünglich geschlossene Form zeigt, und das schon frühe keinen ortsansässigen Stadtherrn mehr hatte, ist der Entwicklungsvorgang schwer festzustellen. Den drei Orten Engen, Blumenfeld und Tengen gemeinsam ist die Lage auf einem nach drei Seiten abfallenden Bergrücken, der an der höchsten Stelle die Burg trug. Eigentümlicherweise liegen alle drei Städte tiefer als die Umgegend, so daß es begreiflich ist, wenn mit dem Aufkommen der Feuerwaffen und der zunehmenden Reichweite der Geschütze die Sicherheit der Befestigungsanlagen wesentlich vermindert wurde. Die Städte haben deshalb auch im Dreißigjährigen Kriege als Festungen keine Rolle gespielt.

Heute liegen die malerischen Städtchen Aach, Blumenfeld und Tengen fast unbekannt abseits der großen Verkehrsstraßen und der Eisenbahnen. Engen, günstiger an der Bahn gelegen, sieht einer Entwicklung entgegen.

Digitized by Google

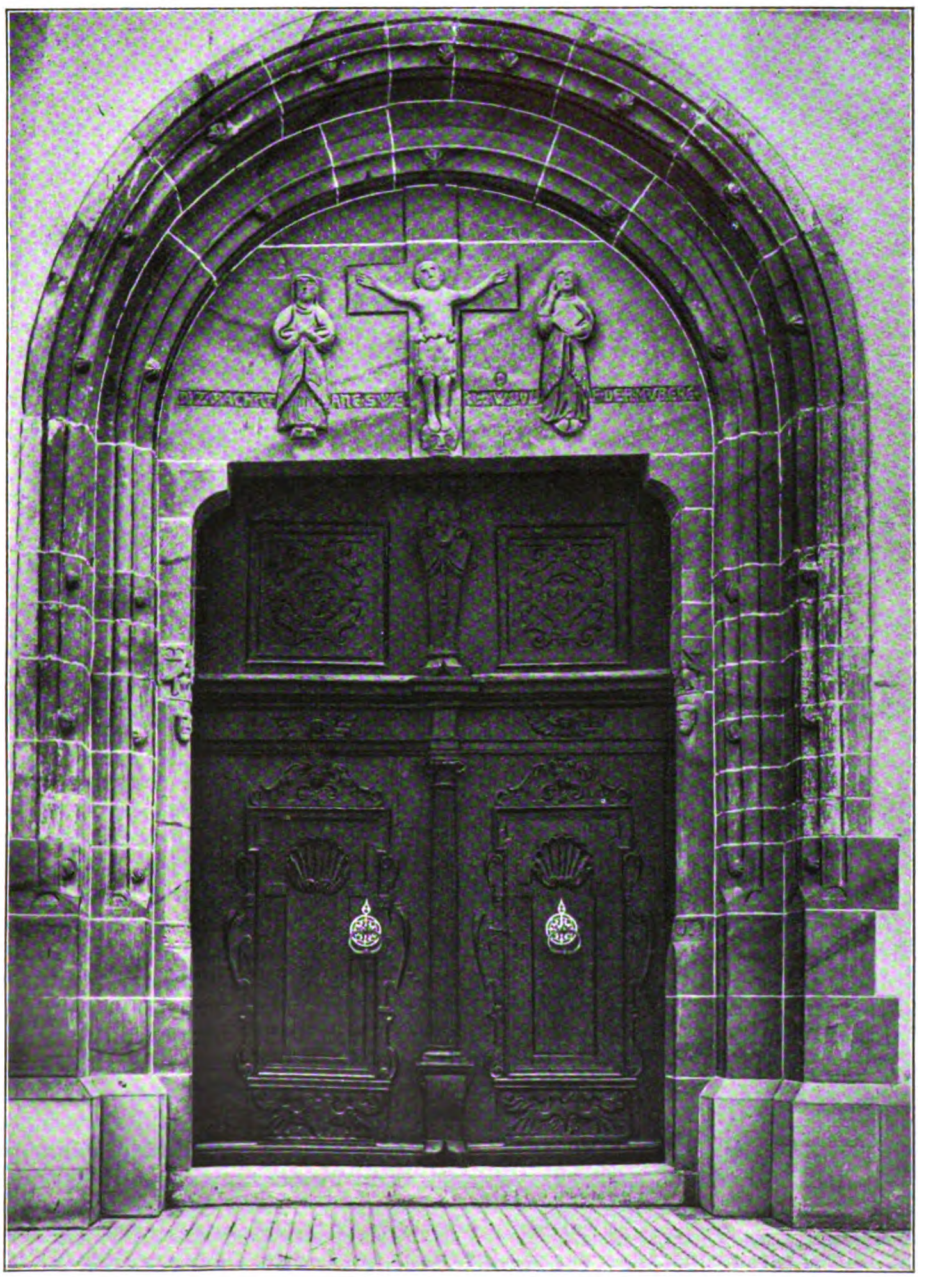
7. Engen, Vorstadt mit Stadtpfarrkirche phot. Schleicher, Engen

Engen. Die Stadt Engen war der Sitz eines schon im 11. Jahrhundert bezeugten Geschlechtes von Engen, das sich später auch von Hewen nannte. Die Hewen zählten zu den mächtigsten, edelfreien Geschlechtern im Hegau. Neben ihrem Wohnsitz in der Stadt Engen hatten sie die Burg Hohenhewen, nach der sie ihren Namen trugen. In ihrer Herrschaft übten sie die Grafschaftsrechte, hohe und niedere Gerichtsbarkeit aus. Gegen Ende des 14. Jahrhunderts gerieten sie wegen ihrer Mißwirtschaft in Schulden und waren schließlich gezwungen, ihre angestammten Güter mit allen Rechten an die Herzöge Friedrich und Leopold von Österreich 1398 zu verpfänden, ohne in der Lage zu sein, das Pfand wieder einlösen zu können. 1404 vergaben es die Österreicher weiter an die Grafen von Lupfen



8. Engen, St. Martinskirche im Altdorf (abgebrochen) nach der einzigen vorhandenen Zeichnung

Digitized by Google



9. Engen, Stadtpfarrkirche, Hauptportal phot. W. Kratt, Karlsruhe

Digitized by Google

10. Engen, Stadtpfarrkirche, Inneres phot. W. Kratt, Karlsruhe

als Reichslehen. Nach dem Aussterben des Geschlechts von Lupfen erwarben die Grafen von Pappenheim die Herrschaft Hewen. Nach dem Tod des letzten Grafen von Pappenheim kam die Herrschaft an die Grafen von Fürstenberg. 1806 wurde das Gebiet Baden zugeteilt. Das Stadtwappen von Engen zeigt einen fünfstrahligen Stern.

Die Stadt Engen liegt auf einem langgestreckten Höhenrücken, an der Kreuzung zweier wichtiger Straßen; der „Ulmerstraße", die von Schaffhausen über Engen nach Stockach führte und eine Abzweigung von Engen aus nach Tuttlingen hatte; die andere Straße zog vom Bodensee (Konstanz—Radolfzell) über Engen nach Geisingen ind die Baar und weiter landabwärts. Die Verbindungsstraße über Singen nach der Schweiz scheint erst verhältnismäßig spät von Bedeutung gewesen zu sein. Die Schaffhausener Straße führte längs durch die Stadt. Die Straßenführung an der Bahn entlang im Tal westlich der Stadt bestand früher nicht. Die erwähnten Straßen kreuzen sich im Altdorf, einer Vorstadt im Norden Engens, die eine eigene Gemeinde bildete mit einer größeren Gemarkung als Engen sie hatte. Man nimmt an, daß das Altdorf älter als die Stadt Engen ist, worauf auch die Tatsache hinweist, daß die Stadtkirche eine Tochterkirche der alten Pfarrkirche St. Martin im Altdorf ist. Das Altdorf verdankt sein Entstehen wohl lediglich der genannten Straßenkreuzung, wo sich Wirte und Händler und andere Gewerbetreibende niedergelassen haben mögen, um von dem vorbeiziehenden Personen- und Handelsverkehr Nutzen zu ziehen. Es ist naheliegend, daß der Grundherr hier zur Überwachung der Straßen eine Burg anlegte. Wo ist nun der Ort dieser alten Burg, auf welcher der Ortsadel von Engen seinen Sitz hatte, zu suchen?

Digitized by Google

Die Betrachtung des Stadtplans gibt hier einen Anhalt. Die höchste Erhebung der Stadt befindet sich ungefähr da, wo jetzt das Gebäude des Amtsgerichtes steht, westlich der vorbeiführenden Schaffhausener Landstraße. Die Gassen darum sind ringförmig, der natürlichen Geländeführung folgend, angelegt. Hier wird auch „das Schloß zur herrschaftlichen Wohnung in der Stadt", welches den Herren von Hewen und Lupfen zur Wohnung diente, gelegen haben. In einem Stadtplan vom Jahre 1805 ist das Gelände, das in dem einspringenden Winkel der Westseite der Stadt liegt, mit dem Gewannamen „hinter dem Schloß" bezeichnet, ein Umstand, der wiederum auf die Lage der Burg an der genannten Stelle hinweist. Die sogenannte Vorburg dürfte sich nach Süden zu gebildet haben und wird mit der Zeit mit den Häusern, die längs der Straße zu beiden Seiten errichtet wurden, zu einem verschmolzen sein, umfaßt von einer Mauer, die dem Höhenrand entlang sich hinzog. Schon früh werden die Grundstücke an der Mauer selbst unter Benützung der Befestigung bebaut worden sein, da sich der Grundherr wohl scheute, mit großen Kosten eine Stadterweiterung in die Stadtumwahrung einzubeziehen, ohne vorher das ganze Gebiet um seine Burg herum auszunützen. Außerhalb, dieses ältesten Stadtbezirkes, wo sich der Höhenrücken am Ende noch einmal emporhebt steht das Kränkinger Schloß, dessen Benennung unklar ist. Ebensowenig klar ist seine Geschichte vor dem 16. Jahrhundert. In einem Urbarium des 15. Jahrhunderts ist es jedoch als Schloß Kränkingen schon erwähnt.

11. Engen, Stadtpfarrkirche, Grabmal des letzten Grafen von Pappenheim — phot. W. Kratt Karlsruhe

Digitized by Google

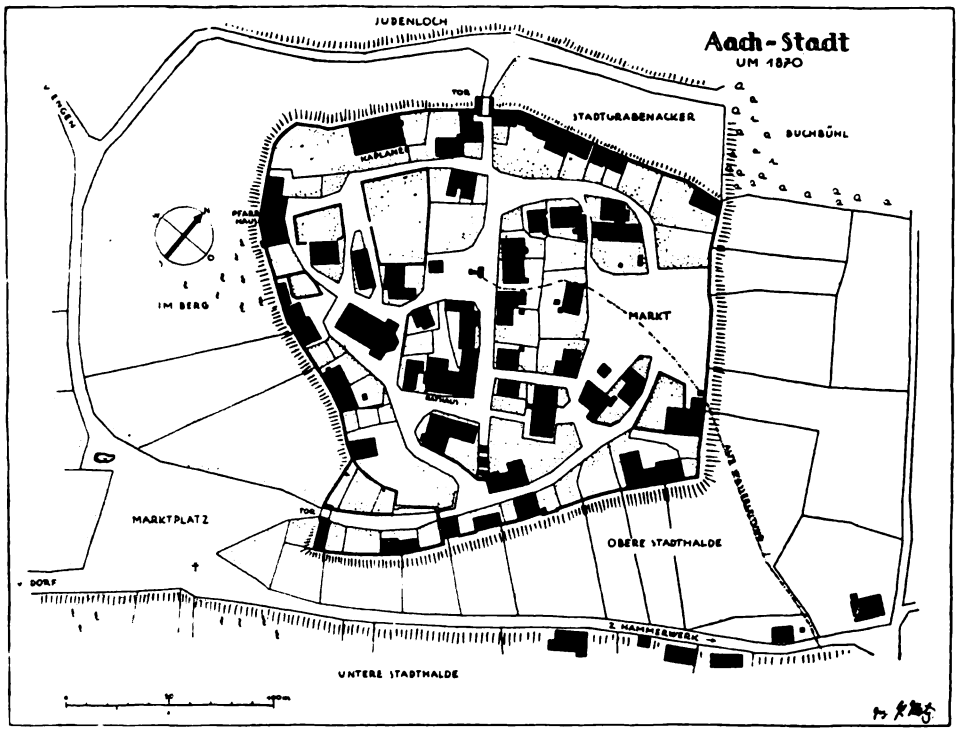
12. Aach, Stahlstich von Kurz, gez. von Corradi um 1850

Engen wird in einer Urkunde vom Jahre 1289 zum erstenmal als civitas, Stadt bezeichnet. Es hatte also zu dieser Zeit das Stadtrecht schon im Besitz. 1381 wird bereits die Vorstadt erwähnt. Zwischen dem älteren Teil und der Vorstadt, an einem Einschnitt des Bergrückens, wo das Nordtor der Stadt war, liegt ostwärts der Straße die Stadtpfarrkirche (in honore gloriosae virginis Mariae, sanctorum Johannis evangelistae et Martini episcopi consecrata). Es ist wahrscheinlich, daß die Pfarrkirche ursprünglich außerhalb der Stadt erbaut wurde, wo vielleicht der Markt und die Gerichtslaube (1396 erwähnt) sich befanden, nachdem sich durch die Vergrößerung der Einwohnerzahl die Notwendigkeit zur Erbauung einer zweiten Kirche ergeben hatte. Nach dem Stadtgrundriß zu schließen, ist es unwahrscheinlich, daß gerade an dieser Stelle eine Burganlage gestanden haben soll. Die Bezeichnung Engelsburg, von der das heutige Pfarrhaus noch einen Bestandteil bilden soll, wird wohl auf die Burg der Herren von Engen zurückzuführen sein und die Baulichkeiten des Pfarrhauses vielleicht auf eine überlieferte Bautätigkeit des Konstanzer Bischofs Johann von Lupfen, der 1537 abdankte und bis zu seinem Tode 1551 in Engen wohnte.

Die Vorstadt besteht aus einer einzigen breiten Straße, deren Häuser mit der Rückseite auf der Mauer stehen, eine städtebauliche Anlage, der wir in Tengen wieder begegnen. Diese verbreiterte Straße wird auch zugleich der Markt gewesen sein. Der jetzt als Marktplatz bezeichnete Raum vor dem Amtsgericht dürfte seiner Lage, wie auch seiner Größe nach, ursprünglich nicht als Markt bestimmt, in die Bebauung der Burg mit einbezogen worden sein.

Die Türme der Befestigungsanlage, wie wir sie auf dem Kupferstich von Merian (1643) sehen, wovon drei Rundtürme noch erhalten sind, stammen aus der Zeit der

Digitized by Google



13. Aach, Plan der Stadt

Pappenheimer (1583—1639). In dieser Zeit bot die Stadt Engen ein stattliches Bild. Das Schloß Kränkingen, in mehreren Bauperioden des 16. Jahrhunderts als Sitz der Grafen von Lupfen ausgebaut, schob sich mit seinem hohen Turm und weitläufigen Nebengebäuden wie ein mächtiges Bollwerk an der Schaffhauser Straße in das enge Tal nach Süden vor. Daran schloß sich, durch Tor und Graben getrennt, der alte Teil der Stadt, die Häuser nach alamannischem Brauch mit der Traufe parallel zur Straße gestellt. Das spätgotische Rathaus ist, etwas versteckt an der Straße liegend, von Osten an seinem hohen Treppengiebel erkenntlich. An der Einengung gegen die Vorstadt zu, in vorzüglicher Weise die beiden Stadtteile verbindend, erhebt sich die romanische Pfarrkirche mit dem hohen Turm, der im vorigen Jahrhundert erst seinen giebelgeschmückten Helm erhalten hat. Von der Kirche führt die alte Straße westlich der Vorstadt hinab ins Altdorf. Etwa in halber Höhe stand hier das Peterstor. Die Vorstadt wurde an ihrem Nordende von einem Tor abgeschlossen. Über eine Brücke überschritt man einen Graben und kam dann zum Roßmarkt, der auf freiem Feld an der Straße nach Aach und Stockach lag (heute Viehmarkt).

An besonderen Bauten sind noch zu erwähnen: das Dominikanerinnenkloster St. Wolfgang (hervorgegangen aus einer um 1330 gegründeten „Sammlung") jetzt Schulhaus. Dieses stattliche Gebäude aus dem 17. und 18. Jahrhundert beherrscht die ganze Westseite der Stadt. Die Kapelle (1629) erbaut mit dem zweiseitig geschlossenen Chor springt, vielleicht an Stelle eines Befestigungsturmes, über die Stadtmauer hinaus. Gegenüber am jenseitigen Hang bauten sich die Kapuziner im Jahre 1618

Digitized by Google

14. Aach, Stadttor von außen phot. P. Motz, Konstanz

15. Aach, Stadttor von innen phot. P. Motz, Konstanz

ein kleines Kloster, dessen Kirche und ein Teil der Nebengebäude noch steht. Erwähnenswert ist ein schöner Eckerker vom Jahr 1571 an dem Stallgebäude (Zehntscheuer) beim Aufgang zum Schloß Kränkingen.

Auf nähere Beschreibung einzelner Baudenkmäler kann hier nicht eingegangen werden. Von den beiden alten Pfarrkirchen, St. Martin im Altdorf und der Liebfrauenstadtkirche ist nur mehr die letztere erhalten. Der kleine frühromanische Bau von St. Martin, der den Herren von Hewen und den Frauen der Sammlung als Begräbnisstätte diente, wurde gänzlich verwahrlost in den Jahren 1867—1872 abgebrochen. Sein Aussehen ist nur noch in einer Zeichnung erhalten. Die Stadtkirche dagegen ist in ihrer ursprünglichen romanischen Anlage, aus dem 13. Jahrhundert, allerdings mehrfach verändert, auf uns gekommen. Besonders bemerkenswert sind das romanische Hauptportal und die schönen Grabdenkmale im Innern.

Die städtebauliche Entwicklung Engens hatte dem Umfang nach schon in der Spätzeit des Mittelalters, der äußeren Gestaltung nach im 17. Jahrhundert bereits ihr Ende gefunden. Mit der Verlegung der Residenz der Grafen, seit 1716 Fürsten von Fürstenberg, nach Stühlingen und später nach Donaueschingen scheint das Interesse der Stadtherren an der Stadt Engen geringer geworden zu sein. Dazu kamen die im 17. und 18. Jahrhundert andauernden Kriegswirren, unter denen Engen schwer zu leiden hatte. Um etwa 1600 hatte die Stadt ihre höchste Blüte erreicht. 1813 zählt Kolb 211 Häuser und 1166 Bewohner. Die neueren Stadtteile um den Bahnhof und auf der Höhe im Nordosten der Stadt kommen für eine Betrachtung hier nicht mehr in Frage.

Aach. „Ein Stättlein im Hegöw / und der Landgrafschaft Nellenburg / oberhalb Engen / gegen den Bodensee, und auff einem runden Berg / gar lustig gelegen."

Digitized by Google

16. Aachquelle mit dem „alten Turm“, Stahlstich von Corradi, gez. von Höfer

17. Die Aach kurz nach der Quelle — phot. Freudenberger, Baden-Baden

Digitized by Google

18. Aach, St. Martinskapelle an der Straße nach Engen — phot. Freudenberger Baden-Baden

Am Fuße dieses Berges entspringt die Aach, nachdem ihre Wasser in unterirdischem Lauf den Weg von der Donau bei Immendingen bis hierher gefunden haben. Die alte Landstraße Engen—Stockach führt auf der Westseite der Stadt vorbei. Das im Tale auf der Südseite des Berges liegende gleichnamige Dorf hat die hochgelegene Stadt durch seine günstige Lage an der wasserreichen Aach an Einwohnerzahl längst überholt.

Die früheste Erwähnung von Aach geschieht im Urkundenbuch des Klosters Salem. Über die ersten Herren von Aach sind keine zuverlässigen Nachrichten auf uns gekommen. Um das Jahr 1300 wird Aach als civitas (Stadt) bezeichnet, die einem herrschaftlichen Vogt (advocatus) unterstand. Zu Beginn des 14. Jahrhunderts gehörte die „Veste" Aach den Herzögen Albrecht und Otto von Österreich. In der Folgezeit verpfändeten die Herzöge von Österreich ihr Besitztum mehrfach an andere Herren, bis es 1543 endgültig eingelöst (um 2800 fl. von den Herren v. Bodman) österreichisch blieb und damit zur Grafschaft Nellenburg gehörte, die 1806 württembergisch und 1810 badisch wurde.

Aach behielt, auch nachdem es österreichisch geworden war, seine erworbenen und immer wieder bestätigten Rechte, worunter besonders die hohe Gerichtsbarkeit, das Marktrecht und andere Freiheiten zu rechnen sind. Die Stadt Aach bildete mit dem Dorf eine Gemeinde. Die wichtigeren Gebäude standen alle in der sicheren Stadt: die Pfarrkirche, das Pfarrhaus, das Rathaus, die Stadtschreiberei und der Torkel auf dem Marktplatz, das Schulhaus bei der Kirche, die Prälatur, ein Wachhaus auf dem Viehmarkt, eines beim unteren Tor und die zwei Tortürme.

Die ursprüngliche Pfarrkirche soll die Friedhofkapelle, S. Remigius geweiht, unten im Dorfe gelegen gewesen sein. Die bestehende Pfarrkirche oben in der Stadt, St. Nikolaus, ist 1736 erbaut worden. Als Stifter sind genannt der Konstanzer Domprobst Graf von Schallenberg und Bischof Casimir Anton von Sickingen. Von einer älteren Kirche wurde der Turm mit seinem treppengiebelgeschmückten Satteldach und den spätgotischen Maßwerkfenstern übernommen. Das Pfarrhaus wurde nach Angabe der Inschrift an dem Wappen des Erbauers Marcus Sitticus von Hohenems, Domprobst von Konstanz und Erzbischof von Salzburg, 1614 errichtet.

Die sogenannte Prälatur (jetzt Kaplanei) war ein Bau des Klosters Beuron, das in Aach Besitzungen hatte. Dem Kloster Beuron verdankt Aach die 1756/57 angelegte und bis in die letzten Jahre im Gebrauch befindliche Wasserleitung. Von dem im Oberdorf unweit der Aachquelle stehenden Pumpwerk mit hölzernem Getriebe wurde das Wasser in bleiernen Deicheln hinauf in die Stadt gedrückt und speiste dort den Hauptbrunnen in der Mitte des Ortes und einen zweiten im Prälatenhof.

Das Städtlein war von einer Mauer umgeben, an welche die Häuser des äußeren Ringes angebaut waren. Der Stadtplan zeigt eine ziemlich unregelmäßige

Digitized by Google

19. Blumenfeld von Osten phot. O. Denzel, Radolfzell

Anlage, deren Straßenführung durch die Höhenunterschiede des Geländes bedingt war.

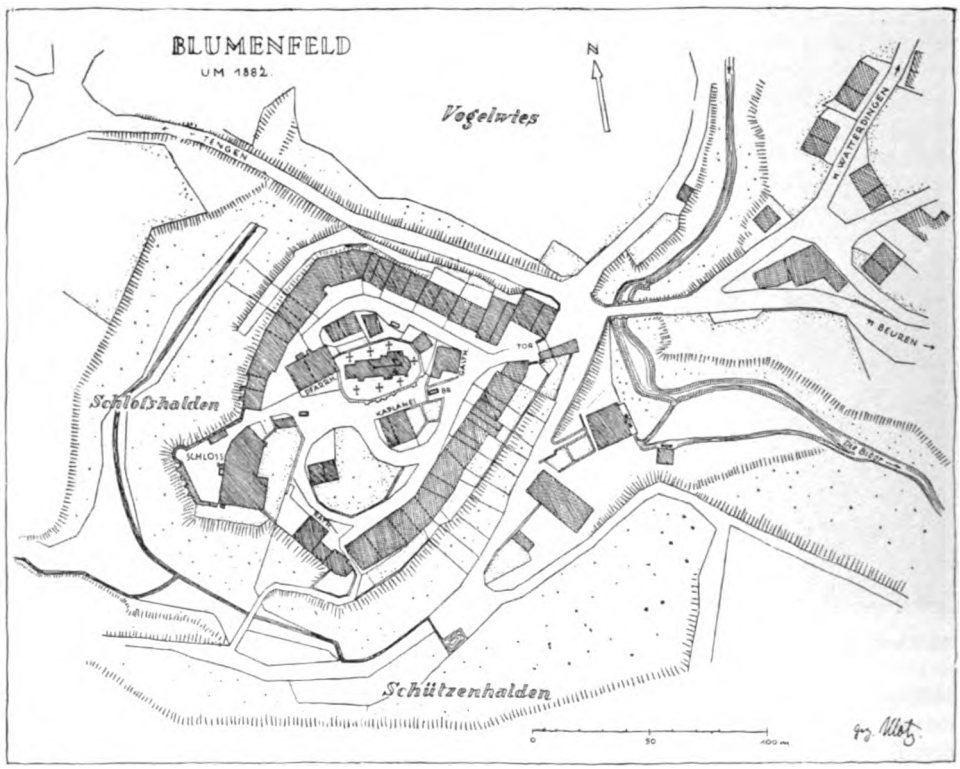
In der Stadt waren zeitweise eine ganze Reihe hegauischer Adelsgeschlechter in eigenen Häusern ansässig. Von diesen Häusern sind, so wenig wie von andern erwähnten, keine mehr vorhanden. Besonders im letzten Jahrhundert wurde Aach von Bränden heimgesucht, denen viele der bedeutenderen Bauten zum Opfer fielen. Der letzte große Brand war am 13. Oktober 1883, durch den auch ein Teil des Rathauses mit dem Bürgersaal zerstört wurde.

Um 1800 zählte man in Aach 501 Einwohner und 106 Gebäude, darunter 10 Wirtschaften. Das Wappen von Aach zeigt einen habsburgischen Löwen mit drei sechsstrahligen Sternen zwischen den Pranken.

Oberhalb der Aachquelle befinden sich Ruinenreste des „alten Turms", über dessen Geschichte aber nichts bekannt ist.

Blumenfeld. Das Schloß und Städtchen Blumenfeld liegt in einem Talkessel auf einem runden Hügel, der ringsum von tiefen Schluchten umgeben ist, die von der Biber oder ihren Zuflüssen durchrauscht sind. Blumenfeld war ursprünglich (um die Mitte des 14. Jahrhunderts erstmals genannt) ein dem Kloster Stein a. Rh. gehörender altbambergischer Besitz, der an die Klostervögte von Klingen und dann an die Herren von Klingenberg gekommen war. 1463 wurde die Burg an die Herren von Bodman-Jungingen verpfändet und 1488 um 12000 Gulden wieder ausgelöst. Die Herren von Klingenberg konnten ihren Besitz aber nicht halten und verkauften ihn unter Vorbehalt des Rückkaufs um 18000 Gulden an die Deutschordenskommende Mainau. Komthur auf der Mainau und zugleich Landkomthur der Ballei Elsaß-Burgund war damals Wolfgang von Klingenberg, ein Bruder der Besitzer von Blumenfeld. Seit dieser Zeit war die Herrschaft Blumenfeld eine der wichtigsten Besitzungen der Kommende

Digitized by Google



20. Blumenfeld, Stadtplan

Mainau, bis sie 1806 im neugebildeten Großherzogtum Baden aufging. Die Herrschaft Blumenfeld, wozu auch als österreichisches Lehen Tengen-Hinterburg gehörte, wurde von einem Obervogt verwaltet. Die Markt- und Blutbannrechte waren schon den Klingenbergern 1449 und 1489 von Kaiser Friedrich III verliehen worden.

Das heute noch erhaltene Schloß diente als Amthaus der Deutschordensvögte. Es wurde an der Stelle der früheren Burg vom Deutschorden erbaut. Der ältere Teil auf der Südseite wurde 1515 errichtet; die Formensprache der Portale ist spätgotisch. 1578—1582 erfolgte eine Vergrößerung nach der Stadt zu. Das ganze Schloß wurde umgebaut, so daß es heute den Eindruck eines Renaissancegebäudes macht. Das Verbindungsglied zwischen den beiden Flügeln, deren Geschoßlagen gegeneinander verschoben sind, bildet der Turm mit der Wendeltreppe. Das Wappen des Landkomthurs Hugo Dietrich von Hohenlandenberg und des Komthurs Werner Schenk von Stauffenberg kennzeichnet die Bauteile dieser zweiten Bauzeit. (Das Pfarrhaus hat dasselbe Wappen über der Türe.) Besonders bemerkenswerte einzelne Bauteile des Schlosses sind der hübsche Renaissanceerker von 1578 auf der Stadtseite und der schöne, reichverzierte, figurengeschmückte Kamin von 1579 im 2. Obergeschoß. Am Äußeren sind um die Fenster noch Spuren schwarz-weißer Bemalung zu sehen.

Die Kirche, inmitten des ummauerten, hochgelegenen Friedhofs, ist in ihrer heutigen Gestalt ein Neubau vom Anfang unseres Jahrhunderts. Der gotische Turm der alten Kirche wurde, allerdings nach völliger Veränderung und Überarbeitung stehen

Digitized by Google

21. Blumenfeld
Stadttor von außen
phot. P. Motz, Konstanz

22. Blumenfeld
Deutschordensschloß
phot. P. Motz, Konstanz

gelassen. Die ältere Kirche war ein schlichter Bau. Der Turm endigte in ein Satteldach mit Zinnengiebeln, eine Form, die im Hegau (z. B. Riedheim und Tengen) üblich war. Durch den Neubau der Kirche, den belanglosen Bau des Krankenhauses und durch einen Brand vor wenigen Jahrzehnten, der in die geschlossene Häuserreihe der Südseite eine Lücke riß, hat das ungemein reizvolle Bild stark gelitten. Das Städtchen hat nur einen Zugang über die Biberbrücke mit dem Standbild des hl. Nepomuk. Durch ein überbautes malerisches Tor gelangt man ins Innere. Das stattliche Vortor mit den zwei Rundtürmen ist in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts abgebrochen worden. Beim Weiterschreiten folgen wir links dem Weg der Häuserreihe entlang — die Treppe wurde erst beim Kirchenneubau angelegt — und stehen nach einer Weile im Zwinghof vor dem Schloß, wo die Komthure die Huldigung entgegennahmen. 1813 hatte das Städtchen 178 Bewohner, die in 28 Häusern wohnten. Heute zählt es 388 Bewohner, worin allerdings die Insassen der Fürsorgeanstalt im Schloß und des Krankenhauses inbegriffen sind.

Tengen. Die bestehende politische Gemeinde Tengen setzt sich aus drei Teilen zusammen: Tengen-Stadt, Tengen-Dorf und Tengen-Hinterburg. Das Dorf liegt im Tale unterhalb des Wannenberges. Auf einem noch tiefer gelegenen Höhenrücken, zu dessen beiden Seiten sich Bachtäler hinziehen, ist die Stadt angelegt. Die Hinterburg, für Fuhrwerke allein von der Stadt her zugänglich, nimmt den Platz auf dem Ende des Höhenrückens ein, der steil nach allen drei Seiten in Schluchten abstürzt. Nur ein Fußweg ermöglicht den Aufstieg aus der Tiefe.

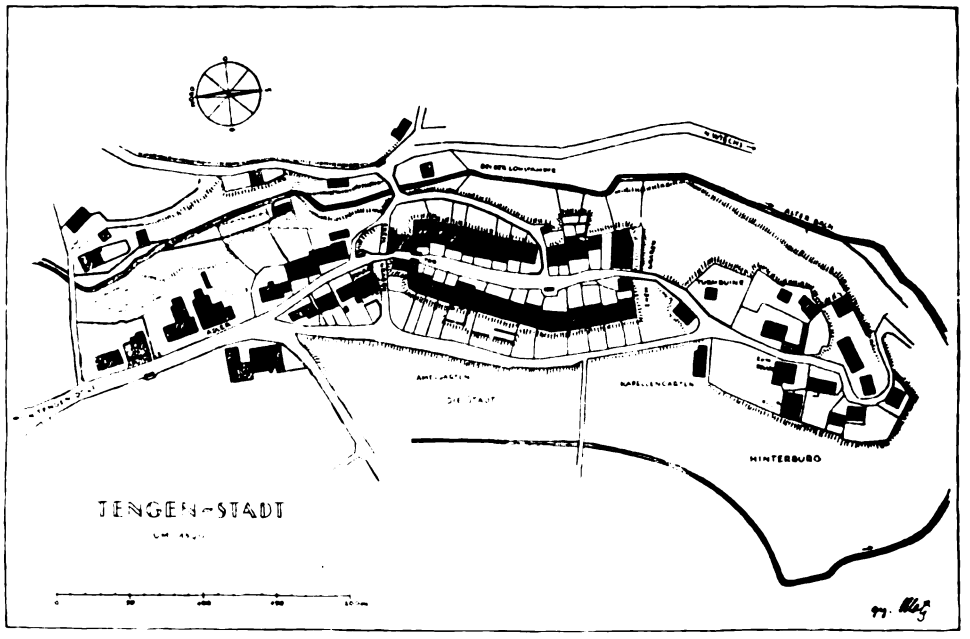
Der älteste Teil dürfte die Hinterburg sein, einst der Sitz des im 16. Jahrhundert ausgestorbenen Dynastengeschlechts von Tengen. Die Hinterburg war von der Vor-

Digitized by Google

23. Blumenfeld, Stadttor von innen phot. P. Motz, Konstanz

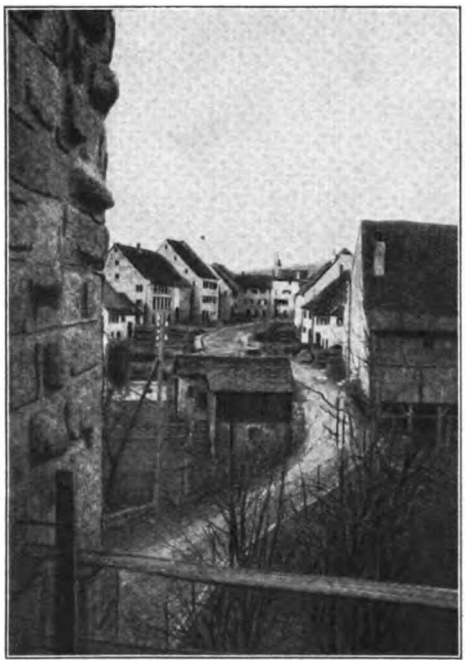
burg (Stadt) durch Tor und Graben getrennt. 1441 wurde die Burg zerstört und nicht wieder aufgebaut. Nach dem Rest des hohen Quaderturmes zu schließen, muß die Hinterburg eine bedeutende Burganlage gewesen sein. (Die Darstellung in der Chronik Edlibachs ist natürlich ein Phantasiegebilde.) Der Hinterburg wurden bereits 1291 Stadtrechte verliehen. Ob, wie verschiedentlich angenommen wird, das Städtlein der Hinterburg und die Vorburg (die Stadt Tengen) zwei verschiedene Begriffe waren, ist sehr zu bezweifeln. Es ist eher anzunehmen, daß die Stadt, die unmittelbar unter dem Turm der Hinterburg lag, als Vorburg der Hinterburg Stadtrechte erlangte und nach dieser benannt wurde.

Die Hinterburg und „das stettelin darunter" sind im Anfang des 14. Jahrhunderts im Besitz von Österreich, während die Herrschaft Tengen mit der vorderen Stadt im Besitz der Herren von Tengen blieb. Die Hinterburg kam als österreichische Lehen zur Herrschaft Blumenfeld. Von da an ist nie mehr von einer Stadt Hinterburg die Rede. Die Grafen von Tengen hatten seit 1422 auch die Grafschaft Nellenburg inne. 1522 verkauften sie die Herrschaft Tengen an Österreich und 1534 wurde sie mit der Land-



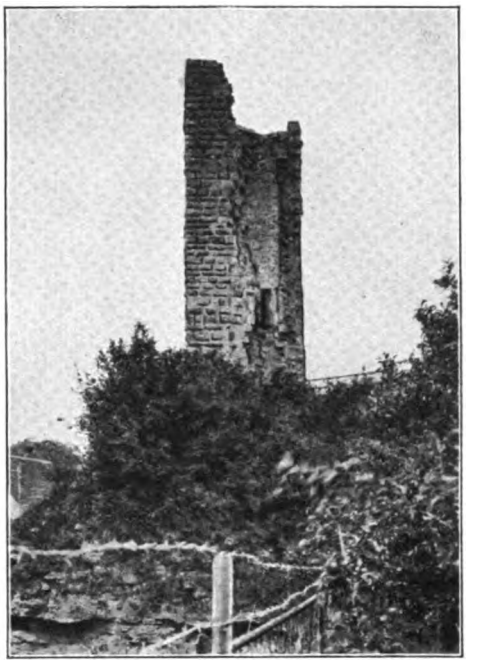
24. Tengen, Stadtplan

Digitized by Google



25. Tengen-Hinterburg, Blick von der Ruine ins Städtlein

phot. P. Motz Konstanz



26. Tengen-Hinterburg, Ruine

grafschaft Nellenburg vereinigt. 1663 verkaufte Erzherzog Sigismund von Österreich die Herrschaft Tengen an den Reichsfürsten Johann Weikard von Auersberg. 1664 wurde sie zur gefürsteten Grafschaft erhoben. 1806 kam sie dann an Baden, das 1811 vom Fürsten Auersberg auch die Eigentumsrechte um 60000 Gulden erwarb. Tengen-Stadt hatte als Sitz der fürstlichen Verwaltung einige Bedeutung gehabt, wenn es auch nach den Angaben Kolbs 1816 nur 23 Gebäude und 154 Einwohner aufwies.

Tengen-Stadt wird von einer einzigen Straße gebildet, deren Häuserreihen, wie überall in der alemannischen Gegend mit dem Dachfirst der Straße gleichgerichtet sind. Zwei Tore, von denen eines mit einem zwiebelgeschmückten Dachreiter noch erhalten ist, schließen den Straßenraum ab, der in seiner Weite genug Raum für den Markt bot. Zu Tengen-Hinterburg, das wenige Häuser umfaßt, gehört eine St. Georgskapelle, die nach der Zerstörung der Burg an Stelle der früheren Burgkapelle erbaut sein soll. Sie ist eine Tochterkirche der Pfarrkirche in Tengen-Dorf.

Die Pfarrkirche im Dorf, ein Quaderbau, zugleich auch Pfarrkirche der Stadt und der Hinterburg ist über dem Dorf gelegen. Sie enthält Bauteile aus der Übergangszeit des 13. Jahrhunderts. Eigenartig sind die kleinen, schlitzartigen Fenster des Langhauses, welche die Vermutung nahelegen, daß die Kirche mit dem alten Friedhof darum, dessen jetzige Mauer allerdings später ist, als eine Art von Befestigung den Dorfbewohnern als Zuflucht gedient haben mag. Der gedrungene Kirchturm mit Staffelgiebeln, deren Form jedoch nicht ursprünglich ist, und mit spätgotischem Maßwerk in den Fensteröffnungen des Glockenstuhls, wird in Kürze, nach beendetem Umbau der Kirche verändert werden.

Digitized by Google

27. Tengen, Stadttor von außen — phot. P. Motz, Konstanz

28. Tengen-Stadt, Blick auf das Tor von innen — phot. P. Motz, Konstanz

Digitized by Google

Seit der neuesten Zeit verlegt sich der Schwerpunkt der Entwicklung von Tengen mehr ins Dorf gegen die Stadt zu, wo Raum zur Bebauung vorhanden ist.

In dieser kurzen Zusammenstellung wurde versucht, die Entstehung und Geschichte der vier Hegaustädte, durch bildliche Darstellungen verdeutlicht, zu behandeln. Alle Orte sind verhältnismäßig unberührt geblieben von den größeren Veränderungen, welche seit mehr als einem halben Jahrhundert Industrie und Verkehr mit sich gebracht haben. Ihre einheitliche Erscheinung ist mit der Landschaft verwachsen und im Aufbau durch sie bedingt. Auch bei diesen kleinen und kleinsten Stadtgebilden kann man das sichere Gefühl bewundern, mit dem ihre Erbauer es verstanden haben, die Gegebenheiten der Natur und die zweckgebundene Schöpfung der Menschenhand zu einem harmonischen Bild zu gestalten.

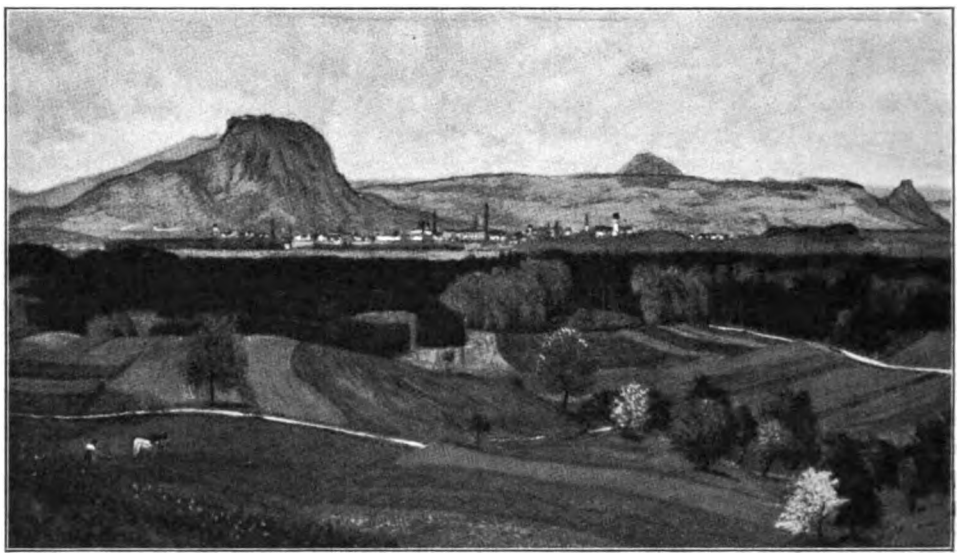
An den Schluß dieser Ausführungen seien die Worte Georg Dehios gestellt: „Eine köstliche Eigenschaft der alten deutschen Stadt ist ihre physiognomische Mannigfaltigkeit. Eine jede ist sozusagen eine Persönlichkeit. Und nicht nur so, daß jedes Stadtbild sich von jedem andern unterscheidet, sondern auch so, daß der Ortsgenius jedem einzelnen Gebäude seinen Stempel aufdrückt."

Literatur

Kolb, J. B., Historisch-statistisch-topographisches Lexikon von dem Großherzogtum Baden 1813—1816. — Kraus, F. X., Kunstdenkmäler Badens, Kreis Konstanz. 1887. — Krieger, A., Topographisches Wörterbuch des Großherzogtums Baden. 1904—1905. — Merian, Topographia Sueviae. 1643. — Hecht, J., Der romanische Kirchenbau des Bodenseegebiets. 1928. — Schuster, E., Die Burgen und Schlösser Badens, Hegau. — Heunisch, A. J. B., Das Großherzogtum Baden. 1857. — Hedinger, G., Die Landschaften und Vogteien im Gebiet des Kantons Schaffhausen. 1922. — Albert, P., Geschichte der Stadt Radolfzell. 1896. — Roth v. Schreckenstein, Die Insel Mainau, Geschichte einer Deutschordens-Commende. 1873. — Barth, J., Geschichte der Stadt Engen. 1882. — Badenia I. 1859. Reich, L., Aus den Zeiten des Dreißigjährigen Krieges. — Mayer, A., Aus der Geschichte der Stadt Aach im Hegau. 1911. — Roth v. Schreckenstein, Das Städtchen Aach im Hegau. Zeitschr. f. d. Gesch. d. Oberrheins, 22. Bd. 1869. — Roth v. Schreckenstein, Zur Geschichte der ehem. Stadt Thengen-Hinterburg. Zeitschr. f. Gesch. d. Oberrheins, 25. Bd. 1873. — Stoll, Fr., Amtsbezirk Blumenfeld. 1855. — Grisebach, A., Die alte deutsche Stadt. 1930.

Die Unterlagen für die Stadtpläne sind dem Entgegenkommen des Wasser- und Straßenbauamts zu verdanken.

Digitized by Google



1. Singen im Kranz der Hegauberge (Gemälde von H. Lotter, Reichenau)

Singen am Hohentwiel

Von Albert Funk, Singen a. H.

Zwei Umstände haben Singen in der weiten Welt bekannt gemacht: Zum ersten die vorteilhafte Lage zu Füßen des Berges Hohentwiel, den die Stadt in ihrem Namen führt; zum zweiten die Herstellung der Würze, welche die Maggi-Fabrik in musterhafter Weise hier betreibt.

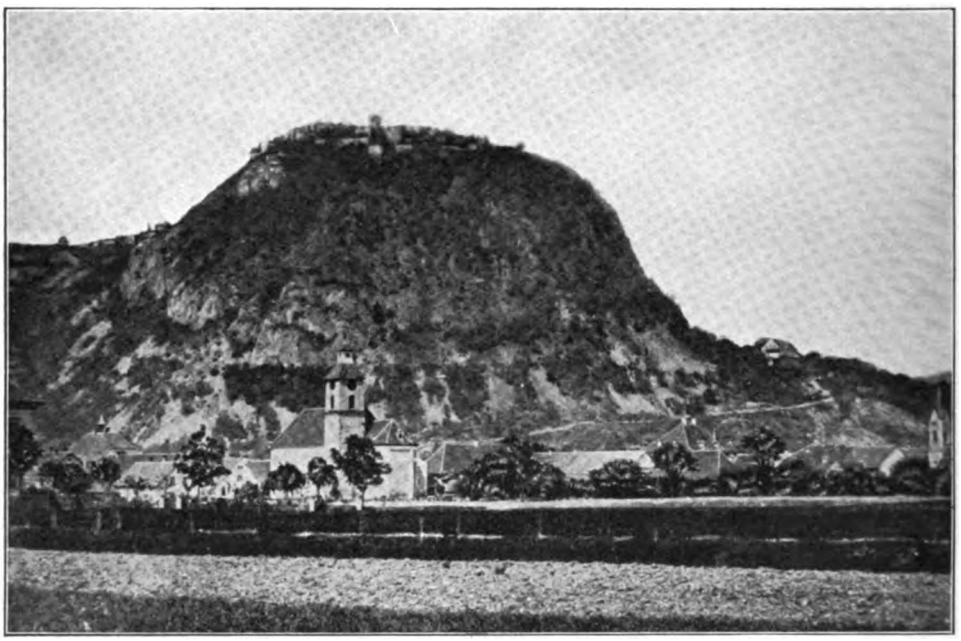
Der Hohentwiel ist der Stolz der Landschaft. Wer kennt ihn nicht, den Berg Ekkehards und der Hadwig, die Scheffel besungen hat? Die Schwaben nennen ihn ihren Berg; er war kultureller Mittelpunkt in Alemannien. Er ist geworden in gärenden Erdenzeiten aus Feuersgluten und steht heute da als Herrscher über seine Vulkangesellen, geadelt von Sage und Geschichte. Alljährlich ist er das Ziel vieler Erdenkinder, die ihre im Alltag verstaubte Seele reinwaschen in Sonne und Himmelsbläue oder im Nebelgerieſel, das wogend um seine Kuppe streicht. Viele danken dem Berg für beseligende Stunden stiller Einkehr. Wer von jenen, die im Jugendübermut ihn erstmals sahen, vielleicht als Klassenwanderziel, kehrt nicht gern zu ihm zurück in reifen Jahren, sich hier wiederfindend auf froher Kindheit Spur? Ob wir kommen im Zauber eines lichtdurchfluteten Maientages, wenn Steinkraut und Zwerghabichtsblume die Felsenwände in lauterem Gold erstrahlen lassen, oder ob wir wandern in der gedämpften Glut eines balsamischen Spätsommertages, wenn die Mittagshänge ins lieblich blaue Gewand des würzigen Ysops sich kleiden, immer schenkt der Berg in gleicher Weise, der Jugend wie dem Alter, dem Armen wie dem Reichen, wenn nur die Seele abgestimmt ist auf die Wunderwelt: Ausblicke auf erhabene Firnenpracht, nach des Sees lieblichem

Digitized by Google

2. Singen und der Hohentwiel 1799 (Nach A. Weiß, Stuttgart)

3. Gasthaus Hohentwiel und Ruinen der Burg (Nach einer alten Zeichnung von H. Bach)

Digitized by Google



4. Singen um 1880 (Kirche mit altem Turm und Friedhof) phot. Ott, Singen

Kleinod, auf grünende Auen und wogende Felder und in die weite Runde der andern Berggestalten. Wer hier suchen geht nach Geheimnissen, der findet mancherlei Schätze: schöne Steine, seltene Pflanzen und merkwürdiges Getier. Wer ein Sonntagskind ist, und, ohne zu stolpern, zu träumen versteht, dem erscheint auf verstohlenem Pfade auf einmal das Märchen. Es gibt eine Stelle, da tanzt im Hochsommer der Goldelfen Schar in einer Symphonie des Lichts: golden die satte Blüte der Färberkamille, der Nachtkerze, des Fettkrauts, der Habichtskräuter; strahlend in gelbem Glanz Hahnenfuß und Färberwaid. Um nicht zu stören, kommen sonst grünbefrackte Käfer und der Zünsler, der im Flachland strohfarben herumfliegt, hier in brokatnem Gewande. Vor unberufenem Zutritt warnt in diesem Reich der plötzlich aufschnarrende Heuschreck. Über all der goldenen Pracht schweben eilig gelbe Heufalter als flinke Liebesboten.

Rund um den Berg liegt gesegnetes Land. Uralter Kultur- und Siedlerboden seit den Tagen, da der Mensch am Rande des weichenden Gletschereises zu streifen begann, jener rastlos schweifende Wanderer, der in der Petershöhle im Brudertal bei Engen einstmals Unterschlupf gefunden. Steinzeitlicher Jäger und Fischer Werkgeräte sind rings um den Twiel herum gefunden; mancher Horde mag der Berg Zufluchts- und Kultstätte zugleich gewesen sein.

Wo heute die Nordstadt Singen sich ausdehnt, auf jener Kies- und Sandterrasse, an der die Aach vorbeifließt, dort, wo auch heute wieder die Ruhestätte der Toten ist, hat schon einmal in vorgeschichtlicher Zeit ein weites Gräberfeld bestanden: Hocker-, Urnen- und Keltengräber, bis zu denen der frühen Germanen. Spuren der Römer sind auf Singener Gemarkung gefunden und mit der Völkerwanderung sind die Alemannen gekommen und haben den Boden unter ihre Sippen aufgeteilt. Zu den Kämpfen des

Digitized by Google

5. Alter Winkel in Singen phot. Ott, Singen

Jahres 378 berichtet Ammianus Marcellinus vom Stamm der Lenzer (Lentienses) in der Bodenseegegend, der im Februar jenes Jahres über den gefrorenen Rhein gegangen, den Römern nachgezogen, von ihnen aber bei Horburg im Elsaß geschlagen worden sei. Wenn man Ammians Schilderung dieses Feldzugs liest, so möchte man bei Erwähnung der „steilen Bergkegel", auf die sich die Flüchtlinge zurückgezogen, gern an die Kuppen unseres Hegaus denken.

Da, wo in Singen Walter-Rathenau- und Bahnhofstraße zusammentreffen, hat eine frühe alemannische Sippe ihre Toten in Reihengräbern bestattet. Ein zweiter, auch noch der heidnischen Zeit angehörender Friedhof scheint im Nordwesten, im Gebiet der Hohenkräher- und Waldstraße zu liegen. Die Tatsache zweier Gräberfelder läßt auf eine beträchtliche Ausdehnung der frühalemannischen Markung Singen schließen, und eine weitere Stütze findet diese Annahme darin, daß jene Amtshandlung, durch welche der Ort 787 zum erstenmal als Sisinga villa in einer St. Galler Urkunde genannt wird, hier vollzogen wurde, und daß schon bald ein Singener Adelsgeschlecht erscheint, dem die Niedergerichtsbarkeit obliegt. Der Platz mit der Linde am Hohgarten scheint diese alte Malstätte gewesen zu sein, das Gericht der frühen Herrschaft Singen und Mägdeberg, mit den Flecken Remishof und Niederhof, den Orten Arlen und Mühlhausen. Das Hochgericht üben von altersher die Gaugrafen des Hegaus, später die Landgrafen, deren bedeutendste Vertreter die Grafen von Nellenburg mit dem Sitz bei Stockach und dann ihre Nachfolger, die Grafen von Tengen, gewesen sind.

Angehörige des Edelgeschlechts von Singen nennen sich Herren von Twiel. Mit der von St. Gallen und Reichenau ausgehenden Verbreitung des Christentums wird auch in Singen schon im ersten Jahrtausend eine einfache Holzkirche erstellt worden sein. Rielasingen ist Filiale dieser Kirche[1]. Um 1260 erscheint ein Willelmus als Pfarrherr von Singen, der Kanonikus ist von St. Pelagius auf Reichenau. Die Klöster St. Gallen, Reichenau, Allerheiligen in Schaffhausen und Salem haben in Singen ihre Zinsgüter und Kellhöfe. Besonders St. Gallen erwirbt umfangreichen Besitz, so daß der Ort zum großen Teil in die Abhängigkeit des Klosters kommt. Vom Kloster geht er zu Lehen an den Adel der Umgebung: An die Herren von Fulach, an die Klingenberger, an die von Bodman. Wolf von Bodman verkauft den Ort 1775 an Österreich, von dem er an die Herren von Reischach, von diesen an die Herren von Rost und von da durch Heirat an die Herren von Enzenberg gelangt. Sie sind die letzten Grundherrn von Singen und haben sich um den Ort manches Verdienst erworben. Von 1806 bis 1810 ist Singen württembergisch.

Viel Wechsel in der Herrschaft, unruhige Zeiten, Kriege und Seuchen lasten schwer auf dem armen Ort am Fuß der Feste, in deren böse Händel auch die Bevölkerung mit

[1] Die Angaben z. Gesch. Singens nach Krieger, Topogr. Wörterbuch v. Baden, II. A. Bd. II, 1002.

Digitized by Google

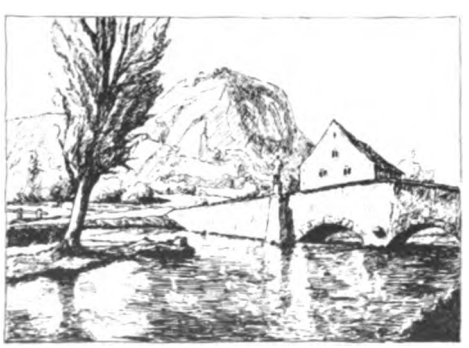
6. Die alte Malstätte am Hohgarten
(Nach einem alten Bild, gezeichnet von E. Schäfer)

7. Enzenberg'sches Schloß
(Zeichnung von E. Schäfer)

hineingezogen wird. Im Mühlenweg und in der Radolfzeller Straße, im Oberdorf und am Niederhof kann man bei Grabungen auf 2 bis 3 Meter Tiefe noch die Brandschichten — oft sind mehrere übereinander — sehen, die von den schweren Zeiten Kunde geben, und nicht selten findet man heute im Weichbild der Stadt, wenn wieder einmal ein Graben aufgerissen, ein Kanal gelegt oder ein Fundament ausgehoben wird, jene Kugeln von Stein und Eisen, von Faust- bis Kopfgröße, als stumme Zeugen einer um so lauteren kriegerischen Zeit, die der Hegau hinter sich hat.

In den letzten Jahren des 18. Jahrunderts muß die Not in Singen aufs äußerste gestiegen sein. Im Ort plündern und brandschatzen Franzosen und nehmen das Letzte, was eine verheerende Viehseuche der geplagten Bevölkerung gelassen hat. Zwei erst kürzlich wiedergefundene Votivtafeln führen die Schrecken jener Tage mit aller Deutlichkeit vor Augen. Zu all der Not muß dann die Bevölkerung zusehen, wie die stolze Burg auf dem nahen Berg in Trümmer geht. Am 1. Mai 1800 finden im katholischen Pfarrhaus in Singen die Übergabeverhandlungen zwischen dem französischen Bevollmächtigten Vandamme und den beiden Hohentwieler Kommandanten, Bilfinger und von Wolff, statt. Trotz gegebenen Ehrenworts, sie unversehrt zu lassen, wird die Burg einige Monate später gründlich zerstört.

Bescheiden ist die Rolle, die das Dorf Singen zu Anfang des vorigen Jahrhunderts gespielt hat. 1810 hat es etwa 800 Einwohner und tritt kaum in Erscheinung, während das nahe Hilzingen durch stark besuchte Märkte wesentlich im Vorteil ist. Erst mit dem Anschluß an die oberrheinischen Bahnen geht die Entwicklung vorwärts. 1863 geht die Bahn Waldshut - Schaffhausen über Singen nach Konstanz und vermittelt den Hochrheinverkehr (Ostwestlinie). Das Jahr 1866 bringt mit dem Ausbau der Schwarzwaldbahn und der Abzweigung nach Württemberg den Nordsüdverkehr, der in die Schweiz weitergeht. Die günstige Verkehrslage hat eine Reihe von Industrieansiedlungen zur Folge, denen alsbald Singen die



8. Die alte Aachbrücke (Zeichnung von E. Schäfer)

Digitized by Google

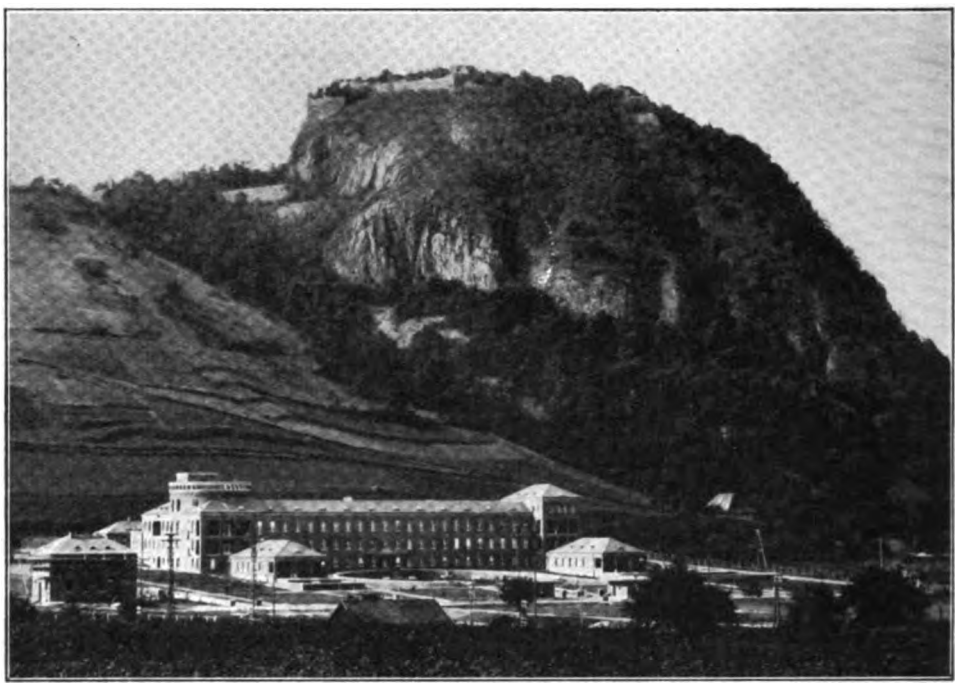
9. Singen vom Flugzeug 1930 (Kunstanstalt H. Sting, Tübingen, Aufnahme von H. Sting jung)

sprunghafte Entwicklung der letzten Jahrzehnte hauptsächlich verdankt. 1899 wird der Marktflecken mit rund 3900 Einwohnern zur Stadt erhoben. Heute zählt diese mit über 15000 Einwohnern zu den mittleren Städten Badens.

Die erste Fabrikgründung in Singen ist eine kleine Baumwollspinnerei (1845). Mit der Verlegung der Maggi-Werke 1887 aus der Schweiz nach Singen fängt der rasche Aufstieg an. 1895 werden ebenfalls von der Schweiz aus die Eisen- und Stahlwerke (Fittings-Fabrik) hier erstellt, 1908 kommt eine Seilfabrik und eine Glasmanufaktur, 1912 ein größeres Aluminiumwalzwerk. Kleinere Betriebe bringt jedes neue Jahr dazu. Ein bedeutendes Gaswerk, das den Hegau weithin mit Gas versorgt und jetzt auch die Elektrizitätserzeugung übernommen hat (Gaselt), entsteht 1925.

Wer heute den Bahnhof verläßt und etwa den Weg nach dem Hohentwiel einschlägt, der kann, sobald er an dem viel zu kleinen Rathaus vorüber ist, noch ein Stück Alt-Singen schauen. Da stehen beim Hohgarten die kleinen Fachwerkhäuschen und solche mit vorspringendem Oberbau und Treppengiebel, putzig, winkelig, unscheinbar. Da stehen auch die ältesten Tafernen des Orts, Kreuz, Krone — Scheffels Herberge — und die Sonne, die sich heute neumodisch, doch mit Wahrung ihrer alten Eigenart, recht nett herausgeputzt hat. Mühlen-, Schmied- und Trottengasse erinnern an alte Zeiten, da die Aach dort Räder treiben mußte und diesseits (Gewann „Ob den Reben") und jenseits ihres Ufers (am Hang des Twiel, wo noch das alte Torkelhaus steht) Wein gebaut wurde. Ein großer Park mit alten, epheuumrankten Bäumen und das massige Schloß der früheren Grafen von Enzenberg retten ein anderes Stück vergangener Zeiten.

Digitized by Google



10. Das neue Singener Krankenhaus, erbaut von Hermann Billing, Karlsruhe phot. Photoklub Singen

Die alte malerische Aachbrücke hat dem Verkehrsgeist weichen müssen, sie ist jetzt in den Stadtgarten hineingekommen, ihre schöne Nepomukfigur ist verschwunden — sie sei ins Wasser gestürzt worden —, sie hat nicht mehr gepaßt in die neue Zeit, denn „die Ratzeburg will Großstadt werden". Über die Aach führt die „kostbare" Scheffelbrücke, darauf die vielstellige Bausumme jene schildbürgerliche Zeit festhält, da nicht nur die Singener, sondern alle Deutschen Millionäre waren. Der Stadtgarten ist wie eine Insel zwischen Aach und Fabrikkanal gelegen, er ist von prächtigen Weiden umsäumt und wird dauernd erweitert, und, wenn einmal die ganze Anlage, wie sie geplant ist, vom verlängerten Rebsteig im Norden bis zur Gartenstadt im Süden beiderseits der Aach ausgebaut ist, wenn Scheffelhalle, Theater und Museum zweck- und stilgerecht dort stehen, dann stellt sich von dieser Seite die Stadt in so vorteilhaftem Licht vor, daß sie keinen Vergleich mehr zu scheuen braucht. Kein „landfremder Zeitgenosse"[1] ahnt es dann, daß ehemals und vor gar nicht langer Zeit dort die „Gansäcker" gestanden haben, wo die Dorfliesel wie Hadumoth zu Hadwigs Zeiten ihre schnatternde Schar gehütet hat.

Östlich an die Altstadt schließt sich die Neustadt an. Scheffel- und Ekkehardstraße als Hauptverkehrsadern tragen durchaus neuzeitliches Gepräge: Schaufenster an Schaufenster, Tag- und Nachtreklame. Zwischendrin und drum herum Bilder des Werdens. Hier wird gebaut, dort eingerissen und wieder modisch herausgeputzt. Ganze Straßenzüge erstehen und ganze Stadtviertel in kürzester Zeit, im Norden, Westen und Süden. Geschäfte tauchen auf, manche verschwinden wieder, und da und dort begegnet man auf

[1] Prägung von Bürgermeister Blesch, Radolfzell.

Digitized by Google

Firmenschildern bekannten Singener Namen — vermittelnden Gliedern in der Kette vom Alten zum Neuen —. Der Name Ehinger — 47 davon nennt das letzte Adreßbuch — kommt schon 1539 vor, 1565 erscheint der Name Reizi; Denzel, Schrott, Hanloser, Waibel, Buchegger, Harder, Greiter sind wie noch heute, schon in früher Zeit verbreitet. Solche Namen werden die Wechselfälle des Schicksals überdauern und immer von Alt-Singen Kunde geben, wenn längst das letzte Häuslein des alten Dorfes der Entwicklung einer rücksichtslos über alles schreitenden Zeit zum Opfer gefallen ist.

Es geht rastlos weiter, vorwärts und aufwärts. Die kaum gebaute große Volksschule, der erst das zwergenhafte Rathaus hat dienen müssen, ist längst zu klein; sie erhält einen Ableger in der Waldeckschule. Auch das genügt nicht mehr; in der Südstadt entsteht die neue Zeppelinschule mit weiteren Ausbaumöglichkeiten. Die 1902 gebaute Realschule wird Oberrealschule, muß Handels- und Gewerbeschule aufnehmen und deshalb erweitert werden. Eine zweite und eine dritte katholische Kirche werden gebaut; ferner eine neue evangelische Kirche, damit das kleine Kirchlein den Altkatholiken überlassen werden kann. Im früheren, umgebauten Spital läßt sich das neugeschaffene Amtsgericht nieder, und am Fuß des Hohentwiel entsteht ein schönes, herrlich gelegenes, mustergültig eingerichtetes, großes Krankenhaus. Der Bahnhof ist längst viel zu klein, ein ganzes Güterbahnhofviertel wird abgegliedert. Ein großes Finanzamt entsteht. Die Fabriken erweitern beständig; sie erbauen ganze Häuserviertel als Arbeiterwohnungen (Gartenstadt).

Singen ist die Stadt der Arbeit. Aber keine Fabrikstadt im landläufigen Sinn. Das Fabrikviertel ist ganz für sich. Man steht in der Stadt und merkt nichts von Fabriken, wenn nicht just die Sirenen tönen. So, wie die Stadt heute dasteht, zeigt sie das Bild des Werdens mit all den Unebenheiten, die eine rasche Entwicklung mit sich bringt. Wer aber über manches Unschöne wegsehen kann, der übt auch eine „tapfere Kunst". Und wer das und jenes nicht sehen und die Sirenen nicht hören will, der steige hinauf auf den Berg und schaue in die Runde: Hinüber zum Friedinger Schlößchen, eine Stunde entfernt. Wald vom letzten Haus bis fast ans Ziel. Dort der Hohenkrähen. Schön zu wandern auf der Höhe von Berg zu Berg. Zwischen Friedingen, Beuren, Hausen und Schlatt die fischreiche Aach. Dem Twiel jenseits zu Füßen das stattliche Hilzingen, von dem es über den Homboll zum Stoffeln geht. Zwischen Singen und Gottmadingen ist Wald und bis an ihn heran geht die Schweizer Grenze. Und weiter im Umkreis die Dörfer Arlen, Rielasingen, Worblingen, Bohlingen und dahinter der dunkle, baum- und schluchtenreiche Schienerberg, der sich hinzieht bis an den See. Fluß und See und Berg und Wald und zwischen drin eine regsame Stadt, das ist Singen am Hohentwiel.

Digitized by Google

Das Hegau-Museum in Singen a. H.

Von Albert Funk, Singen

Das Hegaumuseum in Singen a. H. ist das jüngste unserer Heimatmuseen. Bei der Gründung der Ortsgruppe „Badische Heimat" im Jahr 1926 wurde der Plan zu seiner Erstellung gefaßt und zur diesjährigen Landestagung in Singen kann ein Teil (Prähistorische Abteilung), untergebracht im hiesigen Stadtbauamt, bereits besichtigt werden.

Dank bereitwilligen Entgegenkommens des Badischen Landesmuseums (Direktor Dr. Rott), des Museums für Urgeschichte in Freiburg i. Br. (Geh. Rat Prof. Dr. Deecke und Dr. Kraft) und des Schweizer Landesmuseums in Zürich (Prof. Dr. Viollier) konnte die für Singen vorerst wichtigste vor- und frühgeschichtliche Abteilung zur Aufstellung gelangen.

Den Grundstock der Sammlung gaben die Funde aus alemannischen Reihengräbern, die Gustav Müller seit langem aufbewahrt hat; dazu kamen jene Funde, die seit 1927 im Gebiet der Widerhold-Remishof-Oberdorfstraße gemacht wurden. Eine beträchtliche Erweiterung fand dann statt durch die Grabungen, die auf Veranlassung des Ausschusses für Ur- und Frühgeschichte Badens durch Dr. Kraft im Herbst 1929 im keltischen Gräberfeld zwischen Oberdorf- und Remishofstraße ausgeführt wurden.

Mit einzelnen Fundstücken vom Petersfels und den von der antiquarischen Gesellschaft in Zürich überlassenen Pfahlbaugegenständen ist jetzt die früheste Geschichte hier in einer für ein Lokalmuseum immerhin bedeutungsvollen Reichhaltigkeit und Lückenlosigkeit vertreten, so daß es gut möglich ist, einen vollen Überblick über die früheste Kultur der Hegaugegend zu gewinnen:

Ins Magdalenien führt die Rentierstation des Petersfels im Brudertal zwischen Engen und Bittelbrunn. Der Hauptteil dieser Funde, die Oberpostrat Peters-Freiburg, in allerletzter Zeit gemacht hat, ist im Museum für Urgeschichte in Freiburg, wo das Paläolithikum Badens hauptsächlich vertreten ist, ausgestellt.

Wohl mesolithischen Charakters sind Streufunde an den Uferlinien des Bodensees, zu Füßen des Hohentwiel, am Rand der Aachniederung und des Binningersees. Dr. Reinerth-Tübingen hat darauf zuerst die Aufmerksamkeit gelenkt, und höchstwahrscheinlich hat er auch einige mesolithische Siedlungen im Gebiet Höri-Reichenau-Mettnau bereits aufgefunden. Es handelt sich vorerst um Typen kleiner und kleinster Werkzeuge (Azilien-Tardenoisien u. ff.) und Kernstücke aus Feuerstein.

Gut ist im Museum die neolithische Periode vertreten mit Pfahlbaugegenständen: Geschliffene und durchbohrte Beile und Hämmer, Feuersteinartefakte und solche aus Knochen. Dazu kommen Gewebe, Früchte und Sämereien aus der Station Wangen am Untersee. Abgerundet wird das Bild dieser Kultur durch Stücke einer Landsiedelung aus der Singener Nordstadt und durch eine eigenartige Doppelbestattung in Hockerform (Erwachsenes mit Kind).

Aus der folgenden Bronzezeit sind einige Geräte vorhanden, darunter ein Schwert der frühen Stufe, das beim Bau der Schweizer Bahn in der Nähe von Rielasingen gefunden wurde.

Digitized by Google

Einen Einblick in die Kultur der sog. Urnenfelderzeit vermitteln mehrere Bestattungen, von denen zwei vollständig in ihrer Anlage und mit ihrem gesamten Inhalt in Singen geborgen werden konnten (siehe die Skizze im Aufsatz Dr. Kraft). Eine Siedlung aus dieser Zeit ergab die Allweilersche Kiesgrube nördlich der Uhlandstraße.

Für die mittlere und späte Hallstattzeit kommen Geräte aus Siedlungen und Grabhügeln in Betracht (Schnaitholz, Gottmadinger-, Friedinger Wald).

Besonders beachtenswert ist in unserer Gegend die Auswirkung der La-Tène-Kultur. Ein keltisches Gräberfeld (Helvetier) liegt im Norden der Stadt. Der Spät-La-Tène-Stufe gehören Brandgräber im Bereich der Widerholdstraße zu.

Aus der Römerzeit liegen bis jetzt nur wenige Einzelfunde vor, doch lassen solche auf eine Siedlung im Gebiet der Südweststadt schließen; ferner ist zu hoffen, daß aus benachbarten römischen Baureſten manches hinzukommt.

Schöne alemannische Fundstücke lieferte das Reihengräberfeld beim Bahnhof. Auch hier wird im Lauf der Zeit noch mancher Zuwachs zu erwarten sein.

Besonders wertvoll ist die einzigartige Stufenfolge der Bestattungsbräuche durch die frühen Jahrhunderte: Eine Geschichte der Religion und des Totenkults der Frühzeit.

Neben dieser vor- und frühgeschichtlichen Abteilung soll aber auch die übrige Geschichte und Kultur des Hegaus die nötige Beachtung finden; namentlich der Volkskunde soll der ihr gebührende Anteil zukommen. Weiterhin wird die Naturkunde in geologisch-mineralogischer, botanischer und zoologischer Richtung später vertreten sein. Vielleicht ist es auch möglich, die Entwicklung unserer Industrie, wenn auch nur im Bildmaterial, weiteren Kreisen zur Anschauung zu bringen. So fehlt es an Plänen für die Zukunft und für die Weiterentwicklung unseres Museums keineswegs.

Hohenstoffeln

Wie mit dem Silberstift auf blauem Grund
Sind seine fernen Gipfel eingegraben,
Zwei weiche, dunkle Wogen, die erhaben
Sich eingebettet in des Himmels Rund.

Sie tönen aus dem schweren Grundakkord
Wie Hymnen ihre klaren Wesensmächte
Ins funkelnde Gewölbe heller Nächte
Und rauschen auf als Melodie und Wort.

Den großen Rythmus haben sie gebannt
In ihres Doppelgipfels Zweisamkeit
Und allem Ewigen sind sie verwandt.

Denn ewig wohnt bei Schönheit tiefes Leid:
Die Flanken bluten durch der Menschen Hand,
Die edle Gipfelfuge klagt entweiht.

Paul Sättele

Digitized by Google

Literarisches Schaffen im Hegau

Von Wilhelm Engelbert Oeftering, Karlsruhe

Es wird niemand einfallen, von einer Hegauer Literatur zu reden oder zu schreiben. Trotzdem ist es in einem Heimatbuch nicht bloß angängig sondern geradezu geboten, einmal einen nach innen zusammenfassenden und nach außen absondernden Blick auf das bodenständige Schriftgut zu tun. Solches Unterfangen hilft dazu, die eigene Stelle genauer zu erfassen, in die man hineingeboren oder hineingewachsen ist. Sind uns doch Berge und Flußläufe, die Täler und Hänge teuer mit allem, was sie tragen und in ihrem Schoß beherbergen, sprechen uns doch die Kirchen, Kapellen, Burgen und Wegkreuze mit vertrautem Gruß an, auch wenn er in altertümlicher Sprache geboten wird: warum dann nicht auch die fernen Schriftdenkmäler und literarischen Zeugen unserer Vergangenheit, deren Nachwirkung irgendwie in unserm Blute pulst. Manches mag vergilbt und vergessen sein, unter dem erwärmenden Anhauch volksgenossenschaftlicher Teilnahme gewinnt es neues Leben und vertraute Gestalt.

Die Grenzen freilich dürfen wir landschaftlich nicht allzu eng stecken. Hegau und Bodenseeland gehören nahe zusammen, und noch leichter als Verkehr und Handel gehen geistige Bewegungen her und hin.

Mittelalterliche Kultur war sowieso eine geistige Einheit, in der altheidnisches Germanentum mit kirchlich-lateinischer Bildung verschmolz, bis die christliche Kulturmission den ganzen Körper des Volkes mit neuer Seelenhaftigkeit durchdrang. Die Reichenau war eines der wirkendsten Zentren geistigen Lebens in der Zeit der karolingischen Renaissance. Hier wuchs leicht und anmutig die christlich-römische Kultur in die herbe alemannisch-deutsche hinein und über sie hinaus. Walafrid Strabo, mit 30 Jahren Abt des Klosters, „der feinfühligste und gewandteste Lateiner der Zeit", formt in klassischen Versen eigenes inniges Erleben. Als er fern dem Jugendland seinen Studien oblag, packte ihn das Heimweh, und er gab ihm im Versmaß der sapphischen Ode unverfälschten Ausdruck.

Meine Tränen fließen, denk ich,
wie mir einst so wohl gewesen,
da die Reichenau, die sel'ge,
noch dem Knaben Obdach gönnte.

Rings von tiefer Flut umgürtet
stehst du fest, ein Fels der Liebe,
streuest weit und breit der Lehre
Samenkörner, sel'ge Insel.

Schon in der „Sterbevision seines Lehrers Wettin" besang der Achtzehnjährige die Reichenau. Mit stiller Heiterkeit führt er uns in seinen Klostergarten, wo die schönen und nützlichen Blumen und Kräuter wachsen, denen er im „Büchlein vom Gartenbau" seine Verse widmet. Die Zeilen an Grimald, dem er die Dichtung nach St. Gallen schickt, strahlen voll Impressionismus sommerlichen Zauber aus:

Wenn hinterm Zaune im bescheidnen Gärtlein
du still in deiner Bäume Schatten sitzest,
wo durch des Pfirsichs Laub die Sonne bricht
und ihre Lichter auf dem Boden spielen,
derweilen deiner Schüler muntres Völklein
die Früchte mit dem zarten Flaume sammelt:
da lies dies Büchlein und gedenke mein ...

Digitized by Google

Zweihundert Jahre später lebte das Universalgenie der Reichenau, Hermann der Lahme, Mathematiker, Astronom, Musiker, Historiker und Dichter, der seine lateinischen Verse nach mittelalterlicher Weise sich reimen läßt. Sein

Salve regina, mater misericordiae
vita dulcedo et spes nostra salve!

klingt durch Länder und Zeiten heran zu uns.

*

An die kirchlich-lateinische Kulturblüte schließt sich eine Periode, wo Rittertum und Höfe zu Beschützern und Pflegern der Dichtung wurden. Kam der Minnesang auch von sonnigeren Gefilden, so gedieh er in deutschen Gauen nun doch zu seliger Blüte. Lenz und Liebe waren seine nie genug besungenen Inhalte: echte Empfindung wurde da und dort durch Empfindsamkeit ersetzt, an die Stelle der Kunst trat gelegentlich Künstelei, und Dichtertum wurde zu einer schöngeistigen Bildungsangelegenheit. Aber wer vermöchte sein Ohr den echten Tönen zu verschließen, die die Meister anschlugen, und womit sie die Mitläufer übertönen?

Ein eigenwüchsiger wenn auch kein ganz Großer unter den Minnesängern war Burkart von Hohenfels, von dem achtzehn Lieder erhalten sind. Herrlich ist der Blick von seiner Burg oberhalb Sipplingen über den Bodensee und landeinwärts zum Hegau hin. Landschaftliche Eindrücke und alltägliche Ritterübung speisen sein Lied mit ursprünglicher Bildkraft. Er ist ist ein Jäger, und so geht auch sein sehnender Sinn darauf aus, „Wild zu jagen"; er ist ein Fischer, und sein Herz zuckt nach der Geliebten wie der Fisch im Netz; er kennt den Immenschwarm und weiß, wie das ist, wenn seine Gedanken der Erwählten folgen wie die Bienen der Königin. Das alles ist kein abgegriffenes literarisches Bildmaterial, so wenig wie Anschauung und Rhythmus in seinen Tanzliedern, z. B. in der wohlbekannten „Stadelweise":

Da die Luft mit Sonnengluten
ward beladen und vermischt,
goß das Wasser seine Fluten,
ward der Erde Leib erfrischt,
und in heimlichem Vermählen
ward sie froher Früchte schwanger;
Luft schuf dies; wer kann's verhehlen?
Schauet hin auf Wies und Anger!

Froher Sinn und freier Mut
ist der Erde bestes Gut.

Ritter waren es auch, die das höfische Epos pflegten. Wiederum handelt es sich um eingeführtes Bildungsgut — das stetig gleiche Schicksal deutscher Literatur — und um Eindeutschung fremder Anschauung und Gestalten. Was waren uns König Artur und seine Tafelrunde, was Parzival und Tristan und Isolde, was Erek und Iwein, ehe Wolfram von Eschenbach, Gotfrid von Straßburg, Hartmann von Aue sie uns zu eigen gaben? In den Kreis dieser welschen Stoffe — so ganz anders als die heimischen von Dietrich von Bern, von Siegfried und den Nibelungen — führte Konrad

Digitized by Google

von Stoffeln um 1280 seinen Ritter mit dem Bock Gauriel von Montabel, dem er die empfehlende Bemerkung seiner fremdbürtigen Herkunft schuldig zu sein glaubte:

Von Stoffeln Meister Konrad
hat das Buch gedichtet
und mit Reimen gerichtet;
der war ein werter freier Mann,
zu Hispanien er den Stoff gewann.

Die Abenteuer dieses spanischen Helden, der von seinem Bock begleitet, Riesen und Räuber besiegt und Jungfrauen beschützt — das tat auch sein Nachfahr der Don Quixote noch —, lassen uns heute kühl, aber sie sprechen in ihren 5600 Verszeilen für den Geschmack der damaligen Leserschaft, die solche Dinge so glaubhaft und unterhaltend fand wie unsere Zeit die Kinoromane.

Freilich regte sich auch schon die Reaktion. Gegenüber dem Preis der rohen ritterlichen Kraft, des Draufgängertums und der weltlichen Gesinnung betonten Legende und geistliches Epos die seelische Haltung und die fromme Bewährung in den Gefahren und Nöten der Welt. In dieser Richtung bewegt sich auch das erbauliche Epos von der heiligen Martina des Deutschordensritters Hugo von Langenstein, der um 1300 lebte. In seinem weitschweifigen, auf 33000 Verse angeschwollenen Dichtwerk besingt er elf von den zwanzig Leidensstationen der Heiligen, die sich weigert, dem Apollo zu opfern und deshalb vom Kaiser Alexander zur Märtyrerin gemacht wird. Alemannische Wortformen wie gülle (für Pfuhl), lette (= Lehm), pfulwe (= Pfühl), schupfen (= stoßen) weisen deutlich auf die Ursprungsgegend der Dichtung hin, deren Verfasser später Komtur auf der Mainau war.

Weit kürzer und unterhaltender sind die hübschen Dichtungen des Heinzelin von Konstanz (um 1300), bei dem sich weltliche und geistliche Stoffe verbinden. Am umfänglichsten und verfänglichsten von seinen Werken ist „Der Minne Lehre“ (das man ihm überhaupt absprechen möchte), eine Anweisung zur Verführungs- und Liebeskunst, die sich gereimter Briefe bedient und in der Anwendung der Allegorie (Venus im Taubenwagen, Cupido auf einer Säule stehend) schon renaissancemäßige Züge trägt.

Im Streitgespräch Von dem Ritter und dem Pfaffen dürfen wir zwei Frauen belauschen, die ihre Meinung darüber austauschen, ob ein Ritter oder ein studierter Mann besser zur Minne tauge. Der Dichter läßt die Frage offen. Dagegen findet er in dem Streitgespräch Von den zwein Johannsen gemäß seiner Quelle (Caesarius von Heisterbach) eine humorvolle und befriedigende Lösung. Hier handelt es sich um den Wetteifer zweier Nonnen, von denen die eine den Täufer, die andere den Evangelisten Johannes für ehrwürdiger erklärt, bis ein Traum die beiden Klosterfrauen belehrt und sie sich in christlicher Versöhnlichkeit einigen. Formal steht das Werklein auf ebenbürtiger Stufe mit dem Inhalt; es ist in der sechszeiligen sogenannten Vagantenstrophe kunstvoll abgefaßt. So heißt es choralartig im Prolog an Jesus:

Uns Sieche macht dein Tod gesund
von angstbeladnen Wunden.
Du hast den argen Höllenhund
gefangen und gebunden
und hast uns durch des Meeres Grund
den trocknen Pfad gefunden.

Die religiöse Stimmung der Zeit vertiefte sich inbrünstig in der Mystik, jener Kreuzung von Vergeistigung und schwärmender Sinnlichkeit, die in unserer Gegend

Digitized by Google

ihre feinste Blüte in Heinrich Seuse oder Suso (1295—1366) fand, der dem Hegauer Rittergeschlecht von Berg entstammt, sich aber nach seiner seelenverwandten Mutter, einer geborenen Sus, nannte. Er ist ein visionär schaffender Künstler, ein innerlicher Musiker, ein Lyriker des Gefühls, voll Schwärmerei und Naturinnigkeit. Die entscheidenden Jahre verlebte er im Dominikanerkloster auf der Insel zu Konstanz. Hier entstand sein „Büchlein von der ewigen Weisheit", das meistgelesene Andachtsbuch des Mittelalters in Gesprächen zwischen dem gottsuchenden Menschen und der ewigen Weisheit.

Im folgenden Jahrhundert schrieb zu Konstanz Ulrich Richental, ein gebildeter, vermöglicher und weitgereister Bürger (gestorben 1437), die Chronik des weltberühmten Konzils und ließ sie mit kulturgeschichtlich und wappenkundlich aufschlußreichen Bildern schmücken.

*

Überhaupt tritt jetzt die Literatur in ihr ausgesprochen bürgerliches Zeitalter. Der Gelehrte, der Humanist, der Kenner und Wiederwecker des klassischen Altertums ist nun auch der Dichter. Aber er bedient sich der römischen Sprache und lateinischer Versmaße. Ein Vertreter dieser Richtung, ein Zeit- und Gesinnungsgenosse der Reuchlin, Melanchthon, Zasius ist Philipp Engelbrecht, der sich nach seiner Heimat Engen später Engentinus nannte. Nachdem er in Wittenberg studiert hatte, kam er 1514 nach Freiburg und schrieb ein wohlgelungenes lateinisches Lobgedicht auf die schöne Breisgaustadt.

Längs der Mauern strömt in schäumigen Wogen die Dreysam
durch die blumige Flur windend die fischreiche Flut;
auch ein Arm in geräumige Straßen kunstvoll geleitet
fließt erquickend und kühl an den Gebäuden vorbei.

Unser Landsmann wurde 1516 Professor an der Universität, starb aber schon 1528, nachdem er noch eine poetische Legende über den heiligen Lampertus verfaßt hatte. — Ein weiteres lateinisches Carmen zum Preise von Freiburg besitzen wir von dem Pfullendorfer Magister Johann Pedius Tethinger (1538).

*

Die Ereignisse der Zeit fanden ihren Niederschlag in gereimten Zeitungen, in historischen Volksliedern, die von einem meist nicht näher bekannten Teilnehmer der kriegerischen Taten den Freunden zunutz, den Feinden zutrutz in Reim und Weise gebracht wurden. Der poetische Wert ist unbedeutend, aber Anklänge an das Volkslied und der bärbeißige soldatische Humor geben diesen versifizierten Chroniken einen eigenen Charakter. Solcherart sind auch die vier Lieder auf die Belagerung des Hohenkrähen, als Georg von Frundsberg 1512 gegen die Hegauer Raubritter vor die Feste rückte.

Ein' Tag tät man entbieten
gon Zell am Untersee,
ob man es brächt zum Frieden,
sonst wär kein Feiern meh.

Das Schloß das müß zerbrechen
und wär es noch so fest,
ihrn Übermut wollt man rächen,
der Kräh zerstören ihr Nest.

Digitized by Google

Voll Laune schildert eine andere Fassung die Geschütze der Belagerer:

Die Singerin singt den Tenor,
die Nachtigall den Alt im Chor,
Scharf-Metz den Baß mit Schalle,
die Schlang warf den Diskant darein,
gefall es, wem's gefalle!

Auf historischem Gebiet brachte die Mitte des 16. Jahrhunderts ein vielseitiges, in seinem vollen Wert erst spät erkanntes Werk in der Chronik derer von Zimmern (bei Meßkirch). Es handelt sich da um weit mehr als nur um eine Familienhistorie; sie weitet sich zu einem breiten kulturhistorischen Gemälde der Zeit und der Gegend. Sie bringt nicht nur geschichtliche Nachrichten, sondern auch Sagen, Gespenster- und Hexenberichte, viele Schwänke, Anekdoten, Sprichwörter, Beiträge zur Rechts- und Sittenkunde, Darstellung des häuslichen und öffentlichen Lebens. Es steckt viel derbe Realistik in dem Buch, das nichts von Zimperlichkeit weiß. So ist die Zimmernsche Chronik „die reichste Schatzkammer für deutsche Kulturgeschichte in der frischen und kernigen Sprache des 16. Jahrhunderts", denn sie ist, wie Uhland geschrieben hat, „vom frischen Hauch volksmäßiger Überlieferung berührt".

Es ist nicht uninteressant, daß zwischen einzelnen Schwänken der Zimmernschen Chronik und bekannten Streichen der Schildbürger eine nahe literarische und Wesensverwandtschaft besteht. In der Tat weisen die Sprachformen des „Lalebuchs", wie die Schildbürgergeschichten in ihrer ersten Fassung (1597) heißen, auf alemannisches Gebiet hin, das man in der Nähe des Bodensees suchen darf. Und es ist kein Schimpf für die Bewohner dieser Gaue, daß man ihnen Beziehungen zu den Laleburgern zutraut. Denn diese waren einstmals so gescheit, daß sie immer nach auswärts zu Ratsversammlungen geholt wurden. Um dieser Unbequemlichkeit zu entgehen, beschlossen sie, lieber ein närrisches und albernes Wesen anzunehmen. Das glückte dann aber so gut, daß ihnen die Narretei zur zweiten Natur wurde. Es geht eben nichts über alemannische Gründlichkeit.

*

Der Dreißigjährige Krieg und die schwere Folgezeit brachten viele geistige Regungen zum Schweigen. Erst das 19. Jahrundert führt den Hegau wieder zur Mitarbeit an der deutschen Literatur. Da grüßt des Freiherrn von Laßberg ehrwürdige Gestalt vom Meersburger Schlosse her alle, die sich um die Wiederbelegung unserer vaterländischen Vergangenheit bemühen. In ihren Reihen steht auch Otmar Schönhuth, damals württembergischer Pfarrer auf dem Hohentwiel. Er gab die Hohenemser Handschrift des Nibelungenliedes heraus, welche Laßberg gehörte; er schrieb eine noch heute lesenswerte Chronik der Reichenau, ferner ein Büchlein über Konrad Widerhold und den Hohentwiel (1833) und vier Hefte über die Ritterburgen des Höhgaus (1834). Ja, durch seine Liebe zu Land und Leuten bewogen, verfaßte er unter dem Decknamen F. H. Othmar ein Volksdrama „Kätchen von Engen oder Widerhold auf Hohentwiel" (1836) im Geschmack des romantischen Ritterstücks. — Seinen wahren Dichter erhielt der Hegau in Viktor Scheffel, den nicht nur literarische, sondern verwandtschaftliche Fäden mit unserm Gebiet verbinden. Seine Gestalt wird an anderer Stelle gewürdigt, so daß es hier genüge, seinen Namen zu nennen. Im Hegau beheimatet ist der Landwirt und volkstümliche Poet Eduard Presser (1842—1911), der nicht nur sein Heimatdorf Riedheim und dessen Umgebung in begeisterten, wenn auch kunstlosen Strophen besingt, sondern den überhaupt das Bauerntum und alle möglichen großen und kleinen Ereignisse zu teilweise mundartlich gefärbten Reimen bewegen. In drei Heften sind 1894,

Digitized by Google

1902 und 1911 seine „Ländlichen Gedichte“ erschienen. — Des Komponisten Robert von Hornstein liebenswürdige „Memoiren“ (1908) dürfen hier nicht übergangen werden, nehmen sie doch ihren Ausgang vom heimatlichen Boden — während die Dichtungen seines in München lebenden Sohnes Ferdinand von Hornstein (geb. 1865) allgemeine, große Themen behandeln, z. B. das Drama „Buddha“ (1898).

Von den zahlreichen neueren deutschen Dichtern, die sich an den schönen Gestaden des Bodensees niederließen, z. B. Hermann Hesse, Ernst Bacmeister, Wilhelm von Scholz, Emanuel von Bodman, Erich Scheurmann u. a., hat der eine und andere auch tiefere Beziehungen zum Hegau angesponnen, die dichterische Frucht trugen; keiner von ihnen mehr als Ludwig Finckh, der für die Erhaltung der unverwüsteten Schönheit des Hohenstoffeln in einen tapfern Kampf eintrat, und der in seinem neuen Roman „Urlaub von Gott“ sein inniges Verwachsensein mit diesem Boden bekundet.

Auch Emil Strauß, der große Erzähler, empfing tiefe Eindrücke von diesem Landstrich, sowohl während seines Aufenthaltes in Überlingen als später in Mahlspüren, die damals in seiner kostbaren Erzählung „Der Engelwirt“ und in seinem persönlichkeitsstarken Drama „Hochzeit“ ein Echo fanden. — Noch stärker und unmittelbarer war der Nachhall bei Norbert Jacques, der in seiner psychologisch gehaltvollen Erzählung „Der Trotzturm“ einen tatsächlichen Vorfall aus neuerer Zeit vertiefte und in der Charakterzeichnung des von einer formal gehandhabten Justiz in die Enge getriebenen Eisenkopfs einen alemannischen Typus umriß, der gewiß ein echter Hegauer ist.

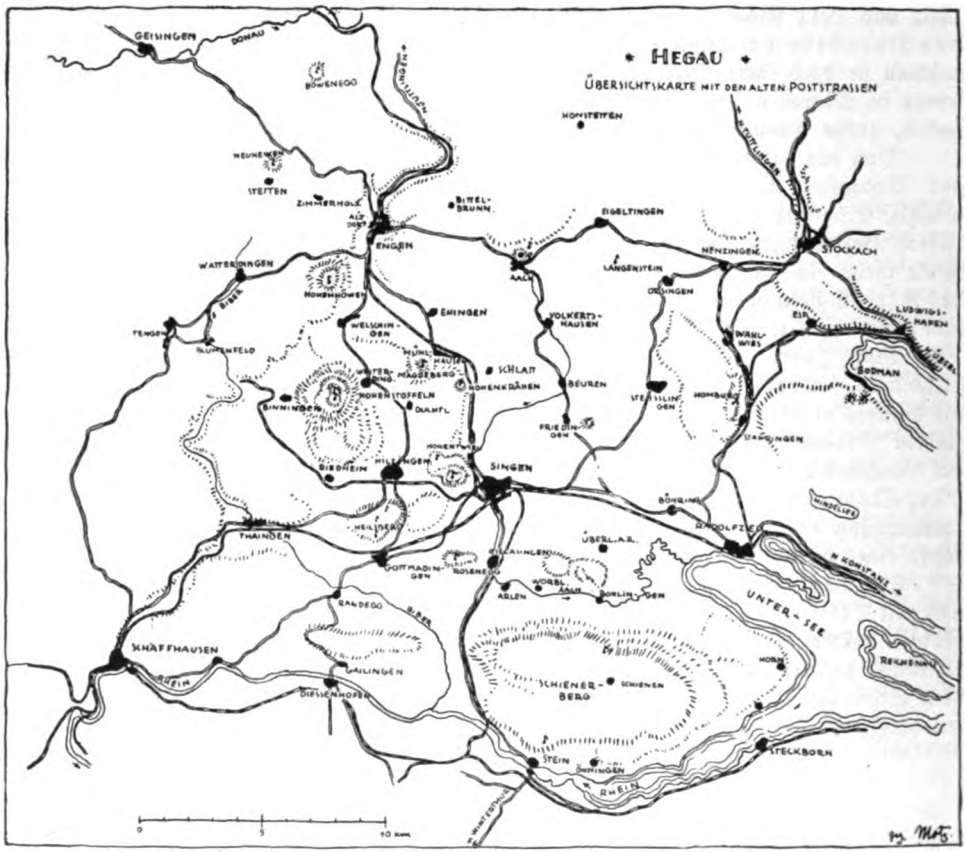
Standen nicht Trotztürme auf all den Basaltkegeln ringsum, deren Ruinen noch uns mit Stolz erfüllen? Schauen sie nicht kühn und wehrhaft auf die Landschaft zu ihren Füßen, während die Fahnen auf den Zinnen in allen Winden flattern, heimatstolz und weltoffen zugleich, wie es altalemannische Artung ist! Aus treufühlender Brust klingt dem Schreiber dieser Zeilen, der sich auch einen Engelbertus Engentinus nennen darf, ein herzhafter Gruß an das liebe Heimatland um Twiel und Hohenhöwen!

Hohenhöwen

An des Hegaus Grenze bist du gestellt
Als trotziger Recke, den Helm zerspellt,
Doch kühn wie alle andern im Gau
Die die Felsenhäupter heben ins Blau.
Einmalig und einsam, wie alles was groß,
Wächst deine Wucht aus der Erde Schoß.
Zu deinen Füßen rauschen und quellen
Die Weizenfelder wie goldene Wellen;
Doch drüben ragt schon, in Schwermut geballt,
Dein ernster Nachbar, der schwarze Wald.
Er schickt seine kühlen Täler hernieder
Und die süße Wehmut der Drosselieder.
Er fühlt sich heran mit blauenden Schatten,
Mit sonnigen Halden und duftenden Matten. —
So hütest du still mit stummer Gebärde
Die zwiefach treibenden Kräfte der Erde:
Die nährende Scholle, Korn und Brot,
Und die dunkle Sehnsucht, der Seele Gebot.

Paul Sättele

Digitized by Google



Hegau, Übersichtskarte

Das Hegöw

Das Hegöw liegt im Schwabenland zwüschend dem Celler oder Undersee, dem Rhin und der Donow, soll sechs mil wegs wit und breit sin. Also zirklets und mists Sebastian Münster us. —

Das Hegöw ist zwar, wie Munsterus zeigt, ein klein, aber über die maaß ein wol erbuwen und fruchtbar lendlin von win, wiß und rot, korn und obs. Man findt ouch darin gut fisch, vögel und wildprät. Es hat vil schöner stättlin, darunter Stockach die fürnembst ist, vil schöner lustiger flecken und in die 46 weerhafter schlösser, deren etliche nit nun von mendschlicher fürsichtigkeit, sondern von natur wol bewaret, dermaßen, daß etliche als vil starke bolwerk und vorwerinen des ganzen Schwabenlands werind ...

Johann Jakob Rüeger: Chronik der Stadt und Landschaft Schaffhausen. 1606. Herausgegeben 1884 von C. A. Bächtold, Pfarrer.

Digitized by Google

Volkskundliche Streife durch den Hegau

Von Otto Weiner, Büsingen

Der Hegaudichter Eduard Preſſer
(geb. 29. 6. 1842, geſt. 26. 1. 1911)

Es ſoll hier nicht die Rede ſein von dem alten Gebiet des Hegaus, das auch die Stadt Stockach mit einbezog uud weite Gebiete des Linzgaus, des früheren Madachs, umfaßte, ſo daß Merian im Dreißigjährigen Krieg auch das Überlinger Seeufer und ſelbſt Meßkirch und Pfullendorf zum Hegau zählte, ſondern nur vom Kern dieſer Landſchaft, deſſen Mittelpunkt wiederum Singen darſtellt. Vom Twiel, dem Berg über der Stadt, wie ihn Hugo Wiedebach-Woiſchützky genannt hat, überblickt man dieſen Kern: Er wächſt gegen Oſten zu den Randenhöhen hinan, wuchtet nach Norden mählich zur Baar hinauf, öffnet ſich oſtwärts zum See und ſtößt gegen Mittag bis zum Hochrhein vor, deſſen Ufer von Stein bis Schaffhauſen ſeine natürliche Südgrenze bilden. Badener, Schwaben — in den Enklaven bei Singen — und Schweizer bewohnen das Land, das an der Südgrenze mannigfach mit der Eidgenoſſenſchaft verzahnt iſt. Und doch ſind ſie alle eines Stammes, Nachkommen jener alemanniſchen Siedler, die im 4. Jahrhundert in Sippen ſich hier niederließen und deren Namen in den „ingen"-Siedlungen fortleben.

Das ſogenannte „Dreiſäſſenhaus" (Brockmann-Jeroſch), das im ganzen Hegau zu finden iſt, überdeckt mit einem mächtigen Dach Wohnraum, Dreſchplatz und Stall in einer Front. Da das Klima das Dreſchen im Freien nicht zuläßt, benötigt man die Scheune, die heute auch zum Standplatz der Dreſchmaſchine geworden iſt. Manchmal hängen an der Scheunenwand noch aus alter Zeit die „Wannen", unſymmetriſche, flache Körbe zum Aufwerfen des zu reinigenden Getreides, die von den „Wannern" hergeſtellt wurden, wie heute der Namen „Wanner" und „Wannenmacher" als Flur- und Perſonennamen noch fortleben. Im Schaffhauſer Stadtgebiet heißt eine Flur „In der Wanne", der „Wannenberg" oder „Burghalden", zwiſchen Tengen, Watterdingen und Blumenfeld, trägt ſeinen Namen von der wannenförmigen Vertiefung auf ſeinem Rücken. (Stoll.) Die urſprüngliche Bauweiſe der „Fotzenwand" — daher der Schimpfname „Fötzel" (Brockmann-Jeroſch) —, einer Riegelwand aus Lehm, Wacken und wagrecht eingeflochtenen Ruten, „Wickeln", wird mehr und mehr durch den Backſteinbau verdrängt. Das Innere zeigt Stube und Kammer, die beide durch den großen Kachelofen, der zugleich als Backofen dient, erwärmt werden. Die übrigen Kammern ſind meiſt nicht heizbar. Die „Chuſt", ein kleiner Ofen mit Sitzplatte, der durch das Herdfeuer, deſſen Rauch ihn durchſtrömt, erwärmt wird, iſt ſo recht als Wärmeſpender in den

Digitized by Google

Übergangszeiten, Frühling und Herbst, angenehm. Man wickelt den Säugling nach dem Bade auf der Kunst und läßt ihn hier in der wohligen Wärme strampeln; dem Greis ist sie in der Dämmerstunde ein liebes Ausruheplätzchen, hier erzählt er gern von der Vergangenheit. Der Amtsphysikus Stoll kann 1855 die Wohnungen im Hegau, und vorab im Amtsbezirk Blumenfeld, wenig gesund finden; von Stein sind damals nur Kirchen, Herrschaftsgebäude, Pfarrhäuser und ganz alte Gebäulichkeiten gebaut. Dachrinnen finden sich selten, nicht einmal an Wirtshäusern. Die Dungstätten sind meist neben der Haustür. Die meisten Kirchen sind für die angewachsene Bevölkerung zu klein, manche zudem feucht und ungesund. Gemeindehäuser haben nur Leipferdingen, Weiterdingen, Hilzingen und Bietingen, in den übrigen Orten des Amtes Blumenfeld sind die Schulhäuser zugleich Gemeindehäuser.

Der gesellige Charakter der Bewohner führte zu engerer Bauweise, daneben zwangen aber auch häufige Kriege und ritterliche Fehden im Lande der vielen Burgen zu engerem Zusammenschluß. Der Schaffhauser Chronist Johann Jakob Rüeger erzählt 1606, daß der Hegau ehedem mit vielen Hecken und Studen bestanden gewesen, in denen sich allerlei Raubgesindel, welches den vorüberkommenden Kaufleuten die „Däschen" geleert, „verschloffen" habe. Einzelsiedlungen, als Höfe, Klausen, Kapellen, gab es da und dort, dann Ziegelhütten, Köhlerhäuschen, die wegen der Feuersgefahr nicht in den Dörfern geduldet wurden. So finden sich heute etwa noch die Höfe am Stoffeln, der Kaltenbacher Hof bei Murbach-Randegg, der Bruderhof bei Singen, Gennersbrunn bei Büsingen. Abgegangen sind die Bruderklause im Bietinger Wald, der Korpenhof bei Randegg und, nach Stoll, die Höfe Schorenhof und Kehlhof bei Hilzingen und Neugereuth bei Leipferdingen. Verschwunden sind auch ganze Dorfschaften, wie Kirchberg bei Büsingen, doch hat sich hier die tausendjährige, romanische Kirche erhalten, und Eckingen ebenda, Flurnamen Unter- und Obereckingen, sodann Gluringen bei Randegg-Dörflingen, Wydlen bei Büsingen u. a. m. Die ursprünglich größere Siedlung Obergailingen, wo heute nur noch eine romanische Kapelle bei einigen Höfen am Rhein und eine Mühle in einem lieblichen Wiesentälchen besteht, ist von dem ehemaligen Niedergailingen, dem heutigen Gailingen, aufgesogen worden.

An die abgegangenen Siedlungen erinnern Namen wie Bruderhöfli, Bruderwiese, Bruder im Tal, bei Grimmelshofen, Bildacker, Kohler, Brandhau. Spätere Rodungen erweitern das Kulturland; „Reute" und „Schwende", „Loh" und „Hardt" weisen in der Flur an beseitigten Wald. Ein neues Landmaß ergab sich aus der Rodungstätigkeit: Neben der „Hube" erscheint die „Schuppis" auf der Ackerösch: „Terra scoposa" heißt dem Wald (scop) abgerungenes Land. (Prof. Heck, Waldshut, im Heimatbuch des Amtsbezirks Waldshut.) In Dorfnähe ergeben sich Flurnamen wie Hanfbündt, Einfang, Gärten, Fallentor.

Die Bauerntracht ist im Hegau gänzlich verschwunden. 1840 schreibt Eduard Im Thurn, Schaffhausen — ein Zweig des Geschlechts war Grundherr in Büsingen — über die Männerkleidung im Bezirk Reiat, der etwa den südlichen Hegau darstellt, nach Julie Heierle: „Die Volkstrachten von Schaffhausen". „Der Reiat und der Klettgau haben zwei verschiedene Kleidertrachten, erstere ist nicht besonders geschmackvoll, letztere dagegen sehr hübsch und malerisch. Beim männlichen Geschlecht verschwinden die Landestrachten nachgerade, beim weiblichen haben sie sich noch erhalten. Auf dem Reiat trugen die Männer einen dreieckigen Hut von unverhältnismäßiger Breite (Nebelspalter), einen langen, grauschwarzen Zwilchrock, schwarzlederne, enganschließende Beinkleider, welche nur bis ans Knie reichten, und weiße Strümpfe. War der Rock mit silbernen oder versilberten Knöpfen besetzt und trug der Inhaber noch eine rotwollene Weste, was bei Reichen zuweilen stattfand, so glich die Tracht derjenigen der übrigen

Digitized by Google

(nellenburgiſchen) Höhgauer. — Die Klettgauer waren aber im Rückſtand mit der Mode gegenüber den Bauern in dem kleinen, aber an der Verkehrsſtraße Schaffhauſen-Stuttgart gelegenen Bezirk Reiat. Weil aber dieſe Leute doch nicht mit der neueſten Moderichtung Schritt hielten, ſo wurde ihre Kleidung als eine ihnen zukommende Tracht angeſehen. Ich habe vor langen Jahren durchaus nichts Eigenartiges weder an der Männer- noch der Frauenkleidung im Reiat feſtſtellen können." Der Hegaupoet Eduard Preſſer aus Riedheim (1842—1911) beklagt 1871 in „Die Mädchen der Jetztzeit" deren Beſtreben, ſich ſtädtiſch zu kleiden, und in „Der letzte Lederhoſenmann im Hegau" beſchreibt er plaſtiſch die Männertracht: „Im Dreiſpitz, ein rotes Leibchen mit Knöpfen über den Lederhoſen, dazu das ſilberbeſchlagene Pfeiflein, ſo zeigt ſich der Hegauer Bauer im Feſtgewand."

Stoll ſtellt 1855 feſt: „Die Volkstracht hat ſich noch ziemlich erhalten; die männliche beſteht an Werktagen meiſt aus Leinwand, an Sonn- und Feiertagen in einem eigentümlich geformten ſchwarzen Hut, einem blautuchenen Rock nach eigenem Zuſchnitt, einer kurzen, ſchwarzen Lederhoſe, weißen Strümpfen, langen Stiefeln, roter Weſte, meiſt ſchwarzem Halstuch, welches mit einem ſogenannten Halter von Silber oder Meſſing am Hals zuſammengehalten wird.

Die weibliche Kleidung beſteht in der ſogenannten Schnellerkappe, einer zweckloſen, pfauenſchweifartig geformten, ſchwarzen Haube oder auch in weißen oder gelben Strohhüten, wobei die Haarzöpfe herunterhängen; in der Jüppe, einem langen, in Falten genähten ſchwarzen Rock mit blauen und roten Vorſtößen aus Halbtuch uſw., der bis an die Hüften geht und mittelſt eines Unterleibchens am Körper feſtgehalten wird. Die Bruſt bedeckt das ſittige Koller, das aus verſchiedenem ſchönen Zeug beſteht oder mit Gold oder Silber geſtickt iſt. Dann tragen die weiblichen Perſonen einen Tſchoben, Wams, aus verſchiedenem Zeug, meiſt von ſchwarzem Manchester. Um den Hals wird ein reiches, großes, meiſt ſeidenes Tuch gebunden, deſſen Zipfel lang über den Rücken hinabhängen. Um den Leib tragen auch auf dem Randen viele Weiber und Mädchen ſilberne Ketten, was gut kleidet. Ohren- und Fingerringe trifft man nur bei den Wohlhabenden an."

Stoll rühmt den Gemeingeiſt, den Fleiß und die Häuslichkeit des Hegauers: „Wenn aber der Hegauer und Randenbewohner zu glauben ſcheint, in der benachbarten Schweiz für ſeine Erzeugniſſe und Waren einen beſſeren Abſatz zu finden, und nicht ſelten dort wohlfeiler losſchlagen muß, als er es zu Hauſe getan hätte; wenn er glaubt, ſeine Bedürfniſſe auf den Märkten von Stein, Dießenhofen, Thaingen und Schaffhauſen beſſer als auf denen in Tengen und Hilzingen einkaufen zu können, wenn er bei dieſer Gelegenheit ſich von einem Schweizerdoktor für ſeine Breſten etwas verſchreiben läßt und gleich in eine ausländiſche Apotheke geht, wenn er endlich glaubt, die Schweizer Müller molzern chriſtlicher und machen weißeres Mehl, als ſeine einheimiſchen, ſo mag dies zwar nach Michelei riechen und iſt dieſe Zurückſetzung der Heimat allerdings inſofern dem Hegauer eigentümlich, als er eben in einem Grenzlande wohnt und der Grenzverkehr überall dieſe Überſchätzung des Ausländiſchen mit ſich bringt." Die Schweiz freilich hege dieſe Neigung zum „Schwäbli" weniger und erwidere deſſen kaufmänniſche Beſuche ſelten, was ſpezifiſch ſchweizeriſch und national ſei. Darin hat dann allerdings die Millionenzeit das Gegenteil bewirkt, und der Ausverkauf der hegauiſchen Grenzgebiete durch frankengeſegnete Schweizer war damals kataſtrophal. In der Gegenwart hält ſich der Kauf-Grenzverkehr in normalen Grenzen. Der Schmuggel, mit dem ſich früher ganze organiſierte Banden abgegeben hätten (Stoll), iſt nicht mehr nennenswert.

Im Hegauer Sagenſchatz nehmen die Geſchichten vom Krähen-Poppele einen breiten Raum ein. Wilhelm von Scholz fügt ſeinem Buche „Der See. Ein Jahrtauſend

Digitized by Google

deutscher Dichtung vom Bodensee", Konstanz, unter dem Titel „Der Wanderer: Popolius vom Hohenkrähen", eine originelle, zum Teil rhythmische Schilderung der Poppelesage ein.

Weniger bekannt ist, was Franz Stoll über Poppele schreibt: „Mit Liebespärchen machte er sich wie sein Kollege Rübezahl und der alte Überall und Nirgends wohl auch manchen Spaß, indem er sie mit Eifersucht betörte. Schalkhaft und launig spricht sich die Volkssage in folgender Romanze aus: Hoch oben auf dem Schlosse das Abendglöcklein spät verklang; und wieder saß ein sittig Paar, verlobt seit einem Vierteljahr: Es betete, es träumt', es sang, es äugelt', lacht' und scherzte, es küßte sich und herzte. Urplötzlich zeigt auf weißem Rosse ein Mann, totbleich und hager, gekrümmt und klappernd mager den beiden Tiefentzückten sich. Huh! schaudern sie zurück vor seinem stieren Blick. Ist's einer von den wilden Rittern des Hegaus? frug die Maid mit Zittern; was will er hier? Wer ist's? Wie heißt — Sieh ihn doch an, wie fürchterlich! Es ist bei meiner Ehre —, sagt leise Kunz, ich schwöre, es ist des alten Burgvogts Geist! Hierauf regt alsogleich sich ein gespenstig Wehen. Der Geist, kein Freudebringer, erhob den Warnefinger und stöhnt: „Ja, ja, ich bin der Poppele von Krähen, nicht weit vom Hohentwiel: Wohlmeinend rat ich euch: Nit z'litzel und nit z'viel."

J. Künzig, Freiburg, und O. Fritz, Karlsruhe, bringen in ihren „Badischen Sagen" auch solche vom Hegau. Presser reimt Hegausagen zu Gedichten, wie „Blumenfelder Weibertreue", das „Testament des Fräuleins von Gepsenstein" u. a. Von dem aus dem 14. oder 15. Jahrhundert stammenden „Alten Turm" in Riedheim, dem Rest einer dortigen abgegangenen Ritterburg, erzählt man in Riedheim folgende Sage: Machte ein Riedheimer Bauer Hochzeit, so mußte in der Hochzeitsnacht die junge Frau im Turm schlafen, bis sich ein Metzger als Ritter verkleidete, in das Schloß schlich und den letzten Ritter erstach. — In Büsingen erzählt man eine Sage von einem Geist, der in einer mondhellen Sommernacht über Feld ging, indem er den Kopf unter dem Arm trug. Da noch Schnitterinnen mit dem Schnittmeister mit Sicheln Frucht schnitten — wobei der Schnittmeister das „Dengelstöckchen" mitgenommen und jedem der fünf Mädchen die Sichel auf dem Acker gedengelt und geschliffen habe —, habe der Geist gesagt: Den Tag zur Arbeit, die Nacht zur Ruhe. Die Schnitterinnen erschraken und sprachen zueinander: Wenn er nun über den Hohlweg hinwegläuft, ist's ein Geist, wenn er aber die Gasse hinab muß, ist's ein Mensch. Die Erscheinung lief jedoch über den Hohlweg hinüber, worauf Schnittmeister und Schnitterinnen sich eiligst auf den Heimweg machten. (Mündlich.)

Geistergeschichten wurden von der Büsinger Bergkirche erzählt. Um nun solchen Spuk zu demonstrieren, ließen Burschen nachts an der Außenseite des Turms ein Licht herunter- und hinaufschweben, was im Dorf als wahrhaftiges Irrlicht erkannt ward. (Mündlich.) — Auf einem Gewann unweit der Bergkirche stand ein voller Birnbaum, den zwei Burschen plündern wollten. Da nun aber der Eigentümer davon Wind bekam und nachts, in den Zweigen verborgen, diesem bösen Vorhaben begegnen wollte, schlichen die Burschen, die davon wußten, jeder mit einem Licht auf dem Kopf, heran, indem der eine mit kreischender Stimme durch die Nacht rief: „Düfel, wo wämmer zäme cho?" und der andere antwortete: „Großmueder, unter's Jakobs Birebaum", worauf der Jakob entsetzt herabsprang und, zu Tod erschrocken, über die Felder heimrannte, seine Birnen dem Teufel und dessen Großmutter überlassend. (Mündlich.)

Ernster klingt folgende Sage von der Bergkirche: Die kranke Frau des Mesners sonnte sich an warmen Nachmittagen oftmals auf der steinernen Kirchtreppe, die zur Kirchtür führt. Ganz im Anblick der lieblich zu ihren Füßen sich breitenden fruchtbaren Gefilde und des grünen Rheins versunken, hörte sie dann zuweilen plötzlich Schritte

Digitized by Google

in der Kirche, die aus der Ferne leise sich lösten, schlürfend näher kamen, lauter und lauter wurden und, durch den Widerhall in dem leeren Raum grausig verstärkt, mit dumpfem Dröhnen immer an der Kirchtür Halt machten. Es war jeweils, wie wenn eine arme Seele nach Erlösung suche, die ihr aber die geschlossene Tür, vielleicht auch die davorsitzende Frau, also ein Wesen von Fleisch und Blut, versage. Die Mesnerin erzählte diese Erlebnisse verängstigt ihrem Arzt, der ihr riet, zukünftig den Geist in den höchsten drei Namen anzurufen. Als dies beim nächsten Hörbarwerden der Schritte geschah, sei der Spuk für immer verschwunden gewesen. (Mündlich.)

Im Hobel und Rheinhardtwald zwischen Büsingen, Thaingen und Bietingen trieb die „Hobelgeiß" ihr Wesen. Als Schreckgespenst, das sie mitnehme, wurde sie früher in unvernünftiger Erziehungsmethode, gegen welche Art bekanntlich schon Rousseau Krieg geführt, den Kindern in der Dämmerstunde vorgehalten; jedoch löst ihre Erwähnung bei den Kleinen heute nur noch Fröhlichkeit aus. Nächtlicherweile habe dies „fürchtig" Tier im Hobel (Kobel-Hügel) sein Wesen getrieben. Es habe Zotteln gehabt, die bis an den Boden gereicht hätten, hinter denen es aber eigentlich nur verborgen, daß ihm der Schöpfer statt vier Beine drei verliehen. Das eine tellergroße Auge habe durch sein Funkeln manchen erschreckt. (Nach Wüscher-Becchi, Schaffhausen, in einem ungedruckten Vortrag.)

Von der Gründung der Obergailinger Kapelle erzählt die Sage: Während der Heuernte spielte das wenig Jahre alte Knäblein des Hofbauern in der kühlen Scheune, stieg auf das bereits eingebrachte Heu hinauf und schlief hier, wohlig im Weichen gebettet, schließlich ein. Die von den Wiesen zurückgekehrten Eltern, die Knechte und Mägde luden nun neues Heu auf den Stock und suchten dann den Knaben allenthalben. Da er nun nirgends gefunden ward, bemächtigte sich ihrer große Unruhe, und sie mußten endlich glauben, er sei in den nahe vorüberfließenden Rhein gefallen und ertrunken. Den Eltern verging die nächste Zeit in traurigem Gedenken an ihr Kind, das, wie sie meinten, eine dunkle Fügung ihnen genommen. Aus dieser stillen Ergebung in den Willen eines unabänderlichen Schicksals aber erwachten sie jäh, als im nächsten Frühjahr beim stetigen Abtragen des Heustocks die armen Reste des erstickten Knaben gefunden wurden. In furchtbarer Erkenntnis des so unbewußt selbst verschuldeten, schrecklichen Todes ihres Lieblings gelobten die Eltern, am Rheinufer eine Kapelle zu seinem Gedächtnis und zu ihrer Entsühnung zu erbauen, die nun als Obergailinger Kapelle jeden auf ~~dem~~ Rhein Vorüberfahrenden in ihrer grünen Idylle erfreut. (Mündlich.)

Tiefen Einblick in die Volksseele und in das Volksleben gewähren auch die bodenständigen Redewendungen. Von solchen seien vornehmlich aus dem südlichen Hegau folgende genannt: Blos mer in d'Schue (ins Füdle); 's Mul (d'Schnörre) verrieße, schimpfen, in fremde Dinge sich mischen; plagieren, groß tun; ein Servitut haben (Vorteil); uf d'hoch Axel neh, übelnehmen, wunderfitzig, neugierig; i will no gar grä (fertig) machen; blöderle, langweilig arbeiten; neusen, schlecken; hänt ir Lusi?, macht ihr euch Vergnügen?; de Grind verhaue; er hät ka Geld zu Lüssalb; 's Füdle am Dor abwüsche, betrogen werden; Dorgel, Dummkopf; Pfluddere, unordentliche, dicke, faule Weibsperson; da goht wie g'schnetzlet; besser e Lus im Chrut als gar ka Flasch; die Grot'ne sind die beste; mit dem Holzschlegel düte und mit der Wanne (Getreidewanne) winke, dem schwer Begreifenden; d' Chaz dur de Bach schlapfe müese; i wott nit d' Chappe lupfe, nicht die Hand umdrehen; d' Chappe schliefe, den Kopf waschen. Gingen die Kinder zum Baden, so wurde am Ufer, bevor man ins Wasser stieg, gebetet: „Gotts name ins Badwasser gange, daß mi ka Odere, kei Egäsli (Eidechse) und gar nüt sticht, und i wider zund us em Badwasser chum." Kinder tun sich uspläge, auslachen; den Dummen kann man b'schieße im Dagloh.

Digitized by Google

Gellert hat in einem Gedicht die Hauptabschnitte des Menschenlebens mit den lapidaren Worten gezeigt: Er ward geboren, lebte, nahm ein Weib und starb. Um diese Lebenspole kreist viel volkskundliches Gut. In einem „Wegweiser von Schaffhausen und Umgebung" vom Jahre 1842 — und zu dieser Umgebung gehören auch beträchtliche Teile des Hegaus —, erzählt ein ungenannter Verfasser davon, daß am Tage nach der Geburt eines Kindes eine Magd im Putze mit einem „ungeheuren" Blumenstrauß über die Brust zu den Verwandten geschickt ward, das freudige Ereignis anzuzeigen. Mittwochs, Freitags und Samstags wurde in der Kirche getauft, Vater, sowie Götte und Gotti (Gottvater und Gottmutter) waren zugegen. In Steißlingen wurde früher der Taufschmaus im Wirtshaus abgehalten, man ging nach der Taufe nicht mehr ins Haus des Täuflings. — „Vierzehn Tage nach der Taufe gingen die Gote und die Frau des Göte zur Heimsuchung zur jungen Mutter und brachten ihr Kaffee, Zichorie und für 10 Pfennig Brot." (E. Weckerle, Steißlingen, in Konst. Zeitung vom 11. Jan. 1930.) — Am Namenstag überraschen in Stahringen Kameraden den Jubilar, fassen ihn mit beiden Händen um den Hals und würgen ihn. Das Namenstaggeschenk aber heißt die „Würgete". (K. Weber.) In Zimmerholz wurde schon am ersten oder zweiten Tag nach der Geburt getauft, „wobei das Kind in den ‚Taufstiefel' eingebunden wurde, einem sackähnlichen Kleid, von der Patin gestiftet". (E. Ege.)

Hochzeit hält man am Montag und Donnerstag. Auf dem Lande lädt das Brautpaar in der Woche vorher die Verwandten ein. Manchmal schickt man auch den Hochzeitlader, der dann jeweils mit Wein traktiert wird, so daß er oft nicht mehr nüchtern heimkommt. Der Hochzeitszug, dem die „Vorbraut", Knaben und Mädchen von der Verwandtschaft in Paaren, mit Blumensträußen vorangeht, geht unter Freudenschüssen und Glockengeläute zur Kirche, die festlich geschmückt ist. Zu dem darauffolgenden Mahl kommen Kinder von Bekannten, die jeweils einem ihnen verwandten Hochzeitsteilnehmer irgendeinen nützlichen, oft auch spaßhaften Gegenstand, z. B. ein Püppchen in der Wiege, in die Uerte, d. h. zur „Zeche", tragen. Die Kinder werden an einem besonderen Tisch mit Kaffee und Kuchen bewirtet, und ist somit ein Hochzeitsfest fast für alle Kinder des Dorfes ein freudiges Ereignis. Den Armen und Kranken des Dorfes wird auch vom Essen gebracht. Am Abend erscheinen sodann die „Gober". Sie überreichen mit Glückwünschen dem Brautpaar ein Geldgeschenk und nehmen nun am Essen, Trinken und Tanzen teil. Dabei sitzen sie aber nicht am Hochzeitstisch, sondern am sogenannten „Gobertisch". In Steißlingen werden die Hochzeitsleute vor dem Kirchgang im Hause von Bräutigam und Braut nunmehr mit Kaffee und Kuchen bewirtet an Stelle der früheren Morgensuppe. (Weckerle.) In Stahringen wanden noch vor dreißig Jahren die Burschen und Mädchen am Polterabend Kränze, sie „straußten"; am Trauungsmorgen erscheinen Kinder und Erwachsene zur „Morgensuppe". „Diese werden mit einheimischem Wein und Zibatenschnaps bewirtet, jene erhalten gezuckerten Kaffee und Schildbrot." (K. Weber.) In Zimmerholz hat der Hochzeitlader einen „Rodel", ein Schriftstück, worauf die Ehrengäste verzeichnet sind. „Einst lud die Braut, mit der Schnellerkappe angetan, in allen Häusern zur Hochzeit." (E. Ege: Die Geschichte des Dorfes Zimmerholz im Hegau, Konstanz 1928.)

Die Sitte, bei Liebesverfehlungen, Ehebruch und ähnlichem Sägemehl zwischen Häusern der beiden Partner zu streuen, ist auch im Hegau noch üblich.

Bei Todesfällen geht der Leichansager — in Schaffhausen noch in den vierziger Jahren eine schwarzgekleidete Weibsperson, „Stuche" genannt — zu den Verwandten und Freunden, um zur Beerdigung einzuladen. Diese Einladung wiederholte in Schaffhausen ehedem ein Mann am Bestattungstag selbst, und wurde die Beisetzung eines Bürgers um 1 Uhr mittags vollzogen, während von einem benachbarten Turm Zinken

Digitized by Google

und Posaunen ertönten. In Zimmerholz wird dem Verstorbenen das Hochzeitskleid als Sterbekleid mitgegeben. „Es bestand die Ansicht, wenn der Tote die Augen offen habe, werde bald ein anderes Mitglied der Familie oder der Verwandtschaft sterben" (E. Ege). Daselbst wurde die Totenwäsche vier Wochen lang auf die Bühne gehängt und erst dann gewaschen.

Im Ablauf des Jahres werden noch verschiedene Feste gefeiert. An Neujahr werden Zöpfe gebacken, worauf sich der Vers bezieht: Hütt isch Silvester un morn isch Neujohr, un wänn d' mär kei Zopf gisch, so riß di am Hoor. In Zimmerholz wurde das neue Jahr angesungen: — „Wir wünschen euch allen ein selig's neu's Jahr, eine fröhliche Zeit, die uns Gott Vater vom Himmel verleiht." (E.) Zwischen Neujahr und Dreikönig „baschten" (würfelten) die Nachbaren beim Bäcker in der Backstube Neujahrsringe aus. (Steißlingen, Stahringen.)

In den Bechtelisnächten, am 2. und 3. Januar, spielt man das „Schüelischupfspiel" und bleibt bei Most, Brot, Wecken, Nüssen, Äpfeln und Gesellschaftsspielen beisammen. „Das ‚Bäterle' oder Berchteln (festliches Essen und Trinken) geht vermutlich auf die Sonnwendfeier zurück, wobei man einst insbesondere die Lichtgöttin Berchta (Berta = die Leuchtende) begrüßte." (Weber.) Im Kanton Schaffhausen wird gewöhnlich am Bächtelistag in den Betrieben nicht gearbeitet; er gilt als halber Feiertag, der 2. Januar. Berchta oder Berta wurde bei uns in Süddeutschland die Göttin Freya genannt. „Wie unsere Vorfahren glaubten, hielt sie zur Zeit der Zwölften ihren Umzug durch das Land. Wo sie nahte, brachte sie Segen. Sie schaute in die Spinnstuben und bescherte den fleißigen Spinnerinnen den schönsten Flachs; den Faulen dagegen wurde der Spinnrocken beschmiert. Aber auch in Schuppen und Scheunen sah Frau Berta nach, ob das Ackergerät wohl aufgeräumt sei. Traf sie Unordnung an, so wurde auf den umherliegenden Sachen herumgetrampelt." (Aus unserer Heimat.)

Über dem Rhein, im Kanton Zürich, wird das altheidnische Neujahrsfest noch am Neujahrstag des Julianischen Kalenders, am St. Hilaritag, 13. Januar, gefeiert.

Am Dreikönigtag wurde aus Freude über die neugeborene Sonne allerlei Unfug getrieben, Ackergerät verschleppt, Melkstühle auf Bäume versteckt, denn: „Am Dreikönigstag wächst der Tag, was der Hahn erschreiten mag." (Aus unserer Heimat.)

An Lichtmeß wechselten früher die Dienstboten die Stelle. „Wenn der Bauer bis Weihnachten nicht gefragt hatte, ob sie ‚bleiben', war ihnen stillschweigend gekündigt." (Stahringen.) An diesem Tage muß man noch die Hälfte Heu haben, sonst reichts nicht mehr.

Am schmutzigen Donnerstag, da im „Schmutz" (Fett) die Fastnachtsküchlein gebacken werden, richtet man den Narrenbaum auf, veranstaltet den Hemdglonkerumzug und feiert nun ergiebig die Fasenacht. In Zimmerholz schreien die Kinder: „Hanseli, du Lumpehund, hescht it gwißt, daß d'Faßnet kunt, heteschi di Mul mit Wasser gribe, no wär d'r s'Geld im Beitel blibe." (Ege.)

Vom Jahre 1508 berichtet die Chronik der Stadt Schaffhausen, 1844, Harder, : Ante esto mihi wird wieder das Fastnachts-Küchli-holen „des Nachts uff der Gassen verbutzelt umherlaufen und das einander in Brunnen werffen um eine March Silbers verboten". — 1662. Einem erneuerten Tanzverbot wurde noch die Weisung angehängt, daß bei Gefangenschaftsstrafe jedermann „in jetz vorstehender Faß nachtzeit der Mummereien, Larven und Butzen werchs, auch aller andern unzimblichen in Gotteswort und in Gesetzen ernstlich verbottenen Verkleidung, bei Tag und Nacht gänzlich sich mäßigen und aller Stille und Ehrbarkeit befleissen solle." —

1665, den 2. Februar, wurden die heidnischen, das schöne Ebenbild Gottes mit der häßlichen Larven des Satans überdeckend und besudelnden Mummereien und Butzen-

Digitized by Google

werk, leichtfertige, den Christen ungeziemende Verkleidungen, epikureisches Springen, Ruf und Schlagen nach verkehrter Welt Art, alles üppige Lebewesen und heidnische Bachus-Feyrung in Anbetracht der so trübselig und gefahrlichen Zeiten ernstlich verboten.

Bemerkenswert ist, daß im protestantischen Schaffhauser Gebiet, wie auch in Büsingen, der Aschermittwoch der eigentliche Narrentag ist, dem der darauffolgende Sonntag nochmals als Fastnachttag folgt. In Neuhausen am Rheinfall wird die Fastnacht wiederum den darauffolgenden Sonntag gefeiert, so daß dem Grenzbewohner damit eine ziemlich lange Narrenzeit zur Verfügung steht. Hinzu kommt ferner die Gailinger Judenfastnacht: „Purim ist ein jüdisches Fest zur Erinnerung an die wieder einmal erfolgte Rettung der Juden aus schwerer Verfolgung, das sich an die Namen Mordenhai und Esther und deren Gegenspieler Hamon knüpft. Begangen wird es innerhalb des religiösen Rahmens durch Fasten und Vorlesen des Buches Esther, außerhalb desselben durch ausgelassene Fröhlichkeit, meist in Form geschlossener kostümierter Tanzvergnügungen, den sogenannten Purimbällen." Die öffentlichen Purimvergnügungen begannen 1865 mit Umzügen, die jedes Jahr, trotzdem sie in die christliche Fastenzeit fielen, vom Bezirksamt genehmigt wurden, da sowohl die Gemeinde als auch das katholische Pfarramt nichts dagegen einzuwenden haben. Das jüdische Narrentreiben zur Zeit des Purims verdanke seine Entstehung und Gestaltung dem christlichen Vorbild, und so sehr ist es mit dem Gemeindeleben verknüpft, daß „die gewöhnliche Umgangssprache der Gailinger christlichen Bevölkerung in geradezu groteskem Ausmaße mit jüdischen Wörtern durchsetzt wurde." (Dr. Heilbronn in „Der Schild".)

Am Palmsonntag erhalten die Kinder in Zimmerholz Ringe und Brezeln, dafür bringen sie ihren Paten Eier. (E.) Das Eierlesen am Ostermontag ist nahezu abgegangen.

Der 1. Mai wurde bis 1827 in Schaffhausen von der Schuljugend freudig begangen. Die Kinder zogen scharenweise in die Wälder, holten da schlanke Tannen, die mit bunten Lappen und allerlei Flitterstaat bekränzt und neben den öffentlichen Brunnen der Stadt aufgestellt wurden. Man witterte aber deutsch-heidnischen Ursprung dieses uralten Festes und ersetzte es durch ein Jugendfest. In Stahringen singen die Kinder im Mai: „Reite, reite Rosse, z'Bodma stoht e Schlosse, 's Hindelwanger Käpeli, d'Mädle traget Schäpeli, d'Buebe traget Maie, hidi, hidi, heia!" (W.)

Von altersher wurde der Randen von der umwohnenden Bevölkerung namentlich am Frühmorgen des Auffahrtsfestes erstiegen. Nach altem Volksglauben hatte der Sonnenaufgang an diesem Morgen eine ganz besondere, geheimnisvolle Bedeutung.

Am 1. August sehen die Hegauer aus der benachbarten Schweiz die Höhenfeuer leuchten, die nächtlichen Fackeln des Bundesfestes. Sonst verläuft der Sommer, die Zeit unabreißbarer Arbeit, für den Hegauer Bauer ohne besondere, bodenständige Feste. Am Ende der Ernte wird da und dort noch die Sichelhenki gefeiert; Kirchweih ist nicht wesentlich.

Im Volksmund haben sich zur Feld- und Weinbergarbeit und zum Wetter eine Reihe von Sprüchen erhalten: „Und ist der Räge no so chli, so kehrt er z'Schlatt und z'Bänke i. (Wetterseite.) Morgeräge, Wiiberweh, isch am nüni niene meh; der Nebel fällt, man kann die vorgenommene Arbeit ruhig beginnen. Z'Johanni us de Räbe go und Trube ruig blüie loh. Die Hauptarbeit ist getan. Die Trauben können nun ansetzen, deshalb: z'Jakobi und z'Anne solle Trube hange. Im südlichen Hegau wurde früher viel Wein gepflanzt, so in Büsingen und Gailingen, an den Steilhalden am Rhein. Flurnamen sind Einschlag, Einschlagen der Reben, Rebstücker, Rebhalde, Zehntreben, Kirchweingarten, Hausweingarten, Zinggenlorenbuck, Vorkommen der Zinggenlore, der Küchenschelle; ferner in Riedheim, am Stoffeln und am Friedinger Berg; erinnert sei auch an den Hohentwieler Wein. — Nach Peter und Paul beginnt man mit der

Digitized by Google

Roggenernte: Peter und Paul bricht dem Chorn d'Würzli ab und dem Kuckuck den Schnabel. Am Gallustag ist das Öhmd eingebracht, man kann überall weiden: Galli (große Chilbi) erlaubt waden alli. Regnet es am Vitstag (Veit), so regnet's einedrißig Tag. Es geht dem Winter zu. Ursula, rum's Chrut i, sonst schneit's dri. Am Martinimarkt hebt noch ein großes Einkaufen an, ist es dann schon kalt, so gibt's einen strengen Winter, nämlich dann, wenn „z'Martini d'Wagelaise einen Spatz tragen", wenn also der Straßenschmutz gefroren ist. Man ist froh, Scheunen und Keller wohlgefüllt zu wissen, wie dies beim fleißigen Landwirt der Fall, deshalb: „Wer im Heuet nit gabbeld und in de Aern nit zabbelt un am Morge ni früh ufftoht, ka luege, wie's ihm im Winter goht."

Auch die Kinder kennen Verse. Die Kinderschüler rufen: Brielätsch, Kuchidätsch, goht in d'Schuel un macht en Lätsch; weint ohne Grund. Sie bilden eine Kette quer über die Straße und singen: D'Stroß verbreite, nit dure lo. Den Kaminfeger begrüßen sie mit dem Ruf: Chämmifäger, uf der Stäge, hät e rueßig Hembli a, nimmt de Bäse un de Lumbe, macht die alde Wiber z'gumbe. Die Kinder singen das Spiellied: „Ist die schwarze Köchin da? Nein, nein, nein; dreimal muß ich ummarschieren, hundertmal den Kopf verlieren, fünfzigmal muß sagen: Du bist schön und du bist schön und du die allerschönste." Die also Bezeichneten gehen mit um den Kreis, bis zuletzt die schwarze Köchin übrigbleibt, die mit dem Triumphchor: Da steht sie ja, da steht sie ja, pfui, pfui, pfui verspottet wird.

In der Zeitschrift: „Der Unnoth", 1868, gibt Elisabeth Meyer, Schaffhausen, eine Menge Kinderreime wieder, die zum Teil heute noch leben: Es chunt en Baer, er schlicht derher, wo will er ane? Do ine, do ine! (Ins Herzlein des Kleinen). — Schwobe händ guet äsſe; em Fridig händ' si Chnöpfli, em Samstig händsi rote wi, em Sundig händsi gar nünt meh. — De Hansel un si Gretli sind beidi bravi Leut. De Hansel isch nit witzig, un s'Gretli isch nit gscheid. — Färn hani e Schätzli gha, hür (dies Jahr) hani en Wuest. — Alti Wiber un Ente, si schwaddered uff em See, un wenn si wänd vertrinke, so chraied si Juhe! — O, du liebi Saare, d'Pfanne hät e Loch, Chnöpfli sind verfahre, Brüe je hämmer noch. — Bet, Büebli, bet! Morn chunnt de Schwed, morn chunnt de Oxesterne, würd di Chinder bette lerne. Ins Gebiet der Volksbotanik (Kummer) fallen die Verse: Wenn einer tenni Hose hett un hagebüechi Strümpf, so chönnt er tanze, wo'ner wett, es miech ihm keini Rümpf. (Buch bei Randegg.) „In Bietingen, Wiechs, Tengen werden auf Palmsonntag mit Bändern verzierte, geweihte Weißtannenzweige, sogenannte Palmen, über der Stalltüre befestigt, damit sie Glück und Segen in den Stall und Schutz vor Blitzschlag bringen." Die Wachholderbeeren, ein Hausierartikel der „Schwabenweiber, verwendet man zum Bräuken". „Da man nicht gerne lüftete, so verbrannte man, wenn die Luft etwas dick geworden war, einfach auf glühenden Kohlen etwas Wachholderbeeren." Der Kohl, Chabis genannt, gibt Anlaß zu dem Vers: Miner Mueter Chabishobel haut uf beide Siite, Schätzli, wenn d'mi numme wit, säg mers au bizite. Von den Rosen singen die Kinder: Rote Rösli im Garte, Meierisli im Wald, o, wie schön ist's im Summer und im Winter so chalt. — Ringe, ringe Rose, Zucker tömmer stoße, alte Wi und Zucker dri, ei du Schätzli, du bist mi. (Kummer.) — Nach mündlicher Mitteilung seien noch folgende Verse mitgeteilt: Es schneielet, es beielet, es goht e chüele Wind. Wenn üse Mueder Chüchli bacht, so sinn mer bravi Chind. — Samichlaus, vor em Haus, gänd üs au de Samichlaus, lönt is nit lang dusse stoh, lönt üs au i d'Stube cho, denn mir sind jo bravi Buebe, gänt is nur kei Runkelruebe, gänt is lieber Wi und Brot, dänn mir sind in großer Not, gänt is lieber Brot un Wi, oder mer schlönt i d'Schiibe i. — An Fastnacht singen die Kinder: Fasnachtbutz hät d'Ohre g'stutzt, hinde un vorre en Läderschurz (oder), hindem Ofe d'Schüli butzt. — Beim Metzgen bettelten die Kinder: Singe, singe Würstli, ben e chli Bürstli,

Digitized by Google

finge, finge Haberſtrau, der Bur, der hät e bravi Frau, un wänn ſi hät, ſo giit ſi au; worauf ſie eine Blutwurſt bekamen.

Die Bannumzüge auf dem Lande ſind nicht mehr üblich. Vor 90 Jahren ſchrieb Eduard Im Thurn darüber: Sie werden feſtlich begangen. Die ganze Dorfbevölkerung zieht längs der Grenzen ihrer Gemarkung von einem Markſtein zum andern und verſichert ſich von dem unverſehrten Stande eines jeden derſelben. Alles iſt feſtlich geputzt, Muſik und Schießen dauern während des Zuges an einem fort. An gewiſſen Stellen ſind Ruhepunkte, wo geſchmauſt und getrunken wird. Zu dem im Freien ſtattfindenden Mittageſſen werden viele Gäſte aus den benachbarten Dörfern geladen, und gewöhnlich wird der Abend mit Tanz zugebracht. Wenn der Gemeindebann ausgedehnt iſt und deſſen Grenzen ſich durch Wälder, Felſen uſw. hinziehen, ſo dauert der Umzug oft einige Tage."

Über die Landwirtſchaft ſchreibt Stoll: „Ein großer Teil der Güter ſeien Lehens- und Pachtgüter, Brache finde ſich nur auf dem Randen. Verſchiedene Pflüge ſind damals im Gebrauch, ſo der belgiſche, der Setzpflug mit beweglicher Schar; man findet ſelten eiſerne Eggen und Walzen. Die Pferdezucht iſt nicht ſehr bedeutend, und nehmen die Pferde inſofern immer mehr ab, als die Durchreiſenden Pferde mieten und ſie oft bis nach Italien mitnehmen, von wo ſie meiſt nicht mehr zurückkehren."

Bezüglich der Sprache macht Stoll die Feſtſtellung, daß in der Nähe der Schweizer Grenze, wie etwa in Wiechs am Randen, ch für k geſprochen wird, ſo Chrüzer; cho; Liecht; in Hilzingen dagegen ſpreche man Krüzer; ku (gekommen); Liacht und Liat; Mädchen heißt in Wiechs, Leipferdingen, Blumenfeld und Mühlhauſen Meidli, in Hilzingen Maiſch und Meidli, in Weiterdingen Meidli und Mädli. Das Alemanniſche gehe alſo mählich ins Schwäbiſche über. (Stoll.) Nach Eduard Im Thurn war die Mundart auch im Kanton Schaffhauſen bis ins 16. Jahrhundert ſchwäbiſch. Er gibt dann eine Probe des Dialekts von 1840 mit dem Lied „De Guguch": Im Walde bi-n-i ggange / im Walde bi-n-i gſi / die Vögeli, die hend g'ſunge /, und de Guguch rüeft dri. / I loſe gern und blibe ſtu /, fangt er im Wald an ſi Guguch! Guguch, Guguch, Guguch. — Guguchet er im Frühling / ſe rüeft-em menche zue: Wie lang han-i no z'lebe! Und zellt denn die Guguch / und maant, er wörd de eltiſt Maa / wenn er brav Guguch zelle cha. Guguch, Guguch, Guguch! uſw. — Pfarrer Kirchhofer in Stein gab eine bibliſche Geſchichte in der dortigen Mundart heraus, die Den Verlorenen Sohn alſo erzählt: „S'iſcht emoll en Maa g'ſi, dae haett zwae Söö g'ha. Da haett de Jüngſt vunene zum Vatter g'ſat: Vatter! gimmer minn Thaal, wo mer g'hört, und de Vatter haett anene jede ſinn Thaal g'gi. — Gli druff iſcht de Jüngſt ane ggange und haett all ſi Sach z'Geld g'machet und iſcht mit i d'Främdi uſſe und haett alls verbuzzet. Wener nu dermit grae g'ſi iſcht, iſcht aasmols dört e groſſi Thüüri chu und er haett nünnt z'eſſid g'ha uſw. (Im Thurn.)

Grä für „fertig" wird heute noch in Büſingen geſagt. Man begann das „Rebwärchen" mit den Worten: Gotts Namme agfange; will's Gott, daß 's wohl usgiit. — Die aus den Reben Heimkehrenden fragten einander: Händ ihr gar grae g'macht?

Schön iſt die Sitte, bei Hochzeiten Volkslieder zu ſingen, wie etwa: Was mich im Lebe oft erfreut, das ſind die alte Leut. Drumm, wenn i ſo ne Menſche ſieh, ſo hani halt mei Freud. — En alte Menſch, der chunt mir vor grad wie-n-es Gotteshus; denn vo der Kirch und de alte Leut, do goht e Sege us. — Der liebe Vater im Himmel hät die Menſche alli gern. Drum, wer ihn recht von Herze liebt, den läßt er recht alt wern. — Er nimmt e Hand voll Silberſtaub, wie Mondesſchein ſo klar, das ſtreut er de alte Leut aufs Haupt, das ſind die weiße Haar. — I han halt vor eme hohe Berg die höchſte Erfurcht, wißt; weil e hohe Berg un en alte Menſch dem Himmel am nächſte iſt (Mündlich).

Digitized by Google

Weniger Ehrfurcht vor dem Alter bezeugt folgender Vers: En alte Ma, wo nümeh cha, der mu ne Fuhrme werde, un wenn er numme chlöpfe cha, so mue ner under d'Aerde, düf, düf, drei Elle düf, da ner numme füre schlüft, mit der Schufle zuegedeckt, da er nümme fürre schmöckt. (Mündlich.)

Endlich wäre noch zur volkskundlichen Überlieferung die Geschützpoesie vom Hohentwiel zu nennen. Eduard Keller hält in einer Beschreibung des Hohentwiel eine Reihe von Sprüchlein, die dereinst die Kanonen auf dem Twiel geziert, fest. Der Bär rief: Ich alter Ber / tu brummen sehr / mit meiner Pfeiff' / ich alles umkehr. Also ließ sich der Hahn vernehmen: Wenn ich Hahn kräh uf Hohentwiel / mach ich dem Feind der Unruh viel / wenn mein Geschrei tut erschallen / tun viel derselben zu Boden fallen. Zwei dieser Verse hat Wilhelm von Scholz in sein bekanntes Buch „Der See" aufgenommen. Auch die Harfe ist auf dem Twiel kein Instrument des Aeolos, denn: Wenn mein Feind hört den Harpfenton / kehrt er gleich um und läuft davon. Das Horn speit Verderben aus: Wenn ich blas aus diesem Horn / so tut es meinem Feinde Zorn. Endlich meint Meister Reinecke: Das Füchslein man mich nennen tut / nehr mich von meiner Feinde Blut / wenn mich demselben tu einschleichen / wird, der Haar lassen kann / nit weichen.

Quellen

1. Brockmann-Jerosch: Schweizer Volksleben, Erlenbach, Zürich, 1929. — 2. Franz Stoll: Der großherzoglich badische Amtsbezirk Blumenfeld, Karlsruhe, 1855. — 3. Mayer: Heimatbuch des Amtsbezirks Waldshut. — 4. Julie Heierle: Die Volkstrachten der Schweiz, Erlenbach. — 5. Eduard Presser: Ländliche Gedichte aus dem Hegau, 3 Bändchen, Engen, 1894, 1902, 1911. — 6. Kilian Weber: Stahringen-Homburg, ein Heimatbuch, Stahringen 1928. — 7. Eduard Ege: Die Geschichte des Dorfes Zimmerholz im Hegau, Konstanz 1928. — 8. Wegweiser von Schaffhausen und Umgebung, Schaffhausen, 1842. — 9. Der Unnoth, Zeitschrift, Schaffhausen 1868. — 10. Freie Lehrerkonferenz Radolfzell-Singen: Aus unserer Heimat. Geschichtliche und geographische Bilder vom Untersee und Hegau. Bühl 1910. — 11. Wilhelm von Scholz: Der See. Konstanz. — 12. Joh. Jak. Rüeger: Chronik der Stadt und Landschaft Schaffhausen, Schaffhausen 1606. — 13. Eduard Keller: Der Hohentwiel, Engen 1847. — 14. Randenführer, Schleitheim 1879. — 15. Kummer: Schaffhauser Volksbotanik. 1928. — 16. Eduard Im Thurn: Der Kanton Schaffhausen, Schaffhausen 1840. — 17. Der „Schild", Zeitschrift des Reichsbundes jüdischer Frontsoldaten. — 18. Im Thurn-Harder: Chronik der Stadt Schaffhausen 1844. — 19. O. Weiner: Eduard Presser in „Volk und Heimat" 1926.

Digitized by Google

Sagen vom Poppele von Hohenkrähen

Nach den älteren Veröffentlichungen erzählt von Johannes Künzig, Freiburg i. Br.

Der Poppele als Kriegsmann

In Engen sagte man früher, der Poppele sei eigentlich ein Graf von Hohentwiel gewesen; auf dem Hohenkrähen habe er ein Lustschloß gehabt, ebenso auf Hohberg. Um das Erbe seines Bruders zu erlangen, habe er den mit dem Pfeil getötet. Als er daraufhin vor Gericht kam, leugnete er aber alles und schwur, er wolle als Geist umgehen, wenn er nicht die Wahrheit sage. Sein Schwur ging in Erfüllung, bald nach seinem Tode fing er an zu gespenstern.

Besonders zeigte er sich, wenn ein Krieg bevorstand. Alle Feldzüge Napoleons machte er mit, bis zum Jahre 1813. In diesem Jahr aber kam er wieder und sagte, er tue jetzt nicht mehr mit, denn sein Heer verliere bald. Erst 1848, vor Ausbruch der Unruhen, hat der Poppele sich dann wieder in einem Gefährt mit vier Rappen sehen lassen.

Meier E., Deutsche Sagen, Sitten und Gebräuche aus Schwaben 1852, Nr. 85, 7.

Der Poppele beim Kegelspiel und sein fürstlicher Lohn

Des Sonntags nachts um 12 Uhr kommt der Poppele in einem unterirdischen Gewölbe der Burg Hohenkrähen mit viel Rittern zusammen, um zu kegeln. Die Kegel wie die Kugeln sind aus purem Gold. Auch am Sonntagmorgen während der Kirche hat man den Poppele schon beim Kegeln beobachtet.

Zu solcher Zeit sahen eines Sonntags zwei Handwerksburschen den Poppele im Burggraben kegelschieben, er traf freilich nichts. Wie er die Burschen bemerkte, lud er sie zu einem Spiel ein, und die weigerten sich nicht lange. Anfangs gewannen sie auch einige Gulden; dann aber verspielten sie den ganzen Gewinn und ihr Reisegeld dazu bis auf den letzten Kreuzer. Ärgerlich zogen sie weiter. Unterwegs entdeckte der eine von beiden eine Kegelkugel in seinem Felleisen, hielt das aber für eine Neckerei seines Kameraden und warf die Kugel weg. Die beiden Burschen kamen bald darauf ins Dorf Mühlhausen am Mägdeberg. Wie da der zweite seinen Ranzen abnahm, staunte er nicht wenig, als er obendrauf einen Kegel aus lauterem Gold sah. Gleich wollte er diesen Schatz zu Geld machen, aber niemand im Dorf konnte den kostbaren Kegel bezahlen. Einer endlich ließ sich ein Stück für zweitausend Gulden herabsägen; den Rest des Kegels nahm der Handwerksbursche mit nach Schaffhausen und er löste dort viele tausend Gulden dafür. Voller Neid suchte nun der andere Handwerksbursche nach der weggeworfenen Kugel, aber er konnte sie nirgends mehr finden.

Wenn man aber seitdem den Poppele kegeln sah, hatte er immer nur acht Kegel und eine einzige Kugel.

Meier, Sagen, Sitten und Bräuche aus Schwaben. Nr. 85, 3. Baader, neugesammelte Volkssagen von Baden 1859, Nr. 2 erzählt die Geschichte ganz ähnlich: Der eine Handwerksbursche findet den weggeworfenen Kegel zwar wieder, aber als er ihn aufheben will, gibt ihm Poppele eine Ohrfeige und sagt: „Du hast gehabt!"

Digitized by Google

Poppele als dienstbarer Geist

Den Leuten auf dem Bruderhof erwies sich der Poppele früher gerne nützlich; er tat alles was ihm aufgetragen wurde, holte Wasser und Holz in die Küche, warf Stroh und Heu vom Boden, fütterte das Vieh, putzte die Pferde, wendete den Dreschern die Garben um und langte zu, wo es fehlte. Bei jedem Auftrag aber mußte man sagen: „It ze litzel und it ze viel" (nicht zu wenig und nicht zu viel), sonst warf er z. B. alles Heu vom Boden oder schleppte alles vorrätige Holz in die Küche. Sagte man ihm dann, es solle es wieder forttragen, so tat er das auch.

Zum Lohn für seine Dienste mußte man aber für den Poppele alle Tage mitdecken, ihm einen besonderen Teller hinstellen und sagen: „Poppele, iß auch mit!" Vergaß man das zu sagen, so warf er das Gedeck und alle Speisen durcheinander, band das Vieh im Stalle los und trieb allerlei Unfug. Ebenso mußte man ihn einladen, wenn man ausfahren wollte: „Poppele, fahr auch mit!" Dann setzte er sich hinten auf das hervorstehende Wagenbrett, die „Schnättere", und fuhr mit ins Feld. Wurde er nicht eingeladen, so passierte gewiß dem Fuhrwerk ein Unglück.

Nach dem Backen mußte man jedesmal dem ersten Bettler, der ins Haus kam, einen ganzen Laib Brot geben, sonst holte der Poppele das übrige Brot und brachte die Küche in Unordnung.

Meier, Sagen . . . aus Schwaben, Nr. 85, 1.

Wie der Poppele einem Müller den Geldgurt erleichtert

Fuhr eines Abends ein Müller aus Radolfzell vom Möhringer Fruchtmarkt heimwärts, da kam unter der Burg Hohenkrähen ein schlechtgekleideter Wanderer und bat den Müller, ihn bis Singen mitzunehmen. Der hatte nichts dagegen. Kurz vor Singen mußte der Müller absteigen, da erschrak er aber nicht schlecht, als er merkte, wie sein Geldgurt, den er um den Leib trug, ganz leicht und leer geworden war. Mit der unschuldigsten Miene sagte der Fremde: „Geht einmal zurück, vielleicht findet Ihr das Geld wieder!" Wirklich, gleich hinterm Wagen blinkte der erste Taler im Mondschein auf der Straße, und einige Schritte weiter lag wieder einer. Laut lachend sprang jetzt der Fremde vom Wagen herunter und verschwand. Nun erst merkte der Müller, daß er den Poppele mitgenommen hatte. Rasch entschloß er sich, sein Fuhrwerk in Singen einzustellen, um die ganze Landstraße abzusuchen. Morgens fünf Uhr endlich hob er das letzte Geldstück auf — und zwar just an der Stelle, wo er den Poppele auf den Wagen genommen hatte.

B. Baader, Volkssagen aus dem Lande Baden 1851, Nr. 5.

Poppele neckt Fischer und Jäger

Auch der Fischer von Moos wußte vom Poppele zu erzählen. In dunklen Nächten hörte er oft rufen: Hol, hol!" und eilte an die Fähre, weil er meinte, es wolle jemand vom andern Ufer übersetzen. Aber wie er hinkam, war das Schifflein losgebunden und die Ruder lagen im Wasser. — Wenn der Fischer bei Nachtzeit seine Netze „setzte", so patschte es, als wären die Fische hundertweis im Garn. Wie er aber zur Stelle eilte, fand er die Netze zerrissen, und im Nachtwind erschallte ein schelmisches Gelächter. — Ebenso gings den Jägern, wenn sie in Vollmondnächten auf die Wasserjagd gingen. Jedesmal aber folgte auf solche Spukerei ein Unwetter.

Lucian Reich, Die Insel Mainau und der bad. Bodensee 1856, S. 269.

Digitized by Google

Poppele läßt sich selbst nicht foppen

Ein Schneider aus Engen ging eines Abends vom Mähen heim. Unterwegs fühlte er ein menschliches Bedürfnis, und wie er das besorgt hatte, sagte er: „So Poppele, das ist dein!? Im selben Augenblick war der Poppele schon da, nahm den Schneider und zog ihn durch Hecken und Büsche, durch Korn und Dorn, daß er am ganzen Leibe elendiglich zerrissen wurde.

Ebenso hat der Poppele auf der Brücke, die bei Mühlhausen über die Aach führt, schon manchen, der ihn neckte, ins Wasser gestürzt und sich mit schallendem Gelächter davongemacht.

Meier, Sagen . . . aus Schwaben, Nr. 85, 5.

Der Wirt von Gaienhofen ritt einst mit einem Kameraden nach Engen auf den Bohnenmarkt. Sie machten schlechte Geschäfte und suchten ihren Verdruß in einigen Flaschen Neuem zu ertränken. Beim Heimreiten kamen sie am Krähen vorbei, da rief der eine im Übermut: „Poppele, komm!“ und gab seinem Gaul lachend die Sporen. Aber schon lag er im Graben, und als sein Kamerad abstieg und ihm aufhelfen wollte, stolperte er und schlug gleichfalls hin. Über ihnen aber hörte man lautes Gelächter.

L. Reich, Die Insel Mainau . . ., S. 269.

Poppele ohrfeigt eine naschhafte Dienstmagd

Auf Hohenkrähen war früher eine Magd, die jedesmal beim Melken von der Milch trank und dann von unsichtbaren Händen Ohrfeigen bekam. Deshalb kündigte sie ihrer Herrschaft den Dienst auf. Den Grund der Kündigung wollte sie dem Hausherrn freilich nicht nennen; endlich sagte sie aber, sie wolle sich nicht länger beim Melken schlagen lassen. „Dann mußt du etwas Unrechtes getan haben“, meinte der Herr, „sonst hättest du keine Schläge bekommen.“ Die Magd gestand schließlich ihre Schuld und wurde ermahnt, das Milchtrinken in Zukunft bleiben zu lassen. Das tat sie und hat seitdem keine Ohrfeigen mehr bekommen.

Meier, Sagen . . . aus Schwaben, Nr. 85, 4.

Digitized by Google

Reiseerinnerungen berühmter Männer

Johann Wolfgang von Goethe

Man nähert sich Engen. Ein charakteristischer, obgleich ein ganz bewachsener Berg mit einem alten Schlosse zeigt sich rechts; ein kleiner Ort, der unmittelbar vor Engen liegt, ist den 8. Oktober von den Franzosen zum Teil abgebrannt worden. Das Städtchen selbst liegt auf einem Hügel, gedachtem Berg gegenüber. Wir kamen um 11 Uhr an und rasteten.

Von Morgen her gesehen gibt Engen ein artig topographisches Bild, wie es unter dem bedeutenden Berge auf einem Hügel sich ins Tal verliert. Die Bürger des Orts taten auf dem Rückzuge, in Verbindung mit den Kaiserlichen, den Franzosen Abbruch; diese letzteren, als sie noch die Oberhand behielten, verbrannten mehrere Häuser vor der Stadt und bedrohten die Stadt selbst mit einem gleichen Schicksal. Ich sah daselbst eine sehr gut gekleidete kaiserliche Garnison, in der Nähe ein starkes aufgefahrenes Proviantfuhrwesen und erbärmlich gekleidete Kranke.

Um 12 Uhr fuhren wir ab. Vor der Stadt erschien wieder Weinbau. Schon oben bei dem Städtchen hatte ich die ersten Geschiebe des Gesteins von Quarz und Hornblende gefunden. Nußbäume zeigen sich wieder, schöne Wiesen und Baumstücke. Links ein artig Dorf an einer Höhe hinter einer flachen Wiese. Es öffnet sich eine schöne fruchtbare Fläche im Tal, die höheren Felsen scheinen mehr eine andere Steinart zu sein, um die sich der Kalkstein herumlegt. Viele weiße Rüben werden gebaut. Man kommt nach Welschingen, einem leidlichen Ort. Man steigt wieder stark bis gegen Weiterdingen. Es finden sich hier viel Geschiebe von farbigem Quarz mit weißen Adern, roter Jaspis, Hornblende in Quarz.

Man übersieht nunmehr von Engen das schöne Tal rückwärts. In fruchtbaren Feldern liegen weitläufige Dörfer, und jener steile Berg zeigt sich nun in seiner Würde an der linken Seite.

Vorwärts liegt Hohentwiel, hinten die Graubünder Berge im Dunst am Horizonte kaum bemerklich.

Man kommt durch Weiterdingen. Links ein sehr schönes Wiesental, über demselben Weinbau. Auf eben der Seite liegt Hohentwiel; man ist nunmehr mit dieser Festung in gleicher Linie und sieht die große Kette der Schweizer Gebirge vor sich.

Hilzingen liegt in einem weiteren Tale zwischen fruchtbaren Hügeln, Feldbau, Wiesewachs und Weinberg umher.

Die Pässe wurden daselbst von einem österreichischen Wachtmeister unterzeichnet, und der Amtsschreiber stellte einen Kautionsschein aus, daß die Pferde wiederkommen würden.

Man steigt lange und sieht immer das Tal von Hilzingen hinter und neben sich, so wie Hohentwiel.

Sie nennen hier zu Lande einen Hemmschuh nicht ungeschickt einen Schleiftrog.

Ebringen. Nun geht es weiter über verschiedene fruchtbare Hügel; die höheren Berge sind mit Wald und Büschen besetzt. Viel Wein am Fuße eines Kalkfelsens; meist blaue Trauben, hingen sehr voll. Taingen, der erste schweizerische Ort, guter Wein. Müller, Gastwirt zum Adler.

Digitized by Google

Herblingen. Starker Weinbau. Fruchtfeld. Wald links. Kalkstein mit einem muschligen Bruche, fast feuersteinartig.

Vor Schaffhausen alles umzäunt, die Besitzungen immer abgeteilt und gesichert, alles scheint Gartenrecht zu haben und hat es auch. Die Stadt selbst liegt in der Tiefe, ein schmaler angenehmer Wiesengrund zieht sich hinab, man fährt rechts und hat auf derselben Hand Gartenhäuser und Weinberge neben sich. Links ist der Abhang mehr oder weniger steil. Bei einem großen Hause, das unten steht, geht man durch eine Brücke zum Dach hinein. Höchst anmutige Abwechslung von großen und kleinen Gärten und Höfen. Man sieht das Schloß vor sich. Die Gartenhäuser vermehren sich und werden ansehnlicher. Nach der Stadt steigen die Weinberge weit hinauf; links wird der Abhang nach dem kleinen Tale zu sanfter.

Tagebuchbruchstück aus der „Schweizer Reise". Angeführt in Wilhelm von Scholz: Der See, Konstanz.

Gustav Schwab

Kein passenderer Punkt ließe sich ausfindig machen, um mit und auf ihm von dem schönen Schwabenland in diesem Werke Abschied zu nehmen, als der seltsame Porphyrfels, der auf seiner äußersten Grenze gegen Süden, in trotziger Gebrechlichkeit hinlagert, mit andern ähnlichen Brüdern, doch schon seit mehr als einem Jahrtausend mit Mauern gekrönt, als Markstein bei seinem Eingang auf der Schweizerseite steht und in späteren Jahrhunderten, bis an den Beginn des jetzigen, das Land auch wirklich gehütet hat.

Nach Süden und nach Norden, nach Osten und Westen liegt Oberschwaben auf dieser Felskuppe zu unsern Füßen; ja, was wir hier von Land überschauen, bis nach den Schneebergen hin, tief in die Schweiz hinein, war einst von dem vereinigten Volke der Schwaben-Alemannen bewohnt und besessen. Wir stehen auf den Zinnen der Felsenfeste Twiel, da treibet auf der Ebene der Blick ein weites Spiel, durch Triften und durch Wälder, durch Klöster und durch Städte, hier ist kein Ziel zu finden, als grauer Alpen Kette. — Das Land der Alemannen, mit seiner Berge Schnee, mit seinem blauen Auge, dem klaren Bodensee, mit seinen gelben Haaren, dem Ährenschmuck der Auen — recht wie ein deutsches Antlitz ist solches Land zu schauen.

... Den Vordergrund bildet die Ruine Rosenegg. Eine Frau dieses Geschlechts, verehelichte Freifrau von Thengen, hat im Schwabenkriege bei der Belagerung von Thengen durch die Schweizer auf dieselbe Weise Treue an ihrem Ehegemahl bewiesen, wie die Weiber zu Weinsberg, und die Geschichte berichtet uns ein Mann, welcher der Begebenheit im Jahre 1499 als Augenzeuge zugesehen hat ... Man sieht es, dem echt alemannischen Geiste (Poppele) fehlt nur ein Hebel, um ihm zu seiner lästigen physischen Unsterblichkeit auch eine poetische zu verschaffen.

Wanderungen durch Schwaben. Von Gustav Schwab. Mit 30 Stahlstichen. Leipzig, Georg Wigands Verlag. (Keine Jahrzahl)

Heinrich Hansjakob

Tief unten in einer Spalte des Berges liegt auf einem Hügel gar romantisch der Hauptort des Randen, Thengenstadt mit seinen Burgruinen; zweifellos nächst seiner gleich zu nennenden Nachbarin die vereinsamteste Stadt nicht bloß Badens, sondern des ganzen deutschen Reiches. Sie ist wohl auch der kleinsten eine, denn sie hat kaum 300 Seelen und keine Straßen; die Gebäude bilden ein geschlossenes Viereck ...

Kaum hatte ich den lieblichen Eindruck, welchen die beiden Thengen auf mich gemacht, in mir etwas verarbeitet, so stieg ein noch reizenderes Landschaftsbild vor mir auf: Burg und Miniaturstadt Blumenfeld ...

Digitized by Google

Auf dem gleichen, von einer Felsenschlucht umgürteten Hügel, zwischen dem äußeren Burgtor und der Burg selbst, liegt das winzige Städtlein, aus drei Gäßchen bestehend und noch kleiner an Seelenzahl als die Nachbarin Thengen; denn es zählt kaum über 200 Einwohner. Auch Blumenfeld hat seine Merkwürdigkeit: Es hat nur einen Ein- und Ausgang; zu dem Tor, das hineinführt, muß man auch wieder hinaus. Darum heißt es in dem „Hegauer Volkslied": „Und z'Blumafeld gib ach ufs Tor, wo d'inni gohst. Es het sie G'fohr. Wenn d'nimma weißt, wo d'inni bist, du find'st en and're Usgang nit..."

Von den Kemenaten und Sälen (des Asyls) aus bot sich mir heute eine Fernsicht, wie sie Gott nicht oft geschaffen und nicht jeden Tag sehen läßt. Da liegt vor den Blicken der Hegau, der Bodensee, die Alpenwelt der Schweiz und Vorarlbergs und der Randen mit seinen waldigen Ausläufern. Wohin wir schauen, Gottes Größe und Gottes Frieden...

Als wir Welschingen passiert hatten, lag vor meinen Blicken das alte Städtchen Engen so heiter und so malerisch und so imponierend, daß ich es fast gar nicht mehr erkennen wollte. Ich ärgerte mich, da Engen so bezaubernd zu mir herübergrüßte und nachdem ich Thengen und Blumenfeld gesehen hatte, über das spöttische Sprichwort, das in der Baar und im Hegau umgeht und also lautet:

Enge, Thenge, Blumefeld
Sind die schönsten Städt' der Welt.
Doch, wär' Enge nit dabei,
So wär' es nichts mit alle drei.

Kein Gau in Deutschland, selbst der Rheingau ausgenommen, hat so viele Burgen wie der alemannische Hegau. Noch vor dem Dreißigjährigen Kriege standen gegen fünfzig wohlerhaltene Edelsitze auf seinen Hügeln und Bergen. Aber es ist auch ein heiteres, fröhliches Stück Land, das den Hegau bildet. Die Alpenwelt schaut zu ihm herab, der Bodensee und Rhein bespülen ihn, und lachende, waldige Hügel und grüne Täler bilden ihn.

Verlassene Wege. Tagebuchblätter von Heinrich Hansjakob. Stuttgart. Verlag von Adolf Bonz & Co. 1910. I. Band.

Hohentwiel

Trotzig männlicher Berg, Zwingherr über dem Gau,
Hebst du Schultern und Haupt in das goldene Blau!
Schultern heldisch und breit, wie gepanzert mit Erz,
Schließen das felsige Kleid um dein verglühtes Herz.
Hart im Wesen und Sein, wuchtig ragend und schwer,
Singt doch dein Gestein längst verklungene Mär.
Silberlachen der Fraun, schwerer Streitrosse Tritt,
Girrt und klirrt noch hell im klingenden Phonolith.
Aus den Trümmern der Burg schauert Vergangenheit,
Aus dem Moder der Zeit geistert die Ewigkeit.
Wenn der wilde Falk hoch im Blauen zieht
Rauscht dein Trotz empor wie ein Heldenlied,
Und dein rassig Haupt auf gezacktem Grat
Ragt mit Zinnen und Turm hoch als Monsalvat.

Paul Sättele

Digitized by Google

Gedichte von Eduard Presser †

ehemals Landwirt und Ratschreiber in Riedheim

Hegauer Lied[1]

Dört obe uff de Stoffler Höh'
Wie isch so prächti und so schö!
Do leit ringsum im Sunneglanz
De Hegau mit sim Burgekranz.

Im Oste glänzt de Bodesee
Und gegen Süd de Alpeschnee,
En Nebelflor umhüllt de Rhi,
Wie Silber glänzt's im Sunneschi.

De Kraihe glicht em Zuckerhuet
Und au da Mägdberg sieht ma guat;
Am Rande glänzt an Silberstreif,
Ist echterst Schnee scho oder Reif?

Da Hohetwiel luagt stolz i d'Luft,
Am Hohehewe hangt scho Duft,
Und uf da Bittelbrunner Höh'
Leits oft im Maia noch an Schnee.

Wem wär de Hegau nit bekannt,
Als schönster Gau i üsem Land?
E mildes Klima — Sunneschi —
Reift Obst und Frucht und guete Wi.

E flißg Völkli wohnt im Gau,
Im Schaffe üebt sich Ma und Frau;
Selbst uff de höchste Berge Rand
Goht no de Pflueg durch's Ackerland.

D'rum bin i froh und freue mi,
Daß i en Bur im Hegau bi,
Und sing mit frohem, heiterm G'müet
Mi heimatli Hegauer-Lied.

Die Hegauer Aach[2]

E kräftig Kind, mit g'strählte Hoora
Chunnt's Donautöchterli uf d' Welt,
We springt's scho und isch chumm gebora
Mit stolzem Schritt dur Wies und Feld.

Es mag nit i de Heimat blieba
Und lauft de nächsta Mühli zua,
Es wird so starch, s' cha Räder trieba
Und hät jo Tag und Nacht ko Ruah.

So chunts au bald gi Volkertshusa
Und schafft dört i de Faberik,
Ma hörts jo scho vo witem brusa,
Es gruhet nit en Augablick.

Und wies dört schafft — ma cha's nit glauba
Wes d' Räder trieb, de Hammer schwingt
Drum tuat ma ihm au viel verlauba,
Wil's alla Lüta Nutza bringt.

Scho tuats de Bündel wieder schnüera,
Gi Arla will's zum Dämmering,
Und will au dört sie Chraft probiera,
We freut sie druf des eitel Ding.

O Meidli, bisch du au be Sinna?
Es gfällt der z Arla wieder nit!
I glaub du witt scho 's Brutkleid spinna,
O Lüt wissed scho wohi du witt.

---

[1] Aus „Badische Mundartdichtung" von August Friedrich Raif, Konstanz 1922.
[2] Eduard Presser. Ländliche Gedichte aus dem Hegau. Band 3. 1911.

Digitized by Google

Und vorwärts ziehts im Sturm gi Singa,
Denn's gfallt ihm nimma uf em Land,
I d'Stadt will 's Meidli ſich verdinga
Zum Hammerſchmied und Fabrikant.

O ſags doch frei, 's iſch nit ſo gföhrli,
Du häſch dich mit em See verlobt,
Ihr ſend doch gwiß e richtig Pärli,
Er iſcht en Burſch, der ſelta tobt.

Und du biſcht ghörig uferzoga,
Drum uf und furt, de Höri zua,
Es goht dört ganz ringsum im Boga
Bei Moos erwartet dich din Bua.

Der letzte Lederhoſenmann im Hegau[1]

I bin bekannt ringsum im Land
Als Lederhoſa-Ma,
En Ma vom alte Buraſtand
Mich gugged alli a.

I kann eu ſaga, liebi Lüt,
So iſt en jede Bur
No akleidt gſie bi miner Zit.
Drum thua i au en Schwur:

I laß die Lederhoſa a,
Wenn alls au drüber lacht,
I ha mi Freud jo ſelber dra,
A miner Buratracht.

Und uff em Kopf en Dreiſpitzhuat
Und Schnalla a de Schuah,
E rotes Libli ſtoht mer guat,
En Reiha Knöpf dazua.

E ſilberbſchlaga Pfifli au,
Des rauch i jeda Tag,
Mi Wib, dia iſt a Burafrau
Vum ächta Buraſchlag.

I bi de einzig noch im Land,
Der Lederhoſa treit,
I trag ſie gern, es iſt kei Schand,
I nimms i d' Ewigkeit.

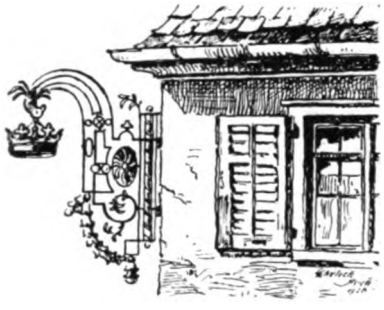
Drum, wenn i einmal gſtorbe bi,
So bitti, was i cha,
I will als Bur vergraba ſi,
Als Lederhoſa-Ma.

[1] Eduard Preſſer. Ländliche Gedichte II. Engen 1902. Th. Schneiders Buchdruckerei.

Digitized by Google

Scheffel und der Hegau

Von Hans Specht, Singen a. H.



Unglückliche Liebe trieb ihn herauf, als es nicht hatte sein sollen, daß Bäschen Emma Heim die Seine ward: Tränen überströmten die Hand der in bräutlichem Weiß Strahlenden, als er ihr auf der Treppe am Hochzeitsmorgen begegnet; dann küßt er sie auf die Stirn, drückt ihr den Myrtenkranz fester und stürzt davon. Als er beim Mahle kurz erscheint, verzichtet er, der wenig taktvollen Aufforderung zu genügen, die Festrede zu halten: Herzblut serviert sich schlecht als Unterhaltungsgang, und so empfiehlt er sich bald.

Und zieht in unser Land an den See. „Den tragischen Schuck" hatte er ja, eine von jenen Wunden, die man braucht, um an ihrer Vernarbung zu wachsen. — Und nun erscheint er in Luft, Herbheit und Sonnenglanz dieser Landschaft staunend am Fuße des stolzen, geheimnisvoll düster glühenden Berggipfels des Hohentwiels. Sein Auge trinkt das purpurne Licht dieses alemannischen Landes, den Duft und Trotz seiner Berglinien, dieser Landschaft mit dem Untergrund vulkanischen Grollens, den Schichten jahrmillionenalter Erstarrung, darüber gebreitet die Decke menschlichen Schaffens und Treibens, kleines Gewimmel aus Not und Leid, aus Sonnenstrahlen vereinzelten Glücks und der Menschlichkeit alter Kultur.

So erfüllt sich denn das Schicksal seines Geistes und seines Lebens: die Pendelbewegung zwischen den Höhepunkten des Twiels und des fern schimmernden Säntis zu vollziehen, mit den Stationen der Klöster St. Gallen und Reichenau, des Twiels wiederum und jäh rückschlagend zum Wildkirchli am Säntisgipfel. Und der „Tiefpunkt" bist und bleibst du, Becken des leuchtenden Sees, das Blau des umspannenden Himmels spiegelnd. —

Nicht der altgewohnten Postkartensilhouette des Berges müßt ihr folgen, Freunde, sondern von Südwesten ihn einmal ersteigen, etwa vom Staufen heraufkommend, Distanz gewinnend von den Wällen, und die Gralsburg in steinerner Gräue auf euch wirken lassen. Dort weht Geisterrauschen, dort erwachen Stolz und Adel vergangener Geschlechter, dort raunt Burkhards und Hadwigs Geist, dort klagt es um versunkene, verklungene Größe, um verlorene Echtheit und Gediegenheit, um Treue, Glanz und Glück. Ja, als ob das Mark und Bein der alten, edlen Rasse Strahl und Willen einstigen Lebens aussenden könnte, trifft dich dort ein Unbekanntes, vielleicht Nieerfühltes — dort muß es auch Scheffel angeweht haben, wo der steile Sturz der Felsen zum einsamkeitsüberschatteten Bergfriedhof abfällt.

Und nun stieg sie vor ihm auf die „bärenhafte Vorfrühe" dieses alten, nordalpinen Kulturzentrums, Bodenseegebiet genannt, schweifte der Blick nach Rielasingen, von wo Großmutter Krederer stammte, der kein Geringerer als der französische Marschall Vandamme die Hochzeitsböller schoß, als er unsere altehrwürdige Burg in Schutt und Asche legte. Klagend und erhaben über soviel Gemeinheit der Angst recken sich die ausgekahlten Mauern himmelwärts. —

Mit der Magie des Schicksals zog's später den vielgewanderten Dichter, der durch seinen Ekkehard längst weltberühmt geworden, wieder in unser Land, wo er sich auf

Digitized by Google

der Mettnau ankaufte. Von dort ist er im Hegau persönlich bekannt geworden und lebt noch in der Erinnerung älterer Leute: Als Gutsherr, der in gewaltiger Rechtsfehde mit den Reichenauer Fischern lebte, noch mehr mit den Juristen, die ihm nicht recht geben wollten, und der den Zöllnern und Pharisäern vom Steueramt Opposition machte (und da gibt es Leute, die sagen, Scheffel sei nicht mehr modern). So lebt noch der Wanderer mit dem etwas abgegriffenen Hut und dem Wetterrock, an der Seite die breite lederne Reisetasche von damals.

So erzählt man noch in der „Krone" zu Singen, wo sie ihm eine Gedenktafel anbrachten, und wo ihm auch die bildergeschmückte Künstlerecke errichtet ist. Wo Mayer, der Wirt, für uns sorgt, echtestes Gewächs des Wirtestandes, Policinello der Physiognomie, des Humors, mit 59 (!) Jahren sogar der Akrobatik, mit einer musikalischen, echt künstlerischen Ader, nicht ohne Güte, ein echter Vertreter der Kultur badischer Bürgerhäuser. Am Sohn hätte Scheffel dieselbe Freunde gehabt, die er am Vater hatte, dessen Bild von E. Würtenbergers Meisterhand, ewig lebendig, noch etwas wie einen ätherischen Humor herniederzustrahlen scheint. Dies ist einer der tollen Winkel, wo Scheffel fand, was man so oft im Leben vergebens sucht:

Himmlischen Frieden
Sturmfreies Herze,
Narrheit und Scherze. —

Und natürlich taucht diese Landschaft in Scheffels Schaffen wieder auf, im „Juniperus", des Ritters vom Höwen Liebesleid und Kampf, und in jenem Grafen von der Nellenburg bei Stockach, dem Helden der — ganz zu Unrecht vergessenen — „Bergpsalmen". Und in wer weiß wie vielen Liedern, deren Verse uns — allen Kritikastern zum Trotz — noch immer eingehen wie goldener Wein in die Kehle.

Scheffel hat in seine Werke ein Stück dieser viel und nie genug gepriesenen Hegaulandschaft eingefangen, von der wir, ihre Kinder, unser Bestes haben, dieses Landes, das unsere Väter und Mütter hervorbrachte und sich durch sie selbst wieder formte. In dieser Wechselwirkung von Mensch, Werk und Boden steht Meister Joseph Viktor noch, ein Antäus aus der ewig verjüngenden Kraft der Heimat. In der Bergfrische des Hohentwiels vermag niemand an seinem Werk zu zweifeln!

Vergleiche nachstehende Beiträge in früheren Veröffentlichungen des Vereins: „Aus Viktor Scheffels Elternhaus", Alt-Karlsruher Erinnerungen an des Dichters Mutter und Gattin von Augusta Kilian-Lufft, Badische Heimat 1918/19, S. 137—150 / „Josef Viktor von Scheffel und Radolfzell" von Wilhelm Zentner, Jahresheft Badische Heimat 1926 Der Untersee, S. 144—148 / „Das Scheffelmuseum in Karlsruhe" von Wilhelm Zentner, Jahresheft Badische Heimat 1928 Karlsruhe, S. 115—121.

Digitized by Google

Das Scheffelmuseum auf der Mettnau-Radolfzell

Von Anna Regina Zimmer, Radolfzell

Radolfzell am Bodensee
Blick aufs Münster

phot. F. Moerschel
Radolfzell

Am Untersee, jenem versonnenen Teile des Bodensees, den der Rhein von diesem abtrennte, liegt das elfhundertjährige Radolfzell. Im Osten des Städtchens schiebt sich die Mettnau, ein herrliches Eiland, in die siebenfarbigen Wasser des Sees. Inmitten von Grün und Wellenrauschen erhebt sich ein Herrenhaus, das Scheffel 1876 erwarb und durch einen Turmbau erweiterte.

Es war ein sonnenschön Plätzchen, das sich Scheffel erkoren, dieses Haus auf der Mettnau: mit dem Blick in die schimmernden Wasser des Untersees, nach den sanften Hügelwellen der Höri und des Schienerberges, dem verwunschenen Traumland, das sich Dichter und Denker und Maler erobert, mit dem Blick zur Insel Reichenau, die auf ihrem langgestreckten Rücken uns eine zwölfhundertjährige Kultur entgegenhält, mit dem Blick auf die weißgewandeten Bergriesen, wenn der Tag blaugeädert das Ferne ins Nahe rückt, mit der Sicht auf die aus der Ebene emporwachsenden Hegautuppen.

Von Hand zu Hand wanderte das Herrenhaus auf der Mettnau nach des Dichters Tode, bis die Stadt Radolfzell es 1927 erwarb, das Scheffelmuseum und die Ausstellung der Süddeutschen Vogelwarte darin unterbrachte.

Am 8. Juli 1928 tat das Scheffelmuseum seine Pforten auf. Gerade dadurch, daß Handschriften und Zeichnungen dort ihre Heimat fanden, wo die Räume von Scheffels Geist durchweht sind, in Räumen, die Zeugen seines Schaffens waren, gewinnt das Museum besondere Bedeutung.

In vier Räumen ist die Sammlung untergebracht, während die übrigen Räume die Sammlungen der Süddeutschen Vogelwarte bergen. Gleich links des Eingangs ist das Kaminzimmer. Altdeutsche Traulichkeit atmen die braungetäfelten Wände. Winterabende, da der Dichter mit seinem Sohne vor den Feuern saß, die das Kamin barg, die ihm entlohten, die alles in ein heimeliges Rot tauchten, erwachen, wenn wir dieses Zimmer betreten. Photographien des Dichters und seines Sohnes fesseln gleich beim Eintritt unsere Aufmerksamkeit. Auch das Elternhaus des Dichters in der Stephanienstraße zu Karlsruhe ist im Lichtbild festgehalten. Auch sein Schaffen tritt in lebendiger Frische vor uns, sein Schaffen als Dichter, aber auch als Maler. So finden wir vier

Digitized by Google

Blätter der Urschrift des „Trompeters von Säckingen“, jenem Spielmannslied, jenem Sange, von dem der Dichter selbst sagt:

„Trompeter, du lustiges Büchlein,
Wie weht in jeglichem Stück
Ein Hauch von Jugend und Frohmut,
Ein Hauch von Liebe und Glück.“

Ja, er ist da, der Hauch von Liebe, in Margaretens Lied, das auf vergilbtem Blatt vor uns hängt:

„Jetzt ist er hinaus in die weite Welt,
Hat keinen Abschied genommen,
Du frischer Spielmann in Wald und Feld,
Du Sonne, die meinen Tag erhellt,
Wann wirst du mir wiederkommen?“

Da ist aber auch der Hauch von Frohmut. Er klingt aus dem Liede des Katers Hidigeigei, wenn er sinnt:

„Schöner Monat Mai, wie gräßlich
Sind dem Kater deine Stunden,
Des Gesanges Höllenqualen
Hab ich nie so tief empfunden.“

Die ganze Dichtung schiebt sich noch kosender in unsere Herzen durch die Illustrationen, die Scheffels Freund, Anton von Werner, dem Trompeter gab. Nur ein innerlich sich einfühlender Freund, ein Freund konnte so des Dichters Werk schmücken.

Doch auch Scheffel ist naturerlauschender Maler. Dies zeigen seine Skizzen und Aquarelle, die im Museum Aufnahme fanden: ein Aquarell von der Insel Capri; eine Zeichnung des Hauses seines Freundes, des Oberamtsrichters Drösekel in Seon bei Lenzburg, welches Scheffel in den ersten Jahren seiner Ehe mit Karoline von Malsen bewohnt hatte; Zeichnungen des Römerturmes von Willadingen, von Schloß Rötteln, von verschiedenen Schweizer Landschaften.

Aus der Zeit seines Italienaufenthaltes haben wir die Urschrift eines Gedichtes, in dem er seiner Streitstimmung gegen das trockene Studium der Juristerei Ausdruck gab:

„Der ich in Deutschland manches
Buch studieret,
Das Recht gelernt aus staubigen
Folianten . . .

Gleich daneben aber tritt uns in einem Blatte der Scheffel entgegen, der in die Welt hinein jubelt, der mit Künstlersinn die Schönheiten der Gotteswelt erfaßt. Frohsinn spricht aus seinem „Maiweinlied“,

Scheffelhaus Mettnau-Radolfzell — phot. F. Moerschel, Radolfzell

Digitized by Google

das er seinem Freundeskreise in Heidelberg, dem sogenannten „Engeren Ausschusse", widmet:

„Du, der mir die Seele mit Wonne,
Die Kehle mit Maitrank durchglüht,
O, Frühling, Herold der Wonne,
Vieltausendmal sei gegrüßt."

Noch mehr lebt er vor uns auf, der weinselige, wanderlustige Scheffel, in den „Gaudeamusliedern", die heute, die damals, die allezeit wohl bei feuchtfröhlichem Treffen aus Studentenkehlen klingen.

Auch hier sind die Illustrationen Anton von Werners eine herzliche Zugabe. Doch wie Freude stets begleitet ist von Leid, tritt uns auch gleich die Lebenstragik des Dichters entgegen, seine Liebe zur Jugendgespielin Emma Heim. Er kann sie nicht vergessen.

„Einst stand mein Herz in Gluten . . .

schreibt er in einem Gedichte und fährt fort:

„Weh, zu neuem Brand erwecket
Ward es jüngst durch deinen Blick.

Und jetzt lohen wilde Flammen,
Schlagen hoch zum Dach hinaus,
Schlagen ob dem First zusammen
Und der Brand verzehrt das Haus."

Scheffel wird älter. Tiefer schürft sein Geist. Es entsteht eine seiner reifsten Dichtungen, die „Bergpsalmen".

„Nun gehen meine Wege in Wetter und Sturm.
Nun ist mein Wille, ein Zeichen zu geben,
Das die Spreu gemahnet, daß sie nur Spreu ist.
Das den faul und brüchig Gewordenen im Geist
Die Wege weist."

Hier dichtet der Scheffel, der hinausgewachsen ist über Kleinigkeit und Kleinlichkeit, hier spricht das urewige Suchen des Menschen nach Sinn und Ziel des Lebens.

Eine Zeichnung von Scheffels Schwester Marie, den Kastelstein bei Rippoldsau darstellend, bringt uns die Erinnerung an einen überaus schweren Verlust. Die innigsten Bande verknüpften ihn mit seiner Schwester. In dem Fragment gebliebenen Roman: „Irene, die Spilimbergo", sollte sein Schwesterlein verewigt werden. Der Roman blieb unvollendet. Marie starb während eines gemeinsamen Aufenthaltes mit dem Bruder in München plötzlich an Typhus. Das war furchtbar hart für den Dichter, der immer wieder erkennen mußte, daß ihm aus Liebe Leid ward. Lange weilt wohl auch jeder Besucher des Mettnauer Scheffelmuseums vor dem tiefgefühlten Sange: „Reimar des Alten Herbstschwermut", aus „Frau Aventiure".

Unbedingte Hingabe an die Natur offenbart der Dichter, wenn er schreibt:

„Der Tag verglüht, des Hochwalds Gipfel schweigen,
Derweil in goldenem Dunst die Halde schwimmt,
Ich steh am Rain, wo wir den Frühlingsreigen
So oft aus hellster Kehle angestimmt."

Digitized by Google

Jagdzimmer im Scheffelhaus — phot. F. Moerschel, Radolfzell

Der Schluß des Sanges ist müdes Sichergeben an den Herbst.

„Gebeugt am Stab und wohlgeschult im Darben
Keuch ich des Wegs, falb und spätherbstselig . . .“

Die folgenden Lieder der Frau Aventiure sind lebenssonniger. Ich denke dabei an das Lied der bambergischen Domchorknaben, das in der Urschrift hier zu finden ist:

„Nun treibt der Frühling Blatt auf Blatt
Und füllt die Welt mit Wonnen,
Fahr wohl, Altbamberg, fromme Stadt,
Mit Mönchen und mit Nonnen.
Die Fidel lockt, die Flöte girrt,
Die Rohrschalmeien blasen,
Fahrt wohl, Herr Bischof, frommer Hirt,
Die Böcklein wollen grasen.“

Bei der Weiterschau im Museum tritt auch Scheffel, der Wanderer, vor unser Auge, da wir seines Spazierstockes und der charakteristischen Wandertasche ansichtig werden, die ihn auf so mancher Fahrt durch gesegnete deutsche Gaue begleitete. Mit offenem Blick erfaßte er die Schönheiten und dann mußte er singen:

„Berggipfel erglühen,
Waldwipfel erblühen
Vom Lenzhauch geschwellt.
Zugvogel mit Singen
Erhebt seine Schwingen.
Ich fahr in die Welt!“

Digitized by Google

Ehrenbürgerurkunde der Stadt Radolfzell — phot. F. Moerschel, Radolfzell

Die Angelrute in der Ecke erinnert an diesen von Scheffel gerne betriebenen Sport, aber auch an die unangenehmen Streitereien, die er mit den Reichenauern Fischern seines Fischereirechtes wegen hatte. Eine bezirksamtliche Verfügung, über seine Rechte, die Fischzucht auszuüben, ist im Arbeitszimmer zu sehen.

Viel Persönliches enthält sodann das Jagdzimmer. Da sind über dem Eingang Wandteller und Steinkrüge. Scheffels Wappen gibt ihnen Schmuck. Sprüche wie: „Seehalde, Gott walte" zieren sie. Der geschnitzte Eichentisch, das Büfett, die Geweihsammlung seines Sohnes, ein Jagdhorn, alles ruft uns den Dichter ins Gedächtnis, wie er hier, auf seinem schönen Mettnausitze, Einsamkeit und Naturverbundenheit fand.

Interessant sind auch die verschiedenen Ehrenurkunden, die Bibliothekszimmer, Gang und Arbeitszimmer schmücken. Säckingen und Radolfzell machen den Rhein- und Bodenseesänger zu ihrem Ehrenbürger. Die Academia Neapel verleiht ihm 1881 den „Ehrenprotektor".

Künstlerisch wertvoll ist die Ehrenurkunde der Stadt Radolfzell, die diese ihm aus Anlaß seines fünfzigsten Geburtstages überreichen ließ. Auf dem Schreibtisch, dem Arbeitsplatz Scheffels, hat sie Platz gefunden. In fein abgetönten Farben trägt sie Werners bekannte Illustrationen zu „Gaudeamus", „Juniperus", „Frau Aventiure", „Bergpsalmen", zu „Ekkehard" und zum „Trompeter".

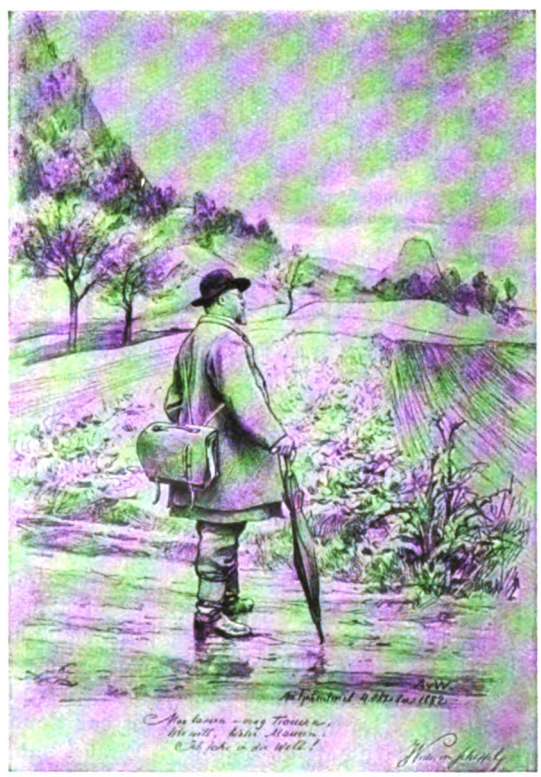
Die Bücherschäfte des Bibliothekszimmers enthalten eine reiche Sammlung aus Scheffels Bücherschatz. Wir finden Werke über Fischzucht, Angelfischerei, Gemüsebau, Brehms Tierleben, in reicher Auswahl Reisehandbücher, örtliche Geschichtswerkchen, so von Konstanz, Salem, Reichenau, Heiligenberg, juristische Werke und historische Bücher. Auch Romane und Gedichtbände sind vorhanden, meist von den Autoren mit handschriftlicher Widmung versehen.

Digitized by Google

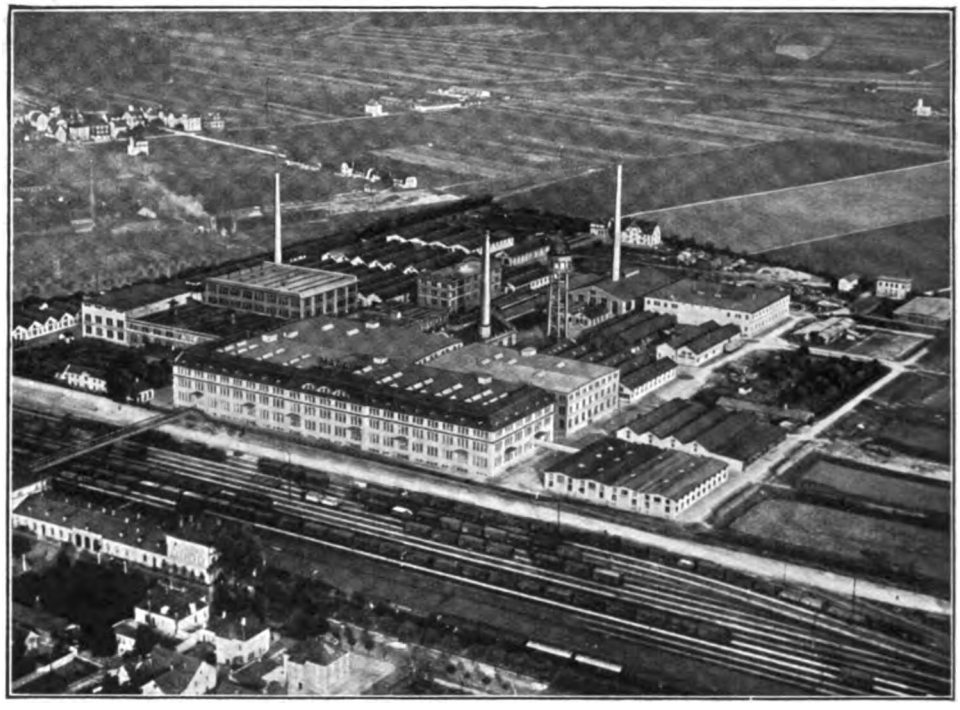
Zu erwähnen wäre auch noch das Lichtbild der Totenmaske Scheffels, deren Original ſich im Kurpfälziſchen Muſeum zu Heidelberg und im Deutſchen Scheffelmuſeum in Karlsruhe befindet.

So vermittelt das Scheffelmuſeum auf der Mettnau eine reiche Fülle von Erinnerungen an den „Ekkehard"-Dichter. Wenn man am Ende der Schau und des Scheffelgedenkens vom Turmerker des Arbeitszimmers aus die Landſchaft faßt, die ſich uns bietet, verſteht man des Dichters Liebe zu dieſem ſelbſt erworbenen Heime. Der ganze Zauber des Unterſees umfängt einem, die ganze Märchenſtimmung gottbegnadeter Landſchaft, ſo daß wir Scheffel verſtehen, wenn er ausruft:

„Nicht neid ich der Welt ihre Wonnen,
Noch allen neunfarbigen Dunſt,
Still liegen und einſam ſich ſonnen,
Iſt auch eine tapfere Kunſt."



Digitized by Google



Die Maggi-Werke in Singen am Hohentwiel

Die Wirtschaft des Hegaus

Von Edmund Kaufmann, Singen a. H.

Unter dem, was man heute landläufig unter dem Hegau versteht, wird man die Gegend annehmen dürfen, die im Osten von der Schwarzwaldbahnlinie Singen—Engen—Immendingen, im Süden von der Linie Singen—Büßlingen—Fützen, im Westen von der Linie Fützen—Ried-Böhringen—Pfohren und im Norden von dem Donautal von Pfohren bis Immendingen begrenzt ist. So umrissen dürfte sich der Hegau in der Hauptsache mit dem Amtsbezirk Engen, wozu noch einige Orte der Amtsbezirke Donaueschingen, Konstanz und Stockach zu schlagen wären, oder vielleicht besser noch mit den Amtsgerichtsbezirken Singen und Engen ungefähr decken. Ich glaube daher keinen groben Fehler zu begehen, wenn ich meine Betrachtungen über die Wirtschaft des Hegaus im großen und ganzen über die Amtsgerichtsbezirke Singen und Engen erstrecke. Dabei benutze ich als Quellenwerke in der Hauptsache die vom Badischen Statistischen Landesamt herausgegebenen Werke: „Statistisches Jahrbuch für das Land Baden", „Badische Gemeindestatistik", „Die Landwirtschaft in Baden", „Handel und Verkehr in Baden" und „Die Industrie in Baden".

Unter allen Wirtschaftszweigen, die im Hegau in Frage kommen, ist ohne jeden Zweifel der bedeutsamste die Landwirtschaft. Es wird also in erster Linie die Bedeu-

Digitized by Google

tung und der Umfang der Landwirtschaft zu würdigen sein. Bei einer Größe der Gemarkungen sämtlicher in Betracht kommenden Gemeinden von 52663 ha sind vorhanden:

22541 ha Ackerland,
7623 ha Wiesen,
109 ha Rebland,
18252 ha Wald.

Die Zahl der Eigentumsgrundstücke beträgt dabei 159643. Im ganzen sind 6729 landwirtschaftliche Betriebe vorhanden, während die Zahl der Haushaltungen 10903 beträgt. Es betreiben somit nahezu 63% aller im Hegau wohnenden Familien Landwirtschaft. Vorherrschend ist, wie dies überhaupt für ganz Baden der Fall ist, der landwirtschaftliche Kleinbetrieb. Es gibt im Hegau nur einen wirklichen landwirtschaftlichen Großbetrieb, d. h. einen Betrieb über 100 ha, das ist der Wilhelm von Hornsteinsche Besitz in Binningen-Sennhof-Hohenstoffeln, der einen Besitz von 250 ha hat, von dem 129 ha landwirtschaftlich, d. h. durch Acker-, Wiesen- und Weidenbau genutzt werden. Will man Orsingen noch zum Hegau nehmen, so wäre noch der Graf Douglassche Besitz in Langenstein zu nennen, der dort einen Besitz von 345 ha hat, wovon 232 ha landwirtschaftlich genutzt sind.

Bemerkenswert ist, daß im Hegau rund 90% der Fläche aller landwirtschaftlichen Betriebe eigenes Land der Betriebsinhaber sind. Der Hegaubauer ist also nicht Pächter, Verwalter oder Tagelöhner, sondern selbständiger Eigentümer seiner kleinen Scholle. „Klein aber mein" kann der weitaus größte Teil der Hegaubauern mit Stolz sagen. Pachtland spielt also bei uns eine sehr untergeordnete Rolle und wo Pächter vorhanden sind, die ausschließlich Pachtland bewirtschaften, handelt es sich meist um Söhne von Landwirten, die noch selbst ihr Feld bewirtschaften, also um werdende Eigentümer. Neben dem Pachtland kommt noch der Allmende als Ergänzung der Wirtschaftsflächen und namentlich auch in sozialer Hinsicht als Altersversorgung einige Bedeutung zu. Im Hegau sind rund 1000 ha aufgeteilte Allmende vorhanden, in die sich 3000 Genußberechtigte teilen. Im Vergleich zu anderen Bezirken ist die Größe der Allmendfläche im Verhältnis zu der Zahl der Genußberechtigten klein, wenn auch Bezirke vorhanden sind, in denen die Allmende noch geringere Bedeutung hat als im Hegau. Unaufgeteilte Allmende sind nur 7 ha vorhanden, was im Vergleich zu anderen Bezirken sehr wenig ist. Zu den Gemeinden, in denen die Allmende noch Bedeutung hat, gehören die Gemeinden Binningen, Büßlingen, Hattingen, Hilzingen, Kirchen und Hausen, Leipferdingen, Mühlhausen, Arlen und Steißlingen.

Wenn ich darauf hingewiesen habe, daß im Hegau der landwirtschaftliche Kleinbetrieb vorherrschend ist, so bedarf dies zur genauen Beurteilung noch eines Vergleichs mit anderen Bezirken, denn ein Hinweis darauf, daß im Hegau eine gewisse Anzahl von Betrieben unter 2 oder unter 5 ha groß sind, besagt noch nicht viel, wenn man nicht weiß, wie dies anderswo aussieht. Im Durchschnitt des Landes Baden entfallen auf einen Betrieb 3,8 ha, in Württemberg sind es 4,8 ha, in Bayern 8,6 ha und in Mecklenburg sogar 12,2 ha. Im Hegau beträgt die Durchschnittsfläche eines landwirtschaftlichen Betriebes 6,8 ha, sie ist also wesentlich größer als der badische Durchschnitt. Setzt man den Hegau hierin in Vergleich zu badischen Amtsbezirken, so steht er unter 40 Bezirken an 9. Stelle. So ganz klein ist also der Hegaubauer nicht.

Man teilt die Betriebe gewöhnlich ein in Parzellenbetriebe (unter 2 ha), in kleinbäuerliche Betriebe (2—5 ha), in mittelbäuerliche Betriebe (5—20 ha), in großbäuerliche Betriebe (20—100 ha) und in Großbetriebe (über 100 ha). Danach ist im Hegau der mittelbäuerliche Betrieb vorherrschend, allerdings liegt dieser nahe an der Grenze der

Digitized by Google

Lauchfelder der Maggi-Werke. Im Hintergrund die Werke und der Hohentwiel

kleinbäuerlichen Betriebe. In Baden sind 61 % aller Betriebe Parzellenbetriebe, im Hegau nur 30 %. Ganz aus dem Rahmen dieser Durchschnittszahl des Hegaus fallen die Städte Singen und Engen heraus, wo ca. 90 % bzw. 70 % aller landwirtschaftlichen Betriebe Parzellenbetriebe sind. Selbstredend darf man aus diesen Zahlen noch nicht auf die wirtschaftliche Lage des Hegaubauern schließen. In Baden sind nur 26 % der Besitzer von Parzellenbetrieben Landwirte im Hauptberuf, 74 % sind im Hauptberuf Arbeiter, Angestellte, Handwerker, Kaufleute, Beamte usw., betreiben also die Landwirtschaft nur als Nebenverdienst.

Auf kleinbäuerliche Betriebe (2—5 ha) entfallen in Baden 24 % und im Hegau 29 %. Diese sind nach der wirtschaftlichen Seite hin schon ganz anders zu beurteilen. 80 % der Besitzer von kleinbäuerlichen Betrieben sind Landwirte im Hauptberuf. Mit Hilfe von Frau und Kindern führt dieser kleine Landwirt in rastloser Arbeit und meist sehr bescheidener Lebensweise die intensive Bodenbewirtschaftung durch, während ihm andererseits die Genossenschaft, seine stärkste Stütze, Kunstdünger, Geräte usw. vermittelt und die Verwertung der Ernte größtenteils übernimmt. Zupacht und Allmende spielen natürlich beim Kleinbauer eine größere Rolle als beim Parzelleninhaber, der ja die Landwirtschaft meist nur nebenberuflich treibt und daher kein Land zupachtet. Als Haupterwerb dient dem Kleinbauer die Vieh- und Schweinezucht.

Auf mittelbäuerliche Betriebe (5—20 ha) entfallen in Baden nur 13½ % und im Hegau 38 %. In dieser Größenklasse bildet der selbständige Landwirt, der seine Familie voll ernähren kann, die Regel. Die meisten Landwirte dieser Größenklasse bewirtschaften nur eigenes Land; nur verhältnismäßig wenig wird hinzugepachtet, reine Pachtbetriebe sind fast gar nicht zu finden. Getreide kann aber nur wenig verkauft werden, weil das meiste im eigenen Haushalt gebraucht wird. Die Haupteinnahme muß auch hier der Viehstall, sowie der Obstbau, der im Hegau eine sehr große Rolle spielt, liefern. Die mittelbäuerlichen Betriebe haben gewöhnlich schon 2—3 Pferde. Sie arbeiten in mäßigem Umfang mit Knechten und Mägden. Auch sind Arbeitsmaschinen vorhanden.

Digitized by Google

Tomatenfelder der Maggi-Werke

Im allgemeinen wird der Boden nach dem System der verbesserten Dreifelderwirtschaft bebaut.

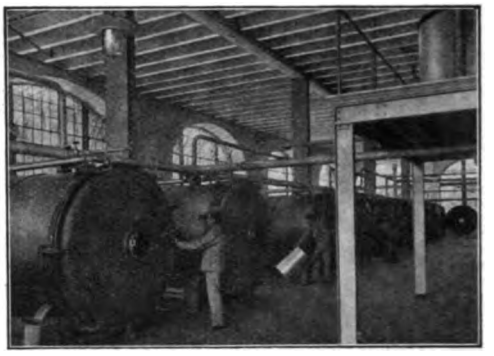
Auf großbäuerliche Betriebe entfallen im Hegau nur 2 % bei einem Landesdurchschnitt von 1,8 %. Der Großbauer treibt in erster Linie Getreidebau und Viehzucht. Eigentliche Großbetriebe sind im Hegau, wie schon bemerkt, nur zwei vorhanden, auf deren Eigenart ich hier wohl nicht besonders eingehen brauche.

Wenn es auch im Rahmen eines solchen Aufsatzes nicht möglich ist, näheren Einblick zu geben, wie und womit der Hegaubauer seinen Boden bewirtschaftet und in welchem Umfang er Fleisch- und Milchwirtschaft betreibt, so will ich doch versuchen, wenigstens einen allgemeinen Überblick zu geben. In der Hauptsache ist die landwirtschaftlich genutzte Fläche bestelltes Ackerland, davon werden rund 50 % mit Getreide, 16 % mit Kartoffeln und 25 % mit Futterpflanzen bebaut, eine Bestellungsart, die fast genau mit dem Landesdurchschnitt übereinstimmt. Von den Getreidearten stehen Sommergerste und Winterweizen mit je rund 40 % an erster Stelle, dann folgen in weiterem Abstand Hafer mit etwa 15 % und Roggen mit 5 %. Mit dem Sommergerstenbau steht der Hegau an erster Stelle in ganz Baden. Blättert man in älteren Büchern nach, so kann man feststellen, daß bei allen Früchten der Ernteertrag in den letzten 50 Jahren wesentlich zugenommen hat, doch ist im Vergleich zum Jahre 1913 eine bedauerliche Abnahme zu verzeichnen. Der Hegau steht hinsichtlich der Getreideernteerträge fast genau im Landesdurchschnitt.

An Kartoffeln werden im Hegau im Durchschnitt etwas weniger, an Futterpflanzen etwas mehr als im Lande Baden angebaut. Spezialbaugebiete wie Tabak, Wein oder Hopfen kennt der Hegau nicht. Der Obstbau ist im Hegau sehr beachtlich,

Digitized by Google

doch bleibt er mit etwa 1200 Bäumen auf 100 ha landwirtschaftlich genutzter Fläche hinter dem Landesdurchschnitt, der 1500 beträgt, zurück.



Trockenkessel für die Fleischbrühwürfelmasse

In der Viehhaltung und Viehzucht steht der Hegau mit an erster Stelle im ganzen Land, er wird nur noch von den Bezirken Meßkirch und Pfullendorf übertroffen. Läßt man die Stadt Singen unberücksichtigt, so sind im Hegau fast soviel Stück Rindvieh vorhanden als die Zahl der Einwohner beträgt. Auf einen landwirtschaftlichen Betrieb kommen 4,5 Stück Rindvieh gegenüber 2,1 im Landesdurchschnitt. Das Vieh des klein- und mittelbäuerlichen Betriebs ist in gleicher Weise Milch-, Fleisch- und Arbeitstier. Auch hinsichtlich der Schweinehaltung steht der Hegau weit über dem Landesdurchschnitt.

Zur Ergänzung sei noch hingewiesen auf die im Hegau vorhandenen Versuchsringe, Bezugs- und Absatzgenossenschaften und auf die Kreislandwirtschaftsschule in Engen. Erwähnt sei ferner noch, daß die Einkünfte aus Land- und Forstwirtschaft nach der Einkommensteuerveranlagung 1925 nach Abzug der Werbungskosten und Schuldzinsen im Hegau rund 3 Millionen betrugen. Es kommen somit auf einen Bezieher landwirtschaftlicher Einkünfte nur 940 *RM*. Der Hegau steht damit etwas unter dem badischen Durchschnitt. Die meteorologischen Verhältnisse des Hegaus sind nicht ungünstig, doch leidet er mehr als der badische Durchschnitt unter Hagelschlag, wenn er auch darin günstiger daran ist, als der Bezirk Meßkirch und Pfullendorf.

Nach der Landwirtschaft kommt, wenn ich zunächst einmal von der Industrie der Stadt Singen absehe, dem Handwerk die größte Bedeutung zu. Es ist nicht ein einziger Ort im Hegau, der keinen Handwerksbetrieb hat. Im ganzen sind im Hegau, d. i. also in den Amtsgerichtsbezirken Singen und Engen, 1656 Handwerksbetriebe vorhanden. Davon entfallen allerdings 374, das sind nahezu 25 %, auf Singen und 102, das sind über 6 %, auf Engen, daneben weisen aber noch eine Reihe von Hegaugemeinden einen recht kräftigen Handwerkerstand auf (z. B. Rielasingen 58, Gottmadingen 54, Gailingen 51, Hilzingen, Steißlingen und Immendingen je 50, Möhringen 49, Aach 45, Tengen 42 und Arlen 41).

Herstellung von Suppenwürfeln

Wesentlich spärlicher ist der Handel vertreten. Unter 58 Gemeinden haben 25, das sind nahezu die Hälfte, überhaupt keinen Handelsbetrieb, wenn ich die Gast- und Schankwirtschaften nicht dazu rechne. Von den Handelsbetrieben einschließlich der Gast- und Schankwirtschaften entfallen allein 252, das sind etwa 40 %, auf Singen. Schalte ich einmal die Stadt Singen aus, so kommen im Hegau einschließlich der Gast- und Schankwirtschaften auf 1000 Einwohner 17 Handels- und Verkehrsbetriebe, worin (wiederum gerechnet auf 1000 Einwohner) nur 25 Personen (in

Digitized by Google

Singen 80) beschäftigt sind. Zum Vergleich hierzu sei angeführt, daß im Lande Baden unter 1000 Einwohnern 59 Personen im Handel und Verkehr beschäftigt sind. Der Hegau — allerdings ohne Singen — steht mit diesen Zahlen unter allen Bezirken des badischen Landes nahezu an letzter Stelle. Auf 1000 Einwohner entfallen im Hegau ohne Singen nur 5 Angestellte und Arbeiter (in Singen 45), die im Handel- und Verkehrsgewerbe beschäftigt werden. Auch damit steht der Hegau in Baden an letzter Stelle. Zu dem Verkehrsgewerbe in diesem Sinne ist natürlich nicht Eisenbahn und Post gerechnet. Die Stadt Singen hat hier Verhältnisse, die ganz aus dem Rahmen des übrigen Hegaus herausfallen. Hier werden auf 1000 Einwohner im Handel- und Verkehrsgewerbe 45 Arbeiter und Angestellte beschäftigt, während der Landesdurchschnitt 31 beträgt. Singen steht damit, obwohl es an Einwohnerzahl an 16. Stelle steht, an 11. Stelle unter allen badischen Städten einschließlich der Großstädte. Am verhältnismäßig größten ist im Hegau noch die Zahl der Gast- und Schankwirtschaften, doch steht er auch hier wesentlich unter dem badischen Durchschnitt. Abgesehen von Singen also spielt im Hegau der Handel nur eine recht unbedeutende Rolle.

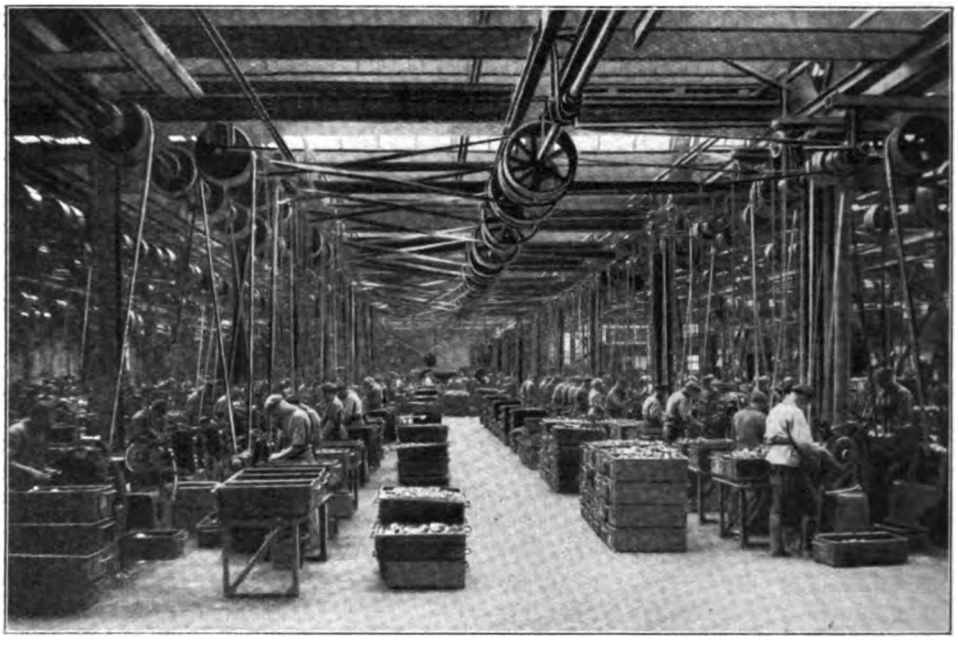
Außer in Singen und Gottmadingen ist im Hegau Industrie so gut wie gar nicht vorhanden. Ohne Singen kamen im Jahre 1925 auf 100 Einwohner nur 2,4 Arbeiter in industriellen Betrieben, die mehr als 20 Arbeiter beschäftigten. Unter dieser Zahl stehen nur noch die Bezirke Pfullendorf, Überlingen, Müllheim, Adelsheim und Tauberbischofsheim. Heute dürfte allerdings der Anteil der Arbeiter an der Bevölkerungszahl infolge des Wachsens der Singener Industrie im Hegau etwas größer sein.

Während also der Hegau im allgemeinen sich rein bäuerlich erhalten hat, haben sich in dem ursprünglich gleichfalls bäuerlichen Singen eine Reihe von industriellen Betrieben — meist schweizerische Gründungen — entwickelt, die dieser Stadt in wenigen Jahrzehnten ein vollkommen anderes Gepräge gegeben haben. Daneben kann noch Gottmadingen in dieser Hinsicht besondere Erwähnung finden.

Nach der Zahl der beschäftigten Personen nehmen die bedeutendsten Firmen in Singen folgende Größenordnung ein: AG. der Eisen- und Stahlwerke vormals Georg Fischer; Maggi G. m. b. H.; Aluminium-Walzwerke Dr. Lauber, Neher Co. G. m. b. H.; Gas- und Elektrizitätswerk; August Maier Kommanditgesellschaft; Calorie-Werk Gautschi & Brandt, Kommanditgesellschaft; Bek, Kroll & Cie.; J. H. Bek & Co., wobei allerdings nicht übersehen werden darf, daß in Singen, namentlich im Baugewerbe, handwerkerliche Betriebe sind, die zeitweise mehr Arbeiter beschäftigen als die zuletzt aufgeführten industriellen Werke. Hinsichtlich der Höhe des investierten Kapitals steht die Maggi G. m. b. H. an erster Stelle.

Dem Besucher von Singen fallen gleich bei der Ankunft jenseits der Bahngeleise die gewaltigen Anlagen der Maggi-Werke auf, die einen Stadtteil für sich bilden. Aus kleinen Anfängen heraus haben sie sich zu dem heutigen Großbetriebe entwickelt. Sie verdanken ihren Aufschwung in erster Linie der bekannten Güte ihrer mit peinlichster Sorgfalt und Sauberkeit hergestellten Erzeugnisse: Maggi's Würze, Suppen- und Fleischbrühwürfel, die auf ihren typischen gelbroten Packungen den Namen Singen/Hohentwiel durch alle deutschen Lande tragen. Noch steht, ein Zwerg unter den modernen Bauten dieser Fabrikstadt, das alte Gebäude, im Volksmunde das „Gütterli-Haus" genannt, mit dem vor über 4 Jahrzehnten Julius Maggi, der Erfinder der nach ihm benannten bewährten Küchenhilfsmittel, den Grundstein legte zu diesem Unternehmen, dessen Generaldirektion und kaufmännische Leitung sich in Berlin befinden. Unter der zielbewußten Führung tatkräftiger deutscher Männer wurde es nicht nur zum bedeutendsten badischen Nahrungsmittelwerk, sondern es zählt heute zu den größten Betrieben unserer deutschen Lebensmittelindustrie überhaupt. Umfaßt doch das Areal der Maggi-Werke

Digitized by Google



+GF+ Fittings-Schmirglerei in der A.-G. der Eisen- und Stahlwerke vorm. Georg Fischer in Singen

in Singen, die bei weitgehendster Rationalisierung und Mechanisierung des Betriebes etwa 1800 Arbeitnehmer beschäftigen, nahezu 700000 qm, wovon rund 150000 qm überbaut sind. Die einzelnen Gebäude sind durch Schienenstränge miteinander verbunden. 14 Dampfkessel mit zusammen 1700 qm Heizfläche erzeugen den für Siede- und Trockenprozesse erforderlichen Dampf und speisen überdies eine 200-, eine 300- und eine 750pferdige Dampfmaschine, deren Kraft in elektrische Energie umgesetzt und durch 650 Motoren für den Betrieb in den verschiedenen Gebäuden verbraucht wird. Eine 300pferdige Dampfturbine liefert die Kraft für die Beleuchtung. Außerdem ist die Fabrik an das Kraftwerk Laufenburg am Rhein angeschlossen. In einem mit allen wissenschaftlich-technischen Errungenschaften ausgerüsteten Laboratorium wird alles zu verarbeitende Material unter ständiger Kontrolle gehalten. Die großartigen Fabrikationsanlagen und Maschinen werden durch hervorragende soziale Einrichtungen für die Arbeitnehmer ergänzt.

Zu den Industrien, welche im Laufe der letzten Jahrzehnte einen bedeutenden Aufschwung genommen haben, gehört vor allem auch die Fabrikation von Röhrenverbindungsstücken aus schmiedbarem Eisenguß. Unter den Firmen, welche sich mit der Herstellung dieses für die Installationsbranche so wichtigen Artikels befassen, steht an erster Linie die AG. der Eisen- und Stahlwerke vorm. Georg Fischer, Singen/Hohentwiel. Dieses Werk ist das älteste und größte Unternehmen der Branche in Europa und hat als führende Spezialfirma auf dem Gebiet der Fittingsfabrikation hervorragenden Anteil an der großartigen Entwicklung und der heutigen hohen Stufe dieser bedeutenden Industrie. Das Werk Singen der AG. der Eisen- und Stahlwerke wurde im Jahre 1895 mit 250 Arbeitern und Angestellten in Betrieb genommen. Der ständig wachsende Absatz der im In- und Ausland als hochwertige Qualitätsware anerkannten Erzeugnisse

Digitized by Google

Endprüfung der Fittings, Marke +GF+ in der A.-G. der Eisen- und Stahlwerke vorm. Georg Fischer in Singen

hat zu fortgesetzten Erweiterungen der Werksanlagen geführt, so daß heute zur Herstellung und zum Vertrieb der Fabrikate über 2000 Personen beschäftigt sind. Die Fittings, Marke + GF +, werden in mehr als 9000 verschiedenen Modellen ausgeführt und halten jeden in der Praxis vorkommenden Betriebsdruck aus. Auch die absolute Genauigkeit der Gewinde, sowie die durch verschiedene Arbeitsprozesse erreichte Sauberkeit und die Eleganz der Fittings haben zum Renommee der Marke + GF + wesentlich beigetragen.

Die Weichgußfittings, Marke + GF +, haben sich nach und nach infolge ihrer besonderen Vorzüge und absoluten Verläßlichkeit alle Weltteile erobert und erfreuen sich großer Beliebtheit. Die ersten Firmen der Installationsbranche und der Heizungsindustrie, eine große Zahl in- und ausländischer Maschinenfabriken von Weltruf, sowie viele Gas- und Wasserwerke verarbeiten ausschließlich + GF + Fittings. In vielen Fällen wird von den Bauherren, die besonderen Wert auf einwandfreies, unbedingt zuverlässiges Fittingsmaterial legen, das bewährte Fabrikat + GF + ausdrücklich vorgeschrieben.

Ein drittes Unternehmen sind die im Jahre 1912 errichteten Aluminium-Walzwerke Dr. Lauber, Neher Co. G. m. b. H. Das Werk sollte ursprünglich nur feine Aluminiumfolien herstellen, welche an Stelle von Staniol zum Einpacken von Lebens- und Genußmitteln, sowie für elektrotechnische Zwecke benutzt werden. Sehr bald wurde indessen der Betrieb erweitert durch Aufnahme der Produktion von Halbfabrikaten in Gestalt von Aluminiumblechen, -rundscheiben und -bändern, die zur Weiterverar-

Digitized by Google

beitung von Kochgeschirrfabrikaten, zur Herstellung großer Gefäßapparate und ähnlichen Zwecken dienen. Neben dieser Grob- und Feinwalzerei sind noch an besonderen Abteilungen vorhanden: Schmelzerei, Stanzerei, Glüherei, Schneiderei, Druckerei, Färberei, Schlosserei und Spedition. Die Firma stellt auch farbige Folien (z. B. für Pralinen) und Aluminiumtapeten her. Das Werk ist noch dauernd in der Vergrößerung begriffen und beschäftigt zur Zeit nahezu 1000 Arbeitnehmer.

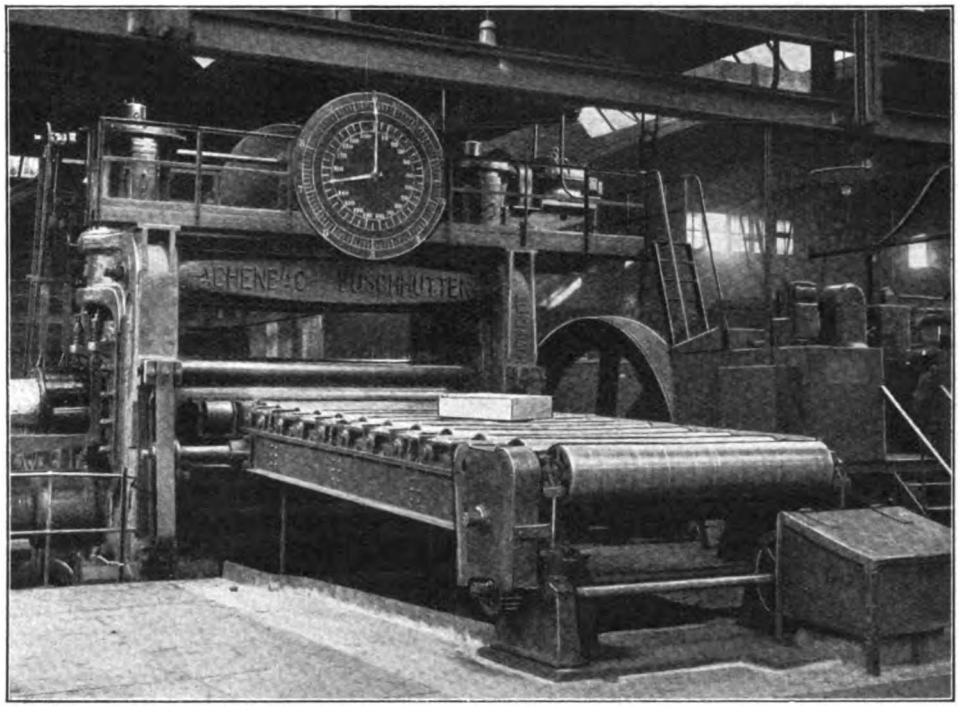
An weiteren industriellen Unternehmungen — alle können ja nicht angeführt werden — sind noch zu nennen die Firma August Maier Kommanditgesellschaft, die die bekannten Bulldogfahrradschlösser und Fahrradrückstrahler herstellt, die Firma Calorie-Werk Gautschi & Brandt, Kommanditgesellschaft, die hochwertige elektrothermische Apparate herstellt, die Glasmanufaktur Bek, Kroll & Cie., die hauptsächlich Glasplakate für Reklamezwecke und Glasgrabplatten nach patentiertem Verfahren macht, und die Seilfabrik J. H. Bek & Co., die als Spezialität quadratisch und rund geflochtene Transmissionsseile, sowie Bindegarne fabriziert.

Im benachbarten Gottmadingen ist die bedeutende, nahezu 1000 Arbeitnehmer beschäftigende Maschinenfabrik Fahr A.-G., die landwirtschaftliche Maschinen herstellt, sowie die große und bekannte Brauerei A. Bilger Söhne. Ferner darf noch die Baumwollspinn- und -Weberei Arlen in Volkertshausen besondere Erwähnung finden.

Ich habe nun einmal die 5 größten Werke in Singen und die 2 Werke in Gottmadingen einer Untersuchung dahingehend unterzogen, ob und inwieweit die Bevölkerung des Hegaus von der in Singen und in Gottmadingen erfolgten Industrialisierung einen Nutzen hat. Dabei haben mich diese Werke in sehr dankenswerter Weise unterstützt und mir bereitwilligst die von mir erbetenen Angaben gemacht. Diese Werke beschäftigen zusammen 6578 Personen, davon sind 5302 Männer und 1276 Frauen. Im Hegau wohnen von diesen 6578 beschäftigten Personen 5928, wovon 4744 Männer und 1184 Frauen sind, davon wohnen in Singen selbst 3228 beschäftigte Personen und zwar 2449 Männer und 779 Frauen. In den Hegaulandgemeinden wohnen also 2700 Personen, die in den industriellen Werken ihr Brot verdienen. Von diesen 2700 Personen sind 2295 Männer und 405 Frauen. Daraus ist deutlich zu ersehen, daß der Hegaukleinund -mittelbauer — Parzellenbetriebe sind ja abgesehen von Singen und Engen fast gar keine vorhanden — schon in sehr erheblichem Umfang sich einen zusätzlichen Verdienst in unserer Industrie verschafft, insbesondere sendet er die Söhne und Töchter wenigstens eine Zeitlang in die Fabrik. Diese Erscheinung hat meines Erachtens eine erfreuliche und eine weniger erfreuliche Seite. Die erfreuliche Seite liegt darin, daß die soziale Lage dieser Bauern dadurch eine wesentliche Verbesserung erfährt. Das Familieneinkommen wird erhöht, Söhne und Töchter können sich Rücklagen machen, mit denen sie sich später einen eigenen Hausstand gründen. Recht deutlich kommt dies in der Bewegung der Sparkasseneinlagen zum Ausdruck. In den drei in Frage kommenden

Aluminium-Walzwerke Singen G. m. b. H. in Singen

Digitized by Google



Aluminium-Walzwerke Singen G. m. b. H. in Singen

Sparkassen Singen, Engen und Gottmadingen sind zur Zeit 10715 Spareinleger vorhanden, während es im Jahre 1924 nur 1436 waren. Diese Spareinleger besitzen zusammen ein Sparkapital von 7,8 Millionen Reichsmark. Im Jahre 1924 waren es nur 477000 *RM*. Von diesen 7,8 Millionen Reichsmark Spareinlagen entfallen auf Landwirte immerhin an die 2 Millionen Reichsmark. Allerdings muß diese Zahl mit dem Vorbehalt gewürdigt werden, daß ein wesentlicher Teil hiervon auf Singen entfällt, wo die Landwirte nicht allein durch zusätzlichen Arbeitsverdienst, sondern auch durch Grundstücksverkäufe in der Lage waren, erhebliche Spareinlagen zu machen. Interessant ist auch die Tatsache, daß von den 6578 in der Industrie beschäftigten Personen 1276 weibliche Personen sind. Von diesen sind 520 verheiratet. Durch die Eigenart der hiesigen Industrien ist also in erheblichem Umfang die Möglichkeit gegeben, Frauen und Mädchen zu beschäftigen und dadurch das Familieneinkommen zu erhöhen. Auch das drückt sich in der Bewegung der Sparkasseneinlagen sehr deutlich aus. In Singen und Gottmadingen — Engen hat leider die Angaben nicht gemacht — haben die Arbeiter immerhin rund 950000 *RM* Spareinlagen, demgegenüber die Beamten und Angestellten mit etwa 350000 *RM*, die selbständigen Handwerker und Gewerbetreibenden mit etwa 650000 *RM*, die selbständigen Kaufleute mit etwa 150000 *RM* und die freien Berufe mit etwa 265000 *RM* stehen. Diese Einlegerstatistik bei den Sparkassen zeigt namentlich für die Arbeiter ein Bild, über das man sich nur aufrichtig freuen kann. Ich führe das in erster Linie auf die Möglichkeit, sich in der Familie Doppelverdienste zu verschaffen, zurück.

So erfreulich es ist, daß die Landwirtschaft des Hegaus dadurch, daß sie in der Lage ist, Söhne und Töchter in die Fabrik zu schicken, sich zusätzliche Verdienste verschaffen

Digitized by Google

kann, so bedenklich ist dies meines Erachtens dann, wenn dadurch eine intensive Bodenbewirtschaftung notleidet. Noch sind keine Anzeichen hierfür vorhanden, noch bemüht man sich, durch wissenschaftliche Bearbeitung des Bodens und Auswahl der Früchte und durch Anwendung von Maschienen den Boden möglichst intensiv zu bewirtschaften, aber wir sehen auch das starke Bestreben derjenigen Landwirtssöhne, die in der Fabrik beschäftigt sind, in die Stadt zu ziehen und sich da ihren Lebenserwerb ausschließlich zu verdienen. Diese Landflucht muß deswegen mit Besorgnis beobachtet werden, weil bei der ungeheuren Bedeutung, die die Landwirtschaft für Deutschland hat, ein Rückgang der Landwirtschaft die schwersten Folgen für unsere deutsche Volkswirtschaft haben müßte. Hoffen wir, daß es durch geeignete Maßnahmen gelingen wird, die auch so notwendige Hebung und Förderung unserer Industrie und unseres Gewerbes durchzuführen, ohne dadurch die landwirtschaftliche Produktion zu verringern.

Zusammenfassend darf ich vielleicht über die Wirtschaft des Hegaus sagen, daß diese überwiegend bäuerlich ist. Sowohl die Art und der Umfang der bäuerlichen Bewirtschaftung entspricht im allgemeinen dem guten Durchschnitt des badischen Landes, hinsichtlich der Vieh- und Schweinehaltung und der damit verbundenen Fleisch- und Milchwirtschaft steht der Hegau wesentlich über dem badischen Durchschnitt. Durch eine glückliche Industrialisierung der Hegaugemeinden Singen und Gottmadingen, durch die namentlich in Singen vorhandene starke Entwicklung hat die gesamte städtische Bevölkerung im allgemeinen ein gutes Auskommen, die Arbeitslosigkeit ist im Vergleich zu anderen Bezirken erfreulich gering. Die Landwirtschaft hat dadurch in erheblichem Umfange zusätzliche Verdienstmöglichkeiten. Die Bevölkerung des Hegaus kann zwar nicht als wohlhabend, aber auch nicht als arm bezeichnet werden

Hohenkrähen

In deinen Rippen wurzelt der Wald.
Er ist so alt
Wie die Sage, die dich umschwebt.
Alles was du erlebt
Raunt und rauscht aus der Tiefe empor
In einem dunkel verhaltenen Chor,
Der bis zu deiner Spitze bebt,
Vom Sturm zu einer Woge geballt.

Du bist ein großer, mächtiger Klang,
Der vom Grunde sprang
Wie der Ruf Jehovas in der Nacht.
Er hat dich gedacht
Als er Berge türmte und Meere schied;
Er hat dich gesungen wie ein Lied,
Daß du steilrecht stürmtest zu hehrer Wacht
Aus des Ewigen Atem als steinerner Sang.

Es blüht um deinen Gipfelgrat
Die Sternensaat
Und das dunkel leuchtende Blau.
Du hältst die Schau
Über goldene Flur und besonntes Land;
Du hast die Schönheit eingespannt
In einen Bogen voll Glanz und Tau,
Voll Farbenglut und Duft der Mahd.

Paul Sättele

Digitized by Google

Radolfzeller Aach kurz vor der Mündung in den Zeller See — phot. O. Denzel, Radolfzell

Kunst, Volkskunde, Heimatgeschichte und Heimatschutz

Bücherbesprechungen

Von Hermann Eris Busse, Freiburg i. Br.

Karl Lohmeyer, der sich besonders verdient macht um die Überlieferung der romantischen Malerei, die ihren Hauptsitz in Heidelberg hatte und dort eine bisher an Stilreinheit und Geschlossenheit kaum wieder erreichte Blütezeit erlebte, brachte nun eine Monographie heraus im Verlag G. Köster, Heidelberg „Aus dem Leben und den Briefen des Landschaftsmalers und Hofrates Georg Wilhelm Issel (1785—1870)". Er gibt einen Einblick in den Kunstbetrieb jener Zeit, zugleich auch eine kurzgefaßte Familiengeschichte der Nachkommen Issel-von Chrismar-Gleichenstein.

Georg Wilhelm Issel verdient es, herzhaft mit seiner Kunst in das Licht unserer Tage gestellt zu werden, er geriet zu Unrecht in Vergessenheit. Wenige haben wie er die badische Landschaft vom Bodensee über den Schwarzwald bis in den Odenwald hinein malerisch gestaltet und dies zu einer Zeit, die von schlicht dargestellter, der Wirklichkeit angenäherten Landschaftsmalerei keine Ahnung hatte, und die mit Staunen auf Issels Unternehmen sah, in Ölstudien den Triberger Wasserfall etwa zu fassen, Tannenwald, Bodenseeufer, Alpenmotive, Motive fränkischer Landschaft. Er war seiner Zeit um mehr als einen Schritt voraus, und obschon seine damals kühn erscheinende, selbstherrliche Art sich von den Regeln der romantischen Richtung fernzuhalten, gerade die Jüngsten unter den Malern zur Nachfolge begeisterte, blieb er doch ein Außenseiter. Er ist eigentlich der unmittelbare Vorgänger Hans Thomas, was seine Schwarzwaldlandschaften anbetrifft, vor allem, weil er das Gegebene

Digitized by Google

so schlicht als möglich darstellte, fast abschrieb, keine heroisch-romantische Übersteigerung liebte. Er hat viel von den Niederländern gelernt. Dabei besaß er eine besondere Vorliebe für entlaubte, zartgeästelte Bäume, deren Form er geradezu mit Dürerscher Gründlichkeit nachging.

Issel fesselt auch als Mensch, nicht nur als Künstler. Sein Leben ist das, was man romantisch nennt, schon seine Herkunft. Man hält es für erwiesen, daß er der Sohn des damaligen Großherzogs von Hessen ist. Er wurde in Darmstadt geboren und seine Mutter heiratete den Tuchmacher Issel. Seine Erziehung war äußerst sorgfältig geleitet, eine spendende Hand ebnete seinen Lebensweg, soweit dies bei dem leidenschaftlichen Temperament Issels möglich war. Er wurde Hofrat, festbesoldeter Beamter, aber nur zum Schein; in Wirklichkeit führte er ein unstetes, dem Studium gewidmetes Wanderleben: ein arbeitsamer, geistreicher, universaler Künstlermensch, der vielen zum Freund und Führer wurde. Freilich sagt man ihm nach, daß manche Flamme, die aus irgendeiner Begeisterung heraus auflohte und andere mit in ihr hohes Lohen riß, schnell wieder absank. Issel besaß das Temperament des Genies, er war ein Weltmann. Mit allen großen Geistern seiner Zeit kam er in Berührung, gewann durch sein Wesen alle für sich, wo er auch kometenhaft leuchtend auftauchte. Es seien nur Goethe, die Droste, Marie Ellenrieder, Anselm Feuerbach genannt, dann natürlich die Romantiker in Malerei und Dichtung, die Gelehrten Heidelbergs. Zu den jungen Künstlern, die er mit dem Einsatz seines ganzen liebenswürdig-selbstherrlichen Wesen förderte, gehörten vor allem der frühvollendete Karl Fohr, ferner Friedrich Moosbrugger und Reinhard Sebastian Zimmermann. Er hat, das darf man nicht vergessen, lange gelebt, und lange mit frischen Kräften gelebt bis in sein neunzigstes Jahr. Er wurde 95 Jahre alt. Dies alles und noch vieles erfahren wir aus Lohmeyers ungemein lebendig und reizvoll geschriebenem Lebenslauf des Künstlers. Zahlreiche, sehr gut wiedergegebene Bilder vermitteln einen Eindruck der Kunst, des trotz aller Lebensunrast schöpferischen Meisters.

In der Schriftenreihe des Schongauer-Nithart-Archivs, das H. H. Naumann betreut, erschien, verlegt bei Eugen Diederichs, Jena und hervorragend mit Bildwerken ausgestattet in edlem Druck ein neuer Beitrag zur Grünewaldforschung. **H. H. Naumann** nimmt darin Stellung zum „Grünewald-Problem“ an Hand des neuentdeckten Selbstbildnisses des zwanzigjährigen Mathias Nithart aus dem Jahre 1475. Die Schrift hat unter der zünftigen Grünewaldforschung Aufsehen erregt und ein heftiges Für und Wider hervorgerufen. Wir können bei unserem Raummangel nicht ausführlich auf das Werk eingehen, und gegen eine oberflächliche Inhaltsangabe sperrt sich der tiefgründig und weitgreifend gestaltete Stoff. Nur der äußere, aber doch von schicksäliger Bedeutsamkeit scheinende Anlaß sei dargeboten: 1928 tauchte ein Bildnis „aus schwedischem Vorbesitz im Frankfurter Handel auf und erregte bei allen, die es sehen durften, sofort wegen seiner aufreizenden Schönheit und Lebensfülle und der in ganz bestimmte Richtung deutenden, und dennoch höchst geheimnisvollen Signatur M N das denkbar größte Aufsehen“. Die Grünewaldforschung möchte Mathias Nithart als den wahren Namen des Meisters vom Isenheimer Altar ansehen, von dessen Leben und Herkunft nichts Verbürgtes überliefert wurde, ein Umstand, der dem kunsthistorischen Forschergeist seit einem Menschenalter zu schaffen macht. Das Grünewaldproblem hat sich in mehrere Theorien gespalten, die leidenschaftlich bekannt gemacht und bekämpft werden. Das Naumannsche Buch wirft alle bisherigen Annahmen über den Haufen und steht deshalb hart im Streit der Meinungen. Keiner, der sich mit Grünewald abgibt, weder „Zünftiger“ noch Laie sollte dies Werk übersehen. Und jeder, ob Freund oder Gegner der Naumannschen Theorie, wird vor allem bezaubert sein von dem Bildnis, das hohe Kunst ist, sei es nun das Selbstbildnis Grünewald-Niths oder nicht. Es ist in sehr guter, farbiger Wiedergabe dem Buch vorgeheftet und auch in Originalgröße 32/46 cm als achtfarbiger Lichtdruck vorrätig.

Ins Gebiet der Musik führt uns die Anzeige des „Orgelbuches zum Magnifikat“, das insofern eine Angelegenheit der badischen Kultur und Kunst ist, als es von Meister **Franz Philipp**, dem derzeitigen Direktor der Landesmusikhochschule, bearbeitet, zum Teil neu geschaffen wurde, und im Verlag Herder & Co., Freiburg i. Br., in sehr geschmackvoll gestalteter Ausgabe erschien. Da man den Schöpfer der „Friedensmesse“ damit beauftragte, lag das Werk in besten Händen. Was Franz Philipp dann in Druck gab, kann nur als schöpferisch und für alle Zeiten gültig bezeichnet werden. Nun wird es für alle Orgelspieler, beamtete und Liebhaber, eine reine Freude sein, die Choräle künstlerisch schlicht ohne die Schnörkel und Verwischungen, die sich allenthalben eingeschlichen hatten, zu begleiten. Philipp hat auch die literarisch wie musikalisch minderwertigen Beiträge ausgemerzt, dafür, wo es anging, Besseres geboten. Vielen Gesängen war bisher eine gewisse Sprödigkeit eigen, er hat ihre Melodien geschmeidiger gesetzt, mit ihrer erhöhten Singbarkeit auch die Singfreudigkeit

Digitized by Google

gesteigert. In die zum Teil wundervoll vertonten Marienlieder wurde der erste Chor aus dem Philippschen Marienliederzyklus eingefügt. Das bedeutet bestimmt eine hohe und lieblich fromme Bereicherung. Die Bearbeitung der Choralmessen übernahm Pater Fidelis Böser in Beuron, der ein Badener ist und einen bedeutenden Namen als Pfleger der Orgelmusik, vorab des gregorianischen Chorals hat.

Wilhelm Hausenstein, der bekannte Kunstschriftsteller, stammt aus Hornberg. Er hat in seiner „Badischen Reise" dem Ländle einen feinen, geistvollen, gottlob auch zuweilen kritischen Spiegel vorgehalten. Seine Heimatliebe macht ihn nicht blind, nicht lokalpatriotisch. Er scheidet das Tote, Staubige vom Lebendigen, stets Wirksamen. Überall wittert er das pulsierende Leben, gibt sich ihm hin und gibt es dem Leser hin als Dichtung. Was er verneint, nicht nur weil es seinem scharf ausgeprägten, ästhetischen Gefühl widerstrebt, sondern auch an sich fehlerhaft oder störend ist in Landschaft, Städtebild, Raum, Volkstum, das umkleidet er nicht mit dichterischem Wort, das sagt er sachlich. Auf besondere Art, fern aller verkehrswerbenden Reiseplauderei, dennoch werbend für die unvergleichliche, oberrheinische Landschaft, für Volkstum, Kunst und Kultur, wird der Leser in „unsere gute Stadt Karlsruhe" versetzt, fährt nach Baden-Baden und da ist es „wie in Lugano, in Nizza, in Ostende, nur feiner, scheint mir, dezenter", aber „spürt man den Schwarzwald? Es riecht herab nach Fichten und Kiefern". Schloß Bruchsal, die Perle des Barock. Heidelberg und sein Schloß. Und von dort aus eine Fahrt in den Odenwald, nach Mosbach. Da hat Hausenstein Knabenjahre verlebt, ist überhaupt als Sohn eines höheren Beamten im ganzen Land herumgekommen und sein Buch ist nichts anderem entsprungen als dem Drang, sich irgendwie frei zu machen von dem, was Hebel das „ewig mutternde und bruttelnde Heimweh" nennt. Er schreibt vom „Traum von Mannheim", wo sein Großvater als Anhänger Heckers gefährliche Tage verlebte und dem Staatsrat Lamey sein Leben verdankte. „Freiburg" endlich umhegt wohl Hausensteins beseeltester, kaum berührbare Erinnerung. Natürlich steht das unvergleichliche Münster im Mittelpunkt und seine Kunstschätze, natürlich schmeckt ihm in irgendeiner der behäbigen Weinstuben der Kaiserstühler oder Markgräfler, und natürlich freut er sich über die Bächle und das ganze saubere, sinnenfreudig bürgerliche Wesen der Stadt, das schon auf dem Münsterplatz sein wichtig genommenes, werktätiges Leben beginnt an den Markttagen. Und dann führt ein Kapitel in den „Schwarzwald". Er fährt mit der Mutter in die Heimat, in den „Bären" nach Hornberg. Die Ahnen marschieren auf. Alles aber ist anders, und die alte Mutter fremdet alles an. Das Erlebnis des Bodensees mit „Konstanz" schließt die empfindsame, sachliche, etwas wehmütige und oft prunkvoll blühende Reise ins Badische ab. Das Buch erschien mit 12 Bildtafeln versehen bei Knorr und Hirth G. m. b. H., München.

Und nun zu einem sehr merkwürdigen, sehr zeitlosen, sehr religiösen — ja religiösen — und gänzlich einsamen Buche, so unglaublich einsam in all dem Guten und Besten, Erschütternden und Aufreizenden, was heute gedruckt, vielmehr geschrieben wird, zu dem Werk „Das Menschengesicht" von **Max Picard,** der ein fern der Heimat lebender Schopfheimer ist. Zuerst das Sachliche: Der Delphin-Verlag, München hat es ausgestattet in vornehmster Weise, in einer wundervollen, klaren Schrift gedruckt, der „Bau" des Buches wird dem Bau des Inhaltes gerecht. Man nimmt es schon mit gesammeltem und staunendem Ernst in die Hand; denn man glaubt nicht an Enttäuschung oder Betrug, was heutzutage nicht selten geboten wird in großartigen Einbänden mit protzigen Bauchbinden. Das Buch enttäuscht nicht. Es wird Leute geben, die es nicht lesen können, selbst wenn sie sich mühten, weil die Sprache ungewohnt feierlich scheint, und weil es ihnen zu langsam geht, bis restlos und vollkommen gesagt ist, was der Dichter sagen will. Jene sind hoffnungslos unerreichbar, weil gerade die Sprache, dieses feierliche Sprechen — denn das ist ein eindringliches, schwebendes, kreisendes, bauendes, unvergeßlich rhythmisches Sprechen — weil dieses mehr ist als bloße Dichtung, es ist in seiner Gesamtheit ein tönender Dom. Quader für Quader, Satz für Satz baut er den Dom als den Raum Gottes über dem in das Ewige gehobenen Menschengesicht. Immer wieder und in stets gesteigerter Inbrunst, auch in prophetischer Strenge sagt er: Das Menschengesicht ist das Ebenbild Gottes. Eine Wahrheit, die längst mit unserem Kinderglauben hinabgesunken scheint, taucht wieder auf und sie wird mächtig durch die großen Beweise, die dieser Dichter und Philosoph Picard in den Strophen seiner Kapitel gibt. Aber das ist zu leicht, zu flüssig hingesagt. Man kann dieses Werk nicht aussagen, man kann sich nur Aug in Aug mit ihm aufrütteln, erschüttern, entflammen und emporreißen lassen. Es hat einen schwermütigen Unterton, sobald es in dem heutigen, zeitgeformten Menschengesicht forscht, aber nicht verneinend, nicht unfruchtbar, weltschmerzlich. Die Kapitelüberschriften verraten viel, einige seien genannt: Das Anschauen des Menschengesichtes / Das Ebenbild Gottes / Profilgesicht und Frontalgesicht / Das Zeitgesicht / Innen und Außen / Die Hierarchie des Menschengesichtes / Die Gegenwärtigkeit des Menschengesichtes / Die Zeit und der

Digitized by Google

Raum des Menschengesichtes / Sterne und Menschen / Sterngesichter und Erdgesichter / Alter und Geschlecht / Tiergestalt und Menschengestalt, das Böse und das Gute im Menschengesicht. Dazu kommen, selten im Texte namentlich genannt, oder gar beschrieben, dennoch aber durch ihn zum Leben gebracht, zum Sprechen, Bildnisse von M. Claudius, Hölderlin, Händel, Julius Cäsar, Scharnhorst, Papst Leo XIII., Schauspieler Kainz, Theophrastus Paracelsus, Karl der Kühne, Görres, Zinzendorf, Eleonore Duse, Annette von Droste, Buddha, l'Inconnue de la Seine, Flaubert, Nietzsche, Hamsun, Darwin, Dostojewski u. a., diese hier wahllos herausgegriffen. „Die wesentlichste Erscheinung, die es für Menschen auf der Erde gibt, wird hier gedeutet: das Menschengesicht." Und er deutet das Menschengesicht von früher und das von heute. Er hält Gericht, er erinnert aber auch an die göttliche Gnade. Es ist kein Predigerbuch, kein aufdringliches Preisen Gottes und der heiligen Dinge, Tatsachen jedoch, ewige Tatsachen sind umschlossen vom Kristall, den die Zeit schuf und schliff zu unbestechlicher Klarheit. Kein Künstler irgendwelcher Art, kein Maler, Bildhauer, Dichter, kein Musiker, weder Seelsorger noch Lehrer, Arzt noch Richter, dürfte diesem Buche Max Picards fernbleiben, gleichviel welchem Bekenntnis kirchlicher Gründung einer angehört; denn Reinheit und Kraft, Seele und Geist sind heute so rar geworden, daß wir uns aufmachen müssen, ihre Vereinigung zu suchen, wo immer sie sich auch befände. Hier in diesem Buche läßt sie sich finden.

Otto Heuschele, ein junger, schwäbischer Dichter hat dem Buchmarkt wiederum zwei seiner eigentümlich zeitfernen Veröffentlichungen übergeben. Im Verlag Rainer Wunderlich, Tübingen, brachte er ein Buch deutscher Weihezeit heraus unter dem Kennwort „Seelenhaftes Leben", Briefe aus der wunderbarsten deutschen Vergangenheit von Hölderlin, Schiller, Goethe und Humboldt geschrieben, als sie ihre unsterblichen Werke schufen, als die geistige Welt durch ihr seelenhaftes Wirken sich näher ans Licht gehoben glaubte und die Tage noch fähig waren in Ruhe und Glanz, in Versunkenheit und stiller Selbstprüfung auf- und niederzugehen, als man von neuem sich an das Herz der Natur bettete und den Willen hatte, rein und der Schönheit dienend zu leben, aus dem freilich auch damals nicht leichten Alltag herauszuleben. Die Briefe berühren die nie alternden Fragen der menschlichen Gesellschaft über Liebe, Freundschaft, Ehe und Familie, Natur und Kunst, Not, Heimsuchung, Tod, die heute lebendiger denn je gestaltet werden, sie geben tiefe und gültige Antwort, sie können Aufrichtung bedeuten, dem, der immer noch in der Unrast der Gegenwart nach dem Seelischen fragt und sich sehnt. Die Sehnsucht nach dem Seelischen, das heißt nach dem allein lebens- und liebenswerten Dasein zeigt bereits, wenn auch zaghaft, ein neues Wachstum an. Heuschele ist nicht der Einzige der verheißungsvollen, jungen Künstler, die einer, freilich in der äußeren Struktur gewandelten Romantik in Tat und Wort huldigen. In seinem Buch „Der Weg wider den Tod", Roman einer Heimkehr, der in der Reihe „Junge Deutsche" im Verlag Philipp Reclam, Leipzig, kam, ist viel von der schwermütigen, lauteren Süße des Novalis, obgleich es dem Inhalt nach in unserer Zeit wurzelt. Es ist die Geschichte eines Nachkriegsmenschen, der den Boden unter den Füßen verliert und in suchendem Treiben nach dem Sinn des Lebens, seines Lebens sucht, gegen Schwermut, Zweifel und Todeserlebnis. Er gelang zu Ziel und Reife. An sich hat das Buch mit der Gegenwart und ihren Dingen nichts zu tun, es will den Weg eines Unsachlichen zeigen, es ist Dichtung aus dem romantisch-seelenhaften Bezirk. Solche Unsachlichen gibt es doch mehr im deutschen Vaterland als man glaubt, es sind glückliche Menschen, heimliche Könige. Und merkwürdig ist, daß man sie gerade unter der Jugend findet, als anderes Extrem zu den einseitig Sportlichen.

Nun seien einige Kinder der unterhaltsamen, unbeschwerten, heiteren Muse genannt, Bücher, die im allgemeinen heute lieber in die Hand genommen werden, als die geistig schwerwiegenden, wo es auf Hingabe und Mitarbeit des Lesers ankommt. Da sind zunächst die „Alten Geschichten vom Oberrhein" von **Alexander Würtenberger,** die in zweiter Auflage, schmuck ausgestattet durch den Waldshuter Verlag H. Zimmermann aufs Neue ihren Weg durch die Feierabendstunden in Stadt und Land antreten, gut erzählte Geschichten, Dichtung und Wahrheit aus alter Zeit, fesselnd und spannend vom Leben und Treiben origineller Gestalten handelnd, die volkstümlich waren und fast zu Sagenfiguren wurden. Es sind zwei Geschichten: Der lange Stein / Waldemar, der Alemanne / Blitzschwaben und Kühmelker.

Hanns Glückstein, der Unermüdliche und Erfindungsreiche, bringt eine weitere Sammlung Pfälzer Reimereien „Frohi Walz durch die Palz" bei Th. Berkenbusch, Heidelberg, heraus, nach der die zahllosen Freunde seiner fröhlichen, witzigen, schlagfertigen und zuweilen auch gefühlvollen Muse wieder greifen werden, wie nach frischen, warmen Wecken. Er ist ein Biedermeier von reinstem Wasser, und all seine liebenswürdigen Plaudereien familiär gut bürgerlicher Ereignisse beweisen, daß im „inneren" Pälzer die sinnige, etwas

Digitized by Google

turbulente Gemütlichkeit jener Hochblütezeit des Bürgertums noch zahlreiche, kräftige Ableger hat. Greif zu und lach!

John Bopp in New York, geborener Bruchsaler und Wohltäter der Heimat, zugleich treues Mitglied der „Badischen Heimat" huldigt auch der Mundart. Er hat zugunsten der Bruchsaler Kinderhilfe seine in Bruchsaler Deutsch geschriebenen Gelegenheitsgedichte gesammelt und herausgegeben als „Allerlei aus meiner Sammelmapp". Verlag: Städt. Fürsorgeamt, Bruchsal. Jugenderinnerungen, Geburtstagsreime, Prologe und Freundschaftsstrophen, ernst und humorvoll, lyrisch und satyrisch, hat der Siebzigjährige sicherlich mit großer Freude aus dem Schatz seiner gewandten Feiertagsritte auf dem Pegasus herausgesucht und seinen lieben Bruchsalern geboten. Dabei mag ihm das Heimweh wohl mehr als einmal vom Herz in die Kehle gestiegen sein. Hätten wir nur mehr solcher Getreuen wie diesen Bruchsaler John Bopp in New York.

Bei J. Langs Verlagsbuchhandlung, Karlsruhe gab **Friedrich von Langsdorff** seine Gedichte „Miniaturen und Scherenschnitte" heraus: kleine, farbige Ausschnitte des Alltags unter Menschen, bissige, originelle und übermütige Schwarzweißrisse. Ihr Inhalt gibt Scherz, Ironie und tiefere Bedeutung. Man könnte von einer boshaften Lyrik sprechen, jedoch eher im Charakter der Überbrettldichtung zur guten Zeit Wolzogens als im Tone der Ringelnatz und Brecht. Einige Gedichte haben gut geschaute Baden-Badnerische Lokalfärbung, nehmen die biederen Dosbürger ein bissel aufs Korn.

Ich gebe zu, daß mir meist ein wenig unbehaglich zumute ist, wenn mir Gedichtbändchen auf den Redaktionstisch fliegen. Heimatlyrik hat einen verdächtigen Beigeschmack, sie ist meistens so gut gemeint, man spürt förmlich die Freude am Dichten aus jedem Reim heraus, aber was dem Verseschmied oft lieblich ins Ohr klingt, ist dem kritischen Leser bloß leeres Geklingel. Dichten ist eine Kunst, kein Spiel, ist eine Gnade, kein liebenswürdiges Wollen. Die Sprache des echten Dichters ist spröde, nicht geschmeidig, ist tönend, nicht klingelnd. Zwei Gedichtbände aus der großen Zahl der Eingänge sollen von vornherein als wirkliche Dichtertracht gepriesen werden, die des naturseligen, lichten, von lauteren Dingen kündenden **Heinrich Filsinger**, der ein zurückhaltender, versonnener Betrachter ist, kein leidenschaftlich aufbrausender Neuerer. Er geht in guter Spur, der besten unserer deutschen Lyriker, hält die Linie Eichendorffs ein, nicht eben durchaus eigen, aber durch seine Wärme und Innigkeit lobenswert, oft im sinnvollen Volkston verweilend — was Musiker zur Vertonung einzelner Gedichte reizte — dabei kaum einmal in Süßelei und Plattheit verfallend. Dieser Trieb ist echt am heimatlichen Dichterbaum. Filsinger gibt dem Bändchen das Geleitwort „Ich liebe die Dinge, die blau sind". Der Heimatverlag Gernsbach im Murgtal druckte es.

Das zweite, dem Umfang nach stattlichere Bändchen „Brandung" von **Paul Sättele** gibt sich mit Recht weit anspruchsvoller, gehört anderem Temperament, anderer Bildungssphäre an. Inhaltlich wie formal sind die Dichtungen kraftvoller, leidenschaftlicher geformt, nicht die Kleinwelt, das Nahe (der Mikrokosmos) reizen ihn zum Dichten, er reicht mehr ins ferne, überwältigende, elementare Natur- und Weltgeschehen (das Kosmische) hinaus, und da gelingt ihm ganz Eigenwüchsiges. Die großen Klassiker, die alten Römer und Griechen und die unsterblichen Deutschen, denen er als lehrender Philologe täglich nahe ist, haben seinen Stil vorbereitet. Seine Gedichte haben Pathos im echten Sinne, keine leere Gebärde. Paul Sättele ist der Selbständigste der gegenwärtigen Bodenseedichter, ach, es gibt deren unzählige. Er ist ohne Zweifel getrieben zur dichterischen Gestaltung, er spielt nicht mit den so leicht ein empfindliches Gemüt verzückenden Lyrismen, die auf jeder Welle des Bodensees, von jeder Uferbiegung her ans trunkene Herz des Empfindsamen getragen werden und förmlich nach Reimpaarung drängen. Das Alemannische hält ihn im Zügel, der Sinn für gediegene Form und vertiefte Sinngebung. Ihm spiegelt sich im See die Seele der Welt. Das offenbart sich in den Gedichten der „Brandung", die im Verlag „Das Bodenseebuch, Konstanz erschienen. Das neue Buch Sättele verdient es entschieden aus der lokalen Bedeutung heraus zu deutscher Geltung gebracht zu werden. Auch für Tondichter von „Format" finden sich Texte in der Sammlung, aus der ich anführe: Ewige Wiederkehr, Früher Schnee, Mittag, Nachtgebet. Aus dem „Winterbild":

„Auf der weißen Scheibe des Seezeichens sitzt
Seit Tagen der schwarze Kormoran
Wie ein Wappentier vor meinem Haus
Und starrt in die leblose Wasserbahn.
Kein Laut, kein silbernes Wellenspiel, —
Nur ein schwarzes Lastschiff stößt vom Land,
Von Kies und Sand den plumpen Kiel
Hinabgetaucht zum Plankenrand."

Digitized by Google

In der Oberbadischen Verlagsanstalt, Konstanz brachte **Karl Preisendanz** eine Sammlung Bodenseegedichte aus alter und neuer Zeit heraus, die um „Reichenau und Mainau" klingen. Er führt im Vorwort kurz in das Wesen und die Träger der Dichtung, die den beiden Inseln des schwäbischen Meeres gilt, er übersetzt mit feiner Einfühlungsgabe lateinische Gedichte und Altarsprüche der Reichenauer Mönche, so die köstliche Mahnung des Reginbert von Reichenau „Buchausleihe", der um fleißige Vertiefung in die mühsam handgeschriebenen Bücher, aber auch um Schonung und Zurückgabe dieser auf Reichenau besonders gepflegten und gesammelten Schätze bittet. Es kam Preisendanz bei der Auswahl der Gedichte neuerer Entstehungszeit nicht immer auf den formal künstlerischen Wert an. Er wollte der Lobpreisung der beiden Inseln auch die schlichteren Blüten lassen, um möglichste Vollständigkeit zu bieten. Viele Verdeutschungen der alten Gedichte und Sprüche sind zum erstenmal geboten, das macht das in bescheidenem Gewand erschienene Werkchen besonders wertvoll. Wer sich mit der Kultur und Kunstgeschichte des Sees abgibt, hat es leicht, mit diesem Buch sich in das mehr oder weniger gereimte, mehr oder weniger stimmungsvolle und beseelte Schrifttum einzulesen. Der Maler Lotter, der auf der Reichenau lebt, hat drei Zeichnungen beigesteuert.

Gleichfalls in der Oberbadischen Verlagsanstalt, Konstanz, erschien von **Josef Mayer** ein stattliches Bodenseebuch „Der Bodensee im Wechsel der Zeiten", das mit seinen 196, zum Teil sehr guten photographischen Abbildungen, ein Anschauungswerk ist, ein Bilderbuch mit fleißig ausgebautem Text, der in alle Gebiete der Bodenseekunde einführt, in Kultur- und Kunstgeschichte, Heimatkunde und Geographie, Volkstum und Dichtung, Handel und Wandel, Naturgeschichte und Geologie und alles Wissenswerte vermittelt. Er hat sich maßgebende Mitarbeiter auf einzelnen Gebieten gesichert. Er sagt im Vorwort: „Der Verfasser bietet sein Buch allen Schichten und Ständen des Volkes an; deshalb hat er sich bemüht, in Auswahl des Stoffes und in der Art der Darstellung das Volkstümliche zu treffen." Ludwig Finckh gibt ihm die Bestätigung, daß ihm das mit unendlichem Fleiß und leicht erkennbarer Hingabe geschaffene Werk in diesem Sinne vollauf gelungen ist. Josef Mayer, der in Friedrichshafen lebt, ist besonders als der Chronist der „Zeppelinereignisse" in Friedrichshafen bekannt geworden.

Anläßlich der diesjährigen Landesversammlung in Singen erscheint es angebracht, auf einige Veröffentlichungen, die Singen und den Hegau angehen, aufmerksam zu machen. Leider ist diese Gegend des badischen Landes, mit Ausnahme des schnell auf der Durchreise an den See erklommenen Hohentwiel, verhältnismäßig wenig in Wort und Bild erfaßt. Außer dem Streitfall um den Hohenstoffeln ist noch wenig Aufhebens von der Schönheit des Hegaus gemacht worden, er ist Durchreisegebiet, man bestaunt im Vorbeifahren die seltsamen Kegelberge, und wenn der See bei Radolfzell ins Blickfeld leuchtet, sind sie bereits vergessen. Aber diese Landschaft ist höchst reizvoll, wenn man sich ihr widmet, sie erwandert zu allen Jahreszeiten, besonders im Frühling zur Blütezeit.

Die zwei Bücher, die auf ihrem Boden gewachsen sind, haben zwar mit Poesie und Landschaftsstimmung nicht das Geringste zu tun. Das eine gibt das Werkzeug des Poeten an, indem es sich mit der „Lautlehre der Alt-Singener Mundart" beschäftigt. Das Heft, von **Walter Schreiber** verfaßt, fügt sich der Sammlung „Vogel Greif" ein, die Arbeiten über Mundarten und Volkstum Südwestdeutschlands aufnimmt und von dem bekannten Freiburger Sprachwissenschaftler Prof. Dr. Ernst Ochs herausgegeben wird. Der Verlag Moritz Schauenburg in Lahr besorgte die Drucklegung. Die Altsingener Mundart, jetzt nur noch von alten Leuten gebraucht, stand unterm Einfluß schwäbischen und schweizerischen Dialekts, heute ist die Sprachmischung überhaupt nicht mehr charakteristisch infolge der raschen und zahlreichen Einwanderung in die aufblühende, junge Industriestadt. W. Schreiber hat wohl keine geringe Mühe gehabt, die ursprüngliche Mundart rein der Überlieferung zu erhalten durch seine Arbeit. Er rechnet sie dem Hochalemannischen zu.

Das zweite Buch ist eine schöne Veröffentlichung über „Das neue Krankenhaus der Stadt Singen", von Bürgermeister Dr. **Edmund Kaufmann**, herausgegeben, mit einem Vorwort von Prof. Dr. h. c. Hermann Billing und einem Beitrag von Chefarzt Dr. R. Andler (Druck und Verlag der Oberländer Zeitung, G. m. b. H. Singen-Hohentwiel). Es enthält die Baugeschichte des überaus stattlichen und mit allen Einrichtungen der Neuzeit versehenen Hauses, das eine Sehenswürdigkeit Singens bedeutet, auch wegen seiner nach Plänen des in schöpferischer Eigenart schaffenden, weit bekannten Künstlers Billing entstandenen Baugestaltung. Viele Bilder geben Einblick in das Innere des dem Dienst am Kranken geweihten Hauses, dessen Einrichtungen auch im Texte eingehend behandelt werden.

An den See führt uns nochmals der „Führer durch die Halbinsel Höri am Bodensee", herausgegeben vom Verkehrsverein Höri, Gaienhofen. Als Verfasser zeichnet **Josef**

Digitized by Google

Zimmermann und natürlich hat auch **Ludwig Finckh**, der Ahnenfinckh und Rosendoktor, sein Teil zum guten Gelingen beigetragen. In der Tat zeigt dieser kleine Führer ein vorbildlich gutes Gesicht nach Inhalt und Bildschmuck, vorbildlich für alle derartigen Werbedrucke. Die Holzschnitte Hugo Boeschensteins sind außerordentlich wirkungsvoll. Hier ist endlich erkannt worden, wie gut und einheitlich solche Illustrationen zur Schrift stehen und stets angenehm ruhig erscheinen, zum Verweilen zwingend. Vorbildlich auch ist die Anordnung der unvermeidlichen Anzeigen, ich habe sie noch nirgends so erfreulich, unaufdringlich, aber dafür um so wirksamer in ihrem klaren Da-sein-müssen angetroffen. Hochachtung vor den Verantwortlichen! Gedruckt wurde das Heft in der Deutschen Verlagsanstalt Stuttgart.

Hugo Boeschenstein, der aus der Klasse Professor Ernst Würtenbergers an der Landeskunstschule hervorgegangen ist, hat im Selbstverlag ein Mäppchen mit handgedruckten Holzschnitten nach Hörimotiven, landschaftlichen Stimmungen von See und Schienerberg zusammengestellt, das vielen Freunden des paradiesisch schönen Dichtereilandes, wo Finckh noch wohnt und Hermann Hesse lange gelebt und gedichtet hat, als besonders wertvolle, künstlerisch feine Erinnerung willkommen sein wird. Finckh hat ihm ein warmes Geleitwort geschrieben. Alles, was seine geliebte, zweite Heimat Höri angeht, geht auch ihn an. Er hat sie ein wenig aus dem Dornröschenschlaf geweckt; denn das Land drohte ganz vergessen zu werden. Die zwölf signierten Holzschnitte kosten 12 *R.M* und sind durch den Künstler selbst, der in Wangen am Bodensee wohnt, zu beziehen. Er hat ferner eine im Format größere Mappe mit einer Folge von zwölf Holzschnitten nach Motiven aus der alten, schönen Seehafen- und Handelsstadt „Konstanz" geschaffen, die unmittelbar vom Holzstock gedruckt wurden in der Werkstätte der Buchdruckerei Friedrich Stadler, Konstanz. Boeschensteins ernste und mittelalterlich herbe Holzschnittmanier ist besonders geeignet, diese träumende, oft einmal still und kleinräumig gewordene Stadt zu erfassen mit ihrer altertümlichen Nestwärme und Hausbehaglichkeit, der Gassenenge und Platzweite, die dennoch nichts Freiheitliches hat, weil lückenlos sie Häuser umschnüren, mit allen Fensteraugen neugierig spähend. Dann aber der jubelnd aus dem Häusergewirr hinauseilende Blick, der auf die herrliche Wasserweite des Sees trifft! Konstanz' eigenartige, unvergeßliche Stadtsilhouette mit dem weit über die Dächer sich hebenden Münster und dem wuchtigen, breiten Dach des Konzilgebäudes ist, wenn man über den See gefahren kommt, von weither sichtbar und sieht aus wie ein riesiger, königlicher Stirnreif mit der köstlichen Zacke des Münsterturms. Boeschensteins Blätter lassen da und dort dem künstlerisch ins Ganze eingeordneten Humor sein Recht, insbesondere auf dem Bild „Stadtgarten", wo man den Beinen der mit dem Rücken gegen den Beschauer auf Bänken sitzenden Seeschwärmern und Sommervögeln ansieht, wie wohl ihnen ist am Quai in Sonne und Seeluft.

In den Seekreis gehört Stahringen, dessen Ortsgeschichte **Kilian Weber** in seinem Heimatbuch „Stahringen-Homburg" (Verlag der Gemeinde) bearbeitete und mit 28 Abbildungen schmückte. Webers Heimat ist Stahringen, mit Land und Leuten ist er innig verwachsen, er machte sich an die langwierige Arbeit, Archive und Kirchenbücher nach Kunden aus der Vergangenheit durchzustöbern. Das erforderte Geduld und Liebe zur Sache. Warum er das tat? Er gibt im Vorwort Antwort darauf: „Wenn das Wort gilt „Die Geschichte ist eine Lehrmeisterin", darf uns in heutiger Zeit, da die Wissenschaft der Erforschung der Zelle so große Erfolge verdankt, das Werden des kleinen Dorfes nicht gleichgültig sein. Es und alle seine Bauerngeschlechter, Häuser, Äcker, Wälder, Weiden haben eine wissenswerte Vergangenheit, die uns von Aufstieg und Niedergang, Freiheit und Knechtschaft, Selbständigkeit und Hörigkeit, Krieg und Frieden, Glück und Not berichtet. Es werden Schicksale enthüllt, die den Wiederschein der großen Ereignisse der Kultur-, Wirtschafts- und Staatsgeschichte deutlich offenbaren." Weber hat im Laufe der Jahre seine Heimatgemeinde durch Vorträge und Berichte über den Fortgang der Arbeit reif für den Sinn ihrer Ortsgeschichte gemacht, hat ihr bereits reges Interesse noch vertieft. So wird das in allen Stücken wohlgelungene Heimatbuch in keinem Hause fehlen dürfen. Über die Ortsgrenzen hinaus hat das Werk seine Bedeutung als wichtiger Beitrag zur Geschichte der Landschaft und der Bodenseegegend.

Über die „Stockacher Fastnacht" veröffentlicht **Heinrich Bettinger** eine selbständige und umfassende Darstellung. Die einzelnen Kapitel behandeln: Die Stockacher Fastnacht in ihrem Entstehen und Ablauf / Die Stockacher Narrenchronik / Das Stockacher Narrenbuch und ein vom Verfasser sorgfältig bearbeitetes Literaturverzeichnis. Sehr interessant sind die Eintragungen ins Narrenbuch, von denen 77 in dieser auch volkskundlich einzuschätzenden Schrift erstmals veröffentlicht sind, obschon dies Hansjakob, der ja Stockacher Laufnarr war, schon vor vielen Jahren angeregt hatte. Bettinger bemerkt zu den Eintragungen u. a. folgendes: „... doch entsprießt alles demselben Urgrund volkskundlichen

Digitized by Google

Humors, auch wenn zwischen Blüten und Schriften gelegentlich Unkraut hindurchschießt." Allen Freunden des Stockacher „Grobgünstigen Narrengerichts" unterm Szepter Hans Kuonis wird das Werkchen eindringlich empfohlen. Wenn irgendwo, so gehört besonders die Stockacher Fastnacht unbedingt auch zur Heimatgeschichte. Die Schrift erschien im Verlag Möll, Stockach, sie enthält 12 Abbildungen.

Wir machen einen weiten Sprung aus dem Seegebiet im südlichen Baden nach dem Norden ins Frankenland. Dieser Landschaft und ihrer Kultur hat Professor Dr. **Karl Schumacher**, ein vorzüglicher Kenner des Odenwaldes, ein ansprechendes und vorab für die Hand des Heimatpflegers, des Lehrers, geschaffenes Buch gewidmet „Aus Odenwald und Frankenland", Studienfahrten und Sonnentage in alten und neueren Kulturstätten, das im Verlag des „Historischen Vereins für Hessen" herauskam. Es enthält einen reichen, guten Bildteil und zeichnet sich durch wissenschaftliche Gründlichkeit, dabei leicht faßliche, klare Darstellung aus. Es wurde im Format auch so gehalten, daß es bequem im Rucksack oder Rocktasche mitgenommen werden kann. Schumacher behandelt im ersten Kapitel die keltisch-germanischen Burgen, führt in die römischen Landstädtchen, zeigt die römische Reichsgrenze, verfolgt Siegfrieds Spuren, belehrt über die Sitze fränkischer Großen, gibt einen geographischen Überblick der Landschaft und erzählt von frühen Klöstern, mittelalterlichen Burgen und Städtchen. Im zweiten Teil kommt er auf die Städtchen an der Bergstraße zu sprechen, auf Mümlingtal, Tauber- und Mudtal, Neckar- und Jagsttal, den Lauf der Elsenz. Professor Schumacher war langjähriger Leiter des römisch-germanischen Zentralmuseums in Mainz.

Mannheim ist einmal Universitätsstadt gewesen, nur kurze Zeit. Die Theodora-Palatina wurde 1763 eingeweiht und war hauptsächlich zu geschichtlichem und naturwissenschaftlichem Studium eingerichtet worden. Ihr Stifter und Protektor war Kurfürst Karl Theodor. Sie hielt sich mit Mühe und Not bis zur Schwelle des neuen Jahrhunderts und wurde dann von der wenig älteren Münchner Akademie aufgezehrt. Bedeutende Männer wie von Stengel, Vater und Sohn, Lamey, Schöpflin, von Collini u. a. suchten mit allen Kräften und Opfern, Mannheim, die mit vorzüglichen Lehrern bestellte Universität zu erhalten, die Zeiten jedoch waren schlecht, die französische Revolution und die Franzosenkriege, dazu eine gewisse Launenhaftigkeit der verwöhnten Kurfürsten vereitelten alle schönen Pläne und Hoffnungen. Erstaunlicherweise kann man jedoch von einer Hochblütezeit der naturwissenschaftlichen Forschung auch auf dem Gebiet der Medizin, vor allem aber auf dem Gebiet der Astronomie sprechen. Professor **Adolf Kistner** hat im Auftrag des Mannheimer Altertumsvereins die schwierige, jedoch höchst interessante Aufgabe übernommen, aus überall in Deutschland in den Archiven verstreutem Aktenmaterial, die Geschichte der Universität und vor allem im Zusammenhang damit „Die Pflege der Naturwissenschaften in Mannheim zur Zeit Karl Theodors" zusammenzustellen und wissenschaftlich zu fassen. Das Werk, das Adolf Kistner in geistvoller und gewandter, an scharf beleuchtender Ironie nicht sparender Sprache dargeboten hat, erschien im Selbstverlag des Mannheimer Altertumsvereins. Es wendet sich an die Forscher sowohl als auch an den gebildeten Laien. Sorgfältig ausgewählte Bildtafeln erhöhen, da sie zum Teil erstmalig gezeigt werden, den Wert des vorzüglichen Buches, das nicht etwa einseitig seinen Zweck verfolgt, sondern die ganze, damalige Zeit lebhaft widerspiegelt.

In das Gebiet der Volkskunde wurde die Sagenforschung eingereiht, der zur Zeit überall in deutschen Gauen erhöhte Aufmerksamkeit zugewandt wird. Erfreulich vor allem ist dies in den in ihrem Volkstum gefährdeten Grenzgebieten des Vaterlandes. In Sudetendeutschland zum Beispiel kämpfen treugesinnte Männer bis aufs Blut um den deutschen Bestand an Sprach- und Geistesgut, wohlwissend, daß dessen Besitz eine stille, stählende Macht bedeutet, gegen den Untergang im Fremden. **Josef Blau**, Volksschullehrer und Heimatforscher, der vor Jahren die „Badische Heimat" besucht hat, um ihre weitbekannten Einrichtungen und Arbeitsmethoden zu studieren, ist einer der tätigsten Grenzlanddeutschen. Neuerdings brachte er einen Band „Sudetendeutsche Sagen" heraus, als 17. von Dürrs Sammlung deutscher Sagen (Verlag von Hegel und Schade in Leipzig) mit dem Untertitel „Die schönsten Sagen aus dem deutschen Sprachgebiete und aus den deutschen Sprachinseln der Tschechoslowakischen Republik für die Jugend ausgewählt" und mit Bildern von G. Achtelstetter. „Vieles", schreibt er im Vorwort, „ist altes deutsches Erbgut, vieles wurzelt aber im jahrhundertelangen Erleben auf dem östlichen Siedlungsboden."

Bei uns in Baden wächst ein großmächtiger Sagenbaum. Er spendet unerschöpflich Früchte. Das beweisen zwei neue Veröffentlichungen. Ebenfalls in der von Dürr herausgegebenen Sammlung als 19. Band erschienen „Badische Sagen", nach alten Aufzeichnungen, Sammlungen und Berichten frei erzählt von **O. Fritz**, mit Zeichnungen nach Origi-

Digitized by Google

nalen von Lothar Rohrer. Sie sind ebenfalls als Volksbuch gefaßt, insbesondere für die Jugend, frisch und schlicht erzählt, in der knappen Art, wie das Volk berichtet und wie es der Stil der Sage erheischt.

Während die Dürrsche Sagensammlung der Tendenz nach unterhaltsame und belehrende Lesebücher fürs Volk bieten will und diesen Zweck gerade mit den Bänden von Blau und Fritz vorbildlich erfüllt, verlangen die Sagenbücher des Verlags Eugen Diederichs in Jena wissenschaftliche Erforschung, Deutung ihres Kerns. Aus diesem Grunde mußte **Dr Johannes Künzig,** der die Bearbeitung des badischen Sagengebietes übernommen hat, stammestümlich die fränkische Sagensphäre von der alemannischen trennen; denn die Reinheit und Gründlichkeit der Forschung konnte so leichter verbürgt werden. Er brachte zunächst die „Schwarzwaldsagen" heraus als Beitrag zur alemannischen Stammeskunde. Man staunt über die Fülle des Sagenschatzes, den Künzig hier auf nur allzu knapp bewilligtem Raum unterbringt. Rund tausend Sagen sind es, dreitausend etwa umfaßt sein Archiv. Er mußte scharfe Auswahl treffen. Er leistete der Volkstumsforschung unschätzbare Dienste. Er hat ebenso behutsam wie eindringlich diese herrlichen Sagen gehoben, hat die Quellen aufgespürt, ihren Ursprung erforscht und ihrem vom Volksmund oft recht knapp und lückenhaft mitgeteilten Bericht Sprache und Form gegeben, um sie verständlicher, lesbarer zu machen, hat aber alle literarischen Ausschmückungen und Verwischungen der spröden Tatsachen peinlich zu vermeiden getrachtet. Er schuf das umfangreiche, schön gedruckte und vorzüglich auch mit Bildgaben nach alten Stichen versehene Werk in durchaus wissenschaftlichem Geiste. Das schließt jedoch den weniger vorgebildeten Leser nicht vom Genusse des Buches aus, weil sich seine Wissenschaftlichkeit nicht in der vom Laien mit Recht so gefürchteten Gelehrtensprache austobt, sondern, da es sich um deutsches Volksgut handelt, um dem Volksmund abgelauschtes uraltes Erbgut, hat er sich in feinem Sprachgefühl von allem Fremden ferngehalten. Bücher wie dieses gehören in jedes deutsche Haus, sie sollen fleißig gelesen werden von jung und alt, daß ihr Inhalt wieder zu leben beginnt, zu raunen im deutschen Geblüt. Er ist ja weit spannender und abenteuerlicher als die öden, ausländischen Detektivgeschichten.

In der Bücherei der Landeskunde Badens dürfen die Hefte der „Badischen Biographien" nicht fehlen, die im Auftrag der badischen historischen Kommission herausgegeben werden von **Karl Obser** und **O. Cartelliert.** Im 4. Heft finden wir Aufsätze über Delisle, Dreesbach, Graf Douglas, Ellstätter, Emminghaus, Fischer Leopold, Gerber, Gönner, Heilig Karl, von Krafft-Ebing, Kußmaul Adolf, Lauck Georg Karl, Lugo Emil, Marbe Ludwig, Freiherr Rüdt v. Collenberg-Bödigheim, Schmid-Reutte, Schupp Wilhelm, Weishaupt, Weyßer, Woerishoffer; ferner im 5. Heft Battlehner, Baumann Karl, Bender Emil, Böckel, Fischer Ludwig, Hauser Josef, Joos, Keller Julius, Lange, Leutz, Lewin, Lüroth, Mornhinweg, Pfitzer, Schell, Schmidt Friedrich Wilhelm, Waag Alfred, Weygoldt, Ziegler Ernst, von Zittel. Die Hefte erschienen in Carl Winters Universitätsbuchhandlung, Heidelberg.

Wichtige Beiträge der wissenschaftlichen Literatur über Baden sind auch die im Verlag Herder & Co., Freiburg i. Br., erscheinenden „Mitteilungen der Badischen Geologischen Landesanstalt", herausgegeben im Auftrag des Finanzministeriums. Heft 2 des X. Bandes ist mit einem Bildnis, 14 Tafeln und 16 Textabbildungen versehen. Es umfaßt einen Nachruf und fünf wissenschaftliche Spezialarbeiten. In dem Nachruf schildert **C. Schnarrenberger** das Lebenswerk des badischen Landesgeologen Dr. H. Thürach. Die erste Arbeit: L. Erb: „Über die Bodenverhältnisse der Viehweiden im Hochschwarzwald" ist eine Zusammenfassung der Ergebnisse von Bodenuntersuchungen für Zwecke der Landwirtschaft. Die zweite Arbeit: H. Brill: „Paläogeographische Untersuchungen über das Pliozän im Oberrheingebiet" befaßt sich mit der Darstellung und Zusammenfassung der pliozänen Ablagerungen und der damit zusammenhängenden Fragen wie Faune, Flora, Bleichung, Klima usw., auf Grund der umfangreichen Literatur und eigener Begehungen. Entsprechend einer Wasserscheide über den Kaiserstuhl wird ein südliches und nördliches Oberrheingebiet abgegrenzt und gesondert behandelt. Im Süden steht die Umlenkung des Rheines nach Norden im Zusammenhang mit der Faltung des Kettenjuras im Mittelpunkt der Arbeit. Im nördlichen Abschnitt wird besonders der Charakter der oberpliozänen Landoberfläche erörtert, die als echte Fastebene nur einen kleinen Teil des nördlichen Schwarzwaldes, den Kraichgau und den südlichen Odenwald, umfaßt. Die dritte Arbeit: W. Scheid: „Über die Tertiärpflanzen von Baltersweil, Dettighofen und Bühl im Klettgau" ist eine Revision der von Fr. J. Würtenberger in der Molasse des Klettgaus entdeckten und beschriebenen Pflanzenfunde, die in den Sammlungen von Karlsruhe und Freiburg liegen. Die vierte Arbeit: C. W. Speyer, „Wirbeltierreste aus dem Lias α der Langenbrückener Senke" gibt eine Beschreibung von Plesiosauridenresten (Schädel-, Wirbel-, Becken- und

Digitized by Google

Extremitätenfragmenten) und einiger Ichthyosauruswirbel aus einem Lias α-Steinbruch von Malsch im Kraichgau. Die fünfte Arbeit: P. Schaufelberger, „Geologische und hydrologische Verhältnisse zwischen der Donauversickerung und der Aachquelle" vereinigt die bis jetzt erschienenen Betrachtungen der wissenschaftlichen Literatur und die Nachrichten der Presse mit dem Inhalt unveröffentlichter staatlicher und industrieller Denkschriften.

Band 11, 1. Heft mit zwei Tafeln enthält die Arbeit: **Karl Chudoba**, „Der Phonolith von Oberschaffhausen und seine Einschlüsse". „Der Verfasser gibt eine Beschreibung des wollastonitreichen Phonolithes, in dem zum erstenmal Zoisit und Pektolith nachgewiesen werden. Die starke Zeolithisierung des Gesteines wird auf eine hydrothermale Phase zurückgeführt. Die vielen Einschlüsse des Phonolithes werden teils als magmathische Differentationsprodukte, teils als Nephelinsyenite, die seit über 100 Jahren viel umstrittenen „Gneiseinschlüsse" als „geschieferte Nephelinsyenite" betrachtet. Das zweite Heft mit einer geologischen Karte, 2 Tafeln, 5 Textabbildungen versehen, macht mit der Arbeit von **Eckart Schröder** „Über Anbau und Alter des Blauenmassivs im südlichen Schwarzwald" bekannt, worüber folgendes gesagt wird: „Der Hauptwert der Arbeit liegt in der farbigen, geologischen Karte des Blauenmassivs im Maßstab 1:25000. Der Text ist sozusagen die Erläuterung der Karte. Drei, in umgekehrter Reihenfolge ihres Alters schalenförmig übereinanderliegende Granite, — Klemmbach-, Blauen-, Malsburgergranit, — nebst Ganggefolge werden ausgeschieden. Der Klemmbachgranit entspricht den geschieferten Graniten von Altglashütten im Feldberggebiet; der Blauengranit wird dem Schluchsee- und Albtalgranit gleichgestellt, seine Entstehung in die bretonische Faltung verlegt. Der jüngste, Malsburgergranit, hat, wie Bärhalde- und Eisenbachergranit, oberkarbonisches Alter. Bei Marzell wurde der Rest einer rotliegenden Quarzporphyrdecke in einem tertiären Grabenstück beobachtet."

Es liegt uns weiter daran, aus dem Gebiet des Naturschutzes, der Heimat- und Denkmalpflege zunächst das Buch des Mitgliedes unseres engeren Ausschusses, Professor Dr. **Konrad Guenther** zu erwähnen, das überall größte Beachtung gefunden hat, „Die Sprache der Natur", eine deutsche Heimatlehre (R. Voigtländers Verlag, Leipzig). Dem neuen Werk Guenthers kann in tiefer Bedeutsamkeit nachgesagt werden, daß es ein wahrhaft deutsches Buch ist, nach Wahl des Stoffes und nach dessen Gestaltung. Nicht allein, weil es alle Formen der deutschen Landschaft erfaßt, auch deshalb, weil es mit jener tüchtigen und beredsamen, da und dort das Gemüt angreifenden Weise dargestellt ist, die vom Volk geliebt wird. Aus diesem Grunde schon wüßte man es gern in den Händen Lesefreudiger und Lernfreudiger aller Stände, vorab in denen der Jugend; denn es ist sehr wohl auch und dann besonders erlebnisstark zu genießen, wenn man beim Wandern Ruhepausen macht, im Freien untertags, abends in der Herberge, winters nach dem Schneeschuhlauf und sommers im Genuß von Luft und Sonne. In Schulstunden, die seitens der Schüler leerzulaufen drohen, kann ein Kapitel aus diesem Buch wie ein Ferientag wirken, denn es bringt den schönen Traum von Freiheit in blühendem Sinn in die vier nüchternen Wände. Es belehrt zugleich in einer Unaufdringlichkeit, die nur dann möglich ist, wenn das Thema farbig und spannend sich gibt, wenig belastet von wissenschaftlicher Strenge, dabei aber doch im tiefen Grunde ernst und in der inneren Absicht erzieherisch zum Wissen führt. Konrad Guenther kennt Deutschland und hat auf Forschungsreisen im Ausland ein großes Stück der Erdlandschaft gesehen. Er ist befugt, den Deutschen eine Heimatlehre zu schreiben, weil er seine Vorschläge mit Tatsachen unterstützen kann und seinen Berichten durch das Ergebnis Wärme und Ausdruckskraft zu geben vermag. Das heimelt an, sagt der Oberländer, und schon ist er auch gewonnen. Das Buch Guenthers heimelt auf jeder Seite an, es ist ebenso ernst als liebenswert. Ein frisch und warm empfindender Mensch schrieb es nieder, nachdem er jahrelang den reichhaltigen, vielgestaltigen Stoff mit immer neuen Erkenntnissen gesichtet hatte.

Der **Deutsche Bund für Heimatschutz** kann auf ein 25jähriges Bestehen zurückblicken. Seine Wirksamkeit ist von Jahr zu Jahr rückhaltslos als Notwendigkeit erkannt worden. Ihm gehören fast alle deutschen Heimatvereine an. Um den Bund auf noch breiterer Grundlage aufzubauen, seine Mittel zu verstärken und damit seine Eingriffsmöglichkeiten an gefährdetem Heimatgut zu stützen, wurde „Die Gesellschaft der Freunde des deutschen Heimatschutzes" gegründet, in der Hoffnung, in ihr alle noch Fernstehenden besser sammeln zu können. Die Gesellschaft will durch Jahreshefte ihre Mitglieder in allen Fragen und Unternehmungen des Heimat- und Denkmalschutzes unterrichten und die neuzeitlichen Probleme besprechen. Der erste Band liegt vor: „Der deutsche Heimatschutz, ein Rückblick und Ausblick", gedruckt bei Kastner und Callwey in München, die Schriftleitung besorgte der Leiter des deutschen Bundes Heimatschutz, Dr. **Werner Lindner.**

Digitized by Google

Als Mitarbeiter aus Baden wurden Professor Dr. Eugen Fischer und Hermann Eris Busse gewonnen. In einer Zusammenstellung der deutschen Heimatvereine, die dem Bunde angehören, lesen wir, daß Baden überhaupt als zweitgrößter Landesverein Deutschlands in Frage kommt, er ist weit größer als der bayrische und württembergische beispielsweise. Sachsen steht an erster Stelle. Die Aufsatzüberschriften des vorzüglich, leider infolge der hohen Kosten ohne Bildmaterial ausgestatteten Werkes geben einen Einblick in den wertvollen Inhalt; es schrieb **Heinrich Kraft** über „Natur und Mensch", **Schultze, Naumburg** über „Die Gestaltung der Landschaft", **A. Helbok** über „Mensch und Volk", **Eugen Fischer** über „Mensch und Familie". **W. Mitzka** nahm zum Thema „Heimatschutz für Sprache und Dichtung", **Hermann Eris Busse** „Heimatbildung" und „Das Volkstum in Baden", **Karl Giannont** „Heimat und Volkserziehung", **Karl Wagenfeld** „Industrie und Volkstum", **Konrad Hahm** „Heimatschutz und Heimatpflege", **J. M. Ritz** „Heimatmuseen und Forschung", **Franz Hallbaum** „Zum Problem der Form", **Rudolf Esterer** „Heimatschutz und neue Baugesinnung", **Gustav Langen** „Siedlung", **Rudolf Pfister** „Heimatschutz und Verkehr", **Gustav Wolf** „Reklame", **C. J. Fuchs** „Heimatschutz und Volkswirtschaft", **Bruno Rauecker** „Sozialpolitik und Heimatschutz", **R. Hempel** „Heimatschutz in der Landwirtschaft", **Franz Grüger** „Heimatschutz und die Probleme der modernen Kraft und Verkehrswirtschaft", **Friedrich Haßler** „Heimatschutz und Technik". Den Schluß bilden Aufsätze aus dem Schaffensbereich des deutschen Bundes Heimatschutz von Werner Lindner, Freiherrn von Kerckerinck-Borg, Walter Schoenischen, Graf Metternich, Freiherr von Stein. Das Buch ist von bleibender, grundlegender Bedeutung, es gehört in die Hand jedes Heimatforschers. Es kann durch die Geschäftsstelle des Landesvereins Badische Heimat, Freiburg i. Br., Hansjakobstr. 12, Haus Badische Heimat, bezogen werden, oder durch den Buchhandel.

In stofflich anderes Gebiet führt das Werk des Pforzheimers Dr. **Heinrich Schütz**, der in Freiburg lebt. Wenn ein Buch geeignet ist, Jugend und Alter gleicherweise zu spannen, zu fieberhaftem Lesen anzuregen, wie einstmals die Lederstrumpfgeschichten gelesen wurden, so „Der sterbende Gletscher". Hier ist Erdgeschehen und Mythos, leidenschaftlicher, großer Kampf um das Leben und Abenteuer gestaltet. Hauptspieler sind der Gletscher und der königlich herrschende, gewaltige Mammut Langzahn, daneben hausen, lauern, schleichen, rauben, wandern, rufen, lieben die anderen Tiere jener Urzeit, der entschwundenen Eiszeit: Wisent, Bär, Luchs, Wildkatze, Adler, Uhu, Hirsch, Fuchs, und dann tritt auf, als der große Gletscher dahingeschmolzen, der „Große Töter", der Mensch. Es ist ein Roman, der dichterischen Sprache nach ein Kunstwerk, eine Bezeichnung, die derartigen Büchern sonst selten gespendet werden kann, es ist den Tatsachen nach ein wissenschaftliches Werk über das Erdgeschehen und Erdaussehen zur Eiszeit. Man spürt wohl, was die Phantasie zum sachlichen Wissen beibrachte, wenn man von Langzahn, dem Mammut liest, das in riesenhafter, erschütternder Tragik dem Ende entgegensieht, weil mit dem Sterben des Gletschers sein einst so großer Lebensraum entschwindet, seine Zeit erfüllt ist mit dem Augenblick, da der Mensch seine Fährte kreuzt, jenes ihm gegenüber winzige, aber gefährliche Geschöpf der gewandelten Erde. Walter Dittrich steuerte zu den einzelnen Kapiteln Bildtafeln bei, die die wundervolle Dramatik des Buches noch erhöhen, vorab für unsere Buben, für die man das Werk ganz besonders empfehlen muß. Sie wollen sich doch begeistern können, immer noch, fiebern wollen sie im Erleben. Einige Kapitel seien herausgegriffen: Das Gesicht der Berge / Der verlorene Ruf / Hellnächte / Fremde Fährten / Der große Töter. Schütz ist ein kraftvoller Gestalter und ein gründlicher Forscher zugleich. Die Zucht bei aller dichterischen Neigung macht das Buch so geeignet, in unserer Zeit als Lese- und Bildungsstoff zugleich zu dienen. (Erschienen bei H. Haberland, Leipzig.)

„Wild und Wildlinge" von **Wilhelm Fabricius** (im Weißen-Ritter-Verlag, Potsdam) enthält Wild- und Waldgeschichten mit 50 Bildern des Verfassers. Es ist ein echtes „Pfadfinderbuch", das heißt für Wanderer und Naturbummler, die helläugig und kreaturfreudig sind. Denen weist es in Wort und Bild die Fährten und Spuren allen wilden Getiers. Frisch und reizvoll ist es geschrieben mit Humor und tiefer „Sachkenntnis". Es heißt von ihm, „Löns ist der Entdecker der heimatlichen Natur und der natürlichen Heimat; aus demselben köstlichen Born, der auch ihn gespeist, strömt uns her (bei Fabricius) das Lied der süddeutschen Heimat und des süddeutschen Menschen".

Walter Schoenichen, Führer in der deutschen Naturschutzbewegung, überschrieb als Gegenstück zu Knigges Umgang mit Menschen seine neue Veröffentlichung „Der Umgang mit Mutter Grün", ein Sünden- und Sittenbuch für jedermann mit einem (spottlustigen) Umschlagbild von Koch, Gotha (Hugo Bermühler Verlag, Berlin-Lichterfelde). Wir lassen, um es wirklich in seiner Art zu würdigen, am besten das launige, den tiefen Ernst des

Digitized by Google

Mahnens verdeckende Begleitschreiben zum Buch folgen: „Am Eingang der städtischen Parks und Anlagen liest man oft auf Warnungstafeln, daß das Mitführen von Hunden nur an der Leine gestattet ist. In neuerer Zeit finden sich auch ab und zu noch Körbe zur Aufnahme von Papier- und Speiseresten. Selbst auf dem Lande setzt mancher Bauer auf seine Wiese eine Warnungstafel, die das Betreten der Wiese bei sofortiger Pfändung verbietet. Das sind die historischen Anfänge des Naturschutzes. Die in den letzten Jahrzehnten und namentlich seit dem Kriege einsetzende Wander- und Reiselust haben den Ruf nach dem Naturschutz bedeutend lauter erschallen lassen. Und heute? Man könnte getrost die Tafeln für die sonst so lieben Hundchen weglassen, denn diese sind im Umgang mit Mutter Grün besser vertraut als ihre Herren, die Menschen. Das sind die eigentlichen Sünder, die der verdienstvolle Naturschützler Schoenichen treffen will. In launiger und sehr humorvoller Art sucht der Autor seine Leser für den Naturschutz zu gewinnen, indem er ihnen das schönste Anstandsbuch für den Umgang mit Mutter Grün in Wald und Flur zum Maientage bietet. Damit die bösen Sünder seinen Ausführungen auch Glauben schenken, zeigt er all ihre schlimmen Taten im Bild. Eine Photographie zeichnet bekanntlich außerordentlich genau, es gibt also kein Abhandeln. Die Dame, Maria Jaedicke, die sich der Mühe unterzogen hat, die schönen Bilder in allen Gauen Deutschlands aufzunehmen, erwarb sich unvergängliche Verdienste nicht nur für den Buchschmuck, sondern auch als Pädagogin. Jedenfalls, ein solches Buch war noch nie da, es ist eine Sensation und eine Lebensnotwendigkeit für Eltern, deren Kinder gerne, na — reden wir nicht davon. Jeder kann in dem Buch ein Spiegelchen finden, denn wer sündigte noch nicht mit Mutter Grün?“

Und nun sei, am Ende unserer ausgiebigen Bücherreise angelangt, noch auf zwei Neuauflagen wieder empfehlend hingewiesen: Das Werk des „Vogelschutzmannes“, des **Freiherrn von Berlepsch** „Der gesamte Vogelschutz“, seine Begründung und Ausführung auf wissenschaftlicher, natürlicher Grundlage, im Verlag von J. Neumann, Neudamm, erschienen als zwölfte Auflage mit dem Bildnis des Verfassers, 5 Bunttafeln und 82 Textbildern. Das Werk ist in fast alle Sprachen des Kontinents übersetzt worden.

Das zweite Buch stammt von **Cornel Schmitt** und gibt eine „Anleitung zur Haltung und Beobachtung wirbelloser Tiere“. Es erreichte bereits die dritte Auflage, kam im Verlag F. P. Datterer & Cie., Freising-München, heraus und enthält 46 Bilder. Wir haben schon wiederholt auf das wertvolle, volkstümlich dargebotene Schaffen Cornel Schmitts hingewiesen.

Badende (Holzschnitt) W. A. Meyer, Überlingen a. B.

Digitized by Google

Schriftenreihe Vom Bodensee zum Main

Im Auftrag des Landesvereins „Badische Heimat" herausgegeben von Hermann Eris Busse, Freiburg im Breisgau

		RM
Nr. 1.	**Unsere Heimat und wir.** Von Max Wingenroth. 16 Seiten . . .	—,30
Nr. 2.	**Türen und Tore in Alt-Mannheim.** Von J. Aug. Beringer, Zeichnungen von Paul Singer. 24 Seiten mit 26 Abbildungen	—,45
Nr. 5.	**Josef Dürr, ein neuer badischer Dialektdichter.** Von O. Heilig. 8. S.	—,20
Nr. 6.	**Das alte Schloß in Baden-Baden.** Von Max Wingenroth. 44 Seiten mit 33 Abbildungen	—,80
Nr. 7.	**Holzbauten am Tuniberg.** Von C. A. Meckel. 20 Seiten mit 18 Abb. nach Aufnahmen von Frau Annemarie Brenzinger. Zweite Auflage	—,70
Nr. 8.	**Heimatkunde in der Schule.** Von Eugen Fehrle. 32 Seiten. Zweite, wesentlich erweiterte, mit 7 Abbildungen versehene Auflage	—,60
Nr. 9.	**Die alten Kunstsammlungen der Stadt Freiburg i. Br.** Von Max Wingenroth. 48 Seiten mit 60 Abbildungen	—,50
Nr. 11.	**Der heilige Berg bei Heidelberg.** Von Rudolf Sillib. 31 Seiten mit 12 Abbildungen. Zweite Auflage	—,90
Nr. 12.	**Proben des Badischen Wörterbuchs nebst Gliederung der badischen Mundarten.** Von Ernst Ochs. 2. Aufl. 16 S. m. 1 Karte d. Mundartengebiete	—,60
Nr. 13.	**Heidelberg, seine Natur und sein geschichtliches Leben.** Von Franz Schneider. 72 S. m. 34 Federzeichn. v. Peter Grund u. Ludwig Pfisterer	1,35
Nr. 14.	**Das ehemalige Benediktinerkloster St. Blasien.** Von Ludwig Schmieder. 52 Seiten mit 30 Abbildungen u. 1 Karte (Oberbaden bis 1803)	1,—
Nr. 15.	**Badisches Kinderleben in Spiel und Reim.** Von G. Schläger. 52 Seiten mit 13 Abbildungen	—,95
Nr. 16.	**Natur, Oberflächengestaltung und Wirtschaftsformen der Baar.** Von W. Deecke. 32 Seiten mit 14 Abbildungen	—,60
Nr. 19.	**Schwarzwälder Maler.** Von Max Wingenroth. 68 S. mit 80 Abb.	1,30
Nr. 20.	**Das Mannheimer Schloß.** Von Fr. Walter. 110 S. m. 85 Abb. 2. Aufl.	2,—
Nr. 21.	**Das Bruchsaler Schloß.** Seine Baugeschichte und seine Kunst. Von Anton Wetterer. 114 Seiten mit 51 Abbildungen. Zweite Auflage . .	2,20
Nr. 22.	**Reichenauer Kunst.** Von Konrad Gröber. Zweite verbesserte Auflage. 80 Seiten mit 54 Abbildungen	2,—
Nr. 24.	**Aus gärender Zeit.** Tagebuchblätter des Heidelberger Prof. Kayser (1793 bis 1827) mit 10 Abb. von F. Rottmann. Herausgegeben von Franz Schneider. Kunstgeschichtl. Einleitung von K. Lohmeyer. 102 Seiten .	2,—
Nr. 25.	**Vom Steinkreuz zum Bildstock.** Ein Beitrag zur badischen Steinkreuzforschung. Von Max Walter. 37 Seiten mit 6 Abbildungen	—,75
Nr. 26.	**Hermann Daur.** Von Hermann Eris Busse. 112 Seiten mit 2 farbigen Tafeln und 83 Abbildungen. Zweite Auflage	2,—
	In Halbleinen gebunden	3,50
Nr. 27.	**Das Rastatter Schloß.** Von Gerhard Peters. 84 S. mit 44 Abb.	2,—
Nr. 28.	**Das Markgräflerland und die Markgräfler im Bauernkrieg des Jahres 1525.** Von Karl Seith. 168 S. mit 41 Abb. und 2 Karten	4,50
Nr. 29.	**Bad. Volksheilkunde.** Von Walther Zimmermann. 110 S. m. 4 Abb.	2,20
Nr. 30.	**Die Vorfahren Karl Maria v. Webers.** Neue Studien zu seinem 100. Todestag. Von Friedrich Hefele. 60 S. m. 15 Abb., 1 Ahnen- u. 1 Stammtafel	1,80
Nr. 31.	**Die Schwarzwälder Uhr.** Von Adolf Kistner. 164 Seiten mit 113 Abb.	3.40
Nr. 32.	**Ludwig von Liebenstein.** Ein Geschichtsbild aus den Anfängen des süddeutschen Verfassungslebens. Von Franz Schnabel. 80 S. mit 18 Abb.	2,—
Nr. 33.	**Die Volkskunst im badischen Frankenlande.** Von Max Walter. 128 Seiten mit 53 Abbildungen	2.70
Nr. 34.	**Aus Freiburgs Baugeschichte.** Die ehem. Zähringer Vorstadt und Kreisbaumeister Christoph Arnold. Von Friedrich Hefele. 79 S. mit 17 Abb.	2.—
Nr. 35.	**Das Hotzenhaus.** Von Leopold Döbele. 56 Seiten mit 52 Abbildungen	2.40

Die Hefte 3, 4, 10, 17, 18, 23 sind vergriffen.

Es sind in Vorbereitung Heimatblätter über **Geschichte der Literatur in Baden** (W. E. Oeftering), **Das Karlsruher Schloß** (A. Valdenaire), **Das Tauberland** (F. Metz), **St. Peter** (H. Ginter) u. a.

Unsere Mitglieder beziehen zum Vorzugspreis (15 % Ermäßigung) unsere Heimatblätter durch das Haus Badische Heimat, Freiburg i. Br., Hansjakobstraße 12.

Digitized by Google

Hans Adolf Bühler / Hans Thoma
(Bildgröße 66/48 cm, Preis 12 RM)

Die Farbenlichtdrucke der Badischen Heimat

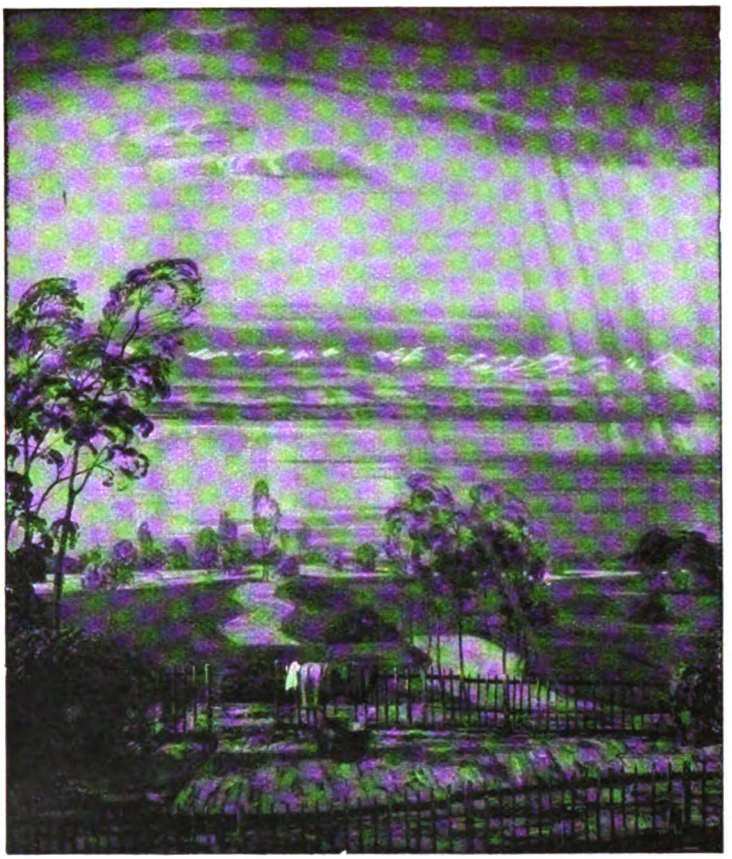
Im Jahre 1925 sind wir erstmals dazu übergegangen, Bilder badischer Maler in farbiger Wiedergabe als echte Heimatkunst herauszubringen. Für den neuesten Farbenlichtdruck überließ uns Hans Adolf Bühler, Professor an der Landeskunstschule zu Karlsruhe, sein Gemälde „Hans Thoma", das keiner vergißt, der es je gesehen. Hans Thoma, verklärt, gottselig, im wehenden tiefgrünen Mantel, den Kelch in seinen Greisenhänden, die so viel Herrliches, Ewiges geschaffen haben, kommt uns entgegen. In den klaren Augen wirkt schon das jenseitige Licht, indessen in der Ferne der schwere Tag hinuntergeht. Des alten Weisen eigener Sinnspruch könnte unter diesem Bilde seines ehemaligen Schülers und Freundes Bühler stehen:

„Wenn der Glaube mit durch's Leben schreitet,
die Liebe unsere Seele weitet,
die Hoffnung uns hinüberleitet,
dann sind wir wohl bereitet,
wenn die Seele von dem Leibe scheidet."

Unser neuer Farbenlichtdruck ist künstlerisch und technisch in vollendeter Weise hergestellt, und wird nicht nur in jedem badischen, sondern in jedem deutschen Haus Weihe ausstrahlen.

Wir bringen die bisher erschienenen Farbenlichtdrucke in Abbildungen mit Angabe der Bildgrößen und der Preise, zu denen noch die Auslagen für Porto und Verpackung kommen,

Digitized by Google



Hans Dieter / Bodenseelandschaft
(Bildgröße 65,55 cm, Preis 12 *R.M*)

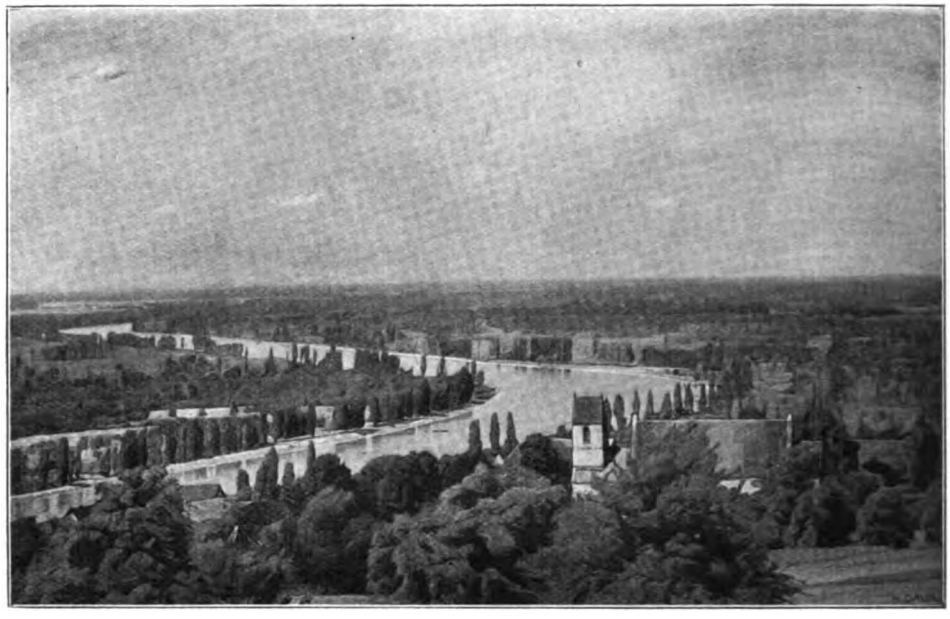
lediglich der Farbenlichtdruck „Oetlingen, ein markgräfler Dorf" ist nicht abgebildet, weil er nur noch in wenigen Blättern vorrätig ist. Wir machen unsere Mitglieder und alle Freunde wahrer Heimatkunst erneut auf die Reihe unserer Farbenlichtdrucke aufmerksam, die kostbare Geschenke bei jeder Gelegenheit sind und wir lassen die Empfehlung folgen, die im Amtsblatt des Ministeriums des Kultus und Unterrichts vom 1. November 1928 an die Schulbehörden und Leiter der unterstellten Schulen erschien:

„Der Landesverein Badische Heimat hat nachstehende Farbenlichtdrucke nach Werken heimischer Künstler in ausgezeichneter Reproduktionstechnik herstellen lassen:

1. **„Rheinebene bei Bamlach"**, nach dem Gemälde des verstorbenen Malers Hermann Daur, Bildgröße 50,70 cm. Verkaufspreis 15 *R.M*.
2. u. 3. **„Mein Heimattal"** und **„Die Linde"**, farbige Sonderdrucke aus der in der Schriftenreihe „Vom Bodensee zum Main" erschienenen Monographie über Hermann Daur. Bildgröße 11,19 cm. Verkaufspreis 1 *R.M* für beide Blätter.
4. Farbige Wiedergabe eines **Hebelbildnisses**, nach einem Gemälde von Adolf Glattacker. Bildgröße 40,30 cm. Verkaufspreis 4,80 *R.M*.
5. **„Bodenseelandschaft"**, nach einem Gemälde des Meersburger Malers Hans Dieter. Bildgröße 65,55 cm. Verkaufspreis 12 *R.M*.

Die Reihe soll in den nächsten Jahren fortgesetzt werden. Ich mache auf die Möglichkeit aufmerksam, die vom Landesverein Badische Heimat, Freiburg i. Br., Hansjakobstraße 12, zu beziehenden Bilder als künstlerischen, heimatkundlich anregenden Wandschmuck der Schulsäle, wie auch als Schülerpreise zu verwenden. I. V. gez. Dr. Huber."

Digitized by Google

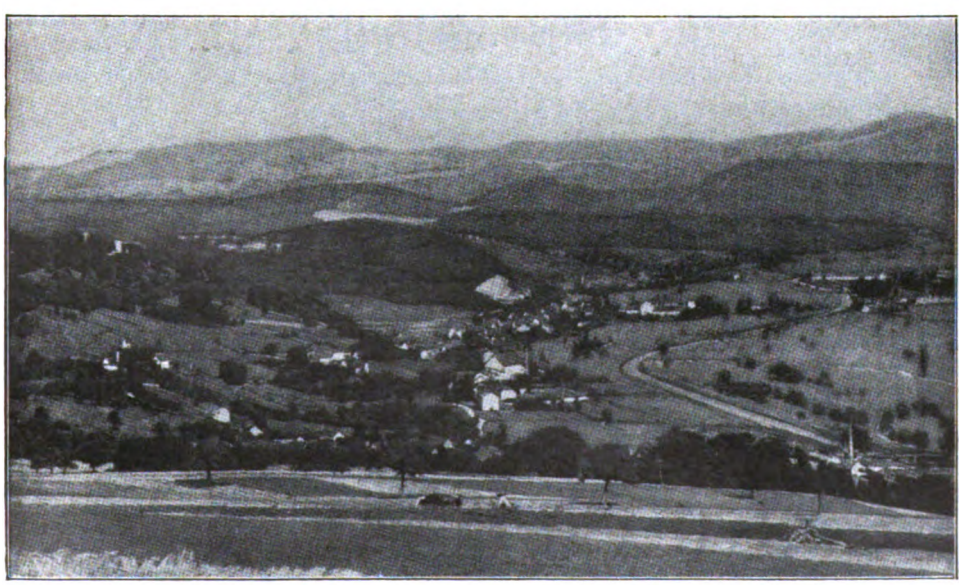


Hermann Daur
Die Rheinebene bei Bamlach
(Bildgröße 70/50 cm
Preis 15 *M*)

Adolf Glattacker
J. P. Hebel
(Bildgröße 40/30 cm
Preis 4,80 *M*)

Digitized by Google

Hermann Daur / Die Linde
(Bildgröße 19/11 cm, Preis 0,50 *R.M*)



Hermann Daur / Mein Heimattal
(Bildgröße 19/11 cm, Preis 0,50 *R.M*)

Digitized by Google

Jahreshefte Badische Heimat

Die Landschaften Badens sind in den Jahresheften dargestellt. Wer seine Heimat in ihrer ganzen Bedeutung erleben will, findet durch ein solches Heimatbuch die schönste Führung. Wer befreundeten Menschen das Verständnis der heimatlichen Kräfte vermitteln will, gebe ihnen eines von diesen schönen Werken in der Geschenkausgabe. Geschichte und Kunst, Heimat- und Volkskunde, Wirtschaft und Gewerbe, Schönheit und Fruchtbarkeit des badischen Landes ziehen in der ganzen Fülle ihres Seins an unseren Augen vorüber und lassen uns das mit dem Auge in Wanderungen und Fahrten Geschaute tiefer erleben und begreifen.

Geschichten und Bilder aus dem Kraichgau (1922)

(Bruchsal und sein Schloß). 154 Seiten mit 79 Abbildungen. Nur geb. 4 *RM.*

Das Markgräflerland (1923)

(Müllheim, Lörrach, Schopfheim). 184 Seiten und 150 Abbildungen. Geh. 2,50 *RM.*, geb. 4 *RM.*

Der Überlinger See (1924)

(Überlingen, Meersburg). 242 Seiten mit 160 Abbildungen. Geh. 6 *RM.*, geb. 7,50 *RM.*

Der Enz- und Pfinzgau (1925)

(Das Land um Pforzheim). 300 Seiten mit 165 Abbildungen und 16 ganzseitigen Bildtafeln. Geh. 6 *RM.*, geb. 7,80 *RM.*

Der Untersee (1926)

(Konstanz, Reichenau, Radolfzell). 212 Seiten mit 180 Abbildungen und 16 ganzseitigen Tafeln. Geh. 4 *RM.*, Leinen 5,80 *RM.*

Mannheim, Die Stadt der Arbeit (1927)

288 Seiten mit über 150 Abbildungen und 18 ganzseitigen Tafeln. Geh. 6 *RM.*, geb. 7,50 *RM.*

Karlsruhe, Die badische Landeshauptstadt (1928)

228 Seiten mit fast 200 meist unveröffentlichten Bildern und 18 ganzseitigen Bildtafeln. Geh. 6 *RM.*, geb. 7,50 *RM.*

Freiburg und der Breisgau (1929)

300 Seiten mit 14 Bildtafeln und 210 Abbildungen. Nur kart. 5 *RM.*

Singen und der Hegau (1930)

Diese bisher erschienenen Heimatbücher Badens sind im Auftrag des Landesvereins Badische Heimat von **Hermann Eris Busse**, Freiburg i. Br., herausgegeben

Digitized by Google

Ekkhart

Jahrbuch für das Badner Land

Im Auftrag des Landesvereins Badische Heimat
herausgegeben von **Hermann Eris Busse**, Freiburg i. Br.

Die Kräfte von Gegenwart und Vergangenheit unseres schaffenden Landes werden jedes Jahr durch neue Beiträge sichtbar gemacht:

Veröffentlichung neuer badischer Dichtung
Darstellung badischer Künstler, ihres Lebens und ihrer Werke
Badische Volkskunde
Badische Geschichte und Landschaft
Jahresschau der Literatur und der Kirchen

1924. Jahrgang V mit Geleitwort Hans Thomas / H. Burte, Gedichte / Oeftering, Maler Ernst Würtenberger / Sauer, Münster in Konstanz / Traumann, Pfälzer Dichter, K. G. Nadler / Schwarz, Franz Philipp / Bader, Fränkische Brunnen a. a. Preis 2,50 *RM.*

1925. Jahrgang VI: Geleit und Dichtungen von Burte / Busse, Hans Dieter / Krieck, Schließler's Bildwerke / Hegaur, Grimmelshausen / Emil Strauß, Grab zu Heidelberg (Erzählung) / Rott, Badische Trachtenkunde / Walter, Odenwälder Volkshumor. Preis 3 *RM.*

1926. Jahrgang VII: Burte, unveröffentlichte Dichtungen / Eberlein, Maler Gustav Wolf / Oeftering, Bildhauer Oskar Kiefer / Herzog, Komponist Julius Weismann / Walter F., Musik in Mannheim unter Karl Theodor / Rott, Rathaus in Pfullendorf / Busse, Peter Brunnkant u. a. Aufsätze, Gedichte, vier ganzseitige Bildtafeln, ein Komposition von J. Weismann und viele Abbildungen im Text. Preis 4 *RM.*

1927. Jahrgang VIII: Kalendarium / Jean Paul über Hebel / Beringer, Die Trübnerschule / Walter, Die fränkischen Volkstrachten / Graef, Alt-Adelsheimer Frauentracht / Roedder, Reichsdorf Schefflenz / Tritscheller, Schwarzwälder Miniaturen / Moß, Die Orgel im Konstanzer Münster / Glückstein, Gedichte in Pfälzer Mundart / Badische Schnurren und Anekdoten. Preis 4 *RM.*

1928. Jahrgang IX: Bildnis Prof. Dr. Eugen Fischer / Schwarzweber, Maler, Haller / Widmer, Läuger als Keramiker / Roller, Musiker Kusterer / Busse, Tulipans Eltern / Frey, Traum vom Ende / Oeftering, Literarisches Ortsverzeichnis von Baden / Badische Schnurren und Anekdoten. Preis 4 *RM.*

1929. Jahrgang X mit Beiträgen von: Eugen Fischer, Volk und Heimat / Heinrich Federer, Des Schweizer Dichters Bekenntnis zum Alemannentum in zwei Briefen / Otto Hoerth, Oberbadische Maler im 19. Jahrhundert / Hermann Nasse, Bildhauer Hermann Geibel / Fritz Zobeley, Musikverhältnisse am Fürstbischöfl. Speyerischen Hofe zu Bruchsal im 18. Jahrhundert / Anton Fendrich, Emil Belzner, Max Walter und vielen anderen. Preis 3 *RM.*

1930. Jahrgang XI: Bildnis Franz Philipp, von Prof. H. A. Bühler (Bildtafel) / Kalendarium mit Lebensdaten bedeutsamer badischer Persönlichkeiten / Franz Schneller, Landschaftserlebnis / Geh.-Rat Dr. Karl Obser, Karlsruhe, Feodor Iwanow. Ein Karlsruher Hofmaler aus der Zeit des Klassizismus (mit Selbstbildnis) / Prof. Hans Adolf Bühler, Karlsruhe, Das innere Gesetz der Farbe. Eine künstlerische Farbenlehre / Prof. Dr. W. E. Oeftering, Karlsruhe, Bildhauer Hermann Binz (mit 8 Abbildungen) / Prof. Dr. Hermann Unger, Köln, Richard Trunk, ein deutscher Lyriker (mit Bildnis) / Wilhelm Fladt, Freiburg i. Br., Briefe von Emil Gött an ein junges Mädchen / Wilhelm Fladt, Emil Gött, der Erfinder / René Schickele, Gedichte / H. E. Busse, Friedrich Alfred Schmid Noerr. Ein badischer Dichter (mit Bildnis) / F. A. Schmid Noerr, Die Krötenwallfahrt / Friedrich Singer, Gedichte / Hermann Eris Busse, Romantische Begegnung / Bibliothekar G. Zink, Heidelberg, Zur Puppentheaterpoesie / Badische Schnurren und Anekdoten von Karl Berner, Hanns Glückstein, Karl Herbster, Karl Jörger, Adam Karillon, Karl Ruf und Josef Schleer. Zeichnungen von Zenta Zizler / W. E. Oeftering, Literarische Jahresschau 1928/29 / Karl Kistner, Kath. Chronik 1928 / Friedrich Hindenlang, Evang. Chronik.
Preis 3 *RM.* Die Jahrgänge 1920—1923 sind vergriffen.

Jeder Band ist mit vielen Bildern geschmückt

Digitized by Google

Unsere Werbegaben

Für jeden Badener
für jede Badenerin

gleichviel wo sie wirken, muß es eine Ehrenpflicht sein, an den Aufgaben und Zielen des Landesvereins Badische Heimat e. V. teilzunehmen und teilzuhaben.

Die liebenswürdige Mitarbeit

möchten wir gerne belohnen und damit gleichzeitig die Werbefreudigkeit erhöhen. Wenn Sie örtlich, in Baden, außerhalb des Landes, oder im Ausland Mitglieder gewinnen, erhalten Sie:

für 1 neues Mitglied

aus unserer Schriftenreihe „Vom Bodensee zum Main, die heute 35 Veröffentlichungen zählt, ein Heimatblatt nach Wahl **oder** ein Ekkhart-Jahrbuch, Kalender für das Badnerland (vorrätig sind noch die Jahrgänge 1925—1930), **oder** die beiden Farbenlichtdrucke „Die Linde" und „Mein Heimattal", von Hermann Daur (Bildgröße je 19/11 cm);

für 3 neue Mitglieder

den Farbenlichtdruck „Johann Peter Hebel", nach dem Ölbild von Adolf Glattacker (Größe 30/40 cm);

für 7 neue Mitglieder

den Farbenlichtdruck „Bodenseelandschaft", nach dem Ölbild von Hans Dieter (Größe 65/55 cm);

für 10 neue Mitglieder

den Farbenlichtdruck „Rheinebene bei Bamlach", nach dem Ölgemälde von Hermann Daur (Größe 70/50 cm).

Der Jahresbeitrag 6 *R.M* (unsere Ortsgruppen verlangen einen kleinen Zuschlag für örtliche Zwecke). Die bereits erschienenen Veröffentlichungen des Jahres werden den neugewonnenen Mitgliedern nachgeliefert. Für den geringen Beitrag erhalten unsere Mitglieder 8 Hefte „Mein Heimatland" und das stattliche Jahresheft „Badische Heimat", das jeweils einem bestimmt umrissenen Landesteil gewidmet und reich mit Bildern geschmückt ist.

Alle Meldungen sind zu richten an den

Landesverein Badische Heimat E. V.
Freiburg im Breisgau, Hansjakobstraße 12, Haus Badische Heimat

Digitized by Google

Badische Landschaft und Geschichte

Entwicklung der Kartographie Südbadens im 16. und 17. Jahrhundert. Von Dr. Johannes Werner. Illustriert. 3,20 *R.M.*

Oberflächengestaltung des nördlichen Schwarzwaldes. Von Dr. Heinrich Schmitthenner. 6 Abb., 1 Tafel. 3 *R.M.*

Studien zur Talgeschichte der großen Wiese im Schwarzwald. Von Dr. Bernhard Brandt. Mit 2 Karten, 3 Tafeln. 2,40 *R.M.*

Der Kraichgau. Von Dr. Friedrich Metz. Reich illustriert. 3,50 *R.M.*

Das Wildseemoor von Kaltenbronn im Schwarzwald, ein Naturschutzgebiet. Von Dr. Karl Müller. Illustriert. 5,50 *R.M.*

Die Insel Mainau. Geschichte einer Deutsch-Ordens-Kommende vom 13. bis 19. Jahrhundert. Mit Urkundenbuch. Von Freiherr Roth von Schreckenstein. 12 *R.M.*

Geschichte der Gegenreformation im Bistum Konstanz. Von Prof. Dr. Karl Schellhaß. 12 *R.M.*

Q 6 in Mannheim. Ein Beitrag zur Topographie und Genealogie der Stadt. Von Prof. Dr. Fritz Hirsch. 13 Abb. 6 *R.M.*

Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins. Herausgegeben von der badischen historischen Kommission. Einzelheft 4 *R.M.* Jeder Jahresband erscheint in 4 Heften.

Pflanzenkunde der badischen Flora. Von Dr. Ferd. Leutz. 1,30 *R.M.*

Der Landwirt. Kalender, herausgegeben vom Badischen landwirtschaftl. Verein. 80 *Rpf.*

Die natürlichen und wirtschaftlichen Verhältnisse in ihrem Einfluß auf die Landwirtschaft in Baden. Von Dr. E. Köbler. 3,60 *R.M.*

Pforzheimer Bijouterie-Industrie. Von Dr. A. Diffinger. 7,50 *R.M.*

Badische Verfassung. Textausgabe. 0,30 *R.M.*

Geschichte der badischen Verfassungsurkunde 1818—1918. Von Dr. Robert Goldschmit. 7,50 *R.M.*

Badisches Verfassungsrecht mit Erläuterungen. Von Dr. jur Dr. phil. h. c. Karl Glockner. ca. 21 *R.M.*

Staatsumwälzung und Neuaufbau in Baden. Von Adam Remmele. 7,50 *R.M.*

Geschichte der Ministerverantwortlichkeit in Baden. Von Dr. Franz Schnabel. 1,50 *R.M.*

Staatshandbuch für Baden. Ausgabe vom Badischen Staatsministerium. 10 *R.M.*

Erschienen im Verlag G. Braun, Karlsruhe i. B.

Digitized by Google

Badische Literatur

Badische Volkslieder mit Bildern und Weisen. Herausgegeben vom Deutschen Volkslied-Archiv. Bilder von Adolf Jutz. Zweistimmiger Satz von Julius Weismann. Lautensatz von Konrad Ameln. 2,50 *R.M.*, in Halbpergament 5,50 *R.M.* 72 der schönsten und anheimelnsten Volkslieder Badens.

Die historischen Volkslieder Badens, insbesondere die Kriegslieder der badischen Truppen in den Feldzügen des 19. Jahrhnnderts. Gesammelt von J. Ph. Glock. Broschiert 1,50 *R.M.*, Leinen 2 *R.M.*

Markgräfler Drüübel. Alemannische Gedichte. Von Paul Sättele, mit Holzschnitten von Erwin Krumm. 4 *R.M.*

Bureg'schichte us em alemannische Land. Von Heinrich Würtenberger. 2,50 *R.M.*

Großherzogin Luise von Baden. Der Lebenstag einer fürstlichen Menschenfreundin. Von Friedrich Hindenlang. 4 *R.M.*

Badische Kunst

Das Freiburger Münster. Von Münsterbaumeister Dr. h. c. Friedrich Kempf. 12 *R.M.* Der 262 Seiten starke Ganzleinenband mit über 270 teils ganzseitigen Aufnahmen ist das Standardwerk über das Münster und sollte sich nicht nur in jeder Bücherei des Kunstfreundes, sondern in jedem badischen Haus befinden.

„Was könnte einem bedeutenden, von der Geschichte geweihten, von der Kunst tausendfältig geschmückten Bauwerk Besseres und Rühmlicheres geschehen, als wenn sein Meister und Pfleger selbst ihm das literarische Denkmal setzt? Es ist eine Wonne für Auge und Herz, durch dieses Buch, dem man bald Freund wird, Seite für Seite, Bild für Bild zu lustwandeln." Westermanns Monatshefte.

Hans Thoma. Ein Meister der Menschheit. Von Dr. Karl Anton. Kart. 4 *R.M.*, Leinen 7 *R.M.*

Kurpfälzische Kunst und Kultur im 18. Jahrhundert. Von J. A. Beringer. Broschiert 2,50 *R.M.*, gebunden 3 *R.M.*

Deutsche Bauern- und Ackerbürgerhäuser. Eine bautechnische Quellenforschung zur Geschichte des deutschen Hauses. Von Dr. Otto Gruber. Broschiert 3,80 *R.M.*, Leinen 5 *R.M.*

Heinrich Hübsch. Eine Studie zur Baukunst der Romantik. Von Dr.-Ing. Arthur Valdenaire. Gebunden 6,40 *R.M.*

Friedrich Weinbrenner, Briefe und Aufsätze. Herausgegeben von Arthur Valdenaire. 12 Tafeln, 3 Abbildungen und 1 Titelbild von Prof. Albert Haueisen. Broschiert 5,40 *R.M.*, Leinen 7 *R.M.*

Diese architektonischen Bekenntnisse und wissenschaftlichen Untersuchungen bilden einen wertvollen Beitrag zur Kunst seiner Zeit, der süddeutschen im Barock wurzelnden Klassik als Gegenstück zu Schinkels Theorien und führen unmittelbar in die Grundbegriffe seines Gestaltens und seiner Ästhetik ein. Diese Briefe sind Zeugnisse seiner tiefen Verehrung der schönheitstrunkenen Antike und des Ideals der Kunst wie es ähnlich in der Dichtkunst Hölderlin erträumte.

Erschienen im Verlag G. Braun, Karlsruhe i. B.

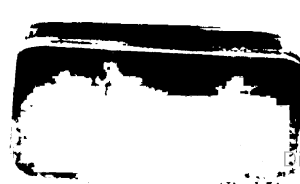
Digitized by Google

Digitized by Google

PERIODICALS

Digitized by Google

PERIODICALS



Digitized by Google

Digitized by Google